Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Hunderteinundzwanzigster Band.

Mit den Portraits von:
Stephan Sinding,
radiert von Doris Raab in München,
Rudolf Presber, Ludwig Ganghofer,
radiert von Andreas Pickel in Nürnberg.

Berlin
S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt
G. m. b. H.

Inhalt des 121. Bandes.

April — Mai — Juni.

1907.

Mit den Portraits von:
Stephan Sinding,
radiert von Doris Raab in München,
Rudolf Presber, Ludwig Ganghofer,
radiert von Andreas Pickel in Nürnberg.

121. Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1907.

Berlin.
S. Schottlaenders
Schlesische Verlags-Anstalt
G. m. b. H.

Band 121. — Heft 361.

*

April 1907.

Berlin.
S. Schottlaenders
Schlesische Verlags-Anstalt
G. m. b. H.

Preis pro Heft 2 M, pro Quartal (3 Hefte) 6 M, pro Jahr (12 Hefte) 24 M.
(Zeitungs-Preisliste Nr. 5610.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXXI. Band. — April 1907. — Heft 361.

(Mit einem Portrait in Radierung: Stephan Sinding.)

S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt,
G. m. b. H.
Berlin W. 35.

April 1907.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Stephan Sinding.
Radierung von Doris Raab in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte:
S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt in Berlin W. 35. Prospekt: Kurt von Einsiedel, Tagebuchblätter aus dem deutsch-französischen Krieg.

An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in komplett **broschierten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschiert 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CXXI (April bis Juni 1907), wie auch zu den früheren Bänden I—CXX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expedieren.

Berlin.

S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt
G. m. b. H.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt G. m. b. H. in Berlin

..................Expl. Band:..

....

....

Elegant broschiert zum Preise von Mk. 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von Mk. 8.— pro Band.

..................Expl. Heft:..

....

....

zum Preise von Mk. 2.— pro Heft.

..................Expl. Einbanddecke zu Bd. ....

....

....

zum Preise von Mk. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Stephan Sinding.

Leiden.

Der Roman eines Knaben.

Von

Dora Duncker.

— Berlin. —

I.

Durch das sanft in den Abend verdämmernde Tageslicht schritt ein junger Mensch die gerade, gut gehaltene Straße von der um den anmutigen grünen See gelagerten Villenkolonie, nach dem kleinen märkischen Dorf, das zwischen Obstbäumen friedlich eingebettet lag.

Heut, an diesem Vorfrühlingsabend, standen die Bäume noch blatt- und blütenlos da; nur hier und da zeigten sich an den nach Osten zugewandten Zweigen kleine runde, dunkelbraun glänzende Knospen, zwischen denen es geheimnisvoll weiß und hellrosa schimmerte und die nahe Blüte kündete.

Der junge Mensch, der auf der stillen Straße hinschritt, beobachtete mit aufmerksamen nachdenklichen Augen das langsame Erwachen der Natur aus dem langen Winterschlaf, das Aufsprießen der Wintersaat, die ersten jungen Triebe an den Büschen, die streckenweis die Straße umsäumten, die kaum erblühten Schneeglocken und Krokus in den kleinen staketumzäunten Bauerngärten.

Wie er so durch die zunehmende Dämmerung schritt, machte er noch fast den Eindruck eines Knaben, mochte auch, obwohl er lang aufgeschossen war, das sechzehnte Jahr kaum überschritten haben. Nur die ernsten, nachdenklichen, tiefdunklen Augen in dem feinen, regelmäßigen Gesicht widersprachen dem kaum jünglingshaften Eindruck, den der Dahinschreitende machte.

Nachdem er eine Strecke der Hauptstraße hinter sich hatte, bog er in eine kleine Seitenstraße ab, die auf grünes Wiesenland hinauslief.

In dem Vorgärtchen eines der ersten einstöckigen Häuser stand eine ältliche Frau in halb ländlicher Tracht und begoß, dazwischen sorgfältig hie und da die Erde betastend, die aufkeimende Gemüsesaat.

Als sie Schritte auf der Straße hörte, wandte sie sich rasch und lebhaft um und trocknete, da sie den Näherkommenden erkannte, die Gießkanne schnell beiseite setzend, die Hände an der blauen Hausschürze ab.

„Ach, der Herr Graf," sagte sie mit einem Gemisch von Freude und gutartiger Unterwürfigkeit.

Der junge Mensch unterbrach sie rasch und liebenswürdig.

„Mama Waßmann, wie oft soll ich Sie noch bitten, den Grafen beiseite zu lassen. Ich bin und bleibe für Sie der Helmut Kipping, der ich immer war, seit ich mit dem Franz hier die erste Schulbank gedrückt. Wo steckt er denn? Büffelt er noch immer, selbst in den Osterferien?"

Über das faltige Gesicht der Frau zog ein stolzes Leuchten. „Ja freilich. Er ist doch nun bald nah ans ‚Abitur'. Heut morgen war er in Berlin bei seinem Ordinarius, und da hat er wieder einen ganzen Haufen Bücher mitgebracht. Bei denen sitzt er nun."

Helmut Kipping lachte und nahm einen kleinen Stein von der Landstraße auf, den er geschickt gegen die geschlossene Scheibe des Mittelfensters im ersten, dicht unter dem Dach gelegenen Stock warf.

Rasch wurden die Scheiben geöffnet. Ein frisches Gesicht mit einer auffallend hohen Stirn, über die schlichtes blondes Haar fiel, sah heraus.

„Guten Abend, Helmut. Famos, daß du kommst. Aber eine Viertelstunde mußt du noch zu Vater hineingehen. Ich balge mich noch mit einem verflixten mathematischen Problem."

Helmut nickte dem Freunde zu.

„Laß dich nicht stören, Franz. Wenn dein Vater mich brauchen kann, um so besser."

Der andere hatte die Scheiben schon wieder geschlossen, ohne die Antwort des Freundes abzuwarten.

„Kann ich ein bißchen mit Ihrem Mann plaudern, Frau Waßmann?"

„Wie Sie aber auch fragen, Herr Graf –" sie verbesserte sich schnell — „Herr Helmut. — Mein Mann hat schon alle Tage nach Ihnen gefragt."

„Ich konnte schlecht abkommen. Wenn die Mama nicht zu Hause ist, läßt der Papa mich ungern fort."

„Ist die Frau Gräfin schon verreist? So früh im Jahr?"

Helmuts Augen leuchteten auf.

„Eine Berufsreise, liebe Frau Waßmann. Die Mama ist in München, um eine kleine intime Ausstellung zu arrangieren. Ihre Bilder und die weniger erlesener Kunstgenossen, die denselben Stil pflegen wie die Mama," sagte Helmut stolz.

Sie waren inzwischen auf den schmalen ziegelgepflasterten Flur gelangt. Frau Waßmann hatte das niedere Arbeitsstübchen ihres Mannes geöffnet.

Der Lehrer saß im Halbdunkel am offenen Fenster und rauchte seine Pfeife.

Bei Helmuts Eintritt sprang der kleine behende Mann lebhaft auf.

„Guten Abend, guten Abend. Das ist ein guter Einfall, Christiane, mir den Helmut zu bringen. Franz hat dich schon gestern erwartet, lieber Sohn.“

„Ich sagte schon eben Ihrer Frau —“ Helmut sah sich nach der Alten um, die gerade geräuschlos die Tür hinter sich ins Schloß zog.

Waßmann lachte.

„Ja, die gute Alte, die hat's immer eilig, immer zu basteln, zu wirtschaften, für uns zu sorgen.“

Er schob Helmut einen Stuhl hin und setzte sich wieder an seinen alten Platz.

„Störe ich auch nicht, Herr Waßmann?“

„Ich hab' schon seit einer Stunde Feierabend gemacht, lieber Sohn. Der Junge hat mir heute ein gut Teil Arbeit abgenommen, darum ist er selbst noch so spät bei den Büchern. Das sollte nicht sein in den Ferien, die sollte ein junger Mensch anders nützen. Aber da hilft kein Predigen.“

„Das mein' ich auch,“ sagte Helmut heiter. „Ich kam, um mir Franz für morgen auszubitten, am liebsten für die ganzen Ferien.“

Der alte Mann machte eine unruhige Bewegung.

„Nein, nein, ich will Ihnen Franz nicht fortnehmen. Aber morgen müssen Sie ihn mir lassen.“

„Mit Vergnügen, mit Vergnügen. Wenn es die Herren Eltern nicht stört.

Helmut lachte.

„Da kennen Sie Papa schlecht. Der ist froh, wenn ich einen Freund bei mir habe, und von allen ist ihm Franz der liebste, weil er's mir ist. Sie wissen ja, mit den andern weiß ich nicht viel aufzustellen.“

„Und die Frau Mama?“

„Mama ist gar nicht zu Haus, sie ist in München, wie ich schon Ihrer Frau erzählte. Aber auch sonst — wirklich, Herr Lehrer“ — er fiel in die alte Knabengewohnheit noch von der Abc-Zeit her zurück — „die Mama ist gar nicht so nervös, wie sie bei den Villenbewohnern verschrien ist, nur weil sie nicht mit Hinz und Kunz verkehren mag.“

„Eine Künstlerin wie Ihre Frau Mutter hat gewiß das Recht, sich ihr Leben nach eigenem Geschmack einzurichten.“

„Das mein' ich auch, lieber Herr Waßmann, und selbst der Papa, dem so viel Verdrießlichkeiten daraus entstehen, daß die Mama gar so

wählerisch in ihrem Verkehr ist, redet ihr das Wort. Diesen Sommer wird die Mama um all das Gerede kommen. Da gehen wir fort. Endlich mal wieder, wie früher so oft, mit ihr. Erst nach München, um ihre Ausstellung zu sehen und ihre Bilder im Glaspalast, der bis dahin eröffnet sein wird" — Helmut dämpfte die frische Stimme — „es ist möglich, daß sie dies Jahr die große goldene Medaille bekommt."

Der Lehrer murmelte Beifälliges.

„Und dann wollen wir irgendwo auf die Höhe, vielleicht auf den Brenner, wo Mama Studien machen kann, und später dann nach Meran und Italien."

„Ei, ei, das läßt sich hören, lieber Sohn. Und wann soll die Reise losgehn?"

„So um Anfang Juli, wenn die offiziellen Ferien beginnen. Papa möchte, daß trotz des Privatunterrichts die Ferien so ungefähr eingehalten werden. Bis dahin hofft er dann auch mit dem ersten Band seiner Kunstgeschichte fertig zu sein."

Lebhaft sprang Helmut auf.

„Ach, Sie glauben nicht, Herr Lehrer, welch' ein Genuß es ist, mit der Mama zu reisen. Da merkt man erst recht, wie jung sie noch ist trotz ihrer achtunddreißig Jahre. Papa neckt uns immer und meint, wenn wir so Arm in Arm einhergingen, sähen wir aus wie ein Liebespaar. Und wenn dann die Leute, selbst in der Fremde, stehen bleiben und sich anstoßen und sich zutuscheln: das ist die Moebius — die berühmte Klara Moebius, die voriges Jahr das Gastmahl auf der Berliner Ausstellung hatte und in München das wunderbare Porträt Lenbachs und im Wiener Hagenbund die zerklüftete Nordseeküste, dann könnt' ich vor Vergnügen gleich einen Luftsprung machen!"

„Dabei helf' ich, Helmut." rief eine lustige Stimme von der geöffneten Tür her.

Franz trat ein. Die Freunde begrüßten sich herzlich. Sie wollten dem Alten noch ein Weilchen Gesellschaft leisten, aber der wollte nichts davon wissen.

„Macht, daß ihr fortkommt. Jugend gehört zu Jugend. Ihr habt euch viele Wochen nicht gesehen."

„Wahrhaftig, seit dem Februarsonntag nicht, wo wir deiner Mutter Bilder bei Schulte ansahn und abends im Coriolan waren."

Der Alte hatte inzwischen die Lampe angezündet.

Helmut sah auf die Uhr.

„Es ist acht vorüber, Franz. Um halb zehn hab' ich dem Papa versprochen zu Hause zu sein. Wie wär's, wenn du mich ein Stück begleitetest? Ich tu's dem Papa nicht gern an, unpünktlich zu sein. Es regt ihn jedes Mal auf."

„Mit Vergnügen, Helmut. Es ist ein herrlicher Abend, und ich sitze

schon seit Stunden. Aber das darfst du wieder meiner Mutter nicht antun, fortzugehen, ohne ein Butterbrot mit uns gegessen zu haben."

„Dazu wird auch noch Zeit sein. Wenn wir lange Beine machen, schaffen wir's in einer guten halben Stunde."

Die jungen Leute hatten ihre Verabredung noch kaum getroffen, als Frau Christiane zum Abendessen rief und sich gleichzeitig bei Helmut mit einem langen Wortschwall für das frugale Mahl entschuldigte.

Der Lehrer nahm seine Frau bei der Hand und sagte im Hinausgehen:

„Laß gut sein, Alte. Helmut weiß, daß man bei Dorfschullehrers nicht wie bei Lucull speist. Guten Appetit!" rief er dann, als man sich im Nebenzimmer zu Tisch setzte, und blickte vergnügt auf die beiden jungen frischen Menschen sich gegenüber, denen er die erste Weisheit beigebracht und die nun als Sechzehnjährige sein Wissen und Können längst überholt hatten.—

Um halb neun brachen sie auf. Sie wollten gern noch etwas Zeit für ihren Weg gewinnen.

Die ersten fünf Minuten hatten die Freunde schweigsam zurückgelegt. Es war ihnen das, seit sie sich nur noch nach größeren Zeitabschnitten sahen, zur Gewohnheit geworden. Jeder von ihnen sammelte zunächst still für sich, was er dem Freunde zu sagen hatte.

Helmut, obwohl er der Lebhaftere und bei weitem Temperamentvollere von beiden war, hielt gewöhnlich am längsten zurück. Durch den ausschließlichen Verkehr mit seinem Vater, der, seit er denken konnte, seine leibliche und geistige Erziehung überwacht und geleitet hatte, war er über seine Jahre reif und nachdenklich geworden. War ihm auch Franz Waßmann durch den regelmäßigen Gymnasialbesuch in etlichen Disziplinen an positivem Wissen voraus, so überragte Helmut den gleichaltrigen Freund an Auffassung, Lebensreife und Selbstzucht um ein beträchtliches.

Auch heut hatte Franz zuerst zu sprechen begonnen von dem Pensum der letzten Wochen, von den Arbeiten, mit denen er sich außerhalb des Pensums beschäftigt, von dem Ordinarius, zu dem er sich nahezu freundschaftlich hingezogen fühlte, von seinen Aussichten für das Abiturientenexamen.

Helmut aber war zerstreut. Er hörte kaum auf den Freund und starrte vor sich hin in die bläuliche, von zarten Nebeln durchwebte Luft.

Franz, der die Unaufmerksamkeit des Freundes bald bemerkte, ohne sie ihm zu verübeln, stieß ihn an und fragte, lachend die Melodie markierend:

„Bruder, deine Liebste heißt?"

Helmut schüttelte lebhaft abwehrend den Kopf.

„Als ob du nicht wüßtest, daß ich an so etwas nicht denke!"

„Bei wem waren wir denn eben mit unseren schwärmerischesten Augen?“ neckte Franz.

„Bei der Mama,“ rief Helmut warm und lebhaft. „Ich denke, was sie jetzt wohl tut. Und ob und in welcher Weise sie heute gefeiert wird. Hoffentlich ist ein Telegramm oder ein Brief zu Hause. Wir haben seit zwei Tagen nichts von ihr gehört.“

„Sie wird eben beschäftigt gewesen sein,“ meinte Franz auffallend trocken.

Die Anbetung Helmuts für seine Mutter regte stets aufs neue die Eifersucht in ihm auf.

Der feinfühlige Helmut empfand sofort, was Franz verstimmte, und daß der Freund das Recht habe, ihn in dieser Stunde für sich allein zu beanspruchen.

Er schob vertraulich den Arm unter den seinen.

„Aber wie steht's mit deiner Liebsten?“

Franz lachte übermütig auf.

„Ich habe sie gewechselt und bin bei der höheren Tochter, Klasse 1b, angelangt. Das kleine Schneidermädchen war mir für die Dauer denn doch ein bißchen allzu simpel.“

„Das arme Ding,“ meinte Helmut bedauernd.

„Das kannst du doch schwerlich ernsthaft meinen, Helmut?“

„Doch, sie hatte dich gern und wird sich grämen.“

Franz lachte laut heraus.

„So'n kleines, dummes Gör, und so harmlos wie die Geschichte war: ein bißchen Schokolade, eine Promenade durch den Tiergarten und ein paar Küsse hinter der Haustür. So was kann man doch nicht ernsthaft nehmen. Ja, wenn es die große Leidenschaft gewesen wäre, dann freilich – “

Helmut sah nachdenklich auf den Freund.

„Ich glaube, von der wissen wir alle beide nichts.“

Franz schüttelte energisch den Kopf.

„Gott sei Dank, nein, und ich sehne mich auch gar nicht danach. Was man davon hört und liest, ist ja doch bloß Kummer und Unglück und Verzweiflung.“

Helmut blieb stehen.

„Ich weiß nicht,“ sagte er sinnend, die schönen tiefen Augen geradeaus gerichtet, „die große Liebe zwischen zwei reinen Menschen denk' ich mir wundervoll.“

Franz klopfte den Freund gutmütig auf die Schulter.

„Wart' nur noch ein bißchen mit der großen Liebe, mein Junge. Und jetzt lassen wir einmal die kleinen Mädchen beiseite und reden 'nen Ton von uns. Ich komme also morgen für den ganzen Tag zu euch, darf man's da mal riskieren mit dem Herrn Papa über Heidelberg zu

reden? Die paar Universitätsjahre werden ja doch die letzten für uns sein. Wir können gar nicht früh genug anfangen darauf los zu arbeiten."

Helmut drückte dem Freunde die Hand.

„Ich denke wie du, Franz, aber ob der Papa jetzt schon ein Ohr dafür haben wird? Du weißt, er hört nicht gern von einer Trennung sprechen."

„Aber das muß er doch einsehn," ereiferte sich Franz, „daß er uns die paar lumpigen Semester noch gönnen muß. Danach schlägst du die große Diplomatenkarriere ein, und ich bewerbe mich um eine Anstellung an einer städtischen Schule. Ein kleiner Unterschied. Dann adieu Jugendfreundschaft."

„Das ist ja doch alles noch nicht so fest ausgemacht, Menschenskind. Für die großen Lebensentschlüsse ist die Mama schließlich die letzte Instanz."

„Die möchte dich natürlich in Watte packen und unter eine Glasglocke stellen," brummte Franz.

„Nein, aber sie möchte am liebsten, daß ich Maler oder Bildhauer würde, denn außer der Kunst gibt es eigentlich kein Interesse und keinen Beruf für sie. Aber wie du weißt, ist mein Talent gleich Null."

„Es ist doch auch längst ausgemacht, daß du die diplomatische Karriere einschlägst."

„Für mich und den Papa ja, wenigstens in der Hauptsache. Über die Einzelheiten sind wir uns noch keineswegs einig. Er sieht Paris oder London für den am weitesten vorgeschobenen Posten an, während ich nur an eine überseeische Karriere denke."

„Ich beneide dich, so ins Leben hinaus zu können, in die Welt, je weiter, je besser — himmlisch!"

„Das sag' ich auch, Franz. Am liebsten widmete ich mich ja auch den Naturwissenschaften und schlösse mich einer Expedition ins innere Afrika an, aber das will ich den Eltern nicht antun, darum spreche ich erst gar nicht davon. Die eine wie die andere ist übrigens eine verflucht kostspielige Karriere."

„Na, ihr habt's doch dazu, sollt' ich meinen."

„Die Mama, ja — wir können ja ganz offen sein, Franz, und so ziemlich weißt du ja auch Bescheid —, das heißt sie verdient. Von ihr hängt es also ab, ob sie mir die Mittel bewilligen will, meine hochfliegenden Pläne zu verwirklichen. Denn wenn auch der Papa sich keineswegs von der Mama ernähren läßt, wie böswillige Leute behaupten, im Gegenteil für sich persönlich vollkommen aufkommt, — er hat ein kleines Vermögen von den Großeltern her und verdient mit seinen Büchern — dazu reichte es doch nicht aus. Manchmal, wenn er seinen galligen Humor hat, und der überkommt ihn jetzt öfter, sagt er mir: Eigentlich sind wir zwei arme Kirchenmäuse, Helmut, du und ich, aber es tut

nichts, satt werden wir am Ende auch ohne die Mama, und schließlich, wie lange dauert's, dann bist du ein Mann und stehst auf eigenen Füßen, selbst wenn wir Lieblingswünsche begraben müßten."

„Weshalb sollte sie dich im Stich lassen! Du bist ja doch ihr Abgott."

Helmut lächelte glücklich.

„Nicht so sehr, als sie der meine ist."

Sie ließen die Fahrstraße hinter sich und bogen in den abzweigenden Fußweg zur Kippingschen Villa ein. Am Seeufer, fünfzig Schritt vom Hause entfernt, blieb Franz Waßmann stehen.

„Gute Nacht, Helmut, auf morgen denn."

„Gute Nacht, Franz. Schönen Dank für deine Begleitung."

Sie schüttelten sich die Hände. Dann blickte Helmut zurück und sah dem Freunde nach, der mit seiner kleinen, festen, energischen Gestalt bald in dem bläulichen Abendnebel, der hier dichter noch als auf der Landstraße von dem kleinen grünen See aufstieg, verschwunden war.

Helmut blieb noch einen Augenblick stehen und sah träumerisch in die weiche, verschwommene sternenlose Nacht. Dann wandte er sich dem hinter Bäumen und verwachsenem Buschwerk versteckten Hause zu.

In des Vaters Studierzimmer brannte noch Licht.

Mit langen Schritten eilte Helmut vorwärts. Der große schottische Schäferhund knurrte leise und behaglich, als er den Schritt seines jungen Herrn am äußeren Gartengitter erkannte.

Nachdem der Diener geöffnet, sprang Lord in großen Sätzen an Helmut auf.

„Ruhig, Lord, ruhig, kusch, mein gutes Tier! Was gibt's, Paul? Nachrichten von der Mama?"

„Ein Brief aus München, ja, oben bei dem Herrn Grafen."

Helmut sprang in langen ungeduldigen Sätzen die Treppe zum ersten Stock herauf.

Der Graf saß noch am Schreibtisch mit dem Rücken zur Tür. Helmut legte ihm von hinten beide Hände auf die Schultern.

„Ah, mein lieber Junge! Gut, daß du wieder da bist."

„Du hast Nachricht von Mama, Papa?"

Kipping reichte dem Sohn einen verschlossenen Brief, der neben dem Manuskript lag, an dem er gearbeitet hatte.

„Für dich, nicht für mich."

Wie eine kleine Enttäuschung klang es aus dem Ton des Mannes, während Helmuts Augen im Rücken des Vaters stolz und glücklich aufleuchteten.

Rasch schnitt er den Umschlag voneinander.

Kipping sah mit ungeduldiger Frage auf seinen Sohn. Nach wenigen Augenblicken schon reichte Helmut ihm den Brief.

„Nur ein paar Worte, Papa, und die Rückkehr auf unbestimmte Zeit aufgeschoben,“ sagte Helmut traurig.

Etwas, das er vor seinem Sohn zu verbergen suchte, etwas unruhig Gespanntes zuckte über das Gesicht des Mannes. Dann sagte er ruhig:

„Die Dinge werden es so wollen, mein Sohn.“

II.

Zeitig am nächsten Morgen war der Lehrerssohn herübergekommen. Aus den blaugrauen Nebeln war ein wundervoller Frühlingstag aufgestiegen.

Während die Knaben auf dem Wasser waren, hatte Klemens Kipping versucht, seine Arbeit wieder aufzunehmen, die er gestern bei Helmuts Rückkehr unterbrochen hatte. Trotz aller Selbstbeherrschung konnte er die rechte Sammlung nicht wieder finden, deren er bedurfte, um seines spröden Stoffes Herr zu werden.

Der kurze Brief seiner Frau, der nicht einmal an ihn gerichtet war, der Aufschub ihrer Rückkehr, den sie durch nichts begründete, beunruhigte ihn.

Graf Kipping hatte sich schwer an diese, in den letzten Jahren besonders häufig sich wiederholenden Kunstreisen seiner Frau gewöhnt, deren sie für ihre künstlerische Individualität sowohl, als für Geschäftsabschlüsse und das Arrangement von Ausstellungen ihrer Werke bedurfte. Ein täglicher Brief- und Depeschenwechsel hatte ihm bis zu einem gewissen Grade darüber fortgeholfen. Zum ersten Male überfiel ihn heute jene leere Öde, die wohl über den Menschen kommt, dem die Verhältnisse die Trennung von einem geliebten Wesen aufzwingen, und der die einzige Brücke abbröckeln sieht, die ihn durch die Fremde mit ihm verbindet: das ununterbrochene Miteinanderfortleben durch den stetigen brieflichen Verkehr. Es war sonst kein Tag vergangen, an dem er und der Knabe nicht gehört, wie die Stunden für die Mutter angefüllt gewesen. Zum ersten Male begnügte sie sich mit aphoristischen Mitteilungen, die nicht einmal regelmäßig eintrafen, verzögerte sie ihre Rückkehr ohne scheinbar triftigen Grund.

Sollte das Material der Ausstellung ihren Erwartungen nicht entsprechen? Sollte es, trotzdem es fast ausschließlich in ihre Hand gegeben war, mit der Zusammenstellung nicht so geglückt sein, als sie es gewünscht und für gewiß gehalten? Sollten ihr Menschen und Kunstwerke aufgedrängt worden sein, die sie verstimmten, die Stil und Bedeutung der Ausstellung störten oder verwischten, Klaras künstlerische Absichten kreuzten?

Immerhin war Klara keine Frau sich etwas aufzwingen zu lassen.

Ihre künstlerische Energie, ihr Furor, wenn sie etwas ihr Wünschenswertes durchsetzen wollte, kannten im Gegenteil keine Grenzen — dennoch mochte es Dinge geben, die er hier aus der Ferne, bei der spärlichen Korrespondenz der letzten Woche nicht beurteilen konnte.

In München war, wenn irgendwo, gerade in Kunstkreisen das Kliquenwesen übermächtig — dennoch wollte auch dieses Kalkül nicht stimmen, denn seine Frau kannte die Faktoren genau, mit denen sie zu rechnen hatte. Aus alter Gewohnheit griff Kippings Hand nach dem Kursbuch.

Seit Helmut ein halbwachsener Mensch war und der steten Aufmerksamkeit für sein körperliches Wohl, — die der Vater ihm mit Aufopferung jeden persönlichen Wunsches gewidmet hatte, — nicht mehr bedurfte, war er zuweilen auf Tage zu seiner Frau geeilt, um ihr in schwierigen geschäftlichen Abschlüssen zur Hand zu sein; oft auch, Klaras Berufsangelegenheiten als Vorwand nützend, um sich ein paar Tage lang an ihrer Eigenart zu entzücken. Obwohl sie nun siebzehn Jahre verheiratet waren, hatte Klaras sprunghaftes, von einem Extrem ins andere fallendes Wesen noch immer seine Reize für ihn.

Heut legte er das Buch ebenso rasch zurück, als er danach gegriffen hatte. Sie hatte ihn nicht gerufen, hatte ihm nicht vertraut, was die Gründe ihrer Verschlossenheit waren. Er konnte nicht wissen, ob sie's nach ihm verlangte, ob sein Kommen die Verhältnisse nicht am Ende mehr verwirren als schlichten würde.

Während er das Kursbuch auf seinen Platz zurücklegte, fiel sein Blick auf den Kalender, dessen oberstes Blatt auf den achten April wies. Dies Datum gemahnte ihn an ein Versprechen, das er seiner Schwester gegeben hatte, und das in wenigen Tagen erfüllt sein sollte.

Er schob die angefangene Arbeit beiseite, für die heute überdies keine Förderung zu erwarten war, schloß eine Lade seines Schreibtisches auf und entnahm ihr einen Stoß Papiere aus dem Nachlaß seiner Mutter, aus dem er seiner Schwester die Beschaffung eines Nachzettels versprochen hatte. Schwer war das Schicksal, das diese Frau gepackt hatte. Um so mehr lag ihm daran, ihr, wo immer es anging, zu Diensten zu sein.

Des Kodizills, um das sie ihn angegangen, bedurfte sie als Waffe gegen ihren Mann, der im Begriff schien, den letzten kärglichen Rest ihres bescheidenen Vermögens anzugreifen, der ihrer Tochter zugedacht war. —

Wie gern hätte Kipping aus dem Überfluß seines Hauses der Armen geholfen, wenn er nur gekonnt hätte!

Aber er konnte es nicht, oder vielmehr er durfte es nicht. Von Eigenem durfte er für andere nichts nehmen, wollte er sich wirtschaftlich

selbständig neben seiner Frau behaupten und einen Teil der Erziehungskosten Helmuts mittragen.

Klara aber durfte er nicht bitten. Wenn sie nicht selbst die Hand zur Hilfe bot, war für seine arme Schwester nichts zu erwarten. Klara aber rührte keinen Finger. Sie konnte es der Freifrau von Riedinger nicht vergessen, daß sie ihr kühl und ablehnend entgegengetreten war, als er den Seinen die Braut gebracht hatte.

Und doch hatte die sanfte stille Frau, die fast seit dem ersten Tage ihrer Ehe unerhörte Lasten auf den zarten Schultern trug, sich nicht gegen die arme namenlose, bürgerliche Klara Möbius gewendet, wie Klara damals und noch heute glaubte — sondern gegen das allzu ursprüngliche, undisziplinierte Gebaren seiner Braut.

Für ihn hatte gerade diese ihre ungebundene Art unbeschreiblichen Reiz gehabt; aber er konnte es wohl verstehen und verstand es noch heut, daß es zwischen dem wild-, ohne jede Erziehung aufgewachsenen ursprünglichen Geschöpf und seiner sanften vornehmen Schwester, die vom Scheitel bis zur Sohle Weib, und nichts als Weib war, keine Brücke gab.

Während Klemens nach dem Papier suchte, fiel ihm ein Päckchen in die Hände, das er vordem nie beachtet hatte, ein gelblicher Umschlag mit der Aufschrift: Briefe meines Sohnes Klemens.

Wehmütig blickte er einen Augenblick auf die kleine, feine, leicht verblaßte Schrift der Mutter, dann löste er die Schnur. Ein Dutzend Briefe etwa fiel ihm entgegen. Obenauf ein langes vergilbtes Schreiben mit dem Datum eines Sommertags vor nun bald achtzehn Jahren, augenscheinlich kurze Zeit geschrieben, nachdem er der Mutter seinen Entschluß, Klara Möbius zu heiraten, mitgeteilt hatte. Ein Blick auf die ersten Zeilen überzeugte ihn, daß er sich nicht getäuscht hatte. Er entfaltete den Brief vollends und begann zu lesen:

„Geliebte Mutter, ich danke Dir für Deinen Brief, wenn auch mit wehem Herzen. Er war der erste Wermutstropfen in meinem Glück! Daß Du andere Absichten und Wünsche für mich gehabt, begreife ich wohl. Daß Du dem aber, was ich Dir über meine Klara sage, keinen rechten Glauben zu schenken scheinst, betrübt mich tief. Du, die Du niemals Vorurteile gehabt, niemals auch nur annähernd so etwas wie einem Kastengeist gehuldigt hast, hegst schwere Bedenken gegen meine Braut, ohne sie zu kennen, nur ihrer Familie, ihres angestrebten Berufes halber! Geliebte Mutter, bleiben wir zunächst einmal bei der Familie! Ich schrieb Dir in vollem Freimut, daß Klaras Mutter, ihre beiden übrigens blutjungen Schwestern nicht das sind, was ich mir als Familie meiner Frau gewünscht. Anschauungen und Lebensführung weichen so ziemlich in jedem Punkte von den Anschauungen ab, mit denen ich

groß geworden bin, und die ich mir später selbst zu eigen gemacht habe.

Du antwortest mir auf dieses Bekenntnis: ‚Da Du nichts weniger als ein Philister bist, mein Junge, sondern die Welt selbst großzügig genug anschaust, muß, was Du an der Familie Klara Möbius' zu tadeln findest, schon eng an der Grenze — verzeih das harte Wort, mein lieber Junge — dessen stehn, was wir eine sittliche Weltanschauung heißen.‘

Liebste Mutter, das ist nicht nur ein hartes, das ist ein ungerechtes Wort. Ich habe nicht die geringsten Beweise dafür, daß es bei den Möbius' irgend etwas gäbe, das auch nur die Bezeichnung inkorrekt verdiente, nur, ich wiederhole es ehrlich, wünschte ich, meine Braut wäre in einer andern Atmosphäre aufgewachsen.

Aber heirate ich denn diese Familie, an die Klara dem Anschein nach nicht einmal eine besondere Zärtlichkeit bindet? Habe ich nicht vielmehr ein heißgeliebtes Wesen mir zum Weibe auserseh̄n, das in seiner Eigenart nicht nur weitab steht von dieser ihrer Familie, sondern auch weitab von aller Welt? Ein Eigengeschöpf, eine starke Individualität, ein werdendes Genie, das mir mit ebenso glühender Liebe angehört als ich ihm?

Auch diese plötzlich aufgeflammte heiße Liebe erfüllt Dich mit Bedenken! Du meinst, Mädchen von Klara Möbius' Qualitäten mögen heiß lieben, aber sie liebten kurz!

Sei ruhig, gute Mutter. Zwei Menschen, die einander so verstehen, so ergänzen, von denen liebt nicht einer kurz! Zudem, sie wird nicht nur mein Weib, sie wird mein Kind zugleich sein. Ich werde sie erziehen, allzu Schroffes mildern, harte Ecken abschleifen, und sie will sich gern von mir erziehen lassen, ja, sie tut es jetzt schon und dankt mir für jedes mahnende, bittende Wort.

Und nun zur Künstlerin. Auch diese Deine Bedenken vermag ich zu zerstreuen. Du kennst eben Klara nicht in ihrer Vielseitigkeit, in ihrer unermüdlichen Arbeitsenergie, sonst würdest Du nicht zweifeln, daß sie meinem Hause zugleich künstlerische Zierde und tüchtige Hausfrau sein wird. Du gehst in Deiner liebenden Fürsorge für mich so weit, zweifelnd anzudeuten, ob ein Wesen wie Klara Möbius die Leiden der Mutterschaft auf sich nehmen würde? Geliebte Mutter, sähest Du sie in ihrer flammenden Hingabe für mich, Du würdest auch dieser Zweifel Dich begeben.

Die einzige Gewähr für meine Wahl scheint Dir in dem Umstand zu liegen, daß ich die Geliebte im Hause Parthenius' kennen gelernt, oder richtiger in seinem Atelier, wo sie ihm Schülerin und Modell für Kopf und Hände zugleich gewesen. Du kennst Parthenius, seit wir zusammen Knaben waren. Du schreibst: ‚Daß er kein Veto

gegen Deine Wahl erhoben hat, er, der das Fräulein Möbius schon seit Jahren kennt, ist mir eine Art Beruhigung.'

Ich bedarf einer solchen freilich nicht, aber auch mir hat es gut getan, daß Georg, wenn auch ohne Gemütserregung, in seiner überruhigen, verschlossenen Art uns seinen Segen gegeben hat.

Schließ Dich ihm an, geliebte Mutter! Laß Zweifel und Bedenken fahren und vollende durch Deinen Segen unser Glück.

Ich küsse Deine liebe Hand und bin

Dein dankbarer Sohn Klemens."

Nachdem Kipping geendet, hatte er noch eine Weile mechanisch weiter geblättert. Der Brief, der diesem ersten dem Datum nach folgte, enthielt einen glühenden Dank an die Mutter dafür, daß sie gekommen war, seine Braut kennen zu lernen.

Dann lehnte er in seinen Stuhl zurück und blickte in tiefem Sinnen vor sich hin.

Wie im Fluge zog die Lebensdauer, die er mit seiner Frau geteilt hatte, an ihm vorüber. Hatten diese Jahre gehalten, was er in jener Sturm- und Drangperiode der ersten Liebesleidenschaft von ihnen erwartet? Hatten nicht in vielen Punkten die Bedenken der klugen und feinfühligen alten Frau recht behalten? War nicht nach den ersten heißen Jahren des Glücks, in denen Klara ihm den herrlichen Knaben geschenkt, mancherlei Enttäuschungen, mancherlei Verbitterungen über ihn nicht nur, nein, auch zwischen Mann und Weib gekommen? Hatte nicht aller Selbsttäuschung zum Trotz doch Klaras Familie mit plumpen Händen oft und öfter hineingegriffen in die stille schöne Harmonie, die er seinem Hause zu geben trachtete? Hatte sich Klara nicht, nachdem sie ihm das erste Kind geschenkt, gegen weitere Mutterschaftsbürden gewehrt, mit der Begründung, daß ihre Kraft ihrer Kunst gehöre, hatte sie, wiederum abgelenkt durch ihre Kunst, seinem Hause, dem Knaben wirklich das sein können, was er von ihr erwartet? Und dennoch, sie hatte ihn glücklich gemacht, ihn und Helmut, unendlich glücklich. Und noch heute war sie der Mittelpunkt, um den sich beider Fühlen und Denken drehte.

Abgesehen von stundenlangen, höchstens tagelangen Verbitterungen, hatte er es über sich gewonnen, Klara mit dem Maß zu messen, mit dem eine ungewöhnlich begabte Frau, eine Künstlerin gemessen sein muß. Er hatte damit das Höchste erreicht: ein starkes Talent an seiner Seite sich entfalten zu sehen, eine liebende Gattin sich zu erhalten, die, was sie neben ihrer Kunst zu geben hatte, einzig ihm und dem Knaben gab.

Eine Sehnsucht, wie er sie lange nicht gekannt, packte ihn. Weshalb kam sie nicht? Weshalb ließ sie ihn ohne Nachricht? Was war geschehen, daß er plötzlich wie abgelöst von ihr stand?

Sollte er alle Bedenken beiseite lassen und zu ihr fahren?

Sein Herz, seine Sinne schrieen nach ihr. Vielleicht ersehnte sie ihn in demselben Maße und etwas band sie, das sie nicht los ließ, nicht loslassen konnte!

Aber gleich wieder verwarf er den Gedanken. Wäre es so, hätte sie ihn längst gerufen, oder wäre, alles andere außer acht lassend, zurückgekommen, wie sie es häufig schon getan. Vielleicht war sie auch schon unterwegs zu ihnen, überraschte ihn und den Knaben, und wenn er seinen Plan ausführte, fand er in München schon ein leeres Nest.

Leise wurde an die Tür geklopft. Mutmaßlich die jungen Leute, die ihn aufs Geratewohl nicht stören wollten.

„Nur herein!" rief er, seine Stimme zur Fröhlichkeit zwingend.

Es war der Diener, der einen Brief in der Hand hielt.

Der Graf hatte es auf der Zunge ihm entgegenzurufen: von meiner Frau?

Aber er hielt an sich und nahm dem Diener den Brief aus der Hand.

An der Aufschrift erkannte er die Schrift seines Verlegers.

„Sonst noch etwas, Paul?"

„Herr Parthenius hat angeklingelt, ob es dem Herrn Grafen genehm sei, wenn er heute gegen Abend auf eine Stunde herauskäme?"

Klemens' düstres Gesicht hellte sich ein weniges auf.

„Telephonieren Sie gleich zurück, Paul, daß ich Herrn Parthenius mit Vergnügen erwarte. Mit dem Sechsuhrzug. Ich würde mit dem Wagen an der Bahn sein."

Der Diener hatte das Zimmer verlassen.

Klemens sprang lebhaft auf.

Wahrhaftig ein guter Gedanke von Parthenius, gerade heute zu kommen. Das bannte törichte Gedanken. Mit dem grundgescheiten Kerl kam man leicht über dies und jenes fort und in ein anderes Fahrwasser.

Dann griff der Graf nach dem Brief seines Verlegers.

Hartwich schrieb, daß er ungeduldig die letzten Bogen des ersten Bandes erwarte. Wenn das Buch bis zum ersten Juli heraus solle, sei es höchste Zeit, das Werk in Druck zu geben. Er werde sich erlauben, dieser Tage persönlich nachzufragen, wann er auf den Schluß rechnen könne.

Der Graf schlug sich vor die Stirn.

Und da hatte er nun einen ganzen Vormittag verloren wie ein törichter Schulknabe, der seine Aufgaben versäumt, weil er sich nach der Herzallerliebsten sehnt.

Fehlte nur noch, daß er Verse auf Klara gemacht hätte! Wahrhaftig, er hatte alle Ursache, sich eine regelrechte Strafpredigt zu halten.

Er zog es vor, sich einen energischen moralischen Ruck zur Arbeit zu

geben, und binnen einer halben Stunde hatte er auch wirklich die verlorenen Fäden so weit wieder angeknüpft, daß er hoffen konnte, Hartwich keine ganz unbefriedigende Antwort geben zu können. — — —

Die jungen Leute waren sehr enttäuscht, als der Graf bei Tisch erklärte, an der verabredeten Nachmittagsfußtour nicht teilnehmen zu können.

Durch den ausschließlichen innigen Verkehr mit dem eigenen Sohn hatte Kipping sich so ganz auf das Verständnis der jugendlichen Gärungsperiode des werdenden Jünglings gestimmt, daß Helmuts Freunde sämtlich mit Liebe und Verehrung an ihm hingen.

Während junge Leute sich sonst am liebsten für sich halten und den „alten Herren", wenn immer möglich, in großem Bogen aus dem Wege gehen, war bei den Kippings der Fall ein umgekehrter. Wenn immer sie konnten, suchten Helmuts Freunde des Grafen habhaft zu werden, ihn um den und jenen Rat zu bitten, eine Entscheidung von ihm einzuholen, die den eigenen Eltern zu unterbreiten sie sich scheuten.

Wie Helmut selbst stand Graf Klemens zu Franz Waßmann, dem liebsten Kameraden seines Jungen, in besonders herzlicher Beziehung.

Was Franz vor den einfach gewöhnten Eltern, die Welt und Leben so wenig kannten, nicht vorzubringen wagte, weil er trotz aller Liebe, die die Eltern ihm überreich schenkten, doch nicht auf das rechte Verständnis für seine reifenden Lebensanschauungen rechnen durfte, trug er vor das Forum des Grafen, und niemals war er mit leeren Händen fortgegangen.

Beide jungen Leute bestürmten Kipping mit Bitten, aber der nicht immer allzu Feste gab heute nicht nach. Er kannte sich zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn er heute in der Stimmung, die ihn trotz aller Energie sich herauszureißen dauernd beherrschte, mit den Knaben die alten lieben Wege ging, die er unzählige Male mit Klara und Helmut gegangen war, er die heißen, sehnsüchtigen, zweifelnden Gedanken fortspinnen würde, die ihn heute morgen ganz gefangen gehalten hatten.

Dann war es wiederum vorbei mit der Arbeit sowohl als mit dem mühsam errungenen Gleichgewicht.

Überdies hatte Kipping, um jeder schwankenden Entschließung im vornherein einen Riegel vorzuschieben, Parthenius telephonieren lassen, daß er ihn um sechs Uhr von der Bahn abholen würde. Damit war die Sache erledigt. Von der projektierten Partie hätte man in keinem Fall vor acht Uhr zurück sein können.

Sobald Helmut von der Vereinbarung mit Parthenius hörte, die ihm als eigentlicher Grund der Ablehnung erscheinen mußte, fuhr er, seiner maßvollen Gewöhnung entgegen, heftig auf.

Von Kind an hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen Parthenius empfunden. Es war nicht allein das verschlossene, unzugängliche Wesen des Mannes, das ihn abstieß. Mehr und mehr war Helmut sich

darüber klar geworden, daß Parthenius' ironisierende, zersetzende Art ihn von ihm fern hielt, vor allem aber die Gewohnheit, selbst in Gegenwart der Mutter herabwürdigend und verächtlich von den Frauen zu sprechen.

Helmut hatte oft bemerkt, daß der Papa dem Freunde zugeblinzelt, wenn er Dinge dieser Art in seiner Gegenwart vorgebracht. Was tat es ihm? Um seinetwillen hätte der Papa den Maler ruhig fortreden lassen können. Der geliebten Mutter halber verletzte es ihn. Mußte sie nicht sich selbst, ihr ganzes Geschlecht, durch eine so niedrige Auffassung herabgewürdigt empfinden?

Helmut war ganz rot geworden. Seine schönen Augen funkelten zornig.

„Dem, Papa, tret' ich dich ungern ab," sagte er und bog dabei nervös an der Scheide eines Messers, das er vom Tisch genommen hatte, als ob er das starke Metall in Stücke brechen wolle.

Kipping hatte es auf der Zunge, Helmut eine Zurechtweisung zu erteilen. Dann besann er sich rasch. Was er da an seinem Jungen sah, war ein Stück von ihm, ein unausrottbares Stück ehrlichen Zorns, der allerdings in diesem Fall sich auf einen Gegenstand richtete, der ihn nicht verdiente. Sollte, durfte er den Knaben deshalb meistern, noch dazu in des Freundes Gegenwart?

Hielt er nicht selbst diesen ehrlichen Zorn in steter Bereitschaft als blanke, makellose Waffe gegen alles Unwahre, Schiefe, Unreine? Kochte dieser Zorn nicht in ihm, dem reifen, auf der Lebenshöhe angelangten Manne auf, wenn eines, das ihn anging, nicht auf geraden Wegen ging?

Er brauchte nur daran zu denken, wie oft der Zorn in ihm aufgelodert war, wenn Klara ihm wider sein Wollen die Mutter und die Schwestern aufgedrungen hatte, deren Lebenssphäre ihm mit der Zeit eine geradezu abstoßende geworden war.

Aber freilich diese Frauen und Parthenius!

Wie durfte man sie in einem Atem denken!

Wenn Helmut älter geworden, würde er begreifen, was ein Mann wie Parthenius zu geben hatte.

Gleich nach Tisch brachen die jungen Leute auf.

Kipping begleitete sie über den Fahrweg hinüber und durch die kleine Tannenschonung, die in den dichten Wald führte, durch den ihr Weg an den Strom hinab ging.

„Geht vernünftig, Jungens, nicht zu schnell und nicht zu langsam, und laßt euch beim Förster ein Vesperbrot geben. Hast du Geld bei dir, Helmut?"

„Ja, Papa."

„Und kommt nicht zu spät zum Nachtmahl heim. Es ist halb vier, um acht könnt ihr bequem wieder hier sein."

Der junge Waßmann nickte zustimmend und schlug in des Grafen dargebotene Hand.

Helmut trat zögernd zu dem Vater. Erst als Franz sich umgewendet und ein paar Schritte vorangegangen war, legte er dem Grafen die Hand auf die Schulter und sah ihn bittend aus seinen großen, schönen, ehrlichen Augen an.

„Verzeih, Papa, aber ich kann nicht dagegen an," sagte er sehr leise, „ich kann über das Gefühl nicht fort —" der Knabe stockte — „als ob Parthenius dir oder der Mama ein Unrecht tue."

Der Graf gab seinem Jungen einen Kuß auf die gerötete Wange.

„Du bist ein dummer Bub'," sagte er leicht. „Mußt dir das Gespenstersehen bei Tage abgewöhnen, wenn du Freude am Leben haben willst."

„Bist du mir böse, Papa?"

„Nein, mein Junge, und nun mach', daß du deinem Kameraden nachkommst, und seid vergnügt und genießt den Tag." —

So warm war der Nachmittag geworden, daß Kipping und Parthenius in der offenen Tür nach der Seeterrasse saßen und ihre Henry Clay rauchten.

„Nun also, du großer Schweiger, was giebt's Neues in der Kunst?"

Der Maler antwortete nicht sogleich. Er blickte in die verdämmernde Stille, die über dem Wasser lag, und stieß bedächtig eine feine Rauchwolke nach der andern in die linde Luft hinaus.

„Neues — was sollt' es Neues geben?" sagte er endlich, und um seinen schmalen, festen Mund, der von einem leicht ergrauenden Schnurrbart kaum beschattet war, zogen sich feine, haarscharfe, ironische Linien.

„Daß die Kunst rückwärts schreitet, ist nichts Neues, sollte ich meinen. Sie klecksen fröhlich weiter, die Jungen und die, die sich's einbilden noch zu sein, und sehen dem Menschen und der Natur nur ihre krasseste, häßlichste Seite ab. Was danach wird, wenn die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hat und die unausbleibliche Krise eintritt, weiß der Himmel. Ich weiß es jedenfalls nicht. Schließlich kann's mir auch gleichgültig sein."

„Das glaubst du ja selbst nicht, Georg. Einem Manne von deinem Können, mit deiner Liebe zur Kunst, kann Rückgang oder Aufschwung nicht gleichgültig sein!"

„Liebe! Mensch, kannst du dir denn dies alberne Wort nicht abgewöhnen, das einer entlegenen Periode angehört. Liebe! Lächerlich! Setz' ein Selbst davor, dann laß ich's gelten. Selbstliebe ja, die sitzt heute an Ruder und Steuer zugleich, die regiert die Welt besser als Gesetze und Throne. Und ich geb' der Regentschaft meinen Segen! Vivat! Crescat! Floreat!"

„Du bist ja heute wieder recht nett bei Humor, Georg!" lachte

Kipping. „Ist dir was Besonderes über die Leber gekrochen, oder ist diese Sorte Weltanschauung jetzt der normale Zustand deines Denkens?"

„Das letztere, Kipping, unzweifelhaft das letztere."

„Nun also, wenn du nur noch die Selbstliebe, vulgo Egoismus, gelten läßt, dann beweise deine Theorie durch die Praxis und rede gefälligst einen Ton von dir selbst."

„Das steht wieder auf 'nem andern Brett," brummte Parthenius.

„Das gibt's nicht, mein Lieber, kneifen, noch besser!" rief Klemens mit etwas erzwungenem Humor. „Seit Monaten sah'n wir uns nicht. Gestatte die Frage: wie lebst du?"

„Wie Diogenes in der Tonne."

„Soll nicht gerade vorteilhaftes Atelierlicht abgeben, diese Behausung. Und wen oder was malst du?"

„Die Gräfin Maletka und die Pferde des Herrenreiters Jonkin. Die letzteren sind mir lieber!"

„Versündige dich nicht, Georg. Die Maletka ist ein süperbes Weib, geradezu eine Prachtaufgabe für einen Maler von deinem Kolorit und Temperament."

„Jonkins Pferde sind mir lieber," wiederholte Parthenius phlegmatisch.

Dann schwiegen sie plötzlich beide. Klemens nervös irritiert, wie er es schon den ganzen Tag über gewesen, Parthenius in der ihm eigenen, unbeirrbaren Ruhe.

Über dem See draußen fingen die Nebel stärker noch wie am gestrigen Abend zu brauen an. Bläulich grau krochen sie über den glatten, klaren Spiegel.

Im Röhricht hatte sich der Abendwind gefangen. Er rauschte in leiser, einförmiger Melodie, in einem wiegenden rhythmischen Takt, der etwas seltsam Klagendes hatte.

Klemens war aufgestanden und hatte sich über die Steinbalustrade der Seeterrasse gebeugt, so daß er das graugrüne Wasser zwischen den blattlosen Röhrichtstauden leise und langsam hin und her fluten sah.

Das Gespräch, das er soeben geführt hatte, der Freund ihm im Rücken waren vergessen. All seine Gedanken waren wieder bei Klara.

Aber sie drängten nicht in ungebärdiger Sehnsucht zu der fernen Frau, schwer und langsam zogen sie dahin. Eine unbegreifliche müde Traurigkeit hatte ihn plötzlich ergriffen, nahm von seinem ganzen Wesen Besitz. So versunken war er in das mehr und mehr sich steigernde Gefühl, daß er Parthenius' Anruf überhörte.

Erst als der Maler ein zweites Mal, nicht eben liebenswürdig, fragte:

„Übrigens, wo steckt denn deine Frau? Ist sie mit Helmut draußen?" wurde Kipping aus seiner Träumerei gerissen.

Sich umwendend, sagte er erstaunt:

„Wie denn, du weißt nicht, daß Klara in München ist, um ihre Bilder und die der „Elfer" auszustellen?"

Parthenius schüttelte den Kopf.

„Ja, liest du denn keine Zeitungen?"

„Gott sei Dank, nein."

„So laß dir erzählen," sagte Klemens, mit einem Male wieder eifrig bei der Sache. „Sie stellt im Künstlerhause aus, in den zwei ersten großen Sälen. In dem ersten nur ihre Werke, im zweiten mit den ‚Elfern' zusammen."

„Ja, jetzt erinnere ich mich, Selma erzählte mir davon."

„Selma?" fragte Kipping gedehnt, „wie kommst du zu Selma, Parthenius?"

„Sie sitzt mir zu einer Studie: Korso im Bois de Boulogne, natürlich nur aus Gefälligkeit," setzte er etwas übereifrig hinzu. „Ich brauche viel Weibermaterial zu dem Bild, Damen und Dämchen."

Klemens hatte die letzten halblaut hingeworfenen Worte nicht gehört. Gedehnt und erstaunt, nicht eben angenehm überrascht sagte er:

„Ich wußte gar nicht, daß du mit den Möbius nach so langen Jahren noch in persönlichen Beziehungen stehst."

„Man kann das wohl kaum persönliche Beziehungen nennen. Ich sehe die Damen, die, wie du ja weißt, nicht gerade zurückgezogen leben, da und dort, wenn ich die Nase mal aus der Tonne stecke. Neulich im Viktoria-Café als ich — zu sehr ziviler Stunde übrigens — zu deiner Beruhigung sei's gesagt, auf Raub auszog — fiel mir Selmas Gesicht unter einem großen schwarzen Federhut als für meine Zwecke wünschenswert auf —"

„Das Mädchen ist entschieden häßlich," unterbrach Klemens ihn gereizt.

„Ganz und gar nicht. Sie gleicht deiner Frau."

„Ah, da muß ich doch bitten, Parthenius."

„Lieber Kipping, das sind Dinge, von denen ihr Laien absolut keine Ahnung habt, von denen ihr gar nicht reden solltet. Selma und Kla — pardon, deine Frau haben im Grunde ganz das gleiche Gesicht —"

Kipping wollte auffahren.

„Einen Augenblick — nur mit dem gewaltigen Unterschied, daß, wenn ich so sagen darf, die Kultur, die du ihr hast angedeihen lassen, die Innerlichkeit, die ihre Kunst ihr gibt, bei deiner Frau die Grundlinien verwischt haben, während sie bei Selma nicht nur bestehen blieben, sondern mit den Jahren vergröbert wurden. Das hindert aber nicht, daß auch in diesem Möbiusschen Gesicht viel Rasse und viel Eigenart steckt, wenigstens für Maleraugen."

„Mein Geschmack ist sie nicht. Da zieh' ich eher Paula vor."

„Ein Puppengesicht," meinte Parthenius geringschätzig.

„Übrigens, um auf deinen vorigen Vergleich nochmals zurückzukommen — du sprachst von der Kultur, die ich Klara habe angedeihen lassen, von der Verinnerlichung durch ihre Kunst; damals, als ich sie bei dir kennen lernte, war noch von keiner dieser Einwirkungen die Rede, und doch fandest du sie schön."

Parthenius stockte einen Augenblick, bevor er eine Antwort gab. Er hatte das Gefühl, als ob durch die zunehmende Dunkelheit Kippings fragende Augen auf ihn eindrängen.

Dann sagte er ruhig:

„Damals waren wir alle um achtzehn Jahre jünger, mein Lieber. Was wir sahn und wie wir es sahn, war vom Zauber der Jugend umwoben."

„Ich sehe sie n o ch so," sagte Kipping leise für sich.

Unten vom Garten her wurden Stimmen laut.

Helmut und Franz waren zurückgekommen. Beim Schein der Zigarre sah der Graf, daß es eben acht Uhr vorüber war.

Die Stimmen verhallten. Wahrscheinlich kamen die jungen Leute durchs Haus zu ihnen auf die Seeterrasse hinaus.

Kipping trat dicht an Parthenius heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er hatte das Gefühl, gegen den Freund und Gast — vielleicht unwillkürlich beeinflußt durch Helmuts Stimmung gegen Parthenius — nicht eben liebenswürdig gewesen zu sein.

„Jugendzauber, ja — das ist das richtige Merkwort für diese herrliche unvergeßliche Zeit. Dir dank' ich ihn, Parthenius, bei dir hab' ich meinen Jugendzauber, mein Weib gefunden."

Durch den Körper des bisher ruhig, fast reglos Dasitzenden flog eine rasche, schauernde Bewegung.

„Du frierst, Georg? Du hast recht, es ist kalt geworden. Komm, wir werden hoffentlich gleich etwas zu essen bekommen. Ein guter Tropfen Bordeaux wird den Schaden leicht reparieren, falls du Stadtmensch dir etwas geholt haben solltest. Wir hier draußen sind aus härterem Holz geschnitten." Dabei schob Kipping seinen Arm unter den des Freundes.

So betraten sie den künstlerisch ausgestalteten Eßsaal, in dem die jungen Leute schon warteten.

Ein rasches, heißes Rot überflog Helmuts Gesicht, als er den Vater und Parthenius Arm in Arm kommen sah. Aber er überwand sich schnell und reichte dem Maler die Hand. Bei Tisch trugen Kipping und der Lehrerssohn die Kosten der Unterhaltung. Zwischen Helmut und dem Maler aber gingen halbe, fragende, tastende Blicke hin und her.

III.

In einem kleinen baufälligen Hause in der Alservorstadt in Wien, vor dem es den ganzen Tag über von dröhnenden Lastfuhrwerken, von

rasselnden elektrischen Wagen, die in der Richtung gegen den Kahlenberg und zum Schottentor wieder zurückfuhren, nicht still wurde, hatte Freiherr von Riedinger seit dem November eine kleine Wohnung im zweiten und zugleich höchsten Stock inne.

Man konnte die drei erbärmlichen Löcher, in denen die Familie hauste, kaum eine Wohnung nennen. Aber Frida hatte sich, wie die Dinge nun einmal standen, aufs äußerste widersetzt, mehr Geld für eine bessere Wohnung anzulegen. Sie konnte ihren Mann nicht hindern, weitere Wett- und Spielschulden zu denen zu machen, die wie Zentnerlast auf ihr lagen, aber sie konnte darüber wachen, daß für Wohnung, Essen, Trinken und Kleidung der bescheidene Etat, der ihnen aus besseren Zeiten verblieben war, nicht überschritten wurde.

Harte Kämpfe hatte die Frau tagtäglich mit dem Mann zu bestehen, der nicht abließ über die „erbärmliche Hundewirtschaft" zu fluchen, in der zu existieren er verurteilt war. Aber die sanfte stille Frau ertrug Zorn und Klagen, Arbeit und Entbehrungen mit unerschütterlicher Festigkeit, mit jener beispiellosen Resignation, mit der sie die Lasten ihrer Ehe seit Jahren nach einem kurzen Eheglück ertragen hatte.

Seit sie hier draußen, fern von allen Bekannten wohnten, fern von jener Welt, deren Mittelpunkt sie in besseren Tagen gewesen waren, gab es sogar für Frida von Riedinger Stunden, in denen sie mit ihrem Kinde aufatmen, wieder sie selbst sein konnte.

Hier draußen war niemand, der sie beobachtete und kontrollierte; hier brauchte sie nichts zu vertuschen, nichts zu verheimlichen, brauchte sie vor allem des Scheins halber keine Ausgaben zu machen, die ihr Budget schon lange nicht mehr vertrug.

Hier, wo sie niemand kannte, hielt sie keinen Dienstboten mehr, sondern begnügte sich mit einer Aufwartefrau, die nur stundenweise kam. Hier konnte sie, ohne aufzufallen, ohne Angst, Bekannten zu begegnen und ihrem Mitleid oder ihrem Spott preisgegeben zu sein, im einfachsten Kleide ausgehen und ihre bescheidenen Einkäufe machen. Hier konnte sie selbst das Mittagessen zubereiten, ohne fürchten zu müssen, von einem Besuch überrascht zu werden. Bis auf ein paar nähere, mit den Verhältnissen vertraute Bekannte kam niemand mehr zu den Riedingers. Seit sie draußen in der Alservorstadt wohnten, wußte jedermann, wie es um sie stand. Frida brauchte nicht mehr zu heucheln, zu lügen, Gott sei Dank!

Aber was ihr trotz aller Not und Sorgen eine Art Beruhigung gewährte, erregte das noch immer heiße Blut des Mannes. Nur nicht ausgeschaltet, nur nicht vergessen sein! Nur nicht feige und lächerlich von der Bildfläche verschwinden! Mittun, auf dem Platz sein, dann kam das Glück wohl wieder, das launische Glück, das ihm so lange den Rücken gewandt, ihn aus dem Regiment vertrieben, ihn auf dem Turf wie am

grünen Tisch im Stich gelassen hatte. Er wollte es schon zwingen wieder zu kommen, dies launische Glück, wie er Weiber und Pferde sein lebelang gezwungen hatte und weiter zwingen würde, beim Teufel! War er nicht noch immer der fesche Rudi Riedinger?!

So, während seine Frau mit Dodo draußen in der alten baufälligen Baracke dafür Sorge trug, daß es wenigstens am Notwendigsten nicht fehlte, gab der Baron Gastrollen in seinem früheren Klub, in dem sich noch immer ein Platz für ihn fand, flanierte er in der Kärntnerstraße und auf dem Ring, ritt er einem Kameraden das Pferd im Prater oder in der Reitbahn zu, oder er saß im Café und flirtete über den Rand der Zeitung fort mit einem feschen Mädel oder einer hübschen Frau. Vom Schauplatz zu verschwinden, wie seine Frau es vorgezogen hatte, daran dachte er noch lange nicht.

Auch Frida hätte es seiner Ansicht nach absolut nicht nötig gehabt. Sie war noch immer eine schöne, in ihrer eleganten Schlankheit jugendlich wirkende Erscheinung, die, wenn sie wollte, prachtvoll zu repräsentieren verstand; dafür war sie eine Kipping pur sang. Bis das Blatt sich wandte, und es mußte sich ja einmal wenden, hätte man immer noch ein paar tausend Gulden aufbringen können. Aber sie war mit ihrem schweren norddeutschen Blut nicht dazu zu bewegen gewesen, die Dinge mit seinen Augen zu sehen. Mochte sie denn mit dem Kinde in der Baracke versauern. Er konnte ihr nicht helfen, so leid sie ihm zuweilen tat.

Heute freilich, wie er so im ersten warmen Frühlingssonnenschein über den Ring hinschlenderte, empfand er nichts von Mitleid, nur einen kochenden brennenden Zorn.

Es hatte zu Hause eine böse Szene gegeben, einen Kampf, wie sie ihn lange nicht gekämpft, und Frida war Siegerin in diesem erbitterten Kampfe geblieben. Das wurmte ihn und hatte ihm das Blut zu Kopf getrieben. Wenn er sich nicht vor seiner zwölfjährigen Tochter geschämt hätte, er wäre imstande gewesen, seine Frau zu schlagen.

Solch ein abgefeimtes Bubenstück aber auch, das sie da mit dem braven Bruder Klemens ausgeheckt, ihm den Riegel vor das letzte Barvermögen zu schieben, auf das er fest gerechnet hatte, um endlich seinem Glück mal wieder unter die Arme zu greifen! Ihm ein beglaubigtes, gestempeltes Papier der alten Gräfin unter die Nase zu halten, das da ausdrücklich behauptete, daß diese zehntausend Mark — die letzten aus der Erbschaft seiner Frau — Dodos Eigentum seien, über die weder die Mutter noch ein anderer berechtigt sei, vor des Mädchens Verheiratung oder ihrer Mündigkeit zu verfügen.

Der Teufel hole die Verklausulierungen der Großeltern für ihre Enkel! Die seinen würden es nicht zu befürchten haben, darauf leistete er seinen Nachkommen jetzt schon einen heiligen Eid.

Mit rotem Kopf und zornig blitzenden Augen ging der Baron ins nächste beste Café und bestellte sich einen Schwarzen und die Neue Presse. Dieser Klemens! Dieser unerschütterliche Halt seiner Frau gegen ihn, wenn er dem mal hätte eins anhaben können, er hätte es mit Freuden getan! Aber dem war nichts zu wollen, der saß im Fettnäpfchen mit den Hunderttausenden, die seine Frau alle Jahre verdiente.

Der Pikkolo brachte die Zeitung. Nachlässig blätterte Riedinger darin herum. Es lag ihm gar nicht daran zu lesen. Nur die Zeit totschlagen wollte er und dabei wieder ein bißchen kalt Blut gewinnen. Eine Rubrik, die er sonst nicht zu beachten pflegte, „Theater und Kunstnachrichten", kam ihm beim nachlässigen Blättern unter die Finger.

Mechanisch las er. Plötzlich stutzte er. Dann schlug er mit der Hand auf den kleinen Tisch, daß Glas und Tasse auf der Marmorplatte klirrten.

„Donnerwetter! Das war vielleicht eine Chance, ein Wink des Himmels."

Dann las er noch einmal bedächtig, Zeile für Zeile, Wort für Wort.

„Man schreibt uns aus München: Die berühmte Berliner Malerin Klara Möbius hat seit kurzem hier im Hotel Kontinental Wohnung genommen, um eine Anzahl ihrer neuesten Werke gemeinsam mit den ‚Elfern' auszustellen. Die Eröffnung der Ausstellung im Künstlerhaus, die bereits für den neunten April bestimmt war, mußte noch um eine Woche etwa hinausgeschoben werden, da Frau Möbius, welcher das Arrangement der Ausstellung obliegt — sie gehört bekanntlich als Ehrenmitglied den ‚Elfern' an — sich, wie man hört, mit einem Teil der eingereichten Bilder nicht zu identifizieren vermag, überdies ein oder zwei junge Maler als Aussteller bei der Vereinigung einführen will."

Die schöne geniale Schwägerin, die reiche Frau, allein in München, ohne den Philister, den Klemens, — das verhängnisvolle Papier hatte seine Frau heute morgen direkt vom Landsitz des Bruders her erhalten — das war 'ne Nummer, auf die zu setzen es lohnte.

Freilich hatten gerade die Riedingers, auch er selbst unter dem Einfluß seiner Frau — Klara Möbius nicht zum besten behandelt. Immerhin war sie, wie anzunehmen, in München in erster Stelle die berühmte gefeierte Frau und erst in zweiter Stelle die Gräfin Kipping, der man die Arme in der Familie nicht allzu weit geöffnet hatte.

Und er? Er war eben noch immer der fesche Rudi Riedinger, als cavalier servente in der fremden Stadt unter Umständen nicht zu verachten, so etwas wie ein pikanter Kontrast zu den Malersleuten, mit denen Klara Möbius doch jedenfalls ausschließlich verkehrte.

War er erst einmal so weit, würde sich schon Gelegenheit geben, die momentane Misere durchblicken zu lassen, und er zweifelte keinen Augen-

blick daran, daß die Schwägerin — wußte man sie nur zu nehmen — fern von Klemens, nicht abgeneigt sein würde, von dem Goldstrom, der ihre Existenz durchflutete, ein kleines Seitenbächlein in die seine rinnen zu lassen.

In jedem Falle mußte die Möglichkeit dieser Chance genützt werden.

Wie aber, aus welchen Mitteln, unter welchem Vorwand von heute zu morgen nach München gelangen?

Riedinger ließ seine Bekannten, alle alten Kameraden, so ziemlich jedermann, mit dem er irgendwo und irgendwie mal in Beziehungen gestanden hatte, Revue passieren.

Niemand wollte sich finden, der seinen Plänen und Wünschen hätte Vorschub und Hilfe leisten können.

Seine Miene verdüsterte sich mehr und mehr.

Er ließ sich einen Slibowitz bringen, stürzte ihn auf einen Zug herunter, steckte die achte Zigarette an und stützte den heißen Kopf in die Hände. Verfluchter Zustand. Nichts, gar nichts!

Aufgeregt blätterte er in der Neuen Presse weiter. Konnte ihm das dickleibige Ungeheuer aus seinem Weisheitsschatz zu dem ersten Wink, wie sein Glück aufzubessern sei, nicht auch den Wegweiser zur Erreichung dieses Zieles liefern?

Wirklich fiel, als ob die gedruckten Zeilen ihn äffen wollten, sein Auge auf bekannte Namen. Lächerlich, was sollten ihm in seiner jetzigen Verfassung Hofräte, Sektionschefs, gar Minister, in deren Häusern er als Oberleutnant verkehrt hatte und verhätschelt worden war! Sie würden weder Geld noch eine Mission nach München für ihn haben. Und doch, hin mußte er um jeden Preis. Wie eine fixe Idee war der Plan plötzlich über ihn gekommen und ließ ihn nicht wieder los.

Er rief den Kellner herbei und zahlte seine Zeche, warf dem Pikkolo ein paar Kupferstücke auf die Marmorplatte und verließ das Café. Draußen im Frühlingssonnenschein, im Gewühl der Straße würde ihm schon ein rettender Gedanke kommen.

Er bog auf den Ring hinaus, dann nach einer Weile ging er wieder in die innere Stadt zurück. Da ihm gar nichts anderes mehr einfiel, fing er verzweifelt die Schilder zu lesen an. Nichts, was ihn auf irgend einen Gedanken gebracht hätte.

Gerade hatte er den Stefan umkreist und war in eine der engen abzweigenden Seitengassen eingebogen, als er plötzlich, wie aus dem Pflaster herausgewachsen, ein bekanntes Gesicht vor sich sah, das er im ersten Augenblick nicht unterzubringen wußte.

Sein Gegenüber lachte ihn aufmunternd an. Da erinnerte Riedinger sich. Wahrhaftig, der Pepi Hartung, mit dem er vor zwanzig Jahren in Traiskirchen auf der Kadettenschule gesessen hatte!

„Grüß dich Gott, wo kommst denn du plötzlich hergeschneit?"

„Ja, mein Lieber, das sind so Sachen. Ich bin für ein paar Tage von Brünn heraufgekommen, amüsiere mich famos und kaum daß ich mitten drin bin, muß ich wieder fort. Mein Alter telegraphiert mir heute morgen, ich soll für ihn nach Ammerland fahren und ein paar Juder ansehen, die er durch einen Agenten ausgekundschaftet hat. Ein Graf Drexel, scheint's, will sie um einen Pappenstiel los sein. Da ich aus des Alten Tasche reise, was blieb mir anders übrig als ja zu sagen und morgen früh in das elende Nest zu rollen."

„Du kannst ja wiederkommen, Pepi," tröstete Riedinger den Mißvergnügten. „Wien läuft dir ja doch nicht weg."

„Für diesmal ja, mein Lieber. Ich hab' nur noch drei Tage Urlaub, und eh' ich da herunterkomme und wieder zurück —"

„Ist denn dies Ammerland so weit? Ich habe keinen blauen Dunst, wo es liegt."

„Ein Nest am Starnberger See, wo der Drexel ein Schloß hat," sagte der andere wegwerfend.

Riedinger packte den wiedergefundenen Kameraden beim Handgelenk, so fest, als ob er ihn nie wieder loslassen wollte. Ganz heiser vor Aufregung raunte er ihm zu:

„Du, ich mach' dir einen Vorschlag, Pepi, laß mich statt deiner fahren, dann ist uns beiden geholfen. Mein Roßverstand ist mindestens ebenso groß wie der deine."

Der andere sah ihn erst verwundert, dann mit dämmerndem Verständnis an.

„Ah so, du Schlankerl, du hast da wohl was sitzen und denkst auf einen Vorwand! Na, nicht übel. Das läßt sich hören. Wer ist's denn?"

„Eine alte Tante, daß du's weißt."

„Geh her," lachte der andere, „erzähl' das der Frau Blaschke."

Riedinger wurde plötzlich ernsthaft.

„Also, Pepi, keine alte Tante, eine junge Verwandte, gleich viel wer, jedenfalls muß ich nach München. Dich sendet mir der Himmel. Rück' raus mit dem Reisegeld, denn ich hab' keine zwei Kronen mehr im Sack, und sag' mir, was ich zu tun habe."

Riedinger zog seine Uhr. „Gleich eins. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Heute abend muß ich auf dem Münchener Zug sitzen. Morgen um diese Zeit sind die Juder gekauft."

„Im Ernst, willst du wirklich für mich fahren?"

„Frag' doch nicht so töricht. Du siehst ja, daß mir die Sache ernst ist."

„Alsdann freilich! Du bist ein Goldkerl, Rudi!"

„Schon gut. Und der Mammon? Was hat der Alte bewilligt?"

„Vierhundert Kronen. Wird das genügen?"

„Muß. Gib nur her!"

„Hier auf offener Straße?"

„Gehn wir rüber ins Europe."

Sie ließen sich jeder einen Schwarzen geben und gingen daran, den Handel abzuschließen.

Binnen einer Viertelstunde war das Geschäft gemacht. Riedinger wußte, was er für die Drexelschen Jucker zu bieten hatte und unter welchen Bedingungen der Abschluß annehmbar war.

Daß bei dieser entente cordiale nicht nur ihnen beiden, sondern auch dem alten Hartung geholfen war, schien ihnen unzweifelhaft: Riedingers Roßverstand überragte den seines Jugendkameraden noch um ein beträchtliches.

„Also ich höre von dir, Rudi?"

„Spätestens übermorgen."

Sie hatten beide Eile, davon zu kommen. Pepia, um dem wiedergeschenkten Wien seinen Tribut zu zollen, Riedinger, um seiner Frau sein Vorhaben mitzuteilen und sich seine Siebensachen packen zu lassen. Hoffentlich rückte Frida noch mit ein paar Gulden heraus, damit er der schönen Schwägerin wenigstens mit einem anständigen Hut und ein paar feschen Kravatten aufwarten konnte.

Frida fand er in der Küche; sie schöpfte die magere Suppe ab und überhörte Dodo dabei französische Vokabeln, als Rudi hereingestürmt kam.

Er sah auf den ersten Blick, daß sie beide dickverweinte Augen hatten.

Jetzt erst fiel ihm die böse Auseinandersetzung wieder ein, die ihm im Rausch des Münchener Projekts für eine Stunde aus dem Gedächtnis entschwunden war.

Für den Augenblick war sein Zorn auf das großmütterliche Dokument verflogen.

Er zupfte Dodo an ihrem langen goldblonden Zopf und fragte sie neckend, ob er weiter überhören solle?

Ein schwaches Lächeln flog über des Mädchens reizendes Gesicht. Das Französisch des Papa! Mit dem würde sie auch Ehre einlegen. Aber sie war froh, daß er wieder spaßte. Das Kind litt schmerzlich unter jeder Mißstimmung der Eltern. Sie betete die sanfte Mutter an, aber auch für des Vaters keckes Drauflosstürmen, seinen unbezähmbaren Lebensdrang hatte sie, soweit ihre jungen Jahre sie dazu fähig machten, ein Verständnis.

Der Baron trat zu seiner Frau.

„Bist du noch bös, Frida?"

Sie schüttelte müde den Kopf mit den schweren blonden Flechten. Sie hatte es längst aufgegeben, mit ihm zu rechten, im guten und im bösen.

Er zog den Küchenschemel dicht zu ihr heran und setzte sich breitbeinig auf das wacklige Gerät. Dann, seinen hübschen, kecken, blonden Schnurrbart aufdrehend, sagte er gutmütig:

„Schau, Frida, ich seh' ja ein, daß es vielleicht gut und weise ist, wenn die Dodo das Ihre behält. Aber daß mich's verdrießt, kannst du dir doch vorstellen! Geld muß endlich mal wieder ins Haus. So kann's nicht weiter gehn."

„Wenn man sich bescheidet —" unterbrach sie ihn leise und schwer.

„Das mögt ihr Frauenzimmer zustande bringen," brummte er.

„Ich pfeif' auf die Dauer darauf. Also kurz und gut, ich mag so nicht weiter mittun — dir auf der Pelle sitzen ohne eine Krone im Sack — und da hab' ich mich entschlossen —"

Frida wandte sich um und sah überrascht und ungläubig zu ihm hin. Sollte er wirklich daran gedacht haben, sich eine Beschäftigung zu suchen, die dem herabgekommenen Hausstand in etwas aufzuhelfen imstande war?

„Also, da hab' ich mich kurz entschlossen, — ich fahr' heut abend ab — nach München. Es ist mir da ein Geschäft angeboten worden — vielleicht, man kann nicht wissen — Fahrt und Aufenthalt sind mir im voraus bezahlt — riskieren tu' ich nichts — in unserer Lage muß man nichts unversucht lassen."

Er hatte anfangs stockend und vorsichtig gesprochen. Um nichts wollte er Frida seinen geheimen Plan mit Klara Möbius preisgeben, der nur auf Widerstand gestoßen sein würde.

Jetzt, nachdem er anfing sichern Boden unter den Füßen zu fühlen, warf er sich auf den Brustton der Überzeugung.

„Am Ende, wer weiß, mein Kind, vielleicht bring' ich wieder Wohlstand ins Haus. Schließlich ist man ja auch nicht ganz auf der Straße gefunden."

Frida hatte den Schaumlöffel mechanisch aus der Hand gelegt. Unsicher sah sie auf ihren Mann. Wäre es möglich? War es ihm ernst mit dem, was er sagte? Oder lag dem ganzen Vorhaben doch wieder nichts als ein abenteuerlicher, waghalsiger Gedanke zugrunde, der ihrer aller Lage eher schlechter als besser machte?

Sie trat zu ihm hin und legte ihm, sich ein wenig zu ihm herabbeugend, die Hand auf die Schulter.

„Rudi, magst du mir nicht sagen, um was es sich in München handelt?"

Er zupfte sie neckend am Ohrläppchen. Um Gottes willen jetzt nur keine Auseinandersetzung!

„Nein, das will ich ganz und gar nicht," gab er liebenswürdig zurück. „Es ist auf eine Überraschung abgesehen, und die will ich mir nicht verderben lassen."

Mit leisem Kopfschütteln wandte Frida sich wieder ab. Aber sie fragte kein zweites Mal. Sie kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen, daß, nachdem er ihr einmal ausgewichen war, es im besten Falle auf eine Unwahrheit hinauslaufen würde, um sich die ihm unbequeme Frage vom Halse zu schaffen.

Das wollte sie weder ihm noch sich antun.

Riedinger hatte inzwischen seine Tochter wiederum an ihrem langen blonden Zopf ergriffen und hielt sie daran fest.

„Wie ist's, Viecherl, willst du nachher mit mir in die Stadt gehn und Krawatten und einen Hut aussuchen helfen?"

Dodo schmunzelte, aber sie sah doch erst fragend zur Mutter hin.

„Wenn der Papa dich mitnehmen will, natürlich."

„So gib uns schnell was zu essen, Frau, allzu viel Zeit ist nicht zu verlieren —" er stockte — „Na und dann — mit einem kleinen Vorschuß wirst du nun schon herausrücken müssen — wegen Krawatten und einem Hut kann ich die Reisespesen nicht anreißen. Ich zahl' dir's mit Zinsen zurück, wenn ich heimkomme.

„Schon gut, Rudi," sagte sie müde und ungläubig, und zog eine kleine Geldbörse aus der Tasche, der sie zehn Gulden entnahm. Unter dem kam er bei „Braun" — wo anders kaufte er aus Prinzip nicht — doch nicht los.

IV.

Der Münchener Zug war nur schwach besetzt.

Rudi hatte sich's in seinem Abteil zweiter Klasse, das nur ein Reisender mit ihm teilte, bequem gemacht.

Nun saß er in seiner Ecke, eine flotte Reisemütze auf dem Kopf, die er bei „Braun" hatte auf Rechnung setzen lassen, stieß kleine blaue Rauchwolken aus seiner Dimitrino und ließ sich's wohl sein.

Er genoß das Alleinsein mit seinen waghalsigen, abenteuerlichen Gedanken, genoß die leise schaukelnde Bewegung des Wagens, die das Träumen und Gedankenspinnen so angenehm begleitete und förderte. Es machte ihm Spaß, in den Gang hinauszublicken, die ab- und zuhuschenden Gestalten zu beobachten, ein paar eleganten Frauen, offenbar Ungarinnen zuzusehen, die ihr Abteil erster Klasse verlassen hatten, Zigaretten rauchend am Fenster lehnten und in die linde dunkle Frühlingsnacht hinausblickten.

Das alles war Riedinger neu und reizvoll. Seit Jahren hatte er keine größere Eisenbahnfahrt mehr gemacht. Zuletzt in jenem verhängnisvollen Herbst, als er nach dem Manöver zu seinen Verwandten nach Karlsruhe gefahren war, um einen letzten Versuch zu machen, sich durch ihre Hilfe zu halten. Sie hatten ihn abschlägig beschieden. Weshalb war er nicht im Lande geblieben und hatte sich redlich genährt! Weshalb

hatte es ihn in das verlotterte Österreich getrieben, wo er, wie so manches und so mancher andere zugrunde gehen mußte?

Mein Gott ja, sie hatten ja so unrecht nicht gehabt, aber damals war er doch in Groll und Bitternis von ihnen gegangen, und seither war er für immer von der Familie geschieden.

Nun also, weiter, vorbei und abgetan. Jetzt zu Neuem und Besserem. Einmal mußte es ja doch gelingen, sich wieder hoch zu bringen!

Er lehnte sich wieder in seine Ecke und begann seinen Feldzugsplan zu entwerfen, hübsch langsam und bedächtig, mit aller Kunst der Strategie. Er hatte ja Zeit und ungestörte Muße dazu.

Zunächst — die Fahrt nach Ammerland und zu den Drexelschen Juckern hatte Zeit — kam selbstverständlich Klara Möbius an die Reihe. Direkt aufsuchen wollte er sie nicht. Nur so von ungefähr ihr in den Weg laufen und erst mal Fühlung suchen, wie sie sich zu einem Riedinger stellte.

Das bequemste wäre gewesen, in demselben Hotel abzusteigen. Da hätten sich hundert Chancen geboten, ihr „zufällig" zu begegnen. Aber daran durfte er nicht denken. Das elegante, vornehme Kontinental überstieg seinen Spesenetat um ein bedenkliches.

Einstweilen mußte er ja doch mit den Hartungschen Kronen rechnen, und zwar so sparsam, als es ihm möglich war, denn er konnte nicht im voraus berechnen, wie lange er die Festung, vulgo die schöne Schwägerin, würde belagern müssen. Ein tüchtiger Soldat, — und der war er ja trotz allen Leichtsinns Gott sei Dank immer gewesen — schaut beizeiten zu, daß Munition und Proviant ihm nicht ausgehen. Vor dem ersteren war dem feschen Rudi weniger bange, als vor dem letzteren.

Er überlegte. Heute war Mittwoch, Donnerstag früh war er in München, stieg in einem anständigen Hotel zweiten Ranges ab und nahm das Lunch im Kontinental. Traf er Klara Möbius dort nicht, so konnte er bei dieser Gelegenheit vielleicht ihre täglichen Gewohnheiten in Erfahrung bringen, allenfalls sich aus Zufall in das Künstlerhaus verirren. Jedenfalls mußte der morgende Tag ganz seinem Hauptplan gehören. Am Freitag konnte er sich dann in München rar machen und nach Ammerland hinausfahren. Übrigens ein fader Naturfex dieser Drexel! Geradezu eine Bombenidee im April schon am Land zu wohnen. Wahrhaftig, ganz überflüssige Zeitvergeudung!

Über allem Planen und Erwägen schlief Rudi Riedinger endlich ein und träumte einen sehr merkwürdigen Traum: Klara Möbius, in einem langen wallenden Gewande, einen Blumenkranz in dem goldbraunen Haar, schwebte auf einer rollenden Kugel vor ihm her. In den Händen hielt sie Gold, unermeßlich viel Gold, in kleinen und großen Münzen, und köstliche Geschmeide. Ab und zu ließ sie von ihren reichen Schätzen fallen, und er bückte sich danach und griff sie auf. Und sie hielt die

rollende Kugel einen Augenblick an und lächelte ihm mit heißem verführerischen Lächeln zu. Und so kamen sie von der großen Straße ab in einen stillen verschwiegenen Wald. Dichte Baumreihen taten sich auf, und plötzlich fühlte er, daß er nicht mehr allein war mit der reizenden Glücksgöttin. Hinter ihm, im Dickicht des Waldes, regte sich's, jemand ging auf seinen Spuren. Und plötzlich fühlte er einen scharfen Schmerz im Rücken, warmes Blut rieselte an ihm hernieder, und wie gefällt stürzte er hinten über auf den weichen moosigen Grund.

Von einem jähen Ruck erwachte er und sah verwundert um sich. Alles war in Bewegung geraten, kramte und räumte Gepäckstücke zusammen. Er rieb die Augen.

„München, Zentralbahnhof," rief der Schaffner.

Wahrhaftig schon an Ort und Stelle. Er sah auf die Uhr. Es stimmte auf die Minute.

Schnell raffte er sein Handgepäck zusammen, da stand auch der Zug schon.

Er setzte sich in einen Hotelomnibus und fuhr in ein Hotel zum Karlsplatz, nahm ein Bad, frühstückte, ging zum Friseur und dann ins Hotel zurück, um seinen äußeren Menschen so elegant, als es ihm für die Gelegenheit richtig erschien, herzurichten.

Es war ein wundervoller Frühlingstag, klar, milde und sonnig. Riedinger schlenderte durch die Maximiliansstraße mit weit größerem Behagen, als er gestern um dieselbe Zeit über den Ring geschlendert war.

Er reckte sich in den Hüften und warf verstohlene Blicke auf sein Bild, das die blanken Ladenscheiben spiegelten. Er gestand, sich selbst kritisierend, ein, daß er ein riesig patenter Kerl sei und sich „sauwohl" fühle.

Dem Hoftheater schräg gegenüber blieb er stehen und studierte die Anschläge auf der riesigen Plakatentafel: Theater, Konzerte, Variétés, öffentliche Vergnügungen, Ausstellungen:

Ausstellungsgebäude am Königsplatz Lenbach-Ausstellung. — Fleischmann: Neue Bilder von Max, Friedrich Stahl, Defregger. Das war alles nicht das, was er suchte.

Aha, jetzt hatte er's: Künstlerhaus: Separatausstellung von Klara Möbius, Ausstellung der Elfer. Eröffnung Sonntag den achtzehnten April.

Drei Tage noch! So lange war sie ihm also sicher. Danach fuhr sie jedenfalls schnurstracks nach Berlin zu ihrem vielliebeu Klemens und ihrem angebeteten Filius zurück, in den sie ja noch viel vernarrter als in den Gatten sein sollte.

Viel Zeit zu verlieren gab es unter diesen Umständen nicht. Zwölf Uhr vorüber, also weiter, ins Kontinental zum Lunch.

Als er am Maximiliansbrunnnen vorüberging und durch die noch

kahlen Bäume, an denen kaum hier und da grüne Spitzen schimmerten, nach dem Hotel herüber biegen wollte, sah er vor der Eingangstür einen offenen Landauer halten. Im Vordersitz des eleganten Wagens hatte eine Dame Platz genommen, hinter ihr stieg ein vollbärtiger Herr ein; ein scheinbar noch sehr junger Mensch setzte sich auf den Rücksitz.

Die beiden gut gehaltenen Braunen setzten sich in Bewegung und liefen in der Richtung auf Riedinger zu. Als der Wagen näher kam, erkannte Rudi seine Schwägerin, die er jahrelang nicht gesehen hatte, sofort an dem goldbraunen Haar und den dunklen Augen, deren sprühende Wildheit Frida einstmals so in Schrecken gesetzt hatte.

Der Wagen fuhr langsam, da ein schwerfälliges Gefährt sich ihm vorgeschoben hatte. Riedinger konnte, ohne durch seine Betrachtung geradezu aufzufallen, Klara Möbius und ihre Begleitung genau beobachten.

Sie war noch immer eine sehr schöne Frau, und das helle, gelblich weiße, reich garnierte Frühlingskostüm, das sie trug, stand ihr außerordentlich gut. Auf ihrem Schoß lag ein großer Strauß tiefblauer Veilchen.

Der Herr neben ihr war jedenfalls ein Maler. Mit seinem langen strohblonden Bart und dem eingedrückten Künstlerfilz machte er durchaus den Eindruck, einer „vom Bau" zu sein.

Was Riedinger aus dem jungen, vornehm aussehenden Menschen mit dem feinen blassen Gesicht machen sollte, wußte er nicht recht. Er sah weniger wie ein Künstler, vielmehr wie ein sehr junger Gesandtschaftsattaché oder ein Unterleutnant in Zivil aus.

Inzwischen war der Wagen seinen Augen entschwunden. Riedinger war auf die Möglichkeit, daß Klara Möbius ihm vor den Augen wegfahren würde, eigentlich nicht recht gefaßt gewesen.

Im ersten Augenblick wußte er nicht, wie er sich mit seinem unvermutet veränderten Programm abfinden sollte.

War es geratener, die sechs bis acht Mark, die ihm das Lunch zweifellos kosten würde, im Sack zu behalten und nur den Portier um Auskunft über Klara Möbius zu ersuchen, oder war es gescheiter, das Lunch zu riskieren und dabei nicht nur Augen und Ohren aufzusperren, sondern sich auch durch gute Trinkgelder bei dem Personal vielversprechend einzuführen? Rudi entschied sich für das letztere. — Geschäftsunkosten brauchte schließlich jedes Unternehmen.

Der Portier stand unter der Tür. Er grüßte Riedinger, in dem der welterfahrene Mann auf den ersten Blick den österreichischen Offizier in Zivil erkannte, mit beflissener Artigkeit.

Riedinger lüftete den Hut ein wenig und fragte etwas von oben herab, ob die Dame, die er soeben mit zwei Herren habe abfahren sehen, nicht die berühmte Klara Möbius gewesen sei?

Der Portier verbesserte mit mitleidsvoller Nachsicht.

„Die Frau Gräfin Kipping, ja wohl. Die Frau Gräfin wollten eine größere Spazierfahrt unternehmen. Das Wetter ist schön, es wird jetzt so bleiben. München wird wieder übervoll werden, wir haben kein Plätzchen mehr frei."

„Beim Lunch wird ja hoffentlich noch einer zu finden sein?"

„Selbstverständlich, Herr Graf."

Riedinger wehrte lächelnd ab und ging durchs Vestibül bis an die Einmündung des langen Ganges, der zum Speisesaal führt. Dann kehrte er noch einmal um und fragte sehr nachlässig:

„Wo die Frau Gräfin hingefahren ist, wissen Sie nicht?"

„Bedaure. Der Wagen ist für den ganzen Tag bestellt. Vielleicht weiß es der Oberkellner, der die Frau Gräfin stets persönlich bedient."

Riedinger klemmte mißmutig seinen Bart zwischen die Zähne. Für den ganzen Tag fort! Das war Pech! Schade um die schöne verlorene Zeit. Und wer die beiden Herren waren, hatte er im ersten Schreck auch zu fragen vergessen. Nun, vielleicht war der Oberkellner, der scheinbar am höchsten in Klaras Gunst stand, besser beschlagen als der Torwart.

Einer der kleinen, mit Blumen geschmückten Tische in dem großen reich dekorierten, etwas dunkeln Saal war noch frei.

Während er bestellte, stand der Oberkellner hinter dem bedienenden Kellner und beobachtete ihn scharf. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Neuling die Bestellung richtig notiert hatte, war er im Begriff, seinen Platz in der Nähe des Riedingerschen Tisches zu verlassen.

Der Baron rief ihn zurück, machte eine kleine Extrabestellung, und da der Mann begreiflicherweise wenig Zeit hatte, ging Rudi ohne Umschweife auf sein Ziel los. Am Ende stand seine Schwägerin in der Öffentlichkeit, im Brennpunkt allgemeinen Interesses, man brauchte nicht gar so viel Umstände ihrethalben zu machen. Das zugeknöpfte, englisch zugestutzte Gesicht des großen Mannes belebte sich sichtlich, als er den Namen Klara Möbius hörte und gleichzeitig erfuhr, daß er einen Verwandten der Frau Gräfin vor sich habe.

„Die Frau Gräfin hat eine Tagestour unternommen, ja. Die Herrschaften wollten nach Buchhof. Eine herrliche Fahrt. Der Herr Professor — pardon — ich kann für den Augenblick auf den Namen nicht kommen — ein berühmter Kollege der Frau Gräfin, hat die Partie vorgeschlagen. Frau Gräfin hat mich der Ehre gewürdigt, meinen Rat einzuholen; ich konnte nur zustimmen. Wie gesagt, eine herrliche Partie —"

„Und der junge Herr im Rücksitz?"

„Herr Maibrück, ein junger Maler. Er ist der Frau Gräfin ein bißchen zur Hand bei der Ausstellung. Im Vertrauen gesagt, Herr Maibrück wollte gern mit ausstellen bei den Elfern, aber da hat es

dann einen Konflikt gegeben. Wie die Sache jetzt steht, weiß ich nicht. Heute morgen war schon große Sitzung im roten Saal drüben. Der Herr Professor hält ja sehr viel von dem jungen Herrn Maibrück und hat ihn der Frau Gräfin empfohlen, die anfangs nicht recht was von ihm wissen wollte. Jetzt ist es aber, glaube ich, allein Schuld von einigen Kollegen, wenn der Herr Maibrück nicht zum Ausstellen kommt."

Einer der aufwartenden Kellner war behutsam hinter den Oberkellner getreten und flüsterte ihm leise etwas zu.

Der elegante Mann verneigte sich stilvoll gegen Rudi.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, der Chef läßt mich rufen, aber wenn ich noch irgendwie dienen kann —?"

Er war ganz nahe an Riedingers Tisch getreten. Der Kellner hatte sich entfernt.

Rudi schob dem Oberkellner ein Fünfmarkstück an den Rand des Tisches.

Er verneigte sich ebenso unmerklich als vielsagend.

„Wenn Sie mir sagen könnten, wann man die Frau Gräfin mit Sicherheit antrifft?"

„Um zehn Uhr im Frühstückszimmer, mein Herr. Soll ich der Frau Gräfin den Besuch des Herrn vorher anmelden?"

„Danke, nein — ich möchte sie überraschen."

Mit einer weithin sichtbaren Verneigung verließ der Oberkellner Riedingers Tisch.

Der blickte dem willfährigen Werkzeug mit geringschätzigem Lächeln nach.

„Ohrwurm," dachte er, „bei dem bin ich an den Rechten gekommen."

Während der aufwartende Kellner den zweiten Gang auftrug, fragte der Baron nach den Zügen nach Starnberg.

Unter den bewandten Umständen war es das geratenste, gleich heute den Drexelschen Juckern ins Maul zu sehen; dann war er die öde Geschichte los und hatte für seine eigenen Angelegenheiten freie Hand.

„Der Herr tun am besten, mit dem Dreiuhrzug zu fahren, wenn der Herr nach Ammerland wollen, bis Tutzing oder Feldafing und dann mit dem Dampfer herüber."

Das war keine schlechte Idee. Auf diese Weise konnte er in Ruhe zu Ende essen, sich im Hotel noch umkleiden, behaglich nach dem Bahnhof schlendern und noch bei guter Zeit in Ammerland ankommen.

Der Abend freilich, den er gehofft hatte in Klaras Gesellschaft zubringen zu können, würde öde werden. Bekannte hatte er keine in München. Bei seinem Vorhaben mit Klara schien es ihm gewagt, sich auf einen beliebigen Flirt einzulassen. Um sich die Gunst der Vielbegehrten zu gewinnen, mußte er den Kopf frei haben und das ganze

Arsenal seiner Galanterie einzig für die Schwägerin zur Verfügung halten.

Er erkundigte sich, ob zur Zeit ein Zirkus in München sei.

„Nein, aber ein vortreffliches Variété in der Schwanthalerpassage."

Na also, das mußte herhalten, wenn er von Ammerland kam. Danach ging's dann ins Hofbräu. Das würde ja am Ende auszuhalten sein. Immer noch besser als die Wiener Abende, die er ab und zu notgedrungen in der alten Baracke bei Flaschenbier und Schinken zubringen mußte.

V.

Weit draußen, am Ende der Schwabinger Landstraße, abseits von den neugebauten, vornehmen Villenvierteln, lag einsam, in einen großen Garten gebettet, ein kleines, niedriges, einstöckiges Haus.

Der vordere Teil des Gartens, in dem die ersten Krokus und Schneeglocken blühten, und der durch das dunkle Grün der Zwergtannen, des breit ausladenden Taxus und die halbbogenförmig um die Beete gezogenen Ilexhecken schon fast einen sommerlichen Anstrich zeigte, war von einem Lattenzaun umzogen, der merkbare Spuren von Altersschwäche aufwies. Hier und da waren Sparren eingeknickt oder gänzlich ausgebrochen. Der untere Teil hatte dickes grünes Moos angesetzt.

Von dem Haus, das nach der Front zu nur vier Fenster zählte, je zwei neben der braungestrichenen Tür, führten ein paar flache Stufen direkt in den Garten hinab.

Es war um die achte Stunde, als eine junge, sehr schlanke, lichtblonde Frau diese Stufen zum Garten hinabstieg, bis an den Staketenzaun vorwärts ging und die Straße hinunterspähte. Ihre Augen, ein paar liebliche graublaue, sanfte Kinderaugen, blickten unruhig und gespannt. Ein paarmal fuhr sie darüber hin, als ob sie einen Schatten oder etwas Feuchtes daraus fortwischen wollte, das sie am Sehen hinderte.

Nachdem sie etwa zehn Minuten so gestanden, fast reglos, den Blick immer nach der Seite der Stadt zu gerichtet, kam ein halbwüchsiges Ding in ländlicher Tracht die Stufen herab gelaufen und rief laut nach der still am Zaun Stehenden hin.

Von ihrem Posten scheinbar nur ungern aufgescheucht, wandte die schlanke Blonde sich um.

„Was gibt's denn, Lisi, daß du so schreist?"

„Der Fritzl," maulte das Mädchen, ein halbwüchsiges ungeschicktes Ding, „er gibt keine Ruh'. Wenn gnä' Frau mal nachsehn wollten —"

Die Frau wandte sich und folgte dem Mädchen — man sah es jeder ihrer Bewegungen an — ungern und schwer.

„Du wirst es nie lernen, mit dem Kinde umzugehen, Lisi, und es ist doch ein so braves, leicht zu leitendes Kind!"

Das Mädchen brummte Unverständliches vor sich hin, jetzt hinter der Frau hertrabend.

Als sie in den engen Flur traten, hörten sie schon das Geschrei des Kindes vom Hinterzimmer her.

Rasch öffnete die Frau die Tür.

Der Kleine, ein allerliebster blonder dreijähriger Bursche, saß in seinem Bettchen aufrecht, strampelte mit den Beinen und schrie aus Leibeskräften, wie es den Anschein hatte, aus purem Vergnügen am Schreien.

Als er die Mutter eintreten sah, zog er den Mund in die Breite und fing unter Tränen zu lachen an.

„Warte, du Schlingel. Weshalb willst du bei Lisi nicht einschlafen?"

„Lisi ist dumm. Mammi bei Fritzl bleiben soll," sagte der kleine Kerl ganz ernsthaft.

„Nein, mein Herzl, Mammi wird nicht bei Fritzl bleiben, Fritzl wird hübsch brav einschlafen. Will er das? Mammi hat jetzt keine Zeit, sie muß auf den Papa warten und ihm das Nachtmahl zurecht machen, wenn er kommt. Verstehst du das, Fritzl?"

Der kleine Kerl nickte. Dann sah er die Mutter mit großen Augen an.

„Wo ist denn der Papi? Warum kommt er nicht heim?"

Die junge Frau seufzte verstohlen auf, dann fuhr sie dem Kinde liebkosend über den blonden Kopf.

„Der Papa ist ausgefahren, Liebling, mit einer fremden Dame, nun wird er aber bald wiederkommen. Und du schläfst jetzt, Herzl, ja! Damit Mammi ihn erwarten kann, unten am Staketenzaun weißt du, wo die Pferdchen immer trab, trab vorüberlaufen."

„Trab, trab," sagte der Kleine, nickte und legte sich gehorsam auf die Seite, den Zipfel seines Kopfkissens über das kleine rotbäckige Gesicht ziehend.

Frau Maibrück rief nach Lisi, die in der Küche stand und kaute, und ging dann wieder in den Garten, an den Staketenzaun zurück. —

Es war inzwischen fast dunkel geworden. Kaum zehn Schritt weit konnte man die Straße herunter sehn. In großen Abständen brannten die Laternen; die entfernteren waren von einem grauen Dunstschleier umhüllt.

Der warme Apriltag war gegen Abend empfindlich kühl geworden. Die junge Frau schauerte in ihrem leichten grauen Wollkleid zusammen. Aber sie konnte sich nicht entschließen, ins Haus zu gehen, um ein Tuch oder einen Umhang zu holen; sie wollte die Rückkehr ihres Mannes nicht versäumen, nach der sie sich bangend sehnte.

So ging sie hin- und herschreitend hinter dem Zaune auf und ab. Viertelstunde um Viertelstunde!

Ein paarmal auch hatte sie die Pforte, zu der sie den Schlüssel in der Tasche trug, geöffnet und war auf die Straße hinausgetreten. Am Himmel leuchteten schon die ersten Sterne. Mein Gott, wie spät es schon war! Wo er nur blieb? Sollte sich die Ausfahrt so weit in den Abend hinein gezogen haben? Oder sollte Max, so spät noch, eine andere Verabredung haben, nicht gleich nach der Rückkehr von Buchhof zu ihr gekommen sein? Das Herz zog sich ihr zusammen. Laut klopfte das Blut in den zarten Schläfen.

Ob es wieder ein Mädchen war, an das er sich gehängt hatte? Eine Kellnerin oder eine aus dem Theaterchor? Tränen verdunkelten ihren Blick.

Ach, was tat er ihr für Leids an mit diesen Eintagsliebeleien mit den schlechten Dingern, die er für seine Kunst zu brauchen vorgab!

Dann plötzlich kam ihr ein anderer Gedanke, der sie beinahe mehr noch erschreckte. Wenn er krank war? Wenn ein Unglück geschehen wäre mit den Pferden oder auf dem Wasser?

Sie hielt den Kopf weit vorgebeugt, um besser in die Dunkelheit spähen zu können, schärfer hinaus zu hören.

Plötzlich war ihr's, als ob sie aus der Ferne Räder rollen hörte. Ob es Max war, der einen Wagen genommen hatte, um schneller bei ihr zu sein?

Ein Lächeln huschte über ihr junges sorgenvolles Gesicht.

Freilich wär's eine enorme Verschwendung gewesen. Von der Stadt hier heraus mindestens zwei Mark, und er hätte grad' so gut die elektrische Bahn benutzen können, und das letzte Stück Wegs zu Fuße gehen!

Aber am Ende, wenn er sich nach ihr sehnte, wie sie sich nach ihm! Wenn er wie sie die Minuten zählte!

Das Rollen kam näher, jetzt wurden zwei Lichter sichtbar, die in gerader Richtung auf sie zukamen.

Sie duckte sich ein bißchen. Er brauchte sie nicht gleich zu sehen. Wenn er im Garten war — er trug seinen eigenen Schlüssel bei sich — wollte sie ihn überraschen, ihm im Dunkeln um den Hals fallen und seine lieben Lippen küssen.

Der Wagen kam näher, ganz nah, jetzt hielt er an der kleinen Pforte. Dann hörte sie plötzlich Stimmen, der Herzschlag stockte ihr einen Augenblick — Max kam nicht allein. Tiefer duckte sie sich und sah durch eine Lücke des Zaunes. Beim Schein der Wagenlaterne unterschied sie deutlich eine schöne, sehr elegant gekleidete Frauengestalt, üppiges goldbraunes Haar und ein blasses, nicht mehr junges Gesicht, ohne Zweifel, die Gräfin! So, gerade so, hatte Max sie ihr geschildert!

Sie atmete für den Augenblick erleichtert auf. Gott sei Dank, da drohte ihr keine Gefahr. Die berühmte Malerin war im Vergleich zu Max ja beinahe eine alte Frau.

Jetzt hatte er sich galant verabschiedet. Sie hörte die Gräfin sprechen.

„Also, lieber Freund, auf morgen, nicht zu spät, ich erwarte Sie ungeduldig!" sagte sie halblaut in einem Ton, der Marie Maibrück nicht gefiel und sie plötzlich wieder beunruhigte.

Max beugte sich noch einmal auf eine unnatürlich weiße, mit blitzenden Steinen geschmückte Hand herab und sagte freudig: „Auf morgen, ja, Frau Gräfin, und vielen Dank für alles."

Dann blieb er mit gelüftetem Hut neben dem Wagenschlag stehen, bis das Gefährt Kehrt gemacht hatte und die Pferde zur Stadt zurück trabten.

Die junge Gestalt hinter dem Zaun richtete sich gerade in die Höhe und schritt zur Gartenpforte, die sie, während der Draußenstehende nach seinem Schlüssel suchte, von innen aufschloß.

„Laß nur," sagte sie leicht gereizt, „ich bin schon da."

Der junge Mann schien nicht eben freudig überrascht, seine Frau gerade hier zu finden.

„Na, Mieze," sagte er, sie förmlich auf die Stirn küssend, „was treibst du so spät noch hier draußen in der kalten Luft?"

„Ich hab' auf dich gewartet, Max," sagte sie kleinlaut, seine Hand zwischen die ihren nehmend und sie leise und zärtlich drückend.

„Ein schöner Unsinn, anstatt zu Bett zu gehen."

„Ist es denn schon so spät?"

Er zog die Uhr beim Schein der kleinen Lampe, die Lisi auf die steinernen Stufen gestellt hatte.

„Zehn vorüber."

„Weshalb kommst du so spät, Maxi? Ihr könnt doch nicht bis in die Nacht in Buchhof geblieben sein?"

Ungeduldig und nervös zuckte er mit den Achseln.

„Nein doch, Kind! Natürlich nicht. Fängst du schon wieder mit Fragen an. Daß du dir das nicht abgewöhnen kannst! Muß ich denn immer noch wie ein Schuljunge über jede Stunde Rechenschaft ablegen?"

„Ich meine ja nur —" sagte sie eingeschüchtert, „wenn man sich lieb hat, weiß man gern alles — eins vom andern."

Sie waren inzwischen in das kleine Wohnzimmer getreten. Beim Schein der Lampe sah er ihr liebliches, junges, sanft gerötetes Gesicht, ihre zärtlichen, verlangenden Augen.

Er fuhr ihr mit der Hand leicht über das reiche blonde Haar.

„Na ja, Mieze, gewiß, im allgemeinen, aber du weißt, ich vertrage das Ausfragen nicht. Meine Nerven rebellieren dagegen."

Er hatte Kragenmantel und den weichen grauen Hut nachlässig auf einen Stuhl geworfen und saß am Tisch ihr gegenüber.

„Ich kann dir ja gern alles erzählen. Übrigens, hast du einen

Tropfen Bier. Von dem vielen Sekt bekommt man einen pyramidalen Durst."

Sie war schon aufgestanden, um das Verlangte zu holen. Jetzt blieb sie am Tisch stehen und sah ihn an.

„Sekt habt ihr getrunken — du und die Gräfin?!"

Ein leichtes Rot flog über sein blasses Gesicht.

„Na ja doch, ist das vielleicht ein Verbrechen? Übrigens, es waren noch andere dabei, — Grappe auf der ganzen Partie, — beim Essen in den ‚Jahreszeiten' und unten in der Bar beim Sekt."

Der junge Mann lächelte: „Dann, als er ein bißchen zu viel hatte, haben wir ihn nach Hause gefahren, und schließlich hat die Gräfin mich hinausbegleitet. So, nun weißt du alles. Und nun geh, kleines Schaf, und hol' mir ein Bier."

Kopfschüttelnd verließ Marie Maibrück das Zimmer.

Sie wußte nicht recht, was sie aus dem allen machen sollte. Zuerst, als in ihrem Mann der ehrgeizige Gedanke aufgetaucht war, sich der berühmten Berliner Malerin vorzustellen, ihr seinen brennenden Wunsch vorzutragen, in die Gruppe der „Elfer" aufgenommen zu werden, hatte Klara Möbius sich keineswegs entgegenkommend gezeigt. Es hatte Grappes ganzen Einfluß bedurft, um sie überhaupt nur zu vermögen, sich Max' Stimmungsbild „Wald", das sie und all' seine Freunde mit Enthusiasmus bewunderten, und das von Grappe ausgiebig gelobt worden war, überhaupt nur anzusehn.

Bei einer kürzlichen Begegnung hatte Grappe ihr selbst gesagt: „Kleine Frau, ich glaube nicht, daß wir mit der Möbius weit kommen. Sie hat ihren Kopf für sich, vielleicht auch ihre Marotten. Von den jungen Münchenern will sie absolut nichts wissen."

Bis gestern war denn auch alles unentschieden gewesen. Max' „Wald" stand noch immer im Kontinental, ohne daß, so viel sie wußte, sich auch nur ein Mensch darum gekümmert hatte. Heut morgen, früh, ehe sie nach Buchhof fuhren, sollte noch eine große Beratung stattfinden. Vielleicht hatte sich's da zu Max' Vorteil entschieden, und sie hatten beim Sekt so eine Art Versöhnungs- und Siegesfest gefeiert.

Als sie mit dem Bier zurückkam, saß Max so versonnen da, daß er ihren Eintritt gar nicht bemerkte. Sie setzte das Brett ab und legte ihm die Hand von hinten auf die Schulter.

„Du, Mari, und die Hauptsache. Wie ist's mit deinem Bild?"

Er fuhr verdrossen herum. Im ersten Augenblick wußte er gar nicht, wo sie hinauswollte.

„Ah so, der ‚Wald'." Es kam langsam und nüchtern heraus. „Da fragst du mich zu viel." Dann lächelte er wieder vor sich hin.

Sie saßen sich wieder gegenüber am Tisch.

Verwundert und beunruhigt beobachtete ihn die junge Frau.

„Ja aber — nachdem ihr den ganzen Tag beisammen wart, mußt du doch wissen, woran du mit ihr bist, was du zu erwarten hast. Dein Bild ist doch die Hauptsache. Und wenn am achtzehnten eröffnet werden soll —? Wovon habt ihr denn den ganzen Tag gesprochen, wenn nicht von dem Bild?"

„Entschuldige, liebes Kind, aber das verstehst du nicht. — So, ich möchte sagen ‚gradaus' werden die Dinge im Leben nicht gemacht, am wenigsten in der Kunst. Man lernt sich kennen, tritt sich näher, sucht sich zu verstehen, und dann, wenn man sich gefällt —"

Marie schürzte verächtlich den Mund.

„Das sich persönlich gefallen oder nicht gefallen hat doch mit dem Wert oder Unwert eines Kunstwerks nichts zu tun."

„Mehr als du glaubst, mein Kind."

„Du dachtest und sprachst sonst nicht so, Max," sagte sie traurig.

„Man entwickelt sich eben, wird reifer; von der Gräfin kann man viel lernen."

„Das scheint so. Alt genug ist sie ja auch dazu," warf Marie gereizt dazwischen.

Er machte ein sehr verstimmtes Gesicht und sah sie mit bösen Augen an.

„Weißt du, wie alt sie ist? Ich nicht. Ich habe den Gothaer nicht zu Rate gezogen. Jedenfalls ist sie eine sehr schöne, sehr gesuchte und sehr liebenswürdige Frau."

„Und jedenfalls hat sie, wie du mir selbst gesagt, einen Jungen von sechzehn oder siebzehn Jahren."

„Und du nur einen von drei," neckte er einlenkend. „Wieder ein Vorzug mehr, den sie vor dir voraus hat, Mieze."

Er stand auf, trat auf die andere Seite des Tisches und küßte sie auf den etwas blassen Mund.

Sie preßte sich heiß und zärtlich an ihn.

„Was macht er denn, unser Junge?"

„Er schläft endlich, der Strick. Willst du ihn sehen, Maxl?"

„Später. Ist sonst etwas vorgefallen?"

Ein Schatten flog über ihr Gesicht.

„Ein Brief von deinem Vater ist gekommen."

Sie händigte ihm ein Schreiben ein, das in ihrem kleinen Schlüsselkörbchen lag.

Max öffnete den Umschlag. Er trug den Poststempel Berlin und war mit einer großen, steilen, ausgesprochen kaufmännischen Hand überschrieben.

Er las ein paar kurze Minuten lang und steckte den Brief in seine Brusttasche.

Als er die Augen seiner Frau fragend auf sich gerichtet sah, sagte er:

„Nichts Besonderes, Mieze. Er fragt nach Fritzl und läßt ihn grüßen.“

„Und mich?“

„Natürlich auch,“ fügte er mit beflissener Hast hinzu.

Sie lächelte traurig.

„Das sagst du nur so, Maxl. Es wird wohl nichts von mir in dem Briefe stehen. Sie kommen ja doch nicht darüber fort, daß du ein armes, einfaches Mädchen geheiratet hast.“

„Red' nicht so dumm, Mieze! Dein Vater war Kaufmann, wie der meine ist.“

„Das läßt sich doch wohl nicht vergleichen, Max. Mein Vater hatte ein kleines offenes Geschäft, und der deine hat eine große Stellung in einem großen Bankhaus.“

„Aber so laß doch die alten Geschichten ruhen,“ rief Max gereizt. „Sie werden ja doch nicht besser, wenn man sie immer wieder durchhechelt.“

Dann zog er den Brief noch einmal aus der Tasche.

„Übrigens, was meinst du, Mieze? Papa bietet mir Geld an, wenn ich den ‚Wald‘ nicht gleich verkaufen sollte. Zweitausend Mark. Soll ich's annehmen?“

Die junge Frau schüttelte lebhaft abwehrend den Kopf. „Wenn du meinen Rat willst, nein. Mach' dich nicht so abhängig von deinem Vater, Maxl! Ja, wenn es durchaus nötig wäre, wenn du und Fritzl Mangel littet! Aber, gottlob, wir können's aushalten, auch wenn der ‚Wald‘ nicht gleich fortgeht.“

„Hast du denn immer noch Geld von den beiden Porträts?“

„Dreihundert Mark,“ sagte sie stolz, „und keinen Pfennig Schulden.“

„Das mach' dir ein anderer nach, Musterfraule,“ sagte er heiter und zog sie auf seinen Schoß.

Ein paar Minuten war's still zwischen ihnen. In atemlosem Glück genoß das junge Weib die Seligkeit des Besitzes.

Dann sagte Max, sie in seinem Arm wiegend:

„Ich hab' übrigens auch der Gräfin von dir erzählt.“

Marie biß sich auf die Lippen und atmete schwer.

„Schon wieder die Gräfin,“ dachte sie. Aber sie rührte sich nicht. Zu wohlig lag sich's in seinem Arm.

„Sie möchte dich kennen lernen.“

„Ach nein, lieber nicht, Maxi.“

„Sie will uns besuchen, meine Studien ansehen.“

„Wann?“

„Das wollen wir morgen verabreden.“

„Sag' mir's vorher, wann sie kommt. Ja?“

„Willst du dich schön machen, eitles Fraule?“

„Nein. Davonlaufen will ich."

„Aber Miezi. Eine so liebe Frau."

„Laß sie doch endlich," bat sie und drückte sich fester in seinen Arm, mit ihren Lippen die seinen suchend.

„Kleines Schaf," sagte er und trug sie davon.

VI.

Schon zweimal hatte Riedinger seinen Freund, den Oberkellner, herausrufen lassen, um zu hören, ob die Gräfin Kipping im Frühstückssalon sei, und jedesmal hatte er einen verneinenden Bescheid erhalten. Jean wußte selbst nicht, wo die Gräfin heute blieb. Es war bereits eine Riesenpost für sie eingegangen; mehrere Personen, die sie zu sprechen gewünscht, waren schon abgewiesen worden; auch vom Künstlerhaus hatte man schon telephoniert.

Es gab so viel für sie zu tun, sie mußte ja jeden Augenblick herunter kommen. Der Herr Baron sollten sich nur noch ein kleines Weilchen gedulden.

Mißmutig bog der fesche Rudi um die Ecke und ging zum dritten Male mit langen, ungeduldigen Schritten in der Max Josefstraße auf und ab.

War er schon nicht in bester Laune hergekommen, so gab ihm dies unvorhergesehene Antichambrieren den Rest. Seit er den Fuß nach München gesetzt, hatte ihn das Pech verfolgt. Von dem Lächeln der Glücksgöttin war bis jetzt verflucht wenig zu sehen gewesen.

Klara Möbius war ihm, wie es den Anschein hatte, in einer Gesellschaft, die die seine möglichenfalls recht entbehrlich machte, vor der Nase davongefahren. Das Geschäft mit den Juckern hatte sich als oberfaul erwiesen. Er hatte gestern abend, anstatt ins Variété zu gehen, sofort nach seiner Rückkehr von Ammerland einen langen Expreßbrief an Pepi Hartung loslassen müssen. Der mochte selbst entscheiden, ob die Biester des Kaufes wert waren, und um welchen endgültigen Preis. Er dankte bestens für das Risiko. Er hätte die Drexelschen Jucker nicht geschenkt nehmen mögen, höchstens um einen andern damit reinzulegen.

Mutmaßlich würde auch Hartung von dem Kauf zurücktreten, und dann ging ihm die Provision verloren, die ihm außer den Spesen nachträglich zugesagt worden war. Eine verfluchte Geschichte!

Und wenn der letzte und höchste Trumpf, wenn Klara Möbius versagte? Ah bah, daran wollte er nicht denken. Die Coeur-Dame hatte ihm von jeher Glück gebracht, damals schon, als er noch in Traiskirchen auf der Schulbank gesessen hatte.

Als er zum dritten Male um die Ecke bog, stand Jean vor der Tür und winkte ihm mit Gönnermiene zu.

„Eben gekommen, Herr Baron. Zweiter Tisch, erstes Fenster links."

Riedinger griff in die Tasche, eine Manipulation, die der große Jean ruhig abwartete, trotzdem er schon wiederholt im Frühstückszimmer verlangt worden war.

Obwohl der Saal noch ziemlich besetzt war, entdeckte Riedinger Klara auf den ersten Blick. Sie war sehr apart ganz in Schwarz gekleidet. Um den Hals über dem oben im Viereck ausgeschnittenen Kleide trug sie eine kostbare schwarze Pelzstola, auf dem, ganz niedrig, tief in den Nacken frisierten Haar einen großen schwarzen Federhut, der ihrem auch heute etwas blassen Gesicht eine sehr malerische Umrahmung gab. Während ihre Hand den Henkel der Tasse gefaßt hielt, las sie in einem Brief, der ihr, dem Ausdruck ihres Gesichtes nach, keine sonderliche Freude zu bereiten schien. Dennoch war sie so vertieft, daß sie, als Riedinger, den Hut in der Hand, schon neben ihrem Tische stand, noch ein paar Augenblicke weiter las.

Endlich, da der Schatten, den die große Gestalt des Mannes auf das Briefblatt warf, ihr lästig wurde, sah sie ungehalten auf.

Als ihr Blick auf den stattlichen Mann fiel, der da so plötzlich mit dem unverkennbaren Ausdruck erwartungsvoller Freude, wie aus der Erde hervorgewachsen, neben ihr stand, erhellte sich ihr Gesicht ein wenig.

Mit lebhaft fragendem Ausdruck sah sie zu ihm hin.

Rudi verbeugte sich leicht und elegant.

„Muß ich mich wirklich vorstellen, Frau Schwägerin — Rudi Riedinger, immer noch Oberleutnant a. D.?"

„Ah, Herr Baron —" Sie war im Begriff, ihm die Hand zu reichen; dann sah sie sich mit einem vielsagenden Lächeln um.

„Ist Ihre Frau Gemahlin auch hier?"

Rudi verneinte lebhaft, noch immer neben ihr stehend.

„Aber bitte setzen Sie sich doch. Nehmen Sie eine Tasse Tee mit mir?"

Riedinger dankte und zog ihr gegenüber einen Stuhl an den Tisch.

„Eine reizende Überraschung, daß ich Sie hier finde, Frau Gräfin — oder —" er sah mit seinem gewinnendsten Lächeln zu ihr hinüber — „darf es trotz des einstigen Familienhaders bei der ‚Frau Schwägerin' bleiben?"

„Bitte, Baron, Sie haben ja nicht gehadert, sondern Ihre Frau. Lassen wir die alten Familiengeschichten. Hier bin ich nur Klara Möbius, welche nach München gekommen ist —"

Er unterbrach sie lebhaft.

„Um eine geniale Sonderausstellung zu veranstalten und die stagnierende Atmosphäre dieses Kunstdorfs ein wenig in Bewegung zu bringen."

„Woher wissen Sie das?“ fragte sie lachend. „Sie haben sich doch sonst nur um Pferde und pardon — — um Karten gekümmert?“

Er spielte den komisch Entsetzten.

„Aber, Gnädigste, vierundzwanzig Stunden in München und nicht über Sie au fait sein, da müßte man ja Gesicht und Gehör verloren haben.“

„Und was hat Sie hergeführt?“ fragte sie, mehr und mehr amüsiert.

„Eine alte Liebe,“ gab er mit drolligem Seufzer zurück — „Pferde.“

Sie lachte laut hinaus, daß die Umstehenden nach ihr umsahen.

„Also hab' ich Sie doch richtig taxiert!“

„Dazu gehört nicht viel, Gnädigste. Solch ein armes Hascherl wie ich ist leicht zu durchschauen.“

„Wie denn, geht's Ihnen nicht gut?“

Er zuckte mit den Achseln.

Da erinnerte sie sich plötzlich, daß Klemens ihr vor einiger Zeit wiederholt von der Dekadenz der Riedingers gesprochen hatte. Damals hatte sie „der Sippe“, insbesondere der blonden Heiligen, diesen Schicksalsschlag gegönnt. Jetzt, da sie den Baron nach Jahren wiedersah, tat er ihr eigentlich leid. Fatal für einen so flotten Kerl, so herunterzukommen.

Sie streifte ihn mit einem raschen Blick. Dann lächelte sie wieder.

„Ich erinnere mich jetzt; ich hörte, es geht Ihnen schlecht, Schwager; aber Sie müssen einen erst daran erinnern, ansehn tut man's Ihnen nicht. Sie sehen brillant aus, Baron.“

„Liebste Frau Schwägerin, man tut, was man kann, und nimmt das Leben auf die leichte Achsel, wenn es sich denn durchaus darauf kapriziert, eine Last sein zu wollen. Und drückt sie schließlich mal so, daß man gar nicht mehr gegen sie ankann — dann fort mit der Last und sich selbst — ins Nichts.“

„Nun, nun, damit werden Sie ja wohl noch warten können, Baron. Das kommt für uns alle noch früh genug. Sie gehören doch nicht zu den Kippings, die alles schwarz in schwarz, im besten Fall grau in grau sehen.“

Sie nahm den Brief vom Tisch, in dem sie vorher gelesen hatte. „Mein Mann schreibt mir da einen ganz merkwürdig aufgeregten Brief, nur weil ich einmal acht Tage länger ausbleibe, als er es gewöhnt ist und ich es anfänglich vorgehabt. Auch mein Junge schließt sich mit einem sentimentalen Seufzer an. Er ist ja ein Prachtbengel und meine ganze Wonne, aber er wächst sich letzthin doch gar zu sehr auf Kippingsche Art heraus, den Dingen auf den letzten Grund zu gehen und sie so schwer als möglich zu nehmen.“

Dann sah sie Riedinger lachend an, ihre etwas zu großen gesunden Zähne zeigend.

„Nun soll ich partout beichten, weshalb ich so lange fortbleibe, und ob auch nichts vorgefallen ist, was Klemens' Kommen nötig machte."

„Das ist doch hoffentlich nicht der Fall, Gnädigste?"

„Gott bewahre mich, es geht mir vortrefflich und wird mir hoffentlich noch vortrefflicher gehen, wenn die Ausstellung erst endlich mal eröffnet ist. Ich fühle mich trotz manchen Ärgers und mancher Intrige, die bei uns Künstlern ja unausbleiblich sind, wohl wie ein Fisch im Wasser."

Er beugte sich näher zu ihr herüber und sagte halblaut:

„Sagen wir lieber wie eine Nixe in ihrem Element, nach Ihren funkelnden leuchtenden Augen zu schließen."

Sie drohte ihm mit dem Finger. „Warten Sie, Baron, wenn Ihre Frau das hörte! Sie soll ja damals ganz empört über meine Augen gewesen sein."

„Was Frauen von Frauenschönheit verstehen!" meinte er geringschätzig, indem er sich wieder aufrichtete und dabei wie von ungefähr seine schön gepflegte aristokratische Hand in die Nähe von Klaras sehr weißen, aber großen, etwas knochigen Händen schob.

„Also Sie fühlen sich wohl hier, und das ist die Hauptsache."

„Und vergnügt." Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und dehnte wohlig die Arme.

„Sie glauben nicht, Baron, wie wohl es tut, das vornehm abgeschlossene Familienleben, das wir kultivieren, einmal hinter sich zu lassen und ein bißchen zu zigeunern. Das ist etwas, was Klemens trotz all seiner Liebe zu mir nicht begreift, daß einem nach angestrengter künstlerischer Arbeit die sogenannten Zerstreuungen, die die gute Gesellschaft bietet, ein Greuel sein können."

Sie schüttelte sich, daß ihre krausen Stirnhaare flogen.

„Ich habe mich von ihr zurückgezogen, wie eine Schnecke ins Haus; hier — wie überhaupt auf meinen Berufsreisen — leb' ich, wie ich will, und tu' ich, was ich mag, und brauch' mich dazu nicht erst zu verkriechen; habe überdies reizende Gesellschaft gefunden —"

Sie stockte und wurde ein wenig rot, als sie Riedingers aufmerksamen Blick auf sich ruhen fühlte

„Hab' ich nicht ein Recht, Baron, mein Leben nach meinem Gusto einrichten zu wollen?"

„Aber unzweifelhaft, Gnädigste. Klemens darf Sie nicht beschränken."

„O, das tut er auch nicht eigentlich, er läßt mir volle Freiheit, nur daß man zwischen Mann und Sohn gar nicht dazu kommt, sie zu genießen. Das Gewohnte reizt nicht mehr, regt nicht zu neuem Schaffen an. Ich habe hier das Gefühl bekommen, daß ich nicht nur mal ganz andere

Verhältnisse, daß ich auch zur Abwechslung mal ganz andere Menschen brauche."

Sie geriet in Eifer und rückte ganz nahe zu ihm, so daß ihre Hände sich berührten.

Während Riedinger ein freudiger Schreck durchfuhr, schien Klara gar nichts davon zu bemerken, wie nahe sie ihm gekommen war.

„Sehen Sie, Baron, ich habe hier einen jungen Menschen gefunden, aus dem ich einen großen Maler machen möchte; das ist eine Aufgabe, die mich reizt, die mein eigenes Schaffen befruchten wird, oder vielmehr befruchten würde, wenn man in ein persönliches —"

Sie biß sich ärgerlich auf die Lippen, so viel gesagt zu haben.

Er hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie sanft.

„Warum sprechen Sie nicht weiter, Klara?"

Sie entzog ihm ihre Hand rasch und hastig.

„Weil Sie das doch nicht verstehen."

„Wissen Sie das so genau?"

Sie zuckte mit den Achseln.

„Keiner von euch andern versteht's," sagte sie gereizt. „Es gibt eine Art Freimaurerei unter uns schaffenden Künstlern —". Sie unterbrach sich.

Er wollte etwas erwidern, das ihr sein Verständnis bekunden sollte, aber sie hatte augenscheinlich keine Lust, das Gespräch weiterzuführen.

Sie sah ihn lachend an und sagte:

„Übrigens sind Sie ein kleiner Vokativus, mein Herr Baron. Sie wären etwas für meine Schwester Selma."

„Ich trage gar kein Verlangen danach, Ihrer Schwester zu gefallen," sagte er gekränkt, sich so plötzlich abgeschüttelt zu sehen.

„Sie sollten sie erst kennen, das ist ein toller Kerl, der sein Leben zu genießen versteht. Auch so ein krummer Punkt zwischen Klemens und mir, die Mutter und die Schwestern! Mein Gott, es können nicht alle Leute geborene Aristokraten an Manieren und Gesinnung sein, es muß auch eine Bohême geben."

„Sie werden doch keine sozialdemokratischen Anwandlungen bekommen, Gnädigste?" fragte Riedinger entsetzt.

„Ohne Sorge, Baron, dazu bin ich zu gut erzogen."

„Aber Ihre Schwester, der tolle Kerl?" fragte er skeptisch.

„Ach die!" lachte Klara, „die hat nur eine Überzeugung, einen Grundsatz, eine Devise: Es lebe das Leben!"

Die Uhr hinter ihnen holte zum Schlage aus.

Erschreckt fuhr Klara herum.

„Halb zwölf, da haben wir uns nett verplaudert," sagte sie beinah ärgerlich.

Sie stand hastig auf und zog die Schleppe ihres lang wallenden Kleides nach sich.

„Um elf hatt' ich versprochen im Künstlerhaus zu sein!"

Ihre Stirn zog sich in Falten, die dichten dunkeln Brauen berührten sich fast. Sie schien irgend eine, ihr wichtige Kombination zu erwägen.

Es war Riedinger, als hätte er das Wort fatal gehört.

Was beschäftigte sie nur so intensiv? Teufel auch, diese schöne Sphinx schien eine Welt von Geheimnissen in ihrem Busen zu tragen. Das war auch wieder mal etwas, das ganz gegen sein Programm lief. Ja, die Pferde und die Weiber! Wer sich je ganz mit ihnen auskennte!

Klara hatte, ihm vorangehend, den Frühstückssaal schon verlassen. Im Gang traf sie auf Jean.

„Ich suche Sie gerade," sagte sie halblaut. „Wenn Herr Maibrück kommt, soll er auf meinem Zimmer auf mich warten, wie lange immer: ich habe Wichtiges mit dem Herrn zu besprechen. Wenn sonst noch jemand nach mir fragt: ich bin drüben im Künstlerhaus. Hier wünsche ich außer Herrn Maibrück niemand zu empfangen." Sie nickte dem Beflissenen kurz zu und trat dann ins Vestibül, wo Riedinger auf sie wartete.

„Auf Wiedersehen, Baron. Oder wenn Sie mich noch die paar Schritte zum Künstlerhaus hinüber begleiten wollen, ich hab' nichts dagegen."

Sie traten zusammen in den Sonnenschein hinaus.

„Wann seh' ich Sie wieder, Klara?"

„Wollen Sie heut abend von der Partie sein?"

„Mit tausend Freuden!"

„Wir sind eine kleine Gesellschaft beisammen. Das Programm steht noch nicht fest. Vielleicht holen Sie sich gegen Abend Bescheid beim Portier. Mich werden Sie dann kaum treffen. Ich bin bis neun oder zehn Uhr mindestens beschäftigt."

Sie verabschiedete ihn kurz und trat ins Künstlerhaus ein, wo Grappe sie schon auf der Treppe erwartete.

„Wie stehn die Chancen für Maibrück?" fragte sie hastig.

„Ich denke, leidlich," sagte der Professor und bot ihr den Arm.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliche Wahrheit und religiöse Gewißheit.

Von

Prof. Dr. Ludwig Stein.

— Bern. —

I.

Erkenntnistheorie nennen wir denjenigen Zweig philosophischer Disziplinen, welcher Umfang und Grenzen menschlicher Erkenntnis zu untersuchen, Art und Grad unserer Gültigkeitsurteile zu prüfen, Wahrscheinlichkeit und Gewißheit gegen einander abzugrenzen, kurz, die Kriterien menschlicher Wahrheit aufzustellen hat. Die Gültigkeitsgrade menschlicher Urteile haben in Sprechen und Denken, in Grammatik und Logik, ihren reglementierenden Niederschlag gefunden. Wir sprechen im Indikativ, wenn von einem wirklichen Erlebnis, einem tatsächlichen Vorgang die Rede ist, im Konjunktiv, wenn Erlebnis oder Vorgang nicht als tatsächlicher, sondern als ein möglicher oder wahrscheinlicher, meist an Bedingungen geknüpfter Fall hingestellt werden sollen. Die Griechen hatten auch noch den Optativ, um die Wünschbarkeit eines Vorganges oder Erlebnisses auszudrücken. Den Imperativ oder die befehlende Rede gebrauchen wir, wenn Erlebnis oder Vorgang nicht als gegenwärtiger oder vergangener Zustand, sondern als ein in Zukunft notwendig eintretendes Ereignis geschildert werden sollen. Der Imperativ geht nicht so sehr auf ein bloßes Sein, als vielmehr auf ein Sollen, das ist ein Sein im Futurum. Ganz parallel unterscheiden wir in der Logik verschiedene Sicherheitsgrade unserer Aussagen. Unser Urteil ist ein assertorisches („so ist es"), wenn es sich auf ein bestimmtes Erlebnis bezieht, und das nennen wir Wirklichkeit. Aber diese Aussage gilt immer nur für jetzt und hier, nicht für immer und überall. Von jeder erzählten Wirklichkeit (matter of fact bei Hume) ist das Gegenteil prinzipiell möglich, wofern es keinen inneren logischen Wider-

spruch in sich birgt, wenn dieses Gegenteil auch in diesem speziellen Fall infolge der Wirklichkeit des erzählten Vorganges ausgeschlossen ist. Unser Urteil ist ferner ein problematisches, wenn es nicht ein Wirkliches oder Tatsächliches, sondern nur ein Mögliches zum Inhalte der Aussage macht („es könnte, es dürfte, es möchte so sein"). Alle hypothetischen Urteile haben daher nur einen Wahrscheinlichkeitswert der Aussage. Was möglich ist, hat natürlich niemals jenen Grad der Sicherheit, der einem tatsächlich erlebten Vorgange zukommt, vollends nicht jene unumstößliche Gewißheit, wie er Naturgesetzen oder gar logisch-mathematischen, sogenannten ewigen Wahrheiten (vérités éternelles) einwohnt. Erst im apodiktischen Urteil, das wir bedingungslos abgeben, das also an kein „Wenn" und an kein „Aber" gebunden ist, wird der Sicherheitsgrad unserer Aussage ein kategorischer („so muß es sein, anders kann es nicht sein"). Renan trifft einmal die Einteilung: Certitudes, Probabilités, Rêves. Diese drei Arten (Modalitäten) von der Gewißheit der Wirklichkeit, von der abgeschwächten Sicherheit der Wahrscheinlichkeit bis hinauf zur unbedingten Zuverlässigkeit der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit wollen wir an einem Beispiel unserer täglichen sinnlichen Erfahrung illustrieren. Sage ich: die Sonne scheint, so kommt diesem Urteil zunächst nur Wirklichkeitswert, kein Notwendigkeitswert zu. Es ist ein assertorischer Satz. „Die Sonne scheint" heißt: jetzt und hier, für mich und zu dieser Sekunde. An anderem Orte und zu anderer Zeit hat dieses Urteil keine Gültigkeit. Sage ich aber: die Sonne dürfte morgen scheinen, so hat meine Aussage den abgeschwächten Sicherheitswert eines problematischen Urteils. Es ist möglich, wahrscheinlich sogar (nach dem Stande des Barometers) und nach den mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen operierenden Lehren der Meteorologie. Problematische Urteile haben den orientierenden Wert von Wetterprognosen, die uns nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung den Rat erteilen, ob wir den Regenschirm oder den Sonnenschirm mitnehmen sollen. Sage ich aber: „die Sonne scheint" im Sinne einer bleibenden Eigenschaft, indem ich den physikalischen Prozeß darlege, nach welchem der Sonnenkörper funktioniert, d. h. Licht, Wärme oder Elektrizität ausstrahlt, so ist in dieser Aussage das Scheinen der Sonne kein einmaliger, sondern ein ewiger Vorgang, kein zufälliges, sondern ein notwendiges Erlebnis, kein Einzelurteil, sondern ein Allgemeinurteil, also weder eine assertorische, noch eine problematische, sondern eine apodiktische Aussage. Denn diese Aussage gilt nicht nur für jetzt und hier, sondern für immer und überall; sie ist also nicht bloß wirklich oder gar nur möglich, sondern sie ist notwendig und allgemeingültig. Die drei Sicherheitsgrade von Wirklichkeit, Möglichkeit und Notwendigkeit verhalten sich grammatisch zueinander wie Indikativ und Konjunktiv zum Imperativ oder auch etwa wie die Feststellungen des Thermometers, das die augenblickliche Temperatur, also die Wirklichkeit anzeigt, zu denen

des Barometers, das die kommende Temperatur ahnen läßt bis hinauf zum zuverlässigen, orientierenden Kompaß oder zu einer angekündigten Sonnenfinsternis der Astronomen, deren Vorhersagungen nicht wie die der Wetterpropheten eintreten können und in 85 Prozent der Fälle etwa wirklich eintreten, sondern den unbedingten Sicherheitsgrad von 100 Prozent beanspruchen, unsere Erwartungsgefühle daher bis zum Maximum der Zuverlässigkeit steigern, weil in der bisherigen wissenschaftlichen Erfahrung noch niemals ein Fall beobachtet wurde, der den genauen Berechnungen der Astronomen widerspräche. Die beobachtete Einzelwirklichkeit belehrt uns darüber, was ist, die hypothetischen Urteile über das Kommende geben uns einen Fingerzeig darüber, was nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung eintreten dürfte, die apodiktischen Aussagen oder „Gesetze" der Astronomen, Physiker, Chemiker und Biologen künden mit unbeirrbarer Sicherheit, d. h. sie behaupten kategorisch, was unfehlbar eintreten wird oder muß. Die Wirklichkeit belehrt uns nur für die Gegenwart, die Möglichkeit gibt uns Fingerzeige zur Erklärung der Vergangenheit und Deutung der Zukunft, die Notwendigkeit endlich gibt uns feste Orientierungsmaßstäbe für das Kommende, das eintreten muß. Dieses Müssen nun ist der Sphäre des Glaubens entrückt und gehört zur unbestrittenen Domäne der Wissenschaft, der Naturwissenschaft zumal. An eine Sonnenfinsternis glaubt man nicht. Wenn auch zwischen Kant und Hume noch darüber gestritten wird, ob die Grenze des Glaubens hinter Mathematik und Logik oder erst hinter Physik, Chemie und Biologie beginne, so herrscht doch in dem einen Punkte wenigstens auch zwischen ihnen volle Übereinstimmung, daß die mathematisch-logischen Wahrheiten, die „vérités éternelles", deren Gegenteil undenkbar ist, weil es mit einem logischen Widerspruch behaftet bliebe, in den Bereich des Wissens fallen müssen, also nicht mehr Gegenstand des Glaubens sein können. So weit nun die uns umgebende Welt zähl-, wäg- und meßbar ist, lassen sich allgemeine Urteile oder apodiktische Aussagen über das Seiende, aber auch über das notwendig Eintretende formulieren, und diese kategorische Aussage belegen wir, wofern unter den anerkannten Fachkennern Einstimmigkeit bezüglich der Geltung dieser allgemeinen Formel besteht, mit dem Namen oder richtiger wir bekleiden sie mit der Würde eines Naturgesetzes, dem wir notwendige und allgemeine Gültigkeit zusprechen.

Kann nun eine religiöse Wahrheit jemals den Grad der Sicherheit einer wissenschaftlichen Wahrheit erreichen? Die ewigen Wahrheiten der Logik und Mathematik haben die unerreichbare Gewähr der Undenkbarkeit, d. h. also der logischen Unmöglichkeit des Gegenteils für sich, aber auch noch die physikalisch-chemischen Lehrsätze gewährleisten zum mindesten die hohe Bürgschaft, daß in der bisherigen Erfahrung noch niemals ein Fall beobachtet worden ist, der diesem oder jenem physika-

lischen oder biologischen Gesetz widerspräche, zumal jede dem Gesetze zuwiderlaufende Erfahrung das Gesetz, das ja nur eine Generalisation der Erfahrung darstellt, in seinem Geltungswerte aufhebt. Wie anders die religiöse Wahrheit, sei es die geoffenbarte, sei es die als gefühlsnotwendig geforderte!

Hier ist, wie man glaubt, in allewege von Wissen, von apodiktischen Lehrsätzen, kurz von einem Müssen keine Rede, sondern im günstigsten Falle von einem Sollen. Die religiöse Wahrheit, heißt es gewöhnlich, hat nicht, wie unser Naturerkennen, die seiende Welt, den in Maß, Gewicht und Zahl darstellbaren Ausschnitt des Universums zum Inhalte, sondern die höhere, rein menschliche Welt der Werte und Zwecke. In die Welt des Seins oder in die Natur ist der Mensch selbst als Glied einer unentrinnbaren Kausalkette unausweichlich eingeschlossen, also streng determiniert, aber in der Welt der Werte und Zwecke, die er sich aus Eigenem auferbaut, ist der Mensch nicht mehr Sklave, sondern Herr der Natur, nicht ihr willenloses Werkzeug, sondern ihr Gesetzgeber. Soweit wir Menschen daher dem Reiche der Natur angehören, in unserm Mechanismus und Chemismus, in unseren biochemischen Prozessen und physiologischen Verrichtungen, in denen der Mensch, wie jedes andere Lebewesen, den unwandelbaren Gesetzen des Lebens unterworfen ist — gleichviel, woher diese Gesetze stammen und auf welche Rechtstitel sie sich stützen — hat die Wissenschaft das letzte Wort zu sprechen und nicht die Religion. Die drei Testamente der monotheistischen Religionen sind daher in dieser Beleuchtung gesehen keine Erkenntnissysteme, sondern nur Erbauungsquellen. Wie Himmel und Erde entstanden sind, das haben wir nicht aus Religionsbüchern zu erfahren, sondern aus astrophysischen oder geophysischen Werken. Und wenn uns die großen religiösen Urkunden des Menschengeschlechts nebenher auch Kosmogonien bieten, die der wissenschaftlichen Einsicht jenes Zeitalters entsprachen, dem sie angehören, so besitzen diese Weltentstehungslegenden, die übrigens ganz bestimmten Sagenkreisen anzugehören pflegen, wohl geschichtlichen Überlieferungswert für die Vergangenheit, aber keinen orientierenden oder gar verpflichtenden Erkenntniswert für das Wissen der Gegenwart. Es berufen sich die monotheistischen Religionen freilich ganz besonders auf ein Kriterium der religiösen Wahrheit, und zwar auf Offenbarungen, Erleuchtungen, Eingebungen, die ihren Stiftern im unmittelbaren Verkehr mit der Gottheit zuteil geworden seien. Wer sich bei diesen kraß-anthropomorphischen Vorstellungen, die der fetischistischen Phase der Religionsentwicklung angehören, beruhigt und bescheidet, der gehört mit seinem Denken und Fühlen der Längstvergangenheit, nicht der Gegenwart an. Denn mit dieser äußeren Offenbarung wäre die Naturordnung, wie sie die Wissenschaft formuliert, zugunsten eines Wunders durchbrochen, zugleich aber ganz aufgehoben. Hätte die religiöse Gewißheit kein an-

deres Wahrheitskriterium, als einen unkontrollierbaren, auf Treu und Glauben ungeprüft hingenommenen Offenbarungsakt, der in verschiedenen Strahlungen und Brechungen Moses, Jesus und Muhammed zuteil geworden sein soll, so wäre es um den bleibenden Wahrheitsgehalt der monotheistischen Religionen genau so wie aller übrigen Bekenntnisse und Kulte traurig bestellt. In diesem Falle wäre die vernichtende Kritik der Sophisten und Epikurs, der Renaissanceatheisten und modernen Materialisten berechtigt. Denn alle diese religionsphilosophischen Illusionstheoretiker sehen in jeder wie immer gearteten Religion nichts anderes, als „ein Erzeugnis der wissenschaftlichen Phantasie, ein Produkt von Furcht und Hoffnung, eine politisch-zweckmäßige Institution und Gründung" (Tröltsch). Dies ist der Standpunkt des berüchtigten Buches: **de tribus impostoribus.**

Hielte die religiöse Gewißheit krampfhaft daran fest, daß ihr Wahrheitsgehalt nur durch einen geschichtlichen Akt einer äußern Offenbarung verbürgt werden kann, der auch dann auf Unfehlbarkeit seiner Geltung besteht, wenn ihm die wissenschaftliche Gewißheit unserer Tage nicht nur nicht entspricht, sondern geradezu widerspricht, so wären die historischen Religionen unrettbar dem Untergange geweiht. Die religiöse Krise, der wir seit der Renaissance verfallen sind, wäre dann nur ein Übergangsstadium, und der Prophet des Atheismus behielte mit seiner blasphemischen Weissagung recht, nach welcher es heißen werde: einst w a r Religion. Zum Glücke für die monotheistischen Religionen trat die äußere Offenbarung mit ihrem vergilbten geschichtlichen Anrecht immer mehr in den Hintergrund, um der innern Offenbarung im menschlichen Bewußtsein selbst den Platz zu räumen. An die Stelle einer Offenbarungstheologie trat seit Hume eine Religionspsychologie. Die Religion hörte damit auf, eine bloß geschichtliche Kategorie zu sein, die sich auf einen historischen Akt, die supranaturale Offenbarung, berief, für welchen die Anhänger der monotheistischen Religionen einen ebenso blinden Glauben aufbrachten, wie die Verächter des Kirchenglaubens, das Aufklärungszeitalter, obenan Voltaire, einen fanatischen Unglauben entgegensetzten. Seit Humes klassisch gewordenem posthumen „Dialoge über die natürliche Religion" gelangten die Tieferdenkenden zu der Einsicht, daß die Religion eine psychologische Notwendigkeit ist. Alles nur geschichtlich Gewordene ist zeitlich und örtlich begrenzt, befindet sich im ständigen Fluß des Werdens, hat also eine relative, keine absolute Gültigkeit. Denn alles, was geworden, ist unfehlbar dem Prozeß des Werdens, der Veränderung und Wandlung, dem Auf- und Abstieg, der Blüte und dem Verfall unterworfen. Was nur geschichtliche, aber keine psychologische oder logische Beglaubigung aufzuweisen vermag, hat auch nur zeitlichen und örtlichen, aber keinen zeitlosen, überörtlichen, d. h. logischen oder Ewigkeitswert. Soll der religiösen Gewißheit neben der wissenschaftlichen Wahrheit

Ewigkeitswert einwohnen, so muß sie sich, wie das Urbild aller Wissenschaft, die Mathematik, aus einer zeitlich-örtlichen Wirklichkeit, einer vérité de fait, zu einer überzeitlichen und überräumlichen Wahrheit, einer vérité éternelle erheben. Die uralte, von Avicenna stammende Lehre von der doppelten Wahrheit erscheint seit Hume in einem ganz neuen Lichte. Es gibt logische Wahrheiten, die auf einem Denkzwang beruhen, und diese offenbaren sich in der Mathematik, und daneben gibt es psychologische Wahrheiten, die einem Anschauungszwang entspringen, und darauf gründen sich nicht bloß die beschreibenden oder exakten Naturwissenschaften, sondern auch die zeitlosen Religionsformen, die sogenannte Vernunftreligion, die bei Hume ihre tiefere psychologische Begründung dadurch erfährt, daß schon das Dasein einer Außenwelt nach ihm nicht mehr Sache des Wissens, sondern nur des Glaubens ist. Nur die logisch-mathematischen Wahrheiten sind ein unumstößliches Wissen mit dem Erwartungsgefühl von 100 Prozent der Wiederkehr aller Fälle, und das allein nennt Hume unbedingtes Wissen. Daher sein stolzes Wort: „Ins Feuer mit allem, was nicht entweder mathematische Untersuchungen oder Beobachtungen über Tatsachen und über die Wirklichkeit enthält." Aber neben dieser unversiegbaren Quelle ewiger d. h. zeitloser Wahrheiten, wie sie in der Mathematik und Logik vorliegen, kennt Hume eine zweite, minder zuverlässige, aber gleichwohl unerläßliche Quelle des Denkens, nämlich den auf Assoziationsgesetzen beruhenden Anschauungszwang, dem wir die Kategorien der Substanzialität und Kausalität danken. Hier haben wir nicht mehr die unfehlbare Sicherheit der logisch-mathematischen Wahrheiten, deren Gegenteil undenkbar ist, aber doch die Sicherheit zweiten Grades, daß nämlich in der menschlichen Erfahrung noch niemals ein Fall beobachtet worden ist, der dieser Gewißheit widerspräche. Physikalische und chemische Gesetze gelten nach Hume freilich nur provisorisch und auf Widerruf, d. h. neue Erfahrung vorbehalten — für das praktische Leben reicht die Sicherheit, daß uns bisher kein gegenteiliger Fall bekannt geworden ist, vollkommen aus. Aber das Interessante bei Hume ist, daß wir von ihm zum ersten Male eine Psychologie der Religion erhalten. Damit rückt die religiöse Gewißheit in die unmittelbare, sehr willkommene Nachbarschaft von Physik, Chemie und Biologie. Freilich bieten die großen Religionstypen kein unumstößliches Wissen wie die Mathematik, sondern sie fordern Glauben für die von ihnen verkündeten religiösen Wahrheiten. Worauf gründet sich diese Forderung? Sagen wir mit dem supranaturalen Offenbarungsgläubigen: auf einen geschichtlichen Akt der äußeren Offenbarung, dann hat die Forderung auf Anerkennung dieses angeblichen geschichtlichen Aktes nur räumlich-zeitliche Geltung. Niemand kann uns zwingen, an einen solchen geschichtlichen Akt zu glauben. Die verpflichtende Kraft der auf äußere Offenbarung sich stützenden religiösen Gebote und Verbote fällt

daher für jeden dahin, der diesem angeblich oder vermeintlich geschichtlichen Akt seinen Glauben versagt. Anders gestalten sich die Dinge, wenn wir in der zeitlosen Religion, wie sie sich ihrem Kerne nach bei allen geschichtlichen Völkern im großen und ganzen parallel herausgebildet hat, keinen willkürlichen historischen Prozeß, sondern einen innern seelischen Zwang, ein notwendiges Produkt des psychischen Mechanismus, kurz eine strenge seelische Entwicklung sehen. Dann verliert die fable convenue der Atheisten und Religionsverächter, welche hinter jeder Religion entweder leere Illusionen oder Königslug und Priestertrug wittern, jedes logische Daseinsrecht. Legt man nämlich mit Hume den Religionen die psychologischen Kategorien statt der geschichtlichen zugrunde, dann ist der Glaube an eine übernatürliche Weltordnung, in welcher jene natürliche Weltordnung, wie sie uns die Wissenschaft begreiflich macht, nur ein Glied in der Kette der Erscheinungen darstellt, psychologisch ebenso notwendig wie der Glaube an das Dasein der Außenwelt oder der Glaube an die Gültigkeit der physikalisch-chemischen Naturgesetze. Hat sich auf allen Linien menschlicher Gesittung in großen Zügen ein gemeinsamer Glaube an eine vernünftige Weltenordnung herausgebildet, so ist Religion in diesem höhern Sinne ein unabtrennbares Charakteristikum jedes Kulturmenschen — keine Religion haben wollen, wäre dann ebenso absurd, wie keine Physik oder Chemie in ihrer gesetzmäßigen Gültigkeit anerkennen wollen, weil sie nicht jenes Maximum von logisch unfehlbarer Geltung bieten wie die Mathematik. Steht man also mit Hume auf dem Boden einer Psychologie der Religion und sieht man daher in dem mit jedem Wissenschafts- und Kulturfortschritt wachsenden Glauben an die kosmische Vernunft, an Sinn und Plan der Welt, an Methode und System im Universum, an Ordnung und Zusammenhang im gesamten Fugenbau der Natur ein notwendiges Erzeugnis in der Entwicklung des menschlichen Geistes selbst, so wird Religion zum unaufhebbaren und unaufgebbaren Bestandstück des kultivierten Menschengeistes.

II.

Die religiöse Wahrheit unterscheidet sich grundwesentlich von der wissenschaftlichen durch ihre größere Subjektivität. Die wissenschaftlichen Wahrheiten, die logisch-mathematischen Gesetze, die „Mathematik der Natur", wie sie bei den Romantikern hieß, haben transsubjektive Geltung, wenn sie auch, wie Kant annimmt, subjektiven Ursprunges sind. Die Naturgesetze sind Beispiele wissenschaftlicher Wahrheiten, die Menschen nicht gefunden, sondern vorgefunden haben. Bevor es Menschen auf unserem Planeten gab, übten diese Gesetze ihre unfehlbare Wirkung aus. Anders die religiöse Gewißheit; sie gilt nur von Menschen für Menschen. Die Naturgesetze sind früher als das Menschengeschlecht, das ja schon nach diesen Gesetzen ins Dasein trat und seine Entwicklungsrichtung von ihnen

vorgezeichnet erhielt. Die Religionen aber sind vergleichsweise späte Erzeugnisse des menschlichen Bewußtseins. Denn Jahrtausende haben unsere halbtierischen Vorfahren ohne jede Religion gelebt, und heute noch liegen die Dinge so, daß ein beträchtlicher Teil des Menschengeschlechts immer noch ohne Religion auskommt. Religionen und Kulte sind vielmehr so mannigfaltig und wechselvoll, so vielgestaltig und entwicklungsfähig wie Sprachstämme und Dialekte. Es gibt unzählige Idiome, ja im Grunde genommen spricht jedes entwickelte Individuum seine persönliche Sprache, wie es seinen eigenen Stil schreibt. So wenig es, nach einem bekannten Worte Eulers, zwei Blätter in der Welt gibt, die sich in allen Stücken gleichen (sonst wären sie identisch), ebensowenig gibt es zwei kultivierte Menschen, die mit dem Gedanken Gottes genau dieselben Vorstellungen und Begriffe verbänden. Jedem offenbart sich sein Gott in der individuellen Weise, die seiner Fassungskraft und Gemütsbeschaffenheit angemessen sind. Und deshalb ist Religion nicht bloß Privatsache, wie eine politische Partei dogmatisch kündet, sondern privateste Sache, das Allerheiligste unseres Selbst, das intimst Persönliche, das wir kennen. Das Buffonsche Wort „le style c'est l'homme" gilt doppelt und dreifach in der Biegung: la religion c'est l'homme. Wie in Sprache und Stil, so gelangt der tiefste Kern der menschlichen Persönlichkeit in der Regelung ihrer Beziehungen zum Übersinnlichen oder Göttlichen zu markantester Ausprägung.

Soll dies heißen, daß die religiöse Wahrheit, die Offenbarung von Innen, der Gott in der Menschenbrust, in dem Sinne individuell ist, daß kein gemeinsamer Grundstock religiöser Gesamtüberzeugung vorhanden wäre? Offenbar nein! Denn mag auch jeder Gebildete seine persönlich nuancierte Sprache reden oder seinen nur ihm eigentümlichen Stil schreiben, so hat er doch für alle Fälle den Regeln der Grammatik sich unterzuordnen, den Rhythmen der Sprache zu lauschen, den phonetischen und semasiologischen, vollends den Gesetzen der formalen Logik sich widerspruchslos zu unterwerfen. Was die Grammatik für die Sprache ist, nämlich jenes ordnende Prinzip, das der Willkür der Individualität Schranken setzt, das sind die Zeremonielle und Kulte für die einzelnen religiösen Bekenntnisse: das gemeinsame Band, das zusammenhaltende Prinzip, die Einheit des äußern Kultes in der Mannigfaltigkeit individueller Glaubensschattierung. Kultvorschriften und Zeremonielle sind gleichsam die Grammatiken des religiösen Denkens, und sie verhalten sich zur Religion wie das Sprechen zum Denken, das Lautbild zum Gedankenbild. Ein Kultzwang hat nur den Sinn einer konventionellen Regel, wie Gruß, Händedruck oder jede sonstige durch stilles Übereinkommen sanktionierte Höflichkeitsbezeugung. Es ist ein äußeres Gebot der Schicklichkeit, der Sitte, des Kultgebrauchs, der Familientradition, aber bei Leibe keine innere Nötigung wie etwa die religiöse Überzeugung von

einem allwaltenden Vernunftprinzip in Natur und Geschichte. Es gibt viele Sprachen, aber nur eine einzige Logik für alle Menschen, ja sogar für die Tiere (animalische Logik). Derselbe Begriff (z. B. Haus) hat mannigfache Lautsymbole; es heißt in jeder Sprache anders. Der Satz 2×2 ist 4 ist hingegen eine logische, auf dem Satz der Identität beruhende ewige Wahrheit, weil er zeitlose und überräumliche Geltung hat. Sein Gegenteil ist undenkbar.

Bei logisch-mathematischen Wahrheiten gibt es keinen individuellen Spielraum wie bei Sprachen, Rechtsformen, Moralnormen oder kirchlichen Bekenntnissen. Ein Euklidisches Axiom gilt für einen Mathematiker nicht um ein Haar mehr als für jeden Laien in der Mathematik. Eine solche überpersönliche Wahrheit, die für jedes denkende Wesen ausnahmslos gilt, die jede Veränderung oder Entwicklung ausschließt, endlich weder einer Erfahrung zu ihrer Beglaubigung bedarf, noch jemals von irgend einer denkbaren Erfahrung aufgehoben oder umgestoßen werden kann, das nennen wir objektive, d. h. transsubjektive, an keine Bedingung, keine Zeit, an kein Volk, vollends an kein Individuum gebundene Wahrheit. Mit der Anschauung erfaßt man die Wirklichkeit, mit dem Verstande die Wahrheit; jene bietet sinnliche, dieser logische Gewißheit. Die Sinne zeigen uns nur die Gegenwart, der vergleichende, unterscheidende, zusammensetzende Verstand lehrt uns hingegen auf der einen Seite die Vergangenheit kennen und verstehen, auf der andern gar die Zukunft ahnen oder auch, wie bei astronomischen Voraussagen, mit unfehlbarer Sicherheit künden. Für die Sinne gibt es nur ein Hier und Jetzt, für den logisch operierenden Verstand allein ein Überall und Immer, ein Notwendiges und Allgemeingültiges.

Gibt es nun eine zeitlose Religion ebenso, wie es eine zeitlose Wissenschaft gibt? Läßt sich die religiöse Wahrheit zu jenem Grad überpersönlicher, also transsubjektiver Gültigkeit steigern, wie es die Mathematik für Raum, Zeit und Zahl in demjenigen Ausschnitt ihrer Leistungen vollbracht hat, den man die „Mathematik der Natur“ genannt hat? Läßt sich die religiöse Gewißheit, die auf einem Anschauungszwang beruht, in die Nachbarschaft der logisch-mathematischen Gewißheit bringen, die ihre Legitimation einem unausweislichen Denkzwang verdankt? Und wieder bietet uns das Verhältnis von Sprechen und Denken einen wertvollen Fingerzeig. Auch das Sprechen ist nicht reine Willkür, sondern, wie wir wissen, den Regeln der Grammatik, weiterhin phonetischen Grundgesetzen untertan. Aber das grammatikalisch richtige Sprechen hat nur den Charakter der Konventionalregel, nicht den einer Legislation, wie die Gesetze der Phonetik oder Semasiologie. Es gibt viele Menschen, die ungrammatikalisch sprechen, ohne damit aufzuhören, Menschen zu sein, wie es viele Gläubige einer Konfession gibt, die das vorgeschriebene Zeremoniell nicht befolgen, ohne dadurch aufzuhören, zu

dem betreffenden Bekenntnis gezählt zu werden. Zeremonielle sind wie alle Konventionalregeln nur Etikettenfragen der Konfession. Nicht so in der Logik. Hier ist das individuelle Belieben sehr bald ausgeschaltet. Einen kleinen Denkfehler verzeiht man vielleicht im täglichen Umgang noch leichter als einen syntaktischen Fehlgriff. Aber wer dauernd Denkfehler begeht, wessen Denkvermögen logisch nicht funktioniert, den schließen wir als Geistesgestörten unbarmherzig aus unserer Mitte aus. Wie wir Vergehen gegen Leben und Eigentum mit Gefängnis und Zuchthaus bestrafen, so konsequentes Versagen der Logik mit Irrenhaus. Wer ungrammatikalisch spricht, wird nur aus der Liste der gebildeten Menschen gestrichen, wer aber irre redet, d. h. seine logische Funktion einbüßt, der wird aus der Gemeinschaft der gesunden Menschen gewaltsam entfernt.

Wie sind nun alle Menschen einschließlich der höheren Tierwelt ohne Verabredung zu jener einen Logik gekommen, deren Gesetze zeitlose d. h. also überpersönliche Geltung beanspruchen? Die Auskunft der Idealisten Hegelscher Artung oder Cohenscher Prägung lautet: Die logischen Wahrheiten sind deshalb allen Menschen und Tieren gemeinsam, weil sie zeitlose Ideen der Weltvernunft darstellen, der Weltschöpfung also vorangehen, so daß unsere bestehende Welt in jenen Plan hineingebaut und hineingebildet worden ist, die in jenen Ideen oder ewigen Wahrheiten vorgebildet waren. Die Ideen Gottes gehen der Natur voran, ja die Natur und ihre Gesetze sind nichts anderes, als Selbstverwirklichungen oder Offenbarungsformen der göttlichen Ideen. Nenne man sie Ideen mit Platon oder ewige Wahrheiten mit Leibniz oder endlich Logos mit Hegel — gleichviel, sie sind überzeitlich, vorweltlich, zureichender Grund für die Entstehung der Natur nach ewigen Gesetzen. Dann versteht man auch, weshalb es nur eine Logik gibt, aber viele Sprachen, im letzten Grunde nur eine Religion, wenn auch viele Konfessionen. Es ist derselbe göttliche Geist oder dieselbe vorweltliche Idee, welche sich in der Form von Naturgesetzen oder der „Mathematik der Natur" der Materie mitgeteilt hat, der sich auf einer höheren Entwicklungsstufe der Natur, im Übergange von der unbelebten Materie zum belebten Organismus, in das Keimplasma, in die lebendige Zelle, weiterhin in das tierische Cerebralsystem, obenauf in das Zentralnervensystem des Menschengeschlechts ergossen hat.

Die Vorstadien der religiösen Begriffsbildung, als da sind: Animismus und Fetischismus, Allbeseelung und Naturvergötterung münden bei reifer werdenden Denk- und Gefühlsformen allesamt in einen mehr oder minder klar empfundenen Monotheismus ein — weil dieser dem abstrahierenden Einheitsbedürfnis der Menschennatur am annehmbarsten erscheint, zumal es dem Kraftersparnisprinzip, das die Naturwissenschaft beherrscht, die wertvollsten Dienste leistet. Der Eingott übernimmt, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, sämtliche Funktionen der voran-

gegangenen zahllosen Gottheiten oder Naturkräfte, Fetische und Geister. Ein einziger Begriff reicht für alles das aus, wofür die Fetischanbeter Millionen von Wesen, aber auch der griechische Polytheismus noch eine recht erkleckliche Schar von symbolisierten Naturkräften gebraucht haben. Ein einziges Prinzip wird jetzt als zureichender Grund aller Ordnung in Natur und Geist, als Quelle aller Gesetzmäßigkeit der kausalen Zusammenhänge in der anorganischen Natur und aller Zweckmäßigkeit in den Offenbarungsformen der Geschichte begriffen. Hausgötter und Stammesgötter, die örtlichen und zeitlichen Charakter an sich tragen, werden nach und nach aufgesogen von jenem Gott, der den offenkundigen Prozeß der Vereinheitlichung mittels Kraftersparnis zum vollendetsten, weil unüberbietbaren Ausdruck bringt. Die geschichtliche Tatsache, daß die gesamte weiße Rasse, unser westeuropäisch-amerikanisches Kultursystem zu diesem Gottesglauben übergegangen ist, mag immerhin eine historische Stütze für die Gültigkeit dieses Glaubens sein, aber ein zwingender Beweis für seine logische Zulänglichkeit ist dieser Consensus gentium noch nicht. Denn die Übereinstimmung auch der vorgeschrittenen Völker der Vorzeit im Aberglauben war keine geringere als sie heute im Glauben an eine vernünftige Weltregierung ist. Die Common Sense-Theorie, welche die Zuverlässigkeit der Wahrheitskriterien an der Breite ihrer Gläubigen mißt, hat logisch Schiffbruch gelitten. Hätte der Gottesglaube kein tiefergehendes, logisches Fundament, als es die Übereinstimmung der Denkfähigen und Denkreifen aller Völker und Zeiten darbietet, so wäre er immer noch anfechtbar. Das historisch wirksame Argument aus der Übereinstimmung der zivilisierten Nationen über die Einheit und Vernunftgemäßheit der Weltordnung hätte alsdann nur dekorativen Wert.

Wie kommt nun die religiöse Gewißheit, der Gottesglaube, ungeachtet seines subjektiven Ursprungs zu jener überzeitlichen logischen Geltung, wie er mathematischen Lehrsätzen innewohnt? Läßt sich Gott more geometrico demonstrieren, wie es Spinoza einst erstrebt hat? Ist das Dasein Gottes ein willkürlicher Glaubensartikel, den man annehmen, aber auch ablehnen kann, wie man einem erzählten Ereignis seinen Glauben erteilen, aber auch versagen kann, oder ist das Dasein Gottes als logische Notwendigkeit, deren Gegenteil undenkbar ist, zu erweisen? Ist die Forderung, die an jeden denkenden Menschen ergeht, den Grund aller Ordnung der Welt in einem einzigen Ordnungsprinzip zu suchen, nur eine Geschichtsnotwendigkeit oder eine bloße Gefühlsnotwendigkeit — oder ist diese Forderung eine unausweichliche Denknotwendigkeit? Das ist das religionsphilosophische Problem unserer Tage.

Stephan Sinding.

Von

Paul Elsner.

— Kopenhagen. —

Der bekannte Kunstmäcen Karl Jacobsen hat in der Kopenhagener Glyptothek, die diesen Sommer eine großartige Erweiterung erfuhr, der nordischen und französischen Bildnerei eine mit erlesenen Schätzen erfüllte Heimstätte geschaffen. Hier haben auch die meisten von Stephan Sindings Werken ihre Aufstellung gefunden, deren Gehalt Edelstes der Menschheit bildet, denen eine tiefe Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Natur und vor der Schönheit des Menschenleibes den Grundton gibt . . . Dieser große Künstler erblickte in der uralten Krönungsstadt der norwegischen Könige, in dem am tief einschneidenden Fjord gelegenen Drontheim am 4. August 1846 das Licht der Welt. Einen tiefgehenden Einfluß hat seine Mutter Cäcilie, geborene Meidell, eine edle, von selbstvergessender Liebe verklärte Frau, auf ihre drei Söhne, Stephan, Otto, den jetzt in München ansässigen Landschaftsmaler, und den nicht minder begabten, gegenwärtig in Christiania wohnenden Komponisten Christian Sinding ausgeübt. Leider widerfuhr der Familie das Unglück, schon im Jahre 1860 den hochbegabten Vater, einen höheren Bergbeamten in norwegischen Staatsdiensten, zu verlieren, der ständig von einer, für seine Söhne höchst geheimnisvollen Atmosphäre umgeben in seinem Laboratorium hantierte und sich auch als Erfinder in der wissenschaftlichen Welt einen angesehenen Namen erworben hat.

Zur Winterszeit, wo die Sonne nur scheu und zögernd, als wage sie sich gar nicht am Himmel hervor, über Drontheims Dämmergrauen auf-

steigt, bildete der Skilauf das Lieblingsvergnügen des Knaben und Jünglings. Dann ging es, umbrandet von den eiskalten Sturmwellen, in sausender Fahrt in die Umgebung der Stadt hinaus, über endlose, blendend weiße Schneeflächen hin, aus denen beim Gestiebe der Flocken hölzerne, von schimmernder Schneelast wie begrabene Häuser oder kahle, schwarz gefleckte Birkenstämme geisterhaft aufragten. Während dieser Skilauf seinen Körper und Mut stählte, seinen Blick für plastische Anschauung schärfte, wirkte das Leben innerhalb der Stadt selbst, wo alles Vorzeit atmet, wo die Sage über den spitzen Dächern der altertümlichen Häuser lastet, phantasieanregend. Und wie anmutig wußte seine Mutter den Kindern Märchen zu erzählen, des Abends, wenn draußen in dieser totenstillen Winterwelt des höchsten Nordens alle Töne und Dinge in weißem Dämmerschlaf zu ersterben schienen und drinnen die Dämmerung auf leisen Sohlen durch die niederen Zimmer schlich, um sie behutsam in ihre grauen Schleier zu hüllen . . . Und doch bot ihm seine Kindheit und Jugendzeit durchaus nicht lauter ungetrübte Sonnenblicke: die Schule mit ihrem Zwang, ihrer pedantischen Strenge warf tiefe Schatten auf den Lebensweg des jeder Freiheitsbeschränkung abholden Knaben, der nur ein mittelmäßiger Schüler war und nicht zu Ungewöhnlichem vorausbestimmt erschien. Und diese Schatten verdichteten sich noch mehr, als er zwanzigjährig zum Studium der Rechte die Universität Christiania bezogen hatte. Anstatt in die trockenen Pandekten, die gar keine Anziehungskraft auf ihn ausübten, vertiefte er sich da in die Schätze der nordischen und indischen Literatur, was ihm später als Künstler von Nutzen war. Aber die Aussichtslosigkeit seines plan- und ziellosen Daseins versenkte ihn in eine solche Schwermut, daß er fast der Verzweiflung anheimfiel, bis plötzlich ein glückliches Ereignis seinen verdüsterten Lebensweg mit blendenden Lichtfluten überschüttete. Zufällig an einem Pfeifenkopf aus Meerschaum schnitzend, war, wie er selbst erzählt, unter seinen Händen ein menschliches Gesicht entstanden. Wie ein Lichtstrahl von oben hatte ihn da die jubelnde Erkenntnis durchzuckt: „Aus dir kann doch noch ein tüchtiger Mensch werden!“ Mit einem Schlage war da seine Umwandlung aus dem energielosen in einen von Energie sprühenden, von heiliger Begeisterung glühenden jungen Mann vollzogen, und jenes Feuer lodert noch heute gleich mächtig in dem auf der Höhe seiner Kunst stehenden Mann fort. Von diesem Augenblick an war Sinding ein Künstler. Denn wie im Spiel lernte er die spröde Materie souverän beherrschen, und wo andere sorgfältige Vorbildung hatten, wurde seine Hand, der das Instrument unmittelbar folgte, von der naiven Technik des Genies gelenkt.

Nach dem Besuch der Zeichenschule in Christiania reiste er, 300 Kronen in der Tasche, die Brust von himmelstürmenden Hoffnungen geschwellt, nach Kopenhagen. Unterwegs sprach ihn ein Herr, der kürzlich verstorbene

Etatsrat Seidelin, mit den Worten an: „Ich höre, Sie sind ein Bildhauer." „Das bin ich," antwortete Sinding. „Dann suchen Sie mich in Kopenhagen auf, ich werde Ihnen dort eine Bestellung geben." Und Sinding schuf daselbst für eine leere Nische im Hause des Etatsrats einen Wölund, einen Schmied, der Rache brütet. Er erinnert sich noch heute dankbar des Mannes, der ihm diesen ersten, seinen Mut wunderbar stärkenden Auftrag erteilte.

Dem Rat des Professors Gude folgend, beschloß er, sich dann nach Berlin zu wenden, das damals einen gewaltigen Aufschwung auch auf künstlerischem Gebiet erlebte. Er trat hier in das Atelier von Albert Wolff, der sich des jungen Norwegers wie eines Sohnes annahm, und dessen Andenken Sinding in unauslöschlicher Dankbarkeit heilig hält.

Viel stärker als Wolffs Einfluß hat in der Kunstmetropole Paris die französische Plastik auf ihn gewirkt. Aber weiter trieb es ihn in den Süden, nach Italien, dem gelobten Land der Schönheit in Kunst und Natur, nach der ewigen Stadt, die einem jeden seinen Platz anweist und die heute noch für Bildhauer ihre alte Anziehungskraft bewahrt hat. Von 1877—83 währte sein Studienaufenthalt in Rom, wo er unter anderem seinen jetzt in der Kopenhagener Glyptothek befindlichen, gefesselten „Sklaven" schuf, der in seiner Qual nach oben blickt und in finsterem Trotz gegen das Schicksal an seinen Ketten rüttelt. Die Reife und Hoheit der antiken Kunst, der er die edle Einfalt, die stille Größe und monumentale Ruhe seiner Werke verdanken mag, trug dazu bei, seine Formenanschauung zu bereichern, seine individuelle künstlerische Sprache zu steigern. Er hat ihr gegenüber aber seine Selbständigkeit bewahrt, ohne sich dem sie beherrschenden plastischen Ideal gefangen zu geben.

So kam es, daß der Künstler, als er seine Wanderjahre abschloß, der ewigen Stadt den Rücken wandte und sich in der, seine zweite Heimat gewordenen Thorwaldsenstadt niederließ, schon seine persönliche Art und Kunst gefunden hatte. Hier leuchtete ihm nach all den Kämpfen und Sorgen seines römischen Aufenthaltes endlich wieder ein Strahl des reinsten Glückes, als seine Gattin, die schönheitsberühmte, gefeierte Schauspielerin Elga Betzonik in sein Leben trat.

Die ganze, in dieser Kopenhagener Zeit entstandene Reihe seiner epochemachenden Bildwerke, in denen seine zu neuen Ausdrucksformen der Menschenseele gelangte Kunst darum so überwältigend an unsere Herzen greift, weil ihr seelischer Gehalt eine bisher noch von keinem Künstler erreichte Vertiefung erfahren, weil sich das Innenleben ihrer Gestalten mit ihren Qualen, ihren Wonnen, ihren Schmerzen uns hüllenlos entschleiert, mit fast schmerzlicher Deutlichkeit entgegentritt, dürfen als eine Huldigung an diese herrliche Frau betrachtet werden. Von ihrem tiefen künstlerischen Verständnis hat er sich beim Schaffen stets die Hand leiten lassen. Sie hat auf das zarteste in ihm Bedenken über die Richtig-

keit des eingeschlagenen Weges auszulösen, ihn durch ihren Beifall zu den äußersten Anstrengungen zu begeistern verstanden, und auch nicht die kleinste Skizze hat der Künstler aus der Hand gegeben, ohne das maßgebende Urteil seiner Gattin darüber gehört zu haben.

Frau Elga Sinding, Tochter eines Kopenhagener Kaufmanns, die sich schon in frühester Jugend der Bühne widmete und als echtes Sonntagskind erquickenden Sonnenschein, diese schönste Gabe der Kunst, mit sich brachte, hat am königlichen Theater vor allem als Darstellerin der „Pernille“ in Holbergs Komödien so fascinierend gewirkt, daß sie als die geradezu unvergleichliche Trägerin dieser in den Holbergschen Komödien so bedeutungsvollen Rolle bezeichnet werden muß. Aber auch als Ibsendarstellerin hat sie Glänzendes geleistet, und sie, hinter der fast drei Jahrzehnte des Ruhmes und eines rastlosen künstlerischen Wirkens liegen, steht jetzt auf der unbestrittenen Höhe ihrer Kunst. Ihr einziger Sohn, ein Chemiker, ist offenbar der glückliche Erbe des Genies seines so früh verstorbenen Großvaters.

Das Haus des Künstlerpaares, dessen Frieden kein unfreundliches Wort entweiht, liegt auf einer, vom pulsierenden Strom des großstädtischen Lebens vornehm geschiedenen Villenstraße. Gleichsam versunken in die glänzende Laubflut eines stillen Gartens, gewährt es ein gar friedliches und schmeichelndes Bild. Ein in orientalischem Stil gehaltener Vorraum, dem eine Nordlandschaft von Otto Sinding eine künstlerische Weihe verleiht, führt in das Empfangszimmer, wo über dem großen Schreibtisch in der Mitte, einem kostbaren Stück holländischer Renaissance, hohe Palmen ihre lang gefiederten Fittiche breiten und von dem Meister selbst mit Schnitzereien verzierte Paneele einen kostbaren Schmuck der Wände ergeben. Der Zauber dieses echten Künstlerheims hält Sinding so fest umfangen, daß er, von Natur ein Einsiedler, sich ihm nur selten entzieht. Eingesponnen in seine Pläne, Träume und Arbeiten verbringt er fast den ganzen Tag in seinem hellen, geräumigen Atelier, dessen Feiertagsfrieden der Gesang der Vögel in den Kronen der Bäume oder das traumhafte Glockenläuten ferner Kirchtürme nur eindrucksvoller zum Bewußtsein bringt.

Die Reihe seiner Werke, die das Motiv der mütterlichen Frau meisterlicher Lösung entgegengeführt haben, wird eingeleitet durch die kraftvoll gedachte „Barbarenmutter“, ein Werk, das seinen Namen zuerst in weite Kreise trug und das er noch in seinem, am Tiber gelegenen Atelier in Rom, vom Fieber geschüttelt, schuf. Diese steingewordene Ballade, voll Kampf, Sieg und Untergang, zeigt hier die mit mächtigem Schritt vorwärts strebende Mutter, die den Mund zusammengepreßt, die Unterlippe vorgeschoben, die Züge in Schmerz versteint, in ihren nervigen Armen aus dem Schlachtgetümmel den gefallenen Sohn trägt, mit ihren, tief unter herabgezogenen Brauen liegenden Augen, voll Mutter-

leid, Haß, Lebenstrotz und strenger Gefaßtheit in sein totes Antlitz starrend. Bewundernswert ist hier die Durchgeistigung und glänzende Bewältigung der skulpturalen Probleme, und erschütternd wirkt der Kontrast des lebendigen Körpers der Mutter, in dem alle Muskeln zu gewaltiger Energie sich spannen, und des mit gelösten Sehnen und schlaffen Gliedern hingesunkenen Leichnams, der nur noch dem Gesetz der materiellen Schwere zu gehorchen vermag.

Verwandte Züge weben ihre feinen Fäden von der „Barbarenmutter" zu der Gruppe „Verwitwet". Nach langem Suchen hat endlich die Gattin den in der Schlacht Gefallenen gefunden. Über seinen erstarrenden Körper gebeugt, versucht sie diesen unter Wehklagen aufzuheben, und mit hinreißender Ausdruckskraft spricht dabei zum Beschauer der aus ihren Augen leuchtende heiße Seelenschmerz, der wilde Jammer des unglücklichen Weibes.

Eine wundervolle Verherrlichung hat das Motiv der mütterlichen Hoheit in seiner „Gefangenen Mutter" erfahren. Am Boden kniet hier die junge Mutter, deren vornehm vergeistigte Hände auf dem Rücken ihres von einem Liebreiz ohnegleichen umspielten, in seiner Herrlichkeit zur Andacht stimmenden Körpers gefesselt sind. Tief beugt sie ihr von göttlicher Liebe leuchtendes Antlitz mit den in Hingebung gesenkten Lidern zu dem vor ihr mit emporgestreckten Händchen liegenden Säugling hinab und reicht ihm in dieser Stellung die Brust. Und so ist es die aufopfernde Mutterliebe, die dieses Epos des Leids verklärt und ihm einen hoffnungsvollen, versöhnenden Schein leiht.

Völlige Verzichtleistung und Resignation charakterisieren den Typus der mütterlichen Frau, den der Künstler mit starkem Realismus in seiner „Alten" behandelt hat. Unter seinen Händen aber wurde das verhärmte, faltige, von einfachem Tuch umrahmte Angesicht der von ihm bei ihrem Kommen und Gehen liebevoll belauschten Armenhäuslerin mit ihren von durchwachten Nächten ermüdeten Augen, ihren schmalen, aufeinander gepreßten Lippen, die von dem mühseligen Tagewerk ihres arbeitsreichen Lebens berichten, zu einer, in zwingender Wahrheit wiedergegebenen Personifikation duldenden Weibtums.

In kaum überbietbarem Realismus und einer das Modell trotzdem aus der Wirklichkeitssphäre in mythologische Höhe emporhebenden Auffassung tritt uns dasselbe Motiv in seiner „Ältesten des Geschlechts" entgegen. Nie mag die erhabene, Ehrfurcht weckende Schönheit des Alters ergreifender geschildert und vollkommener gestaltet worden sein, als in dieser wie von überirdischem Glanz überfluteten Gestalt. In diesem, die tiefste Empfindung mit herber Strenge zu einem unvergeßlichen Eindruck verbindenden Werk, in dem Sinding seiner Mutter pietätvoll ein Denkmal gesetzt hat und sich wohl zum Gipfel seiner Kunst erhebt, hat er an altnordische Traditionen angeknüpft und zur Technik der Holzskulptur

gegriffen. In geraden, knappen, ruhig und symmetrisch sich nach oben belebenden Falten umschließt das schmucklose Gewand und das schleierartig über die Schultern niederfallende Kopftuch die in starrer Monumentalität gehaltene, gleich einer Herme emporwachsende Gestalt dieser Greisin, die des Daseins Not und Enge überwunden und sich zum seelischen Schauen einer überirdischen Welt hindurchgerungen hat. Mit visionärem Blick richtet sie die erloschenen Augensterne gen Himmel. Eine unendliche Ruhe, eine hoheitsvolle Beseelung liegt über ihrem Gesicht. Die mageren, ausgearbeiteten, über ihrer Brust gekreuzten Hände mit den geisterhaft hervortretenden Adern drücken die tiefste Ergebenheit aus.

Durch die Kühnheit des Vorwurfs frappiert seine Riesenskulptur „Mutter Erde", ein phantastisches Naturgebilde, worin der Meister die Grenzen der Monumentalplastik erreicht hat. Acht Jahre hat jetzt Sinding dieser grandiosen Schöpfung, einer jener Felsskulpturen gewidmet, wie sie einst die Ägypter und Syrier aus dem naturwüchsigen Gestein ausmeißelten. Er leitete im vorigen Sommer persönlich die Punktierung des Kunstwerks, die im Atelier von Professor Lazzerini in Carrara erfolgte. 35 Stiere vermochten nur mit Mühe den 36 000 Pfund schweren Block carrarischen Marmors von den Marmorbrüchen zur Stadt zu befördern. Da das Atelier noch nie einem Block von solchen Dimensionen hatte Einlaß gewähren müssen, erwies sich eine bedeutende Erweiterung seines Portals als notwendig. Wie eine aus ossianischem Geist geborene Steinphantasie mutet die in mächtiger Größe geschaffene Gestalt der Mutter Erde an. Auf ihrem Angesicht thront das unergründliche, gefühllose Nichts, das Starre der Ewigkeit, während in ihrem Schoße, an ihren Brüsten ein aneinander geschmiegtes Menschenpaar schlummernd ruht. Als Symbol für die gesamte Menschheit gedacht, die aus dem Erdenschoß hervorgeht, um nach einem Daseinstraum voll kurzer Lust und langem Leid wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren, ruft das Kunstwerk die ganze urewige Tragödie des Werdens und Vergehens mit ihren unlösbaren Geheimnissen in der Seele des Beschauers wach. Aber noch manches Jahr wird vergehen, bis der Künstler den letzten Hammerschlag an dieser vorläufig im Hof der Kopenhagener Glyptothek aufgestellten, dem Grundgedanken nach großartigsten seiner Schöpfungen getan haben wird, die den Namen ihres Schöpfers in die Unsterblichkeit hinaushebt.

Wie der Grundton, der des Bildners ganzes Schaffen durchklingt, die Liebe ist, so hat er diesem Thema drei Gruppen im besonderen geweiht. In ein Land des Traumes, der Sehnsucht und völlig vergeistigten Lebens und Fühlens führt uns die „Nacht", ein köstliches Kunstwerk von feinstem Empfindungsgehalt, hinaus, wo über den beiden, in süßem Schlummer vereinten jugendlichen Gestalten ein duftiger Hauch zarter Poesie, der holdselige Reiz knospender Jugend ausgebreitet ist.

Während hier nur Stimmung und Seele den Inhalt dieser ein leises Weben unsagbarer Empfindungen auslösenden Schöpfung bildet, herrscht in seinen „Zwei Menschen", dieser die Liebe von Mann und Weib feiernden Gruppe, eine gesunde Sinnlichkeit von froher Kraft. Hier halten sich in halb aufrechter Stellung ein Jüngling und ein Mädchen voll stürmischen Nehmens und zärtlicher Hingabe in heißem Kusse, in ungestümer Glut und durch die Schönheit gebändigter Leidenschaft umfangen. Auch in dieser meisterlich geschlossenen Gruppe hat Sinding die dargestellten Körper mit einer eigenen Keuschheit behandelt. Sie haben keinen Zusammenhang mehr mit dem Modelle, das ihnen diente, der Sinnenreiz ist in einer Weise vergeistigt und geläutert, daß er sich fast in Herbheit verwandelt, und vor diesem, die Gestalten erfüllenden tiefen, innigen Empfinden voll ursprünglicher Reinheit scheint jede sinnliche Wirkung der geistigen untergeordnet.

In der von der gleichen keuschen Weihe geadelten „Anbetung" hat sich die Verschlingung gelöst, der Jüngling ist vor der Geliebten, deren Kniee er in hingehauchtem Kuß berührt, hingesunken. In der Haltung einer Königin thront sie, der Inbegriff aller jungfräulichen Schönheit, auf einem von Blumengirlanden umwundenen Sockel, während es um ihre Lippen wie ein neckisches Belustigtsein über diese Huldigung zu zucken scheint.

Eine Stellung für sich nimmt die Nordlandskriegerin „Walküre" ein, eine weitere Erneuerung der Holzskulptur, in der ein Schwung und eine Sicherheit in der Meisterung der kühnsten Bewegungen zutage tritt, deren nur ein Künstler größten Stils fähig ist. Eine ungestüme Wucht belebt dieses wild daherschnaubende Roß, das mit seiner Reiterin keuchend über einen Felsenhang hinjagt. Im Sturmwind flattern seine Mähne und die Gewänder der Kriegsgöttin, deren prächtig modellierter Oberkörper etwas zurückgelehnt ist, während unbezähmbare Kampfeslust aus ihren Augen sprüht und das Schwert in ihrer hochgeschwungenen Rechten blitzt.

Innige Verschmelzung reifer Formenanschauung und Formenbehandlung mit künstlerischer Offenbarung des seelischen Ausdrucks kennzeichnet auch seine beiden letzten Werke: „Lebensfreude" und „An Lethes Ufer". Während er seine „Lebensfreude" jubelnden Herzens geschaffen hat, steht hinter „An Lethes Ufer" die Persönlichkeit des Künstlers, die von eigenem Leid, von wohl oft gehegtem Wunsch nach Frieden und Vergessen zu reden weiß. Hier die jauchzende, überwallende Lebenswonne, symbolisiert durch eine schlanke Frauengestalt, die mit weitgeöffneten Armen und wehenden Gewändern all den Seligkeiten, die das Leben noch für sie birgt, entgegen zu stürmen und sie mit einem, ihrem Mund entfliehenden Jubelruf zu grüßen scheint. Dort eine andere, deren Sehnen nach Vergessen von des Lebens Qual durch Lethes Fut gestillt ist und welche die Vorstellung des Schauens einer anderen Welt ahnungsvoll in die Seele ruft.

Hier der uns entgegentönende Schrei nach Leben, dort jenes erhabene Lebendigwerdenwollen eines doch so tief und keusch gefühlten Gedankens, daß er sich nicht durch eine laute Geste entweihen will, daß er nur durch das von allen Gleichgewichtsgesetzen förmlich erlöste Hingleiten des Ganges, durch den rätselhaften Ausdruck des wundersamen Gesichts dieser Gestalt angedeutet wird. Die im Besitz des Herrn Ludwig Ginsberg befindliche „Lebensfreude" hat der Künstler aus Elfenbein geschnitzt, während die Gewandung aus Bronze gegossen ist. „An Lethes Ufer" ist soeben in seinem Atelier vollendet worden.

An der plastischen Ausschmückung von Plätzen und Gebäuden, die sonst den Hauptbestandteil der Wirksamkeit hervorragender Bildhauer ausmacht, beteiligte sich Sinding nur soweit, als dies seinen künstlerischen Intentionen entsprach. So schuf er das originelle Ole Bull-Monument in Bergen, das diesen Virtuosen, sein Instrument im Arm, an einem Felsabhang darstellt, dem Spiel der „Nökkens" lauschend, jener Nixen des nordischen Märchens, die in Wasserfällen die Harfe schlagen. Seine Standbilder von Ibsen und Björnstjerne Björnson ragen als charakteristische Zeugnisse einer echten, geistig belebten Kunst vor dem Theater in Christiania empor. Sie geben kein Porträt im Sinne der herrschenden Denkmalskunst, sondern betonen das geistige Leben mit solcher Energie, daß vor seiner Wucht die körperliche Erscheinung ganz zurücktritt.

Ferner wären außer seinen Reliefs in der Kreditbank zu Bergen seine eigentümlich naiven und äußerst originellen figurenreichen Friese zu erwähnen mit der scheinbar regellosen, aber trefflich abgewogenen Aufeinanderfolge der aufgerichteten und knieenden Gestalten, die Sinding für die Glyptothek und Jesuskirche in Kopenhagen entwarf. Eine ganz innerliche Note der Hoffnung und des Lebens finden die schwermütigen Gedanken des Abschieds, der Vergänglichkeit und Trauer schließlich durch einige besonders schöne Grabdenkmäler in Kopenhagen.

Sicher wäre die Reihe seiner Schöpfungen viel größer gewesen, wenn er nicht in übermäßiger Strenge gegen sich selbst neun Zehntel davon als seinen höchsten Ansprüchen an vollkommene Schönheit nicht Rechnung tragend verworfen und zerstört hätte. Wie Thorwaldsen die Stimmung und Anschauung der Zeit um 1800 in seinen Werken spiegelte, so sucht in Sindings Werken der Geist der Gegenwart konzentrierten Ausdruck. Denn Sinding, der nicht glaubt, daß die antike Kunst in ihrem tiefsten Wesen von der Auffassung eines modernen Menschen verstanden werden kann, hat nicht die Schönheit der Antike, sondern die von moderner Empfindung beseelte Schönheit in Marmor zu bannen gesucht. Er hat seine Kraft an Stoffen aus der Sphäre des allgemein Menschlichen erprobt, und alles, was an Natur- und Menschengefühl, an Sehnsucht und Trauer in ihm nach Äußerung strebte, in der reinen Sprache der Form so wiederzugeben versucht, daß jede Pore der von ihm geschaffenen Gestalten bis zu

ihren Fuß- und Fingerspitzen von echter Leidenschaft, von sprühendem Leben durchfiebert, von echter Empfindung durchdrungen erscheint. Der von leidenschaftlicher Energie flammende Künstler liebt zu betonen, daß er weniger seiner Begabung als der in ihm lodernden, gewaltigen, alle Schwierigkeiten endlich niederringenden, sich immer wieder und wieder auf die begonnene Arbeit stürzenden Energie das bis jetzt von ihm Erreichte verdankt. In jüngeren Jahren war seine unerschütterliche Arbeitskraft so unbegrenzt, daß er zwanzig Stunden des Tages hindurch unentwegtem Fleiß huldigen konnte. Seit dem Jahre 1890 aber muß er sich auf acht bis zehn Arbeitsstunden beschränken, da er bei der Herstellung der Gruppe „Zwei Menschen" in Marmor zur Ausstellung in Paris sechs Wochen nicht aus den Kleidern gekommen war und seitdem infolge dieser furchtbaren Überanstrengung an schwerer, regelmäßig wiederkehrender Migräne leidet.

Er pflegt nie sich zwei Arbeiten gleichzeitig zu widmen, sondern nur einem einzigen Vorwurf seine ungeteilte Kraft zuzuwenden, wobei er, unabhängig von Stimmungen, sich der Arbeit mit ruhiger, gleichmäßiger Intensität, aber großer Energie hingibt, gleichzeitig befähigt, mit anderen zu sprechen oder seine Gedanken abschweifen zu lassen, zumeist aber bei Erwägung des möglichen Nichtgelingens von einem melancholischen Gefühl beherrscht.

Bei keiner Kunstgattung offenbart sich der Einklang zwischen Persönlichkeit, Temperament und Schöpfung mittelbarer und intensiver als bei Plastikern, die zur Beseelung der von ihnen in Form menschlicher Körper vergegenwärtigten Charaktere und Symbole ein Stück ihres eigenen Charakters und Temperaments verwerten müssen. Sinding, der den Blick über die Enge des Alltags hinweg auf die letzten Fragen und Probleme gerichtet Werke erschuf, die uns wie ein Evangelium der Schönheit und Keuschheit, wie Volkslieder, wie Träume aus der Kinderzeit, wie alte Balladen anmuten, die unsichtbare Fäden von den elementaren Empfindungen der Urzeit zur Sehnsucht der Gegenwart schlingen, ist denn auch ein großer und gütiger Mensch. Eine Persönlichkeit, die von Natur dem Guten und Edlen zugetrieben in sich fest geschlossen dasteht, gewinnt er die Herzen ohne es zu wollen und zu wissen, zieht er sie zu den Höhen seiner starken, stolzen Seele empor. In seinem Geist lebt jener Wahrheitssinn, jene Empfindung für das im höchsten Sinn Sittliche, der man nur bei ganz bevorzugten Menschen begegnet. Seine tiefe und ernste Natur, in die doch etwas von dem heiteren Lächeln der griechischen Statuen übergeflossen, ist durch die reinste Herzensgüte, die edelste Bescheidenheit und ein offenes Wesen ausgezeichnet, das den Menschen die beste Seite abzugewinnen sucht. Sein durchgeistigtes, feines Gesicht ist in den großen, tiefschauenden Augen konzentriert, die bald mit einem hinreißenden Ausdruck mächtiger Leidenschaft aufflammen,

bald in mildem Feuer innigsten Empfindens erstrahlen, bald in träumerischem Glanz wie in weite Fernen gerichtet scheinen. Seine schmale, kleine Gestalt erscheint verklärt, veredelt zur Größe durch seine künstlerischen Taten. Möge es Stephan Sinding, dessen Leben durchstrahlt ist von der Sonne der Anerkennung und Verehrung seiner Zeitgenossen, noch lange Jahre in ungeschwächter Schöpfungskraft beschieden sein, seines göttlichen Amtes zu walten und die Reihe jener Werke fortzusetzen, die durch seine Hand mit einem Hauch ewigen Lebens erfüllt in unvergänglicher Herrlichkeit strahlen und für das Kunstleben von unermeßlicher Wirkung sind.

Die Entwickelung der ersten allgemeinen Menschenrechte auf deutschem Boden.*)

Von

Prof. Dr. Karl Lamprecht.

— Leipzig. —

Gebundene Kulturen vermögen grundsätzlich keine Toleranz, keine Freiheit des Glaubens zu entwickeln. Denn da sie als Zeiten starker Dissoziation der Gesamtpersönlichkeit für Reize und Vorstellungen, die aus dem Festgewurzelten und Autoritären kommen, einseitig empfindlich sind, so ist eine ihrer charakteristischen sozialpsychischen Erscheinungen der Fanatismus, und Fanatismus schließt Duldsamkeit aus. Aber seit dem 16. Jahrhundert, mit den individualistischen Zeiten, die zum ersten Male eine Verschiedenheit des Glaubens ermöglichten, ist diese auch bei dem Volke der Dichter und Denker eingezogen und hat, wenn auch keineswegs Toleranz, so doch die Notwendigkeit der Toleranz mit sich gebracht. Und so sieht man denn das 16. Jahrhundert und noch mehr spätere Jahrhunderte um diese ringen, und immer größer, von den Fürsten abwärts sich erweiternd, wird der Kreis derer, die der Freiheit des Glaubens genießen.

Allein einen vollen Abschluß dieser Bewegung und als dessen Zeichen die Glaubensfreiheit eines jeden Einzelnen hatte das individualistische Zeitalter grundsätzlich doch noch nicht gebracht und konnte sie nicht bringen: denn noch galten Bekenntnisse, die eine allen ihren Bekennern gemeinsame Heilsvermittlung zwingend vorschrieben.

Da war es denn eines der entscheidendsten Zeichen des vollen Durchbruchs des Subjektivismus, seit Mitte des 18. Jahrhunderts, daß man gegen diesen Zwang anzukämpfen, daß man ihn abzulehnen begann.

*) Vorabdruck aus dem IX. Bande von des Verfassers „Deutscher Geschichte", welcher im Laufe des Jahres erscheinen wird.

Und nichts war natürlicher, als daß eben der Kampf und Sieg in diesem Punkte, daß der Triumph der Gewissensfreiheit bei dem Volke der Reformation eine erste Phase öffentlicher Anerkennung des Subjektivismus ausmachte.

Als Hauptziel der Agitation erscheint volle Gewissensfreiheit schon bei den Popularphilosophen, vor allen den Berlinern, einem Nicolai, Mendelssohn, Biester, die unter der Ägide Friedrichs des Großen kämpfen durften. „Intoleranz heißt die Furie, welche alles Glück vom Erdboden vertilgt, sie ist das empörendste Verbrechen gegen den Staat, gegen die Menschheit, gegen die Vernunft, gegen die Religion“: diese Worte Biesters kann man wohl als das praktische Motto der „Berlinischen Monatsschrift“ bezeichnen. Kant hat dann die Entwicklung öffentlicher Duldsamkeit schon als ein Hauptverdienst Friedrichs des Großen bezeichnen können. Aber war diese Entwicklung wirklich schon so bestimmt gesichert? Alsbald mit dem Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms II. trat die Diskussion darüber wieder ganz in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Und mochte die Toleranz für die Gebiete des Protestantismus leidlich errungen sein, so fand sie doch innerhalb des Katholizismus nur eine Anzahl wenn auch einflußreicher Vertreter: hier standen Männer wie Sailer und Goßner dem Pietismus nahe, und der katholische Historiker Ignaz Schmidt würdigte in seiner „Neueren Geschichte der Deutschen“ (1785) voll die Verinnerlichung der Religion durch Luther, während er die Unduldsamkeit der lutherischen Orthodoxie verdammte. Gesichert aber wurde dieser Zustand der Toleranz, wie er zunächst sicherlich auch einer gewissen Ermüdung in religiösen Kämpfen mit verdankt wurde, doch erst durch jenes Selbstbewußtsein der geistigen Persönlichkeit und jenen Anspruch auf eigenes Denken, die von der Erstarkung der seelischen Haltung schon des Frühsubjektivismus unabtrennbar waren. Und von diesem Hintergrunde her kann Kants Schrift „Was ist Aufklärung?“ (1784) allerdings wohl schon als das große Denkmal einer immer geistigeren Auffassung der Toleranz erscheinen. „Ein Fürst, der es seiner selbst nicht unwürdig findet zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmütigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens von seiten der Regierung, entschlug und jedem Freiheit ließ, sich in allem, was Geistesangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen.“

Aber einmal im Vollbesitze nun nicht bloß der Glaubens-, sondern auch der Denkfreiheit — denn für den, der seines Glaubens eigner Sucher ist, fallen Glaubens- und Denkfreiheit zusammen —, verlangte man bald vom Staate noch mehr. Die Forderung trat auf, daß er mit seiner

Macht auch die Kirchen und deren amtliche Vertreter, die Geistlichen, wenigstens zu öffentlicher Duldsamkeit zwingen müsse. Und schon Joseph II. hat diese Forderung, wenn auch nicht ohne Härten, verwirklicht.

Im übrigen aber ist es charakteristisch, daß man im Gebrauche der neuen Freiheit, die sich unvermerkt fast überall einstellte, maßvoll blieb, eben weil man sie innerlich errang und darum verdiente. Schulz, ein typischer Vertreter der jüngeren Generation preußischer Aufklärer, ist im Jahre 1784 entschieden für die in ihrem Dasein bedrohten Jesuiten eingetreten, und bloße Freigeisterei erschien ganz allgemein als unsittlich und deshalb — dieser Schluß gehört ganz spezifisch der Zeit an — auch als öffentlich nicht berechtigt.

Gekämpft wurde somit eigentlich nur noch um die Verwirklichungsformen der neuen Freiheit, um die Freiheit des Wortes und der Presse, nicht aber mehr um das Prinzip der Freiheit selbst.

Volle Preßfreiheit war dabei nicht leicht zu erreichen. Auch forderte man sie keineswegs unbedingt, sondern so maßvoll wie die Gewissensfreiheit; daß eine Zensur mindestens die guten Sitten auch in der Presse aufrecht zu erhalten habe, galt als selbstverständlich. Aber innerhalb dieser Grenze lag die Gewähr für eine freiere Presse anfangs und in vieler Hinsicht noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, ja gelegentlich wohl bis zur Gegenwart, doch nur in einem äußerlichen Moment: in der Zerteilung des deutschen Staatskörpers in so viele Einzelstaaten, deren Regierungen über Preßfreiheit nicht selten widersprechende An- und Absichten hatten. Da war es denn leicht möglich, daß man von dem Boden des einen Staates laut in die deutsche Welt hineinrufen konnte, was im Bereiche eines anderen Staates selbst leise zu sagen verboten war; und immer gab es Staaten, die den Anhängern auch radikaler Ansichten als **Refugia peccatorum** dienten. Welche Sicherheit und Freiheit des Denkens diese Situation der Presse schon im 18. Jahrhundert gab, zeigt unbewußt und deshalb besonders schlagend eine Polemik Schlözers, der sich in seinem Göttingen sicher fühlte, gegenüber dem Herausgeber eines Wiener Blattes, der „Brieftasche“. „Was der Brieftaschenmann,“ ruft da Schlözer triumphierend aus, „Despotismus des Herausgebers nennt, ist Despotismus der Wahrheit, der Tatsachen, der Publizität. Das sind nun freilich fürchterliche Despoten, allmächtiger wie Sultane und Paschas, und schlechterdings, solange es Leute gibt, die denken oder auch nur sich schämen können, unbezwinglich.“

Aber über diese gleichsam negative Sicherung der Preßfreiheit hinaus waren doch auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schon positive Garantien entwickelt: und eben die größeren Staaten zeichneten sich durch sie aus. So ließ Friedrich der Große der kirchlichen und religiösen Erörterung freien Spielraum, ebenso der Kritik politischer

Personen bis zu ihm selbst hinauf, duldete dagegen eine Bekrittelung und Herabsetzung seiner politischen Maßregeln nicht. So ging Joseph II. noch weiter; unter ihm war die freieste Kritik auch aller Regierungsmaßnahmen möglich. In Hannover aber genossen die Göttinger Professoren persönlich Zensurfreiheit überhaupt, und das galt damit auch für Schlözer, der freilich dafür auf etwaige Wünsche seiner Regierung sorgsam Rücksicht nahm und ihr bedenkliche Artikel vor dem Druck freiwillig vorlegte.

War damit die Presse namentlich der entwickelteren Zeiten des Subjektivismus im allgemeinen in den Stand gesetzt, die Forderungen und Fragen der öffentlichen Meinung zum Ausdruck zu bringen, so wird man die Bedeutung dieser Tatsache erst dann recht würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Presse im Grunde das einzige Mittel war, die Freiheit des Glaubens und Denkens gegenüber der gesamten Nation zu verwirklichen. Denn alle anderen Mittel, die Freiheit vor allem der parlamentarischen Rede, bestanden entweder noch nicht oder versagten.

Dennoch gab es an vielen und eben mit an den wichtigsten Orten im Reiche eine Gelegenheit, auch das freie Wort, wenn auch nur in bestimmten Materien, dafür aber auch unter besonderem Ernste zur Geltung zu bringen. Diese Gelegenheit boten die Universitäten. Was dies bedeutete, ergibt die Tatsache, daß Schlözer und ihm folgend auch andere Professoren sogenannte Zeitungskollegia, Vorlesungen über praktische und aktuelle Politik, abgehalten haben. Wichtiger aber war noch ein anderer Zusammenhang. In der Redefreiheit und der Denkfreiheit der Universitäten wurden die geistigen Menschenrechte des Subjektivismus nun vor allem innerhalb der Entwicklung der Erziehungsfragen, als auf dem zunächst bedeutsamsten Boden der Entwicklung öffentlicher Rechte und Pflichten, erst recht und zum ersten Male durchaus und stetig schöpferisch lebendig. Es ist der Zusammenhang, der die Universitäten schließlich völlig umgestaltete, zunächst aber fast unbesehens an die Spitze nicht bloß der geistigen, sondern auch der sittlichen und tieferen innerpolitischen Entwicklung stellte.

Der Prozeß, der sich hier, langsam, aber schließlich mit außerordentlichen Folgen, vollzogen hat, geht von der philosophischen Fakultät aus. Diese Fakultät, bisher als **Facultas artium** mehr fast eine Vorbereitungsschule für die höheren Fakultäten der Theologie, der Jurisprudenz und auch der Medizin, die den Zutritt zu den praktisch wichtigen Studien gestatteten, begann im Laufe des 18. Jahrhunderts immer selbständiger zu werden; ihr Zusammenhang mit den anderen Fakultäten gestaltete sich immer freier; und um das Jahr 1800 konnte schon hier und da vorausgesehen werden, daß sich das alte Verhältnis der Fakultäten im Laufe des 19. Jahrhunderts genau umdrehen werde: denn heute ist die philosophische Fakultät der eigentliche Schoß der akademischen Tätigkeit, und die alten hohen Fakultäten der Theologie und der Rechte wie auch der

Medizin lehnen sich an diese im Sinne von Applikationsanstalten der philosophischen Fortschritte auf speziell gegebene, praktisch besonders wichtige Stoffe an.

Diese innere Umwandlung der philosophischen Fakultät ging nun, entsprechend der Einteilung der Fakultät in natur- und in geisteswissenschaftliche Fächer, von einer doppelten Seite aus. In den Geisteswissenschaften, Geschichte, Philologie und verwandten Fächern, entwickelte sich gegenüber dem bisher wesentlich imitatorischen Betrieb, der nur auf Verständnis und Genuß der alten Schriftsteller und auf Überlieferung einer bestimmten Menge historischen Stoffes hinauslief, eine subjektivistische Form des Studiums: man trat aus dem überlieferten Stoffe heraus, suchte ihn vom eigenen Standpunkte aus zu begreifen: wurde in modernem Sinne kritisch-historisch und schließlich evolutionistisch.

Es versteht sich, was das bedeutete. Es war die Emanzipation des Verstandes auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften und damit der Kampf gegen die hergebrachte Überlieferung auch auf den Gebieten der Theologie und der Rechtswissenschaft.

Ein ähnlicher Prozeß, wie auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, vollzog sich aber auch auf dem der Naturwissenschaften. Hier drang jetzt die freie Forschung der mechanischen Naturanschauung allmählich auch auf die Katheder der Universitäten, zerstörte die herkömmliche Lehrweise, die wesentlich auf die Fortüberlieferung der Ansichten der Alten gerichtet gewesen war, lehrte selbst denken und experimentieren und ordnete allmählich die Entwicklung auch der Medizin diesem Denken und Experimentieren unter.

Es war die Emanzipation auf dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Konnte sich nun unter diesen Vorgängen die Königin der Wissenschaften von heute, die wichtigste Dienerin der Wissenschaften der oberen Fakultäten in früheren Zeiten, die Philosophie, in ihrem alten Zustande halten, der sie ebenfalls auf die Tradition von Wissen, insbesondere der Griechen und namentlich des Aristoteles, hinwies? Auch sie emanzipierte sich, und indem sie sich anfangs vornehmlich auf das freie Denken der Naturwissenschaften, später auch auf das der Geisteswissenschaften zu stützen begann, behauptete sie für sich das Prinzip freien Denkens auch für die Behandlung der Grundprobleme der Weltanschauung als eine libertas philosophandi, und wahrte diese Freiheit siegreich im Kampfe vornehmlich gegen die Theologie, deren Magd sie bisher gewesen war.

Erreicht war damit die Denkfreiheit auf dem höchsten Gebiete ihrer Anwendung überhaupt, auf dem wissenschaftlichen; erreicht damit zugleich eine außerordentliche Freiheit des Denkens in allen Fragen wenigstens des höchsten, des akademischen Unterrichts.

In diesem Sinne kam denn die neue Lehrfreiheit der Professoren

auch den Studierenden zugute; sie erhielt ihre Ergänzung in der Lernfreiheit dieser: und das Ganze der akademischen Freiheit blühte damit empor. Die akademische Freiheit ist also auf deutschem Boden älter als die politische Freiheit, und sie ist zur Mutter dieser geworden.

Denn es versteht sich nun wohl von selbst: mit dem angehenden Subjektivismus folgten vor allem alle akademischen Elemente, die Lehrer und noch mehr die jugendlichen Schüler, enthusiastisch dem Wehen des neuen Geistes; schon die Empfindsamkeit, noch mehr aber Sturm und Drang sind in erster Stelle an deutschen Hochschulen zu Hause gewesen. Und als nachher der neue Most sich klärte, als die stolze Blume des Klassizismus erblühte, da wurde der Zusammenhang der Entwicklung der Phantasietätigkeit mit der Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens auf den Universitäten erst recht nicht aufgegeben; Schiller ist Universitätsprofessor, Goethe nach modernen Begriffen als weimarischer Staatsminister Universitätskurator von Jena gewesen. Und schon früh, im ganzen und großen früher wie die Mittelschulen oder gar die Elementarschulen haben die Universitäten den neuen Geist in ihre ganze Organisation einziehen lassen und diese nach ihm gemodelt. So sind Heidelberg und Würzburg schon 1803 reformiert worden; so wurde die Gründung Berlins im Gegensatze zu den anderen preußischen Universitäten, die „für die sogenannten Brotstudien ihre abgesonderte Einrichtung werden behalten müssen“, schon Ende des 18. Jahrhunderts in Aussicht genommen, 1804 beinahe verwirklicht und dann 1809 endlich durchgesetzt; so unterlag die Universität Ingolstadt, die später, im Jahre 1826, nach München verlegt worden ist, in den Jahren 1804 und 1805 durch die Berufung zweier bedeutender Professoren aus Jena, längst der Hochburg der neuen Bewegung, bereits einer beträchtlichen Abwandlung ins Moderne; so ist zu gleicher Zeit etwa der Gedanke der Reform Königsbergs aufgetaucht und 1811 die Reform Breslaus verwirklicht worden; Bonn aber wurde 1818 alsbald im neuen Geiste gegründet.

Mußten nun aber, indem sich die wichtigsten der Universitäten so dem neuen Leben öffneten, nicht darum auch dessen allgemeine sittliche und vor allem dessen politische Ideale in ihnen einziehen? Schon der Republikanismus des Sturmes und Dranges ist nirgends stärker als in einem Kreise von Göttinger Studenten, dem „Hainbund“, gepflegt worden. Die vollendetste Durchbildung der politischen Anschauungen der Übergangszeit erfolgte in Göttinger Professorenköpfen; Schlözer ist lange Zeit hindurch der für die Georgia Augusta signifikante Professor, ihr Heros eponymos gleichsam gewesen. Und als sich die politischen Anschauungen der neuen Zeit in patriotische wandelten, als gemeinnütziger Sinn in Vaterlandsliebe umschlug: da waren es erst recht die Universitäten und in ihnen wieder die akademische Jugend, in deren Herzen die neue Empfindung emporlohte. Die deutsche Burschenschaft und das

ihrer Entwicklung zugrunde liegende Prinzip waren nicht erst eine Schöpfung der Zeit der Freiheitskriege und auch nicht der Zeit der vor ihnen liegenden nationalen Bedrängnis; sie gehen bis in den Anfang der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, wenn nicht noch weiter zurück.

Fürwahr: es war innerhalb des Verlaufes der deutschen Geschichte zwischen 1750 und 1815 eine Entwicklung von einer Selbstsicherheit fast ohnegleichen. Was damit auf wissenschaftlichem Gebiete gewonnen wurde, kann hier nur gestreift werden. Renan hat dafür in einem einzigen Satze denkwürdige Worte gefunden:[1] „**L'Allemagne a tiré des Universités, ailleurs aveugles et obstinées, le mouvement intellectuel le plus riche, le plus flexible, le plus varié, dont l'histoire de l'esprit humain ait gardé le souvenir.**" Wichtiger sind in unserem Zusammenhange die politischen Folgen.

Die Universitäten waren im 18. Jahrhundert und sind noch heute mehr oder minder selbständige Körperschaften ursprünglich mittelalterlichen Rechtes; als verfassungsgeschichtliche Ausnahmeerscheinungen waren und sind sie stehen geblieben in einem Gehäuse von Staaten, das sonst die mannigfachsten Um- und Ausbauten erlebt hat. Das gab ihnen, sobald sie nur im Geiste selbständig waren und wurden, alsbald auch eine besondere, selbständige, öffentliche und damit schließlich politische Stellung nach außen. Die Rolle, welche die Universitäten daraufhin in der Geschichte der deutschen Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts gespielt haben, ist bekannt. Sie war nicht ein Produkt der Umstände erst des 19. Jahrhunderts. Sie beruhte auf den Leistungen und der Stellungnahme der Universitäten seit den Frühzeiten des Subjektivismus. Und wenn heute noch, gleichsam jenseits der parlamentarischen Vertretungen der Nation, in besonders schweren Läuften der inneren Politik, in Fragen vor allem höchster geistiger Art die Universitäten sich in einzelnen ihrer Vertreter oder insgesamt zu äußern — und gehört zu werden pflegen als sichtbare Vertretung gleichsam der hinter ihnen stehenden großen Welt der Gebildeten: so wirkt in dieser privilegierten Stellung noch heute die führende Stellung nach, die sie als erste Inhaberinnen wirklicher Denkfreiheit und nicht geringer Freiheit des Wortes und auch der Schrift schon vor mehr als vier Generationen, in den Zeiten der Genesis der modernen deutschen Kultur, erworben haben.

---

[1]) Allemagne et Italie S. 231.

Ein griechisches Pompeji.

Von

Prof. Dr. Julius v. Pflugk-Harttung.

— Berlin. —

Griechenlands Edelwein trägt den Namen Santorin. Viele werden diesen Namen kennen, einige Glückliche haben auch das köstliche Naß leibhaftig getrunken, aber nur wenige sahen die Stätte, wo es gedeiht. Und doch ist sie eine der eigenartigsten des ganzen mittelländischen Meeres, sogar Europas, an dessen Grenze sie liegt.

Die Insel hieß Thera bei den Alten. Sie bestand ursprünglich, wie alle ihre Geschwister in der Aegaeis, aus hellgrauem Kalkstein, bis sich ein Vulkan an ihr emporhob, der eine gewaltige Höhe erreichte und dann in sich selber zusammenstürzte. Von dem Vulkan blieb nur ein Teil des Randes stehen, während sein früherer Krater ins Meer versank, das jetzt an seiner Stelle blauet. Der Rand steigt von der Kraterseite bis zu 400 Meter empor, ist aber nicht ganz geschlossen, sondern besteht aus zwei Teilen, aus den Inseln Thera und Therasia, während sich in der Mitte eine Anzahl Schlackeneilande nachträglich erhoben haben, die noch jetzt von Schwefel dampfen und ihre Gestalt verändern. Auf der anderen Seite dacht sich der Rand schräge ab bis zum Meere, auf seinem Lavaboden den feurigen Wein erzeugend. Wegen des stets herrschenden Windes und des Sonnenbrandes werden dessen Reben nicht an Stöcken gezogen, sondern in langen Reihen dicht am Boden, meistens in Korbform um sich selber gewunden. Wein und Bimstein sind die einzigen Erzeugnisse der Insel.

Neben der jüngeren vulkanischen Erhebung blieb das Urgestein bestehen mit dem Eliasberge als bedeutendstem Gipfel. Längere Zeit

wird der Ort des Verderbens unbewohnt geblieben sein, dann lockte seine Fruchtbarkeit und der Wandertrieb griechische Ansiedler herbei, deren Ruhe wohl einige Jahrhunderte später durch ein anderes griechisches Volk, das der Dorer, gestört wurde, welche auf ihren Schiffen die Aegacis durchstreiften. Sie unterwarfen die älteren Bewohner und gründeten mit wahrem Feldherrnblick ihre Stadtniederlassung auf dem Urgestein des Messavuno, eines Bergrückens, der hoch über dem Meere gelegen, schützend auf drei Seiten von ihm umgürtet wird, während die vierte Seite nach dem überhöhenden Eliasberge zu liegt, der sie gegen etwaige Gelüste vulkanischer Naturgewalten wie eine Vorburg deckt. Diese Stadt gelangte im dritten Jahrhunderte zu einer gewissen Blüte, als die Ptolemäer Könige von Ägypten einen Stützpunkt ihrer Macht in der Aegaeis suchten und im festen Thera fanden. Sie wurde nun zu einer wichtigen Militärstation und bestand auch unter römischer Herrschaft fort, bis sie mehr und mehr zu verarmen und zu verfallen begann. Das Frühchristentum hielt seinen Einzug und verdrängte die heidnischen Kulte. Seeräuber kamen, und im 8. Jahrhundert erfolgte ein neuer Vulkanausbruch mit Erdbeben und Bimsteinregen. Selten und seltener wurden die Menschen; die es noch gab, verließen die öde, windumbrauste Höhe und siedelten sich auf dem Fruchtboden an; selbst der Name Thera ging verloren.

Aber dieser Wandel alles Irdischen ist der Nachwelt zustatten gekommen. Die alte Stadt entschwand dem Auge, Staub und Schutt begann sie sorgsam schützend zu überdecken, bis neuerdings ein deutscher Gelehrter kam: Hiller v. Gärtringen, der sie aus ihrem Dornröschenschlafe erweckte, der die Hülle entfernte und dem staunenden Auge das Bild einer spätgriechischen Kleinstadt wiedergab: das eines älteren Pompeji.

Der heilige Elias wird durch einen tief eingeschnittenen schmalen Sattel, die Sellada, von dem Messavuno getrennt, der bis zu 370 Metern unmittelbar aus dem Meere aufsteigt. Auf seiner Nordseite lag die Stadt Thera und schloß sich den Unebenheiten des Bodens in Straßenanlagen und Häuserbau an. Das Weichbild erstreckte sich ungefähr einen Kilometer lang: im Nordosten schmal beginnend, sich allmählich bis zu 200 Metern ausdehnend, um gegen Südosten, dem Felsgrate folgend, schmal auszulaufen. Nach allen Seiten schützte der Steilabfall, weshalb man keiner weiteren Stadtmauern bedurfte. Erst zur byzantinischen Zeit hat man solche für notwendig erachtet. Nur ein schmaler Zickzackweg vermittelte die Verbindung mit der Außenwelt: er senkte sich in die Sellada, wo er sich nach links und rechts, nach den zwei verschiedenen Seiten der Insel gabelte. Auf der einen erstreckte sich die Ebene von Perissa, später mit einer weithin sichtbaren Kirche geschmückt. Hier befand sich wohl der Hafen; der flache Strand genügte, um die Schiffe

hinauf zu ziehen. Die rechte Wegabzweigung führte nach Kamari, welches am Anfange des großen schrägen Kraterauffstieges liegt.

Wie das Weichbild der Stadt, so entsprach auch ihre Gliederung dem langgestreckten Gelände. Eine gepflasterte Hauptstraße durchschneidet sie der ganzen Länge nach, sich in der Mitte zum Marktplatze, am Ende zur Apolloterrasse erweiternd. Links von dieser Hauptverkehrsader und mehr noch rechts, dem Höhenrande zu, dehnte sich das Häusergewirr, so daß hier die Straßen nur kurz sein konnten. Wegen der Beschränktheit des Raumes mußte er ausgenutzt werden. Deshalb waren alle Straßen schmal, manche kletterten geradezu zur Hauptgasse empor, wobei sie bisweilen in Treppenstufen übergingen. Auch die meistens einstöckigen Häuser erbaute man klein, schmal und eng zusammengedrängt, selbst als bloße Schlafstätten. Die Menschen lebten eben wesentlich in freier Luft. Neben den kleinen finden sich natürlich auch größere, elegantere Wohnräume. Der Felsen wurde für Fußböden, Wandteile, Keller und Zisternen, selbst für Stücke des Unter- oder Obergeschosses mitbenutzt. Die Ecken der Häuser pflegten aus regelmäßig behauenen Quadern, das übrige aus Backsteinen hergestellt zu werden, die der ausgezeichnete Bimsteinmörtel trefflich verband. Mit Holz verfuhr man sparsam, denn es war rar auf der Insel und mußte wesentlich von auswärts bezogen werden. Die Wände zeigen Reste von Stuck und Bemalung, aber keine figürlichen Darstellungen, sondern bloß einfache Streifen und Felder. Immerhin könnte dies mit darauf beruhen, daß wesentlich nur Unterteile, nicht stuckbekleidete Hochwände erhalten blieben. Vornehme Häuser sind in ihren Haupträumen mit einfachen Mosaikfußböden geschmückt. Alles erscheint bescheiden und anspruchslos, so daß selbst die Säulenhalle des griechischen Normalhofes selten ist, wogegen es viele Hausaltäre gibt: die Zeichen einer spießbürgerlichen Frömmigkeit.

Dort wo die Stadt ihre größte Breitenausdehnung hatte, wo die Straßenzüge am dichtesten waren, also das Hauptleben pulsierte, liegt der Marktplatz mit einer Markthalle, die die Bezeichnung Basilika führte. Es ist ein unregelmäßiges stattliches Viereck, dessen Längsseiten der Streckung der Stadt entsprechen, während die Hauptstraße an den Schmalseiten ein- und ausmündet. Dem Tale zu blieb es teilweise frei und gewährte dadurch eine schöne Fernsicht. Auf dem Platze sind noch eine Menge Säulenstümpfe erhalten, während die Basilika auf ihrer linken Seite lag, in der Richtung des Höhenrandes: ein großes säulengeschmücktes Quadergebäude, ursprünglich wohl gegen die Straße geöffnet. Rechts neben der Basilika etwas höher befindet sich der Tempel des Dionysos, zu dem eine Freitreppe aus römischer Zeit empor führt. Die Theräer hatten allen Grund, gerade dem Gotte des Weins einen Tempel am Hauptplatze zu errichten, und auch die ptolemäischen Soldaten lebten

mit ihm in bestem Einvernehmen. Auf der Agora (dem Marktplatze) fanden sich die Bürger zusammen, flanierend, plaudernd, kaufend und verkaufend. Es gab Bänke zum Sitzen, Statuen verkündeten den Ruhm bekannter und unbekannter Größen, eine geräumige Bedürfnisanstalt mit Wasserspülung lud zur Benutzung ein, auch aus den Privathäusern, von denen nur wenige eine solche besaßen. Gegen Winde lag der Platz möglichst geschützt.

Auf der rechten Seite der Stadt waren die Hauptgebäude: das byzantinische Stadttor, die Kirche des Archangelos und vor allem das Soldatengymnasion samt der Kaserne. Nach steilem Aufstiege kam man durch das Haupttor, von dem noch Platten und Säulenstümpfe erhalten blieben. Es bildete einen Teil der spätrömischen Befestigung. An dem in den Felsen gemeißelten Bildnisse eines Stadtwohltäters und an der Archangelos-Kirche vorbei, deren stattlicher ursprünglicher Bau dem dritten oder vierten Jahrhundert angehörte, schreitet man einher auf längerer noch dünn bebauter Straße. Es ist der alte Hauptweg mit antikem Pflaster, der teilweis über Stufen führt, daneben die Reste antiker Häuser, Säulenstümpfe, wohlerhaltene breite Seitenstufen und dergl. Schließlich gelangt man rechts seitwärts zum Militär-Gymnasion und zur Kommandantur oder Kaserne. Von ersterem blieb nicht viel mehr als die Umfassungsmauer übrig. Wir haben einen geebneten viereckigen Hof, der mit Bänken und Bildsäulen ausgestattet, als Exerzierplatz und für andere militärische Zwecke diente. Daneben erhob sich ein größerer Saal. Weit bessere Reste bietet die mehr nördlich gelegene Kaserne, ein Hof mit vielen Zimmern. Auf Stufen und Steinpflaster führt ein rampenartiger Weg zur Vorhalle empor, die den Eintretenden stattlich mit Säulen und Eckpfeilern empfing. Es beruht sicherlich nicht auf Zufall, daß die beiden Militärbauten dem Stadteingange zugewandt lagen.

Wesentlich mannigfacher erweist sich die entgegengesetzte Seite, zwischen Agora und endendem Steilsturze. Hier hat man nicht weit zu gehen, um links vom Hauptwege, bergabwärts das Theater zu finden. Man betritt es durch eine rechteckige Vorhalle, unter der sich die Sitzstufen hinabsenken, deren Halbkreis wegen Raummangels nicht rings gleichmäßig läuft. Links und rechts befanden sich Logen, der Bühnenraum war hoch. Im Innern vermittelten Treppen den Zusammenhang unter den Sitzreihen, während außen eine Treppengasse zu einem zweiten schönen Marmoreingange hinabführt. Wie vom Markte konnten die Theräer auch vom Theater den Blick über Meer und Inselwelt schweifen lassen. Ungefähr dem Theater gegenüber zweigt eine Gasse rechts vom Hauptwege ab, die sich bei einem steilen Abfalle zurückbiegt. Am Ende wurde sie später durch eine byzantinische Kirche verschönt, die man mitten in Privathäuser hineinbaute. Unterhalb befand sich ein

ägyptischen Göttern geweihtes Heiligtum, und besonders schmale Gassen lassen die Gegend des ärmeren Teils der Bevölkerung vermuten.

Die Hauptstraße gelangt nun auf einen schmalen Felsengrat, wodurch der Raum so eng wurde, daß man ihn nicht mehr für menschliche Wohnungen, sondern im wesentlichen für öffentliche Zwecke bestimmte, als Stätte der Götter und der sich unter den Augen der Götter ausbildenden Jugend. Der Wanderer findet hier zuerst ein Heiligtum der Ptolemäer, dann eine Säule der Artemis, um auf eine große Terrasse mit prachtvoller Stützmauer zu gelangen: einen ungefähr viereckigen Platz, dessen Längsseiten dem Laufe der Straße entsprachen. Er bildete den Vorraum zu dem an seiner linken Seite (der Nordseite) liegenden Tempel des Apollo Karneios. Es war ein alter bescheidener Tempel ohne Säulen, zum Teil aus dem Felsen gehauen, mit kleinsteinig gepflastertem Hof und zwei halb in den Boden gearbeiteten Schatzkammern. Der Apollo Karneios galt als Gott der dorischen Auswanderer, eng verbunden mit der gymnastischen Ausbildung der Jugend, die auf seiner Terrasse sich tummelte und dort auch eine Art Laubhüttenfest feierte. Jenseits des Platzes, unterhalb der Terrassenmauer, wurde zur römischen Zeit ein großes Bad angelegt, wobei man mit ungeheurer Mühe Horizontalflächen auf den Felsausläufern herstellte. In der Fortsetzung der Terrasse erhob sich das Gymnasion der zu erziehenden Jünglinge, der Epheben: ein bedeutendes Werk mit ausgedehntem Hof, um den sich die übrigen, nur noch teilweise erhaltenen, ebenfalls geräumigen Säle gruppierten, die sich streckenweise mit einer Säulenhalle nach dem Hofe öffneten und mit allerlei Bildwerken geschmückt waren. Von einem dieser Räume stieg man auf einigen Stufen hinab zu einer Höhle von mittlerem Umfange, die, teilweise natürlich im Felsen, teilweise ausgemauert, durch künstliche Nachhülfe eine ziemlich regelmäßige Gestalt erhalten hatte. Sie war der ursprüngliche Mittelpunkt des gymnastischen Ausbildungswesens und dessen Schutzgottheiten: dem Hermes und dem Herakles geweiht. Es findet sich auch noch eine Weihinschrift für die Nymphen, und dann beginnen in der äußersten abgelegenen Felsecke eine Menge von Inschriften, wodurch die Epheben ihre Knabenliebe höchst unverblümt dem Gesteine anvertrauten. Die Buchstaben sind ziemlich groß, breit und tief eingeritzt und reichen bis in die älteste Zeit zurück, bilden also ein äußerst wertvolles Denkmal damaliger Anschauungen, die auch wohlgeordnet in das deutsch-griechische Inschriftenwerk übergegangen sind. Von dem Ende der schmalen Felsenzunge genießt man einen wunderbaren Fernblick nach drei Seiten über Meer, Inselwelt und Land. Die Stadtmauer, aus mächtigen Quadern bestehend, ist hier gut erhalten, zu ihr gehört wohl auch ein Rundturm, der mit dem Gymnasion zusammenhängt. Ebenfalls weiter unten finden sich Polygonaltürme zum Schutze durch Feldsteinmauern verbunden. Alles in allem

war Thera eine verhältnismäßig reich ausgestattete Ortschaft, die mit ihren Säulen, Altären, Statuen, Reliefs und Inschriften weitaus ähnliche Anlagen der Jetztzeit übertraf.

Besondere Aufmerksamkeit hat man der Erlangung von Wasser gewidmet. Über den ganzen Stadtbezirk finden sich Wasserbehälter und Zisternen zerstreut, ja teilweise hat sogar eine Kanalisation bestanden. Jedes größere öffentliche Bauwerk besaß seinen Wasserraum, und das römische Bad im Ephebenbezirke war eine in ihrer Art bedeutende Anlage, weil das Wasser von oben hinab geleitet werden mußte.

An die Stadt der Lebenden schloß sich die der Toten: lange Reihen von in den Fels gehauenen Gräbern. Sie beginnen dicht beim Toreingange und ziehen sich bis in die Ebene, zumal bis an die Südspitze der Insel. Die älteste Bestattungsart war augenscheinlich die Beisetzung des Toten, doch scheint von ihr nichts überliefert zu sein, vielmehr beginnen die erhaltenen Gräber mit Leichenbrand. Die Asche wurde in Geräten aus Stein, Metall oder Ton geborgen, mit Leinwand umhüllt und in Familiengrüften aufgestellt. In Anlehnung an die frühere Beerdigung hat man dem Toten Speise, Trank und Salben mitgegeben. Vor und nach dem Begräbnisse fanden blutige Opfer statt. Die Felsengräber sind sehr verschieden, vom einfachsten bis zum Felsentempel, und auch die Funde sind so mannigfach, daß sie im Tode geradezu das Leben der alten Theräer schildern. Schwerlich gehören sie sämtlich dem Hauptorte an, im Gegenteile, allmählich hatte der Vulkanrand seine Schrecken verloren und wurde weithin bebaut. Der beste Beweis hierfür ist ein kleiner, viereckiger Tempel aus hellenistischer Zeit, den man in eine christliche Kapelle umgewandelt hat.

Die beweglichen Gräber- und Stadtfunde wurden in einem Museum vereinigt. Es enthält eine Menge Porträtbüsten und Statuen und eine reiche Vasensammlung: Amphoren, Schüsseln, Schalen, Kannen, Töpfe und Tassen, Geräte mit Linearbemalung, meistens dunkel auf hellem Grunde, aber auch umgekehrt, und bisweilen durch Tierdarstellungen bereichert. Manche erinnern an die Kamareszeit, andere sind rein theräisch, berühren sich aber mit denen von Kreta und Böotien. Ferner hat man Glasgefäße, Terrakottenfiguren, Ringe, Ringsteine, Waffen und Fibeln und anderes gefunden. Sie bilden Denkmale von der Höhe, dem Geschmack und dem Erfindungsreichtume des Kunstgewerbes auf der einsamen Insel, die nach allen Seiten ihre Beziehungen besaß. Groß ist die Zahl der erhaltenen Inschriften, unter ihnen die berühmten Angelos-Inschriften, solche von Grabsteinen, die den Schutzengel anrufen, also auf der Vorstellung beruhen, daß über dem Geschicke des Einzelmenschen ein Engel walte. Man hat dies auf Urchristentum deuten

wollen. Jedenfalls wirkte auch auf Thera die wunderbare griechische Eintracht von Kunst und Religion.

Das ist das Bild der Insel, der Klein- und Bergstadt aus der Zeit der Ptolemäer, ein hellenisches Pompeji; freilich ein Ort des allmählichen Hinsiechens, ohne den intimen Reiz des bis zuletzt bewegten Lebens, durch den sich die römische Schwester auszeichnet.

Jetzt hat sich auch auf Thera das Dasein umgestaltet: die Hauptstadt mit mehreren bedeutenden Nebenorten liegt am Kraterrande, während die Trümmerstätte hinter dem Eliasberge ein weltabgeschiedenes, man möchte sagen, archäologisches Dasein führt. Vom heutigen Thira schweift der Blick einerseits weithin über die baum- und schattenlosen Weinfelder, und auf der anderen Seite senkt er sich in den düstern Schlund des Kraters, an dessen Fuß ein kleiner Landungshafen angelegt wurde. Unheimlich ist es dort unten. In weitem Halbkreise dehnt sich eine gewaltige, zerklüftete Mauer von Lava, Asche und Bimstein, drüben ragen Schlackeneilande, alles wie tot und gestorben, alles grau in grau, kein grüner Strauch, kein noch so winziges Bäumchen. Nur weiße Häuser künden, daß auch dort noch Menschen wohnen und sich im Anblicke des tiefblauen Meeres unter der Sonne Homers ihres Daseins freuen.

Die Natur liebt nichts Totes. Sie erweckte Leben aus dem Tode und schuf aus der einstigen Vernichtung den lebenspendenden Trank der Götter.

Nordische Legende.

Von

Ottokar Stauf von der March.

— Wien. —

I.

Es geschah in einer monddurchfluteten Sommernacht. Weithin flimmerten die Lande in tausendfarbigem Glasten, gleich als hätte ein mächtiger Fürst sein wohlbestalltes Schatzhaus aufgetan und mit freigebiger Hand die köstlichsten Kleinode über die Matten hinausgestreut, um an dem Farbenspiele der herabrieselnden Himmelslichter seine Seele baß zu ergötzen. Wie greise Nordlandskönige in leuchtenden Hermelingewanden ragten die schneeumwallten Gipfel des hohen Snähattan auf und sahen träumerisch-sinnend in die schlummertrunkene Welt zu ihren Füßen.

Leise atmete der See, ein zur Erde herabgesunkenes Stück des nächtlichen Äthers, und spiegelte zum Greifen klar die überhängenden, gelben Blumen wider, die einer goldenen Mantelbrame gleich das Gestade umsäumten. Und die würzige Nachtluft schäkerte mit den Blumen und koste schmeichlerisch um ein Hageröschen, das einsam auf dem sandigen Raine stand und um und um von rosigen Blüten überschneit war. Wie kostbare Smaragde glänzten die Blätter, und in den halboffenen Kelchen blinkten die Tropfen des Nachttaus gleich wunderherrlichen Demanten. Und das Bäumchen sah mit lachenden Augen in all' die Märchenpracht und dehnte und reckte sich vor herzinnigem Vergnügen. Und ein trockener Zweig raschelte zu Boden und weckte aus tiefem Sinnen den Wanderer, der da auf dem Raine saß.

Ein weiter blauer Mantel mit schneeigen Flocken, von fern wie silberne Sterne zu schauen, umhüllte die mächtigen Glieder des Einsamen,

und ein großer Breithut, tief in die Stirn gedrückt, beschattete sein edles Antlitz, umrahmt von einem langen schlohweißen Barte, und ein großes Auge, blau, wie die Blüte der Kornblume, sah jetzt zu dem Bäumchen empor.

Und der greise Waller sprach still vor sich hin:

„Meine Gedanken sagten mir immerdar — und ich schwur es, — daß der Mensch das beste und edelste Geschöpf auf Erden sei, aber meine Gedanken haben mich getäuscht, und ich schwur einen Meineid. Weitum bin ich gefahren, landaus und landein, allwo meine Völker wohnen, aber überall fand ich das gleiche Elend, die gleiche Häßlichkeit des Leibes wie der Seele. Mein Auge sieht in den Schoß der Erde, und die Herzen der Lebewesen sind vor ihm Kristall, es beherrscht die Schöpfung vom Aufgang bis zum Niedergang, von Asgards Amethystenkuppel hinab zum untersten Grunde des finsteren Helheim — und ich finde: das Erbarmungswürdigste aller ist der Mensch! Nastrands grausige Eitertäler sind veilchenbesäete Matten gegen die Erde, und die fürchterlichsten Qualen der Meintäter sind Himmelswonne im Vergleiche zu den Mühsalen der Erdgeborenen. Tausend und aber Tausend grimmige Gegner umlauern ihn und stellen ihm nach. Die Urkräfte, das Siechtum, die Leidenschaften, das wilde Getier und sogar der eigene Bruder, der Mensch, verbünden sich zum Vernichtungskampfe gegen die Menschen! Um wie viel besser ist das Los des elenden Grases! Um wie viel schöner und edler ist das Herz der Blume! Wie weit überragt dieses unscheinbare Hageröschen das Wesen, auf dessen Schöpfung die Oberen so stolz gewesen sind! Alles, was sie dem Menschen erteilen wollten an liebenswerten Eigenschaften, was aber die Ränke der bösen Regin vereitelt: Schönheit, Unschuld und ein mildes, heiteres Gemüt, auf dieser Blume ruht all' der Segen! Ihr naht keines von den Übeln, das den Menschen bedroht. Selbst der Sturm umschnaubt sie nicht so wild; schier einem Hunde gleich, dem der Stab des Wanderers Scheu einflößt. Es weiß der Rauhe zu gut, daß er das Bäumchen trotz seiner Kraft nicht zu entwurzeln vermag, wie die hochragende Eiche. Und wenn er es könnte, er würde es nun nimmer tun, der Landverwüster, es dünkte ihm die größte Schande, an einem so schwachen Wesen seine Kraft zu erproben. Doch gegen den Menschen, der tausendmal schwächer als das Hageröschen ist, fährt er mit seiner wildesten Macht los, denn er haßt ihn aus tiefster Seele. Das Hageröschen aber haßt niemand auf der weiten Gotteswelt, seine Lieblichkeit, seine Unschuld und seine Freundlichkeit schirmen es davor. Fürwahr, es ist tausendmal schöner, als alles, was erschaffen worden, und der Mensch ist dagegen nur ein Wurm."
Und der Wanderer seufzte. . . .

Dann sprach er wieder und sein Auge leuchtete: „Wohlan, ich will ein Wesen erschaffen, das unter den Menschen das sein soll, was die

Hagerose unter den Blumen ist. — Und geschehen soll es zur Freude der Asen und zur Erhebung der Erdenbewohner! Ein Wesen voll Schönheit, Unschuld und Freundlichkeit, das soll unter den Menschen wandeln und sie an Leib und Seele veredeln und zu dem machen, was sie nach dem Ratschlusse der Waltenden hätten werden sollen. Und ich will alle Schätze der Erde und des Himmels in die Hand dieses Wesens legen und es soll ein Haus der Freude und des Überflusses sein. — Und dich Hageröschen erküre ich zum Herold des goldenen Alters! Wohlan denn! Ich singe den stärksten der Zauber! Verwandle dich, meine Blume, und tritt vor mich als Mädchen!"

Und er sang ein gar gewaltig Zauberlied. Und die Wellen des Sees erzitterten, wie vom Flügel einer Schwalbe gestreift, die Berge leuchteten auf, in breiteren Strömen rann das Licht der Nachtgestirne hernieder und die Gestalt des seltsamen Fremdlings wuchs himmelhoch empor, und er sah aus, wie einer, der über viele Tausendschaften gebietet, und geheimnisvoller Mächte kundig ist. Und der hehlende Mantel fiel ihm von der Schulter, und er stand da in goldflimmernder Brünne, auf dem Haupte einen gleißenden Helm und in der Rechten den mächtigen Wurf-Ger, dessen scharfe Spitze wie eine Fackel loderte. Es war der wandernde Ase Wodan.

Und vor ihm stand eine Mädchengestalt: das verwandelte Hageröschen. Es war aber so lieblich anzusehen, daß selbst der allweise Gott der Götter sein Werk bewunderte.

Und er sprach: „Du warst eine Blume des Feldes, sei nun die Blume meiner Gedanken und sprich!"

Und die Maid antwortete mit Demut: „Du hast mich verwandelt in ein lebendes Wesen, o Herr! Wohin soll ich nun meine Schritte lenken? Wo soll ich wohnen? Gedenke, o Weithinwallender, daß ich bei jeglichem Windeshauche erbebte und ängstlich die Blätter an mich zog. Ich fürchtete mich vor dem Regen und vor dem Winde, ich schrak zusammen vor dem Donner und vor dem Blitze, ich ängstigte mich vor den glühenden Pfeilen der Sommersonne. Nun hast du, Milder und Mächtiger, mich verwandelt, aber die Natur des Hageröschens ist mir geblieben, und ich habe Furcht vor der Erde und vor allem, was darauf ist, denn ich bin nun ein menschliches Wesen, ein Geschöpf, das von seiner Umgebung bitter verfolgt wird . . ."

„Habe kein Bang, du Liebliche," unterbrach sie der Götterfürst, „ich will, daß du den Stempel der Göttlichkeit tragest und dir keiner mit böser Absicht nahe. — Dies aber ist mein Gebot: Gehe unter die Menschen und mache sie gut, edel und glücklich. Auf deinen Wunsch seien dir alle Schätze zur Hand, soviel deren die Welt hehlt. Du aber nimm und lindere das Elend deiner Mitmenschen und mahne und lehre sie, so gut zu sein, als du es bist. Und bereite die Wiedergeburt des Menschen-

geschlechtes vor. In sieben Jahren aber komm an diesen Ort zurück und künde mir den Ausgang deiner hohen Sendung!"

Und das vermenschlichte Hageröschen neigte demutsvoll sein Haupt: „Wie du befiehlst, o Allvater, so geschehe es! Dein göttlicher Segen geleite mich auf dieser Bahn!" Und sie schieden voneinander . . .

II.

Und wieder war es in einer Sommernacht, voll Zauber und Schönheit, wie in jener, wo der Vater der Götter und Menschen das holde Wunder getan. Und wieder saß unter dem Raine der Allweise und wartete seines Herolds, denn die Zeit war abgelaufen. Und bald stieg die Jungfrau den Weg herauf, bleich wie eine Lilie, aber tausendmal schöner als vorher.

„Heil dir, du Vielgetreue!" grüßte der Asenkönig und bot ihr die Hand.

„Heil dir allein, dem Starken von oben!" gab die Maid zurück und verbeugte sich tief, „ich bin nicht würdig deiner Güte und übel klingt den Ohren die Kunde, die ich bringe.

Wohl habe ich dein Geheiß getreulich erfüllt, aber die Menschen sind das geblieben, was sie vordem gewesen, ja, viele sind noch schlimmer geworden! Achtlos gingen die einen, spottend die andern vorüber, wenn ich mit flammender Zunge redete, von deinem Geiste durchleuchtet. Aber alle nahmen mit gierigen Händen das Geschmeide, das ich willig darbot, Arme und Reiche, Sieche und Gesunde, Schwache und Starke, Elende und Mächtige, Hörige und Gebieter, und mit lüsternen Augen betrachtete einer den andern und begann böse Pläne im Herzen zu schmieden. Durch List suchte der Schwache den Starken, durch Gewalt der Mächtige den Machtlosen die Kleinode zu entreißen, und sie haßten einander um des unseligen Goldes willen.

Und fruchtete weder List noch Gewalt, so entschied das Schwert, der Pfeil, der Dolch den häßlichen Streit, und der Mörder legte fröhlichen Herzens den fremden, blutbefleckten Schatz zu seinem eigenen. Und trotziger, halsstarriger wurden die Menschen und sie verfolgten mich mit Schmähungen und wiesen mich allenthalben von sich als Aufruhrstifterin, als Wahnwitzige und von den Göttern Verfluchte.

Und wo ich hinkam, habe ich das gleiche erlebt. Die Armen wurden ärmer und gemeiner, die Reichen reicher und ungezügelter, die Hörigen wurden zu vernunftlosen Lasttieren und die Gebieter zu nichtswürdigen Tyrannen. Und Meinmut und Meintat schießt überall empor, gleich dem Unkraut im Felde, und Niederinge und Nastrands-Erben gibt es mehr, denn Ameisen in den Rainen!

O, zürne nicht, Allvater, aber nimm die Geißel — ein ritterlich Gewaff wäre ewiglich befleckt von der Schmach — und schlage diese

Brut mit den Skorpionen deines Zornes, daß sie fahren zur finsteren Hel, — mich aber, mich wandle wieder um und gib mir den Trank der Vergessenheit, daß ich der erlebten Greuel und Bitterkeiten nimmer gedenke!" Und sie schwieg und es schwieg auch der hilfreiche Ase.

Dann sprach er mit leiser Stimme: „So ist auch diese Hoffnung entblättert, die mir die liebste Blüte meiner Gedanken gewesen. Nun mag Ragnarök hereinbrechen, das Gericht über Götter und Menschen! Wir sind reif, überreif zum Untergange. Es geschehe, wie es die Wala geweissagt!

Du aber," fuhr er gehobenen Tones fort, „du weißt nicht, um was du bittest! Wer einmal nur die Freiheit gekostet hat, das kostbarste aller Erdengüter, der wird und kann nimmer von ihr lassen. Wieder zur Blume geworden, müßtest du vor Sehnsucht eines frühen Todes sterben, des schmerzlichsten aller! Das Glück, so nannten dich die Menschen, — bleibe es fortan. Wähle dir eine Wohnung im All und von Zeit zu Zeit gehe wieder hinaus in die undankbare Welt und begabe alle mit herrlichen Schätzen. Die Guten ebenso wie die Bösen. Veredle die Guten und mache schlechter die Schlechten. Sei der Herold des Schicksals von nun ab. Zeitige die Früchte ohne Unterschied, ob sie des Himmels würdig sind oder der Hel, denn die Götterdämmerung ist nahe, und mit ihr die neue ‚schuldlose Welt'! — Nun sage, wo willst du wohnen?"

„O Herr," erwiderte die Maid, „ich bin fremd auf der Erde, befiehl deinem Geschöpf, und es wird dir gehorchen!"

Und das Auge der Welt frug wieder: „Willst du auf den Bergen weilen, hoch und weltfern?"

„O, mildester der Götter! Dort herrscht Frost und häuft sich Schnee und Eis, — Schauer durchrieseln mich, wenn ich dessen gedenke."

„So will ich dir einen kristallenen Palast auf dem Grunde des Sees erbau'n."

„Sei mir gnädig, Allvater! Die Tiefen der Wasser sind die Heimat schreckhaften Getiers! — Ich fürchtete mich zu Tode!"

„Willst du die Einöde erküren?"

„Durch die Einöde brüllen die Winde und Wetter gleich einer trutzigen Wisentherde, o gütiger Wunschgott."

„Was soll ich tun? Was beginnen mit dir, o Blume, die du zum Menschen geworden bist! — Ha, ich weiß eine Grotte, wo dereinst eine Wala gehaust, . . . willst du, meilenfern von der Welt, in der Grotte wohnen?"

„O, zürne nicht, mein Schöpfer! In den Grotten ist es dunkel und allerlei Spuk hat dort sein Heim; ich ängstige mich!"

In tiefem Sinnen stützte die Wonne der Welten das Haupt in die Linke, und die Maid stand vor ihm, demüig und mit Beben . . .

Im Osten funkelte es rotgolden auf am dämm'rigen Himmel: es war die Mähne des göttlichen Rosses Skinfaxi, das den Wagen der Sol, der gütigen Sonnenjungfrau, auf der Himmelsbahn einherzieht. Und die Strahlen fielen auf die Berggipfel des Snähattan, daß der Schnee wie Purpur aufflammte und die Wellen des Sees gleich flüssigem Golde leuchteten. Und die Tannenwälder schüttelten sich und erwachten aus dem Schlummer. Und im Chore sangen die Vögel ihr Morgenlied. Zugleich ertönten, überirdischen Stimmen vergleichbar, die Saiten einer Harfe und die Worte eines Gesanges aus Menschenmund. Und voller und voller erklangen die Saiten, und mächtiger und mächtiger klang das Auferstehungslied des unsichtbaren Sängers. Und das Herz der Maid schlug vor Entzücken.

Da wachte der sinnende Ase auf und sagte: „Das ist Brage, der Skalde, er grüßt die Herrin des Lichtes!"

III.

Auf dem leiseflutenden See schwamm eine zierliche Barke in Gestalt eines Schwanes, in welcher, hoch aufgerichtet, ein Mann stand, einen Kranz von Eichenreisern auf dem Haupte und in der Hand eine große Muschel, auf der glänzende Saiten aufgezogen waren. Und das Boot wiegte sich anmutig auf den rosig-schimmernden Wellen, gleichwie im Takte des Liedes, das der Sänger in heiliger Begeisterung der aufsteigenden Sonne entgegensang.

Als aber der Skalde die wundersame Maid erblickte, die dereinst ein Hageröschen gewesen, verstummte er plötzlich und die Muschel entglitt seiner Hand und fiel tönend auf den Boden des Schiffchens, wie ein Wassertropfen in eine silberne Schüssel fällt. Und der blühende Jüngling schüttelte verwundert seine langen, feuerblonden Locken und sein Blick hing an der Gestalt des Mädchens, gleich der Biene am honigbescherenden Klee. Und seine Arme sanken laß am Leibe nieder und er stand stumm da, als hätte ihn der zauberkundige Ase in einen Baum des Gestades verwandelt.

Der Hohe aber freute sich, daß sein Werk so große Bewunderung erzeugte, und sprach dann:

„Wache auf, o Brage, du Schönheitskundiger, und rede zu mir."

Und der Skalde raunte, wie im Halbtraum: „. . . ich liebe . . ."

Er konnte aber nur dieses *eine* Wort über die Lippen bringen, denn nur dieses war ihm im Gedächtnis geblieben; alles andere hatte er vergessen.

Da leuchtete Allvaters Antlitz mächtig auf, wie eine Fackel, die ein Windstoß entzündet. Und er sagte zur Maid:

„Herrlichstes aller meiner Geschöpfe! Ich habe nun eine Wohnung gefunden für dich, die deiner würdig ist: du sollst *im Herzen des*

Dichters weilen und tun, wie ich dich geheißen, als ich dich in die Welt entsandte. Mache die Midgardleute gut, edel und glücklich. Nicht über irdische Schätze und Kleinode wirst du fürder gebieten, die wie ein Hauch vergehen, aber ich will dir die Macht geben, ob allen Juwelen und Edelgesteinen des Gemütes und der Seele, einen Hort, den niemand rauben kann, Güter, die unvergänglich sind und ewig.

Durch den Mund des Dichters sollst du sie ausstreuen in alle Welt und alle Menschen beteilen, ohne Unterschied des Standes und der Gesinnung, durch den Mund des Dichters sollst du Unschuld, Milde und alles Schöne predigen, sollst die Armen bereichern, die Siechen heilen, die Schwachen stärken, die Machtlosen trösten und den Hörigen die schwere Bürde erleichtern. Die Reichen aber sollst du mahnen, die Gesunden und Starken warnen und bei den Mächtigen und Herrschern der Anwalt der Freiheit, der Gerechtigkeit und Wahrheit sein. — Gehe denn hin, zu erheben die Guten, und die Bösen zu erniedrigen. Und von nun an sei geheißen: ‚Die Dichtkunst‘, denn das Glück darf nicht bei Dichtern wohnen, nicht einmal dem Namen nach!"

Und Wodans Wille hieß die Maid in Brages Herz eingehen.

Fröhlich wie ein Sommertag und still, wie die Fluten des Sees, trat die Maid in ihr künftiges Heim. Aber urplötzlich, als sie tiefer in Brages Herz geblickt hatte, ward sie blaß und bleich, wie eine sterbende Blume, und die Furcht kam über sie und sie zitterte dem Kinde gleich im Frostwetter.

„Verwandeltes Röschen," rief Siegvater in tiefem Erstaunen, „auch das Herz des Dichters macht dir bange?"

„O Herr," gab das Mädchen zur Antwort, „alles, was du in deiner Güte mir als Wohnhaus zugewiesen, und was ich als furchterregend verworfen habe — alles findet sich in diesem Herzen vereint. O sieh! In diesem einen Herzen sind himmelhohe Berge, bedeckt von Eis und Schnee, abgrundlose Seen, mit seltsamen Wesen bevölkert, unabsehbare Einöden, gepeitscht von brausenden Orkanen und reich an furchtbaren Gewittern, weite Grotten, mit undurchdringlicher Finsternis angefüllt, unabsehbare Wälder, in denen viele Geschöpfe von wildem Aussehen hausen! Der Schrecken schüttelt mich, o hoher Gebieter, und ich bin mehr tot als lebend!"

Doch der gütige und milde Wodan, der allweise Lenker der Welt, beruhigte das zarte Wesen und sagte:

„Bescheide dich, mein holder Liebling! Fandst du im Herzen des Skalden verschneite Gebirge, so sei du der wonnige Hauch des Lenzes, um das starre Eis zu zerschmelzen; wirst du einer tiefgründigen See gewahr, so werde zur Perle auf ihrem Grunde, kommst du in eine trostlose Einöde, so säe Blumen der Seligkeit hinein und verscheuche die Stürme und Wetter mit milden Sprüchen; starren dir nachtschwarze

Grotten entgegen, so verwandle dich in einen Sonnenstrahl und bringe den Tag, und umschließt dich der wilde Wald, dann schmett're ein frohgemutes Lied aus der Seele, und die Leuen und Tiger werden dir nichts zuleide tun!

Wohl kann ich das Herz des Dichters zum Paradiese umschaffen, daß dich nichts darin erschrecke und ängstige, daß es den Herzen der anderen Erdenbewohner gleicht, dann aber ist es nicht mehr das Herz eines Dichters und Brage ist ein Skalde gewesen.

Des Dichters Herz muß sein, wie die Erde, ein getreues Abbild all' dessen, was Midgard in sich faßt, mit Bergen und Abgründen, Grotten und Seen, Wäldern und Einöden, bevölkert von wilden und zahmen Wesen, von Schrecken und Wonnen, denn sein Herz ist das Herz der Menschheit, das Herz der Welt. Und Zorn und Güte, Liebe und Haß müssen darinnen wohnen, mehr als in jedem anderen. Und ich gebe dir, du Vielgetreue, die Macht: was ich auf dem All bin, das sei du im Herzen des Dichters — Herrscher und Herr, Geist und Gedanke, Seele und Sonne . . ."

Und Brage gewann da wieder die Rede und vollendete in Verzückung:

„Und sei mir gesegnet für und für!"

Erziehung und Individualismus.

Von

Leo Berg.

— Berlin. —

Hinsichtlich der Erziehung gibt es dieselben Gegensätze wie in bezug auf Staat und Regierung. Die einen sind der Meinung, es müßte so viel wie möglich regiert und reglementiert werden, und streiten sich nur darüber, wer und in welcher Weise er regieren soll. Sie sind, was immer geschieht, sofort mit Gesetzen bei der Hand und glauben, daß von oben herab alles geleitet werden könnte. Dem Individualismus wollen sie so wenig als möglich Spielraum lassen und die Konsequenz ihres Systems ist eine Staatsform, die das Leben der einzelnen Bürger bis auf die alltäglichen Bedürfnisse regelt. Die andern hingegen meinen, der einzelne Bürger sollte so wenig wie möglich vom Staat oder von der Regierung belästigt werden, und sie wünschen nicht, daß er in das Leben des Einzelnen eingreift, wo es nicht gerade zum Schutze eines andern dringend notwendig ist. Jene Auffassung führt zum absoluten Staat, der am Ende einer großen Kaserne ähnlich sieht; diese führt zum Anarchismus.*)

Dieselben beiden Auffassungen findet man, wenn auch nicht gerade in der schroffen Form, auch bei der Erziehung wieder. Die Vertreter jenes Gedankens haben es hier leicht, indem sie ausführen, daß das Kind sich ja nicht selbst leiten könne und der Zweck jeder Erziehung darin bestehe, aus dem Kinde einen für Staat und Gesellschaft passenden Bürger zu machen. Daß die Erziehung einen Zweck haben müsse, darin besteht für sie kein Zweifel. Dieser Zweck aber dürfe nicht im Kinde,

---

*) Vergl. Th. Duimchen: Die Trusts und die Zukunft der Kulturmenschheit. 9. Kap. (Berlin 1903.)

sondern müsse im Ganzen gesucht werden. Auf diesen Zweck hin müsse das Kind mit aller Entschiedenheit erzogen werden, und es komme nicht auf Meinung und das Empfinden des Kindes oder sein Glück an, sondern auf seine zweckmäßige Bildung für das Staatsganze. Die Meinungen gehen darüber natürlich auseinander, wie dieses Staatsganze beschaffen sein soll und wie, wo und durch wen das Kind erzogen werden soll (die Schule, die Familie, Staatsanstalten usw.). Die andern wieder sehen den Zweck aller Erziehung nur im Kinde selbst und meinen, es müsse so erzogen werden, wie es für sein Glück und sein Wohlbefinden am passendsten sei. Freilich gibt es hier die natürlichen Vermittlungen und Überleitungen zwischen den verschiedenen Standpunkten. Eben weil wir das Kind um seiner selbst willen erziehen, müssen wir es möglichst so erziehen, daß es später in die Gesellschaft, in das Staatsganze hineinpasse, und was dergleichen mehr ist.

Wie aber erzieht man ein Kind so, daß es für sich oder die übrige Welt sich am besten entwickle? Welche Mittel sind anzuwenden, und ist es für das Kind selbst oder die Gesellschaft vorteilhafter, es so viel, so schnell und so konsequent zu erziehen als möglich, oder erreicht man dasselbe, wenn nicht Höheres, indem man das Mindestmaß von Erziehung anwendet, indem man sich auf die Entwicklung und die natürliche Anlage des Kindes verläßt.

Die da meinen, daß man das Kind um seiner selbst willen erziehen müsse, kommen in Verfolg ihrer Idee von Erziehung schließlich zum Anarchismus der Erziehung genau wie die, die die Regierung so viel als möglich einschränken wollen. Macht man nämlich das Kind selbst zum Zweck der Erziehung, so kommt man zunächst zu einer Individualisierung der Erziehung selber; denn die Kinder sind so verschieden wie die Erwachsenen, und noch verschiedener ist die Methode, nach der ein Kind am besten zu erziehen ist. Die Frage wäre also, ob man jedem Kinde eine individuelle Erziehung und das heißt einen besonderen Erzieher geben könnte. Noch wichtiger wird die Verschiedenheit der Erziehungszwecke. Denn wenn man auch behauptet, daß das Kind, wie es erzogen wird, doch in seinem eigensten Interesse erzogen wird, so kann es doch stets antworten: Ihr wißt ja noch gar nicht, wo der Zweck meines Lebens liegt. Ihr behauptet, mich zu meinem Besten in die Schule zu schicken, ich sehe sogar, daß es mein Vater unter Opfern und Entbehrungen tut; aber ihr wißt ja doch nicht, ob die Schule, wenn sie überhaupt etwas Gutes ist, für mich etwas Gutes ist, und ob gerade die, in die ihr mich schickt, so ist, daß ich in ihr das lernen kann, was für mich einmal von Wert und Nutzen sein wird. Die Mehrzahl aller späteren Künstler, die ein Gymnasium haben besuchen müssen, haben diese Erziehung als eine Vergewaltigung an ihrer Natur angesehen und fanden, daß sie nutzlos mit Dingen gequält wurden, die für sie gar keinen Zweck

hatten, und beklagten sich meist über vergeudete Zeit und irregeleitete Geistestriebe.

Nun sagt zwar keiner, daß das Kind um der Erzieher und der Lehrer willen erzogen und unterrichtet wird, so wie man ja auch im allgemeinen nicht sagt, daß das Volk um der Regierenden willen regiert wird. Sofern Regieren und Erziehen aber Äußerungen des Willens sind, Nietzsche würde sagen des Willens zur Macht, insofern sind Regierung und Regierende, Erziehung und Erziehende identisch, und es handelt sich um weiter nichts als um Befehlen und Gehorchen, gleichgültig welche Formen Befehlen und Gehorchen annehmen. Indem wir gerade diesen Willen zum Befehlen und diesen Zwang zum Gehorchen als das Wesen der Erziehung ansehen, kommen wir dem Problem doch näher als durch idealistische und humanistische oder praktische Betrachtungen, die beide ins Unbestimmte führen. Ich möchte dieses Verhältnis an dem einfachsten Beispiel, das zugleich das wichtigste und das typische ist, kurz beleuchten, nämlich an der Ehe. Wer soll in der Ehe herrschen? Das ist die große Streitfrage, solange es eine Ehe gibt, wenn sie auch meist zugunsten des Mannes entschieden worden ist, und soll überhaupt einer herrschen? Tatsächlich hat es nie eine glückliche Ehe gegeben, in der entweder nur der eine Teil oder überhaupt keiner geherrscht hätte. Denn wenn kein Wille vorhanden ist, der zwei getrennte Individuen zusammenhält, so kann es nie eine Ehe geben. Wie dieser Wille sich äußert, welche brutalen oder liebenswürdigen Formen er annimmt, ist eine Frage, die das Problem selbst nicht berührt. Wenn der eine Teil, z. B. der Mann, den andern, also die Frau, vollkommen unterjocht, dann muß das zur Auslöschung der weiblichen Individualität führen, und das kann sein Glück nicht sein, da er ja diese weibliche Individualität zu seiner Ergänzung braucht. Aber eben das hat es auch im Zeitalter rücksichtsloser Männerherrschaft nie gegeben, höchstens in der Theorie. Denn mag der Mann hinsichtlich seiner Frau unbedingtes Recht haben, so wird er doch in den häufigsten Fällen nur einen teilweisen oder gar keinen Gebrauch davon machen, so daß in Wirklichkeit die meisten Frauen nur der Form nach unter einem Gesetze leben, das sie tatsächlich gar nicht zu spüren bekommen. Nun sagen manche, die Wahrheit läge in der Mitte. Das Recht zwischen Mann und Frau muß geteilt werden (das Wie und Was geht uns hier nichts an), doch so, daß sie in Wirklichkeit abwechselnd die Herrschaft haben, oder sie auf die verschiedenen Gebiete des ehelichen Zusammenlebens verteilen, so daß jeder, Mann wie Frau, sei es abwechselnd, sei es gleichzeitig, sei es verteilt, sowohl eine aktive wie eine passive Rolle in der Ehe spielen. Meine Ansicht darüber ist eine andere. Denn wie gerecht oder ungerecht diese Verteilung auch vorgenommen werden kann, so kommt es doch immer auf dasselbe hinaus, herrschen und sich unter-

ordnen, befehlen und gehorchen, und die Wahrheit liegt hier wie anderswo eben nicht in der Mitte. Eine glückliche Ehe, ob dauernd oder zeitweise glücklich, entsteht weder dadurch, daß die eine Individualität zur Ohnmacht gezwungen, noch dadurch, daß jeder Wille ausgeschaltet wird, sondern nur, wenn einem Willen ein Verlangen, einer Lust zum Herrschen eine Sehnsucht zum Gehorchen, einem aktiven ein passives Seelenteil entspricht. Und das geschieht im Laufe einer Ehe in tausendfachen Formen auf beiden Seiten. Nur muß der Wille von oben ebenso verlangt werden wie die Unterordnung von unten, und zwar gerade in demselben Moment und in derselben Sache. Berühren sich Mann und Weib in diesen entgegengesetzten Willensrichtungen, so gibt das eine glückliche Ehe, deren Störungen nur dadurch entstehen, daß auch beim glücklichsten Zusammenpassen es immer Dinge gibt, wo beide gleichzeitig befehlen oder beide gleichzeitig gehorchen möchten. Auch die untertänigste Frau hat tausend Mittel und Gelegenheiten, ihre Macht über den Willen ihres Mannes zu betätigen, und auch der energischste und gewalttätigste Mann hat Momente, in denen er sich nach der Herrschaft der Frau sehnt. Es kommt nur darauf an, daß die Frau gerade in diesen Momenten und in diesen Dingen nicht versagt. Dann ist die Ehe unter allen Gesetzen und Formen glücklich. Das Unglück in der Ehe entsteht mindestens so häufig durch Mangel als durch Übereifer des Herrschens auf beiden Seiten, am häufigsten aber dadurch, daß sie sich gerade diesem Manne, er sich gerade dieser Frau und beide gerade in diesem Augenblick und bei dieser Gelegenheit nicht unterordnen oder überordnen wollen oder können. Auf das Dürfen kommt es dabei nur ausnahmsweise an.

Ähnlich ist es auch, um auf unser Thema zurückzukommen, mit der Erziehung. Ein Übermaß von Erziehung, das ja stets in einer großen Strenge und einem öden Bureaukratismus und Schematismus besteht, kann der Sinn nicht sein, weil damit alles individuelle Leben erstickt würde, aus Kindern Maschinen oder Maschinenteilchen, aus freien Bürgern Sklaven würden. Und wenn jeder nur das Gehorchen gelernt hat, ist schon im nächsten Geschlecht niemand mehr da, der befehlen kann. Ein zu wenig von Erziehung geht auch nicht, schon deshalb, weil sich ja das Kind selbst nicht leiten kann. Das Kind, dessen Wille nicht gezwungen werden kann oder soll, wird sofort der Tyrann des ganzen Hauses, und schon im Kindbett strampelt und schreit das Wurm ganz energisch gegen die Eingriffe eines fremden Willens, und das Kind ordnet sich nur deshalb unter, weil die andere Person die stärkere ist und es ohne sie verhungern müßte. Ohne Erziehung (bei ganz kleinen Kindern nennt man es Gewöhnung) würde sowohl die Mutter wie das Kind aufgerieben werden. Gerade bei den kleinen Kindern sieht man am besten, wie sehr ihr Wohl von der Erziehung und dem, was über sie bestimmt wird, abhängt und wie sich trotz rücksichtsloser Gewalt des einen über

den andern die Interessen beider Teile vereinigen lassen. Denn je größer die Macht ist, die einer über einen andern hat, um so mehr muß er auf dessen Natur eingehen, und größte Herrschaft ist zuletzt immer größte Unterordnung. Gerade weil sich die Frau dem Kinde so vollkommen unterordnen kann oder auf seine Natur einzugehen vermag, beherrscht sie es auch vollkommen, und weil sie es beherrscht, versteht sie es auch.

Nun meint man vielleicht, so ganz kleine Kinder hätten keine Individualität, auf die Rücksicht zu nehmen wäre, aber jede Mutter weiß es besser. Nur wir, die wir den kleinen und kleinsten Kindern fremd gegenüberstehen, sehen mehr das Gemeinsame der Natur und Entwicklung, wie wir ja auch fremden Rassen gegenüber Individualitäten weniger unterscheiden als in benachbarten Familien. Aber tatsächlich können wir auf die Individualität eines Kindes, von der Mutter abgesehen, erst dann Rücksicht nehmen, wenn sie sich erst etwas deutlicher bemerkbar macht. Wie ja auch unsere Erziehung um so einheitlicher, äußerlicher und brutaler sein muß, je ferner uns das Kind durch Alter, Vernunft, Art und Natur steht. Jemanden, mit dem wir uns nicht in unserer Sprache unterhalten können, können wir eben auch nur durch äußerliche Gewalt erziehen und lenken, durch Lohn und Strafe, indem wir Furcht und Hoffnung erwecken. Dabei ist es vollkommen gleichgültig, ob wir dabei nur an das Wohl des Kindes oder an den Zweck des Staates denken. Denn das Kind empfindet keinen Unterschied, ob ihm eine Sache verboten wird, weil sie ihm selbst oder weil sie den andern schadet. Denn wenn es jenes bereits wüßte oder begriffe, daß es Schaden dadurch haben wird, so brauchte man es ihm nicht erst zu verbieten. Wenn es aber noch so dumm ist, daß es nicht einmal durch Schaden klug wird, z. B. sofern es sich um schädliche Speisen handelt, dann nützt nur äußere Strafe. Die Prügel, die es bekommt, fühlt es gleich und verbindet es im Gedächtnis mit dem Verbotenen. Die Folgen einer verbotenen Speise zeigen sich vielleicht erst nach Stunden oder Tagen, und es besteht in dem kleinen Hirnchen kein Zusammenhang zwischen einer unreifen Frucht und den Beschwerden, die darauf folgen, so daß also selbst eine sehr harte Strafe für Ungehorsam eine sehr milde Form der Erziehung ist, verglichen mit den Folgen, mit denen sich das Essen verbotener Speisen selbst bestraft.

Nun darf man darüber nicht übersehen, daß das nur eine, und zwar die vernunftlose Form der Erziehung ist. Wie milde man auch immer mit Kindern umgehen mag und wie mannigfaltig es namentlich die Frauen verstehen auf das Gemüt des Kindes einzuwirken, ohne Lohn und Strafe, Furcht und Hoffnung kommt man niemals bei der Erziehung aus. Denn je enger Verbot und Strafe, Befehl und Lohn sich im Gedächtnis des Kindes verknüpfen, um so sicherer ist die Wirkung und um so harmloser wirkt Lohn und Strafe. Bei der Ohnmacht des Kindes,

selbst zu handeln, zu erkennen und zu unterscheiden, muß ihm eben ein Wille von außen kommen, und die sogenannte Freiheit wäre das sicherste Unglück, wenn nicht der Untergang des Kindes. Nur darf man den Schein der Freiheit, in der manche Kinder heranwachsen, nicht mit der Freiheit selbst verwechseln; unmündige Kinder nicht erziehen, heißt sie vernachlässigen, und es sind oft gerade die lieblosen Mütter, die ihren Kindern die meiste Freiheit lassen.

Befehlen und Gehorchen, Strafe, Lohn, Furcht und Hoffnung, das alles ist nur die eine Form, und zwar die ursprünglichste Form der Erziehung wie der Regierung, die ja vielleicht auch nur wieder eine erweiterte Form der Erziehung ist. Denn um seinen Willen durchzusetzen, gibt es für einen, auf den die andern sehen müssen, noch andere Arten. Vor allem ist es der Nachahmungstrieb, der im Kinde steckt, und mit dem wir zu rechnen haben. Eine sehr viel höhere und vornehmere Form der Erziehung ist also das Beispiel, und die sicherste Erziehung bestände darin, sich selbst zum Ideal dessen zu machen, wozu man die Kinder erziehen will. Die großen Volkserzieher, Helden, Priester, Religionsstifter wirken, abgesehen von allem anderen, durch dieses Mittel, und ein Grund der Unzufriedenheit in Staaten und Schulen wird, daß die Regierten und Erzogenen meist zu früh bemerken, wie wenig Regierende und Erziehende dem Ideal entsprechen, das sie predigen oder vertreten müssen. Denn es ist leichter Gesetze als ein gutes Beispiel zu geben.

In manchen Dingen ist es noch ziemlich einfach, z. B. was Pünktlichkeit und Ordnung betrifft. Zur Sauberkeit und allem, was mit Ästhetik zusammenhängt, erzieht man fast nur durch Beispiel. Es ist eigentlich dasselbe, nur im höheren Grade, was wir bei den Wickelkindern als Gewöhnung erwähnt haben. In andern Dingen ist es aber schwieriger, weil man Kindern manches verbieten und befehlen muß, was man sich selbst gestatten oder schenken kann und muß. In einer Abstinenzlerschrift las ich einmal, um des Beispiels willen sollten sich auch die oberen Klassen des Alkohols enthalten, wenn er ihnen auch weniger schädlich sei als dem Volke: erstens weil sie besseren trinken und zweitens weil sie sich auch sonst besser ernähren und halten können. Aber sie wären es dem Volke schuldig, um der furchtbaren Wirkung des gemeinen Fusels willen, den das Volk bei schlechter Ernährung und Lebensführung zu sich nehme. Indessen das hat seine Grenzen, und das Beispiel ist eben auch nur eine Erziehungsform neben anderen.

Auf eine sehr viel höhere Form der Erziehung kommt man dadurch, daß man schon bei sehr jungen Kindern etwas anderes neben Lohn und Strafe nebst Beispiel einsetzt und vor allem das Kind aus der rein passiven Form heraushebt, nämlich durch die Gegenseitigkeit in der Erziehung: im Zögling muß schon früh

selbst der Erzieher geweckt werden, und das geschieht auf doppelte Weise. Erstens indem man ihm selbst etwas zu erziehen gibt. Bei kleinen Mädchen ist es bekanntlich die Puppe, die sofort aus dem kleinen Kinde eine kleine Mama oder eine Erzieherin macht. Das geschieht ganz instinktivmäßig, und die ethische Bedeutung der Puppe in der Entwicklung der weiblichen Seele kann gar nicht hoch genug angesetzt werden und ist vielleicht noch nie so recht zu ihrer Anerkennung gekommen; vermutlich weil sich die größeren Mädchen ihrer später schämen. Die Puppe und nachher das Kind sind es, die Mädchen und Frauen so viel äußere Gewalt ertragen lassen, weil sie nämlich hier ein Gegengebiet haben, ihr Reich, in dem sie herrschen, unbedingter herrschen, als sie selbst je beherrscht werden. Wichtiger wird die Erziehung am lebendigen Material. Kindern kleine Tiere zur Pflege und zur Erziehung zu geben, ist von großem erzieherischen Wert, namentlich Hund und Katze, auch Stubenvögel eignen sich dazu. Der Hund aber ist der beste Spielkamerad des Kindes, der den Willen zur Macht entwickelt, aber auch lenkt. Denn er zwingt ganz anders wie die Puppe auf seine Natur einzugehen und wird so selbst zum Erzieher. In Familien aber, wo mehrere Kinder heranwachsen, pflegen die älteren, besonders die Mädchen, ganz von selbst ihrerseits die Erziehung der jüngeren zu übernehmen, wodurch sie gegenüber ihren Erziehern in eine doppelte Stellung kommen; einmal als Zöglinge und das andere Mal selbst als Erzieher. Sie sind also nicht mehr bloß auf Passivität angewiesen, und sie sehen nun auch die Stellung des Erziehers von zwei Seiten, kennen, empfinden oder ahnen deren Verpflichtungen und Verantwortlichkeit, verstehen den Sinn der Befehle und folgen, weil sie selbst wünschen, daß man ihnen folgt, und zwar ohne das Gefühl mißbraucht zu werden. Sie begreifen jetzt die Rangordnung der Menschen untereinander, und weil sie selbst eine höhere Vernunft gegenüber den Kleinen vertreten, fangen sie an die höhere Vernunft zu begreifen, die ihnen übergeordnet ist. Diese Erziehungsmethode, indem man die Zöglinge möglichst früh und selbständig zu Erziehern macht, ist gewiß die moralischste, die praktischste Erziehung, die es überhaupt gibt. Besonders wichtig ist sie deshalb, weil sie auch umgekehrt wieder die größeren durch die kleineren Kinder erziehen läßt, denn die Verpflichtung und Verantwortung gegen diese wird so groß, daß sie dadurch am besten zur Ordnung, Sauberkeit, Aufmerksamkeit, Ruhe und Sicherheit angeleitet werden, viel besser als durch Befehle und Anordnung ihrer Erzieher, gewissermaßen zwanglos und naturgemäß. Alles das, wozu man ein Kind erziehen will, muß oder wird am besten durch ein Interesse erreicht, in das man es hineinzieht. Darum sind z. B. auch die Kinderspiele von so außerordentlich großer Bedeutung, indem sie die Aufmerksamkeit auf Dinge lenken, das Kind zur Ordnung usw. veranlassen, ohne daß es einen

Zwang dabei verspürt, so daß es in allen diesen Fällen will, was es muß.

Was bei den Mädchen der Erziehungstrieb, das ist bei den Knaben der **Herrschertrieb**, der ihren Willen aktiv nach unten werden läßt und es ihnen erleichtert, passiv und gehorsam nach oben zu sein. Man gehorcht freudiger, wenn man sich selbst Gehorsam und Macht zu verschaffen weiß. Das Gehorchen schändet oder entwürdigt dann nicht mehr. Noch besser eignen sich Knaben zu einer andern Erziehungsform der Gegenseitigkeit, die eigentlich ein **Wetteifer** ist, dasselbe Ziel zu erreichen. Hier besteht die Aufgabe des Lehrers und Erziehers nur darin, das Ziel den Kindern erstrebenswert zu machen; alles andere besorgen sie dann von selbst. Wenn diese für das spätere Staatsleben sowie für die Wissenschaften und Künste so wichtige Erziehungsform, für die sich die höheren Schulen so außerordentlich eignen, immer mehr in Verfall gekommen ist, so hat das zwei Gründe und liegt erstens im allgemeinen an den Lehrern und unseren Schuleinrichtungen, dann aber noch besonders an den Schülern, die meistenteils viel zu bunt zusammengewürfelt sind, so daß das Gefühl der Gleichheit und der gleichen Zwecke völlig zurückgedrängt wird. Sie kämpfen gewissermaßen unter ungleichen Gesetzen und mit ungleichen Waffen und betrachten die Schule als Mittel zu den allerverschiedensten Zwecken. Deshalb erziehen sie sich auch gegenseitig nicht, sondern verdrängen sich, und der ganze schöne Idealismus der Schule ist zu öder Streberei geworden. Am deutlichsten wird man das natürlich in den großen Städten beobachten können. Dagegen findet man solchen Idealismus heute noch in Offiziers- und Kadettenkorps, wo es sich wirklich um den Wetteifer Gleicher zu gleichen Zwecken handelt.

Die nächste Stufe der Erziehung setzt eine entwickelte Vernunft voraus, und sie besteht in der **Überredung**, d. h. in der Wirkung auf den Verstand, die Einsicht und das Urteil. Hier braucht man natürlich alle roheren Formen der Erziehung nicht mehr. Nur muß man bedenken, daß es in der Entwicklung nicht von einander abgegrenzte Perioden gibt: solche, in denen die Kinder noch keine Vernunft haben, und solche, in denen sie sie haben, solche, in denen man mit Lohn und Strafe wirken muß, und solche, in denen man auf beides verzichten kann; eine Periode des Befehlens und eine Periode des Erklärens. Tatsächlich gibt es überhaupt keine Zeit in der Geschichte des Menschen, in der man damit auskommt, auf die Vernunft allein zu wirken. Denn die Vernunft ist im Haushalte des Menschen ein sehr winziger Teil. Es geht immer nur weniges durch die Vernunft in die Natur, und das meiste wird auf diesem Wege noch verdorben, und wo es sich um Gefahren, wichtige Situationen, sehr große oder kleine Dinge handelt, ist oft gar nicht die Zeit etwas zu erklären, das unter anderen Umständen auch erklärt statt befohlen

werden könnte. Andererseits ist aber auch in sehr jungen Kindern schon Verstand und bald sogar auch Vernunft rege, und es kommt nur darauf an, daß man die Sprache findet, in der man zu ihnen reden kann, so daß tatsächlich beide Formen der Erziehung meist abwechselnd angewandt werden können, wenn auch bei aufrückendem Alter aus dem Zwange immer mehr Freiheit, aus dem Befehl immer mehr Rede und Mitteilung wird, die schließlich auf den Hochschulen zu ganz mechanischen Vorträgen ausarten. Im übrigen sind es natürlich je nach Anlage und Beschaffenheit des Kindes auf den verschiedensten Stufen die verschiedensten Dinge, die sie einsehen können, und die man ihnen nicht zu befehlen braucht. Auf dieser Stufe der Erziehung muß der Erzieher zum Freunde seines Zöglings werden, das heißt zu einem Gleichen oder wenigstens einem primus inter pares. Die Frage, wann der Erzieher, ob Vater, Lehrer oder Gouverneur, aus einem Herrn ein F r e u n d und Genosse werden muß, macht die Erziehung zu dem Feinsten und Problematischsten, was es für die höhere Kulturmenschheit überhaupt geben kann. An ihr stumpfsinnig vorbei zu gehen, rächt sich allemal bitter, und wir fühlen es heute deutlich, daß wir erst wieder dort anfangen müssen, wo wir schon im 18. Jahrhundert standen, als es in Deutschland noch Erzieher großen Stils und feinerer Art gegeben hat. Wir haben alle Erziehungsanstalten zugunsten der Masse mechanisiert, und der höhere Erzieher ist überhaupt aus unserer Gesellschaft so gut wie verschwunden. Nichts hat mehr zur Verrohung der modernen Gesellschaft beigetragen. Dies Erziehungsproblem gilt für alle Alter und alle Klassen, nur daß es in den oberen schwieriger und wichtiger wird. Höhere Erziehung ist aber überhaupt nur anwendbar auf kleinere Gruppen, nicht auf die Massen und nicht auf die Einzelnen, die beide ungeeignetes Erziehungsmaterial abgeben: die Massen, weil sie zum Drill und zum Gleichmaß verführen und jede Individualität ersticken müssen, so daß Maschinen oder Revolutionäre die Folge sind; die Einzelnen, weil ihnen jeglicher Wetteifer fehlt und damit einer der wichtigsten Bestandteile der Erziehung. Sie fallen entweder ganz aus dem Gesellschaftsorganismus heraus, werden verfeinert und dekadent, also nicht erzogen, denn die Verfeinerung und Dekadence durch Tüchtigkeit und Brauchbarkeit zu überwinden, ist ja gerade eine Aufgabe der Erziehung; oder die Erziehung wird bei ihnen gewissermaßen eine Privatangelegenheit, die mit ihrem Leben in der Gesellschaft nichts mehr zu tun hat, so daß sie geradezu in zwei Hälften zerfallen, von denen die eine nicht weiß, was die andere tut, und damit der Hauptzweck der Erziehung, eine geschlossene Persönlichkeit zu schaffen, aufgehoben ist.

Die höchste Form der Erziehung endlich ist die S e l b s t e r z i e h u n g, die indessen nur auf den vier vorangegangenen Unterstufen (der Gewalt, des Beispiels, der Gegenseitigkeit und der Wirkung auf den Verstand)

sich erheben kann. Erst wenn der Mensch — und schließlich endigt die Erziehung doch erst mit dem Tode — durch die Phasen der Erziehung durch andere hindurchgegangen ist und sie begriffen hat, kann er die Selbsterziehung in die Hand nehmen, was für den Einzelnen aber auf den verschiedensten Stufen der Entwicklung möglich ist. Mancher lernt's nie, und mancher beginnt schon als kleines Kind damit. Die Aufgabe des Erziehers ist es, zu wissen, zu erkennen und zu helfen, wann dieser Augenblick gekommen ist, während die meisten Erzieher aus Pedanterie, Dummheit oder Gutmütigkeit es gerade zu verhindern versuchen, daß der Mensch sein eigener Erzieher wird, so früh und so sicher als möglich wird. Sobald der Mensch sich selbst zu erziehen vermag, wird er ein ungeeignetes Mittel der Erziehung durch andere. Wie ja überhaupt viele Kinder halsstarrig und schlecht gemacht werden dadurch, daß sie willkürlich auf eine tiefere Stufe herabgedrückt werden, als die ist, auf der sie sich bereits befinden. Denn es gibt nichts Dümmeres und Gefährlicheres, als Kinder in ihrem geistigen und moralischen Werte zu unterschätzen, weit eher darf man sie gelegentlich einmal als etwas Höheres nehmen, wie es denn überhaupt sich nützlich erweist, dem Menschen einzureden, daß er etwas Höheres ist, als er wirklich ist. Denn das spannt seinen Ehrgeiz und seine Achtung vor sich selbst und zwingt ihn, sich höhere Ziele zu stecken. Das berühmteste Beispiel eines Erziehers, wie ich ihn hier beschreibe, ist Sokrates, der durch seine Kunst zu fragen und den Verstand des Hörers zu leiten diesen immer zwang, selbst das zu finden, was not tat, und zu antworten, statt nachzuplappern. Diese dialektische Methode ist für einen einigermaßen geweckten jungen Menschen weiter nichts als die Vorbereitung zur Selbsterziehung oder zum Selbstunterricht in diesem Falle, um morgen dieselben Fragen an sich selber zu richten, durch die man gestern von seinem Lehrer zum Nachdenken und zur Besonnenheit angeregt worden ist. Wie denn der Erzieher eben zu jenen problematischen Erscheinungen gehört, deren höchste Leistung darin besteht, sich selbst überflüssig zu machen.

Je höher die Erziehung ihre Aufgaben stellt, um so mehr nimmt sie Rücksicht auf die einzelnen Individualitäten, und schließlich wird sie etwas wesentlich anderes. Ursprünglich hat sie den Zweck, das junge Wesen einzugliedern in das Ganze und es zu drillen, um es auf dieselbe Stufe wie die übrigen zu bringen, es zu einem Gleichen zu machen, fähig und berechtigt teilzunehmen am allgemeinen Leben der Gesellschaft, und vor allen Dingen negativ: zu verhindern, daß es Leben und Ordnung der übrigen störe. Ist das aber erreicht, dann hat die Erziehung eine ganz andere Aufgabe, nämlich die Entwicklung des Individuums selbst zu leiten, aus ihm gewissermaßen alle Fähigkeiten und Eigenschaften heraus zu entwickeln. Dies gilt besonders von den höher gearteten Menschen, von der Entwicklung zu höherer Kultur, z. B. zur

Kunst, wo es eben darauf ankommt, alles, was an Kräften in einer Seele schlummert, ans Licht zu ziehen. Hier ist die Stufenfolge der Erziehungsarten im allgemeinen eine umgekehrte, wie die vorhin beschriebene. Zu einem bestimmten Moment beginnt es mit der Selbsterziehung. Der Umweg durch die Vernunft ist das zweite, beim Künstler heißt sie Ästhetik oder Kunstlehre; Wetteifer und Gegenseitigkeit in der Erziehung ist das dritte; das Beispiel derer, die es weiter gebracht haben, das vierte, das aber erst wirkt, wenn man durch Selbsterziehung, Erkenntnis und Wetteifer den Wert guter Beispiele begreift und sie nachahmend in sich aufnimmt; Lohn und Strafe (der Erfolg usw.) ist hier gerade das letzte, gewissermaßen nur die äußere Korrektur in der Entwicklung.

Das Individuum kommt jetzt erst zu seinem Rechte, es wird der letzte und höchste Zweck aller Erziehung, nur daß er vor einer bestimmten Entwicklungsstufe noch nicht ins Auge gefaßt werden kann und soll. Wenn man von einer individuellen Erziehung spricht, deren Grenzen nach unten wir festgestellt haben, so bekommt dieses Wort von hier aus gleichfalls einen doppelten Sinn, je nachdem sich das Individuelle auf das Ziel oder die Methode bezieht: ob ich auf individuelle Art einem Kinde gut zurede, einen vorgesetzten Zweck zu erfüllen, es seiner Individualität entsprechend, vorausgesetzt, daß ich sie kenne und sie zu behandeln verstehe, auf ein bestimmtes Ziel zu leiten; oder ob ich diese Individualität selbst entwickle, nicht um eines fremden Zweckes, sondern um ihrer selbst willen. Je nachdem mir die Individualität eines Kindes bei der Erziehung Hindernis oder Ideal, Mittel oder Zweck ist. Hier beginnt eigentlich erst, was bisher Drill, Disziplin, Unterricht war, die Erziehung. Wo sie aber im Einzelnen beginnt, das ist nur von Fall zu Fall zu entscheiden. Und meist wird es natürlich falsch entschieden. Denn wo vereinigen sich jene Begabung, jene feine Kenntnis der menschlichen Seele und jene Liebe zur Erziehung und zu ihrem Gegenstande, um den Erzieher zu geben, den wir brauchen. Im allgemeinen wird bei unserer heutigen Erziehung das Individuum mehr unterdrückt und verpfuscht als erzogen. Und bei unseren Reformversuchen fällt man fast immer von einem Äußersten zum andern Äußersten, und der Erfolg bleibt meist der gleiche. Die Aufgabe der Erziehung aber, wenn wir von ihrer höchsten Kultur absehen, wo es sich nicht mehr um Aufgaben, sondern nur noch um Glücksfälle handelt, besteht darin, und diese Aufgabe könnte sie auch heute schon leisten: die verschiedenen Methoden abwechselnd und zum Teil gleichzeitig zur Anwendung zu bringen, die aktiven und die passiven Kräfte des Kindes in derselben Weise zu entwickeln und zu überwachen. Die jähen Übergänge, z. B. von der Schule zur Universität, sind gefährlich. Nur der Mensch ist gut erzogen, der früh gelernt hat, selbst zu erziehen und dann sich selbst zu erziehen, und nur der Mensch erzieht sich selbst,

der nie verlernt hat zu gehorchen und sich unterzuordnen. Und nur der ist ein guter Erzieher, der im Zögling und Schüler den Genossen, den Freund und den Meister zu finden weiß. Und nur der wird endlich seines Schülermaterials Herr, der in der Masse das Individuum und in dem Individuum die Masse zu finden weiß, der gerade hier erkannt hat, daß das Mittel oft zum Zweck, und der Zweck noch öfter zum Mittel werden kann, kurz, der die Rangordnung der Zwecke begreift. Man muß wieder höhere Ziele abstecken können, aber wissen, daß der Weg oft wichtiger ist als das Ziel, man muß dem Individuum seinen Platz im Ganzen finden, aber wissen, daß es Individuen gibt, die wertvoller sind als das Ganze, und daß das Ganze auch nur die Summe, höchstens das Produkt von Individuen ist. Sonst wird's immer wieder die alte Schulmeisterei und nur in unwesentlichen Dingen ändert sich Schule und Erziehung. Das Individuum ist nicht der Anfang der Erziehung, wohl aber ihr Ziel.

Sturmflut.

Von

Sophie Kloerss.

— Schwerin i. M. —

Sie stehen und höhnen vom ragenden Deich:
„Komm doch her! Komm doch her, blanker Hans!
Was liegst du so träge in deinem Reich?
Komm herauf und beginne den Tanz!
Haha! Die Menschlein, das schwache Geschlecht,
Die waren zu stark dir, Geselle!
Nun komm doch heran und zerreiß das Geflecht,
Nun komm und zerbrich uns die Wälle.
Blanker Hans! Blanker Hans! Wo bleibt deine Macht?" —
Drunten im Grunde kichert's und lacht.

„Blanker Hans, blanker Hans, wir gehen nach Haus,
Der Deich, der hält für uns die Wacht.
Wir tanzen und singen und höhnen dich aus;
Blanker Hans, blanker Hans, gute Nacht.
Schlafe wohl, blanker Hans." — Sie steigen vom Wehr;
Noch von ferne ein dröhnend Gelächter,
Dann Schweigen ringsum. — Nur Himmel und Meer
Und der Deich, der einsame Wächter.
Und wieder im Grunde kichert's und lacht
Und rippelt und kraust sich und hebt sich sacht.

Und voller atmet der blanke Hans
Und schaut zu den Sternen empor.
Da schiebt sich sacht vor den funkelnden Glanz
Ein trüber, milchiger Flor.
Und kühler weht's über das lauschende Meer,
Es naht sich auf düsteren Schwingen
Von flatternden Wolken ein jagendes Heer,
In den Lüften ein Brausen und Singen.
„Bist du's, Bruder Sturmwind? Komm, reich mir die Hand,
Siehst hinter den Deichen das schlafende Land?

Hoho! Trotz beut mir das schwache Geschlecht, —
Ich stopf' ihm den höhnenden Mund.
Der blanke Hans nimmt sein Herrenrecht
Und reißt sie hinunter zum Grund.
Ihr glaubt mich gefesselt, gezähmt und still
In meinem smaragdenen Reiche?
Ihr pocht auf die Wälle? — Hoho! Wenn ich will,
Dann jage ich über die Deiche.
Steigt dort nicht im Osten des Vollmonds Licht?
Nun Springflut heran und tu deine Pflicht."

Der blanke Hans atmet tief und schwer,
Gewaltig hebt's ihm die Brust;
Da steigt es empor an Deichen und Wehr,
Und die Möwen kreischen vor Lust.
Und er atmet zum andern. Da ist der Strand
Begraben von schäumenden Wellen;
Und er hebt das Haupt, und er streckt die Hand,
Seine Glieder wachsen und schwellen.
Bis zur Krone des Deiches reckt sich's hinauf:
„Menschlein, Menschlein, jetzt weck' ich dich auf.

Der blanke Hans ist noch stark und jung
Und spottet der schirmenden Wand." —
Ein Sausen, ein Brausen, ein Sprung und ein Schwung, —
Und es donnert hinein in das Land.
Der Boden zittert, der Boden stöhnt,
Zerbrochen, zerschmolzen die Dämme;
Die Siegesfanfare des Sturmes dröhnt,
Und er wirbelt die schäumenden Kämme.
„Flutender Bruder, ich geb' dir Geleit,
Menschlein, jetzt mach dich zum Sterben bereit." —

Über die Wiesen, über das Feld
Vorwärts in jagendem Lauf,
Straße und Graben und Mauer hält
Und der ragende Wald sie nicht auf. —
Verschlafen die Dörfer, kein Feind ist nah, —
Da dröhnt es wie Rosses Gestampfe:
„Ihr habt mich gerufen! Jetzt bin ich da,
Der blanke Hans kam zum Kampfe."
Es rauscht an den Mauern, es pocht an das Tor
Aus Dielen und Fugen quillt Wasser hervor.

Ein gellendes Schreien! Sie fahren empor,
Hilf Himmel, so brandet die Flut.
Und draußen am Fenster der höllische Chor
Tobt lauter in stürmender Wut.

Ein Schlag an die Scheiben! Es klirrt ins Gemach,
Der Schaum spritzt an Decken und Wände:
„Empor die Stiegen, hinauf auf das Dach!
Herrgott, gib ein gnädiges Ende.“ —
Da rauscht es heran, eine riesige Wand —
Verschwunden der Platz, wo das Dörflein stand.

Verschwunden die Dörfer, verschwunden im Meer
Die Städte mit Mauern und Turm.
Nur schäumende Wogen; und hoch drüber her
Fliehende Wolken im Sturm.

— — — — — — — — — — — —

Und langsam über Verwüstung und Graun
Beginnt der Morgen zu tagen;
Da glättet der blanke Hans seine Brau'n:
„Nun ist es genug mit dem Jagen.“
Und streckt sich wohlig im Morgenwind
Und atmet so sanft wie ein schlummerndes Kind.

Henri Beyle (de Stendhal).

Ein Kämpfer gegen seine Zeit.

Von

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

— Berlin. —

Henri Beyle, der sich, angeblich nach Winckelmanns Vaterstadt, de Stendhal nannte, ist eine der seltsamsten Erscheinungen der Weltliteratur. Seltsam als entschiedener Vorläufer des modernen Individualismus und als literarische Persönlichkeit, seltsamer noch durch das Geschick seiner Werke. Es hat nach Nietzsches Wort zweier Generationen bedurft, um ihn einzuholen, so weit ging er seiner Zeit voraus; und wir erleben heute das seltsame Schauspiel, daß ein fast verschollener Autor plötzlich aufersteht und den Thron des Genies besteigt, den seine Zeitgenossen ihm versagten. Dem rührigen Polen Casimir Stryienski danken wir die Auffindung seiner beiden Selbstbiographien, seines Romans Lamiel, seiner Tagebücher, die ein unerwartetes Licht auf den Menschen Beyle werfen; und seit dieser Anstoß einmal gegeben ist, mehren sich die Funde, Biographien und Veröffentlichungen, welche den Riesentorso seines unvollendeten Lebenswerkes bedeutsam ergänzen. Auch in Deutschland ist man seit Nietzsches begeistertem Preis auf dieses „vorwegnehmende Genie" auf Stendhal aufmerksam geworden, und die von mir ins Leben gerufene deutsche Ausgabe seiner Werke konnte soeben durch einen autobiographischen Band bereichert werden. Es sind die „Bekenntnisse eines Egotisten",*) die Arthur Schurig, der Übersetzer von Stendhals Buch „Über die Liebe", aus seinen beiden Autobiographien und zahlreichen Fragmenten, Briefen usw. geschickt zu einem Lebensbild zusammengestellt hat.

* * *

*) Jena 1905, bei Eugen Diederichs.

Als Fünfzigjährigen überfällt Beyle auf der Terrasse von San Pietro in Montorio, im Anblick des ewigen Rom, plötzlich der Gedanke an sein Alter, und mit diesem memento mori die Frage: „Was war ich denn? War ich ein geistvoller Mensch? War ich zu irgend etwas befähigt? War ich eine heitere Natur oder ein Melancholiker?" So hält er denn Gerichtstag über sich selbst, und „die tatsächliche Wahrheit über seine Vergangenheit" geht ihm erst im Jahre 1835 auf. So erklärt sich, wie in jedem Rückblick eines Fünfzigjährigen, leicht die Fülle von Gedächtnisfehlern, Unstimmigkeiten und Widersprüchen, die sich in Beyles Aufzeichnungen nachweisen lassen, seit die Stendhalforschung in Frankreich zur Wissenschaft herangereift ist. Bei ihm kommt indes noch eine zweite Gruppe absichtlicher Irreführungen des Lesers hinzu, auf die ich gleich näher eingehe. Jedenfalls hat Beyle durch beides dafür gesorgt, daß Pedanten seine Glaubwürdigkeit auch da bezweifelt haben, wo die Wahrheit bestimmt auf seiner Seie steht, während sie andererseits alle Selbstbekenntnisse, durch die sich Beyle in den Augen des Philisters schadet, unbesehen für wahr nehmen. Scheint es doch gewissen Stendhalforschern nur daran zu liegen, ihr Forschungsobjekt der skrupellosesten Verlogenheit, der größenwahnsinnigsten Eitelkeit, der krassesten Selbstsucht, der körperlichen und geistigen Entartung zu bezichtigen. Dafür sind sie aber tief unfähig, in seine seltsame Seele einzudringen oder die Seele eines seiner Werke zu erschließen.*) Ist es doch auch leichter, das Genie am Zollstock der Moral abzumessen — ein Verfahren, das man ja auch bei seinem Geistesbruder Nietzsche mit Glück angewandt hat — als in Dichters Lande zu gehen! Von da ist es dann nur noch ein Schritt bis zu Beyles Plagiaten, ein beliebtes Feld für literarische Spürhunde und Henker. Gewiß hat auch Beyle sein Eigentum genommen, wo er es fand, so, um ein illustres Beispiel zu nennen, aus Goethes „Italienischer Reise". Aber wie harmlos er über solche Entlehnungen dachte, zeigt der Umstand, daß er seinem Weimarer Kollegen dasselbe Buch, das jene Aneignung enthielt, nämlich seine Reisebilder „Rome, Naples, Florence" zusandte, so daß dieser darauf aufmerksam werden m u ß t e. Aber Goethes vornehmer Sinn fand keinen Anstoß daran; vielmehr empfahl er das Buch seinem Freunde Zelter zur Lektüre und Anschaffung.

Andere Plagiate Beyles entstammen der „Edinburgh Review"; sie sind teils in die Reisebilder, teils in die „Geschichte der italienischen Malerei" übergeflossen. Übrigens deckte die bestohlene Zeitschrift sie schon 1819 auf. Beyle stieß sich nicht daran. „Wenn meine Bücher im Jahre 1890 zur Geltung kommen, wer wird da bei einem Goldkorn denken, daß es im Schmutz gefunden wurde?" In der Tat, wer würde

*) S. Ludwig Hevesi im „Pester Lloyd" vom 20. und 21. VIII. 1903.

heute nach jenen Gedanken noch in den verstaubten Bänden der Edinburgh Review graben, wenn Beyle sie nicht, wie er sagt, „in Umlauf gesetzt" hätte? Und so machte er denn beherzt weitere Anleihen; so benutzte er den italienischen Gelehrten Lanzi für seine „Geschichte der Malerei"; so später seines Freundes Crozet Bericht von einem Überfall durch Räuber oder dessen historische Ausführungen über das Brigantentum in Italien. So nahm er schließlich eine cause célèbre aus der „Gazette des Tribunaux" als Gerüst seines Romans „Rot und Schwarz" und überarbeitete die von ihm aus alten Manuskripten übersetzten „Italienischen Novellen" — ganz wie es Shakespeare und Molière, Voltaire und Goethe, Maeterlinck und Nietzsche, ja alle Großen getrieben haben. Sagt doch der Clavigodichter von sich selbst: „Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig. . . . Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber unsere Entwickelung verdanken wir tausend Einwirkungen einer großen Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können und was uns gemäß ist."

Zuletzt noch ein anderes Plagiat Beyles, sein erstes und drolligstes, das uns einen unverhofften Einblick in seine Seele gewährt. In seinem selbstverfaßten Nekrolog von 1831 bekennt er, „in düsterer Laune über den Sturz Napoleons" eine Überarbeitung nach einem italienischen Original zu seiner Musikerbiographie über Haydn, Mozart und Metastasio, seinem Erstlingswerke, benutzt zu haben. In dem Buche selbst gesteht er freilich nur dünn: „Vielleicht enthält dieses ganze Werk keine Zeile, die nicht aus einer fremden Sprache übersetzt ist." In der Tat ist seine Mozartbiographie eine Übersetzung nach Schlichtegroll, was er unumwunden zugibt, während er für „Haydn" die Haydine von Carpani benutzte, ohne dies einzugestehen. Freilich hat er manche eigenen Gedanken hinein verflochten, ohne die das schwerfällige Buch heute längst vergessen wäre. Damals schlug der bestohlene Autor indessen Lärm und zieh den „Cesar Alexander Bombet" — so nannte sich der Plagiator — des Diebstahls. Nun drehte Beyle den Spieß um und bewies dem Ankläger, dessen Buch 1812 erschienen war, während Beyle seine fingierten Haydnbriefe von 1808 datiert hatte, daß Carpani der Abschreiber wäre . . . .*) Dergleichen Maskenscherze darf man allerdings nicht unter dem Gesichtspunkt des modernen Urheberrechtes verurteilen. Sie sind, wie ich schon vorwegnahm, charakteristisch für Beyles Proteusnatur: gibt es doch über hundert Pseudonyme, deren er sich bedient hat, teils aus Zwang, wie in Civitavecchia, teils aus purem Mutwillen, wie im Falle Carpani, teils aber auch aus Angst vor Indiskretionen, wie bei seinen

*) Der ganze ergötzliche Briefwechsel findet sich abgedruckt in „Soirées du Stendhal Club." Paris 1903.

Freund- und Liebschaften und — wie Nietzsche von ihm sagt — „aus Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaften und der tiefen Seelen". Beyle trug am liebsten eine Maske vorm Gesicht und verbarg seine kühnsten Ideen und zartesten Empfindungen unter erdichtetem Namen. So geht es in seinen Werken und Aufzeichnungen, namentlich in seinem Buch „Über die Liebe", wie auf einem Maskenball zu. Bisweilen trägt eine Person gar verschiedene Decknamen; ja, Beyle selbst führt mehrere Existenzen. Der Schriftsteller de Stendhal ist nicht derselbe wie der Mensch Henri Beyle; und auch dieser führt ein Doppelleben, das eine vor sich selbst, das andere vor der Außenwelt. Ein Freund schreibt ihm über die Musikbiographien, ohne zu ahnen, daß er der Verfasser oder Übersetzer ist. Byron erfährt erst nach Jahren, als er sich zu seiner letzten Griechenreise rüstet, daß der Verfasser der Reisebilder, der ihm so manches Schmeichelhafte gesagt hat, niemand anders ist als Beyle, den er seit 1816 sieht und schätzt . . . Derartige Züge muß man neben den Fall Carpani halten, um sich nicht in ein Winkelurteil zu verrennen, und es Pedanten überlassen, sich über das verwirrende Gaukelspiel von Beyles Phantasie zu ärgern. Ihm selbst war jene an Bewußtseinsteilung streifende Vielheit der Persönlichkeit, in der Arthur Schurig mit Recht „eine seltsame Abart des Egotismus" erkennt, nicht nur ein Versteckspiel, sondern ein hoher Genuß, eine Erweiterung der Persönlichkeit über ihre natürlichen Schranken hinaus. Unwillkürlich gemahnt sie uns an die illusionistische Wandmalerei in Pompeji, die ja den gleichen Zweck hatte, den Spielraum des Auges und dadurch das Machtgefühl der Bewohner zu erweitern. Beyle sah sein Lebensglück darin, sich seinen Phantasien ungehemmt hingeben zu können. „Mein Kopf ist eine Laterna magica", schreibt er; „ich belustige mich an den tollen und zarten Bildern, die meine Phantasie mir vorgaukelt." Aber ebenso groß wie als romantischer Träumer ist er als analytischer Selbstbeobachter. Wie sein Zeitgenosse Benjamin Constant, dessen „Journal intime" Paul Bourget mit Recht neben Beyles „Souvenirs d'égotisme" stellt, ist er ein Selbstzergliederer par excellence, und er versteht es auch, wie Schopenhauer, seine glühendsten Intuitionen mit dem Eiswasser seines Verstandes zu übergießen und so zu „objektivieren". Selbst das Gran Malice fehlt nicht, ohne das nach Schopenhauers Wort eine Objektivität, auch gegen sich selbst, nicht möglich ist. Beyle schont keine „Schwäche des Tieres" an sich, ja es läuft hier sogar ein wenig Selbstquälerei mit unter, eine jener selbstgeschaffenen harten „Pflichten", die er sich bisweilen auferlegt, als Gegenmittel gegen den Fatalismus, mit dem er sich seinem Schicksal anzubequemen pflegte, ohne in dessen Lauf einzugreifen. Und er ist überzeugt, daß solch ein „aufrichtiger Egotismus" ein gutes Mittel sei, das menschliche Herz zu schildern, „in dessen Erkenntnis wir seit Montesquieus ‚Lettres Persanes' (1721)

Riesenschritte gemacht haben, so daß jener Große uns dagegen bisweilen grob erscheint."

So sind denn seine „Bekenntnisse eines Egotisten" der beste Leitfaden durch den Irrgarten seiner Persönlichkeit und seine verschlungenen Lebenswege.

* * *

Beyle wurde 1783 in Grenoble im Dauphiné geboren. „Die dauphineser Kultur," sagt er, „zeigt eine Zähigkeit und Tiefe, einen Geist und eine Feinheit, die man in der provençalischen und burgundischen Kultur, ihren Nachbarinnen, vergeblich sucht." Und er meint, daß Ludwig XI., „dieser tiefe, außerordentlich scheue und verschlossene Geist", der als Dauphin das Land regierte, ihm nicht allein seinen Namen, sondern auch seinen Geist aufgeprägt habe. Der italienische Volksgeist hat viel Verwandtschaft mit diesem dauphineser Charakter. Di che mi fido, Dio mi guardia, lautet sein Wahlspruch. Auch einer von Beyles intimen Freunden, der in Grenoble geborene Baron de Mareste, ist voll von jener „tiefen piemontesischen Boshaftigkeit, die im Grunde nichts ist als Menschen- und Schicksalsverachtung", und von der er so manches an den Römern wiederfindet. Auch wir erkennen viel von jenem dauphineser Charakter an Beyle wieder.

Diese Anlage sollte durch seine Erziehung noch verschärft werden. „Zwei Teufel waren gegen meine armselige Kindheit losgelassen, mein Vater und meine Tante Séraphie", klagt Beyle in seinen traurigen Jugenderinnerungen. Diese Tante Séraphie war die jüngere, unverheiratete Schwester seiner Mutter; sie spielte im Hause eine nicht ganz klare Rolle, und da sie „ohne Szenen nicht leben konnte", so war sie fortwährend der Anlaß, daß der Knabe ausgescholten wurde. Sein Großvater, „der den Frieden über alles liebte", mischte sich nicht gern in diese häuslichen Szenen ein. „In jenen vier oder fünf Jahren," sagt Beyle, „füllte sich mein Herz mit dem Gefühl ohnmächtigen Hasses. Ohne meine epikuräische Veranlagung wäre ich ein finsterer Bösewicht oder ein glatter heuchlerischer Schelm und jedenfalls steinreich geworden." Er hat später in dem „Heuchler" Julian Sorel gezeigt, wohin jene Erziehung bei seiner leidenschaftlichen Natur hätte führen können. Aber ebensogut konnte seine innere Stimme durch so viel Zwang ganz erstickt werden. „Unsere Eltern und Lehrer sind unsere natürlichen Feinde beim Eintritt ins Leben" — mit diesem Worte will Beyle sagen, daß wir mit unseren Eltern und Lehrern oft auf Tod und Leben kämpfen müssen, weil sie uns die Persönlichkeit zu ersticken oder zu vergiften drohen. Zum Glück rettete er die seine unter der „Maske der Heuchelei", und warf diese flugs wieder ab, als die Tyrannin Séraphie starb. Etwas freilich ist ihm davon fürs Leben geblieben: seine an Manie grenzende

Heimlichtuerei und Reizbarkeit. Wie der junge Malivert (in „Armance") seine inneren Erlebnisse in Anagrammen niederschreibt, malt auch der 50jährige Beyle noch Kabbala mit dem Stock in den Sand oder mit der Feder auf die Innenseite seines Gürtels, und sein ganzes Leben ist, wie wir schon sahen, ein Versteckspielen geworden. „Nie habe ich von dem gesprochen, was mich innerlich bewegte; der geringste Einwand hätte mir das Herz verwundet," gesteht er beim Rückblick auf sein Leben. Daher auch seine „unglaubliche, tolle Verschwiegenheit in Dingen der Liebe" und seine Verschämtheit seinen literarischen Arbeiten gegenüber. Schon von ihnen sprechen zu hören, war ihm peinlich. Ja, er wünschte sich sogar, „in der Gestalt eines großen blonden Deutschen" durch Paris zu wandern, um nicht mehr auf der Straße erkannt und angeredet zu werden.

Seinen ersten Lateinunterricht gab ihm ein Abbé Raillane, „ein schwarzer Halunke", „allem Anständigen abhold", „aus Priesterinstinkt ein geschworener Feind aller Logik und jeder wahren Vernunft". Beyle hat ihm später ein Denkmal des Hasses in dem Abbé Castanède (in „Rot und Schwarz") gesetzt. Damals lernte er jenen lebenslänglichen „Abscheu gegen den Beruf dieses Mannes und alles, was von Berufswegen lehrte". So schwelte die Glut seines feurigen Temperaments nach innen und wurde zu Haß. Wie seine Verletzlichkeit und Schamhaftigkeit, sein Mißtrauen und seine Heimlichtuerei, hat auch sein Rebellencharakter, der keine Autorität achtete, sein Macchiavellismus und Atheismus seine Wurzeln in jenen Kindesjahren. Damals wurde er der „plébéien révolté", den er in Julian gezeichnet hat, und lernte in der Religion nichts als Priesterlüge sehen. Als seine Tante Séraphie starb, fiel er auf die Knie, „um Gott für diese große Erlösung zu danken." . . . In der Tat hatte nun sowohl ihre Tyrannei wie die des Priesters ein Ende, und er durfte die neu errichtete Zentralschule besuchen, was die Tote nie gelitten hätte; so fand er endlich, was er sich so heiß ersehnt hatte, Freiheit und Kameraden. Aber die Wirklichkeit kam ihm nach den törichten Bildern, die ihm seine Phantasie vorgegaukelt hatte, recht schal vor: statt hochherziger Spielgefährten erschienen ihm jene als „recht egoistische Gassenbengel", von denen er sich stolz zurückhielt. Andererseits schloß er schon auf der Schulbank eine Freundschaft fürs Leben mit seinem Vetter und nachmaligen Testamentsvollstrecker Romain Colomb. Einem Manne, dem Geometer Gros, bei dem er heimlich Mathematikstunden nahm, sollte er noch in „Rot und Schwarz" wegen seiner republikanischen Tugend und Redlichkeit ein Denkmal der Liebe setzen; er ist auch dort eine der wenigen Ausnahmen in einer Galerie häßlicher Schufte. Die Mathematik erschien seinem Wahrheitsdurst als die einzige, gegen Heuchelei gefeite Wissenschaft; und es ist bezeichnend, daß er gerade in ihr ein Mittel zur Erlösung von Grenoble sah. Er arbeitete mit Feuereifer, „wie Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle",

und erreichte es damit, daß er den ersten Preis bei der Schulprüfung und die Einwilligung seines Vaters errang, die Polytechnische Hochschule in Paris zu besuchen. Einen guten Rat seines Onkels Romain nahm er zuletzt noch mit auf den Lebensweg: er betraf die Frauen und die Karriere, die man durch sie machen könne. So tat er, zum radikalen Denker und zum Galan gleich vorbereitet, den ersten Schritt ins Leben; auch der literarische Geschmack des frühreifen Knaben, in den letzten drei Schuljahren durch Shakespeare und Ariost bedeutsam modifiziert, lag seit 1796 fest: er hatte ihn durch heimliche Lektüre von Voltaire und Rousseau sowie einer Reihe leichtfertiger Rokokoromane gebildet; seine gleichzeitige Bekanntschaft mit Don Quichotte erschien ihm später als „der größte Wendepunkt in seinem Leben". Dieser Geschmack hat sich im Lauf seines Lebens kaum verändert, und Beyle nennt diese kleinen Geschmackswandlungen „die einzige Arbeit seines Lebens".

* * *

„In Paris leben und Komödien schreiben wie Molière", war der fixe Gedanke seiner Jugend. Es kam anders. Zwei Tage nach Napoleons Staatsstreich vom 18. Brumaire war er nach der Hauptstadt gekommen. Ein halbes Jahr später folgte er den Fahnen des großen Korsen über den Sankt Bernhard nach Italien, erst als Volontär in der Intendanturkanzlei seines Vetters, des nachmaligen Grafen Pierre Daru, bald aber, dank dessen mächtiger Protektion, als junger Dragonerleutnant, ähnlich wie sein späterer Held Julian Sorel, der Sekretär des Marquis de la Mole, sich plötzlich als Kavallerieoffizier in Straßburg sieht. Beyle sollte diese kurze Soldatenzeit nie vergessen. Als er 1830 in seinem Roman „Rot und Schwarz" erzählt, wie Julian durch den Anblick der aus Italien heimkehrenden sechsten Dragoner in ihren prächtigen Uniformen zum Kriegsberuf begeistert ward, setzt er stolz in einer Anmerkung darunter: „Verfasser war Leutnant bei den sechsten Dragonern". „Jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erschüttert hat, ist nichts unmöglich," — dies Goethewort klingt wie auf Stendhal gemünzt. Der Krieg erst hat die männliche Seite bei ihm ausgebildet, und selbst auf Gebieten, die mit dem Krieg nichts zu schaffen haben, bekundet er militärische Anschauungen — so auf seinem Lieblingsschlachtfeld, dem der Liebe. . . . Daß er es im Duell für eine Feigheit hält, mit der Wimper zu zucken, daß er lieber ein Duell provoziert, als einen frechen Blick, ein unverschämtes Wort einzustecken und sich nachher ewig Vorwürfe zu machen — ist bei einem im Ehrpunkt kitzligen Franzosen und Soldaten durchaus verständlich. Er zwingt seine Furcht, die ihm die Gefahr im Hohlspiegel seiner hitzigen Dichterphantasie verzehnfacht, nieder, und wenn ihm auch die Haare zu Berge

stehen, geht er doch mit kalter Entschlossenheit zum Ziel. Aber auch in der Liebe hält er es für seine Pflicht und Schuldigkeit, einer Frau, mit der er fünf Minuten allein ist, eine Liebeserklärung zu machen und sie, wenn sie ihn liebt, zu „attackieren", — oder aber sich selbst zu verachten. Proben von beidem gibt er uns in „Rot und Schwarz", und dort sehen wir auch die Folgen dieser frostigen „Verstandesliebe", des Korrelats seiner kalten Tapferkeit, die ihm jeden Genuß in der Liebe vergiftet und erst nach völliger Intimität in ihr Gegenteil, die selbstloseste, tollste, unbesonnenste amour-passion umzuschlagen pflegt. Und schließlich ist auch jene zur Schau getragene Kälte, wenn er die leidenschaftlichsten Herzenswallungen schildert, ein letzter Abglanz seiner strengen militärischen Selbstzucht. Noch dreißig Jahre nach jener Soldatenzeit fand Mérimée etwas Soldatisches in seinem Wesen, und vollends Nietzsche kündet seinen Ruhm in militärischen Ausdrücken. Er nennt ihn „ein erkennendes, vorwegnehmendes Genie, das mit einem napoleonischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschiert ist und zuletzt sich allein fand, schauerlich allein. . . . Jetzt, wie gesagt, kommandiert er, ein Befehlshaber für die Auserwähltesten."

Einstweilen freilich sollte er seine militärischen Talente nur vor dem Feinde offenbaren, insonderheit im Treffen von Castel Franco, wo wir ihn bereits zum Divisionsadjutanten des Generals Michaud aufgerückt sehen. „Kalt, tapfer, berechnend, mißtrauisch, immer in Furcht, sich von jemandem begeistern zu lassen, der sich heimlich darüber lustig machen könnte," so schildert er selbst später die Jugend seiner Zeit. So müssen wir ihn uns vor allem selbst denken. Er paßt fortwährend auf seine geringsten Handlungen auf, um den erfahrenen Mann zu spielen, und ist ewig in Angst, „düpiert" zu werden und lächerlich zu erscheinen. Im Grunde ist auch dies alles, ebenso wie seine Duellwut, seine Tapferkeit, seine Liebespraktiken, aus einer übergroßen Empfindsamkeit zu erklären, die ihn vollends zu verzehren drohte, als er zu Angela Pietragrua, der Frau eines Mailänder Arztes, bei der ihn der Auditor Joinville, ihr Liebhaber, einführte, eine vorerst noch platonische Liebe faßte. Erst zehn Jahre später, bei seiner Rückkehr nach Mailand, sollte er seine ars amandi in die Praxis umsetzen und zum Attackieren und Besiegen übergehen. Einstweilen harrte er — ganz im Gegensatz zu seinem Julian Sorel — immer noch des Zufalls, der ihn in die Arme der Liebe führen sollte. So blieb er „stolz, scheu und verkannt". „Aber," fährt er bei einem Rückblick auf diese Zeit fort, „wenn ich damals in Mailand geliebt hätte, wäre mein Charakter ein ganz anderer geworden. Ich wäre ein Don Juan geworden und nicht das arme Nesthäkchen der Empfindsamkeit, che puo servirmi pel arte." d. h. er wäre nicht jener sensitive Künstler geworden, der die Mailänder Scala, damals eine der ersten Opern der Welt, an erster Stelle unter seinen Jugendeindrücken

nennt. Er wäre der Musik, der Malerei und der Frauen „bis zum Erbrechen überdrüssig geworden", wie er später einmal sagt.

Nach dem Minciofeldzuge stand sein Regiment in mehreren reizenden oberitalienischen Garnisonen. Indes hatte Beyle nicht das Zeug zum Friedenssoldaten. Er spottete später oft über diese „groben Helden", „die so grob und dumm waren, wenn sie nicht auf dem Schlachtfeld waren; und selbst da dachten sie nur an die Orden und den Ehrensold, den ihnen eine Wunde einträgt." So nahm denn Beyle, zum großen Verdruß seiner Familie, rasch seinen Abschied. „Ich bin nicht Oberst geworden, was ich bei der mächtigen Protektion des Grafen Daru, meines Vetters, leicht hätte werden können. Aber ich glaube, ich bin so glücklich geworden." Dem jungen Beyle schien nichts so süß, wie in Paris „als Philosoph zu leben und Komödien zu schreiben", und dies sollte, nach seiner militärischen Extratour, nun in Erfüllung gehen. Er lebte also in Paris, nahm Deklamationsstunden, ging ins Theater, wollte eine Zeitlang sogar Schauspieler werden und begann den ersten Akt eines Verslustspiels „Letellier", das er aber nie vollendete. Wir kennen ähnliche Schwankungen bei Goethe, der sich bekanntlich eine Zeitlang ernstlich als Maler und Bildhauer berufen fühlte, und schließlich auch einen indirekten Nutzen für die Dichtkunst aus diesen Tastversuchen erntete. Auch Beyle sollte der vertraute Umgang mit der Theaterwelt und der Technik des Dramas noch zugute kommen, als er seine Pamphlete „Racine" und „Shakespeare" schrieb. — Neben diesen Kunststudien, die ihn negativ orientierten, vollendete er seine „zweite Erziehung", indem er sich in die philosophischen Schriften, die Romane und Memoiren des XVIII. Jahrhunderts vertiefte. Instinktiv sucht er den Anschluß an die von der Revolution jäh verschüttete Kultur des ancien régime; er geht zurück, aber nur um weiten Anlauf zu nehmen und seine Zeitgenossen zu überspringen; mit Recht sieht Nietzsche in ihm und in Goethe die beiden größten Versuche des europäischen Geistes zur Überwindung des XVIII. Jahrhunderts. So ward Cabanis' „Rapport du physique et du moral" seine „Bibel", und Destutt de Tracy, der Busenfreund von Cabanis und Verfasser der „Idéologie", ward „der einzige, der ihn je hat umlernen lassen". Er sollte dem letzteren später persönlich nähertreten, ja seiner Familie dereinst viel Dank schulden, und beide haben nachhaltige Spuren in seinen Werken hinterlassen. Er nennt seine Schrift „Über die Liebe" ein „livre d'idéologie", und es ist ebenso auch eine Untersuchung über die „Beziehungen von Körper und Seele". Vollends in seiner Geschichte der italienischen Malerei wendet er die von Montesquieu begründete, von Cabanis weitergesponnene Idee von der bedingenden Macht des Klimas und des Milieus auf einen konkreten Fall an und nimmt so Taines berühmte Milieulehre vorweg. Einst-

weilen freilich skizziert sich der künftige Beyle erst. „Die Jugendjahre eines höheren Menschen," schreibt er zehn Jahre später an seine Lieblingsschwester Pauline, „gleichen einem häßlichen Dornbusch. Nichts Liebenswürdiges noch Anmutiges in einem Alter, wo der Durchschnittsmensch es unwillkürlich ist." In seinen Briefen aus der damaligen Zeit erscheint er als ein liebebedürftiger, sehnsüchtiger Träumer, der immer dem Phantom einer großen Liebe nachjagt, wie Joffroy Rudel. „Ich habe ihm einen Namen gegeben, Augen, ein Gesicht. Ich sehe es ohne Unterlaß. Bisweilen spreche ich mit ihm, aber es antwortet mir nicht. Und wie ein Kind, das seine Puppe umarmt hat, weine ich, daß es mich nicht wiederküßt." Endlich sollte er die große Leidenschaft kennen lernen und seinen Wunsch, mit einer Schauspielerin zusammenzuleben, erfüllt sehen. Im Jahre 1804 lernte er bei seinem Deklamationslehrer die junge Schauspielerin Melanie Guilbert kennen, „eine hohe Seele", die er alsbald zu „attackieren" beschloß. Er folgte ihr nach Marseille, wo sie ein günstiges Engagement erhalten hatte; dort wurde sie die Seine. Er gab ihr „nicht einen Groschen", vielmehr mußte der Dragonerleutnant a. D., um seinen Unterhalt zu fristen, als Handlungsgehilfe in eine Drogerie eintreten und „Schnapsfässer abwiegen". Sein Vater, für den er „seit 1799 nicht mehr als ein Geldforderer gewesen" war, entzog ihm, durch diesen neuen Jugendstreich aufgebracht, selbst die karge Zulage von 150 Franken. Vielleicht wäre ihm dieses romantische Abenteuer an den blauen Gestaden des Mittelmeers zum ewigen Verhängnis und zur Kette fürs ganze Leben geworden, — hatte er doch bereits die kleine Tochter seiner Geliebten, die Frucht eines früheren Liebesverhältnisses, gleichsam an Kindesstatt angenommen, — wenn sein Vater ihn nicht schließlich diesem Zigeunerleben entrissen hätte, indem er ihn zwang, mit Daru abermals zum Krieg auszurücken, diesmal gegen Deutschland, wiederum als Intendanturvolontär, „etwas dem Soldaten Verächtliches".

* * *

Am 27. Oktober 1806 war Beyle Augenzeuge von Napoleons Einzug in Berlin nach der Schlacht von Jena, dem Siege über den Staat Friedrichs des Großen! Zwei Tage nach diesem Einzug, der Napoleon auf dem Gipfel der Macht sah, wurde Beyle zum Adjunkten der Armeeintendantur ernannt und mit administrativem Auftrage nach Braunschweig gesandt, wo er bis 1809 blieb. In die gleiche Zeit fällt bekanntlich Goethes denkwürdiges Zusammentreffen mit jenem „Kompendium der Weltgeschichte". Und wie diese Begegnung Goethes höchstes Erlebnis war, wie Napoleon ihn über den Menschen umlernen ließ und selbst in der Umprägung der Faustgestalt sein Einfluß fühlbar wird, so hat

auch der Rebelle Beyle, der die Götzen der öffentlichen Meinung verspottete, der keinen Zwang und keine Autorität anerkannte, diesen einen angebetet und ihm gedient, als Jüngling mit dem Säbel, dann als Beamter und schließlich mit der Feder als Schriftsteller. „Er hatte nur vor einem Menschen Respekt, vor Napoleon," heißt es im „Leben Henri Brulards"; das beweist auch sein Fragment „Napoleon", seine Widmung zur „Geschichte der italienischen Malerei"; noch mehr aber beweisen es die Helden seiner beiden großen Romane, welchen überragenden Einfluß die Riesengestalt des Korsen auf sein gesamtes Geistesleben ausgeübt hat.

Für die deutschen Verhältnisse, in die Beyle nun gesetzt ward, hatte er im ganzen ein freies und unbefangenes Auge. „Wo der Deutsche der Vertiefung bedarf, überblickt der Franzose im Fluge," sagt Madame de Staël. So fehlt es auch in seinem Fragment „Braunschweig" nicht an treffsicheren Aperçus, an Flüchtigkeiten und gewagten Verallgemeinerungen. Mit Kant und Fichte hat er sich herumgeplagt, um schließlich zu dem Resultat zu kommen, sie hätten „nichts getan, als gelehrte Kartenhäuser aufzubauen". Er glaubt, daß „Kant und seine Schüler die Deutschen ebenso irreführen, wie der Methodismus und die Bibel die Engländer irreführen". Ihm steht es fest, daß der Mensch jederzeit das tut, was ihm das größte Vergnügen bereitet; das Gegenteil scheint ihm widersinnig und unnatürlich; wogegen das Kantische Sittengesetz bis in die Kunstanschauung hinein das déinteressement fordert. Ihm war das Schöne eine promesse de bonheur, ganz wie die Liebe; Kant dagegen sagt: „Schön ist, was ohne Interesse gefällt." Wir finden den gleichen Gegensatz zwischen Kant und Nietzsche wieder (s. Genealogie der Moral, 106). Auch die schroffen Urteile über die Burschenschaften und das Treiben an den deutschen Universitäten, die er trotz aller Bewunderung für die Koryphäen der Altertumswissenschaft als direkt kulturfeindlich betrachtet, hat Beyle mit Nietzsche gemein; nicht so die Bewunderung von Luthers Revolution, die Nietzsche als „Bauernaufstand des Geistes" verhöhnt, während Beyle sie als „die größte Tat der Neuzeit" ansieht und demgemäß Zacharias Werners Lutherdrama „Die Weihe der Kraft" für „vielleicht das Beste seit Shakespeare" hält. Auch die Bewunderung für Goethe, den Nietzsche als das letzte Ereignis des deutschen Geistes und als Antipoden Kants feiert, sucht man bei Stendhal vergebens. Das schmerzt uns bei dem späteren tiefen Kenner italienischer Kultur um so mehr, als Stendhal in seinem sinnenfrohen Realismus, seiner Verehrung für Napoleon und Shakespare, seiner Schwärmerei für Italien und Lord Byron, seiner Stellung zum Ewig-Weiblichen und seiner Beurteilung Deutschlands als „Land des Respektes" viele Berührungspunkte mit Goethe besaß und bei diesem später volle Anerkennung finden sollte. Übrigens verdankt er auch seine radi-

kale Stellungnahme gegen Racine und für Shakespeare einem deutschen Werke, dem Buch „Über dramatische Kunst und Literatur" von A. W. Schlegel, das er 1809 in Wien während des Feldzuges frisch von der Presse weg las. Daß diese ganze Tendenz freilich ihren Herold bereits in Lessing hatte, und daß schon Goethe dieselben Postulate, die Victor Hugo später mit großem Spektakel aufstellte, längst erfüllt hatte, leuchtete ihm nicht ein. Nur eine deutsche Kunst hat Beyle stets geliebt und bekannt: die Musik. Er preist es als glückliche Schicksalsfügung, daß er 1806—1810 in Deutschland und 1814—1821 in Italien gelernt habe, was Musik sei. Mozart hat er noch über das Grab hinaus geliebt. Quest' anima adorava Mozart, Cimarosa e Shakespeare, schrieb er auf seinen Grabsteinentwurf. Auch hierin gleicht er seinem Wahlverwandten Friedrich Nietzsche, der bekanntlich zeitlebens ein leidenschaftlicher Musikkenner und Liebhaber geblieben ist. Der schönste Zug Beyles in Deutschland ist zweifellos sein vornehmer Kosmopolitismus. Jeder Chauvinismus ist ihm verhaßt. Er tritt nicht als Sieger mit Eroberstiefeln auf; er kennt überhaupt keinen „Feind", sondern nur Kulturvölker und Barbaren. „Die Welt ist ein Buch, von dem man nur die erste Seite kennt, wenn man nur sein Vaterland gesehen hat," und „das wahre Vaterland ist das Land, wo man am meisten Menschen trifft, die einem gleichen," sind zwei Grundsätze des „Beylismus". So nannte sich dieser Ausnahmefranzose denn auf seinem Grabstein einen Sohn seines geliebten Mailand, wie es an seinem Grabe auf dem Pariser Montmartrefriedhof in italienischer Sprache zu lesen steht. Beyle stand über dem Zufall der Geburt und des Vaterlandes. Er betrachtete sich als Abkömmling seiner mütterlichen Familie Gagnon und sah in seinem Vater seinen „Bastard", wie er sich ausdrückt. Ebenso wählte er sich als Vaterland Italien, das Land, dem er sich wahlverwandt fühlte. . . . Und wie er für kein Land gegen das andere blindlings Partei nimmt, ebenso steht er auch über dem Parteigetriebe innerhalb der einzelnen Staaten. Er glaubt, daß „der Adel weniger prosaische Seelen zählt als das Bürgertum". Er hat eine Menge aristokratischer Freunde — und namentlich Freundinnen, ganz wie der Jakobiner Julian und der große Demokrat Schiller. Er lebt wie dieser von Fürstengunst. Aber er sieht trotzdem ein, daß „die Höflichkeit der oberen Klassen jede Energie bannt". Wie „heldenmütige Schafe" haben sich die Adligen Anno 93 abschlachten lassen, ohne ein Wort zu sagen. „Ihre einzige Furcht beim Sterben war die, sich geschmacklos zu benehmen." Er selbst ist durchaus Individualist. „Ein Salon von Marquis und höchsten Ordensträgern, die mit Moral protzen", ist ihm „ein ebenso widerwärtiges Schrecknis, wie ein Salon voll reichgewordener Bourgeois, die mit Luxus protzen". Inter pares fühlt er sich nur „in einem kleinen Kreis von acht bis zehn Personen;

unter denen die Damen alle Liebhaber besitzen, wo die Unterhaltung launig, anekdotenhaft ist: das ist die beste Gesellschaft".

Doch ich greife hier seinen Lebensschicksalen vor. Einstweilen sehen wir ihn in Wien als Liebhaber der Gräfin Daru, der Frau seines Vetters und Gönners, die er im kaiserlichen Hauptquartier, zu derselben Zeit, da Napoleon mit dem Schwert um Marie Louise buhlte, zu „attakieren" unternahm und auch glücklich besiegte. Es war eine „Liebe aus Eitelkeit", wie er sie später selbst definiert hat, und ihre guten Folgen mögen den Realpolitiker Beyle über die Anfälle von Scham, die ihn nachher in Paris befielen, hinweggetröstet haben: dank dem Einfluß seiner Geliebten wurde er 1810 zum Inspektor der kaiserlichen Mobilien und zum Auditor im Staatsrat ernannt. In dieser Eigenschaft wohnte er den berühmten Staatsratssitzungen unter Napoleons Präsidium bei und konnte das Getriebe am Hofe aus nächster Nähe beobachten. Schon in Deutschland hatte er seinen Psychologenblick an fremden Sitten und Verhältnissen geschärft; während der Feldzüge verschaffte ihm sein Quartierzettel jeden Tag den Zutritt zu einer neuen menschlichen Komödie, und am nächsten Morgen, wenn er weiter zog, hatte er schon Liebe und Haß erweckt und Einblick in drei oder vier Charaktere gewonnen. Nun vollends entrollte sich ihm ein Bild ohnegleichen. Er sah die Fäden, die ganz Europa überspannten, in der einen kleinen weißen Hand zusammenlaufen, sah auch die Schäden des Systems und die Torheiten seiner Vertreter. Von Napoleons Oberzeremonienmeister hat er uns eine belustigende Karikatur entworfen, mit dem schmerzlichen Nachwort: „So weit hat die kleinliche Pariser Eitelkeit Napoleon, einen Italiener, gebracht." Auch aus seinen Aufzeichnungen aus jener Zeit schrillt bereits, wie ein Sturmzeichen der nahenden Katastrophe, eine Wendung des Widerwillens gegen die brutale Ruhm- und Geldgier derer, die den Kaiser umwerben, „und dies alles im Beisein sehr entblößter Frauen mit dem Ausdruck der Bosheit und des sardonischen Lächelns für alles, was nicht persönlichen Vorteil bringt oder mit barem Genusse bezahlt wird".

Als der russische Feldzug ausbricht, bewirbt er sich aus purer Tatenlust und Wißbegier um eine Mission an das kaiserliche Hauptquartier und eilt der Armee nach, wiewohl er die „düstere Zukunft im Schoß der endlosen russischen Steppen, zumal bei dem verwegenen Geiste des Feldherrn" vorausahnt. Er wohnt dem Übergang der zahllosen Heeresmassen über den Dnjepr, der blutigen Schlacht an der Moskwa, dem Brand Moskaus als „genießender" Zuschauer bei. Er bewundert jene „ungeheure Flammenpyramide, deren Basis wie die Gebete der Gläubigen auf Erden ruhte, während die Spitze in den Himmel ragte", und beklagt nach dem Wiedereinmarsch den Anblick dieser reizenden Stadt, die nun in schwarze stinkende Ruinen verwandelt sei! Auch die

Barbarei im französischen Heere verletzt seinen durch Italiens Schönheiten verfeinerten Sinn. „Was mir den russischen Feldzug verdorben hat, ist der Umstand, daß ich ihn mit Leuten gemacht habe, die das Kolosseum und die Küste von Neapel geschändet hätten. . . . In diesem Ozean von Barbarei kein Ton, der in meiner Seele wiederklingt! Alles ist roh, schmutzig, stinkend, im Körperlichen wie im Geistigen!“ Und er verschwört sich, sich nie mehr von seinem Ziel, seiner **cara Italia**, abbringen zu lassen. Ja selbst während des Feldzuges hält ihn der Gedanke an Italien hoch: er arbeitet in Rußland — an der „Geschichte der Italienischen Malerei“ . . . Aber alle seine Manuskripte, auch seine Tagebücher aus Rußland und aus Deutschland gingen auf der **Retraite de Moscou** verloren; freilich hat er dafür die gewaltigste Tragödie des 19. Jahrhunderts miterlebt.

* * *

Noch zweimal folgt er der kaiserlichen Ordre, das erste Mal nach Sagan, wo er als Armeeintendant wirkt, aber unter den Nachwehen des russischen Feldzuges schwer erkrankt, und das zweite Mal, kaum genesen, nach Grenoble, wo er sich an der Landesverteidigung gegen die einrückenden Verbündeten rege beteiligt. Napoleons Sturz reißt ihn mit. Aus allen Himmeln seines politischen Ehrgeizes gestürzt, sucht er Vergessen in seinem geliebten Italien, in den Armen der Liebe und im Genuß der Künste. Die Früchte dieses „doppelten Gartens“ sind zahlreiche Werke: die „Geschichte der Italienischen Malerei“, die Reiseskizzen „Rom, Neapel, Florenz“, die Musikerbiographien „Mozart, Haydn und Metastasio“ sowie „Rossini“, und endlich die „Römischen Spaziergänge“. Leben, Liebe, Schriftstellerei fließen ihm zu einer großzügigen Dreieinigkeit zusammen. **Visse, scrisse, amò**, sagt er auf seinem Grabstein. Die Schönheit des Kunstwerks ist ihm eine **promesse de bonheur**, ganz wie die Liebe; und „die Künste leben von den Leidenschaften“. So wird es auch verständlich, warum seine Angebetete auf ihn wirkt „wie die Tochter des Herodias von Lionardo da Vinci“ (wahrscheinlicher von Luini), und wenn er die Herzogin von San Severina in der „Karthause von Parma“ als Kopie nach Coreggio bezeichnet. Die lombardische Schönheit ist ihm der ideale Frauentypus; die rein griechischen Köpfe der Bologneser Schule beginnen ihn zu „ärgern“. Er ist „verliebt in das italienische Mittelalter“, und aus dieser Perspektive heraus erscheint ihm Paris als kunstlos, weil es „das Hübsche liebt und die Energie haßt“. In der Kunst wie in der Liebe sucht er den „**trait de la passion**“, durch den sich die Leidenschaft enthüllt, jenes „**divin imprévu**“, das plötzlich aus dem Instinkt hervorbricht und alle Vernunft zuschanden macht, jenen „Blitzschlag der Leidenschaft“, wie wir ihn aus „Romeo und Julia“ kennen, der zwei Herzen zusammenschmilzt

und im Liebestaumel zur Erfüllung des Glücksversprechens treibt, ohne Zaudern und Tugendbedenken, ohne Reue und Todesfurcht. Der Naturzweck der Liebe entgleitet ihm dabei freilich gänzlich, ebenso wie der Zweckbegriff in der Architektur; er berührt ihn nicht einmal. In Julian Sorel hat er uns ein Stück seines Seelenlebens offenbart. Ihn entrückt der tiefe feierliche Glockenklang in der Kathedrale von Besançon der Erde; er denkt nicht an den Lohn für den Glockenläuter. . . . So ist sein Buch über die Liebe, wie Arthur Chuquet fein sagt, im Grunde „eine Studie über die Macht der Phantasie in der Liebe", und ebenso hat man seine Kunstgeschichte einen „Abriß des Beylismus" genannt. Nicht lernen und lehren will er die Malerei, sondern zu ihrem Genuß anleiten. Als ehrlicher Impressionist erzählt er uns immer nur das, was er vor den Kunstwerken persönlich empfindet, oder in den Delirien der Liebe an sich selbst beobachtet. So vollzieht er, dessen Blick keine Schulweisheit trübte, jene Staroperation am Urteil Europas über die italienische Renaissance, die Nietzsche fünfzig Jahre später für Hellas nachholte, indem er seinen Zeitgenossen, die nur das Apollinische der griechischen Kunst sahen, die Augen für ihren dionysischen Untergrund öffnete. „Die erste Eigenschaft eines italienischen Herzens," sagt Beyle, „mit Ausnahme von denen, die durch Tyrannei oder Frömmelei zum Stumpfsinn gebracht sind, ist die Energie, die zweite das Mißtrauen, die dritte die Wollust, die vierte der Haß. . . . Sie waren es, die den Italienern des Cinquecento so viel Geist und Mut und ihren Künstlern so viel Genie gaben." Taine mit seiner weltberühmten Milieutheorie, die ihren Romandichter in Zola fand, Jacob Burckhardt mit seiner Geschichte und Kultur der Renaissance sind in seine Fußstapfen getreten, und Nietzsche hat in seiner Philosophie die Bedingtheit aller Moral gefunden.

Die „Geschichte der italienischen Malerei" hatte bei ihrem Erscheinen (1817) in Frankreich gar keinen Erfolg. Beyles Anschauungen waren zu neu und ungewohnt, die französische Tradition zu starr und zu zäh. Dagegen ward man in England auf den Autor aufmerksam, freilich auch auf den Plagiator, und jedenfalls sollte sein Buch ein Torso bleiben: statt der sechs projektierten Bände erschienen nur zwei, über Michelangelo und Lionardo; erst nach seinem Tode kamen noch zwei Studien über Raffael und Andrea del Sarto zum Vorschein und erschienen posthum im Jahre 1867! Zugleich veröffentlichte Beyle, wieder unter einem anderen Decknamen, jene italienischen Reisebilder, die Goethes Entzücken erregten, und die auch Lord Byron mit Interesse gelesen hat. Er möchte darin „nur von solchen verstanden werden, die für Musik geboren sind", und in der Tat nimmt die Musik und ihre Bedeutung im Leben der Nation einen breiten Raum ein, und überall finden wir jenes sanfte Überschwellen des Gefühls, so, wenn er das Aveläuten, ein

Bild Correggios, den nächtlichen Anblick des Mailänder Doms oder die zarte Schönheit einer Mailänderin schildert. Solche Stellen müssen es gewesen sein, die ein Goethe auswendig zu lernen wünschte; und auch heute noch haben sie ihre ursprüngliche Taufrische bewahrt. Beyle nennt sich einmal den letzten „Italienreisenden". „Andere werden kommen und die Kunstdenkmäler besehen," sagt er, „aber sie haben die Menschen nicht gesehen und studiert." Nichts ist wahrer. Was sind Bourgets „Sensations d'Italie" und Taines „Reise in Italien" mit all ihren künstlerischen und archäologischen Betrachtungen im Vergleich zu der Kenntnis italienischer Verhältnisse, die wir in Beyles Reisebüchern finden! Darum hat auch kein Nordländer Italien so tief geliebt wie Beyle, sein gründlichster Kenner. Er, dem jedes Pathos ein Greuel war, versteigt sich hier zu Hyperbeln der Liebe, wie die bekannten Worte: „Wenn du ein Herz und ein Hemd hast, so verkaufe es, um den Vatikan in Rom und den Vesuv in Neapel zu sehen."

Seine einzigen äußeren Erlebnisse in jener Zeit sind „große, schreckliche Liebeserlebnisse". Nachdem ihm die Pietragrua den Kummer bereitet hatte, ihn mit einem anderen zu betrügen, gab er den intimen Verkehr mit ihr auf, besuchte ihren Salon jedoch weiter. Neue Fesseln harrten seiner in der unglücklichen Leidenschaft zu Mathilde Dembowska, geborenen Viscontini, der Gattin eines in Mailand lebenden napoleonischen Generals, eines geborenen Polen. Sie hat ihn nie erhört und ihn durch ihre Hartherzigkeit schließlich zur Verzweiflung getrieben. So zog er denn über den St. Gotthard nach Frankreich zurück, in einer Geistesverfassung, die nur der ihm nachfühlt, der selbst ein Stück seines Herzens in Italien zurückgelassen hat. „Da ich nicht vergessen kann, wäre es nicht besser, ein Ende zu machen?" fragt er sich hundertmal. Alles, was in Paris gefällt, stößt ihn ab. Ein „tödlicher Ekel" treibt ihn nach London, wo er sich wenigstens „der Ziererei und dem geräuschvoll affektierten Wesen der Franzosen" enthoben fühlt. So beginnt er langsam zu genesen. Nach Paris zurückgekehrt, gewinnt er Freunde, die ihn zerstreuen. Einer der ersten ist der zehn Jahre jüngere Mérimée, der Carmendichter und spätere Akademiker, dessen Vorrede Beyles „Correspondance inédite" einleitet. Er hielt Beyle anfangs für paradox und originalitätssüchtig; er hat erst später eingesehen, daß an Beyle alles natürlich und ehrlich war. In der Tat mußte dieser Mann, dem die unglückliche Leidenschaft ein unendlich differenziertes Gefühlsleben verliehen, dessen Geschmack die Vertrautheit mit der großen Kultur der Renaissance gehoben hatte, in der Pariser Unterhaltung „eine Arbeit" und in den „Pariser Puppen", die geistreiche Redensarten nachplapperten, nichts als Unnatur und Affektiertheit sehen. Diese ganze Gesellschaft schien ihm im Greisenalter zu stehen, während er ihr wiederum „total verrückt und affektiert" erscheinen mußte. „Il ne pouvait plaire, il

était trop différent", sagt er später von seinem in das gleiche Milieu versetzten Julian Sorel, und „être différent engendre haine". Als er es ein Jahr nach seinem Abschied von Mailand mit „tränenden Augen" über sich brachte, sein Buch „Über die Liebe", die Frucht seiner dortigen Liebeserlebnisse, zu drucken, fand man es wegen seines Tones wie wegen seines Inhalts kalt und frivol. Als er den Verleger nach einem Monat fragte, wie es ginge, sagte er: „Es ist heilig, denn niemand rührt es an." Von 1823 bis 1833 wurden nur 17 Exemplare verkauft — es ist ungefähr das Schicksal von Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung". . . . „Ich habe dem Publikum nicht geschmeichelt," sagt er später, „und dies in einer Zeit gewaltiger Niederlagen und Erschütterungen, wo die ganze Literatur nur den Zweck zu haben schien, unsere Eitelkeit über ihr Unglück zu trösten." Aus demselben Grunde mißfiel sein Buch über Rossini; das gereizte Nationalgefühl sah in diesem Lobeshymnus auf die italienische Musik — man denke an die ähnlichen Erscheinungen bei der berühmten Tannhäuserpremiere — einen artistischen Vaterlandsverrat. So fühlte sich Beyle als Gefäß einer neuen Kunstoffenbarung immer mehr als „Unzeitgemäßer". Einmal erzählt er uns, wie eins seiner prophetischen Worte von seinen Freunden belacht wird, daß es aber die Zeit binnen zwanzig Jahren bestätigte. Nun bestritten seine Freunde seine Voraussagung, und der Ruf, nicht richtig im Kopfe zu sein, blieb ihm. . . . Dergleichen Erfahrungen mußten ihm das Verbrechen seiner Neuheit recht fühlbar machen; er sah sich, ohne es zu wollen, von Feinden umgeben, er empfand sich als dumpfes Schicksal und sprach fortan immer mehr wie vor Feinden und gegen Feinde. „Eiskalt und giftig wie eine Schlange wagte er sich auf die Stufen und in das Heiligtum des offiziellen Tempels der dramatischen Kunst," sagt Ludwig Spach von seinem Pamphlet gegen Racine. Es war Lessings „Götzendämmerung", die er hier nachholte, indem er gegen die „élégances monarchiques" Racines, die alle Staatsumwälzungen siegreich überstanden hatten, zu Felde zog. So wurde er zum Robespierre der literarischen Revolution und zum Herold Victor Hugos, der mit dem Staatsstreich von „Hernani" alsbald die französische Bretterwelt erobern sollte. Nur um diesen Preis erlangte er schließlich einen gewissen Einfluß, und umgekehrt begann sein Geist sich langsam mit Pariser Esprit zu durchtränken — dem einzigen, was Paris seinem an der italienischen Renaissance gebildeten Charakter hinzuzufügen hatte. Seitdem ward er auch in Paris geschätzt, wie er versichert, ja man hielt ihn „für den heitersten Menschen". Trotzdem wurde er „geistreich aus Verzweiflung"; der Esprit diente ihm nach Cyranos Wort vor allem als Maske, die sein Geist dem Herzen vorhielt, als ein neuer Liebeskummer den alten, nicht mehr „herzzerreißenden", ablöste. „Menta", die Gräfin Curial, verließ ihn nach zweijährigen vertrauten Beziehungen (1824 bis

1826), wahrscheinlich durch die Schroffheiten und Wunderlichkeiten seines eigenwilligen Charakters abgeschreckt.

Abermals war es England und Italien, wo er Trost von seinem Kummer suchte. Den Jahrestag seines Unglücks beging er auf der Insel Ischia. Die Frucht dieser Reise waren die „Römischen Spaziergänge“, die noch heute Eindrücke von unverwelklicher Frische und ein unschätzbares kulturhistorisches Material bieten. Manches freilich scheint darin veraltet, wie seine Schwäche für Canova, in dessen frostigen Akademismus er so viel Leben und Natürlichkeit hineinsah. Er hat das Buch, wie er selbst sagt, geschrieben, weil er gewünscht habe, daß ein derartiger Führer existierte; so ist auch dieses Werk einem wahren Bedürfnis seines Wesens entsprungen. Klassisch ist die kurze Vorrede. „Dem Verfasser schien nichts oder fast nichts der Mühe wert, es ernst zu behandeln. Das neunzehnte Jahrhundert denkt das Gegenteil und hat seine Gründe dafür. Die Freiheit zwingt eine Menge Biedermänner, denen die Zeit zur Urteilsbildung fehlt, zur Abgabe ihres Urteils und somit zu einer ernsten Miene, die dem großen Haufen imponiert und die der Weise angesichts der Zeitverhältnisse entschuldigt . . .“

Diese Maske des Spötters, dem nichts ernst zu nehmen dünkt, sollte Beyle fortan nicht mehr lüften; sie wächst ihm vielmehr auf dem Gesicht fest; und als am Abend seines Lebens die Kerze erlischt, welche die „Laterna magica“ seiner Phantasie bisher erleuchtet hatte, grinst uns aus seinen Aufzeichnungen nur mehr die Larve des voltairischen Spötters entgegen . . .

* * *

Die letzte Epoche von Beyles Leben fällt ungefähr mit der Julirevolution zusammen; ihre Anfänge gehen ihr bereits voraus. Sie wird äußerlich umschrieben durch Beyles Konsulat in Triest und in Civita, vecchia, innerlich dadurch, daß er aus dem Kunstschwärmer und Schriftsteller unversehens der große Romancier wird, der sich durch zwei Meisterwerke seinen Platz in der Weltliteratur erobert.

Bereits 1827 versuchte sich Beyle in dem Roman „Armance“, dessen etwas peinliche Fabel er einem Schmöker desselben Jahres entnahm, weil er ihm Gelegenheit zur Entwicklung starker Konflikte und heftiger Leidenschaften bot. Unüberwindliche Hindernisse und furchtbare Schwüre legte er zwischen zwei füreinander erglühende edle Herzen, die sich an ihrer eigenen Vornehmheit wundreißen und schließlich den Tod oder das Lebendigbegrabensein hinter Klostermauern vorziehen. Freilich ist das Peinliche der Fabel so verschleiert, daß das Gebaren des Helden zum mindesten anfangs ein Rätsel ist. Auch daß ein impotentes Wesen wie Octave de Malivert einer so heftigen seelischen Leidenschaft fähig sein

soll, erscheint höchst unwahrscheinlich. Aber darüber sieht man hinweg, wenn man bedenkt, daß diese Handlung für Beyle nur das Canevas zu einer psychologischen und gesellschaftskritischen Talentprobe abgab. „**Scènes d'un Salon de Paris en 1827**“ lautet der Untertitel des Romans, und in der Tat wird uns hier der Salon der Herzogin von Broglie am Abend der Restaurationsherrschaft von einem unerbittlichen Psychologen geschildert, und seine Darstellung erhält durch die kulturhistorischen Urteile über das liberale Lager, die er seinen Liebenden in den Mund legt, eine wertvolle Ergänzung. Von diesem düstren Zeitgrund heben sich die Figuren der beiden Helden ab, die für ihr Jahrhundert nicht geboren sind und sich in beiden Lagern gleich fremd fühlen. Sie allein vertreten das höhere Menschentum in diesem Roman. Daß er unter solchen Umständen nicht gefallen konnte, liegt auf der Hand, auch er war „zu anders“. Man empfand diese haarscharfe Gesellschaftskritik als eine Herausforderung. Und bald sollte Beyle, nach diesem Vorpostengeplänkel, das die kommenden Schläge erst ahnen ließ, die Feindseligkeiten eröffnen — in „Rot und Schwarz“.

Dieses Buch verfehlte seine Wirkung notwendig, zumal der Volkssturm der Julirevolution die von ihm gegeißelten Mißstände bereits fortgefegt hatte und nun erst recht die Politik alles verschlang. „Rouge et Noir“, sagt L. Spach, „lieferte den unwiderleglichen Beweis, daß eine Phantasieschöpfung, so merkwürdig sie sein mag, temporär zu Tode geschwiegen werden kann und oft auf ewige Zeiten in der anschwellenden Flut der Makulatur untergeht.“ Aber wenigstens hatte Beyle sich damit die düsterste Verstimmung seines Lebens von der Seele geschrieben, indem er den „unglücklichen Menschen im Kampf mit der ganzen Gesellschaft“ schilderte. „Ich wurde leidlich glücklich seit Rot und Schwarz,“ heißt es in seinen Aufzeichnungen. Der freiheitliche Umschwung der Verhältnisse vollendete sein inneres und äußeres Glück. „Nie werde ich den sonnigen Tag vergessen,“ erzählt er, „wo zum ersten Male die Trikolore enthüllt ward“. Einen Monat danach ist er durch Vermittelung seiner Freunde, die diesen Ehrennamen wahrlich verdienen, insbesondere Madame Victor de Tracy, zum Konsul in Triest ernannt; aber Metternich, dessen Polizei ihn schon vor zwei Jahren aus Mailand fortgewiesen hatte, verweigerte ihm in gehässiger Weise das Exequatur, und so mußte er sich mit einem Konsulat in dem päpstlichen Hafen Civitavecchia bescheiden, den er übrigens oft für Monate mit Rom vertauschte, während er die Geschäfte dem Kanzlisten überließ. Die päpstliche Regierung war freisinniger als die österreichische. Sie gab dem Konsul Beyle das Exequatur und ignorierte den Schriftsteller Stendhal, der erst vor zwei Jahren seine vielgelesenen „Römischen Spaziergänge“ veröffentlicht hatte. Beyle sollte sich an dem österreichischen Despotismus noch blutig rächen, indem er in seinem nächsten Roman, der „Karthause von Parma“,

die Mißwirtschaft in Ober- und Mittelitalien mit karbonarischem Haß geißelte.

Indessen fühlte sich Beyle in dem Fiebernest Civitavecchia, „so groß wie Saint-Cloud“, unter diesen „afrikanischen Wilden“ tief vereinsamt. Jetzt sehnte er sich zurück nach den geistreichen Pariser Salons, deren Unterhaltung ihm zum Lebensbedürfnis geworden war. „Ich brauche täglich drei bis vier Kubikmeter neue Ideen, wie ein Dampfschiff Kohlen braucht,“ schreibt er an seine Freunde. Selbst die stummen Freunde, die Bücher, finden dank der Zensurschnüffelei der Indexkongregation keinen Eingang in Rom. So beklagenswert indes auch seine Vereinsamung ist, man darf sie doch nicht allzu sentimental beurteilen, denn sie hat ihn zu seiner letzten Verinnerlichung geführt und die Früchte seiner Autobiographien und italienischen Novellen gezeitigt. „Da ich nichts zu lesen habe,“ lautet die Randbemerkung zu einer schon in Triest niedergeschriebenen Novelle, „so schreibe ich. Es ist dieselbe Art von Vergnügen, nur intensiver.“ Noch emsiger grub er in Rom im Staub alter Archive und hob aus ihnen seine „Renaissancenovellen“. Daneben entstanden in einsamen Nachmittagsstunden die Werke „strenger Selbstprüfung“, das „Leben Henri Brulards“ und die „Erinnerungen eines Egotisten“, denen Paul Bourget einen Platz „neben den Bekenntnissen des heiligen Augustin, dem **Journal intime** von Constant, den Sonetten Shakespeares und etlichen anderen erhabenen oder sündhaften Meisterwerken von hervorragender Gefühlsverfeinerung“ anweist.

Seinen großen Roman „Die Karthause von Parma“, in welchem er die Summe seiner italienischen Reminiszenzen zog, schrieb er freilich während eines dreijährigen Urlaubs in Paris „zwischen zwei Wachskerzen in einem Stübchen des Hotel Valois“. Diese drei Pariser Jahre, die durch einige Reisen*) unterbrochen wurden, bilden vielleicht seine glücklichste Zeit. Hier nahm er seine alten Lebensgewohnheiten und Beziehungen wieder auf, und die Zahl derer, die seinen Gedanken Verständnis entgegenbrachten, nahm sichtlich zu. Er wurde eine bekannte und berühmte Persönlichkeit. Wir besitzen aus dieser Zeit eine interessante Selbstschilderung Beyles, der sich hier nach alter Gewohnheit unter dem Namen Roizard maskiert, irgendwo aber zugibt: **c'est Dominique idéalisé**, d. h. er selbst, wiederum unter einem anderen Pseudonym, mit dem er seine Briefe aus Civitavecchia zu signieren pflegte. Selbst von seiner äußeren Erscheinung können wir uns dank dem Medaillon von David d'Angers, das seine Grabstelle auf dem Montmartrefriedhof ziert, und nach dem schönen Porträt des schwedischen Obersten Sodermark ein deutliches Bild machen. Das Medaillon zeigt

*) Darunter eine nach Südfrankreich, welche die Mémoires d'un touriste (1836) gezeitigt hat.

ihn en profil nach W. Weigands hübscher Charakteristik als „breitschultrigen, stämmigen, stiernackigen Mann mit einem etwas verkniffenen Mund, gewölbter Stirn und beweglichen, lüstern geöffneten Nasenflügeln, die Sinnlichkeit und Geist verraten", während uns das 1840 in Rom gemalte Porträt seinen „italienischen Fleischerkopf" mit den durchgearbeiteten Zügen und den kleinen, klugen Augen en face zeigt.

Als sein Gönner, der Graf Molé, demissionierte, mußte Beyle nach Italien zurückkehren; er hatte dem gestürzten Minister noch seine Tiberiusbüste, seinen einzigen Schatz, verehrt. Die Beschwerden des Alters stellten sich ein; das Fieber zehrte an seiner Lebenskraft, die nach der Vollendung der „Karthause" rapide abnimmt.*) Er sehnte sich zurück „nach 1500 Franken und einem Häuschen in der Rue Saint Roch". Ein Schlaganfall setzte seiner administrativen Laufbahn ein Ende. „Ich habe das Nichts gestreift," schreibt er an einen seiner Freunde. Völlig niedergebrochen kehrt er nach Paris zurück, von Nahrungssorgen bedrückt. Er wähnt, seine Aufnahme in die so derb verspottete Akademie betreiben zu können, weil er sich eine kleine Pension davon verspricht; andererseits überläßt er die dreitausend Franken, welche die Revue des Deux Mondes ihm für eine Serie seiner italienischen Novellen zahlt, dem stets in Geldnöten schwebenden „König der Romanciers" Honoré de Balzac, der ihm durch eine glänzende Kritik seiner „Karthause von Parma" eine der letzten Lebensfreuden bereitet hatte. . . . Unverhofft, wie er es sich stets gewünscht hatte, ereilte ihn der Tod durch einen zweiten Schlaganfall im März des Jahres 1842. Sein alter Freund Mérimée, sein getreuer Testamentsvollstrecker Colomb und ein Dritter, Ungenannter, waren die einzigen Leidtragenden, die ihm das letzte Geleit zum Montmartrefriedhof gaben. Dort ziert erst seit einiger Zeit ein Grabstein mit David d'Angers schönem Medaillon und seiner selbstverfaßten italienischen Grabinschrift das heute vom Lärme der Weltstadt umbrandete Grab. Sein Lebenswerk ist ein Torso geblieben, wie das Nietzsches oder Cyranos von Bergerac, mit denen er nicht nur den düsteren Lebensabend gemeinsam hat. Und andere haben mit seinem Pfunde gewuchert.

Beyles Leben war trotz dieses schwermütigen Schlusses ein glückliches. „Ich habe das seltene Glück gehabt, fast mein ganzes Leben lang das zu tun, was mir Vergnügen machte. Ich darf mich also über mein Schicksal nicht beklagen," sagte er am Abend seines Lebens. So muß man sich angesichts seines Schicksals denn mit den Worten be-

*) Schon in einer „Mitternachtsträumerei" von 1838 finden wir einen senilen Cynismus, der etwas Sinnlich-Faunisches, das zu Beyles früheren Anschauungen in völligem Gegensatz steht, verrät.

scheiden, die Rostand seinem Cyrano von Bergerac nachruft: „Il a vécu sans pactes, libre dans ses pensées autant que dans ses actes."

Nur durch seine schrankenlose Ungebundenheit, seine eigenwillige Selbstausbildung konnte er jene enge Fühlung mit der Kultur der Renaissance gewinnen, und nur eine ihr gleich gesinnte Seele konnte sich aus der größten Nivellierungsbewegung Europas heraus zu einer scharfkantigen Persönlichkeit mit festem Ja und Nein, mit eigenem Urteil und Geschmack, zum Todfeind aller ungewissen Seelen, alles autoritätsgläubigen Snobismus und Phrasenheldentums und zum Erzieher zu freier Persönlichkeit emporringen. Und wie die Antike ihren größten Dichter mit Blindheit schlug, damit sein inneres Schauen sich verdoppele, wie ein Rembrandt all sein Hab und Gut verlieren mußte, ehe er sein Reifstes und Bestes gab, so ist auch Beyle durch die Schläge des Schicksals, besonders aber durch sein letztes Exil, zur höchsten Verinnerlichung geführt worden. Und wer das Ziel will, der muß auch für die Wege gutsagen.

Ein Werk über Wirtschaftsgeschichte Schlesiens.

Unerledigt und vielumstritten ist die Frage, ob die Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen, die auch unter seinen Nachfolgern bis 1806 im wesentlichen die leitenden Gesichtspunkte abgegeben hat, für den preußischen Staat und seine einzelnen Provinzen segensreich gewesen sei oder nicht. Schlesien, die neu eroberte Provinz, mußte dabei in den Vordergrund der Betrachtung treten, weil seine alten Beziehungen zu den österreichischen und später auch zu den polnischen Landen große und zwar nicht vorteilhafte Änderungen erlitten. Diese Frage hat in bezug auf Schlesien nunmehr ihre Erledigung gefunden durch ein im Erscheinen begriffenes Werk aus der Feder des Professors Dr. Hermann Fechner,*) das den so wichtigen Stoff zum ersten Male in neuerer Zeit vollständig und ausschließlich nach den Akten des Staatsarchivs zu Breslau, des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, des Oberbergamtsarchivs zu Breslau und des Ministeriums für Handel und Gewerbe zu Berlin bearbeitet und auf dieser Grundlage nicht nur Gelegenheit zur Berichtigung von Einzelheiten früherer Werke, soweit sie nicht unmittelbar aus den Akten geschöpft waren, bietet, sondern auch nunmehr in den Stand setzt, ein abschließendes Urteil über die Wirkungen jener Wirtschaftspolitik in Schlesien und ein zuverlässiges Bild des daraus hervorgegangenen Zustandes der Provinz zu gewinnen. Was die Akten in dieser Beziehung bieten, ist für alle, die für Wohl und Wehe Schlesiens herzliche Teilnahme empfinden oder auch nur für seine Geschichte Interesse haben, von hohem Werte. Friedrich der Große selbst hatte eine überaus vorteilhafte Vorstellung von den Hilfsquellen seiner Eroberung und der Tüchtigkeit ihrer erwerbenden Bewohner. Als die von ihm begünstigte Sammetfabrik des Moses Ries in Potsdam Bankrott machte, wünschte er für dieselbe einen Unternehmer aus Schlesien zu erhalten, weil er meinte, die Schlesier verständen sich besser auf Geschäft und Industrie, sie seien fleißiger und billiger, als die Berliner und Potsdamer. Als er von den Verbesserungen der schlesischen Landwirtschaft aus der Zeitschrift der ökonomisch-patriotischen Gesellschaft Kenntnis erhalten hatte, sagte er, in den anderen, den alten Provinzen würde es den Bewohnern nicht so leicht werden, den Schlesiern nachzuahmen. Die vorteilhafte Vorstellung, die der König selbst und seine Minister im Generaldirektorium zu Berlin, von dem das schlesische Finanzministerium

*) Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien 1741—1806. Von Professor Dr. phil. Hermann Fechner. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, 1907.

nicht abhing, von dem Wohlstande und der Leistungsfähigkeit der Provinz hatten, und die so weit ging, daß sie glaubten, diese könnte selbst durch ihr schädliche Maßnahmen gar nicht zugrunde gerichtet werden, führte leider dazu, daß sie härter mitgenommen, mit mehr Abgaben belastet und in weit geringerem Maße durch Regierungsbeihilfen unterstützt und berücksichtigt wurde, als die alten Provinzen. Ein Sachkenner äußerte am Ende dieser Periode, es sei bei der Behandlung, die die Provinz erfahren habe, ein Wunder, daß noch so viel Wohlstand in ihr zu finden sei. Schlesien diente Friedrich dem Großen nicht bloß zur Vermehrung seines Heeres und zur zweckmäßigen Aufstellung seiner Streitkräfte, sowie zur Füllung seiner Staatskasse, sondern mußte auch seine Mittel zur Verfügung stellen, um die Berlin-Potsdamer und die übrige brandenburgische Industrie, das Schoßkind des großen Königs, lebensfähig zu erhalten und dadurch den Zuwachs der Berliner Bevölkerung zu ernähren. Die Berliner Minister haben dies offen und fast rücksichtslos ausgesprochen. Der hochverdiente und vielgerühmte Minister Struensee sagte 1788, Berlin habe durch den Fabrikenzwang, d. h. durch die Nötigung der Schlesier, den Berlinern ihre Waren abzunehmen, um 50 000 Seelen zugenommen; er rühmt die Schlesier wegen ihres Fleißes, ihrer Sparsamkeit und ihrer auf Verbesserung ihrer Waren bedachten Betriebsamkeit und fährt dann fort: „Aber eben deswegen, weil die Fabriken in Berlin schlecht angelegt sind, weil der hiesige (Berliner) Arbeiter nicht fleißig und sparsam genug ist, weil er zu eigensinnig auf dem einmal gelernten Schlendrian besteht, fürchte ich, daß der Schlesier, sobald ihm Freiheit gegeben wird, sich von Berlin wegwendet, und damit sind also 100 000 Menschen und mehr außer Brot und Nahrung gesetzt. Dies Objekt ist für die Staatswohlfahrt wichtiger, als der kaufmännische Verdienst einiger Partikuliers in Breslau und Schlesien." Der Minister v. Werder äußerte sich noch rücksichtsloser; er gab zu, daß die Handels- und Fabrikenpolitik der Zentralregierung den Handel Schlesiens schwer geschädigt hätte; aber, sagt er, seine Lage sei so vorteilhaft, seine Waren seien so gut, daß es dies alles aushalten könne, und deshalb solle alles beim alten bleiben. Es geht hieraus hervor, daß Schlesien die Basis und der Nährboden gewesen ist, auf dem Preußen Großmacht und seine Hauptstadt Großstadt hat werden können, ein Prozeß, der sich nur unter großen Opfern der Provinz vollzogen hat, so sehr sich auch Friedrich der Große und unter seiner Leitung die Provinzialminister bemühten, die Natur- und industrielle Produktion der Provinz zu heben, was freilich beim Könige immer mit der Einschränkung geschah, daß seine alten Provinzen von ihm bevorzugt wurden. So war es z. B. mit der Lederfabrikation der Fall, die unter dem Rohledereinkaufsprivileg Daniel Itzigs in Berlin schwer litt.

Von den allgemeinen auf Hebung der Volkswirtschaft abzielenden Maßregeln Friedrichs des Großen sind wohl die wichtigsten die Einrichtung einer Bankfiliale in Breslau und die Gründung des landwirtschaftlichen Kreditinstituts; unter seinen Nachfolgern war die Anlage des Klodnitzkanals die wichtigste Anstalt zur Hebung des Verkehrs. Der Landwirtschaft dienten die von Friedrich dem Großen angeordneten Ge-

meinheitsteilungen und Verkoppelungen, später auch die Dismembration von Rittergütern, in der ganzen Periode die höchst umfangreiche Kolonisation, der Industrie nicht minder die Herbeirufung von Ausländern, von denen die Herrnhuter, die evangelischen Tuchmacher aus Polen und die fremden Berg- und Hüttenleute wohl die besten Elemente waren. Im Landbau war die Einführung des Kartoffelbaus unter Friedrich dem Großen und die des Zuckerrübenbaus unter Friedrich Wilhelm III. von größter Bedeutung. In der Rohproduktion nahm das Berg- und Hüttenwesen eine hervorragende Stelle ein; Friedrich der Große gründete die Eisenhüttenwerke Malapane und Kreuzburgerhütte, Friedrich Wilhelm II. das Gleiwitzer, Friedrich Wilhelm III. das Königshütter Werk; Friedrich der Große rief auch in seinen letzten Lebensjahren den Blei- und Silberbergbau der Friedrichsgrube bei Tarnowitz ins Leben und errichtete die Friedrichshütte. Dem Steinkohlenbergbau suchte er Absatz zu verschaffen, und, seitdem die Verwendung der Steinkohlen zum Eisenschmelzen erfunden war, breitete sich der Kohlenbergbau in ungeahnter Weise aus, ebenso wie seit 1780 durch die geniale Eisenhandelspolitik des Bergwerksministers Freiherrn v. Heinitz die Eisenindustrie einen staunenswerten Aufschwung nahm. Auch Kupfer-, Arsenik- und Kobaltbergbau, wie auch die Fabrikation der für die Leinwandindustrie damals unentbehrlichen Kobaltblaufarbe, des für die Tuchindustrie wichtigen Vitriols und der Schwefelsäure rangen sich unter der weisen Fürsorge der Regierung empor. In der Industrie suchte Friedrich der Große die Fabrikation zu fördern, um die ausländischen Fabrikate wenigstens für den heimischen Konsum entbehrlich zu machen. Es gelang ihm auch, die Damastweberei, die in der Zeit der Religionsbedrückungen aus Schlesien vertrieben worden war, wieder einzubürgern und die Anfertigung weißgarniger und buntgestreifter Leinwand zu vermehren. Die Tuchfabrikation erreichte eine so hohe Stufe, daß sie im Auslande mit der englischen in Wettbewerb treten konnte. Die Seidenindustrie, die allerdings in Schlesien nicht solche Unterstützung fand, wie in der Mark, vermochte dagegen nicht recht Wurzel zu schlagen, schon weil das Klima der eigenen Seidenproduktion widerstrebte. Auch viele andere industrielle Unternehmungen, die sich der Gunst der Regierung erfreuten, haben sich nicht behaupten können, wie der Versuch, die Asclepias syriaca als Gespinstpflanze an Stelle der Baumwolle einzuführen, die Fabrikation von Juchten, von Nähnadeln, von Wedgewood, von Schmelztiegeln, von Spiegeln, von Spitzen. Dagegen gediehen der von der Regierung unterstützte Leinwanddruck, die Fabrikation von Kleineisen- und Stahlwaren durch die Breslauer Kaufmannschaft, die Zuckerraffinerien von Breslau und Hirschberg, eine Lackier- und Wagenfabrik, die Strohhut- und die Fayencefabrikation. In allen Gebieten der Industrie war das Streben der Regierung nach Verbesserung der Technik, wie z. B. in der Bleicherei und in der Einführung von Spinnmaschinen, höchst rühmenswert. Wenn trotzdem der Erfolg nicht den Bemühungen entsprach, so lag dies teils an der Form der Unterstützungen, die viele abenteuerliche Existenzen anlockte, sie zu miß-

brauchen, vieles hervorrief, was keinen natürlichen Boden fand, und in der Verkennung des Werts, den der Handel für das Gedeihen der bodenständigen Industrieen hat.

Die Differenz zwischen der von Friedrich dem Großen prinzipiell befolgten Wirtschaftspolitik, die das Generaldirektorium zu vertreten hatte, und den spezifisch schlesischen Interessen versetzte die Provinzialminister, die für das Wohlergehen der Provinz verantwortlich waren, in eine außerordentlich schwierige Lage, die noch dadurch erschwert wurde, daß der große König Einwendungen und Widerspruch nicht vertrug. Schlabrendorff bekam darüber die bittersten Vorwürfe zu hören, und er schrieb einst, über des Königs unwillige Äußerungen fast verzweifelt, an einen befreundeten hohen Beamten: „Man hört auf, dasjenige zu sein, was man sein sollte, wenn man zu nichts zu des Herrn und Landes Bestem sein freies Sentiment sagen darf, ohne sich der größten Gefahr zu exponieren. Dergleichen timidité schlägt alles herunter, Herr und Land leiden darunter, und es wird einem redlichen Diener blutsauer, wider besseres Wissen Ja zu sagen." Er entging schließlich auch nicht der königlichen Ungnade, was ihm das Herz brach. Sein Nachfolger Hoym verstand es besser, mit seinem königlichen Herrn auszukommen und doch das Wohl seiner Schutzbefohlenen möglichst wahrzunehmen; nach des großen Königs Tode offenbarte er dem Nachfolger desselben seine von den Grundsätzen jenes abweichenden staatswirtschaftlichen Ansichten, die wesentlich physiokratischer Natur waren. In diesen eilte er dem Generaldirektorium voraus und berührte sich, was bisher keineswegs bekannt war, mit den Reformern von 1807; insbesondere war er gegen Zunftschranken und Zunftmißbräuche eingenommen, was er schon 17 Jahre früher, als die Berliner Zentralregierung, bekannte. Er klagte oft über die Zurücksetzung der Städte und des Gewerbestandes gegenüber der Begünstigung des Adels und des flachen Landes. Wenn er selbst, wie bekannt, beim Reichsfreiherrn von Stein eine harte Beurteilung gefunden hat, so konnte dies wohl nur von dem Einfluß derer herrühren, mit denen er für die Interessen seiner Provinz, die ihn als Wohltäter und Vater verehrte, in fast fortwährendem Streite gestanden hatte.

Nicht minder wichtig ist die Berichtigung des Bildes, das in der Geschichtschreibung von Friedrich Wilhelm II. und III. üblich geworden ist, durch die schlesischen Akten. Beide Könige erscheinen hier als stets sorgliche, treue Landesväter von gesundem Urteil und hohem Gerechtigkeitssinn; Friedrich Wilhelm II. milderte, soviel die Notwendigkeit der Finanzen es erlaubte, die schroffen und harten Maßregeln seines Oheims, des großen Königs, und schaffte dadurch den Schlesiern wesentliche Erleichterungen; bezeichnend sind seine Aussprüche, er sei ein Todfeind aller Monopole, und, er wünsche, daß das schlesische Glas in seine alten Provinzen Eingang erhalte, und wenn alle Glashütten der Mark darüber zugrunde gingen; denn daran liege nichts, wegen des Holzmangels. Friedrich Wilhelm III., der wieder mehr in die Gleise Friedrichs des Großen einlenkte, war durch seine Geradsinnigkeit und Rechtschaffenheit, mit der er namentlich dem eingerissenen Unwesen, daß jeder Beamte

oder Privatmann für seine dem Staate und dem Gemeinwohl pflichtmäßig geleisteten Dienste noch eine besondere Belohnung haben wollte, entgegentrat, denkwürdig und hohen Lobes wert; er sagte, das müsse jedes Pflichtgefühl ersticken.

Das Resultat der Forschungen des Verfassers betreffend den Zustand der Provinz ist nicht besonders erfreulich und gegenüber den redlichen und eifrigen Bemühungen der Regierung fast schmerzlich zu nennen. Hieran waren außer den ungünstigen politischen Verhältnissen unstreitig auch die handels- und zollpolitischen Maßregeln schuld; der Gewinn, den der Handel abwarf, hatte sich geschmälert, die Lebensmittel waren im Preise gestiegen, der Wert des Geldes besonders infolge des landschaftlichen Kreditinstituts gesunken, die Arbeitslöhne der Handwerker und der Bauern waren der Preissteigerung nicht nachgefolgt, so daß sich ganz offenbar die Lage der erwerbenden, arbeitenden Stände verschlechtert und der Gesamtwohlstand nicht mit dem Steigen der Bevölkerung gleichen Schritt gehalten hatte. Eine Folge davon waren die Bauernunruhen, die gerade durch die gute Absicht Friedrichs des Großen, die Frondienste zu fixieren, ihren Ansporn erhielten, weil die Bauern glaubten, er wolle diese gänzlich abschaffen, und die Webertumulte von 1793, die durch eine vorübergehende Handelsstockung verursacht waren.

So kann man denn sagen, daß die Provinz Schlesien große Opfer bringen und Einbußen hat erleiden müssen, um dem genialen Plane Friedrichs des Großen, mit ihrer Hilfe und ihren Mitteln den preußischen Staat groß und selbständig zu machen, die Verwirklichung zu ermöglichen; sie kann stolz sein auf die Lösung dieser welthistorischen Aufgabe und ist stets dankbar gewesen dafür, daß sie einem großen Gemeinwesen eingeordnet worden ist, mit dem sie, der größten Zahl ihrer Bewohner nach, die Sprache und Nationalität, damals auch die Konfession und die Geistesbildung gemein hatte. Daß der Gesamtstaatskörper ihre Opfer durch Gegenleistung in Beförderung ihrer Interessen entsprechend vergolten habe, kann schwerlich behauptet werden. Dennoch hat sie ihren idealen Sinn bewiesen, indem sie in den schwersten Krisen treu zur Hohenzollerndynastie gehalten und gestanden hat. Ohne das gut preußisch gewordene Schlesien hätte sich Preußen nie von dem Sturze von 1806/07 wieder erholen können, und, schließen wir weiter, auch die Heldenlaufbahn von 1866 und 1870, die zur Gründung des Deutschen Reichs führte, nie beschreiten und durchmessen können. Dies darf der Schlesier sich zum Ruhm und zur Ehre anrechnen. Möge ihm der ideale Gewinn seiner Opfer niemals entrissen werden! Unvergessen werden ihm die hochherzigen und tatkräftigen Männer bleiben, die für das Deutschtum und die Kultur des Landes gewirkt haben, die Münchow, Massow, Schlabrendorff, Hoym, Heinitz und Reden. Möge dies Buch auch dazu beitragen, den idealen Sinn und die patriotische Hingebung in den Schlesiern zu erhalten und zu fördern, im übrigen Preußen und Deutschland aber die Vorstellung von der hohen Wichtigkeit der Provinz und der welthistorischen Aufgabe, die sie in der Hand genialer Herrscher und unermüdlicher Staatsdiener gelöst hat, wecken und verbreiten.

Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Romane.

Franz Adam Beyerlein: „Ein Winterlager." — Georg Hermann: „Jettchen Gebert."

Es ist selbstverständlich, daß zu allen Zeiten in der Romanliteratur die Romane in der Mehrzahl gewesen sind, in deren Mittelpunkt der Dichter das Schicksal oder den Lebensgang einer Einzelpersönlichkeit gestellt hat; denn Menschengestaltung ist von jeher der Zweck aller erzählenden Kunst gewesen. Ist des Dichters gestaltende Kraft zu gering, oder ist sein Blick nicht weit genug, daß er größere Gebiete des Lebens zu überschauen vermag, so mag es ihm wohl selten gelingen, dem Charakter und den Handlungen der Einzelpersönlichkeit typisches Gepräge zu geben, und noch weniger wird er imstande sein, in dem Einzelschicksal das Schicksal kleinerer oder größerer Gesamtheiten darzustellen. Losgelöst vom Ganzen, unberührt und unbeeinflußt von ihm erscheinen in solchen Dichtungen die Menschen und ihr Erleben, und vermag ihr Schicksal uns vielleicht auch für den Augenblick zu erschüttern, dauernde Wirkungen werden von ihnen selten ausgeübt werden. Nur dem starken Gestalter, der das Leben zu überschauen und es zu meistern vermag, kann es gelingen, Menschen und Geschehnisse zu typisieren, in ihnen das Leben von Gesamtheiten zu verkörpern, daß wir in dem Kampf und Sieg oder Untergang ihrer Helden Kampf und Sieg oder Untergang einer Gesamtheit erleben. Sie sind die Dichter großer Kultur- und Menschheitsromane, von denen uns jedes Jahrzehnt nur einige wenige bringt.

Zwischen diesen beiden Polen künstlerischen Gestaltens bewegt sich die große Masse der Erzähler, die sich, da in ihnen das Bewußtsein der Zusammenhänge zwischen Individuum und Volk, zwischen Einzelschicksal und Gesamtschicksal wohl lebendig ist, strebend bemühen, Beziehungen aufzudecken, Fäden zu knüpfen. Wenn es ihnen auch nicht immer gelingen will, im Individuum den Typus, im Einzelleben das Gesamtleben darzustellen, so wissen sie doch immer die Handlung ihrer Romane vor einem großen Hintergrund sich abspielen zu lassen, ihre Menschen in ein Milieu hineinzustellen, das ihrem Wesen und ihren Handlungen, ihrem Empfinden und ihren Gebärden eigentümliche Färbung gibt. Wie einen Rahmen stellen sie um das Bild, das sie von dem Leben oder einem Lebensabschnitt ihres Helden malen, die Stimmung einer bestimmten Zeitepoche oder das Kleinleben eines Standes, eines Berufes, einer Volksschicht oder Landschaft, und von diesem Rahmen geht so viel auf die Menschen und Geschehnisse des Bildes über, daß ihre Lebensechtheit erhöht und die Wirkung dadurch verstärkt wird.

In Franz Adam Beyerleins neuem Roman: „Ein Winterlager" (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin N.-W. 52) bildet diesen Rahmen die an starken Kontrasten reiche Zeit des siebenjährigen Krieges. Preußische Kraft und Intelligenz rang gegen eine Welt in Waffen. Es war der Winter von 1760 zu 1761. Die siegreiche Schlacht bei Torgau war geschlagen, aber dieser Erfolg brachte der hartbedrängten Neumark keine Erleichterung. Von Küstrin, das allein noch in den Händen der Preußen war, bis an die

polnische Grenze war das Land von russischen Truppen besetzt, die hier ihr Winterlager bezogen hatten. Das letzte Brot, das letzte Haferkorn wurde von ihnen und ihren Pferden aufgezehrt, den Bauern der letzte Taler erpreßt, ihre Weiber und Töchter entehrt; wer sich wehrte, sein Hab und Gut oder Weib und Kind verteidigte, wurde niedergemacht, erschossen, an den nächsten Baum geknüpft. Wild tobten Gier und Haß, alle Leidenschaften waren entzügelt. Im blutroten zuckenden Schein brennender Gehöfte, die Feindeshand oder die wilde Rache der Besitzer in Brand gesteckt, wachsen Sinnlichkeit und Habsucht, Wut und Haß, Liebe und Opfermut ins Uebermenschliche.

Dieses wilde, leidenschaftdurchbebte Kriegsleben hat Beyerlein in knappen, kräftig gemalten Einzelbildern mit heißen, oft grellen Farben vor uns hingestellt. In Zeichnung wie Kolorit hat des Dichters robuste Darstellungskraft, die wir schon von seinem ersten Soldatenroman mit dem aufdringlichen Broschürentitel her kennen, genug tun dürfen. Mit nur wenigen, dafür um so kraftvolleren Pinselstrichen hat er die einzelnen Figuren dieser Zeitbilder vor den blutrot erhellten Hintergrund gestellt, daß sie scharf und plastisch von ihm sich abheben. Nicht die Originalität der Typen ist es, die auffällt; wir finden Menschen und Bestien wieder, denen wir in ähnlichen Romanen auch schon begegnet sind: der polnische Lüstling, der sich die Tage des Winterlagers kürzt, indem er mit seiner brutalen Gier, die in unzweideutigster Weise das Letzte fordert, ein tapferes Freifräulein in das Schicksal einer Lukrezia treibt; sein Spiel- und Zechgenosse, der infolge einer leichtsinnigen Liebesaffäre sein preußisches Leutnantspatent verloren hat und infam kassiert worden ist, der grobe, aber gutmütige Wachtmeister — Verzeihung: diesmal ist er Leutnant; der märkische Junker alter Struktur, der zähneknirschend um seiner Kinder willen dem wüsten Treiben der Feinde nicht wehrt. Eigenart und Plastik empfangen diese Figuren vor allem durch die prägnante, lebendige Art der Darstellung Beyerleins, in der etwas von der Wucht und der Raschheit lebt, die dem Kriegsleben eigen ist. In dem grobpolternden, aber durchaus gutmütigen Leutnant Mettmann ist trotz aller Schablone doch auch stärkeres persönliches Leben. Wie er sich in die blonde Schönheit des von dem Polen Kominski verfolgten preußischen Freifräuleins vergnckt, aber doch auf sie verzichtet, weil er sich ihrer nicht würdig weiß, wie er ihr dient, für sie lebt und mordet, um sie zu rächen, und zuletzt zum Preußenkönig übergeht, weil bei den Russen „kein Sinn und keine Vernunft dabei ist," das ist menschlich echt und ergreifend.

In gar keinem Verhältnis zu diesem nicht uninteressanten, kräftig modellierten Rahmen steht das Bild, das Beyerlein in den Rahmen hineingesetzt hat. Die Haupthandlung, die breit und langatmig einsetzt, tritt hinter dem episodischen Beiwerk immer mehr und mehr zurück, verschwindet zu Zeiten ganz, taucht kurz wieder auf, um aufs neue zu verschwinden, daß man sie bald ganz vergißt. Und wir wollen nur ehrlich sein: man vergißt sie gern. Diese Iiminena Yevennes ist eine der unmöglichsten und ungenießbarsten Romanfiguren, die man sich denken kann. Spanierin, von brennendster Sinnlichkeit erfüllt, die in der öden Trostlosigkeit der märkischen Einsamkeit von Tag zu Tag glühender wird, lebt, liebt und stirbt sie wie die bekannten Donnas auf der Bühne. Dem ersten russischen Abenteurer, den die Kriegsereignisse nach Kreipitz verschlagen, sinkt sie in die Arme, als er um ihretwillen ein englisches Vollblut, das sie abgeworfen hat, und seinen Stallburschen niederknallt, trotzdem er nicht ganz schuldlos an dem Tode ihres Vaters ist, der erst wenige Wochen in der Kreipitzer Familiengruft liegt. Als aber dieser etwas sentimentale und schüchterne Freischarenführer seiner Gattin gestehen soll, daß er sie angelogen hat, als er ihr sagte, er sei von adligem Herkommen, und einräumen soll, daß er der unerlaubten Liebe einer gräflichen Witwe zu ihrem Kammerdiener sein Dasein verdankt, da räumt sich dieser merkwürdige Held mit dem der römischen Geschichte entnommenen nom de guerre kurzer Hand beiseite. Ebenso theatralisch und posenhaft wie die eigentümliche Liebes- und Ehegeschichte dieser spanischen Donna ist auch ihr Ende: bei einem Aufstand in Genua, den sie angezettelt hat, findet sie den Tod. An dieser im Schweiße des Angesichtes erdachten Romanfigur, die nichts weiter als schön, launenhaft und sinnlich ist, ist alles Pose und Affektiertheit von Anfang bis zu Ende, und man ist wirklich froh, als sie endlich ihre Kugel im Halse sitzen hat.

Beyerlein scheint nach seinem erfolgreichen „Jena oder Sedan?" den Ehrgeiz zu besitzen, der Welt nun auch literarisch kommen zu wollen, um sich von dem Verdacht zu reinigen: er habe seinen ersten Soldatenroman der Masse zuliebe geschrieben. Schon in seiner „Similde Hegewalt" fiel das mühselig Erkünstelte des Problems auf, in seinem neuen Roman tritt es noch bei weitem stärker in die Erscheinung, und so ist auch das

„Winterlager“ wieder ein Werk von unangenehm verstimmender Zwiespältigkeit: die Freude an den Partien, in denen er seinem gesunden, wirklichkeitsfreudigen Erzählertalent freien Lauf läßt, wird wesentlich herabgemindert durch die posenhaften Theaterkünste seines literarischen Ehrgeizes, der, nach unerreichbarem Lorbeer strebend, wohl immer das Gute will, aber doch nur das Böse schafft.

Psychologisch feiner, in den Linien reicher, farbig diskreter wirkt das mit Liebe gemalte Bild, das Georg Hermann in seinen Rahmen spannt. Sein Roman „Jettchen Gebert“ (Egon Fleischel & Co., Berlin W.), der, im Herbst erschienen, jetzt bereits in siebenter Auflage vorliegt, ist das diesjährige Saisonbuch geworden, von dem alle Welt spricht. Hermann schildert, wenn auch das lieblich anmutige Jettchen mit ihrer Liebe und ihrem Leid im Vordergrund steht, in diesem Roman den Niedergang einer Familie. Mit den Geberts geht's runter, sagt Jason Gebert zu seinem Freunde, dem Literaten Doktor Kößling. Von uns ist schon keiner mehr das, was der Vater war. Es hat auch keiner mehr das Ansehen in Berlin; sie haben sich eben verplempert. Dieser Vater war ein gesuchter, in Hofkreisen vorzüglich eingeführter Goldschmied, dem man von oben herab, wenn er sich dazu verstehen würde, sich taufen zu lassen, den erblichen Adel angeboten hatte. Was an gutem Geschmack, an feinem Kunstverständnis, an vornehmer Lebensart in der Gebertschen Familie ist, stammt von ihm. Seine Söhne aber — wenigstens zwei von ihnen — die haben sich „verplempert“. Mit vornehmer Unaufdringlichkeit und dennoch wahr und lebensecht schildert Hermann, wie in dieses, allen edleren Interessen zugängliche Bürgergeschlecht die schlechteren Elemente eindringen, es degenerieren, vergröbern, verplebejern; wie so ganz allmählich in dieser Familie ein Element zur Herrschaft gelangt, das die beginnende Industrialisierung Berlins in die preußische Metropole lockt. Jason Gebert erzählt: er habe in seiner Jugend, da er noch eifriger Schmetterlingssammler war, eine schöne grüne Raupe besessen, ein stolzes, rares Tier. Er freute sich schon, was für ein schmucker Falter daraus sich entwickeln würde. Aber eines Tages wurde die Raupe plötzlich matt und fiel im Augenblick in sich zusammen wie ein leerer Schlauch. Schlupfwespen hatten ihre Eier in die Raupe gelegt, und wenn das Tier wuchs, wuchs auch das Geschmeiß mit, man merkte äußerlich nichts davon, und die Raupe schien es auch kaum zu spüren — aber ganz plötzlich brach sie in sich zusammen. „Wir Geberts, meine ich,“ setzte Jason hinzu, „wir Geberts gleichen ganz meiner grünen Raupe, aus der kein Schmetterling werden sollte — wie lange noch, dann wird doch das Geschmeiß uns völlig unterhaben.“ Dieses Geschmeiß, das die Gebertsche Familie aushöhlt und vernichtet, sind die Jacobys aus Posen. Salomon und Ferdinand Gebert, mit zwei Schwestern Jacoby verheiratet, haben sich schon ganz unterkriegen lassen; nun soll die Reihe an Jettchen kommen, die ihren ersten süßen Liebestraum im Herzen trägt: die Familie verkuppelt sie aus Versorgungsrücksichten, weil doch jedes Mädchen nun einmal einen Mann haben muß, an Julius Jakoby, den Neffen der beiden ehrenwerten Damen Riekchen und Hannchen Gebert, geborene Jakoby, einer von denen, die mit acht Groschen in der Tasche nach Berlin kommen und mit vierzig Jahren in der Kutsche fahren. „So etwas pflegt sich zu etablieren, reich zu heiraten und das Geld jungt bei ihm wie Katzen im Mai.“ Jettchen freilich wird fürs erste von diesen Mächteleien ihrer liebwerten und ehrwürdigen Tante Riekchen nichts gewahr, ihr sind die Augen gebunden durch ihre Liebe zu dem etwas unbeholfen-schüchternen Dichter, der lieber träumt als handelt. Diese Episode ist von einem wunderbar süßen, lyrischen Zauber erfüllt. Es ist das alte Lied, das Georg Hermann hier singt, das aber doch immer neu in unseren Herzen widerklingt. Aber die Schlupfwespen setzen sich auch an ihr Glück, daß es zusammenfällt wie ein leerer Schlauch: kaum merklich, ganz allmählich weiß die Familie sie unterzukriegen, daß sie willenlos und ergeben wie ein Opferlamm die Rechnung, die Onkel und Tante für 25jährige Durchfütterung und Erziehung ihr präsentieren, mit ihrem Liebesglück bezahlt. Das freilich muß gesagt werden: es mindert unsre Anteilnahme an dem Geschick der beiden Liebenden, daß sie gar nichts unternehmen, ihr Los zu wenden und sich ihr Glück zu sichern. Es ist so gar keine Energie in ihnen, die sie ihr Leben selbst in die Hand nehmen und gestalten läßt. Man hat häufig sogar den Eindruck, daß diese Energie vielleicht gar nicht groß sein brauchte, um eine andere Lösung herbeizuführen. Jason ist nahe daran, Kößling zuzurufen: Ja, ja, deine Liebe hat recht, erkämpf sie dir und zwing die Familie mit ihrer gemeinen Nüchternheit und Bedachtsamkeit nieder. Und Salomon Gebert wartet nur auf ein Wort seiner Nichte, um die auch ihm unlieb gewordene Verlobung aufzuheben. Wenn wir dies zusammenhalten mit einer Bemerkung, die Georg Hermann am Schlusse seines

Romans über sein eigenes Leben macht, daß es unruhvoll und zerrissen ist, so erkennen wir, daß diese tatenscheue Energielosigkeit ein Teil des Wesens der Dichterpersönlichkeit ist, die uns diesen Roman geschenkt hat. Dem ist es wohl auch zuzuschreiben, daß zwischen dem Wollen und Vollbringen Hermanns eine unausgefüllte Kluft geblieben ist. Wir dürfen nicht an die Buddenbrooks denken, wenn wir diese Geschichte von dem Niedergang einer Familie lesen. Ich glaube nicht, daß Georg Hermann so viel Kraft zusammenbringen kann, um ein so umfassendes Kulturbild zu schaffen, wie Thomas Mann getan. Wir wollen von der Fortsetzung des Romans, die von der Ehe der armen Henriette Jacoby erzählen soll, das Beste hoffen, aber eine leise Befürchtung, sie möchte gegen die Geschichte von Jettchen Gebert abfallen, kann ich doch nicht ganz unterdrücken.

Sein lyrischzartes Bild von Jettchen Geberts Liebe und Leid und von dem Niedergang einer Familie hat Georg Hermann in einen kulturhistorisch interessanten und fein gezeichneten Rahmen gesetzt. Wir erleben das vormärzliche Berlin um 1840. Wo heute Elektrische Bahnen, Droschken, Equipagen, Omnibusse und Automobile die Straßen mit ohrenbetäubendem, nervenzerrüttendem Lärm erfüllen und das moderne Geschäftsleben sich abspielt, das, bar aller Ideale, nur die Jagd nach der klingenden Doppelkrone kennt, herrschte damals idyllische Ruhe. Die Blumenhändler stellten ihre blühenden Topfgewächse bis hinüber an den Straßenrand, daß die Fußgänger nur gerade noch zur Not daran vorbeibalancieren konnten, ohne in die Pfützen des Straßendammes zu treten; behaglich sitzen am Abend die Bürger noch vor den Türen, und aus jedem Hausflur kommen andere Gerüche: hier von frisch gegerbtem Leder, da von Kattunballen, dort von Kaffee und Muskat. Die Schlächter haben in den Scharren auf dem Marienplatz, diesem Geschachtel kleiner Holzbauten, das an der Kirchenmauer klebte, ihren Fleischverkauf aufgeschlagen. Man gondelt noch im Torwagen nach Charlottenburg hinaus, das von seiner künftigen Entwicklung noch nichts ahnt und von den Bürgerfrauen als Sommerfrische benützt wird. Man redet von der zukunftsreichen Erfindung des Daguerre wie heute kaum von den wunderbaren Resultaten der Radiumforschung, und wenn jemand eine größere Reise unternehmen will, so wählt er doch lieber zu seiner eigenen und seiner Angehörigen Beruhigung den sicheren Landauer als die gefährliche Eisenbahn. Es ist ein buntes, mit Liebe und feinem künstlerischem Sinn entworfenes Kulturbild, aber mit Jettchens Liebeslust und Leid oder mit dem Niedergang der Familie Gebert hat es herzlich wenig zu tun. Georg Hermann hätte seiner Romanhandlung auch ein zwanzig oder fünfzig Jahre später datiertes Zeitbild als Rahmen geben können, und er hätte an ihr nichts als Aeußerlichkeiten ändern brauchen. Notwendig und organisch mit den Geschehnissen verbunden wäre das Zeitmilieu nur, wenn aus ihm heraus die Handlung des Romans und seine Konflikte erwüchsen. Jettchens Liebesgeschichte freilich ist zeitlos, aber der Niedergang der Familie Gebert hätte, weniger willkürlich, gut von Zeitumständen und Kulturentwicklungen abhängig gemacht werden können.

Trotz diesen Ausstellungen brauchen wir uns die Freude an Georg Hermanns gutem und tüchtigem Roman nicht nehmen lassen. Er ist mit so viel liebenswürdiger Feinheit und vornehmem Geschmack geschrieben, daß man ihn wirklich ungern aus der Hand legt.

Illustrierte Bibliographie.

Der Mensch und die Erde. Die Entstehung, Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit ersten Fachmännern. Mit ca. 4000 Illustrationen, bunten Beilagen und Karten, sowie zahlreichen Extra-Beigaben. Lief. 1—13. — Preis pro Lieferung 60 Pf. — Berlin u. Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

Dayak-Frauen bei der Flechtarbeit.
Aus: „Der Mensch und die Erde." Herausgegeben von Hans Kraemer. — Berlin u. Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

Dem großen Werke „Weltall und Menschheit“, das die Geschichte der Erforschung und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker zur Darstellung brachte, folgt nunmehr im gleichen Verlage und von demselben Herausgeber das noch großartiger angelegte Lieferungswerk „Der Mensch und die Erde“. In diesem auf 10 Bände berechneten Werke sollen, gleichsam als Fortsetzung des früheren, die Entstehung, die Gewinnung und Verwertung der Schätze der Erde als Grundlagen der Kultur betrachtet werden: zunächst (1. Gruppe) der Mensch in seinen vielfachen Beziehungen zu den Tieren, Pflanzen und Mineralien, alsdann (2. Gruppe) zu Feuer und Wasser, von den primitivsten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart. Es ist also eine Kulturgeschichte der Menschheit im weitesten Sinne. Und der Stoff ist ein so gewaltiger und allumfassender, daß er nur durch das Zusammenwirken einer großen Anzahl von Mitarbeitern, hervorragenden Gelehrten und Fachmännern, bewältigt werden kann. Daß bei solcher Mannigfaltigkeit

Religiöse Tier-Pantomime im Mönchskloster zu Himis in Tibet.

Aus: „Der Mensch und die Erde.“ Herausgegeben von Hans Kraemer. — Berlin u. Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

der Gebiete und der Bearbeiter auch eine gewisse Verschiedenheit der einzelnen Kapitel unter sich — wenn auch immer innerhalb des von dem Gesamtunternehmen vorgezeichneten und festgehaltenen Rahmens — unvermeidlich ist, war vorauszusehen und wird schon durch die ersten 13 Lieferungen, die hier zur Besprechung stehen, bestätigt. —

Nachdem der Herausgeber in der Einleitung einen kurzen Ueberblick über den Inhalt und die Einteilung des ganzen Werkes gegeben, wird der erste Hauptabschnitt „Der Mensch und die Tiere“ mit dem Kapitel: „Tierkultus und Tierfabel“ von Julius Hart eröffnet. Mit anerkennenswerter Beherrschung des einschlägigen Materials und mit gewissenhaftester Gründlichkeit tritt der Verf. an die Frage des Tierkultus heran, die mit den Uranfängen der Religion im engsten Zusammenhange steht und wohl zu den schwierigsten Fragen in der Geschichte der menschlichen Geistesentwickelung gehört. Er begnügt sich nicht damit, die bisher von den verschiedenen Forschern geäußerten Ansichten vorzutragen und

nebeneinanderzustellen, sondern sucht eine eigene Anschauung zu gewinnen, die in der Behauptung gipfelt, daß „das älteste Wesen der Religion ein Verwandlungsglauben“ sei, indem er sich hauptsächlich auf die Beobachtung der Naturvölker, ihres Glaubens und ihrer Gebräuche stützt. Daß diese Hypothese das Richtige trifft, kann allerdings nicht ohne weiteres zugegeben werden. Man wird der stärkeren Heranziehung einer vergleichenden Mythologie der ältesten Kulturvölker kaum entraten können; und Ref. wenigstens glaubt, daß bei der Entwickelung der menschlichen Religion vielmehr die Naturerscheinungen (insbesondere die Gestirne) und die überwältigenden Naturkräfte das Primäre gebildet haben, daß die religiösen Vorstellungen des Menschen im niedrigen Kulturzustande einfacher, natürlicher gewesen sein müssen und nicht von so philosophischen Spekulationen getragen sein können, wie der Verf. annimmt. Im einzelnen bietet das Kapitel eine Reihe treffender und vor allem anregender Gedanken (z. B. über den Ahnenkult). — Auf festeren Boden führt der nächste Abschnitt: „Die Verbreitung der Säugetiere“ von Prof. Paul Matschie; denn selbst über den Tierbestand fernster Vergangenheit können die Ueberreste, die sich allenthalben in älteren Erdschichten gefunden haben, zum Teil einen sicheren Aufschluß gewähren. Im großen und ganzen nimmt hier die Darstellung mehr den Charakter einer Aufzählung und Beschreibung sämtlicher für die einzelnen Tiergruppen ermittelten „Gattungen“ und „Arten“ an, mit einer überreichen Fülle von Namen und Detailangaben, die von der gründlichen und gediegenen Arbeit des Verfs. Zeugnis ablegen, die Lektüre dieses Kapitels aber nicht immer zu einer ergötzlichen und unterhaltsamen gestalten. Mancher Leser würde vielleicht eine die Einzelheiten des Rohmaterials mehr verarbeitende und allgemeiner zusammenfassende Darstellung vorgezogen haben, aus der er einen dem Gedächtnisse sich leichter einprägenden Ueberblick zu gewinnen vermöchte. — In jeder Hinsicht vortrefflich und meisterhaft ausgeführt ist die folgende Abhandlung, mit der wir in das eigentliche Thema, die Beziehung des Menschen zu den Tieren, eintreten: „Die Haustiere als menschlicher Kulturerwerb“ von Prof. Dr. Conrad Keller. Zunächst S. 174 die hübsche Definition des Haustierbegriffes: „Haustiere sind solche Tiere, die mit dem Menschen eine dauernde Symbiose eingegangen sind, vom Menschen zu bestimmten wirtschaftlichen Leistungen verwendet werden, sich in dieser Symbiose regelmäßig fortpflanzen und der künstlichen Züchtung dauernd oder auch nur zeitweise unterworfen werden.“ Ferner in Kap. II. (Die tierische Umgebung des Menschen während der paläolithischen Periode) der wohlbegründete Nachweis, daß der Mensch der älteren Steinzeit noch keine Haustiere kannte. Aber auch alle übrigen Probleme, die sich in diesem und den weiteren Abschnitten (Die Haustiere des babylonisch-assyrischen Kulturkreises, in Altägypten, zur Zeit des klassischen Altertums in Griechenland und Rom) erheben, hat der Verf. aufs glücklichste gelöst, dank seiner außerordentlich vorsichtigen Methode sowohl, wie dank seiner

Heiliger Stier der keltischen Druiden.

Aus: „Der Mensch und die Erde.“ Herausgegeben von Hans Kraemer. — Berlin u. Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

tiefen Gelehrsamkeit und vorzüglichen archäologischen Kenntnisse, die nur der Fachgelehrte gebührend zu würdigen vermag. Gerade der Archäologe und Historiker erhält manchen Wink und manche beachtenswerte Anregung, für die er dem Verf. Dank wissen wird, z. B. S. 232 die Deutung der Sage von Jason und dem goldenen Vlies; oder S. 234, wo in dem auf einem geschnittenen Stein von Vafio dargestellten Schaf ein aus Aegypten importiertes Hausschaf vermutet wird; und vornehmlich auf S. 246 ff. (vgl. S. 184) die Bemerkungen über die Stiere auf den Goldbechern von Vafio. Von diesen Vafio-Bechern ist eine prächtige Wiedergabe in Gold-Relief-Prägung beigefügt (in Lief. 2), wie denn überhaupt die Auswahl der Abbildungen gerade bei dem Kapitel über die Haustiere noch instruktiver und wertvoller als bei den vorhergehenden ist und geradezu als mustergültig bezeichnet werden kann; es seien hier nur die Reproduktionen altägyptischer Wandgemälde und Reliefs

Perl-Ziesel (Spermophilus guttatus) **aus Südrußland.**

Aus: „Der Mensch und die Erde." Herausgegeben von Hans Kraemer. — Berlin u. Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

mit Tierdarstellungen hervorgehoben, namentlich die buntfarbige Beilage zu Lief. 7 (Altägyptische Tierdarstellungen aus dem Ti-Grab bei Sakkara, 5. Dyn.). Eine größere Anzahl der bunten Beiblätter ist dem Thema: „Die Entwickelung der Jagd" gewidmet, dessen Behandlung, von Forstmeister Dr. A. Schwappach, noch in Lief. 13 beginnt. Daß bei der Ausführung aller Beilagen, Illustrationen und Karten, wie auch bei der gesamten durchaus vornehmen Ausstattung des Werkes das Beste geleistet ist, braucht für den, der „Weltall und Menschheit" kennt, nicht erst ausdrücklich erwähnt zu werden.

S. B.

Bibliographische Notizen.

Das Rätsel der Erdpole. Mit zahlreichen Abbildungen. Von Dr. Wilh. Meyer. — Stuttgart, Verlag des Kosmos, Franckh. —

Der durch seine naturwissenschaftlichen Schriften rühmlichst bekannte Verfasser gibt in dem vorliegenden, gut ausgestatteten Büchlein zunächst eine Beantwortung auf die Fragen nach dem Zwecke der Polarforschung, inwieweit bei letzterer Errungenschaften auf geographischem, biologischem und erdmagnetischem Gebiet erzielt worden sind und was in dieser Beziehung der Zukunft noch vorbehalten bleiben muß. Der Verfasser zieht hierzu die wichtigsten der bisherigen Nord- und Südpolreisen in den Kreis näherer Betrachtung und gibt dem Leser einen interessanten Ueberblick über das, was hierbei bisher erreicht worden ist.

K.

Metaphysik. Von D. Dr. Georg Runze, a.o. Professor an der Universität zu Berlin. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Mit Recht erstrebt der Verfasser in diesem fleißigen Werke, das auch als philosophisches Nachschlagebuch von Wert sein kann, eine erhöhte Geltung der Metaphysik in der Gegenwart. Der metaphysische Trieb ist das Hauptmerkmal des menschlichen Wesens, er bricht sich immer wieder Bahn und darf nur nicht zu rein-dichterischen Phantastereien ausarten, sondern muß sich in exakter Forschung an die Erfahrung halten und auf ihr weiterbauen. Metaphysik ist nach ihm „die Wissenschaft von den allgemeinsten Fragen, die sich dem Nachdenken über das Weltganze ergeben. Diese Fragen konzentrieren sich um das Grundproblem des Verhältnisses von Vorstellungswelt und Wahrnehmungswelt, von Denken und Sein." In einer Reihe von Kapiteln erörtert er dann die Probleme der Möglichkeit, Notwendigkeit, des Seins, des Raumes, der Zeit, der Bewegung, Materie, Kausalität, Teleologie, er wirft die Frage nach „Dualismus oder Monismus" auf und gibt zum Schluß seine „metaphysischen Prinzipien". Stets verfährt der Verfasser historisch; er breitet vor uns die Anschauungen der Denker von den ältesten bis zu den jüngsten Zeiten aus, hält aber auch mit seiner eigenen Meinung nicht zurück. Erkenntniskritische Voraussetzung Runzes ist die Abhängigkeit des Urteilens von der metaphorischen, bildlich gefärbten Sprache; aber er hegt zu der Sprache, welche Probleme formuliert, auch das Vertrauen, daß sie imstande ist, zur Lösung der Probleme beizutragen. — Ein Namenregister wäre für das umfangreiche Buch von größter Wichtigkeit gewesen.

Dr. Franz Lüdtke.

Langensalza 1866 und das Ende des Königreichs Hannover. Von Friedr. Regensberg. Mit Illustrat. von Georg Lebrecht und zwei Karten. — Stuttgart, Franckh.

Nach einem Ueberblick über die Entwickelung der Kriegswirren im Jahre 1866 in Deutschland gibt der Verfasser eine kurz gefaßte, aber recht klare Darstellung von dem blutigen Gefecht bei Langensalza. Indem er hierbei mit größter Objektivität zu Werke geht und sich streng, bei Vermeidung jeglicher tendenziöser Färbung, an die historisch verbürgten Tatsachen hält, verdient seine Arbeit allgemeine Anerkennung. Eine Uebersichtsskizze, sowie ein Plan vom Gefechtsfeld mit eingezeichneter Truppenstellung dient zur Erläuterung des Textes. Nicht nur die noch lebenden Mitkämpfer aus jener Zeit, sondern auch jeder, der für Kriegsgeschichte ein Interesse hat, seien auf das gut ausgestattete Buch hingewiesen.

K.

Mene Mene Tekel Upharsin! Englands Ueberwältigung durch Deutschland. Von einem englischen Generalstabsoffizier. — Autorisierte Uebersetzung von einem deutschen Stabsoffizier. — 1.—5. Tausend. — Hannover, Adolf Sponholz.

Wie der Verfasser in der Vorrede hervorhebt, bezweckt er die öffentliche Meinung Englands auf die Unzulänglichkeit der englischen Streitkräfte zu Lande hinzulenken. Es ist seine feste Ueberzeugung, daß eine feindliche Invasion an Englands Südküste nicht zu den Unmöglichkeiten gehört. Unter dieser Annahme entrollt der Verfasser das Phantasiebild einer deutschen Invasion, ähnlich der Schilderungsweise in der vor einiger Zeit erschienenen Schrift „Der Seestern", jedoch von dieser dadurch vorteilhaft unterschieden, als in dem vorliegenden Buch alles Sensationelle vermieden ist. Dadurch, daß der Verfasser sehr offenherzig alle Schwächen aufdeckt, welche der englischen Landesverteidigung anhaften, gewinnt die ganze Darstellung, mit der Möglichkeit eines deutsch-englischen Krieges rechnend, ein allgemeines Interesse. Im ersten Teil des

Buches wird an der Hand von 4 Plänen die Landung und weitere Operation einer deutschen Armee in verschiedenen Phasen dargelegt, während im zweiten Teil eine nach deutschem Vorbilde durchgeführte Reorganisation des gesamten britischen Heer- und Wehrwesens in den Kreis näherer Betrachtung gezogen wird. K.

Comment et pourquoi la France doit renoncer à l'Alsace-Lorraine. Par Léon Bollack. — Paris, A. Taride.

Eine interessante Arbeit, in der der Verfasser bezweckt, auf die deutsch-französische Annäherung und weiterhin auf den allgemeinen Frieden hinzuwirken. Vor einem allgemeinen Kongreß sollte Frankreich für alle Zeit auf Elsaß-Lothringen unter der ausdrücklichen Bedingung allgemeiner Abrüstung und Einsetzung eines Schiedsgerichts zwischen allen Mächten verzichten. — In einzelnen Kapiteln behandelt der Verfasser diese hochwichtige Angelegenheit in sehr anregender Weise. Was er hierbei u. a. über die Physiologie der Völker und Regierungen sowie über die zwischen den Nationen bestandenen oder noch bestehenden Streitsachen vorführt, ist recht beachtenswert. K.

Erinnerungen eines Nihilisten. Von W. Debogory-Mokriewitsch. Mit einem Vorwort von Alexander Ular. Deutsch von Dr. H. Röhl. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Es gibt Jammer, für den man keine Worte findet, und solchen erwecken diese Memoiren. Das Mitleid mit den hunderten, tausenden unschuldig Gemordeten erstickt selbst die Bewunderung für die ideale Begeisterungsfähigkeit der russischen Märtyrer. Die Zeit, in welcher der Verfasser wirkte, liegt ein volles Menschenalter zurück. Er wollte sein Volk aufklären, es vermenschlichen; das war seine Todsünde. Deswegen wurden er und seine Freunde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Im Jahre 1881 gelang es ihm, nach Europa zu entkommen. West-Europa war ihm nicht unbekannt. Als ganz junger Mann hatte er in Locarno schon zu Bakunins Füßen gesessen und hatte sogar, von der Idee getrieben, nur physische Arbeit sei eines Mannes würdig, geistige Arbeit führe zur Ausbeutung des Nebenmenschen — am Gotthardtunnel mitgearbeitet. Das Buch ist lehrreich und spannend, vor allem aber tief ergreifend. Charakteristisch für das System, dem der Verfasser zum Opfer fiel, ist eine in der Vorrede erwähnte Notiz, daß im Jahr 1870 Fürst Tscherkasoff bloß deswegen zur Deportation verurteilt wurde, weil er gesagt, geschrieben und bewiesen hatte, daß der russische Bauer täglich durchschnittlich etwa fünf Pfennig zu verzehren hat! M. K.

Goethebrevier. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werken. Herausgegeben von Prof. Dr. phil. Heinemann. Gießen, Verlag von Emil Roth.

Des Herausgebers Tätigkeit an diesem Brevier beschränkt sich, wie er im Vorwort sagt, darauf, daß er die Stellen bezeichnet hat, die aufgenommen werden sollten; alles andere habe der Herr Verleger übernommen, sein sei Verdienst oder Schuld. Der Herausgeber hat wohl daran getan, sich so zu salvieren, da von Verdienst leider wenig zu sprechen ist. Es beruht, und das soll nicht verschwiegen werden, darin, daß die in weiteren Kreisen weniger bekannten Briefe und Gespräche Goethes verwertet sind. Mit diesem ersten Teile, etwa der Hälfte des 384 Seiten zählenden Buches, hört dann das Verdienstliche auf, die „Schuld" beginnt. Der zweite und dritte Teil enthält „Gedichte" und „Sprüche in Prosa", unter diesen letzteren merkwürdigerweise viele gereimte Zitate, darunter 35 Seiten Faustzitate. Am Schluß finden sich zwei Register: „a. zu den Briefen und Gesprächen", das völlig unbrauchbar ist: denn mit sehr wenigen Ausnahmen enthält es nichts als das Datum des Briefes oder des Gespräches, statt eines Stichwortes, das den Leser über den Inhalt unterrichten könnte. Was interessiert es ihn beispielsweise, zu wissen, daß Goethe am 6. Juni 1807 ein Gespräch mit Riemer gehabt hat, wenn nicht zugleich der Gegenstand der Unterhaltung zu ersehen ist. Ebensowenig brauchbar ist das „Register b. zu den Zitaten aus Goethes Werken". Dessen Zweck soll nach der Vorrede der sein, einen Ausspruch Goethes, dessen Inhalt uns nur im allgemeinen vorschwebt, in den Werken zu finden. Das ist aber bei der getroffenen Anordnung unmöglich. Schwebt jemandem vor, um nur ein Beispiel anzuführen, das mutatis mutandis auf alles zutrifft, daß Goethe in einem Verse über den Wert der alten Sprachen spricht, so läßt ihn das Register völlig im Stich; denn wie soll er darauf verfallen es aufzuschlagen unter „Das mußt du als ein"? Kurz, der Zweck des Breviers, den die Vorrede angibt, ist in der vorliegenden Zusammenstellung durchaus verfehlt, und somit das ganze Buch. H. Sch.

Also sprach Shakespeare. Ein Brevier, gesammelt und eingeleitet von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Zu der Herausgabe dieses Breviers führten R. Pr. folgende Gedanken: Der ganze Shakespeare wird stets nur ein Herzensschatz weniger sein. Die auf der Schulbank eingepflanzte, im Theaterparkett gefestigte Verehrung für den großen Briten gründet sich in der breiten Masse lauter Literaturfreunde auf ein starkes Drittel seiner Dramen. Er hat weder in einem Lehrgedicht noch in einem Roman seine Weltanschauung knapp und deutlich dargelegt. Wir erfahren sie nur aus seinem Urteil über die Menschen, ihre Tugenden und Laster, ihre Größe und ihre Niedrigkeit, nur aus seiner Weisheit, die in unzähligen guten Worten über seine Werke gestreut, blitzartig Probleme erleuchtet, mit denen seit Tausenden von Jahren im Kampf um Brot und Licht und Ehre die denkende Menschheit ringt. Die wesentlichsten und besten solcher erleuchtenden Worte bringt dieses Buch. Es ergänzt und übertrifft an Gehalt ein ähnliches Album, das bereits zum 23. April 1864, dem dreihundertsten Geburtstage Shakespeares, von C. F. R. Alberti, (Berlin, A. Charisius) zusammengestellt wurde. N.

I. Memoiren des Zufalls. II. Aus den Papieren eines Grüblers. Von Georg v. Oertzen. Freiburg (Baden), J. Bielefeld.

Wer Leben geben will, muß aus der Tiefe der Erfahrung schöpfen können, muß bei dem besten Lehrmeister aller derer, die im Geiste schaffen: bei dem Leben selbst in die Schule gegangen sein. Die Memoiren des Zufalls zeigen, daß ihr Verfasser ein aufmerksamer Schüler dieses Meisters war. G. v. Oe. ist sowohl ein erprobter Dichter als auch ein erfahrener Weltmann. In seinen trefflichen Ritornellen: „Vom Heimwege" (Heidelberg 1902, Karl Winter) sagt er: „Nicht das Ereignis bildet unser Leben, nur das Gefühl, mit dem wir stark es packen und Ewigkeit in unsrer Brust ihm geben." Dieses Gefühl besitzt er in höchster Macht. In den vier Teilen seines Buches gibt er, was der Zufall ihm bescherte. 1. Von Wegen und Stegen. 2. Unterm Glühlicht. 3. Im Schatten des Traumes. 4. Allerlei Herrgottskinder. Wie reich er ihn begabte, davon zeugen u. a. die Gedichte auf S. 13. 20. 38. 40. 48. 98. 107. 151. 162. 165. 173. 174. Das zweite Buch: „Aus den Papieren eines Grüblers" enthält nur Aphorismen. Auf diesem Gebiet wird G. v. Oe. von keinem Dichter übertroffen. Mehr als ein Dutzend solcher Sammlungen beweisen die Tiefe seiner Lebensanschauung, die Schärfe des Blicks, die Sicherheit des Urteils, den Reichtum seiner Welt- und Menschenkenntnis. Nur einige Proben: Drei Sorten von Bildung kennt der Beobachter: gebildet, eingebildet und angebildet. Die Nörgelei ist die Skepsis der Urteilslosen. — Freiheit? Es gibt nur eine, die diesen Namen verdient: die Freiheit von Vorurteilen. · Die Neugier ist eine warme Teilnahme ohne Herz. Menschenkenntnis ist aller Leiden Anfang. Wo der Neid atmet, stirbt die Freude an Atemnot. Der Witz hat immer Courage. — Beim Geiste zu Gast sein ist wie in der Sonne liegen. Dauernd erträgt man's nicht. — Empfindlichkeit ist die Dummheit der Eitelkeit. — Die Freundschaft lebt von der Kraft der Gewißheit, zu Hause in dem Herzen eines andern zu sein. Kein Laster wird so oft bereut, wie die Tugend der Aufrichtigkeit. Aphorismen sind Tropfen aus dem Harze vom Baume des Lebens. N.

Mobil. Roman von Frh. v. Schlicht. München, Albert Langen.

Der Titel dieses Buches ist ernster als der Inhalt. Der beliebte, bewährte, immer auf die beste Unterhaltung der Leser bedachte Verfasser läßt es nicht bis zum Äußersten kommen. Das geharnischte Zauberwort: mobil, das ganz Deutschland in ein Heerlager verwandelt, wird nur zur Stimmung benützt; es wird nur erwartet, nicht an entscheidender allerhöchster Stelle ausgesprochen. Der so kriegerisch klingende Roman spielt natürlich in militärischen Kreisen, endet aber sehr friedlich und befriedigend mit zwei Verlobungen. Wer sich ein paar Stunden in angenehmer, anständiger Gesellschaft bewegen und liebe, heiter anregende Menschen kennen lernen will, lese ihn. N.

Sehnsucht. Von Komtesse Mathieu de Noailles. Übersetzt von Nora Tanneck. Berlin, Dr. Franz Ledermann.

Dies Buch soll, einer Notiz nach, in Frankreich großen Erfolg gehabt haben. In Deutschland wird man ihn schwer verstehen. Denn die Nonne, die an ihrer irdischen Liebe stirbt, ist in der Weltliteratur nicht neu. All die traurigen Entdeckungen, die jene junge Nonne im eigenen Herzen macht und ihrem uns vorliegenden Tagebuche anvertraut, sind uns nur zu bekannt. Darum

überraschen und erschüttern sie nicht. Die Übersetzung ist gut. M. K.

Die Legende von der Frau Welt. Von Albert Geiger. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag.

Diese Legende ist eine in altertümelnder Sprache nicht ungeschickt geschriebene Variante des „Armen Heinrich". Ein junger, hochgemuter Graf, den die Frau Welt — die Welt hauptsächlich als böses Weib gedacht — herzenshart gemacht, wird von dem infolge von Ansteckung in einem Gefängnis erhaltenen Aussatz durch die Hingabe seiner Jugendgespielin, des unschuldigen Kastellan-Töchterleins, geheilt. Alle Gestalten in dieser Prosa-Dichtung haben typisches Gepräge, der Narr wie der Knecht, der Priester wie die holde Maid, man ist allen schon oft begegnet, aber man trifft sie nicht ungern wieder. M. K.

Tristan. Ein Minnedrama in zwei Teilen. Von Albert Geiger. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag.

Es mutet einen wie künstlerische Naivetät an, wenn ein Dichter den „Tristan" noch einmal zu behandeln unternimmt. Dem Thema gerecht wird man selbst auf 221 Seiten Versen nicht, wenn die packende Leidenschaft fehlt. Verse wie:

„Wir feiern gerne Feste — und wir dürfen's"
oder
„Sind Weiber wo im Spiel, fällt auch der Beste,
„Das ist das Bein, das uns der Teufel stellt"

oder gar in Tristans letztem Rasen:

„Du weißt nichts vom Weib! Dein grader Sinn
„Hat sich nie von der Heldenbahn entfernt,
„Schicksal und Schuld sind niemals dir genaht
„Wie dieses Weib — wie dieses, dieses Weib" —

überzeugen uns nicht von der inneren Notwendigkeit dieser Dichtung. Tristan und Isolde sterben aber schließlich gemeinsam. M. K.

Vom Baume der Erkenntnis. Neue Gedichte von Jenny von Reuß-Hoernes. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Das günstige Urteil, das die Kritik dem ersten Buch dieser Dichterin („Tempi passati", Graz 1898) zollte, kann ohne Einschränkung auch der vorliegenden zweiten Gedichtsammlung zugesprochen werden. J. v. R.-H. besitzt Glut und Mut. Glut, in Liebe zu entbrennen — Mut, die Liebe zu bekennen. Ihr leidenschaftliches Gefühl reißt sie aber zu keiner Unbesonnenheit, Unklarheit, Unschönheit fort, sondern wird von einem starken Geist gezügelt. Deshalb entbehren ihre Gedichte weder des Wohllauts der Sprache noch des wertvollen, echt weiblichen Gehaltes. Poetischer Gehalt — sagt Goethe — ist Gehalt des eigenen Lebens. Nach diesem Ausspruch gemessen überragt die Dichterin manche ihrer berühmten streites- und sangesfrohen Mitschwestern. Frei kämpft sie für die echte Moral des Dichters: die Wahrheit, und wider das sexuelle böse Gewissen: die Prüderie. Welch ernste Sache ihr das Dichten ist, sagen die Worte: Ein wehes Klagen, ein bittrer Verzicht — das gibt ein Lied, so wird ein Gedicht! Besondere Erwähnung verdienen: O meine Liebe. Drei Kreuzlein. Sonnentag. Freundschaft. St. Sebastianus. Atelierbesuch. Die letzte Fahrt. Lust.

Den Wunsch, die temperamentvolle Dichterin auch äußerlich kennen zu lernen, erfüllt das schön ausgestattete Buch durch Beigabe ihres wohlgetroffenen Bildes. N.

Gedichte von Ernst Hoos. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

In der ersten Hälfte seines Buches erscheint E. H. als ein loser Spötter, der wie Wilhelm Busch mit heiligen Dingen Scherz treibt. Bald aber entpuppt er sich als ein Dichter, der ernst genommen werden muß, dessen Herz voll warmer Menschenliebe und tiefer Sehnsucht nach dem Göttlichen ist, der etwas zu sagen hat. N.

Bunte Reimgebilde. Von Albert Westermann. Straßburg i. E., Josef Singer.

Wenn auch manch kleines Lied in dieser Gedichtsammlung gelang, größere Probleme wie: „Ein Schicksal", „Der Anarchist" zeigen, daß dem Verfasser der hohe Flug des Dichters versagt blieb. Trotz des Reimes sind die meisten der längeren „Gesänge" sehr alltägliche Prosa.

„O Weib, wohl war entsetzlich des Anarchisten Wahn!
O Weib, ist's so entsetzlich, was er im Traum getan?"

(sein Weib hatte ihm nämlich abgeraten, die Bombe zu werfen, die ihn selbst tötete) kennzeichnet die lobenswerte, unparteiische Auffassung des „Dichters". „Ein Leut," als Einheit von Leute, fällt dem unkundigen Norddeutschen in diesem Buche auf; vielleicht ist es ein Provinzialismus, der sich allmählich einbürgern läßt? „Es kam ein Leut gegangen aus fernem Norderland;" heißt es

Seite 71. In Berlin hält man „Leut" womöglich für die Abkürzung von Leutnant! „Ein fahrend Leut im hehren Schönheitsbann", finden wir auf Seite 153 wieder.
M. K.

Das Tagebuch eines glücklich Verheirateten. Unterschlagen und mitgeteilt von Karlchen. München und Leipzig, Georg Müller.

Allen Freunden eines gesunden Humors wird Karlchen, das ist der wohlbekannte Redakteur der „Jugend", Karl Ettlinger, mit dem vorliegenden Büchlein, welches bereits in vierter Auflage erscheint, eine vergnügte Stunde bereiten. Wer ein so gesundes Lachen auszulösen vermag und noch dazu mit zwar urwüchsigen aber auch durchaus dezenten Mitteln, verdient den Dank aller fröhlichen Leser.
mz.

Aus dem deutschen Osten. Fünf Künstler-Zeichnungen von Arthur Bendrat. Mit einem Vorwort von Dr. Käte Schirmacher. Leipzig-Berlin, Verlag B. G. Teubner.

Vorzüglich reproduzierte Bilder, die allgemeine Anerkennung verdienen, und sicherlich nicht nur für Leute aus dem Osten interessant.
A. Halbert.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Badewesen, Deutsches, in vergangenen Tagen. Von Dr. Alfred Martin. Die Umschau XI, 8 (16. Februar 1907).
Carducci, Giosuè. Von Dr. Albert Zacher. Das freie Wort. VI, 23 (März 1907).
Dichtkunst und Konvention. Von Alexander von Gleichen-Russwurm. Das literarische Echo IX, 11 (März 1907).
Gerhardt, Paulus. Zu seinem dreihundertsten Geburtstage (12. März 1907). Von Theodor Kappstein. Westermanns Monatshefte 51, 6 (März 1907).
Goethes deutsche Gesinnung. Von Dr. Ernst Friedländer. Eckart I, 5 (Febr. 1907).
Goetz, Hermann, und seine Opern. Mit Auszügen aus ungedruckten Briefen. Von Georg Richard Kruse. Bühne u. Welt IX, 9 (Februar 1907).
(Hauptmann.) — Das Werk Gerhart Hauptmanns. Von Franz Servaes. Das literarische Echo. IX, 10 (Februar 1907).
Jensen, Wilhelm. Von Wilhelm Arminius. Eckart. I, 5 (Februar 1907).
Jones, Sir Edward Burne, der letzte Präraffaelit. Von Johann Ranftl. Hochland IV, 5 (Februar 1907).
Jungjüdische Lyrik. Von S. Meisels. Das literarische Echo IX, 11 (März 1907).
Klinger, Max. Von F. v. Ostini. Die weite Welt 26, 7.
Königin Luise in Memel. Von Gustav Heinrich Schneideck. Westermanns Monatshefte 51, 6 (März 1907).
(Kunstgewerbe.) — Die Bedeutung des Kunstgewerbes. Eröffnungsrede zu den Vorlesungen über modernes Kunstgewerbe an der Handelshochschule in Berlin. Von Hermann Muthesius. Die Kunst VIII, 5 (Februar 1907).
Maria Stuart in Elisabeths Gefangenschaft. Die erste Phase (1568—1573). Von Lady Blennerhassett. Deutsche Rundschau 33, 5 (Februar 1907).
Meer in der modernen Malerei, Das. Von Friedrich Fuchs. Westermanns Monatshefte 51, 6 (März 1907).
Meredith, George, als Psycholog. Von Ernst Groth. Die Grenzboten 66, 7 (14. Februar 1907).
Militärische Jugenderziehung. Von Rittmeister von Witzleben. Die Grenzboten 66, 7 (14. Februar 1907).
Mittelalterliche Charakter des kirchlichen Protestantismus, Der. Eine religionsphilosophische Studie. Von Ferdinand Jakob Schmidt. Preussische Jahrbücher 127, 2 (Februar 1907).
Nietzsches Wille zur Macht. Von W. Switalski. Hochland IV. 5 (Februar 1907).
Nordküste Siziliens, An der. Von Dr. Alexander Rumpelt. Westermanns Monatshefte 51, 6 (März 1907).
Plattdeutschen Literatur, Gegenwart u. Zukunft der. Von Wilhelm Poeck. Eckart I, 5 (Februar 1907).
Puttkamer, Alberta von. Von Bernhard Münz. Westermanns Monatshefte 51, 6 (März 1907).
Reicke, Georg. Von Heinrich Spiero. Das literarische Echo IX, 10 (Februar 1907).
(Röckel.) — Aus den Jugendjahren des Dresdner Musikdirektors August Röckel. Von Dr. Hubert Ermisch, Oberregierungsrat. Deutsche Rundschau 33, 5 (Februar 1907).
Schöpfung der Sprache, Die. Von Dr. Ernst Meyer. Die Grenzboten 66, 5 (31. Januar 1907).
Sittengesetz der Schönheit, Vom. Von Ellen Key. Kunst und Künstler V, 5 (Febr. 1907).
Transkaspien, Das Land. Reiseerinnerungen von H. Toepfer. Die Grenzboten 66, 8 (21. Februar 1907).
Whistler, James Abbott Mac Neill. Von Albert Dreyfus. Die Kunst VIII, 5 (Febr. 1907).
Zügel, Heinrich. Von R. Gönner. Die Kunst VIII, 5 (Februar 1907).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Bändchen 34. 43. 117 und 129. Leipzig, B. G. Teubner.
Behm, Marie-Luise, Gedichte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Bericht über die Verhandlungen der Tagung von Hochschullehrern zur Beratung über volkstümliche Hochschulvorträge im deutschen Sprachgebiete. (Zweiter deutscher Volkshochschultag.) Leipzig, B. G. Teubner.

Blindow, Frieda, Ein bunter Strauss. Erträumtes und Erdachtes. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Buch vom Kinde, Das. Ein Sammelwerk für die wichtigsten Fragen der Kindheit, unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute herausgegeben von Adele Schreiber. Leipzig, B. G. Teubner.
Bulgrin, August, Ut de Grot-Justinsche Eck. Lire ut Hinnepommern. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Cappy, Gräfin Marie Crescence, Eine Bergfahrt und andere Reisebilder. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Carducci, Giosuè, Ausgewählte Gedichte. Übertragen von Otto Haendler. Dresden, Carl Reissner.
Cimbali, Eduardo, La Politica Coloniale conforme al nuovo indirizzo del diritto internazionale e alla vera civiltà. Roma, Bernardo Lux.
Coutts, John, The Divine Wisdom as revealed by the Methods of Christ and of the Spirit, manifesting the Harmony and Unity in Nature, Man & the Bible. London: National Hygienic Company, Limited, Publishers, etc.
Danöfen, L., Estella. Novelle. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Dautschat, Max, Backfisch-Geschichten. Humoresken. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Degré, Wilhelm, Familie von Giessen. Roman. I. u. II. Band. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Domanig, Karl, Wanderbüchlein. Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung.
Dumas, Casimir von, Tropfen im Meere deutscher Dichtung. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Elberskirchen, J., & A. Eysoldt, Die Mutter als Kinderärztin. München, Seitz & Schauer.
Erdmann, Bruno, Der grüne Tropfen. Novellen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Erinnerungen d. Kaiserin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. Nach Alexander von Herzens Ausgabe neu herausgegeben von G. Kuntze. Mit mehreren Porträts und einem Nachtrag aus den Erinnerungen der Fürstin Daschkoff. 3. Auflage. Stuttgart, Robert Lutz.
Erwachen der Seele, Das. Nach dem Arabischen des Ibn Tufail. Mit einer Einleitung von Dr. Paul Brönnle. Aus dem Englischen übersetzt von A. M. Heinck. Rostock, C. J. E. Volckmann.
Freiligrath, Ferdinand, Sein Leben und Schaffen von Ludwig Schröder. Mit 3 Bildnissen, 2 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag.
Fuchs, Hanns, Der Garten mit dem Rosenbusch. Roman. Leipzig, Scholz & Maerter.
Gallert, E., Der Jüngere vom Majorat. Eine Erzählung aus dem Künstler- und Soldatenleben. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Gesellschaft, Die. Herausgegeben von Martin Buber. Band V. David, Die Zeitung. Kart. Band VI. Wirth, Der Weltverkehr. Kart. Band VII. Schweninger, Der Arzt. Kart. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten u. Loening.
Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 36. u. 37. Band. Schriften zur Literatur I. u. II. Teil. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflgr.
Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. Herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann. 5. Jahrgang 1907, 1. u. 2. Heft. Münster i. W., Verlag der Alphonsusbuchh.
Guttreu, Fritz, Geldmenschen. Schattenbilder aus dem Leben. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Hastreiter, Oberstabsarzt a. D., Dr. med., Was jeder junge Mann zur rechten Zeit erfahren sollte. München, Seitz & Schauer.
Heine, Heinrich, Auswahl aus seinen prosaischen und poetischen Schriften von Achim von Winterfeld. Leipzig, Felix Dietrich.
Henkel, Fr., Hermann und die Cherusker. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Herder-Worte. Ausgewählt und mit Einleitung versehen von Achim von Winterfeld. Leipzig, Felix Dietrich.
Il Rinnovamento. Rivista critica di idee e di fatti 1907 (I. Jahrg.) Fasc. I. Milano, Via Bigli 15. Officina tipografica L. Marinoni, Lodi, via Marsala 20.
Iros, Ernst, Von Liebe und Leid. Gedichte und Skizzen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Japans Frauen und Frauenmoral. Von Shingoro Takaishi Aus dem Englischen übersetzt von A. M. Heinck. Rostock, C. J. E. Volckmann.
Kamilaar, Gisela, Frauen von heute. Novellen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Kapadia, S. A., Die Lehren des Zoroaster und die Philosophie der Parsen-Religion. Aus dem Englischen übersetzt von A. M. Heinck. Rostock, C. J. E. Volckmann.
Keller, Gottfried, Sieben Vorlesungen von Albert Köster. 2. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.
Kleiner, F. B., Antonia. Drama in drei Akten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Kosmos. Handweiser für Naturfreunde, herausgegeben vom Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Band IV. 1907. Heft 1. Stuttgart, Franckhsche Verlagshdlg.
Lissauer, Ernst, Der Acker. Dichtungen. Wien, Hugo Heller & Co.
Mann, Franziska, Kinder. Stuttgart, Axel Juncker Verlag.
Marnitz, L. von, Russisch-Japanischer Krieg nach amtlichen Veröffentlichungen. Ausgewählt und mit Accenten versehen. Leipzig, Raimund Gerhard.
Mc Carthy, Justin Huntly, Wenn ich der König wär'! Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. 23. Jahrgang. Band 12. Stuttgart, J. Engelhorn.
Meyer, Bernhard, Gedichte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Mono. Der Grundstock einer Monosammlung. München, Mono-Verlag, Lindwurmstrasse 24.
Musik-Mappe, Die. Eine Sammlung von Original-Kompositionen moderner Meister nebst einer Textbeilage und weiteren vier Gratis-Notenbeigaben. Band I. Heft 29. Salonstücke. Leipzig, W. Vobach & Co.
Nehls, Hans, Der Weg zur Sonne. Geschichten und Märchen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.
Nithack-Stahn, Walther, Der Mittler. Roman. Halle a. S., J. Frickes Verlag (J. Nithack-Stahn).
Nottbeck, Friedrich von, Erlebnisse und Erinnerungen aus dem russisch-japanischen Kriege. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Oberndorff, Gräfin Many von, Die barmherzige Samaritanerin Hanna. Zwei Wiener Geschichten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Ollan, Fr., Schutt. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Pflugfelder, Atta, Menschen oder Des Sängers Tod. Drama in vier Akten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Photographische Korrespondenz. September 1906 u. Februar 1907. Wien, Verlag der k. k. Photographischen Gesellschaft.

Raab, Dr. L., Aufklärungen über das Wesen der Nerven- und Herzkrankheiten und die neueste Methode ihrer Behandlung. 2. veränderte Auflage. München, Seitz & Schauer.

Raumer, K., Pflanze, Tier, Mensch. Ein naturwissenschaftliches Glaubensbekenntnis. München, Seitz & Schauer.

Ritter, Karl. Die Philosophen. Lustspiel in vier Akten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Roeder, Oswald, Michelangelo. Ein Beitrag zur Kenntnis seines Seelenlebens. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Rümann, Wilhelm, Psyche Tyrannos. Novellen. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung anderer herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. 29. Jahrgang. 6. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Saudek, Robert, Billige Weisheiten. Eine Essaysammlung. Berlin, Verlag Continent, G. m. b. H.

Schmidt, Richard, Geduld. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Schnackenburg, Max, Zeitgedichte u. Epigramme. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Schwingel, Paul, Fips, der Schneider, und andere lustige Possen und Schwänke. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Sonnenfels, Falk von (L. v. R.), Wanderlieder. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Stavenhagen, Hauptmann a. D. W., Boyen. Sonderabdruck aus: „Die militärische Welt". 1907. Heft 11. Wien, C. W. Stein (Buchhandlg. L. Rosner).

Stavenhagen, Hauptmann a. D. W., Über die altgriechische Militär-Schriftstellerei. Sonderabdruck aus: „Die militärische Welt". 1907. Heft 11. Wien, C. W. Stein (Buchhandlung L. Rosner).

— Über Himmelsbeobachtungen in militärischer Beleuchtung, besonders das Zurechtfinden nach den Gestirnen im Gelände. Für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. Mit einer Skizze im Text und einer Sterntafel. Berlin, Verlag der Treptow-Sternwarte.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus u. Familie. 20. Jahrgang 1907. Heft 2. 3. 4. und 5. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Sternberg, Leo, Fahnen. Gedichte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

— Bündnisse. Stuttgart, Axel Junckers Verlag.

Stolzenberg, Wilhelm, Gedichte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Thiele, Adolf Eberhard, Mutterschaft. Schauspiel in drei Akten. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Thies, B., Moderne Autoren mit Akzenten, gegenüberstehender wörtlicher Übersetzung, Fragen u. Wörter-Verzeichnis. (Russische National-Bibliothek. Bd. III.) 1. Heft: A. Tschechow, Zwei Tapfere. 2. Heft: A. Tschechow, Das Chamäleon. Leipzig, Raimund Gerhard.

Traducteur, Le. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XV. Jahrgang. 1907. No. 1. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur".

Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. IV. No. 1. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator".

Volksbücher, Religionsgeschichtliche. Herausgegeben von Fr. Michael Schiele. IV. Reihe. 2. Heft. Paulus Gerhardt. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Wandkalender 1907 von Meisenbach, Riffarth & Co., Kunstanstalten, Berlin-Schöneberg.

Welt, Photographische. (Früher „Der Amateur-Photograph".) Monatsschrift für Amateur- und Fachphotographen. Band XXI. Heft 2. Februar 1907. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag.

Westphal, Gustav, Die Ostmark. Drama in 3 Akten. Danzig, Gustav Machholz.

Wolfer, Friedrich, Gedichte. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

CXXI. Band. — Mai 1907. — Heft 362

(Mit einem Portrait in Radierung: Rudolf Presber.)

S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt,
G. m. b. H.
Berlin W. 35.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXXI. Band. — Mai 1907. — Heft 362.

(Mit einem Portrait in Radierung: Rudolf Presber.)

S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt,
G. m. b. H.
Berlin W. 35.

Leiden.

Der Roman eines Knaben.

Von

Dora Duncker.

— Berlin. —

(Fortsetzung.)

VII.

Weit über eine Stunde schon wartete Max Maibrück in dem luxuriösen Salon der Gräfin, der gleich auf den ersten Blick etwas seltsam Anheimelndes für ihn gehabt hatte. Nicht nur das Gefühl in einer Umgebung zu sein, welche für den Augenblick wenigstens die Frau umfaßte, die seit kurzem all seine Gedanken beherrschte, ließ ihm in diesem Zimmer nichts fremd erscheinen.

In der Ungeduld des Wartens hin- und herschreitend, war er mehr und mehr zu einer wehmütig erinnernden Empfindung gekommen.

Die Muster der seidenen Möbel, die schweren weichen Teppiche, die Farbe der Vorhänge, das kapriziös umherstehende bric à brac, das man für gewöhnlich in einem Hotelzimmer nicht zu finden pflegt, Palmen und grüne Pflanzen, die Fülle der Blumen in Vasen und Schalen, ja selbst die ein wenig schwüle, von einem Gemisch feiner Parfüms und welkender Blumen getränkte Luft, — alles erinnerte ihn an den Salon seiner Mutter, in dem sie vorzugsweise gern sich aufzuhalten pflegte.

Ein paar kurze Augenblicke lang hatte Max das Gefühl, daß die Tür zum Nebenzimmer sich öffnen müsse, um die schlanke feine Gestalt seiner Mutter einzulassen.

Ganz deutlich hörte er ihre weiche, sehr leise Stimme fragen: „Wie geht's, mein Junge?", sah er sie in ihrer etwas lässig kühlen Art in einen dieser weichen Polsterstühle sinken. Und neben ihr stand der Vater und legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm mit jenem fest

samen Gemisch von Bewunderung und Sorge in die Augen, das sein Blick angenommen, seitdem der Sohn den Beruf des Kaufmanns gegen den des Künstlers vertauscht hatte.

Einen Augenblick wallte die Sehnsucht nach dem Vaterhause, aus dem er sich freiwillig verbannt hatte, weil man seiner Ehe nicht wohl wollte, in ihm auf. Dann wurde sie zurückgedrängt durch das Bild der Frau, die er mit fiebernder Ungeduld erwartete.

Wo blieb sie nur? Was konnte sie so lange zurückhalten? Hatte sie nicht selbst gestern beim Abschied ihm zugeflüstert:

„Nicht zu spät, lieber Freund, ich erwarte Sie ungeduldig!"

Max Maibrück machte sich's selbst nicht klar, was er stärker herbeisehnte, die Gegenwart der Frau oder die Botschaft, die er von ihr erwartete.

In Klara Möbius floß für ihn alles zusammen, was er durch Jahre ersehnt und erstrebt hatte: all seine heißen ehrgeizigen Künstlerwünsche, all seine junge Begeisterung für das, was ihm erringenswert dünkte, alles, was er in der bescheidenen Gewöhnung der letzten Jahre zurückgedrängt hatte, und das doch seine eigenste Natur, ein schon von Jugend auf anerzogenes Bedürfnis nach dem äußeren, frohen, heiteren Glanz des Lebens war.

In tausend kleinen Verzettelungen, in fortwährenden Abzweigungen von dem geraden Wege, den die Verhältnisse ihm vorgezeichnet, hatte sich seine eigentliche Natur bisher zu ihrem Recht verholfen.

An Stelle des harmlosen Getändels mit andern Frauen und Mädchen, das seiner Frau so viel heimliche Tränen abgepreßt, weil sie es nicht begreifen konnte, daß für einen Künstler andere Lebensbedingungen galten und gelten mußten als für den Durchschnittsmenschen, an Stelle der kleinen Ausschweifungen an Gelagen, plötzlichen Reisen, kostbaren Anschaffungen, in denen seine künstlich zurückgedämmte Natur sich bisher ausgetobt, war jetzt diese merkwürdige Frau in sein Leben getreten. Unzersplittert, ungeteilt flutete sein ganzes ungeheures Lebensdrängen ihr entgegen.

An ihrer Hand eine Strecke weit durchs Leben gehen, mit ihren Augen in die Welt sehen, das letzte Geheimnis ihrer Kunst von ihr erlauschen, seinen ganzen Menschen von ihrer Persönlichkeit durchdringen zu lassen, dahinter verschwand alles, was ihm bisher des Lebens wert gedünkt.

Und doch hatte er seine Frau nicht belogen, als er gestern nacht, ihren jungen Leib im Arm, all' ihre Fragen und Tränen unter Küssen erstickt hatte.

Er liebte Klara Möbius nicht.

Max Maibrück sank in einen Sessel und bedeckte die Augen mit der Hand. Das Fieber der Erwartung hatte ihn matt gemacht. Lange saß er so und dachte über das unergründliche Wesen der Frau nach, die ihn

so ganz in ihren Bann geschlagen hatte. Schroffer, unausgeglichener Übergänge war es voll.

Hinter der Dame mit den vornehmen Gewöhnungen tauchte plötzlich etwas Wildes, Ursprüngliches, durch keine Bildung, durch keine Erziehung Gezähmtes auf, eine künstlerische Bohême, wie er sie in den tollsten Kreisen männlicher Kunstgenossen nicht angetroffen hatte. Neben der ausgeglichenen Harmonie der reifen Frau brauste wild und schäumend ein nicht zu zügelndes Temperament. Ihre Selbstsucht, ihr herrisches Wesen kannte gewissen Menschen und Verhältnissen gegenüber keine Grenzen. Dann wieder war sie die Gutmütigkeit selbst, hätte das Hemd vom Leibe gegeben, wenn es not getan, die selbstlosesten Dienste geleistet.

Auch ihm war sie zuerst schroff, kalt, ablehnend entgegengetreten, bis sie ein Stückchen Individualität in seinem Menschentum und seiner Künstlerschaft erkannt hatte. Da war ihre Stimmung umgeschlagen in eine gütige Wärme, in eine Hingabe ohnegleichen für seine ehrgeizigen Pläne.

Als er an diesem Punkt angelangt war, schreckte er auf aus seinen matten Träumen.

Gleichzeitig verspürte er von irgendwoher eine Bewegung, einen eigentümlichen, schweren, berauschenden Duft.

Ehe er noch Zeit fand, sich umzuwenden, fühlte er eine warme, schmeichelnde Hand an seiner Wange.

Er zuckte zusammen und wandte sich hastig. Hinter ihm stand Klara Möbius.

Ihr bleiches Gesicht war gerötet, ihre Augen strahlten.

„Sieg, Sieg!" rief sie ihm entgegen. „Sieg auf allen Linien!"

In wortlosem Entzücken nahm er die Hand, die sie ihm entgegengestreckt hatte, und küßte sie.

„Dank!" flüsterte er bewegt.

Mit einer raschen Bewegung nahm sie den schwarzen Hut vom Haar und riß die Pelzstola herunter, so daß ihr weißer Hals in dem schwarzen Kleidausschnitt leuchtend sichtbar wurde.

Dann zog sie ihn neben sich auf einen kleinen Diwan unter einer Palmengruppe.

„Hören Sie, Max, wie es kam." Sie sprach sehr rasch und aufgeregt.

„Grappe empfing mich mit der Nachricht, daß es leidlich stehe. Dies ‚leidlich' reizte mich aufs äußerste. Ich und Ihr ‚Wald', wir beide sollten und mußten der Mittelpunkt sein."

„Gräfin," flüsterte er heiß und haschte nach ihrer Hand, die sie ihm willig ließ.

„Als ich in den Hauptsaal kam, sah ich, daß die Hängekommission

ihre Arbeit so ziemlich bewältigt hatte; nur Ihr Bild, Max, war noch immer auf der Staffelei, allerdings nicht mehr im Winkel, sondern in der Mitte des Saales. Drei Weise standen herum und schüttelten die Köpfe. Wie sie heißen, brauch' ich nicht erst zu sagen. Ich trat auf die Gruppe zu — Grappe wollte mich zurückhalten — aber das Blut kochte in mir, lange genug war ich diesen Banausen gegenüber geduldig geblieben. ‚Nun, meine Herren, zum letzten Male. Entschließen Sie sich schnell, den Maibrück zu hängen und zwar in den ersten Saal, oder ich ziehe meine Ausstellung zurück —'".

„Gräfin," rief Max entsetzt und begeistert zugleich, „das wollten Sie für mich tun!"

„Still," sagte sie und drückte seine Hand, „es kommt noch besser. Sie brummten und murmelten und konnten zu keiner Entschließung kommen. Grappe, Moos, Lernfüller, Harmsbrock, Feldkirchen entschieden für uns. Ich stand beiseite mit verschränkten Armen. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Blaß und aufgeregt stürzte der Diener auf mich zu.

„‚Frau Gräfin, Seine Hoheit Prinz Artur sind vorgefahren und bestehen darauf, die Ausstellung schon heut zu sehen.'"

Die Herren stoben entsetzt auseinander.

„Ich ersuche Seine Hoheit mir die große Ehre zu schenken. Grappe, Sie empfangen den Prinzen wohl."

„Wir kennen uns seit lange, Prinz Artur und ich. Er gehört zu den wenigen Fürstlichkeiten, die wirklich etwas von der Kunst verstehen und nicht nur darüber faseln. Ich erwarte Hoheit an der Tür. Er ist entzückt, mich persönlich anwesend zu finden, und bittet mich, ihn umherzuführen. Grappe geht an seiner andern Seite. Hinter uns schreitet der Chor der Rache.

Der Prinz sieht mein Porträt Helmuts an und bewundert den herrlichen Knaben. Dann bleibt er vor Ihrem ‚Wald' stehen."

Max Maibrück stockt der Atem.

„Er rückt an seinem Glas, räuspert sich, nimmt das Augenglas ab, beugt sich dicht auf das Bild, um die Unterschrift zu lesen. Dann wendet er sich sehr lebhaft nach mir um."

„‚Maibrück, Gräfin, wer ist das? Hab' den Namen noch nicht gehört.'"

„Ein junges Genie, Hoheit, das jeder Bewunderung wert ist und das nur Banausen verkennen können," sage ich mit Nachdruck und amüsiere mich königlich über die dumm dreinglotzenden Wichte.

„‚Eminent, Gräfin, ganz eminent,' sagt der Prinz, ‚eine Stimmung, wie ich sie seit Böcklins besten Werken nicht wiedergefunden habe.' Dann fügt er galant hinzu: ‚Ich tue Ihnen damit nicht weh, Gräfin, Sie kultivieren die Landschaft nicht.' Dann versenkt er sich wieder in den ‚Wald', stumm, lange, bewegt. Dann dreht er sich rückwärts.

‚Geben Sie dem Bild einen hervorragenden Platz, meine Herren, Sie ehren sich selbst damit, wenn Sie ein so ausgezeichnetes Talent in Ihren Schutz nehmen.‘

Sie dienerten und bücklingten und blieben zurück. Der Prinz und ich verschwinden in meiner Sonderausstellung.

Nun Max?“ Sie beugt sich über ihn und sieht ihm in die Augen.

Maibrück ist bleich geworden; die Worte versagen ihm. Zuviel des Lichts nach der langen Dunkelheit. Überwältigt sinkt er vor der Frau nieder, die ihm das Glück gebracht hat, und birgt sein Gesicht in ihrem Schoß.

Eine heiße, dunkle Röte steigt in Klara Möbius' blassem Antlitz auf. Ein Schauer der Leidenschaft geht über sie hin, als sie den jungen hingebenden Mann sich so nahe fühlt. Aber sie beherrscht sich und richtet sich rasch in die Höhe.

„Stehen Sie auf, Max, Sie sind ein Kind, kommen Sie!“

Sie zieht seinen Arm durch den ihren. So gehen sie im Zimmer auf und ab.

Sie erzählt ihm dies und das, vom Prinzen, von Grappe, auch von Riedinger spricht sie ihm, von dem heruntergekommenen, flotten, forschen Verwandten, der eigentlich zu schade zum Verkommen ist. Max wird ihn sehen heute abend.

Er sagt nichts, hält sich still neben ihr, zitternd vor Glück.

Vor dem Schreibtisch bleibt Klara stehen. Einen großen Teil der unteren Platte nimmt eine Photographie von Helmut nach einem Bilde Klaras ein.

„Ist er nicht ein schöner Bursch?“ fragt sie stolz, Max' Arm in dem ihren pressend.

„Ein wundervolles Bild,“ sagt er leise, warm, bewundernd.

„Ein wundervoller Mensch. Ihr werdet euch kennen lernen!“

Max sieht sie fragend an.

Da plötzlich legt sie ihre beiden Hände auf seine Schultern.

„Du kommst zu mir. Ich will euch alle beide haben,“ sagt sie heiß.

Langsam und schwer schüttelt er den Kopf.

Sie lächelt ihn an mit einem Lächeln, wie er es noch nie an einer Frau gesehen. Heiß, verlangend, gewährend, triumphierend.

„Das wird sich finden, dummer Bub'.“

Dann läßt sie ihn und fährt einen Augenblick mit der Hand über ihr heißes Gesicht und sagt rasch und unvermittelt:

„Kommen Sie, Max, es ist spät, wir wollen essen gehen. Irgendwohin, wo es lustig ist.“

Er sieht sie traurig und beklommen an.

„Ich kann nicht — ich muß —“

„Ah so,“ unterbricht sie ihn verstehend, mit einem leicht spöttischen

Anklang im Ton. „Ich vergaß, wir sind junger Ehemann. — Dann also auf heute abend.“

Sie reicht ihm kurz die Hand, die er festhält.

„Sind wir allein?“

Sie schlägt ihm leicht mit der freien Hand über die Backe.

„Nein, Kindskopf. Dinieren könnten wir zu zweien; heut abend hat sich große Gesellschaft angesagt. Aber Sie dürfen mich abholen, wenn Sie brav sind. Um acht Uhr. Ist das recht?“

Seine Augen leuchten auf.

„Dank, Dank,“ flüstert er und eilt davon.

VIII.

Am achtzehnten morgens um elf Uhr ist die Ausstellung Klara Möbius' und der „Elfer“ unter großem Zudrang des Publikums eröffnet worden.

Sämtliche Blätter haben die Notiz über die Vorbesichtigung durch Prinz Artur und sein begeistertes Urteil über den größten Teil der Ausstellung gebracht. Wer nicht kam, um Klara Möbius' Bilder zu sehen, den lockte dies prinzliche Urteil.

Schnell hatte sich's herumgesprochen, daß Prinz Artur sich besonders günstig über eine Landschaftsstimmung von Maibrück geäußert haben sollte. Maibrück? Wo hatte man doch den Namen schon gehört? Die wenigsten erinnerten sich des jungen Malers.

„Auf der Jahresausstellung im Glaspalast sollen ein paar talentvolle Porträts von ihm gewesen sein.“

„Aus der Gesellschaft?“

„Bewahre, nein, Krethi und Plethi. Maibrück war noch ganz Bohême, gehörte zu den Allerjüngsten -“

„Wer hatte ihn denn hergebracht in diese Eliteausstellung?“

Man zuckte die Achseln. Einige behaupteten, die Protektion des Prinzen. Andere wollten wissen, daß er mit der Möbius bekannt sei von Berlin her. Maibrück war ja auch Berliner, ein Schüler Artur Kampfs. Man lachte und erinnerte sich der kleinen Kollision zwischen Kampf und dem deutschen Kaiser gelegentlich der großen Berliner Ausstellung. Es war schon eine Weile her.

Dann suchte man Maibrücks Bild, um das sich das Publikum in Scharen drängte. Jeder war urteilslos entzückt.

Die Möbius hatte es angebracht, der Prinz es ausgezeichnet. Es war durchaus überflüssig, sich noch mit einem eigenen Urteil abzustrapazieren.

Die einzigen Nörgler fanden sich in den Reihen minder begünstigter Kollegen.

In der Sonderausstellung der Gräfin wimmelte es von hohen und

allerhöchsten Persönlichkeiten. Klara war umringt von vornehmen Damen, ordenbedeckten, hohen Offizieren, Ministern und ersten Staatsbeamten. Auch Prinz Artur mit seinen Brüdern hatte sich eingefunden. Prinzeß Adelgunde wurde gegen ein Uhr erwartet.

Riedinger, dem Klara eine Einladung zugeschickt hatte, bewegte sich zwanglos und liebenswürdig zwischen der aristokratischen Gesellschaft. Binnen kurzem wußte jedermann, daß er ein naher Verwandter der Gräfin war. Seine gescheiterte Existenz sah und merkte ihm niemand an.

Graf Drexel hatte einen unbändigen Respekt vor dem fixen Kerl bekommen, der sich seine Zucker nicht ohne weiteres hatte aufschwatzen lassen. Arm in Arm schritt er mit Riedinger umher und amüsierte sich köstlich über die witzig-frivolen Bemerkungen des Barons.

Rudi war es, wie er sich gestand, „sauwohl" zumute. Obwohl er längst keinen Groschen mehr in der Tasche hatte und Klara nicht die geringsten Anstalten machte, seine heimlichen Wünsche zu erfüllen, hatte er sich lange nicht mehr so ganz in seinem Element gefühlt. Er flirtete, schwatzte und spaßte und war wieder einmal der Allerweltskerl, dem niemand so leicht widerstand.

Das einzige, was ihn ein „bissel fuchste", war der Umstand, daß seine berühmte gefeierte Schwägerin heut gar kein Auge für ihn hatte. Dem Prinzen war er zwar vorgestellt worden, aber damit hatte es auch sein Bewenden gehabt. Wenn Klara jetzt auf Augenblicke von den Hoheiten loskam, suchte sie einen Blick in das Nebenzimmer zu erhaschen, in dem das Bild ihres Protégé Maibrück hing.

Die Geschichte mit dem jungen Menschen wollte Riedinger nicht recht gefallen. Allzuviel Gunst wandte die schöne Schwägerin ihm zu. Nicht nur als Künstler, auch als Menschen poussierte sie ihn. Das war durchaus nicht nach seinem Geschmack. Wie nun, wenn dieser junge Mann ähnliche Ziele bei der Gräfin verfolgte wie er selbst? Zweifellos standen des Malers Chancen für den Augenblick günstiger als die seinen.

Bei dem lustigen Bummel vorgestern abend hatte eigentlich nur dieser Maibrück für Klara Möbius existiert. Was hatte sie nur an dem langweiligen, scheuen, verschlossenen Burschen, der verträumt und versonnen vor sich hingeblickt hatte? Amüsant war der doch wahrlich nicht!

Einmal nur im Lauf des Abends hatte er eigentlich den Mund ordentlich aufgetan, und da war er gleich frech geworden, wie das Grünzeug es so an sich hat.

Riedinger hatte beim Sekt eine saftige kleine Geschichte zu erzählen begonnen. Noch ehe die Pointe heraus war, hatte der dumme Junge ihn unterbrochen und, in durchaus höflicher Form allerdings, ihn ersucht, dergleichen Dinge in Gegenwart der Frau Gräfin lieber nicht zu erzählen. Einfach lachhaft. Aus Rücksicht für Klara, - die dem Jüngling nicht widersprochen, sondern ihm mit leichtem Erröten so etwas wie

einen dankbaren Blick zugeworfen hatte, — war man ohne Aufsehen rasch auf ein anderes Thema gekommen.

Immerhin, die Geschichte war dem jungen Herrn nicht geschenkt. Es würde sich schon Gelegenheit finden, ihm die gebührende Antwort auf sein wichtigtuerisches Moralisieren zu geben, das, nebenbei gesagt, gar nicht am Platze war. Seine schöne Schwägerin hörte dergleichen ganz gern. Sie war überhaupt gar nicht „so"! Das hatte er nun auch schon heraus.

Für den Augenblick war Max Maibrück jedenfalls nicht aufzufinden, weder von Klara, deren Blicke ihn unausgesetzt zu suchen schienen, noch von Riedinger, der ihm gern auf der Stelle eins ausgewischt hätte. Dagegen wollte man seine Frau gesehen haben.

Rudi fragte den Grafen Drexel nach Frau Maibrück, der sie ebensowenig kannte, als irgend jemand von den anwesenden Herrschaften. Wie sollte „die Gesellschaft" auch zur Bekanntschaft dieser kleinen Malersfrau kommen!

Erst Professor Grappe konnte Aufschluß geben.

„Die junge Dame in der Tür, in dem einfachen grauen Kleide."

„Die Hellblonde?"

„Ganz recht."

„Die sieht ja noch wie ein Backfisch aus."

„Frau Mieze ist noch sehr jung," sagte Grappe lächelnd und trat zu dem Prinzen, der ihn befohlen hatte.

Riedinger sah sich die schlanke Gestalt im grauen Kleide näher an.

Trotzdem diese Frau schon Mutter sein sollte, lag etwas eigenartig Herbes, Jungfräuliches über der ganzen Erscheinung. Das schmale Gesichtchen war blaß und zart, beinahe kindlich; nur in den Augen lag ein seltsam reifer, spähender, sorgenvoller Ausdruck.

Unablässig waren diese Augen auf die Gräfin gerichtet, jede ihrer Bewegungen schienen diese Augen zu verfolgen, jeden Wechsel des ausdrucksvollen Gesichtes sich einprägen zu wollen.

Der fesche Rudi war kein großer Menschenkenner, aber auf eifersüchtige Frauen kannte er sich aus, diese Spezies hatte er sein Leben lang zu studieren Gelegenheit gehabt. Kein Zweifel, daß er auch hier wieder eine Reinkultur der Art vor sich hatte. Die qualvoll nach der Gräfin hinschauenden Augen des jungen Dings verrieten ihm mehr, als Worte es vermocht hätten.

Er drehte seinen blonden Schnurrbart noch um ein weniges keder in die Höhe und lächelte vergnügt.

Wenn die Dinge so standen, konnte man vielleicht gleich zwei oder gar drei Fliegen mit einer Klappe schlagen: die kleine Frau zu größerer Wachsamkeit reizen, dem jungen Burschen zur Strafe für seine unzeitgemäße Splitterrichterei den Weg zur Gräfin sperren oder wenigstens

mühsamer machen, für die eigenen Pläne Vorteile aus der verbesserten Situation ziehen.

Freilich, viel Zeit war nicht zu verlieren, wollte er diese neue seitliche Attacke wagen. Morgen abend wollte die Gräfin fort, unwiderruflich. Er hatte selbst das Telegramm an Kipping gelesen, das ihre Ankunft für Donnerstag früh anmeldete.

Ungeduldig wartete Riedinger darauf, daß die Unterredung des Prinzen mit Grappe ein Ende nahm. Sobald er frei war, sollte der Professor ihn mit der kleinen blassen Maibrück bekannt machen, die noch immer im Türrahmen lehnte und unbekümmert um die Siege, die das Bild ihres Gatten, kaum zwanzig Schritt weit von ihr entfernt, feierte, nach der Gräfin hinsah.

Jetzt endlich verbeugte sich Grappe vor dem Prinzen. Er war in Gnaden entlassen.

Riedinger wand sich geschickt durch die Menschen, die sich zwischen ihm und dem Professor stauten. Dann, als er ihn erreicht hatte, hielt er ihn fest beim Arm.

„Professor, tun Sie mir den einzigen Gefallen und stellen Sie mich der kleinen Maibrück vor. Scheint ein herziges Hascherl zu sein."

„Gern, gern," sagte Grappe hastig. Froh, der prinzlichen Huld entronnen zu sein, drängte er eilends weiter. Dabei gingen seine Augen suchend durch den Raum.

„Sie brauchen gar nicht umzuschauen. Da in der Tür steht die kleine Frau."

„Ich weiß, ich weiß," brummelte der Professor, „ich schau' auch nicht nach ihr, nach dem Jungen, dem Max seh' ich aus. Die Hoheiten haben schon verschiedentlich nach ihm gefragt, und er ist nicht zu finden. Die Gräfin ist sehr verstimmt. Das ist ganz Maibrück. Plötzlich unsichtbar geworden, durch die Lappen gegangen, wenn er am nötigsten gebraucht wird. Gott weiß, wohin er sich verkrochen hat, anstatt sich seinen Ruhm einzuheimsen."

Die Frau würde ja etwas wissen, meinte Riedinger, „kommen Sie nur endlich."

Grappe lachte auf.

„Die Frau — da sind Sie schlecht berichtet, Baron. Wenn der 's Verschwinden kriegt, weiß die Frau am allerwenigsten, wo er steckt."

Riedinger lächelte verständnisvoll.

„Also ein großer Haderlump! Das hätt' ich ihm gar nicht zugetraut."

„Keine Spur. Er amüsiert sich gern mal mit den Weibern. Das ist alles. Das andere, das plötzliche Ausbrechen aus jeder Gesellschaftsform sind Nerven, Künstlermarotten, was weiß ich. Plötzlich kommt

ein krankhafter, unbezwinglicher Drang über ihn, allein zu sein, oder sich unter wildfremden Menschen zu verstecken."

„So, so," meinte Riedinger skeptisch.

Jetzt standen sie vor Frau Mieze. Grappe stellte vor. Dann entfernte er sich eilends wieder, um nach Max zu sehen. Riedinger zog sofort sämtliche Register seiner liebenswürdigen Galanterie auf und spielte den angenehmen Schwerenöter. Zu seiner Überraschung mußte er bemerken, daß die blasse, zerstreute Frau auf diese Manier ganz und gar nicht zu haben war.

So lenkte er denn ohne viele Umschweife das Gespräch dahin, wo er's haben wollte, auf die Gräfin und den Gatten. Er erreichte damit wenigstens, daß Marie Maibrück ihm zuhörte, ohne allerdings Klara Möbius aus den Augen zu lassen. Dabei verharrte sie dauernd in ihrer reglosen, apathischen Stellung.

„Eine merkwürdige Frau," dachte Riedinger. „Das ganze Wesen die verkörperte Lethargie, und dabei diese Augen!" Nun, er wollte sie schon aufrütteln.

„Gnädige Frau wissen, daß die Gräfin nach Ihrem Gatten sucht?"

„Ja, ich weiß."

„Wollen Sie ihr nicht verraten, wo er steckt? Oder soll ich den Mittler machen?"

Kaum merklich zuckte Marie die Achseln.

„Ich weiß nicht, wo mein Mann ist."

„Aber, aber, gnädige Frau, wer Ihnen das glaubt! Solch ein junges Pärchen wie Sie und der Herr Gemahl!"

Da sie nicht antwortete, sich auch nicht rührte, fuhr er ein wenig stärker akzentuiert fort.

„Übrigens, da fällt mir ein, am Ende haben Sie doch recht! Das kommt davon, wenn man zu liberal ist und den Herrn Gemahl zu viel allein seiner Wege gehen läßt! Weshalb haben Sie nicht mitgetan nach Buchhof und vorgestern abend bei dem großen Bummel? Schau'n Sie, da gehört eine so junge, liebe Frau hin und nicht ins Haus, Trübsal blasen."

„Ich kann nicht fort von meinem Buben," sagte sie kurz.

„Uijeh, die Kinderstube! Ja, das ist auch so ein Kapitel zur Geschichte der modernen Ehe. Die gute Mutter zieht bei dem Mann gar leicht den kürzeren."

Sie sah ihn nun doch fragend an. Ihre Augen hatten etwas Kaltes, Feindseliges angenommen.

„Wie meinen Sie das, Herr Baron?"

„Nun, ich meine — sehr einfach — daß der Mann leicht geneigt ist, die Zeit, die die Frau ihm der Kinder wegen entzieht, nach seinem Gusto

anzuwenden, und daß dieser Gusto nicht immer der Gusto der Frau sein dürfte."

Da sie nicht antwortete, sondern beinahe unhöflich über ihn wegsah, fuhr er in einem aufreizend mitleidigen Ton fort.

„Schau'n Sie, Gnädigste, wie die Gräfin sich aufregt um Ihren Herrn Gemahl, und keine Ruhe gibt sie, bis sie ihn gefunden hat —" Riedinger bemerkte mit Vergnügen, daß endlich so etwas wie eine Bewegung durch den starren Körper des jungen Weibes ging — „Überhaupt diese Gräfin — weiß der Teufel, sie ist noch immer eine gefährliche Frau."

Jetzt wandte Marie Maibrück ihm das Gesicht zu und sah ihn mit ihren großen, reinen Augen durchdringend an.

„Für meinen Mann nicht, Herr Baron," sagte sie kalt und verließ den Platz an der Tür, ohne noch einmal nach ihm umzusehn.

Riedinger zerrte mißmutig an seinem Schnurrbart.

Abgeblitzt, glatt abgeblitzt. Donnerwetter, das war ihm lange nicht passiert. Außer bei seiner eigenen Frau überhaupt bei keinem Weibe noch.

Kruzitürken! Sollte er schon ausgespielt haben, oder trug nur diese kleine Person, die es doch allem Anschein nach nicht nötig hatte, die Nase so hoch, daß sie ihn schlimmer als den ersten besten behandelte!

Er nahm den Schnurrbart zwischen die Zähne und wünschte diese Maibrücks zum Teufel, die ihm bei dem Spiel mit der Gräfin einen Trumpf nach dem andern aus den Händen wanden.

Na, am Ende, wer zuletzt lacht, lacht am besten, und trotz dieser kleinen blonden Heiligen war er noch immer der Rudi Riedinger.

Wirklich schien ihm, kaum fünf Minuten später, wieder die Sonne des Glücks.

Prinz Artur schickte seinen Adjutanten nach ihm.

Mit strahlender Liebenswürdigkeit gab er dem hohen Herrn die Informationen über österreichische Militärverhältnisse, die er von ihm erbat. Und als ihm Prinz Artur am Ende vor aller Welt freundschaftlich die Hand schüttelte, wurden die Maibrücks ihm Hekuba.

Ihm, Rudi Riedinger, eröffneten sich am Ende noch ganz andere Türen als die der Gräfin Kipping, wenn er den richtigen Augenblick am Schopf zu packen verstand, und das war immer seine Force gewesen.

Gegen Abend sprach Rudi im Hotel vor, um sich bei seiner Schwägerin melden zu lassen.

Sein Gönner Jean zuckte skeptisch die Achseln.

Er könne beim besten Willen nicht sagen, ob die Frau Gräfin den Herrn Baron heute empfangen würde. Frau Gräfin sei eben jetzt, ziemlich aufgeregt nach Hause gekommen und habe Order gegeben, außer einer gewissen Persönlichkeit niemanden vorzulassen.

Riedinger trat einen Schritt näher auf Jean zu und ließ das letzte Dreimarkstück in der Hand spielen.

Wer denn diese gewisse Persönlichkeit sei? Die Masseuse oder die Manicure?

Jean zuckte mitleidig und vielsagend zugleich die Achseln.

Der Baron machte Miene, das Geldstück in der Westentasche verschwinden zu lassen.

Jean besann sich.

„Keine Dame, wenn ich so sagen darf, Herr Baron — vielmehr ein Herr."

„Ein sehr junger Herr?" fragte Rudi mit Nachdruck.

Jean verstand sofort.

„Sehr jung, Herr Baron, ja — ein Herr Kollege der Frau Gräfin."

Das Geldstück verschwand in der Hand des Allwissenden.

„Es ist gut, Jean. Versuchen Sie's immerhin, mich bei der Gräfin zu melden. Sagen Sie ihr, ich wolle nur auf einen Moment vorsprechen, durchaus nicht stören."

„Sehr wohl, Herr Baron."

Nach wenigen Augenblicken kam Jean mit dem Bescheid zurück, die Frau Gräfin lasse bitten, auf ein paar Minuten. Sie sei sehr angegriffen und wolle sich zeitig zu Bett legen.

Als Riedinger bei seiner Schwägerin eintrat, fand er sie in einem halbdunkeln Teil des großen Salons in eine Causeuse gedrückt. Die Hand, die sie ihm reichte, war heiß und fiebrig.

„Sind Sie krank, Klara?" fragte er, für den Augenblick wirklich beunruhigt.

„Nicht krank, nein," sagte sie hastig, „nur verstimmt."

„Heut, an einem Ihrer Ehrentage! Meinen Glückwunsch, Frau Schwägerin."

Sie wehrte nervös ab.

„Lassen Sie das, Rudi. Übrigens hab' ich Sie nur empfangen, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich habe meinen Entschluß geändert; ich fahre schon morgen früh nach Berlin."

Er erschrak sichtlich.

Sie sah ihn verwundert mit so etwas wie einem halben Lächeln an.

„Morgen früh oder morgen abend," sagte sie leichthin, „das bleibt sich ja am Ende gleich."

„Nicht für mich, Klara," flüsterte er bedeutungsvoll.

Sie zuckte die Achseln. Dann mit kaum unterdrückter Leidenschaft fuhr es heraus.

„Ich muß fort. Der Boden brennt mir unter den Füßen."

„Ja, um Gottes willen, was ist denn geschehen?"

„Denken Sie —" sie rückte ganz dicht an ihn heran und legte ihre

heiße Hand auf seinen Arm. „Sie wissen, heute mittag in der Ausstellung wurde nach Max Maibrück gefragt —"

„Hat sich der verlorene Sohn inzwischen gefunden?" unterbrach er spöttisch.

„Bisher nein."

Um Riedingers Mund zuckte ein kleines mokantes Lächeln, das Klara auffing.

Hart lachte sie auf.

„Ah, Sie glauben, ich sorge mich um den Ausreißer! Keine Spur. Es handelt sich um ganz etwas anderes, um eine Insolenz dieser Gans von Frau."

„Aha," dachte Riedinger, „also ist die Kleine doch aufgewacht! Das ist mein Werk."

„Da Maibrück sich scheinbar nicht finden lassen wollte, gab man das Suchen auf. Ich dachte mir, nach Tisch wird er ja wohl glücklich wieder in den Ehehafen eingelaufen sein, ich werde ihn also, wie schon vorher geplant war, in seiner Wohnung aufsuchen und einiges mit ihm besprechen. Ich nehme einen Wagen und fahre hinaus. Ein täppischer Bauerntrampel empfängt mich und sagt mir, der Herr sei noch nicht wiedergekommen, und fügt grinsend hinzu: ‚Das kommt öfter bei uns vor.' Da ich bei dieser Gelegenheit wenigstens Maibrücks Atelier und seine Studien ansehen will, lasse ich mich bei Frau Maibrück melden, obwohl sie es heut morgen nicht der Mühe wert gefunden hat, sich mir vorstellen zu lassen. Mit einem dummdreisten Gesicht kommt das schlamperte Ding zurück und sagt mir: ‚Die Frau bedauert, aber sie ist nicht zu sprechen. Der Bub' ist nicht ganz wohl.'"

„Schau, schau, die Kleine hat Schneid'", dachte Riedinger amüsiert. Laut aber sagte er: „Sie haben ganz recht, Klara, empört zu sein. Ein ungehobeltes Benehmen. Aber am Ende, Sie können von solchen Leuten nicht viel Besseres erwarten."

Sie fuhr auf.

Er ist aus einer ersten Berliner Familie.

„Mag sein. Aber sie!"

„Unbegreiflich, wie er zu dieser Pute gekommen ist. Es gibt keinen ersichtlichen Grund dafür."

„Liebe Klara, wenn sich einem die Gründe der Eheschließungen offenbaren wollten, seltsame Dinge würden zutage kommen."

Die Gräfin seufzte beklommen auf und sah an ihm vorbei. „In diesem vertrackten Leben findet man den oder die Richtige meist zu spät," sagte Riedinger mit einem Anflug von Sentimentalität, die seinem forschen Wesen sehr drollig stand. Dann beugte er sich auf die Hand der Gräfin und küßte sie bedeutungsvoll.

Klara fuhr zurück und sah ihren Schwager verwundert an. Sie

wußte ganz und gar nicht, was sie aus Riedinger machen sollte. Spielte er auf Dinge an, die sie sich selbst noch nicht einmal klar gemacht hatte, klar machen wollte, oder trug er eigene Gefühle sentimental zu Markte?

Jedenfalls war es höchste Zeit, das Thema abzubrechen. Viel zu tief hatte sie ihn schon hineinsehen lassen in das, was sie bewegte und nicht wieder loslassen wollte.

Ernste Gespräche mit Rudi Riedinger! Welch ein lächerlicher Einfall!

Sie sprang auf und drehte sämtliche elektrische Flammen auf, so daß der halbdunkle Salon in einem Augenblick in strahlendes Licht getaucht war.

„Kommen Sie, trinken Sie eine Tasse Tee mit mir, oder einen Grog, es ist kühl geworden heute abend, und erzählen Sie mir ein bißchen was Lustiges. Mir scheint, ich habe Sie angesteckt mit meiner närrischen Grillenfängerei. Das Los von uns Künstlern, daß wir der fatalen Stimmungen nicht Herr werden können. Sie kommen über uns wie der Dieb in der Nacht. Sagen Sie selbst, Rudi, was gehen mich Leute wie diese Maibrücks eigentlich an? Gar nichts! Und da laß ich mir den halben Tag, noch dazu einen Siegestag, durch sie verderben."

Sie hatte inzwischen geklingelt. Jean erschien nach diskretem Klopfen in der Tür.

Ein plötzlicher Gedanke überkam sie. Riedinger mußte um jeden Preis vergessen, daß diese Maibrücks sie ernsthaft beleidigt hatten.

„Wissen Sie, was wir machen, Rudi? Wir trinken ein Glas Sekt zum Abschied! Jean, eine Flasche Heidsieck dry."

Jean verschwand mit einem blöden Lächeln auf den glattrasierten Lippen.

Dies ging ihm über den Verstand. Den einen erwartete sie, und mit dem andern trank sie Sekt. Eine merkwürdige Sorte, diese Berliner Malerinnen.

Für ein paar Augenblicke hatte Klara Möbius sich von ihrem Gast beurlaubt.

In ihrem Schlafzimmer sank sie in einen Stuhl und preßte die Hände wild zusammen.

Was in aller Welt war nur über sie gekommen, daß sie dieses kleine Reiseabenteuer so ernst und immer ernster nahm? Was über ihn, daß er's ihr antun konnte, vor ihr davonzulaufen, wie ein dummer Bub', nach allem, was sie für ihn getan, nach dem, wie sie sich ihm gezeigt hatte! Und sie, sie war ihm nachgelaufen – hatte ihn gesucht durch die ganze Stadt, bis in sein Haus! Was hatte dieses halbe Kind aus ihr gemacht mit seinem seltsam verträumten Wesen, seiner hingebenden Dankbarkeit, seiner genialen Kunst!

Ihr wurde sehr warm ums Herz, als sie daran dachte. Sollte sie Riedinger fortschicken, allein auf ihn warten? Sie wußte, es würde

Max bitter weh tun, sie beim Sekt in Gesellschaft eines Mannes zu finden, gegen den sein ganzes Wesen sich aufbäumte.

Dann wieder regte sich der Trotz in ihr.

Mochte er! Er hatte ihr Leid genug bereitet.

Der Sekt war schon aufgetragen, als Klara den Salon wieder betrat. Riedinger hatte sich eine Zigarette angezündet und sich in einen Sessel der Tür gegenüber gestreckt, deutlich die Ungeduld markierend, mit der er auf sie wartete.

Mit einem dreisten Lächeln sah er ihr entgegen.

In diesem Augenblick verwünschte sie es wieder, ihn bei sich behalten, ja, ihn überhaupt nur empfangen zu haben.

Gerade an der Stelle, an der sie Max vor wenig Tagen die Botschaft seines Sieges überbracht hatte, an der er glühend von Dank ihr zu Füßen gesunken war, hatte Jean den silbernen Sektkübel auf dreibeinigem Gestell serviert.

Klara zog die Stirn zusammen, daß ihre schwarzen Brauen sich fast berührten.

„Stellen Sie den Sekt neben die Causeuse, Baron."

Riedinger sah die Gräfin erstaunt an. Diese Frau war die reine Sphinx! In heiterer Erregung hatte sie das Zimmer verlassen, jetzt, nach wenigen Minuten kehrte sie wieder, unverkennbaren Zorn auf der Stirn.

Sollte die Gunst des Augenblicks, mit der er so stark gerechnet hatte, schon wieder vorübergehuscht sein, ohne daß er sie festgehalten hatte? Sollte er das grandiose Pech haben, daß diese Gunst sich kein zweites Mal zeigte, oder daß sich im letzten Augenblick etwa „die gewisse Persönlichkeit" zwischen ihn und seine letzten Chancen stellte?

Sie erwartete Maibrück wohl kaum mehr, sonst hätte sie ihn schwerlich zum Sekt gebeten. Dennoch, er mußte den Kopf oben behalten für alle Fälle.

„Schon wieder Wolken, schönste Frau Schwägerin?" fragte er nicht eben begeistert.

Sie antwortete nicht und setzte sich in die Ecke der Causeuse, in der er sie zuerst gefunden hatte.

Riedinger schenkte ein und stieß sein Glas an das ihre.

„Auf gute Reise, Frau Schwägerin, und auf frohes Wiedersehen."

„Sie gehen auch morgen, Rudi?" fragte sie mit einer gewissen Beflissenheit.

Er zuckte mit den Achseln und sah sie halb belustigt, halb resigniert an.

„Ich möchte wohl — aber ich kann nicht."

„Weshalb können Sie nicht?"

Er zupfte an seinen Taschen und lächelte.

„Ebbe, teuerste Klara! Vollständige Ebbe!"

„Erwarten Sie Geld?"

„Wenn Hartung auf den noch immer schwebenden Zuckerverkauf Vorschuß am Anteil gibt —!"

„Eine ungewisse Sache?"

„Sehr ungewiß, ja."

Eine kleine Pause trat ein. Riedinger nippte an seinem Glase und sah über den Rand desselben fort zu der Gräfin hin.

Die saß ganz still und dachte darüber, ob es nicht am Ende das Klügste sei, ihm auf und davon zu helfen. Trafen Max und Riedinger sich heute abend noch in ihrer Gegenwart, so würde sie die Dinge schon nach ihrem Wohlgefallen lenken.

Nach ihrer Abreise von München aber sollten diese beiden besser nicht mehr zusammen kommen. Sie hatte das bestimmte Gefühl, daß eine solche Begegnung in keinem Fall glatt ablaufen würde.

Zweifellos würde Riedinger mit diesem Abschiedsfekt unter vier Augen renommieren, ebenso zweifellos Max, dem das frivole Gebaren des Exoffiziers von Grund auf zuwider war, es an einer gereizten Antwort oder Schlimmerem nicht fehlen lassen. Zum mindesten war ein Skandal gewiß, und es lag absolut nicht in Klara Möbius' Interesse, die Dinge zwischen den beiden zu einem Skandal kommen zu lassen.

Daß sie im tiefsten Grund ihrer Seele davor zitterte, Maibrück könne durch Riedinger eine ernste Gefahr drohen, gestand sie sich selbst nicht ein.

Während sie überlegte, fühlte sie Riedingers Blick gespannt auf sich ruhen.

Sie kannte die Männer zu gut, um nicht zu wissen, daß er jetzt einen ganz bestimmten Vorschlag von ihr erwartete, eine Hilfeleistung, um derentwillen er sie vielleicht überhaupt nur aufgesucht und sich i hartnäckig ihrer Gesellschaft bemächtigt hatte.

Sie war gern bereit, ihm auf die Reise und auch noch ein Stückchen darüber hinaus zu helfen, gegen die Zusicherung, daß er wirklich morgen in der Frühe München verließ. In welcher Form aber ihm dies Versprechen abnehmen, wie es begründen?

Endlich nahm Riedinger selbst das Wort und sagte mit gewinnender Ehrlichkeit:

„Teure Frau Schwägerin, sollte Ihre Nachdenklichkeit sich mit meiner geringen Person beschäftigen, so bitte ich um die Erlaubnis, ein Wort zu dieser Nachdenklichkeit beisteuern zu dürfen. Hegen Sie freundliche Absichten für mich, so täten Sie ein gutes Werk, wenn Sie dieselben zur Tat machten. Ich bin wirklich in großer Verlegenheit und wäre Ihnen ehrlich dankbar, wenn Sie mir so ein bissel heraushälfen. Daß ich — selbstverständlich auch ohne das — mit Leib und Seele zu Ihrer Verfügung bin, wissen Sie."

„Topp,“ sagte Klara jetzt ohne Besinnen und hielt ihm die Hand hin, die er feurig ergriff. „Ich helfe Ihnen gern, Rudi, aber Sie müssen mir einen kleinen Gefallen tun.“

„Jeden, teuerste Klara.“

Sie lachte ein wenig gezwungen.

„Eigentlich ist es eine Albernheit. Diese Dummheit geht mir schon nach, seit ich ein Kind war und Kindergesellschaften besuchte. Ich mußte immer die letzte sein, und wenn ein Mädchen unglücklicherweise später abgeholt wurde als ich, schleppte ich sie mit auf die Straße, und sie mußte mir mit heiligen Eiden schwören, nicht wieder herauf zu gehen. Ich hab's nie vertragen können, daß jemand länger als ich genoß. Verstehen Sie mich, Rudi?“

„Nicht so ganz, Klara.“

Sie machte eine sehr ungeduldige Bewegung. Dann besann sie sich rasch und sagte nicht ohne Koketterie:

„Also, wir sind hier in München zusammen fidel gewesen. Ich mag es nicht, daß Sie noch hinter mir her fidel sind. Versprechen Sie mir, daß Sie morgen früh nach Wien fahren, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen fünfhundert Mark à discrétion zur Verfügung zu stellen. Sie können sie mir verzinsen oder nicht verzinsen, wiedergeben oder nicht wiedergeben, das ist mir ganz gleich. Sind Sie einverstanden, Rudi?“

Riedinger stürzte sich auf die Hand der Gräfin und bedeckte sie mit glühenden Küssen der Dankbarkeit.

Sie lachte ihn aus über seine Emphase.

„Was ist denn da weiter dabei, Schwager. Sie tun ja, als hätte ich Ihnen mindestens das Leben gerettet.“

„Ungefähr ist es so,“ meinte er mit trockenem Humor.

Sie gingen an den Schreibtisch. Klara Möbius übergab dem Baron die Scheine.

„Soll ich Ihnen etwas Schriftliches geben, Klara?“

Zuerst wehrte sie ab, dann besann sie sich eines andern.

„Ja, bitte.“ Sie schob ihm ein Papier und ihre Füllfeder zu.

„Schreiben Sie: Von Frau Gräfin Kipping fünfhundert Mark zu freier Verfügung erhalten gegen das Versprechen, morgen Montag, den neunzehnten April, mit dem Morgenzug nach Wien zurückzufahren, und so weiter.“

Riedinger lächelte und schrieb. Dann hielt er ihr das Papier hin.

„Ist es recht so?“

„Ganz recht, Baron.“

„Nochmals Dank, Klara.“

„Es hat nichts zu bedeuten. Ich tue es gern. Aber nun gehen

Sie auch, Baron. Es ist bald zehn Uhr, und wir müssen morgen beide früh heraus."

„Nochmals glückliche Reise, Frau Schwägerin."

„Gleichfalls, Baron."

Nachdem die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, atmete sie erleichtert auf.

Gottlob, daß er fort war und das Komödienspiel ein Ende hatte!

Sie hatte sich einen Augenblick in einen der Sessel nahe der Tür geworfen.

Jetzt sprang sie nervös wieder auf und klingelte.

Jean erschien in der Tür.

„Wenn Herr Maibrück noch nachfragen sollte, bis elf Uhr bin ich zu sprechen, länger nicht."

Jean verbeugte sich ehrerbietig und verschwand.

Klara trat an den Schreibtisch und nahm das Bild ihres Jungen zärtlich zwischen beide Hände. Nachdem sie es eine Weile angeschaut, zog sie es an die Lippen. Dann stellte sie es an seinen Platz zurück und sagte trotzig, was sie vor wenig Tagen Max Maibrück gesagt hatte:

„Ich will euch alle beide haben."

Als die Gräfin gerade in den Wagen gestiegen war, um zur Bahn zu fahren, wurde ihr ein Telegramm überbracht.

Jean ließ den Kutscher, der im Begriff war fortzufahren, noch einmal halten, falls das Telegramm einer Antwort bedürfte. Klara las mit verhaltenem Atem.

„Dachau. Sonntag Nacht. Verzeihung, Gräfin, ich konnte nicht anders. Ich mußte mit mir allein sein. In Anbetung Max."

„Ist eine Antwort, Frau Gräfin."

„Nein," sagte sie kurz.

Jean verbeugte sich und gab dem Kutscher ein Zeichen. Der griff in die Zügel und fuhr in schlankem Trabe dem Bahnhof zu.

IX.

Graf Klemens ließ seinen Sohn nur ungern nach Berlin fahren. Er sah es viel lieber, wenn Helmut draußen seine Unterhaltung fand, seine jugendlichen Freunde zu sich lud, sich auf dem Wasser bewegte, ritt, radelte oder sich auf langen Fußtouren erging. Von den Berliner Freuden wollte Kipping für einen so jungen Menschen nicht viel wissen. Dann und wann freilich mußte er wohl oder übel seine Einwilligung geben. Er durfte den reichbegabten Knaben, den werdenden Jüngling nicht jeder Anregung der Großstadt berauben.

So hatte er's Helmut auch heute abend nicht abschlagen mögen, als er ihn gebeten, am morgigen Sonntag auf ein paar Stunden nach Berlin fahren zu dürfen. Franz hatte ihn eingeladen, und dann — es

war etwas zögernd herausgekommen — da die Mama sich für Dienstag endlich zurück gemeldet hatte, müsse er doch zuguterletzt wenigstens einmal nach der Großmama und den Tanten sehen. Die Mama würde sonst traurig und böse sein.

Mit Unbehagen hatte Klemens sich eingestanden, daß der Junge recht hatte. Mochte er also gehen und sich einen frohen Tag machen. Er selbst hatte Helmut ohnedies in letzter Zeit nicht viel zu geben vermocht. Die Unruhe um seine Frau hatte ihn nicht losgelassen, sie war im Gegenteil mit Klaras seltenen, stets lakonischen Nachrichten eher gewachsen.

Morgen endlich war der große Tag der Ausstellungseröffnung, und am Dienstag wollte sie wieder bei ihnen sein. Dann würde er ja erfahren, was sie in München so augenscheinlich verstimmt hatte, weshalb sie ihn nicht gerufen hatte.

Bis zum heutigen Abend hatte er fest auf ihre Bitte gerechnet herüber zu kommen. Er hatte sich's vorgesetzt, Helmut mitzunehmen und Klara mit dem Jungen eine unerwartete Freude zu bereiten. Es hatte sie in den letzten Jahren oft genug betrübt, daß er der Arbeit halber nicht wie früher sonst fortgesollt. Und gerade diesmal äußerte sie keinen Wunsch, weder nach ihm, noch nach dem Jungen!

Die kleine Uhr auf dem Schreibtisch wies auf zehn. Der letzte Münchener Zug war fort. Zu spät, selbst wenn noch ein Telegramm gekommen wäre.

Der Graf beugte sich wieder über seine Arbeit. Allzusehr war sie in letzter Zeit trotz aller Mahnungen des Verlegers, trotz des eigenen festen Vorsatzes, sie eifrig und konsequent zu Ende zu fördern, vernachlässigt worden.

„Darf ich einen Augenblick stören, Papa?"

„Gewiß, mein Junge."

„Ich wollte dir Gutenacht sagen, Papa, und dann hätte ich auch eine Bitte: darf ich morgen ein paar Stunden früher nach Berlin?"

„Weshalb nicht, mein Junge, wenn dir daran liegt."

„Es liegt mir viel daran. Ich möchte eine kleine Überraschung für die Mama besorgen, solange die Läden offen sind. Und soll ich gleich Blumen bestellen bei Schmidt? Ich kann dann etwas Schöneres aussuchen, als wenn wir nur telephonieren. Oder wolltest du morgen selbst zur Stadt, Papa?"

„Wenn du mir Schmidt und Kranzler für Mamas Lieblingskuchen abnimmst, nehme ich's dankend an. Dann bleibt mir morgen der ganze Tag für die Arbeit. Ist die Mama erst zurück, gibt's doch Abhaltung genug."

„Herrlich, Papa, daß du mir das übergibst."

Klemens sah mit lächelndem Stolz auf seinen eifrigen, beglückten

Jungen, der jetzt in den Lichtkreis der Lampe, ganz nahe zu ihm getreten war.

Der Graf hatte alle Ursache, stolz auf den prächtigen Burschen zu sein, der da gesund an Leib und Seele vor ihm stand und mit seinen ehrlichen warmen Augen offen und glücklich in die Welt blickte.

Er hätte ihm am liebsten einen herzhaften Kuß auf die bräunliche Wange gedrückt, auf der das sanfte Rot der Jugend und Gesundheit schimmerte, aber er hielt an sich, um den Knaben nicht zu verzärteln.

Kipping hatte seinem Jungen die Hand auf die Schulter gelegt. „Also, mein Sohn, mach' deine Sache gut. Schmidt soll das Schönste herausschicken, was er zu geben hat. In jedem Fall viel Veilchen und Maréchal-Niel-Rosen."

Helmut nickte. Er kannte den Geschmack der Mutter ebenso gut wie der Papa.

„Und Kranzler?" fragte er lachend.

Klemens zog den Jungen am Ohr.

„Nichtsnutz! Als ob du es nicht selbst am besten wüßtest! Du und die Mama, ihr zieht ja in bezug auf Kuchengeschmack treulich einen Strang."

„Tun wir das nicht immer, Papa?" fragte Helmut lächelnd zurück.

Er wollte gehen, um den Vater nicht länger in der Arbeit zu stören, aber Kipping selbst hielt ihn zurück.

„Setz' dich noch auf eine Viertelstunde zu mir, Helmut. Das macht mir nichts. Wir sehen uns morgen den ganzen Tag nicht. Ich nehme keinen Besuch an und habe gute Arbeitszeit."

„Und wenn deine Anbeterin, die Kommerzienrätin, kommt?" neckte der Junge.

Klemens lachte.

„Dann laß ich mich zweimal verleugnen. Übrigens gut, daß du davon sprichst, ich will auch gleich nachher Paul und die Mädchen instruieren. Wir wollen nichts von Mamas Ankunft verlauten lassen, sonst kommt uns gleich die ganze Gesellschaft über den Hals mit Gratulieren und Fragen und Ausspionieren. Du weißt, wie Mama das haßt."

„Das tut sie, ja, aber eigentlich ist es schade. Ich finde es furchtbar amüsant, wenn sie alle um Mama 'rumstehen und ihr Schmeicheleien sagen; man kann so ulkige Beobachtungen machen. Erstensmal deine Kommerzienrätin, Papa —"

„Unnützer Bengel," lachte Klemens.

„Nicht leugnen, Papa, es hilft dir doch nichts, sie ist in dich verliebt. Wenn du keine Frau hättest, sie würde bestimmt um dich anhalten."

„Aber ich nicht um sie."

„Das hoff' ich von deinem Geschmack, Papa. Wenn sie so dasteht und dich aus ihren kleinen Schweinsaugen anhimmelt und der Mama

gute Lehren über Sitte und Anstand gibt, bis die Mama den Humor verliert und grob wird, das ist das reine Theater."

„Und — jetzt werde ich mich revanchieren, Helmut — deine Flammen, die Beckersmädels?"

„Ach, die kühlen Blonden! Die machen den Kohl nicht fett, Papa. Wenn man nicht gerade sehr munter ist, können die einen einschlafen machen. Sie werden nur lebhaft, wenn sie klatschen und jemand was Böses anhängen können. Franz nennt sie immer die angenehmen Mitbürger."

„Da hat er recht. Die kühle, boshafte Médisance in Person, die ganze liebe Familie."

„Von allem, was jetzt hier draußen wimmelt, sind Baumeisters eigentlich die Nettesten. Darf ich denen nicht sagen, daß Mama kommt? Sie haben sie wirklich gern und ohne jedes Getue und nehmen aufrichtigen Anteil an ihr."

„Laß es lieber, Helmut. Wenn die Mama Lust hat, besuchen wir Baumeisters einen der ersten Abende."

„Recht, Papa."

„Und nun gute Nacht, mein Junge."

Helmut zögerte.

„Hast du noch was auf dem Herzen? Noch eine wichtige Besorgung?"

„Nein, Papa, keine Besorgung, es ist wegen Heidelberg! Ich wollte nicht wieder davon anfangen, ich dachte, du würdest es selbst tun."

„Aber, Junge, das hat ja noch ein Jahr Zeit."

„Du kennst Franz nicht auf diesem Punkt, Papa; wenn ich mir auch alle Mühe gebe mich zu gedulden, er brennt auf eine Entschließung, ein festes Versprechen."

„Du weißt, Helmut, ich vermag weder die eine zu fassen, noch das andere zu geben," sagte der Graf ernst. „Wir sprachen wiederholt davon, und ich muß es dir noch einmal wiederholen: wie die Dinge liegen, hängt dein Studiengang, deine Karriere von deiner Mutter ab. Wären wir beide allein auf der Welt, du müßtest dich bescheiden, mein gutes Kind; für das Studium reichte es wohl, nicht aber für deine weit aussehenden Pläne, zu denen es eines nicht unbedeutenden Privatvermögens bedarf. Du siehst also, ich kann keine bestimmte Entschließung treffen, kann mich nur mit der Mama beraten, und das will ich von Herzen gern, sobald sie zurück ist, wenn ihr, ungeduldige Füllen, so sehr auf eine Entschließung brennt. Das kannst du deinem Freunde sagen. Mehr kann ich trotz aller Vorliebe für den strammen Jungen nicht für ihn tun."

„Danke, Papa, ich werde es ihm sagen. Und nun gute Nacht. Beim Frühstück sehn wir uns doch noch?"

„Selbstverständlich. Wann möchtest du fahren?"

„Mit dem Elfuhrzug, Papa. Ich bin dann gerade um zwölf Unter den Linden, kann meine Einkäufe machen, gehe dann zu Großmama und treffe mich um halb drei mit Franz."

„Wo wollt ihr essen?"

„Ich weiß es nicht, Papa. Franz hat mich eingeladen. Er macht ein großes Geheimnis daraus. Du kennst ja seine drollige Art. Ich weiß nur, daß wir uns um halb drei beim Steindenkmal auf dem Dönhoffsplatz treffen wollen."

„Recht. Daß ihr keine besonderen Dummheiten macht, darauf kann ich mich ja wohl verlassen. Also, gute Nacht, Junge."

— — — — — — — — — —

Vom Bahnhof aus ging Helmut zunächst zu Schaper, wo er eine kleine goldene Kapsel für sein Bild bestellt hatte. Monatelang hatte er für dieses Geschenk gespart. Eigentlich sollte es eine Geburtstagsüberraschung für die Mama werden, aber bis zum Juni war es noch lange hin. Lieber gab er's ihr Dienstag gleich nach der ungewohnt langen Trennung.

Er sah schon im Geist ihre Augen leuchten, fühlte, wie sie ihn zärtlich an sich preßte, hörte ihr liebes Schelten, daß er so viel Geld für sie ausgegeben hatte.

Der kleine Schmuck, der an der Uhrkette oder am Kettenarmband getragen werden sollte, war sehr geschmackvoll ausgefallen, gerade so, wie die Mama es liebte: eine ganz glatte goldne Kapsel, an der Vorderseite mit einem kleinen grünen Stein, auf der Rückseite mit einem verschlungenen C. M. K. verziert.

Auch das kleine wohlgetroffene Porträt war schon eingefügt.

Helmut war sehr befriedigt. Mit Stolz zahlte er, was er schuldig war, schlug dann den Weg nach den Linden ein und machte seine Blumen- und Kuchenbestellungen. Um ein Uhr setzte er sich auf die elektrische Bahn und fuhr zu der Großmutter, die im Südwesten, in der Dresdenerstraße ihre Wohnung hatte.

Die noch sehr rüstige und lebensfrische Frau empfing ihren Enkel mit einer Flut sentimentaler Vorwürfe und zerfloß in Tränen darüber, daß er sich so lange nicht habe sehen lassen. Sie war bitterlich gekränkt über die Vernachlässigung seitens der gräflichen Familie.

„Zu einem einzigen Enkel," klagte sie mit vorwurfsvollen Blicken auf ihre Töchter Selma und Paula, „hat man es nun glücklich gebracht, und von dem hört und sieht man nichts."

Helmut entschuldigte sich, nicht ohne eine gewisse Herzlichkeit. Er wußte besser wie der Papa, wie die Mama an der Mutter und den Schwestern hing.

Die Tanten unterstützten Helmut auf ihre Art.

Burschikos meinte Selma, die eine besondere Pike auf Kipping hatte:

„Was kann denn der Junge dafür, Mutter, wenn sein Alter ihn nicht herlassen will? Da ist doch nichts zu wollen. Willste was zu trinken, Helmut, oder 'n Happen essen?"

„Danke, liebe Tante. Bitte, Großmama, höre doch mit Weinen auf. Gewiß, ich werde jetzt öfter kommen. Es ist gar nicht Schuld des Papa. Ich habe sehr viel zu arbeiten und komme nur selten von Hause fort."

„Warum hast du dich nicht wenigstens angemeldet? Heut ist gar nichts Besonderes los mit unserem Sonntagsessen. Schmorbraten."

„Na, ich danke," rief Selma entsetzt dazwischen.

„Ja, aber —" Helmut stockte verlegen — „ich kann gar nicht bleiben — ich bin bei Franz Waßmann eingeladen."

Die Tränendrüsen der alten Frau öffneten sich aufs neue. Paula, die das Hauswesen führte, sagte beleidigt:

„Wie denn, du bist nicht zu Tische gekommen?"

Nur Selma lachte.

„Na, weißt du, Helmut, mit deinem Lehrersjungen nehmen wir's an Vornehmheit auch noch auf. Laß ihn laufen. Ich geh' nachmittag mit dir bummeln, Junge."

Helmut schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Nein, ich kann nicht, es tut mir leid. Franz hat mich eingeladen, ich habe zugesagt. Sein Wort muß man halten."

„Ganz der Vater," schluchzte Frau Möbius vorwurfsvoll.

„Ein amüsanter Sonntag. Schmorbraten mit Tränen. Hätt' ich das gewußt, wäre ich mit Parthenius ausgegangen."

Helmut wurde aufmerksam.

„Hat er dich denn überhaupt eingeladen?" fragte Paula zweifelnd.

„Na ob."

„Bist du so mit Parthenius befreundet, Tante, daß er dich einladet?"

Die beiden Mädchen stießen sich verstohlen an. Paula pruschte vor verhaltenem Lachen.

„Ja doch, gewiß bin ich mit ihm befreundet. Er malt mich jetzt."

„Weshalb läßt du dich nicht von der Mama malen, wenn du gemalt sein willst, Tante Selma?" fragte Helmut heftig.

„Gott, Junge, das verstehst du nicht," mischte sich Mutter Möbius ins Gespräch. „Er malt sie doch nicht Porträt, sie sitzt ihm für ein Bild — das kriegt sie be --"

Paula hielt ihrer Mutter den Mund zu und tuschelte:

„Wozu braucht der Junge das zu wissen."

Frau Möbius stieß die Hand der Tochter fort.

„Dummes Zeug. Kläre weiß es doch auch und findet's sehr vernünftig."

Selma hatte sich zu Helmut gewandt, um seine Aufmerksamkeit von den beiden andern abzulenken.

„Übrigens hatte Parthenius heute morgen Nachricht von deiner Mama."

„Parthenius!"

Etwas Heißes, Zorniges wallte in Helmut auf, dessen er nicht Herr werden konnte.

„Das ist nicht wahr, Tante Selma."

„Na, ich muß doch bitten, Junge!"

Helmut hatte es auf der Zunge zu sagen: Wir, der Papa und ich, haben keine weitere Nachricht, als ein Telegramm, und dieser Parthenius sollte —

Aber diesmal bezwang er sich.

„Liebe Tante Selma, was hat die Mama denn an — Parthenius geschrieben? Hast du's gesehen?"

„Na, gerade keine Epistel. Eine Ansichtskarte aus der Bar, sehr vergnügt in fideler Gesellschaft. Herr Gott, was machst du denn für'n Gesicht? Du siehst ja aus, als ob du eine lebendige Eidechse verschluckt hättest. Warum soll sich denn deine Mutter nicht amüsieren? Hat sie's euch vielleicht verbrieft und versiegelt gegeben, daß sie ohne euch nicht fidel sein darf?"

Helmut erwiderte kein Wort. Er würgte etwas herunter, von dem er das dunkle Gefühl hatte, daß es um keinen Preis an die Oberfläche dürfe.

Dann griff er nach seinem Hut und trat zu der Großmama.

„Schon wieder weiter, Helmut?"

„Ich muß, Großmama, ich habe mich um halb drei mit Franz verabredet."

„Herrje, du bist ja plötzlich ganz heiser, Junge —" rief die alte Frau. „Willste Ei mit Zucker?"

Helmut räusperte sich.

„Danke, es geht schon vorüber."

Dann verabschiedete er sich von den Tanten. Er hätte es gern vermieden, Selma die Hand zu geben, aber er war noch zu ungelenk und gesellschaftlich zu unerfahren, um eine Form für diese Umgehung zu finden.

Unten auf der Straße atmete er auf. Er lüftete den Hut und ließ den Wind um seine heiße Stirn spielen. Am liebsten wäre er gleich wieder in die stille See- und Waldeinsamkeit des Vaterhauses zurückgefahren.

Langsam schritt er weiter und versuchte sich klar zu machen, was ihn eigentlich so aufgeregt hatte. War es nur Eifersucht auf die Freundlichkeit, die die Mama Parthenius erwiesen hatte? Oder war es der

Umstand, daß sie sich in München amüsierte, während der Papa und er glaubten, daß eine Verstimmung sie so schweigsam gemacht?

Er wollte keins von beiden gelten lassen. Das eine wie das andere wäre klein und erbärmlich gewesen. Niemand war froher als der Papa und er, wenn die Mama heiter und glücklich war. Das also war es nicht. Vielmehr, nach und nach machte Helmut sich das klar, war es die Art Tante Selmas, mit der sie auf ihn eingeredet hatte, das ganze geheimnisvolle Getuschle und Getue, der intime Verkehr mit Parthenius, das ihn so aufgeregt hatte.

Zum ersten Male ging ihm eine Ahnung darüber auf, weshalb der Papa ihn so ungern zu den Verwandten ließ, zum ersten Male witterte er instinktiv etwas von der ungesunden Atmosphäre, die über dem Leben dieser drei Frauen lag.

Von der Jakobikirche schlug es ein Viertel. Er schritt schneller aus, um Franz nicht warten zu lassen.

Als er den Freund schon von weitem in den Anlagen, die das Denkmal umgeben, auf und abgehen sah, wurde ihm wieder frei und leicht ums Herz.

Seine Jugend, sein gesunder Frohsinn bäumten sich dagegen auf, sich von Dingen, die er nur halb verstand, die Vorfreude auf die Mutter und den Tag mit dem Freunde verderben zu lassen.

Sie schüttelten sich die Hand. Franz überquerte den Platz nach der Jerusalemerstraße zu.

„Wohin gehen wir, Franz? Offen gestanden, ich hab' einen Mordshunger."

Franz Waßmann lächelte verschmitzt und wurde dabei ein ganz klein wenig rot.

„Erst mußt du meine Bude sehen. Nachher – –"

„Einverstanden, aber dann avanti. Wahrhaftig, ich hab' ein förmliches Loch im Magen."

„Es sind ja nur ein paar Schritt," vertröstete Franz.

Von der Jerusalemerstraße bogen sie in die Schützenstraße ein, in der Franz, nahe der Markgrafenstraße, in einem der ältesten Häuser sich bei einem Schneider eingemietet hatte.

Sie schritten durch einen langen, halbdunkeln Torweg auf einen Hof, der sich für Berliner Bauverhältnisse ungewöhnlich breit öffnete.

Der große lichte Raum wurde hinten durch ein niederes Quergebäude abgeschlossen, in dem sich eine lithographische Anstalt befand. In dem einstöckigen Mittelbau, der sich vom Vorderhaus nach dem Quergebäude zog, hatte ganz im Parterre der Schneider eine Wohnung von vier Zimmern inne, von denen er eines an Franz vermietet hatte.

Eine nette, appetitliche kleine Frau mit einem Bürschchen an der Hand, das eben seine ersten Gehversuche machte, öffnete die Tür, noch

ehe sie die altmodische Klingel gezogen hatten. Die Schneidersfrau musterte den jungen Grafen mit bescheidener Neugier.

„Mahlzeit auch, Herr Waßmann."

„Alles in Ordnung, Frau Kolle?"

Die Frau zwinkerte Franz vergnüglich zu.

„Na, denn komm, Helmut, denn sieh mal erst meine Bude an. Erlaube —"

Er ging seinem Besuch voran und öffnete eine Tür gleich links am Flur; dann trat er mit dem Freunde in ein sauber aufgeräumtes, fast viereckiges Zimmer, in das, durch blendend weiße Vorhänge, hell die Frühlingssonne fiel.

In der Mitte des Zimmers stand ein kleiner gedeckter Tisch, mit einer eben aufgekorkten Flasche Rotwein.

„Nanu!" rief Helmut ehrlich erstaunt und riß Mund und Augen auf.

Franz rieb sich die kleinen dicklichen Hände mit den etwas abgestumpften Fingern.

„Was sagst du zu meiner Überraschung? Eigentlich wollte ich dir 'ne lithographierte Karte schicken ‚Franz Waßmann beehrt sich Herrn Grafen Helmut Kipping auf Sonntag den achtzehnten April zum Diner auf zwei einhalb Uhr einzuladen. U. A. w. g.'"

„Und abends wird getanzt!"

„Warum nicht? Läßt sich alles machen. Aber im Ernst, was sagst du?" Der junge Mensch ließ die Augen vergnügt durchs Zimmer schweifen.

„Ganz famos, Franz. Urgemütlich. Zehntausendmal netter als im Restaurant."

„Du wirst aber erst Augen machen, wenn du siehst, was Frau Kolle uns gekocht hat. Diese Kolle ist eine Perle. Da kommt sie schon mit der Suppe."

Vom Gang her kam die kleine nette Schneidersfrau mit der Suppenschüssel.

„Eben hab' ich Ihr Lob gesungen, beste Frau Kolle."

„Wenn's nur nicht zu früh war, Herr Waßmann, wenn nur dem Herrn Grafen meine Küche schmeckt," sagte sie bescheiden.

„Was wird sie nicht! Setzen Sie die Suppe nur hin, Kollechen.'

„Soll ich nicht lieber vorlegen?" sagte sie ängstlich, als sie bemerkte, wie ungeschickt Franz nach dem Löffel griff.

„Immerzu! Tun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an."

Helmut stürzte sich sofort auf die Bouillon. Franz schenkte Wein ein.

„Von Kempinsky — ich sage dir, großartig."

Sie lachten und stießen an.

„Nein, wie ich das nett finde! Wirklich eine famose Überraschung."

Franz schmunzelte.

„Nachher gibt's Rindfleisch, das heißt Rinderbrust mit Brühkartoffeln, Frau Kolles Spezialität, und dann Griespudding, warm natürlich, im Ofen gebacken, mit Himbeersaft."

„Hast du das alles allein arrangiert?"

„Selbstverständlich. Das Menü, den Tisch, alles. Nur etwas hab' ich vergessen, was für deinen feinen Geschmack auf den Tisch gehört hätte, ein paar Blumen."

„Schade, die hätte ich von Schmidt mitbringen können. Ich hab' gerade Blumen für Mama dort bestellt. Sie kommt Dienstag früh."

Einen Augenblick dachte Helmut daran, das Medaillon aus der Tasche zu ziehen und es Franz zu zeigen. Dann zog er die Hand wieder zurück. Er kannte die Eifersucht des Freundes auf die Mutter. Er wollte ihn heute nicht ärgern, wo er ihn so freundlich zu Gaste geladen hatte.

„Dem Papa wird das Spaß machen. Ich werd' ihm erzählen, welch' ausgezeichneter Hausvater du bist. Im Ernst, Franz, du hast ein famoses Talent dafür."

„Ich werde mich auch sehr bald verheiraten," sagte Franz mit Würde.

Helmut schlug ein unbändiges Gelächter an.

„Du bist wohl nicht ganz bei Troste."

Waßmann ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

„Mein vollständiger Ernst, Helmut."

„Dann wird also wohl nichts mit Heidelberg," uzte Helmut den Freund.

„Das hat mit meinen Heiratsplänen nichts zu tun. Erst das Studium und der Doktor natürlich."

„Und das nennst du bald?! Ich danke bestens. Bis dahin muß noch mehr als genug gebüffelt werden."

„Ich meine damit," fuhr Franz in seiner unerschütterlichen Ruhe fort, „daß ich, sobald ich fertig bin, heiraten werde, nicht erst die Freuden des Junggesellenlebens auskosten will. Übrigens, was sagt dein Papa zu Heidelberg?"

„Er wird mit der Mama sprechen. Mehr kann er nicht zusagen."

„Immer deine Mutter," seufzte Franz ungeduldig.

In diesem Augenblick kam vom Gang her Frau Kolle mit dem Rindfleisch und den Brühkartoffeln. Die Unterhaltung erlitt eine kleine Unterbrechung.

Nachdem die Frau hinausgegangen war, bemerkte Franz lakonisch:

„Übrigens hab' ich sie jetzt gefunden."

„Wen denn?"

„Meine zukünftige Frau. Sie ist zwar ebenso alt wie ich, aber es schadet nichts."

„Sag' mal, redest du nun im Ernst, oder willst du mich uzen?"

„Im vollständigen Ernst."

Helmut schüttelte lebhaft den Schwarzkopf.

„Dann stimmt's nicht. Die höhere Tochter war doch vor etlichen Tagen erst vierzehn Jahre alt. Klasse 1 b."

Franz legte resigniert Messer und Gabel nieder.

„Es ist ja gar nicht die höhere Tochter."

Helmut zog ein sehr ernstes, tadelndes Gesicht.

„Du, da tu' ich nicht mit. Erst das kleine Schneidermädel, dann die höhere Tochter, und jetzt eine dritte. Ist das die Reinheit und Sittlichkeit, die wir uns dem Weibe gegenüber zugeschworen haben?"

„Hör' doch erst zu, und predige dann. Im übrigen wirst du sie heut' nachmittag kennen lernen."

„Ich danke."

„Das gibt's nicht. Ich habe für uns beide zugesagt."

„Ich mach' deine Don Juanerien nicht mit, Franz. Ein anständiger Mensch liebt nur einmal wahr und ehrlich."

„Ganz meine Meinung, Helmut. Das Schneidermädel und die höhere Tochter — übrigens heißt sie Elli Walter, und man kann sie ruhig bei Namen nennen — waren eben nur kleine Scherze. Du wirst nicht behaupten wollen, daß ich jemals anders über diese Episoden gedacht habe. Jetzt aber ist die wahre, echte Liebe da."

Helmuts Gesicht hatte sich noch nicht entwölkt. Skeptisch und mißbilligend sah er auf den Freund, der allgemach auch seine Ruhe verloren hatte und sein Stück Rindfleisch mit Messer und Gabel heftiger bearbeitete, als die vortreffliche Zubereitung der Kolle es nötig machte.

„Glaubst du vielleicht, dein Vater, den du mit Recht verehrst, habe vor seiner Verheiratung nicht seine kleinen Passionen gehabt? Durch Nacht zum Licht. Durch Irrtum zur Wahrheit."

„Das weiß ich nicht, mag sein. Aber du wirst doch die Liebe meiner Eltern nicht mit dieser deiner neuen Liebelei vergleichen wollen, die in ein paar Wochen ebenso gut vorüber ist wie deine übrigen Geschichten. Ich begreife dich nicht, Franz —" Helmut fing an sich zu erhitzen, „eine Heirat ist doch keine Spielerei, man schließt doch einen Bund fürs Leben nicht so von heute zu morgen, so — nimm mir's nicht übel, ich bin es ja selbst — so als grüner Junge. Sieh deine Eltern, sieh meine Eltern an! Der Papa hat mir oft erzählt, daß er mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hat, ehe die Mama seine Frau wurde; ich glaube, hauptsächlich durch Großmama Kipping, die sich nicht darein finden konnte, daß Mama Künstlerin war. Schließlich aber waren es doch reife Menschen, die diesen Kampf gekämpft. Und dann, als alles überwunden war, gibt es ein größeres, reineres Glück als das meiner Eltern? Kann man inniger miteinander leben? Heut'

noch erwartet der Papa die Mama nach kurzer Trennung, wie ein Bräutigam seine Braut erwartet. Und so wird's bleiben bis ans Ende ihrer Tage. Oder könntest du dir vorstellen, daß irgend etwas zwischen sie kommen könnte, wie bei den modernen Ehen, von denen man nur Schreckliches hört und liest, Scheidung und Unwahrheit und Untreue, oder Zank und ewiger Streit, wie wir ihn als Kinder draußen bei Kommerzienrats zum Beispiel oft genug beobachtet haben. Sag' mal, Franz, könntest du das?"

Franz war inzwischen wieder ganz ruhig geworden. Gemütlich sagte er:

„Gott bewahre, wie käme ich dazu, so was zu denken? Mit demselben Recht könnt' ich ja denken, es könnte mal was zwischen meine Alten kommen. Aber ob du's glaubst oder nicht, meine Ehe wird nicht minder solide und glücklich werden."

„Vor kurzem erst sagtest du mir, wir wollten die große Leidenschaft noch eine Weile beiseite lassen, und nun? Bleibst du noch immer dabei?"

„Heute und alle Tage, wenn auch von Leidenschaft gar keine Rede ist," sagte Franz mit großer und herzlicher Bestimmtheit. Dann füllte er dem nun wirklich verblüfft Dasitzenden aufs neue das Glas und hob das seine gegen ihn.

„Sei kein Frosch, Helmut, und stoß mit mir auf das Wohl meiner Zukünftigen an."

Helmut hielt sich ganz gegen seine Gewohnheit kühl zurück.

„Wie heißt denn die Nachfolgerin Elli Walters?"

„Annchen Wilde."

„Meinetwegen Annchen Wilde und — vivat sequens."

Franz stieß sein Glas auf den Tisch.

„Das ist niederträchtig, Helmut."

Dem jungen, feinfühligen Menschen stieg die Röte ins Gesicht. Er hätte das nicht sagen dürfen, es war ihm nur so entschlüpft.

„Na also, es war nicht bös gemeint, Franz. Gib mir die Hand. Sei wieder gut. Wir werden uns doch um eine wildfremde Person nicht entzweien, nachdem wir elf Jahre Freunde waren!"

„Mir ist sie keine wildfremde Person. Aber schließlich — von deinem Standpunkt aus — da —"

Sie gaben sich die Hände und schüttelten sie kräftig.

„Und nun erzähl' mal."

„Nachher beim Pudding — jetzt iß schnell noch ein Stück Fleisch, sonst denkt die Rolle, es hat uns nicht geschmeckt, und macht mir einen Krach."

Nachdem der Pudding aufgetragen war — eine zehnköpfige Familie hätte sich daran satt essen können — fing Franz zu erzählen an.

„Ich hatte sie schon ein paarmal gesehen, als ich zu Ostern draußen war, aber wir hatten noch nicht miteinander gesprochen. Sie ist nämlich die Nichte des Herrn Lepke, der hier die lithographische Anstalt hat. Hauptsächlich fabriziert und verlegt er Ansichtspostkarten. Annchen arbeitet bei ihm im Geschäft; sie zeichnet Blumen und Ornamente für die Umrahmungen. Sie ist keine große Künstlerin, aber sie macht es ganz nett und geschickt und verdient dabei ganz hübsch. Ihre Mutter, Lepkes Schwester, ist Witwe und hat außer Annchen vier unversorgte Kinder. Du siehst, eine Partie aus lauterer Neigung, ohne jede Berechnung."

Helmut sagte nichts als „Weiter, bitte."

„Am ersten Tage, als ich von den Eltern kam, begegnete mir Herr Lepke auf dem Hof. Er redete mich an und sagte, da er gehört habe, ich sei ein ausnehmend gelehrtes Haus, hätte er eine Bitte an mich. Es handelte sich um ein paar lateinische Inschriften für Postkarten, hauptsächlich Studentenjux. Ob ich nachmittags mal auf einen Sprung herüber kommen könne, die Karten mit ein paar kernigen Redensarten zu versehen, er würde sich natürlich dafür erkenntlich zeigen. Das letztere lehnte ich ab, sonst sagte ich natürlich ja, du weißt, so was macht Spaß. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Annchen Wilde kennen. Sie saß am Fenster — man kann es leider von hier nicht sehen — und zeichnete ein paar etwas unwahrscheinliche Blumen. Ich neckte sie und fragte, ob sie je solche Maiblumen gesehen habe? Onkel Lepke war ganz meiner Ansicht, meinte aber, man könne, besonders in der schlechten Jahreszeit, nicht alle Tage lebendige Modelle kaufen, und obwohl Wildes in einem alten Garten wohnten, erlaube der Wirt nicht, daß auch nur ein Blatt abgepflückt würde.

Ich versprach, aus Mutters Garten allerlei Frühlingskram kommen zu lassen, und sagte ihr, wenn's erst wirklich schön wäre, müßte sie mal mit mir kommen nach Stolp. Annchen wurde rot und sah zum Abknutschen aus. Na und so ist es denn nach und nach gekommen; du wirst sie ja nachmittag sehen und sagen: Franz, ich begreife dich."

Helmut schüttelte noch immer den Kopf.

„Ihr habt euch doch nicht etwa wirklich verlobt?"

„Nein, aber wir haben uns ausgesprochen und sind fest entschlossen, uns zu heiraten, sobald ich meinen Doktor gemacht habe. Sie ist mit allem einverstanden. Sie legt schon jetzt alles, was sie nur irgend erübrigen kann, für die Ausstattung zurück, und ich werde, sobald ich das Abitur hinter mir habe, noch mehr Stunden geben als bisher, im übrigen jede unnütze Ausgabe vermeiden. Meine Käfersammlung habe ich für dreißig Mark an unsern Klassenältesten verkauft. Das ist der Grundstock unseres Vermögens."

Helmut wurde nun doch stutzig. So überlegt und zielbewußt hatte

er Franz noch nicht reden hören. Seltsam, wenn es wirklich ein ernsthaftes Gefühl sein sollte, das ihn mit diesem Annchen Wilde verband!

Er dachte wieder an seine Eltern, deren schönes, ausgeglichenes Empfinden der Maßstab für seine eigenen unreifen, tastenden Ansichten war, in denen vorerst nur eines fest und unverrückbar dastand: die Treue, die das einmal Geliebte nicht losläßt bis in den Tod.

Sollte der Freund, fast ein Knabe noch wie er selbst, wirklich schon jetzt die Gefährtin gefunden haben, die sein Leben bis ans Ende zu beglücken und auszufüllen imstande war!

„Du bist ja so schweigsam geworden, Helmut."

„Es geht mir so allerhand durch den Kopf."

„Du wirst ein Spintisierer da draußen in deiner Einsamkeit. Übrigens, wenn du genug von Frau Kolles Griespudding hast, gesegnete Mahlzeit. Es ist jetzt halb vier, um fünf sind wir drüben bei Lepkes zum Kaffee eingeladen, wenn es dich nämlich nicht geniert, zu diesen einfachen Menschen zu gehen —"

Helmut machte eine heftig abwehrende Bewegung.

„Wir haben noch reichlich Zeit zu einem Bummel. Hast du nichts dagegen, können wir Annchen abholen. Sie wohnt draußen in der Bendlerstraße, das ist ein netter Weg."

„So fein!"

„Hat sich was mit fein. Na, du wirst ja sehen."

In den Straßen nach dem Westen ging es sehr lebhaft zu.

Was die Ostertage versagt hatten, spendete dieser Sonntag: lachenden Sonnenschein, wohlige Frühlingswärme.

Auf den Straßendämmen rasselten Automobil, Elektrische, Taxameter, Omnibusse und Eigenfuhrwerke lustig durcheinander. An den Haltestellen der Straßenbahn staute sich die bunte Menge. Auf den Trottoirs drängte und schob man sich. Dieser achtzehnte April war so recht eigentlich der erste Frühlingstag, an dem es jeden hinaustrieb aus der langen Winterhaft.

Die Frauen und jungen Mädchen hatten ihren schönsten Staat angelegt. Die neue Mode feierte Triumphe: Riesenhüte am Hinterkopf niedergeklappt, mit reichem Feder-, Band- und Blumenschmuck, lustig im Frühlingswind flatternde Volants an den Röcken, weit ausfallende Ärmel mit breiten Seidenbauschen.

Kleine weißgekleidete Mädchen mit fliegenden Schleifenenden, Knaben in frischen Matrosenanzügen, die Marinemütze keck auf dem Kopf, trotteten zwischen den Erwachsenen her.

Die Freunde gingen, ohne sich durch das bunte Gewühl aufhalten zu lassen, geradeaus ihres Weges durch die Leipzigerstraße über den Potsdamerplatz, die Bellevuestraße nach der Tiergartenstraße herunter und bogen dann in die Bendlerstraße ein.

Sie hatten auf dem langen Wege nur wenig gesprochen. Beide waren vollauf mit ihren Gedanken beschäftigt.

Franz Waßmann dachte an Annchen mit jener herzlichen, warmen Zuneigung, die ihm das schlichte junge Geschöpf eingeflößt hatte.

Kein stürmisches Wünschen und Drängen, keine zügellose, unreife Leidenschaft brannte in ihm, riß ihn zu dem lieben, jungen Ding.

Die schlichte, besonnene abgeklärte Wesensart seines Vaters war schon frühe bei ihm zum Durchbruch gekommen. In dem Gefühl, das ihn zu Annchen Wilde zog, und das ihn, so jung sie beide noch waren, schon heut die zukünftige Lebensgefährtin in ihr erblicken ließ, war nichts von jenem starken Zug des werdenden Jünglings zum andern Geschlecht, der mehr die Art als das Individuum sucht; vielmehr war Franz Waßmanns Zuneigung aus jener stillen, frohen Sicherheit entsprungen, welche nur die vollständige Harmonie zwischen zwei gleichgestimmten Naturen gibt.

So regte ihn auch die Frage, wie Annchen dem Freunde gefallen würde, nicht sonderlich auf. Er wußte, was er an dem feinen, lieben Geschöpf hatte, und das genügte ihm. —

Obwohl er sich heftig dagegen sträubte, dem Gang seiner Gedanken fortwährende Hemmnisse in den Weg stellte, war Helmut mit seinem Denken wiederum bei der beklemmenden Stunde angelangt, die er heute mittag bei der Großmutter verbracht hatte.

Noch nie war es ihm so stark zum Bewußtsein gekommen, wie tief sich die Kluft zwischen dem Leben dieser drei Frauen und dem Leben seines Vaterhauses dehnte, und doch hing die Mama mit Zärtlichkeit an der Mutter und den Schwestern!

Wie er so grübelnd ging, erinnerte sich Helmut plötzlich eines Worts des Vaters, das vor langer Zeit gesprochen worden war, und das er damals nicht verstanden hatte, wohl auch nicht verstehen sollte. Es war die Rede von den Möbius gewesen.

„Wenn du nicht *fühlst*, was ich meine, liebe Klara, erklären läßt es sich nicht. Ich mache deiner Mutter, deinen Schwestern ja keinen bestimmten Vorwurf, aber es weht eine Luft in ihrem Hause, die meine Konstitution nicht verträgt, sie sprechen eine Sprache, die ich nicht verstehe —"

So ungefähr hatte der Papa damals gesprochen. Daraufhin war die Mama heftig geworden, und auf einen Wink des Vaters hatte er das Zimmer verlassen.

Mehr aber als all dieses, für das das rechte Abschätzungsvermögen ihm auch heut noch fehlte, beschäftigte Helmut die Freundschaft seiner Verwandten mit Parthenius, welche besonders Tante Selma so stark betont hatte.

Parthenius war ein Freund seines Vaters, ein Freund, vielleicht der beste, auf den der Vater große Stücke hielt. Wie kam es, daß gerade

er zu den Verwandten stand, mit denen der Vater so ziemlich jede Fühlung aufgegeben hatte, mit denen er nur notgedrungen überhaupt noch verkehrte?

Und mit wie seltsamem Getuschel und Gewisper war von dieser Freundschaft Selmas mit dem so viel älteren Manne die Rede gewesen! Was bedeutete es, daß Paula der Großmutter den Mund verschlossen, als sie darüber hatte reden wollen, daß Parthenius die Tante male? Was hieß die Bemerkung, die er recht gut gehört: Was braucht der Junge davon zu wissen?

Ob seinem Vater diese Vorgänge bekannt waren, der doch als Parthenius' Freund die erste Anwartschaft darauf gehabt hätte, insbesondere da, wie die Großmutter bemerkte, die Mutter darum wußte?

Helmut zerbrach sich den Kopf, ohne Licht in diese verworrenen Dinge bringen zu können.

Und zwischen all diese ungelösten Fragen stahl sich mit leisem Wehgefühl der Gedanke an die Karte, die die Mama an Parthenius geschrieben hatte, während er und der Vater seit Tagen auf Telegramme angewiesen waren.

Aber alsbald machte der Gedanke an die nahe Wiedersehensfreude ihn wieder froh, und das Bewußtsein, daß die Heimgekehrte dem Papa und ihm dann allein gehören würde, ließ seine nachdenklichen Augen in heller Freude wieder aufleuchten. —

Franz war vor einem der ältesten Häuser der Bendlerstraße stehen geblieben, das grau und rußig zwischen vornehmen Neubauten lag.

„Hier ist es," sagte er kurz und schritt Helmut voran, durch einen offen stehenden Torweg auf ein altes verwildertes Gartengrundstück, in dem ein paar niedere Häuser verstreut lagen.

Auf einem feuchten Wege erreichten sie das letzte der drei baufälligen Häuschen, in dem zu ebener Erde Frau Wilde mit ihren fünfen hauste, und mit Hilfe ihrer zweitältesten Tochter Martha eine „Puppenklinik" betrieb, die die Familie recht und — zumeist schlecht — nährte.

Franz klopfte an das niedere Fenster neben dem Eingang, an dem Martha, ein hübsches, zartes Mädchen, über die Arbeit gebeugt saß und einen blondlockigen Puppenkopf mit einer großen Stopfnadel am Balg befestigte. Sie erkannte Franz trotz ihrer kurzsichtigen Augen, nickte freundlich und bedeutete einem etwa zehnjährigen Jungen, der ihr zusah, die Tür zu öffnen.

Enttäuscht trat Franz in das kleine, sehr niedrige Zimmer. Helmut hielt sich hinter dem Freunde.

„Tag, Martha. Wo ist denn Annchen?"

Martha war aufgestanden, Franz die Hand zu reichen. Auch die übrigen Geschwister sprangen herzu.

„Sie wird gleich wieder hier sein, Franz. Sie ist nur mit der

Mutter nach der Hohenzollernstraße herum gegangen, eine große Wickelpuppe abzugeben. Mutter hinkte heute wieder so stark, da wollte Annchen sie nicht allein gehen lassen — ein bißchen Bewegung soll Mutter sich ja immer machen — ich konnte nicht gut von der Arbeit fort, und auf die Jungens ist kein Verlaß."

„Dann werd' ich mich also gedulden müssen," meinte Franz resigniert. „Wird Annchen auch nicht gleich von der Hohenzollernstraße zu Onkel Lepke gehen?"

Martha schüttelte den blonden Kopf.

„Nein, sie bringt Mutter erst nach Hause und über den glitscherigen Gartenweg."

„Sie wollte sich auch noch fein machen," bemerkte einer der Jungens wichtig.

Helmut stand noch immer auf der Schwelle des engen Zimmers. Jetzt drehte Franz sich nach dem Freunde um.

„Wir wollen im Garten warten, Helmut." Dann wandte er sich an Martha.

„Ihr könntet übrigens auch die Fenster aufmachen an solchem herrlichen Tag. Die Luft ist gräßlich muffig hier."

„Hans hustet so arg," sagte Martha verlegen, mit einem entschuldigenden Blick auf den Fremden, den sie jetzt erst bemerkte, trotzdem die Jungens sie schon seit einer geraumen Weile mit geheimnisvollen Zeichen auf ihn aufmerksam gemacht hatten.

„Schickt den Jungen in die Luft. Was ihr Stadtleute verpimpelt seid! Nicht wahr, Helmut, da machen wir's anders! Wozu habt ihr denn einen Garten! Das einzige, was die Baracke erträglich macht."

„Er ist so feucht," meinte Martha, durch die Anwesenheit des fremden schönen Menschen aufs äußerste verlegen gemacht.

Jetzt erst bemerkte Franz, daß er es versäumt hatte, die beiden bekannt zu machen.

„Ach so, ich vergaß. Fräulein Martha Wilde, Assistentin ihrer Mutter, mein Freund Helmut Kipping."

Helmut warf dem Freunde einen dankbaren Blick zu, daß er zartfühlend den „Grafen" fortgelassen hatte. Zu Worte kam er dem schüchternen Mädchen gegenüber nicht, denn in eben diesem Augenblick rief der jüngste Junge mit gellender Posaunenstimme:

„Jetzt kommt Mutter und Annchen!"

Martha lief den Ankommenden entgegen, die eben in der Biegung des Gartensteiges sichtbar wurden, die Mutter zu unterstützen und Annchen abzulösen; die Jungens, auch der hustende Hans, hinterdrein.

Franz und Annchen schritten sich rasch entgegen.

Gespannt sah Helmut auf die Begegnung der beiden.

Mit Genugtuung bemerkte er, daß sie einander nur herzlich die

Hand schüttelten und sich freundlich in die Augen sahen. Vor so etwas wie einer Liebesbezeugung in Gegenwart anderer, gegen die sich die ganze herbe Keuschheit seines Wesens sträubte, hätte er vermutlich Reißaus gemacht.

Nach rasch erledigter Vorstellung machten sie sich alle drei auf den Weg nach der Schützenstraße zurück. Annchen sah so niedlich in ihrem dunklen Sonntagskleide aus, daß Franz ein entschiedenes Veto gegen ein besonderes „Feinmachen" einlegte. Überdies war es höchste Zeit, zu Onkel Lepke zu gehen.

Nachdem Annchen die erste Verlegenheit abgestreift, plauderten sie wie gute Kameraden miteinander.

Helmut erzählte vom Hause seiner Eltern, von dem herrlichen Garten am See, aus dem er auch seinerseits Beiträge für ihre Kunstübungen zu schicken versprach.

Schüchtern fragte Annchen nach der Gräfin, von der Franz ihr kürzlich ein paar Bilder in photographischer Nachbildung gezeigt hatte.

„Ich möchte so gern mal ein Originalbild sehen," sagte sie errötend.

„Dazu kann leicht Rat werden, gnädiges Fräulein."

Franz warf ihm einen empörten Blick zu; Annchen schlug glührot die Augen zu Boden.

„Willst du nicht lieber Durchlaucht sagen, Helmut!" knurrte Franz.

Helmut lachte.

„Also, liebes Fräulein, dafür kann leicht Rat werden. Wenn Sie mal in Stolp sind, haben Sie's nur noch eine kleine halbe Stunde bis zu Mamas Atelier. Dort und in unserem Hause können Sie dann eine Menge Bilder mit Muße betrachten."

Das Mädchen bedankte sich vor Freude errötend.

Nach einer kleinen nachdenklichen Pause sprach Annchen bescheiden, aber doch nicht ohne eine gewisse zielbewußte Energie den Wunsch aus, zu lernen, sich weiter zu bilden, wenn auch nur für ihre sehr bescheidene Kunstrichtung.

„Ich hab' schon mit Onkel Lepke darüber gesprochen. Du mußt entschieden ein, zwei Jahre auf die Kunstschule. Abteilung: Ornament und Blumenzeichnen."

Das junge Mädchen schüttelte den zierlichen Kopf.

„Wo denkst du hin, Franz, das kann nicht sein. Ich darf der Mutter nicht auch noch zur Last fallen."

„Das laß nur Onkel Lepkes und meine Sorge sein. Mit halbem Können kommt man heute nicht weit und soll's auch nicht. Da halt' ich mich an meines Alten Wort: Was du tun willst, das tue ganz. Man kann auch sagen: Ganz oder gar nicht. Das ist noch klüger und kürzer."

Annchen sah bewundernd zu Franz auf, wie er so bestimmt und ruhig sprach, und auch Helmut konnte dem Freunde seine stille Aner-

kennung nicht versagen. Wahrhaftig, Franz machte sich höllisch heraus und ermunterte zur Nachahmung. Der Papa hatte es jüngst auch lobend anerkannt: er wußte durchaus, was er wollte. —

In Onkel Lepke lernte Helmut einen Berliner vom besten alten Schlage kennen, ein „gemütliches Haus", der nach der angestrengten Wochenarbeit Sonntags gern frohe Gesichter um sich sah.

Man faßte sich bei Onkel Lepke nicht mit Glacéhandschuhen an, aber man schlug auch nicht ungehobelt aufeinander ein. Es wehte eine gute gesunde Luft in dem kleinen Kreis, und was gesprochen wurde hatte Hand und Fuß. Weder Lepkes, noch ihre Gäste wollten mehr sein, als sie waren, redliche Arbeitsmenschen mit einer annehmbaren Durchschnittsbildung und einem offenen Blick für das sie umgebende Leben. Modern waren sie ganz und gar nicht, und die dekadenten Zeitkrankheiten nötigten ihnen weder Achtung noch staunende Bewunderung ab. Ganz im Gegenteil traf diese kranke Zeit der gesunde Spott des unverbildeten Berliners mit ehrlichen Geißelhieben.

Als Helmut abends aus dem kleinen Kreise schied, hatte er das bestimmte Gefühl, für sein Gleichgewicht wiedergefunden zu haben, was ihm im Verlauf des Vormittags durch den Besuch bei der Großmutter verloren gegangen war. Froh und heiter traf er um die neunte Stunde bei dem Vater ein.

Graf Kipping saß noch immer am Schreibtisch und arbeitete. Als er das Gesicht von den beschriebenen Blättern zu seinem Sohne aufhob, sah Helmut mit freudigem Staunen, daß die Sorgenfalten der letzten Wochen daraus verschwunden waren.

„Eine Überraschung, Junge, rat' einmal!"

„Die Mama?"

„Ja. Sie kommt schon morgen. Sie hat ja wohl auch Sehnsucht nach uns gehabt."

Helmut stieß einen hellen Juchzer aus und flog seinem Vater um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Rückblicke auf den russisch-japanischen Krieg.

Von

Oberst a. D. Richard Gaedke.

— Steglitz. —

Vielleicht begegnet keine Erfahrungswissenschaft so großen Schwierigkeiten, wie die Taktik und die Strategie, so oft sie aus eben beendeten Kriegen ihre Lehren für die Zukunft abzuleiten versuchen. Die Hindernisse, die sich uns hierbei entgegentürmen, bestehen zunächst in der Feststellung der Tatsachen. Unter den sinnbetörenden Eindrücken des Kampfes ist es schwer, die Ereignisse mit der Ruhe des Forschers zu verfolgen, die Einbildungskraft arbeitet mit unerhörter Stärke, Todesfurcht und die Last der Verantwortlichkeit wirken mit hypnotischer Gewalt auf den Geist, dessen ganze Spannkraft sich im günstigsten Falle auf ein einziges Ziel richtet und nicht wahrnimmt, was rechts und links davon vorgeht. Die menschliche Eitelkeit treibt bei der Wiedergabe der Tatsachen bewußt oder unbewußt ihr Spiel, die direkte Entstellung der Geschehnisse ist nicht selten, die Unterdrückung der Wahrheit aus militärischen oder politischen Gründen findet gelegentlich bei allen Kriegen und bei allen Nationen statt. Nirgends mehr wuchert die Legende, die schlichte Wahrheit unterdrückend, als gerade im Kriege.

Haben wir aber endlich alle diese Hindernisse so weit überwunden, daß wenigstens ein Kern von annähernd Wahrem herausgeschält vor unseren Augen liegt, so ist unser weiterer Weg noch immer mit Dornen umsäumt; es handelt sich nun erst um die Bedeutung und die Bewertung dieser Tatsachen. Welchen Einfluß hatten sie auf den Gang des Krieges, auf Sieg und Niederlage? Haben diese oder jene Erscheinungen, diese oder jene Maßnahmen nur zufällig ihre fördernde oder schädliche Bedeutung erlangt unter den zufälligen Verhältnissen beim Feinde, unter besonderen örtlichen oder zeitlichen Umständen, oder haben wir in ihnen

allgemein gültige Gesetze vor uns? Welcher Anteil an Sieg oder Niederlage entfällt auf die Maßnahmen der Führung, welcher auf das Glück, die Bewaffnung, die Ausbildung, die Organisation, die Zahl, die Manneszucht? Hiermit aber sind die Elemente, die für den Erfolg entscheidend sind, noch bei weitem nicht erschöpft; Verpflegung, Klima, Gesundheitszustand, die rein seelischen Faktoren melden sich ebenfalls.

Vor allen Dingen dürfen wir eins nie vergessen; der Erfolg jeder Maßnahme im Kriege hängt in hohem Maße von den gleichzeitigen Maßnahmen des Gegners ab, wird oft entscheidend durch sie bedingt. Darum ist es so schwer zu sagen, ob etwas schlechthin gut und richtig oder vielleicht gar ein Fehler war, der nur durch größere Fehler oder Unterlassungen des Gegners zum Erfolge geführt hat. So urteilte Moltke über Napoleons Operationen bei Regensburg im Jahre 1809, insbesondere über die Heranziehung Davousts an das Hauptheer über die Donau hinüber, im Flankenmarsch vor der Front des Gegners entlang: „c'était une faute, que le succès seul a justifiée."

Wie hier eins immer das andere bedingt, es steigert oder aufhebt, das zu entwirren erfordert eine große Schärfe des Urteils, eine große Vertrautheit mit kriegerischen Dingen, eine oft mühselige Untersuchung. Und, gestehen wir es nur, auch dann noch ist die Lösung der gestellten Aufgabe in merklichem Maße von festgewurzelten Auffassungen, aber auch von der militärischen Erziehung des Untersuchenden, oft von seinen natürlichen Vorurteilen abhängig. Denn schließlich ist der Krieg nicht einmal eine *reine* Erfahrungswissenschaft, Gemüt und Wille wirken auf jedwede kriegerische Handlung, jeder Lehre, jedem Gesetze Hohn sprechend, in stärkstem Maße ein.

Alle diese Schwierigkeiten werden sich vergrößern, wenn es sich um einen so eigenartigen Krieg in so fernen Gegenden und mit so auffälligem Verlaufe handelt, wie es der russisch-japanische Krieg gewesen ist. Man ist denn auch nicht müde geworden, vor übereilten Schlußfolgerungen zu warnen, hat geradezu behauptet, daß sich die dortigen Erfahrungen auf europäische Verhältnisse gar nicht oder doch nur in beschränktem Maße übertragen ließen. Indessen in diesen Warnungen liegt doch eine gewisse Übertreibung. Wenigstens meine ich, daß wir das, was wirklich von europäischen Kriegsschauplätzen und militärischen Verhältnissen abweichend war, sehr wohl übersehen und in seinem Einflusse abschätzen können.

Wenn ich hier den Versuch wage, die allgemein gültigen Erfahrungen, die wir dem großartigen Ringen im fernen Osten entnehmen können, klar zu legen, so werde ich mich doch von allen rein militärisch-technischen Erörterungen frei halten. Meine Darstellung soll sich vielmehr wesentlich innerhalb der Grenzen der geistigen und seelischen und politischen Einflüsse bewegen, die meines Erachtens für den Ausgang jedes Krieges

noch immer entscheidender waren, als die Elemente materieller Natur, wie Zahl, Bewaffnung, Organisation, Kampfesweise.

Man ist nach dem Kriege und zum Teil schon während des Krieges rasch mit dem Urteil bei der Hand gewesen, daß auf den Schlachtfeldern der Mandschurei das System der russischen Staatsverwaltung zusammengebrochen sei. Wobei man denn wohl hauptsächlich den Absolutismus, das Willkürregiment, die Unterdrückung jeder Freiheit, die Unfähigkeit und Bestechlichkeit des Beamtentums meinte. Es liegt weder in meiner Aufgabe noch in meiner Absicht, das zarische Regierungssystem zu verteidigen, das zweifelsohne zahlreiche Sünden auch für die Vorbereitung und Durchführung dieses Krieges auf seinem Gewissen hat. Nur möchte ich raten, diese Seite der Sache nicht zu übertreiben und ihren Einfluß auf den unglücklichen Ausgang des Krieges nicht zu hoch zu bewerten. Wo in der Tat Unfähigkeit und Korruption einen wesentlichen Anteil an den Niederlagen haben, das war in der arg verwahrlosten Flotte. Daß immerhin selbst hier ein anderer Ausgang im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, beweist die kurze Episode, während der Admiral Makarow die Flotte vor Port Arthur führte. In dem Heere der Mandschurei aber ist das „System" im banalen Sinne des Wortes für die Mißerfolge nicht verantwortlich zu machen. Es ist das nur eines der Schlagworte, mit denen wir uns weiteres Nachdenken zu ersparen pflegen.

Auch Japan ist im wesentlichen absolutistisch oder zum mindesten oligarchisch regiert; die Konstitution ist nicht mehr als eine Draperie, die das ehrgeizige Volk sich umgehangen hat, um den äußeren Anschein europäischer Höchstkultur auch auf diesem Gebiete hervorzurufen. Aber auch Beispiele starker Korruption haben sich in Armee und Verwaltung während des Krieges gezeigt; nur daß man in Japan wirksamere Mittel hatte, sie vor dem Auslande zu verbergen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika grassiert die Korruption wie in Rußland, oder in noch großartigerem Maßstabe, und hat doch den siegreichen Ausgang des Krieges gegen Spanien nicht verhindert. Dabei sind während dieses Feldzuges erschreckende Betrügereien der Lieferanten zutage getreten. Die Korruption aber, die auch im russischen Landheere immerhin zutage trat, ist die von einem gewissen Kulturzustand unzertrennliche, fast naive, die zugleich eng mit der kärglichen Besoldung der Beamten und der Offiziere zusammenhängt. Sie hat nicht gehindert, daß die Truppen gut bewaffnet, gut verpflegt, gut gekleidet und in ärztlicher Beziehung gut versehen waren. Wie denn überhaupt die Fürsorge der Vorgesetzten aller Grade für ihre Truppen durchschnittlich eine hingebende und manchmal fast eine weichliche war, die gerade durch übertriebene Sentimentalität und Schonung den Kriegszweck hie und da gefährdete.

Der Krieg ist gewiß in erster Linie ein Ringen sittlicher Kräfte; nur muß man diese Sittlichkeit nicht mit dem Maße des Spießbürgers

messen. Es sind durchaus die männlichen Tugenden, im ursprünglichen Sinne des Wortes virtus, es ist die Mannhaftigkeit, die auf dem Schlachtfelde den Ausschlag gibt; und weder durch den Trunk, noch durch die Liebe, oder durch Diebstahl und Roheit braucht sie notwendigerweise herabgedrückt zu werden. Die Heere Napoleons des Großen standen an bürgerlicher Moral vielleicht nicht so hoch, als das Heer Kuropatkins in der Mandschurei.

Nun hat man allerdings gemeint, daß gerade auf dem Gebiete der rein militärischen Moral, ich möchte sagen der kriegerischen Wildheit, der Todesverachtung das japanische Heer dem russischen, und nicht nur diesem, sondern allen europäischen Heeren, weit überlegen sei. Man hat hierin geradezu eine Gefahr für den Bestand unserer herrschenden Stellung, ja für den dauernden Bestand unserer eigentümlichen Kultur zu sehen gemeint. In Tönen hoher Begeisterung hat man von dem Buschido, den Lehren des altjapanischen Rittertums der Samurai, hat man von der Abhärtung, dem Gehorsam, der Treue und Ergebenheit des Volkes gesprochen. Man hat gemeint, daß unsere verfeinerte Zivilisation, unsere Gewöhnung an die Genüsse und selbst an den Luxus einer gesteigerten Lebenshaltung die männlichen Tugenden der europäischen Völker, die auf dem Schlachtfelde allein den Ausschlag geben, verringert habe.

Ich glaube nicht, daß das die Erfahrungen sind, zu denen uns die Ergebnisse des ostasiatischen Krieges führen dürften. Wie gewöhnlich, hat man den Sieger nach seinem Siege idealisiert und hat in ihm, weil er gesiegt hat, ohne weiteres eine Herrenrasse zu sehen gemeint. Das ist uns selbst nicht anders gegangen nach den Kriegen von 1866 und 70; sogar in unserer eigenen Wertschätzung haben wir jahrelang auf die Franzosen als auf ein niedergehendes Volk von der Höhe unserer Überlegenheit mit einem an Verachtung streifenden Gefühl herabgesehen. Wir haben unserer edleren Art zugeschrieben, was zum Teil zufälligen, zum Teil besonderen örtlichen und zeitlichen Ursachen entsprang.

Ich habe einer Reihe von Schlachten als Augenzeuge beigewohnt, habe 10 Monate hindurch das russische Heer in nächster Nähe beobachtet und am Werke gesehen, seine Schwächen wie seine Vorzüge kennen gelernt, und ich habe die gesamte Literatur über den Krieg, soweit sie mir irgend zugänglich war, aufmerksam verfolgt. Nun wohl: ich glaube nicht, daß der japanische Soldat dem europäischen nach irgend einer Richtung kriegerischer Tüchtigkeit hin überlegen sei. Auch nicht dem russischen!

Im Beginn des Feldzuges war die Moral des russischen Soldaten der des japanischen mindestens ebenbürtig; heldenmütiger, als die Schützenregimenter 11 und 12 am Jalu in verzweifelter Lage kämpften, kann keine Truppe der Welt sich schlagen. Die ersten beiden Siege der Japaner, am Jalu und am Nanschan, waren mit vielfacher Überlegenheit und dennoch magerem Erfolge errungen. Es bedurfte einer Reihe

von Niederlagen und zahlreicher Mißgriffe der Führung, um die Siegeszuversicht der Truppe endgültig zu brechen und dem japanischen Soldaten das unbedingte moralische Übergewicht auf dem Schlachtfelde zu geben. Er hat sich zu dieser Überlegenheit erst allmählich herangesiegt. Trotzdem aber sind selbst bei dieser vorzüglichen Truppe gelegentliche Augenblicke des Versagens auf dem Schlachtfelde eingetreten; vor Port Arthur ist es vorgekommen, daß ein Regiment sich eines Tages weigerte zu stürmen, und in einem weiteren Falle erblickte ein Divisionskommandeur, der ein Regiment vor einem schweren Angriff musterte, „Furcht in den Augen der Soldaten", so daß er eine andere Truppe heranholte. Allerdings hatte jenes Regiment schon zahlreiche opfervolle Stürme ausgeführt, deren grausige Eindrücke auf den Seelen der Soldaten lasteten.

Nun darf man bei einer Vergleichung des moralischen Wertes beider Heere allerdings nicht vergessen, daß die ostsibirischen Truppen, die die ersten Schlachten des Krieges durchkämpften, die besten Bestandteile des russischen Heeres waren. Die europäischen Truppen standen ihnen im Augenblick, wo sie im Osten anlangten, an militärischem Werte keineswegs gleich. Die Ostsibirier hatten wenige Jahre vorher den chinesischen Feldzug mitgemacht, sie vertrauten sich selbst, kannten das Land und hatten einige Kriegserfahrung. Das war nicht die Hauptsache! Aber sie waren auch durchgängig aus junger und zum großen Teil ausgesuchter Mannschaft zusammengesetzt, die gern und fröhlich in den Krieg zog, und zählten in ihren Reihen zahlreiche Offiziere, die sich freiwillig beim Beginne des Feldzuges gemeldet hatten. Die europäischen Truppen hingegen mußten in recht schwache Stämme — sie hatten bereits Abgaben zugunsten von Neuformationen gemacht — zahlreiche und alte Mannschaften des Beurlaubtenstandes einstellen. Durch ein seltenes Ungeschick der Heeresverwaltung hatte man Reserve und Landwehr nicht jahrgangsweise, sondern mit bequemer Rücksichtslosigkeit distriktsweise einberufen, so daß die mobilisierten Truppen den ganzen Bestand eines gewissen Verwaltungsbezirks, darunter Leute von mehr als 40 Jahren, in sich aufnahmen. Man kann sich denken, mit welcher Freude diese Mannschaft, Familienväter, die ihre Weiber und Kinder oft in Sorge und Not zurückließen, dem Rufe in den unbeliebten Krieg und in das ferne, unbekannte Land folgten.

Und da liegt eine der großen Erfahrungen dieses Krieges! Keine ganz neue, aber er predigt sie mit besonderer Eindringlichkeit! Ein Volksheer, das einen Angriffskrieg durchfechten soll, muß jung an Jahren sein — um so jünger, je mehr der Krieg ein rein politischer Krieg ist und die Seele des Volkes nicht ergriffen hat. Nur junge Mannschaft hat den körperlichen Schneid, den Wagemut, die Abenteuerlust, die Unkenntnis der Gefahr, die für den schweren opfervollen Angriff in der Feldschlacht erforderlich sind. Nur junge Mann-

schaft zieht mit ungeteiltem Herzen in den Krieg, die alten Leute lassen die Hälfte ihres Herzens, die bessere, in der Heimat zurück; sie haben andere Pflichten, haben andere Liebe, andere Sorgen! Dazu kommt der geringere Grad an Übung, der größere Verlust an militärischer Ausbildung, der weniger bereitwillige Gehorsam! Das sind die Gründe, die eine in starke Friedensstämme eingegliederte Linientruppe einer Reserve- und besonders jeder Landwehrtruppe immer überlegen machen; bei langer Feldzugsdauer mag letztere dem rein militärischen Wert der ersteren schließlich näher kommen; ihren moralischen Wert wird sie nicht leicht erreichen, mit zu starken Klammern sind die Ausziehenden an Haus und Hof gefesselt, ihre Gemüter schauen nicht frei und unbefangen, sondern sorgenvoll in die Zukunft! Sie wird nie die stürmische Angriffslust der jungen Truppe besitzen!

Darum sollte man auch für die Mannschaft der Reservetruppen das Lebensalter auf höchstens 30 Jahre begrenzen und sollte starke Friedensstämme für sie bereitstellen.

Und ferner: Es ist immer gefährlich, Truppen zu improvisieren, wie auch wir das im chinesischen und im südafrikanischen Feldzuge getan und wie es die Russen im großartigsten Maßstabe während des mandschurischen Krieges zu ihrem Schaden durchgeführt haben. Alle neu aufgestellten Truppen bedürfen einer gewissen Zeit, um sich zu festigen, um inneren Halt, Vertrauen, Übung zu gewinnen. Die Bataillone Orlows, die bei Jentai am 2. September fortliefen, waren schwach eingerahmte Reservebataillone, die ungeschickt und schwerfällig mobilisiert auf die Bahn geworfen wurden und 5 Wochen lang fuhren, um erst acht Tage vor der Schlacht auf dem ungewohnten und fremden Kriegsschauplatze anzulangen, wo damals gerade der 3 bis 4 Meter hohe Kaolian (Hirse) die ganze Ebene wie ein dichtes Gebüsch bedeckte. Unter diesen Umständen unvorbereitet in den Kampf geführt, wurden sie bei dem mangelhaften Aufklärungsdienst der Russen von den gewandten Japanern plötzlich überrascht und warfen sich in wilder Panik rückwärts.

Improvisierte Truppen werden erst nach einiger Zeit einem gut organisierten Gegner gewachsen sein, selbst wenn an sich ihre Moral und Ausbildung auf der gleichen Höhe mit jener steht. Darin liegt nun des weiteren die Warnung, bestehende Verbände nicht leichtfertig zu zerreißen und durcheinander zu würfeln, sondern den taktischen und strategischen Notwendigkeiten der Lage möglichst im Rahmen der einmal gegebenen Heeresgliederung gerecht zu werden. Man wird es nicht immer können, man sollte immer danach streben. Die Russen, die unsere Lehre in dieser Beziehung als deutsche Pedanterie verspotten, besaßen diese Achtung vor dem lebenden, dem moralischen Organismus nicht, den jede Truppe darstellt. Die Folge davon war, daß in dem Riesenkampfe von Mukden ihr Heer schließlich eine breiartige Masse bildete, in der kein

Befehl mehr durchdrang, die zu energischem Handeln schon durch ihre mangelnde Konsistenz unfähig war. Kuropatkin beklagte sich, daß seine Befehle nicht ausgeführt wurden, und ahnte nicht einmal, daß dem nicht böser Wille zugrunde lag, sondern die platteste Unmöglichkeit. Die Nervenstränge, die Hirn und Glieder verbinden, waren zerrissen. Die Japaner hingegen handelten durchaus nach den Lehren und dem Beispiel ihrer deutschen Vorbilder; ihre Divisionen wurden nur in einzelnen wenigen Fällen für ganz bestimmte Zwecke getrennt, die Verbände sofort wieder hergestellt, wenn die Notwendigkeit der Entsendung aufhörte. So blieben auch die Armeen möglichst in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung; nur Okus Heer scheint öfter die Divisionen gewechselt zu haben.

Eine gute, tüchtige und geschmeidige Friedensorganisation gibt darum eine mächtige Hilfe für die Aufgaben des Krieges, und man sollte sie nie unterschätzen. Die Russen kamen durch ihre Improvisationen um so mehr in Nachteil, als es ihnen im allgemeinen an Fleiß und Gewissenhaftigkeit fehlte, die lockeren Verbände durch tägliche Übungen in dem unbekannten Lande möglichst zu festigen. Sie liebten das Exerzieren nicht und betrieben es selbst dann nur lässig, als es von oben befohlen wurde. Erst der greise Linewitsch scheint darin einigen Wandel geschaffen zu haben, soweit die Bequemlichkeit aller Grade, der Hauptschaden des russischen Heeres, es eben zuließ.

Und doch wäre gerade für diese Truppen fleißiges Exerzieren schon deshalb notwendig gewesen, weil sie ohne Zweifel mit großen Mängeln der Ausbildung in den Krieg gingen und weil man nicht wohl leugnen kann, daß wenigstens das japanische Fußvolk dem russischen Fußvolk, daß aber auch das japanische Führerpersonal dem russischen in mancher Hinsicht überlegen war. Das betraf in erster Linie den Aufklärungs- und Sicherheitsdienst, sodann aber die taktische Ausbildung der Truppe auf dem Gefechtsfelde. Die Schießkunst stand bei beiden Heeren bei weitem nicht auf der Höhe — auch die Japaner waren mangelhaft ausgebildete Schützen —, aber der Angreifer litt hierunter weniger, als der Verteidiger.

Bei allen ihren Mängeln wäre die russische Truppe dennoch imstande gewesen, der japanischen mit Aussicht auf Erfolg gegenüber zu treten; ihre Unterlegenheit in taktischer Beziehung war keine derartige, daß sie den Sieg, auch den Sieg im Angriff schlechthin ausgeschlossen hätte. Man mußte ihr nur einmal erst die Möglichkeit geben, einen Sieg zu erfechten.

Und hierbei komme ich nochmals auf das zurück, was ich vorhin über die moralischen Eigenschaften beider Heere gesagt habe. Man hat vielfach eine Unterwertigkeit der russischen Truppen in der Rückwirkung der Volksstimmung auf die Stimmung des Heeres finden wollen, hat der Begeisterung einen hohen kriegerischen Wert beigemessen, mit der

das japanische Volk, völlig eins mit seiner Regierung, in diesen heiß begehrten, nationalen Krieg eingetreten sei, und hat andererseits in der dumpfen Unlust des russischen Volkes, die sich auf das Heer übertragen habe, ein entscheidendes Element der Schwäche finden wollen. Diese Auffassung, die einer von nationaler Begeisterung getragenen Truppe einen höheren Wert auf dem Schlachtfelde beimißt, als einer nur auf Befehl in den Kampf ziehenden, ist besonders von den rein journalistischen Kriegsberichterstattern vielfach vertreten worden. Sie scheinen den ganzen Verlauf des Krieges als Eideshelfer aufrufen zu können.

Ich glaube dennoch, daß man gerade in diesem Punkte die vermeintlichen Erfahrungen des ostasiatischen Krieges wird richtig stellen müssen, wenn man nicht zu ganz irrigen Schlußfolgerungen gelangen will. In Unkenntnis der Faktoren, die im Kriege wirksam sind, ist hier die Bedeutung der nationalen Begeisterung auf ein Gebiet übertragen worden, wo andere Kräfte weit entscheidender sind.

Die Tatsache flammender Begeisterung auf der einen, mürrischer Unlust auf der anderen Seite ist unbestreitbar.

Das sichere Bewußtsein, ihr ganzes Volk geschlossen hinter sich zu haben, gab der japanischen Regierung selbstbewußte Stärke, verlieh ihrer politischen Handlung Nachdruck und Entschlossenheit, so daß sie den kühnen Schritt ohne Zaudern wagen durfte, dem mächtigen Zarenreich den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Sie wußte, daß sie ihrem Volke das Schwerste zumuten, dessen Kräfte bis zur äußersten Grenze anspannen konnte; was an Machtmitteln in diesem Volke steckte, konnte sie rücksichtslos herausholen. Und selbst hierbei darf man doch nicht vergessen, daß mindestens ebenso stark das Vertrauen auf die sorgsam bereitgestellten militärischen Machtmittel und sogar der glückliche Leichtsinn eines ehrgeizigen Volkes war, das die tatsächliche Stärke Rußlands im fernen Osten unterschätzte. Die Volksbegeisterung war auch auf dem politischen Gebiete eine angenehme Hilfe, aber kein allein ausschlaggebendes Moment.

Als Preußen mit ähnlicher Kühnheit im Jahre 1866 seinen Krieg gegen Österreich begann, konnte die Regierung König Wilhelms I. sich schwerlich auf die begeisterte und begeisternde Zustimmung ihres Volkes stützen, wohl aber rechnete sie mit Sicherheit auf dessen Gehorsam und auf die kriegerische Überlegenheit ihres Heeres. Im Jahre 1870 war die flammende Begeisterung des deutschen Volkes wohl imstande, die Zerrissenheit der deutschen Stämme zu überbrücken und sie zu gleichem kriegerischen und politischen Ziele zu einen; doch ist es zweifelhaft, ob diese Begeisterung ernsthafte Rückschläge überdauert hätte.

Alle Faktoren seelischer Natur müssen sich schließlich, sollen sie wirksam werden, in materielle Kraft umsetzen; die Begeisterung des Volkes gewinnt nur dann Einfluß auf seine Geschicke, wenn sie der Regierung eine

gesteigerte Machtvollkommenheit in die Hand drückt; wo das nicht der Fall ist, verpufft sie wirkungslos. Der vergebliche Freiheitskampf der Buren gegen die Engländer ist ein schlagendes Beispiel.

Die russische Regierung entbehrte dieser wirksamen Unterstützung; ein großer Teil der Intelligenz des Landes stand ihr feindselig gegenüber, hatte jedes Vertrauen zu ihr verloren, sprach es offen aus, daß er den Sieg des Landesfeindes wünsche. Das hat zweifellos auf ihre politische Haltung eingewirkt, hat sie unsicher gemacht, hat sie zu schädlichen Eingriffen in den Gang des Krieges verführt und sie schließlich zu einem ungünstigen Friedensschluß veranlaßt, den die militärische Lage auf dem Kriegsschauplatz nicht nötig machte. Nun aber darf man nicht vergessen, daß eine mißmutige Volksstimmung sofort umschlägt, sobald der Sieg die Fahnen des Heeres umglänzt. Auch in Rußland — ich habe mit vielen Personen darüber gesprochen — hätte ein Sieg die Stellung der Regierung gekräftigt, die Mißvergnügten zum Schweigen verurteilt. Nationale Begeisterung ist leicht zu erwecken, sobald der nationale Ruhm die Seelen des Volkes in Schwingungen versetzt.

Auf den Sieg also kam schließlich alles an; wurde er durch den Mangel an nationaler Begeisterung zu einem ewig fliehenden Phantom? Wer das behauptet, verkennt, daß auch heutzutage noch jedes stehende Heer, auch ein Volksheer, ein besonderer Organismus ist, mit eigener Überlieferung, eigenem inneren Leben, eigenen Gefühlen und Kraftäußerungen, und daß die Stimmungen, die im Volke vorherrschen, nicht immer zu gleicher Zeit im Heere den Ton angeben müssen. Der Geist des Heeres wird von dessen dauernden Elementen, den festen Friedensstämmen, denen der Kriegsdienst zum Lebensberuf geworden ist, getragen. Gewohnheit und Manneszucht, die ungeheure Gewalt einer langen Überlieferung, in der die früheren Ruhmestaten des Heeres wie leuchtende Sternenbilder funkeln, ziehen auch die wechselnden Elemente in die Atmosphäre hinein, in der ihre Führer leben und atmen. Der Lebensodem aber eines Heeres ist der Krieg, seine Ideale sind Sieg und Ruhm! Seine Kraft ist sein Selbstvertrauen.

Unschwer werden sich die Berufssoldaten sogar für einen Krieg begeistern können, für den im Volke wenig Stimmung vorhanden ist. Stellt ihnen kriegerischen Ruhm in Aussicht, gebt ihnen einen Feldherrn, dem sie vertrauen, und sie tragen ihre wallenden Banner ohne Murren von einem Ende der Erde zum andern! Wer möchte behaupten, daß in den Heeren Friedrichs, oder gar in denen Napoleons, in denen Hannibals und Cäsars nationale Begeisterung rege gewesen sei?

Ihre Begeisterung heftete sich an ihre Fahnen, klammerte sich an ihren Waffenstolz, schaute empor zu ihrem Feldherrn! Stärkere Bande für jedes Heer als die Begeisterung seiner Volksgenossen zu Hause! Seit dem zweiten punischen Kriege hat Rom keinen wahrhaft nationalen

Krieg mehr geführt, und dennoch haben seine Heere siegreich den damals bekannten Erdkreis unterworfen.

In diesem Sinne dürfte man nicht sagen, daß das russische Heer von allem Anfang an unlustig in den Krieg gezogen sei. Viele Offiziere meldeten sich freiwillig voll abenteuerlustigen Sinnes, nicht anders als deutsche Offiziere sich zu den Einöden Südwestafrikas drängten. Die junge Mannschaft zog frohen Mutes, lustig hinaus, die Reservisten Sibiriens gingen gern in den Krieg gegen die Gelben, der bei ihnen seit dem chinesischen Feldzuge populär war. Das ganze Heer aber hatte zu Beginn des Krieges unbedingtes Vertrauen zu seinem Feldherrn, ein Vertrauen, das die ersten Niederlagen ungeschwächt überdauerte. Und diese moralischen Kräfte sind dauerhafter, als das flackernde Feuer erregten Nationalgefühls, das von den ersten Plagen und Entbehrungen des Krieges leicht gelöscht wird, das Hunger, Kälte, Kot und die erschütternden Eindrücke des Kampfes nur schwer überdauert.

Erst dann, als Niederlage auf Niederlage kam, als kein Angriff ernsthaft durchgeführt wurde, als keine noch so starke Stellung gehalten ward, Rückzug auf Rückzug folgte, als das Vertrauen der Führer sichtlich schwand, erst da entstand jene müde Resignation im Heere, die sich wohl noch schlug auf Befehl und um der Waffenehre willen, aber ohne Hoffnung auf Sieg! Erst da ward der japanische Soldat dem russischen moralisch überlegen. Der Sieg hat den Sieg geboren! Der Sieg ist für die Moral des Heeres entscheidend; die sittliche Spannkraft des besten Heeres der Welt läßt nach, würde unbedingt auch bei einem deutschen Heere nachlassen, wenn der Krieg aus einer Kette verlustreicher Rückzüge besteht.

Das nicht erkannt zu haben, ist einer der schwersten Vorwürfe, die man der Führungskunst Kuropatkins machen muß.

* * *

Man hat gemeint, daß der Feldzug darum verloren worden sei, weil man sich in Japan seit zehn Jahren planvoll auf diesen Krieg vorbereitet habe, während die Vorbereitungen Rußlands gänzlich ungenügend waren. Man glaubte vielfach, hierin eine der großen Lehren des ostasiatischen Krieges sehen zu wollen.

Das ist richtig und ist auch nicht richtig. Daß Rußland sich auf diesen Krieg — und zwar zum geringeren Teil durch die Schuld der Heeresverwaltung — nicht genügend vorbereitet hat, ist richtig. Seiner Politik fehlte in den entscheidenden Jahren vor dem Kriege das Augenmaß für das Erreichbare, der sichere Blick für die Entschlossenheit und die Pläne seines Nebenbuhlers, überhaupt eine klare Einsicht in die

Folgen seines Handelns. Tadelnswerter noch war die Finanzverwaltung, die in unzeitgemäßer Sparsamkeit alle Anträge des Kriegsministeriums abwies und nicht einmal die notwendigsten Mittel zum Ausbau der Festung und des Kriegshafens Port Arthur bereit stellte, nachdem vorher Millionen für den Bau der ostchinesischen Bahn und aber Millionen für die ganz phantastische Gründung des Handelshafens Dalni verschwendet waren. Ein Fehler war es auch, daß man nicht sofort an den zweigleisigen Ausbau der sibirischen Bahn, an die Aufstellung stärkerer Streitkräfte im fernen Osten ging, nachdem man sich einmal für eine weitausgreifende Politik, für die Festsetzung in der Mandschurei und in Korea entschieden hatte.

Rußland stand dadurch bei dem unvermuteten Ausbruch des Krieges vor einer sehr ernsten und gefährlichen Lage. Hätte es sich um einen Feldzug in Europa gehandelt, so wäre er zweifelsohne schon vor der ersten Schlacht verloren gewesen, gerade wie Napoleon III. seinen Krieg im Jahre 1870 verloren hatte, noch ehe Wörth und Spichern geschlagen waren. In Europa sind die Räume so eng, die Bahnen so zahlreich, die Heere schon im Frieden so dicht aneinander gerückt, alle Verhältnisse derart zugespitzt, daß hier ein Mangel an Vorbereitungen, ein Vorsprung der Rüstungen beim Gegner im Verlaufe des Feldzuges kaum wieder gut zu machen sind.

Der ferne Osten aber bietet doch andere Verhältnisse; die ungeheure Größe der Räume, um die es sich dort handelt, die uns Europäern freilich kaum zum Bewußtsein kommt, der Mangel an Bahnen und die Beschaffenheit der Straßen bilden ein retardierendes Moment, das einer geschickten Kriegführung die Möglichkeit bietet, den Mangel an Vorbereitungen dadurch auszugleichen, daß man der Waffenentscheidung solange ausweicht, bis man die Lücken der eigenen Kriegsrüstung geschlossen hat. So war wahrscheinlich der ursprüngliche Plan Kuropatkins; und dieser Plan war zweckentsprechend. Dazu kam, daß die Kriegführung der Japaner in den ersten Monaten des Krieges keineswegs der Kühnheit ihrer Politik entsprach. Es ist heutzutage kein Geheimnis mehr, daß das Ergebnis des Flottenüberfalls in der Nacht vom 8./9. Februar 1904 von ihnen als ein Fehlschlag empfunden wurde. Trotz der Beschädigung mehrerer russischer Kriegsschiffe glaubten sie, die Herrschaft über die See nicht in solchem Maße gewonnen zu haben, um die Überführung ihres Landheeres in die Mandschurei und die sofortige Belagerung Port Arthurs wagen zu können. Wahrscheinlich kam noch ein schwerer Rechenfehler hinzu; sie glaubten es keineswegs sehr eilig zu haben, weil sie die Leistungsfähigkeit der sibirischen Bahn, wie beinahe alle Welt, erheblich unterschätzten, die Schwierigkeiten und die Zeit der russischen Mobilmachung zu hoch veranschlagten. So gewannen die Russen eine kostbare Zeit, die sie gut

ausgenutzt haben und bei besseren Anordnungen sogar noch besser hätten ausnutzen können.

Die anfängliche Ungunst der Verhältnisse milderte sich erheblich, der Mangel an Friedensvorbereitungen ward nahezu ausgeglichen; es gelang, nach Port Arthur Mannschaft, Munition, Gerät, Lebensmittel zu senden und die Festung auszubauen; gelang, in der südlichen Mandschurei beträchtliche Streitkräfte zu versammeln und schlagfertig zu machen; gelang endlich, die Verteidigung des Landes durch die Anlage befestigter Stützpunkte zu verstärken.

Erst 3 Monate nach Beginn des Krieges überschritt das erste feindliche Heer, noch nicht ein Viertel der gesamten organisierten Streitmacht Japans, die Grenze der Mandschurei. Der russische Führer hatte in diesem Augenblick ein dem Gegner überlegenes Feldheer zur Stelle.

Ich glaube nicht, daß der Mangel an militärischen Vorbereitungen den Gang des Krieges merklich beeinflußt hat, umsoweniger, als die Japaner starke Kräfte auf die Belagerung Port Arthurs verwandten und hier durch den ruhmvollen Widerstand der Festung bis zum Ende des Jahres 1904 gefesselt wurden.

* * *

Nicht die Ungunst der Verhältnisse, nicht mangelnde Begeisterung, nicht die Lückenhaftigkeit der Vorbereitungen, nicht die Minderwertigkeit der russischen Truppe erklären in genügendem Maße den Verlauf des Krieges.

Was also dann?

Viele Schriftsteller haben auf den ungemeinen Wert anfänglicher Erfolge für den ganzen Fortgang des Krieges hingewiesen. Diese ersten Erfolge aber waren überall auf seiten der Japaner! Der energische Abbruch der Verhandlungen, das kecke Vorgehen der Flotte auf Port Arthur, die schwere Beschädigung mehrerer russischen Schiffe daselbst, die sichtliche Verblüfftheit und gedrückte Stimmung, die sich der Russen bemächtigte, die Zerstörung zweier weiteren Schiffe im Hafen von Tschemulpo waren zweifelsohne in den Augen der Welt bedeutsame Ereignisse, von glückverheißender Vorbedeutung für die Japaner, üble Propheten für die russische Sache. Und wiewohl sie den hochfliegenden Hoffnungen der ersteren keineswegs ganz entsprochen hatten, wurden sie gewandt zur Hebung der Siegeszuversicht ausgenützt, während der Jubel der Feinde und fast der ganzen Welt die beklommene Stimmung der letzteren noch weiter niederdrückte. Alles, was in Rußland an den Fähigkeiten der regierenden Bureaukratie zweifelte — das war die große Masse der Bevölkerung aller Stände, die unteren Klassen der Bureaukratie selber — fand seine trüben Vorahnungen bestätigt. Dann kam der Tod des Admiral Makarow, der geradezu ein nationales Unglück bedeutete, der

Untergang eines stolzen Panzerschiffs, endlich der siegreiche Übergang der Japaner über den Jalu, der Verlust von Geschützen schon in dem ersten leichtsinnig angenommenen Treffen. Zu Lande ebenso wie zur See wurden die Russen gleich im Beginn geschlagen! Das mußte allmählich seine Schatten auch auf die Stimmung der Truppen, auf die Zuversicht des Heeres werfen, die von größerer materieller Bedeutung ist, als noch so flammende Begeisterung. Mit dem Schwinden des Selbstvertrauens schwindet gemeinhin die Hoffnung auf den endlichen Sieg, schwindet die stürmische Angriffslust, mindert sich schließlich sogar die passive Widerstandskraft, verliert sich die Zähigkeit des Ringens.

Darum wird der unglückliche Beginn eines Krieges ihm so leicht den dauernden Stempel aufdrücken; er wirft Unsicherheit und Verzagtheit in die Reihen der Besiegten, stört die ruhige Entwicklung der Dinge, wirft oft genug die ersten Kriegspläne über den Haufen, bringt Verwirrung in die Entschlüsse der Leitenden, trübt ihr Urteil und verleitet zu überhasteten Maßnahmen. Jede neue Niederlage aber läßt die Aussichten des Sieges wie ein Phantom, wie eine Fata Morgana, nach der man vergebens die sehnenden Arme ausstreckt, in immer nebelhaftere Ferne fliehen und zerflattern. Die inneren moralischen Bande, die dem Heere seine unüberwindliche Kraft geben, lockern sich; das Mißtrauen aller gegen alle erhebt drohend sein Haupt, die Kritik löst die Bande der Ehrerbietung und schließlich die des Gehorsams; alle Schäden, die in keinem Heere fehlen, erscheinen auf einmal riesengroß, man findet ein wollüstiges Behagen darin, sich selber zu prostituieren!

Es ist das schwerste, was es auf Erden gibt, ein solches, in seinen Fugen krachendes Heer wieder zu einem brauchbaren Kriegswerkzeug zu gestalten. Selbst eine große Zahlenüberlegenheit über den Gegner wird dann nicht immer das einmal verlorene Selbstvertrauen herzustellen vermögen.

Eine alte Erfahrung vielleicht! Aber sie ist selten so eindrucksvoll in die Erscheinung getreten, wie im ostasiatischen Kriege.

War es ein blinder Zufall, der den Russen alle ersten Zusammenstöße unheilvoll werden ließ?

Wir nähern uns dem Kernpunkt unserer Untersuchung.

* * *

Seit Napoleon, dem Großen, hat die Welt keinen Feldherrn mehr gesehen, der die Phantasie der Massen erregt hätte, der sich dauernd in die Erinnerung der Völker als eine außergewöhnliche Erscheinung eingegraben hätte. Und selbst er war schließlich geschlagen worden.

Welchen Anteil haben die Führer, welchen die Truppen, welchen die Zahl und welchen die politischen Verhältnisse an Sieg oder Niederlage?

Weder die polnischen noch die türkischen Feldzüge im 19. Jahr-

hundert, weder der nordamerikanische Krieg, noch die Feldzüge von 1854 und 1859 gaben eine zweifelsfreie Antwort darauf. Im Kampfe der Sezession schien schließlich die Masse, in den anderen die Organisation, die Ausbildung, schließlich selbst die Verpflegung gesiegt zu haben. Höchstens im Jahre 1849 trat der Name Radetzkys als eines bedeutenden Führers hervor.

In den Kriegen, die zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches führten, erwarb sich Feldmarschall Graf Moltke allerdings nationale Anerkennung und eine geschichtliche Stellung. Indessen seine Bedeutung für den siegreichen Ausgang zweier denkwürdigen Kriege blieb nicht unbestritten. Noch immer erkennen die Franzosen seine Feldherrngröße nicht an; auch in der kriegsgeschichtlichen Literatur der übrigen Völker schwankt das Urteil darüber, was einer Schule, was der Persönlichkeit angehört. Ist Moltke nur der glückliche und begabte Vertreter einer strategischen Lehre und Schule, die auf dem Untergrunde napoleonischer Heerführung emporgewachsen ist, oder sehen wir in ihm einen Feldherrntypus von originaler Kraft und Größe, eine bedeutende Persönlichkeit vor uns? Die Beantwortung der Frage wird dadurch schwieriger, daß bei den eigentümlichen Verhältnissen in der deutschen Heeresleitung und angesichts der monarchischen Vollgewalt in Deutschland die Person eines „Dieners" hinter der des Herrschers nach außen hin zurücktreten mußte, er durfte schließlich nicht mehr als „ein Handlanger" sein, und aus der ehrwürdigen Gestalt Kaiser Wilhelms des Siegreichen machte monarchisches Selbstbewußtsein den „großen" Kaiser. Dazu kam die besondere Charakteranlage des Feldherrn, die bescheidene Zurückhaltung seiner Person, und — seien wir ganz ehrlich — ein wenig auch der Neid der Standesgenossen, der Sterne zweiter und dritter Größe. Die Franzosen sind noch heute der Meinung, nur durch die überlegene Zahl und allenfalls die überlegene Organisation der deutschen Streitkräfte geschlagen worden zu sein.

So lieferten auch nicht die deutschen Feldzüge und ebensowenig die späteren Kriege anderer Völker ein reines und zweifelsfreies Bild von der Bedeutung des Feldherrntums im Kriege.

Sein entscheidender Einfluß aber ist meines Erachtens im ostasiatischen Kriege klar hervorgetreten und zwar nach den beiden Seiten hin, die ich soeben berührte, derjenigen der allgemeinen Führerschulung durch die Friedensausbildung und derjenigen der persönlichen Bedeutung des obersten Feldherrn.

Gleich zu Beginn des Krieges gerät die russische Flotte durch die Fehler der Führer in schwere Bedrängnis. Nicht weil sie an sich minderwertig war — obwohl auch hier der Führung manche Versäumnisse zur Last fallen — sondern weil sie angesichts der drohenden Lage zersplittert war. Bei dem Hauptteil der Flotte in Port Arthur werden

dann die einfachsten Vorschriften des Sicherheits-, Aufklärungs- und Meldewesens versäumt; der Führer befindet sich am Tage des Überfalls an Land.

Unter dem Eindruck des doch nur halb geglückten Handstreichs verliert er jede Initiative, jeden Wagemut und überläßt den Japanern ohne Grund die Seeherrschaft. Wie wenig die Stärkeverhältnisse der beiden Flotten dazu nötigten, zeigte sofort die Ankunft des Admirals Makarow. Er gibt Offizieren und Mannschaften ihr Selbstvertrauen wieder, beendet das faule Schlummerleben, in das die Flotte versunken war, und zeigt seine Flagge unaufhörlich im Gelben Meere. Die Japaner aber wagen es nicht, ihre zweite Armee, die marschbereit im Heimatlande stand, nach der Liaotunghalbinsel zu werfen, solange die russische Flotte die See hält. Admiral Makarow hat der Festung Port Arthur, hat dem General Kuropatkin einen vollen Monat Zeit gewonnen.

Sein tragischer Untergang am 13. April beendet sofort diese Zeit ernster Tätigkeit, sein Nachfolger sinkt alsbald in die vollkommene Passivität zurück, der Makarow die Flotte zeitweise entrissen hatte. Die Japaner aber überschreiten 16 Tage später mit fliegenden Fahnen den Jalu und lassen bald darauf Oku gegen Port Arthur vorgehen.

Schon einen Monat nach Makarows Tode gleichen sich die gegenseitigen Stärkeverhältnisse zur See von neuem aus, indem die Japaner am 15. Mai zwei große Panzerschiffe durch russische Minen, einen Kreuzer durch einen Zusammenstoß verlieren. Aber die Russen haben keinen Führer, der das zu benutzen wüßte; sie klammern sich nach wie vor mutlos an den Hafen an. Endlich erhält Admiral Witthöft von Petersburg den gemessenen Befehl, nach Wladiwostok durchzubrechen; es kommt am 10. August zur Seeschlacht von Port Arthur, die Japaner erleiden schwerere Verluste als die Russen, aber Witthöft fällt, und die Kopflosigkeit des noch unfähigeren Fürsten Uchtomski gibt das Treffen verloren. Bei der Rückkehr zerstreut sich die russische Flotte. Seit der Zeit gab sie ihre Geschütze zur Verteidigung der Festung ab, an der sich die Marinetruppen tapfer und ruhmvoll beteiligten; die Führer aber ließen ihre Schiffe durch japanische Geschosse im Hafen zerstören und versenkten sie schließlich in den letzten Tagen vor der Übergabe der Festung, ohne noch einen einzigen Kampf zu wagen. Selten ist der ausschlaggebende Einfluß der Führung so hervorgetreten, als in dieser Episode des Seekriegs.

Und so im Landkriege!

Ich führte schon aus, daß die Russen überlegene Streitkräfte in der südlichen Mandschurei versammelt hatten, als die erste japanische Armee am 1. Mai 1904 den Jalu überschritt. Diese zählte nur 33 000 Gewehre, 1200 Säbel, 138 Geschütze. Kuropatkin hätte ihr 57 000 Gewehre, 6000 Säbel, 266 Geschütze entgegensetzen können.

Aber der russische Feldherr hatte erst 16 Tage vorher seinen Generalen die Lehre gegeben: „Wir sind in der Verteidigung stärker, eine bewußte Offensive gelingt uns nicht häufig.“ Der Verlauf des Feldzugs lag in diesen Worten.

* * *

Die Besorgnis, daß in seinem Rücken Landungen der Japaner stattfinden könnten, die ungenügende Ausrüstung des Heeres mit Trains ließen in General Kuropatkin den Gedanken gar nicht keimen, daß er den Übergang Kurokis über den Jalu, die Landung weiterer japanischer Armeen auf der Liaotunghalbinsel und damit auch die Belagerung Port Arthurs verhindern könne, wenn er sein ganzes Heer am Jalu vereinigt hätte. So schwer ist es gewöhnlichen Naturen, einen einmal gefaßten Kriegsplan zu ändern, wenn die ursprünglichen Verhältnisse sich gewandelt haben. Man würde dem russischen General aus seiner Zurückhaltung in diesem Augenblicke, die einer kühnen Kriegführung allerdings nicht entsprach, keinen sehr großen Vorwurf machen dürfen, wenn er seiner Auffassung der Lage gemäß wenigstens konsequent gehandelt hätte. Er durfte dann die an den Jalu zur Verschleierung und Grenzsicherung vorgeworfenen schwachen Kräfte unter Sassulitsch unter keinen Umständen einer Niederlage aussetzen, durfte überhaupt sich in keine nachteiligen Gefechte verwickeln lassen, bis er zur eigenen Offensive stark genug war. Es handelte sich ja nicht um die Deckung heimatlichen Bodens, handelte sich um keine wertvollen Örtlichkeiten, ein beliebig weiter Rückzug näherte ihn den eigenen Verstärkungen, entfernte den Gegner von den seinigen. Diese Folgerichtigkeit des Urteils und des Handelns aber war dem schwanken, vor Verantwortlichkeit zurückschreckenden Charakter General Kuropatkins unmöglich. So beließ er seinen Unterführer mit 12000 Mann am Jalu, während die Japaner mit fast dreifacher Überlegenheit sich zum Übergange anschickten. Von diesen 12000 Mann aber haben bei Tjurentschön nur 5000 geschlagen; die Überlegenheit des Gegners wurde dadurch eine mehr als sechsfache, die an Geschützen (138 gegen 18) sogar eine $7^{2}/_{3}$ fache. Nicht die russische Truppe hat sich dort der japanischen taktisch oder moralisch unterlegen gezeigt. Besiegt wurde die russische Führungskunst.

General Sassulitsch hat keinen bestimmten Auftrag erhalten, welchen Zweck sein Aufenthalt am Jalu habe, wie lange er ihn ausdehnen, ob er einem ernsten Angriff Widerstand leisten solle. So hing er völlig in der Luft; er selber aber hatte nicht den Mut der Verantwortlichkeit, einen eigenen selbständigen Entschluß zu fassen, als er am Tage vor dem Gefecht Nachrichten erhielt, die völlig genügend waren, ihn über die ungeheure Gefahr seiner Lage aufzuklären. Er wagte nicht, den ihm anvertrauten Posten ohne Gefecht zu verlassen, war aber auch während des Gefechts

nicht am entscheidenden, am angegriffenen Punkte, sondern weit entfernt davon auf dem andern Flügel. So verteilte sich die Verantwortlichkeit des Mißgeschicks besser.

Wir sehen also sofort die beiden Punkte, in denen die russische Kriegführung der japanischen allerdings weit unterlegen war, und die die entscheidenden wurden für alle russischen Niederlagen: der Oberfeldherr ohne Wagemut, ängstlich, den Angriff fürchtend, und unter ihm keine Gehilfen, die von ihm sachgemäß aufgeklärt ihn ihrerseits mit Verständnis und eigener Initiative unterstützt hätten. Es fehlte die Schule preußischer Unterführer, die unser Ruhm im Jahre 1870 war, die Gehorsam und Freiheit in glücklichem Maße zu vereinen wußten, es fehlte aber auch die Schule des Befehlens; die schwerste Kunst, die es für den Feldherrn gibt. Der Vollkommenheit nahe hat sie nur Moltke beherrscht.

Nun dürfte man allerdings nicht sagen, daß die preußische Führerschule, deren Heranziehung das eigenste Verdienst des großen Feldmarschalls ist, den Russen ganz unbekannt geblieben sei. Das beste Werk über den Feldzug 1870/71 und über die Ursachen unserer Siege ist von dem russischen General Woïde geschrieben worden. Die Russen haben also die Technik unserer Befehlsgebung und unserer Führerkunst wohl studiert. Aber auf diesem Gebiete, wo niemals die Technik allein entscheidet, sondern Wille und Charakter das entscheidende Wort haben, nützt die beste Theorie nicht und kann nicht in Fleisch und Blut übergehen, wenn die Erziehung des täglichen Lebens, die Bedürfnisse der Laufbahn, der Trieb der Selbsterhaltung in der langen und maßgebenden Zeit des Friedens eine ganz andere Sprache reden. „Weder Schule noch Leben haben in den letzten 30 Jahren in dem großen Rußland starke, unabhängige Charaktere heranzuziehen vermocht!" klagt General Kuropatkin selber in seinen Abschiedsworten an die erste mandschurische Armee. Er hat das lösende Wort gesprochen!

Das autokratische und bureaukratische System hat noch zu allen Zeiten die Charaktere gebrochen, das Verantwortlichkeitsgefühl unterdrückt, die Behutsamkeit großgezogen, rasches Handeln verhindert, den Blick nach oben gewendet, von wo alle Gnadenspenden ausgehen, wo sich alle Macht vereint. Leuten, die in solchen Verhältnissen großgeworden sind, mag man noch so sehr die Vorteile frischer Selbständigkeit, verständnisvollen Hand-in-Handarbeitens, predigen; sie mögen durch eigene Studien davon überzeugt sein, mögen die technische Seite der Sache noch so sehr beherrschen: im gegebenen Augenblick wird das persönliche Interesse mächtiger sein, als die sittliche und technische Überzeugung. Bei solchen Leuten mag ein grober Ungehorsam immer noch möglich sein, wenn sie den Befehlenden für gutmütig, kurzsichtig oder machtlos halten: ein verständnisvoller Gehorsam, ein bewußtes Abweichen von dem Wortlaut des Befehls, um seinen Zweck zu sichern, ein Zurücksetzen der eigenen

Persönlichkeit hinter die Sache, wird man bei ihnen vergebens erwarten. — Und so geschah es durchgängig im russischen Heere: bald sklavisches Anklammern an gegebene Befehle, bald leichtherziges Nichtbefolgen zweifelsfreier Weisungen, und dazwischen ein stetes Mißtrauen von oben wie von unten, und zugleich ein ewiges Einmischen in den Befehlskreis der Untergebenen. Die Folgen mußten verhängnisvolle sein. Kuropatkin aber beklagte sich über den Ungehorsam seiner Unterführer, über den Mangel an Unterstützung, den er bei ihnen fände — und wußte nicht, daß seine eigene Befehlsgebung die Hauptschuld daran trug — sie, die jedes Detail von oben her regeln, jedes Handeln an bestimmte Bedingungen und Voraussetzungen knüpfen, alles vorher bestimmen wollte, und schließlich in dem Drange des Augenblicks, wenn die Geschicke sich anders entwickelten, als der Oberfeldherr gemeint, die Unterführer in qualvoller Ungewißheit über die Absichten und Wünsche ihres Vorgesetzten ließ. Und die Dinge kamen immer und ausnahmslos anders, als Kuropatkin gemeint; und die Befehle schienen immer nur gegeben, um in jedem Falle die Verantwortlichkeit des Mißlingens auf die Schultern der Untergebenen abwälzen zu können.

Im geraden Gegensatze dazu war die Befehlstechnik, war das gegenseitige Verständnis und Vertrauen zwischen oberster Leitung und Unterführung bei den Japanern in vorbildlicher Weise entwickelt. Das eitle Volk hat wohl gemeint, seine deutschen Schulmeister bereits übertroffen zu haben. In diesem einen Punkte enthält sein Selbstlob vielleicht nicht allzu arge Übertreibung. Ein besseres Zusammenarbeiten, eine edlere kameradschaftliche Unterstützung, lebendigeres Verantwortlichkeitsgefühl hat es vielleicht noch niemals in der Kriegsgeschichte gegeben. Diesen Eigenschaften hauptsächlich verdanken die Japaner ihre Erfolge. Ob wir Deutschen unter den verderblichen Einwirkungen politischer Verhältnisse und persönlicher Einflüsse gerade auf diesem wichtigen Gebiete nicht Rückschritte gemacht haben, will ich hier nicht untersuchen. In der Lehre sicher nicht; aber im Leben?

Besonders verhängnisvoll für den Geist der russischen Unterführung mußte es werden, daß der Oberfeldherr, anstatt hochherzig die Folgen unglücklicher Ereignisse auf sich zu nehmen, seine Generale zu vertreten und ihnen dadurch Vertrauen einzuflößen, im Gegenteil für jede Niederlage, für jedes Mißgeschick einen Sündenbock suchte. Für den Jalu General Sassulitsch, für Wafangou General Stackelberg, für Taschitzao den tapferen Sarubajew, für Liaojan Bilderling und Orlow, für den Schaho Stackelberg, für Sandepu Grippenberg, für Mukden Kaulbars und so fort. Wie sollten dadurch Generale nicht unsicher werden, die gerade umgekehrt der Erziehung zur Selbständigkeit bedurft hätten! Die Art und Weise ferner, wie der Oberfeldherr durch Befehle die Selbsttätigkeit seiner Untergebenen einschränkte, ja diese lahmlegenden Wei-

sungen zugleich an deren Untergebene mit erließ — nur um ihrer Beachtung sicher zu sein und die Vorgesetzten durch die Untergebenen zu kontrollieren — brachte es mit sich, daß in entscheidenden Augenblicken niemand ohne Befehl zu handeln wagte. So blieb am 28. Februar 1905 General Kaulbars angesichts der Umgehungsbewegung Nogis in seiner arg gefährdeten Stellung zwischen Hun und Liao regungslos, wie zur Salzsäule erstarrt, stehen, während damals noch der Schlag mit leichter Mühe zu parieren war. Aber durch Befehle des Oberfeldherrn waren alle an die ihnen zugewiesene Linie strenge gebunden. Die Armeebefehlshaber waren im Sinne General Kuropatkins nicht mehr als Polizeimeister, die die Ausführung seiner Befehle zu überwachen hatten.

Ein Heer mit solchen Führern wird schwer den Sieg erringen. Die Heranziehung selbständiger und doch gehorsamer Unterführer ist eine der allerwichtigsten Aufgaben jeder Friedensschule. Die großen Herbstübungen sind das vornehmste Erziehungsmittel für diesen Zweck. Aber sie müssen richtig angelegt und durchgeführt werden. In Rußland war das bis zum ostasiatischen Kriege nicht der Fall. Und soll auch anderswo oft versäumt werden!

Immerhin gab es doch eine beträchtliche Zahl tüchtiger Männer auch in den Reihen des russischen Heeres in der Mandschurei, die durch einen begabten Feldherrn sehr wohl zur Höhe ihrer Aufgabe hätten hinaufgeführt werden können. Zudem treten alle erwähnten Mängel in einem Angriffskriege weniger zutage. Er stellt die Führung vor leichtere Aufgaben, gibt weniger Raum der Ungewißheit und dem Schwanken. Die ganze Handlung wird einfacher; der Sieg an einem Punkte bedeutet meist den Sieg überhaupt. Die inneren Reibungen sind beim Angriff geringer, als bei der Verteidigung; man hat diesen Vorteil des Angriffs meines Erachtens noch immer zu wenig betont.

Ist das aber der Fall, so liegt die letzte und entscheidende Ursache der russischen Niederlage in der Person des Feldherrn allein. Und zwar nicht nur in seiner unzulänglichen und schwerfälligen Befehlstechnik, sondern in dem innersten Wesen seiner Feldherrneigenschaften. Oder vielmehr in seinem Mangel an Feldherrneigenschaften!

Der russische Feldherr hat den Krieg in der Mandschurei verloren, der sehr wohl zu gewinnen war. Er ist der Verantwortliche.

Man hat zwar auch für seine Unzulänglichkeit das System bureaukratischer Erziehung und Bevormundung anklagen wollen. Gewiß ist General Kuropatkins Heerführung zahlreichen Einflüssen dieser Art unterlegen; selbst in Kleinigkeiten! Er umschmeichelte Adjutanten, die in Petersburg mächtige Verbindungen hatten; er ließ sich in seiner nächsten Umgebung Personen in wichtigen Stellungen gefallen, deren Unfähigkeit ihm nicht zweifelhaft sein konnte, wenn sie nur auf dem Parkett des Hofes gut angeschrieben waren. Er horchte ängstlich nach Petersburg,

was man dort von ihm spräche. Vor allen Dingen, er ließ sich Eingriffe in seine Feldherrntätigkeit gefallen und gab Anregungen und Befehlen nach, die seinen eigenen Ansichten von der Kriegslage, seinen eigenen Operationsplänen schnurstracks zuwiderliefen. Wo ein selbstbewußter tatenfroher Feldherr sofort sein „Entweder — oder!" gesprochen hätte.

Eine Forderung, die denn freilich leichter theoretisch zu stellen als praktisch zu erfüllen ist; es gehört dazu ein starker Charakter, aber auch eine sichere Zuversicht des Erfolges. Feldherrn dieser Art sind zu allen Zeiten, bei allen Völkern und unter allen Regierungssystemen spärlich gesät gewesen. Sie kommen aber andererseits auch unter der Autokratie vor: der große Suworow, und auch Diebitsch, Totleben, Skobeljew beweisen es; selbst ein Bennigsen ragte noch über Kuropatkin hervor. Darum wird man doch wieder sagen müssen, daß die falsche Auswahl des Feldherrn allein und das zähe Festhalten des Zaren an dieser unglücklichen Persönlichkeit den Verlust des Krieges verschuldet hat.

Am 26. Mai wurde die Schlacht am Nanschan (in der Enge von Kintschau) geschlagen, durch die Oku den Japanern den Weg nach Port Arthur öffnete. Auch hier kämpfte eine sehr große Übermacht der Japaner und erfocht den Sieg nur durch grobe Fehler der russischen Führung. General Stössel bewies an diesem Tage zum ersten Male seine Unfähigkeit.

Von nun an war die Feldherrnkunst General Kuropatkins, solange er den Oberbefehl führte, d. h. bis zur Niederlage von Mukden, eingeklemmt zwischen den Einwirkungen von Sft. Petersburg, welche zur Offensive drängten, und den eigenen Neigungen, die dieser Offensive widerrieten. Auch die Wünsche der zarischen Regierung gingen nicht rein aus strategischen Erwägungen hervor. Politische Rücksichten und die Furcht vor dem Fall von Port Arthur hatten ihren großen Anteil daran; besonders in letzterer Hinsicht schlug den Machthabern das Gewissen, denn sie kannten die Fülle ihrer Sündenschuld um die Festung. Aber so wird es meist sein; ganz frei von Einflüssen politischer Art wird der Feldherr nur selten seine Pläne entwerfen können. Und zudem zeigten die Petersburger Strategen mit ihrer Beurteilung der kriegerischen Lage wiederholt ein klareres Urteil als der Feldherr, der an Ort und Stelle befehligte, der von ewigen Bedenken und Ängstlichkeiten geplagt war und alle seine Maßnahmen in jeder einzelnen Phase von den Nachrichten über den Gegner, d. h. tatsächlich von dem Handeln des Gegners abhängig machte. Nie ging ihm die königliche Größe des Gedankens auf, daß man nur durch kräftiges, eigenes Handeln Klarheit gewinnt, den Gegner einschüchtert und Siege erficht. So klagte er ewig, daß er schlecht mit Nachrichten bedient würde. Wenn dieser Vorwurf einige Berechtigung hatte gegenüber der Reiterei, deren Tätigkeit ungenügend und ungewissenhaft war, so war er dagegen gänzlich verfehlt

gegenüber seinem Kundschafterdienst, der recht gut arbeitete. Durchschnittlich war er in entscheidenden Augenblicken besser mit Nachrichten versorgt, als Napoleon und Moltke in den ruhmvollsten Augenblicken ihrer Feldherrntätigkeit. Aber er mißtraute allen Nachrichten, die ihn zum Handeln spornten, und nahm willig nur die an, die behutsames Abwarten anzuraten schienen. So hat er die Stärke der Japaner unaufhörlich überschätzt, so durch jede Meldung japanischer Umgehungsbewegungen sich zu Entsendungen verleiten, durch jede Drohung eines feindlichen Angriffs die eigenen Offensivabsichten durchkreuzen lassen. So geriet er in immer drückendere Abhängigkeit von dem japanischen Feldherrn und wagte es niemals ernstlich, ihm das Gesetz des Handelns seinerseits vorzuschreiben. Führte eine solche Absicht wenigstens niemals durch! Bezeichnete jedem seiner Angriffe eine Grenzlinie, die noch nicht die unwiderrufliche Entscheidung herbeiführte; ließ selbst im Vorgehen seine Truppen sich mühselig von Stellung zu Stellung quälen, die jedesmal ausgiebig verschanzt werden mußte, und gab so erst durch die Saumseligkeit seines Vorgehens dem Gegner die Gelegenheit und die Möglichkeit zu Gegenmaßregeln. Hat nie den entscheidenden Wert der Zeit erkannt! Wo doch im Kriege Zeit noch mehr als Geld ist; wo sie schlechthin alles bedeutet! Hat auch nie verstanden, was Napoleon mit dem Worte: „Masse bilden!" meinte, durch das er seine Schlachten gewann! Das gleiche, was Friedrich durch seine gestaffelten Flügelangriffe erreichen wollte, was der Sinn und Kern der Siege aller großen Feldherrn ist. Mit andern Worten: er wußte nie überraschend in kurzer Zeit überlegene Massen gegen e i n e n Punkt der feindlichen Linie zum rücksichtslosen Entscheidungsstoße anzusetzen; wollte überall alles decken, und machte daher das weitere Vorgehen jedes Heereskörpers von dem Siege der Nebenstehenden abhängig. Und so schaute jeder nach dem Nachbar, und so siegte niemand! Wobei denn freilich hinzukam, daß die gegenseitige Unterstützung ohne Befehl im russischen Heere ohnehin schwach entwickelt war. So daß der Feldherr seines Heeres Fehler potenzierte, anstatt sie mit aller Kraft seines Geistes und Willens zu bekämpfen, damit sie für den Erfolg nicht mehr hinderlich wären.

Dieses Bild zeigen alle seine Unternehmungen! Sein Zug nach Wafangou, für den bis zum Vorabend der Schlacht er und nicht sein Unterführer Stackelberg die Verantwortung trägt! Seine schwächliche Verteidigung im Gebirge (Juli-August 1904), wo er weder wagte rechtzeitig Raum aufzugeben, sich dadurch erst einmal vom Gegner loszulösen und die Freiheit seines Handelns wieder zu gewinnen, noch auch zu einem entschiedenen Angriff gegen das eine der weit voneinander entfernten drei Heere des Gegners (Kuroki, Nodzu, Oku) konzentrisch vorzugehen. Sondern sich passiv von Stellung zu Stellung werfen und zum Teil herausmarschieren ließ, in dem Wahn, seine Russen würden

durch die Rückzüge wütender und standhafter, die Gegner durch ihre Siege geschwächt werden! Ahmte mit Bewußtsein die Strategie Kutusows nach, die im Jahre 1812 unter ganz anderen Voraussetzungen und Bedingungen zum Erfolge geführt hatte! Dadurch allein seinen Mangel an Feldherrnblick beweisend. So schlug er sich bei Liaojan, obwohl überlegen und in sehr starker Stellung, nur darum, weil die Generale ihn überzeugten, daß entgegen seiner Annahme die Moral seines Heeres durch die ewigen Rückzüge bereits empfindlich gelitten hatte. Ließ sich dann von dem schwächeren Gegner, der ihn 2 Tage lang vergeblich bestürmt hatte, aus der Stellung durch eine Umgehungsbewegung geringer Kräfte hinausmanövrieren und wagte keinen herzhaften, geschlossenen Gegenangriff.

So ging er auch im Oktober schwächlich, zaghaft mit starken, zurückgehaltenen Kräften langsam und ohne Zusammenhang zum Angriff gegen den Schilihofluß vor und verlor die vieltägige Schlacht dadurch, daß er den Japanern die Zeit zum Gegenangriffe gab, die sie entschlossen und kühn ausnutzten. Von da an suchte er den Erfolg des Krieges nur noch im Anhäufen überlegener Massen, die allmählich durch das Schwergewicht der brutalen Zahl anstatt durch seine Führung den Sieg erringen sollten. Wagte im Januar keinen entscheidenden Angriff, obwohl er mindestens 60000 Mann mehr als der Gegner hatte, und gibt dem Falle von Port Arthur die Schuld am Verlust der Schlacht von Mukden, weil sie diese seine Überlegenheit mit einem Schlage — für etwa 3 Wochen — aufhob!

Kuropatkins ganze Feldherrnkunst bestand in der brutalen Logik der Zahl! und irrte sich darin!

Die Zahl an sich entscheidet wenig im Kriege, vielleicht gar nichts. Erst in der Hand des Feldherrn wird sie eine lebendige Größe.

Der Feldzug in der Mandschurei ist das hohe Lied des Feldherrntums; er ging für die Russen verloren nicht wegen der besonderen Schwierigkeit der Verhältnisse, nicht wegen des Mangels an Vorbereitungen, nicht wegen der ungenügenden Zahl der Russen, noch wegen der taktischen Untüchtigkeit oder der Begeisterungslosigkeit des Heeres, sondern weil die Führerkunst Kodamas und seiner Generale derjenigen Kuropatkins und seiner Leute weit überlegen war.

Es ist unwahrscheinlich, daß in den kommenden Völkerkämpfen irgend eines der europäischen Heere vor den anderen einen entscheidenden Vorsprung in Bewaffnung, Ausbildung, Gliederung, Moral besitzen wird: die Kunst des Feldherrn und die Schulung der Unterführer werden über Sieg oder Niederlage entscheiden. Die Völker, die es am besten verstehen, Persönlichkeiten heranzuziehen, werden die größten Aussichten des Erfolges haben.

Rudolf Presber.

Von

Karl Bienenstein.

— Marburg a. d. Drau. —

In dem Gedichte „Poetenwunsch", das seinen ersten Lyrikband eröffnet, nennt Rudolf Presber die Bücher, die er der Welt hinterlassen möchte. Es sind: ein Liederband voll Lenz und Sonne, einer voll Myrtenduft und Liebe, ein Buch, das seinem Haß zum Köcher dient, mit mildem Geist soll das vierte begabt sein, und das fünfte sollte von Tanz und Elfenspiel, von Königstöchterlein und Feensegen erzählen und für blonde Kinder bestimmt sein.

Dieser Wunsch ist für des Dichters geistige Sonderart sehr bezeichnend. Er wünscht nicht, der Welt eine große Tragödie zu hinterlassen, die mit Shakespearescher Wucht über die Bretter schreitet und noch nach Jahrhunderten die Gemüter schauernd ergreift, er sehnt sich nicht nach dem Lorbeer Homers, und ebensowenig lockt ihn der Traum, den viele moderne Dichter träumen, der Welt einen Roman zu geben, in dem sich unsere Zeit in ihren tausendfältigen Erscheinungen und Strebungen wie in einem Spiegel malt. Mit solch hochgespannten Künstlerwünschen hat Presber nicht zu tun; er will nur alles, was im Leben schön und hold, genießen und zum Danke dafür der Welt diese Genüsse in seinen Büchern zurückgeben. Wenn sie jemand in die Hand nimmt, dann soll ihm nicht die Parfümwelle kunstvollen Ästhetentums entgegenschlagen, sondern der volle Odem des Lebens eines Menschen, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, der das Leben mit ganzer Seele liebt und doch nie vergessen hat, daß über dieser Welt ewige Sterne stehen, zu denen nur die geweihten Flügel der Sehnsucht emportragen.

Den ganzen Reichtum seines großen und tiefen Herzens hat Rudolf Presber in seine vier Gedichtbücher: Aus dem Lande der Liebe,

Media in vita, Dreiklang und Spuren im Sande (sämtlich bei Cotta erschienen) ausgeschüttet. Eine außerordentliche Beherrschung der Form, eine seltene Sprachmeisterschaft zeichnen diese Gedichte schon äußerlich aus. Man kann es aus dem natürlichen Fluß der Verse herauslesen, wie leicht sie dem Dichter in die Feder quellen, wie sich jeder Gedanke sozusagen von selbst in die ihm entsprechende rhythmische Form kleidet, wie spielend sich die Reime einstellen. Presbers Gedichte werden eben schon als Gedichte geboren, denn ihr Mutterschoß ist ein klingendes Poetenherz. Was aber dieses Herz zum Klingen gebracht hat, das ist jene innige Daseinsfreude, die sich nicht anzüchten läßt, die einem als Feengabe schon in die Wiege gelegt werden muß. —

Wenn der Dichter in die Vergangenheit zurückträumt — und er träumt als echter Deutscher gerne! — dann steht eine frohe, selige Kinderzeit vor seinen Blicken auf. Da leuchten im Sonnenglanze die Weingehänge der rheinischen Heimat, da schimmern die Kerzen des Christbaums, die Elternliebe entfacht hat, und alles Schöne, woran sein Kinderherz gehangen hat, kehrt zurück und hebt in süßschmerzlicher Erinnerung die Brust. Da wird er wieder ganz Kind, und eine heiße Sehnsucht nach dem versunkenen Jugendlande befällt ihn, die ihm Worte von ergreifender Innigkeit über die Lippen drängt. Und weiter denkt er an die fröhliche, tolle Studentenzeit, da der Wein in den Bechern perlte und die Schläger blitzten, an durchtoste und durchkoste Nächte, und wie weit, weit das nun liegt. Eine tiefe Wehmut schattet dann über seine Seele und er denkt daran, wie viele, die er geliebt, nun schon der grüne Rasen deckt, wie viele der Alltag eingesargt hat, und wie so vieles in ihm selbst zur Ruhe gegangen ist, was einst sein Leben mit Licht und Schönheit erfüllte. Ja, „aus jungen Tagen weht ein Duft“, aber er trägt den bangen Abschiedsschmerz auf den Schwingen und die Töne des alten wehen Liedes: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umgeben.“ Und da senkt er die Stirne und denkt an den Sieger über alles Leben. Dann wird's im heißen Herzen stille werden, ganz stille, und er wird dem Tode die Hand reichen und ohne Klage mit ihm dahin gehen, wo durch das Traubengold der geliebten Heimat die ernsten Zypressen dunkeln. Und auf den Wegen, die er gegangen, werden andere wandern und seine Spuren verwischen, denn alle Menschenwege sind nur Spuren im Sande. Das ist der Träumer Rudolf Presber.

Aber das Träumerische ist nur eine Seite seines Wesens, die, welche er in stillen Stunden zeigt, wenn er sich, aus dem Trubel des Lebens flüchtend, auf sich selbst besinnt und Einkehr im eigenen Herzen hält. Die andere Seite ist ein starkes Wirklichkeitsgefühl, das wie einen stolzen Schlachtruf sein „homo sum“ in die Welt schmettert. Presber fühlt sich, ungleich vielen modernen Dichtern, nicht als einer, der himmelhoch

über Menschenlust und -Leid steht, und er geht auch nicht in der Menge unter; in ihm braust das starke, rote Mannesblut, und als ein Vollmensch schreitet er seinen Weg. Mit roten Liebesrosen umkränzt er sein Haupt, mit wackeren Freunden schwingt er den Becher, und mit den Feinden kreuzt er die Klinge. „Carpe diem!“ ist seine Losung. Mögen auch die Basen zischeln und die Philister zetern, er kümmert sich nicht darum und bleibt, was er ist: ein fröhlicher Lebensbejaher, treu sich selbst und dem Besten in ihm: dem Idealen. Frei und stolz, froh und mannhaft, so führt der Dichter sein Leben, und so klingt auch das Lied, das er dem Leben singt. Eine innige Liebe zu allem, was ist, erfüllt sein Herz, und sein Haß gilt nur dem, was das Leben verneint und schwer macht: der Gemeinheit, der Niedrigkeit, dem heimtückischen Gift des Neides und der Verleumdung. Über alle andern kleinen Schwächen der Menschen setzt er sich mit lachendem Humor hinweg. Presber ist ein großer Spötter, und wo die Geißel seiner Satire niedersaust, da trifft sie bis ins Mark hinein. Das moderne Leben hat an ihm einen Kritiker gefunden, der seine konventionellen Lügen mit schneidender Schärfe bloßlegt, vor dessen durchdringendem Auge sich alle Schäden in voller Nacktheit darstellen. Aber er ist kein eifernder Zelot, er hat dafür ein, wenn auch oft wehmütiges, Lächeln der Verzeihung. Denn — und das ist das schönste an ihm — er besitzt einen unergründlichen Fond von Menschenliebe und einen unumstößlichen Glauben an das Edle in der Menschennatur, der am schönsten dort zum Ausdruck kommt, wo er in seinen Gedichten schlichtes Menschenleben schildert. Gedichte wie: Alte Briefe, Das Pferdchen, Erinnerung, An Se. Hochwohlgeboren, Ballade auf Mi, Begnadigung, sind Verherrlichungen der einfältigen, guten Menschenseele, die man nur mit tiefster Ergriffenheit lesen kann, und die allein genügen würden, dem Dichternamen Rudolf Presber vollen Klang zu geben.

Faßt man alles zusammen, was uns der Lyriker Presber bietet, dann kann es in dem einen Worte geschehen: Sonne. Die trägt er mit vollen Händen in das Herz jedes Lesers seiner Dichtungen, und in diesem Sinne ist er ein Erbe aller großen deutschen Künstler, die ihm vorausgegangen sind. Er selbst bekennt sich ja zu den Alten, und wie diese betrachtet er die Aufgabe der Dichtung nicht darin, quälende Fragen zu wecken, soziale und politische Tendenzen zu verfechten, sondern Schönheit ins Leben zu tragen, die Menschen für den Kampf ums Dasein zu stählen durch die Freude, ihnen zu zeigen, wie reich und schön das Leben ist, wie viele tausend Blumen um seine Pfade blühen, und wie hell die Sterne leuchten, die über allem Irdischen an die Unendlichkeit mahnen, welche sich im menschlichen Herzen als Sehnsucht nach dem Idealen manifestiert.

Der warmherzige Optimismus, der das gesamte lyrische Schaffen

Presbers durchzieht, kennzeichnet auch seine Novellistik. In seinem Novellenbuch „Das Fellahmädchen“ (Fleischel und Co., Berlin) schildert er zumeist arme Menschen, die aber einen unerschöpflichen Schatz von Liebe im Herzen tragen. Wie eine Perle leuchtet aus dem orientalischen Schmutz das Fellahmädchen, das dem geliebten Fremden in scheuer Liebe sein kostbarstes Gut, ein schlichtes Halsband aus Glasperlen, das aber aus den Händen eines Scheikhs stammt, opfert. Auch die Lady, der als Erinnerung an die Tochter nichts geblieben ist als eine häßliche Katze, die sie nun überall hin mitnimmt, gehört zu den Figuren, denen der Dichter all den Liebesreichtum verliehen hat, den er selbst kennen gelernt hat. Dazu kommt noch die rührend einfältige Gestalt des italienischen Leiermanns, der den Verlust seines Äffchens nicht überleben kann, und wie ein dunkler Hauch aus den Herzenslanden des Dichters weht es durch die mystische Geschichte des jungen Russen, den der tote Vater vor dem Selbstmorde beschützt. In diesen einfachen, gemütvollen, aber mit zarter und stimmungsvoller Kunst vorgetragenen Geschichten zeigt sich so recht deutlich des Dichters inniger Glaube an die Güte und Größe des Menschenherzens, und er tritt um so mächtiger und wirkungsvoller hervor, als diese Güte an Menschen gezeigt wird, denen das Leben nichts von Glücksgütern gegeben hat. Und das ist es ja, was der Dichter in vielen seiner Gedichte direkt sagt, und was er hier zwischen den Zeilen heraus zu uns reden läßt: daß es Einfachheit und Einfältigkeit sind, worin sich reines Menschentum am schönsten verkörpern.

Die letzten Geschichten dieses Novellenbandes leiten zu drei andern Büchern hinüber, zu den humoristischen Skizzenbüchern: „Die Diva und Andere“, „Von Leutchen, die ich lieb gewann“ und „Von Kindern und jungen Hunden“ (sämtlich erschienen: Concorida, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin). Diese Bände enthalten mit Ausnahme des letzten, der ein paar längere Stücke aufweist, durchwegs kurze, scharf pointierte Skizzen. Presber ist heute unstreitig der erste Meister dieser Form, dem sich kein anderer an die Seite stellen kann, auch der vielgenannte Roda-Roda nicht, der sich nach verheißungsvollen Anläufen in platte und öde Anekdotenfabrikation verloren hat. Rodas Humor — wenn man überhaupt von einem solchen sprechen kann — setzt sich aus lauter äußerlichen Dingen zusammen: aus komischen Situationen, Figuren, denen das Komische nur aufgehängt ist, und aus Wortwitzen. Es ist alles bloße Verstandessache, und man erkennt deutlich, daß auf die komische Wirkung direkt hingearbeitet wurde.

Ganz anders Presber. Er tritt ohne jede Voreingenommenheit unter die Menschen, er gibt sich Mühe, sie zu verstehen und in ihrer Welt heimisch zu werden, und da er eine außerordentlich scharfe Beobachtungsgabe besitzt, gelingt es ihm auch. Dadurch lernt er die Menschen in ihrem

innersten Wesen kennen, er dringt bis auf die Grundlagen ihres Charakters vor, scheidet alles Nebensächliche aus und erhält so Typen, die er nun in voller Natürlichkeit darstellt. Daß sie humoristisch wirken, ist freilich Sache des Dichters, Ausfluß seiner Weltanschauung. Humor ist Herzenskraft. Und die besitzt Presber in ausgiebigstem Maße. Wo ein anderer zornig wird, predigt und donnert, da findet er ein herzliches Lachen, das da sagen will: „Die Menschen sind ja nicht schlecht; sie leben nur im Wahn, sie denken nicht richtig, sie wandern auf Irrwegen und fühlen es nicht. Wozu sie also züchtigen? Viel besser ist es, sie lachend **ad absurdum** zu führen." Und dann: wie öde und eintönig müßte das Leben sein, gäbe es nur lauter korrekte und verständige Menschen! Die Lächerlichen aber sind wie die krausen Arabesken, die dem Geradlinigen Reiz geben, und auch deshalb muß sie der Dichter lieben, der ja überall darauf aus ist, das zu finden und den Menschen zu geben, was das Leben schön und froh macht. Dieser Liebe entspringt das so herzliche Wohlbehagen, mit dem er sich in das Leben seiner Gestalten vertieft, mit dem er ihre Gewohnheiten, Meinungen und Taten erzählt. Und weil er so ganz aus dem Innern dieser Leute heraus schöpft, erhält sein Humor auch satte Lebens- und Charakterfarbe, wächst das Lustige so natürlich aus dem Boden der Wirklichkeit empor, daß wir darüber ganz die feine Künstlerhand vergessen, die da formend tätig war.

Es würde zu weit führen, wollte man alle die köstlichen Lebenstypen, die Presber in seinen drei Skizzenbüchern vor uns hingestellt hat, im einzelnen betrachten. Es wäre das eine Aufgabe für sich, und wenn vielleicht einmal ein Literarhistoriker daran geht, eine Studie über moderne humoristische Charaktere zu schreiben, dann wird er unbedingt auch eine Analyse der Presberschen Gestalten vornehmen müssen. Sie lassen sich in zwei Gruppen scheiden. Die einen sind Menschen, in deren Seele irgend ein idealer, über den gewöhnlichen Horizont des Philistertums erhabener Gedanke Wurzel geschlagen hat, dem sie aber, ohne ihn mit den notwendigen Forderungen der Vernunft in Einklang zu bringen, mit dem Eifer des Fanatikers nachhängen, wodurch sie, da vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, komisch wirken. Die anderen dagegen sind Träger von Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten, wie sie unser gesellschaftliches, künstlerisches oder wissenschaftliches Leben gezeitigt hat. Werden jene in gemütvoller Art, wie sie einem Raabe und Heinrich Seidel eigen ist, dargestellt, so schlägt hier der satirische Ton vor, der sich gelegentlich — ich nenne nur das Terzett: Diva, Dichter und Kritiker — zu vernichtender Schärfe steigern kann, aber nur dann, wenn es, wie hier, darauf ankommt, nackte Gemeinheit zu geißeln. Wenn auch solche Stücke keine Bitterkeit in dem Leser aufkommen lassen, dann liegt dies darin, daß es der Dichter wunderbar versteht, ihn auf seinen Standpunkt zu erheben, von dem auch die Niedrigkeit nur als Verirrung er-

scheint, die zu dem allgemeinen Bilde der Menschlichkeit gehört und den Glauben an die angeborene Güte der Menschennatur nicht zerstören kann.

Daß unsere moderne Literatur einem satirischen Genie, wie es Presber ist, reichen Stoff geben muß, bedarf wohl keiner langwierigen Begründung. Es geht durch unser gegenwärtiges Schrifttum ein bedenklicher Zug, um jeden Preis sensationell zu wirken. So sind wir denn glücklich in den Sackgassen mystisch aufgeputzten Wortgepränges und lebensfremder Pose einerseits, schreiender Tendenz andererseits angelangt, und ein Großteil der Kritik leistet diesem Unfug Vorschub, indem, unbeschwert von literarhistorischem Wissen, all das scheinbar Neue sofort in den höchsten Superlativen als künstlerisches Messiastum in die Welt posaunt wird. Das muß einen gesunden, unbestechlichen Geist zur Satire geradezu herausfordern und Presber, der die Traditionen des guten Alten hochhält und der richtigen Meinung ist, daß auch die Kunst unter dem Gesetze der allerdings langsameren, aber natürlichen Entwickelung steht, ganz besonders. Wenn er seine Spottlust manchmal auch gegen bedeutende Geister losläßt, so ist sie weniger gegen diese selbst gerichtet, als vielmehr gegen ihre Nachtreter, welche wohl das Räuspern und Spucken jener begriffen haben, nicht aber den Geist, der sie beseelt. Vor allem muß man in diesen literarischen Satiren bewundern, mit welch' erstaunlicher Schärfe und Feinfühligkeit Presber das Charakteristische an den Objekten seines Spottes herausgefunden und mit welcher Originaltreue er dasselbe nachzuahmen versteht. Man sehe sich daraufhin in den beiden Reklambändchen „Der Untermensch“ und „Das Eichhorn“ etwa folgende Stücke an: Weihnachten in einer kleinen Garnison, Das Eichhorn, Ein Geheimnis, Salome, Florian Geyer, Die alte Ziege, Der Apfelträger, Traumulus, Der Ehezwist im Hause Nolte. Der rüde Klatschbasenton Bilses, die Schicksalssymbolik Maeterlincks, die orientalisch aufgeputzte Perversität der Salome, der grobianische Archaismus in Florian Geyer, die philosophische Gesprächsform des Lucian, die tragikomische Naivität des Traumulus, die Silbenstecherei mancher Kommentatoren: so verschieden sie sind, der Dichter hat sie mit einer Natürlichkeit getroffen, daß wir nicht anstehen, ihn neben Hans von Gumppenberg, der uns das teutsche Dichterroß in allen Gangarten vorgeritten hat, das größte Talent in satirischer Nachahmung zu nennen, das wir zur Stunde besitzen.

Am wenigsten bekannt ist wohl Rudolf Presber als Dramatiker, obwohl er auch als solcher etwas geleistet hat, was entschieden mehr Anerkennung verdient, als vieles, dem dieselbe oft so freigebig zuteil wird. Presbers Dramen haben nicht nur einen ethischen Kern, sondern auch ein festes dramatisches Rückgrat, das einen sicheren Bühnentechniker erkennen läßt. Daß die psychologische Durchbildung seiner Bühnen-

gestalten nichts zu wünschen übrig läßt, braucht nach all dem, was schon über seine Kunst der Menschenschilderung gesagt wurde, nicht eigens betont zu werden. Besonders hervorgehoben muß nur die knappe und scharfe Szenenführung vornehmlich in den ernsten Stücken werden, die einen sich stetig steigernden Fluß der Handlung hervorruft, so daß man schon beim bloßen Lesen mit größter Spannung folgt. Dabei wird das Stimmungsmoment, das wir nicht mehr missen wollen und können, nicht außer acht gelassen. Mit vollem Akkord wird die Grundstimmung angeschlagen und durch alle Nuancierungen, welche die Handlung mit sich bringt, festgehalten.

Welche Grazie liegt z. B. über der dreiaktigen Rokokokomödie „Der Vicomte" (Stuttgart, Cotta), in der uns die Bekehrung eines Lebemannes aus der galanten Welt Ludwigs XIV. zum Glück, das wahre Liebe geben kann, vorgeführt wird. Im Menuettschritt tänzeln die feingefügten, tadellosen Verse einher, in denen das Stück geschrieben ist, steigern sich mehr und mehr zum Ausdruck tiefsten Empfindens und klingen aus wie ein Mozartsches Rondo. Frisches, heiteres Leben voll Schelmerei füllt die einzelnen Szenen, die mit dem Auge eines Watteau gesehen, aber mit der Innigkeit deutschen Humors durchtränkt sind.

Aus dem modernen Leben hat Presber die Stoffe zu den beiden Schauspielen „Der Schuß" (Stuttgart, Cotta) und „Venus Anadyomene (Leipzig, Reklam) geholt.

Das erste Stück führt uns in die moralisch sehr stark wurmstichige Gesellschaft, die sich um die Witwe Wernike und ihre beiden Töchter gruppiert. Die Stickluft der mit bürgerlicher Wohlanständigkeit notdürftig verbrämten moralischen Fäule liegt über dem ganzen Milieu. Nun aber tritt ein reiner, herzensstarker Mensch in diesen Kreis, der Pastorssohn Johann Kantor und bringt den Atem gesunden und ehrlichen Lebens mit sich. Ein Quirlen und Treiben kommt in die Dünste, und der Schuß, mit dem er den früheren Geliebten seiner Braut niederstreckt, bringt die Reinigung. — Das Stück hat einen fortreißenden dramatischen Nerv und enthält eine Reihe mit hartem Griff aus der Wirklichkeit genommener Gestalten. Besonders gelungen ist die Gegenüberstellung der Familie Wernike und der Pastorsfamilie. Dort Fäulnis, Lüge und Gier nach äußerlichen Glücksgütern, hier reines Menschentum, Liebe, Wahrheit. Es ist das Ideal deutschen Familienlebens, was uns Presber da gezeichnet hat, und der Grundgedanke, daß nur von der Erfüllung dieses Ideals eine Gesundung unseres durch den krassen Materialismus vergifteten Volkslebens ausgehen kann, tritt mit aller Deutlichkeit zutage.

Das zweite Stück, das bereits am Stadttheater in Frankfurt a. M. mit Erfolg aufgeführt wurde, ist die Tragödie eines bedeutenden, aber willensschwachen Künstlers. — Um aus der drückenden Enge zu kommen,

in die ihn ein schlimmes Familienschicksal gebracht hat, heiratet der Maler Hermann die Tochter des reichen Konsuls Hagemann, obwohl er sie nicht liebt, sein Herz vielmehr der armen Näherin Else gehört, die sich tapfer an seine Seite gestellt hat, ihm den Glauben an seine Kunst erhalten und Modell zu dem Bilde gestanden hat, das ihn später berühmt macht. Hermanns Frau liebt ihren Gatten über alles, aber sie ist als Schwindsüchtige dem Tode verfallen, und ihr Vater hat nur den geliebten Mann für sie geworben, um ihr für das letzte Restchen des Lebens Sonne zu geben. Die junge Frau geht nach Davos, und hier wird Else, die aus Schmerz über den Verrat Hermanns Krankenpflegerin geworden ist, ihre Pflegerin. Mittlerweile wird das Bild Hermanns, Venus Anadyomene, zu dem Else Modell gestanden, in München mit der großen, goldenen Medaille prämiiert, und Hermann bringt seiner Frau die Photographie des Bildes. Diese erkennt darin ihre Pflegerin, und die Erkenntnis, daß ihres Mannes Herz einer anderen gehört, bricht die welke Frauenblume. Aber auch jetzt, wo sich Hermanns Verbindung mit Else nichts mehr in den Weg stellt, ist er zu schwach, das Glück trotzig an sich zu reißen, er kann über die Erinnerung an die Tote nicht hinweg, und in einem Anfalle von Wahnsinn, in dem ihm seine Frau im Totenkleid erscheint, stürzt er sich aus dem Fenster. — Dieser Stoff ist von Presber mit packender Gewalt gestaltet worden, die sich von Akt zu Akt steigert und im letzten zu Ibsenscher Wucht heranwächst. Wie dieser spricht auch Presber sein künstlerisches Verdammungsurteil über die Lebenslüge, die Untreue gegen sich selbst, und wenn man dem Dichter vorgeworfen hat, daß der Tod des Malers nicht gerechtfertigt sei, weil er ja seiner Frau gegenüber keine Schuld auf sich geladen habe, so kann man nur sagen, daß dieser Vorwurf allzusehr nach kurzsichtiger, konventioneller Moral riecht. Hermann ist schuldig, denn er hat seine Frau und Else um die Liebe, er hat sich selbst betrogen aus Feigheit, die vor dem Lebenskampfe zurückschreckte. Sein Tod ist der notwendige Abschluß eines schwachen Lebens.

Zum Schluß muß auch noch dem Übersetzer Presber ein Wort gewidmet werden. Als solcher hat er sich ausgezeichnet durch die Verdeutschung von Cleon Rangabés Tragödie: „Die Bilderstürmer" (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin). Rangabé, der griechische Botschafter am deutschen Kaiserhofe, ist einer der bedeutendsten griechischen Dichter der Gegenwart und das Haupt jener Dichterschule, die sich die Aufgabe gestellt hat, durch die Pflege des klassischen Griechisch ein Band zwischen dem Griechenland der Gegenwart und seiner großen Vergangenheit zu knüpfen. Unter seinen historischen Dramen nehmen „Die Bilderstürmer" eine hervorragende Stellung ein. Das Stück schildert den Kampf zwischen der schrecklichen Kaiserin Irene, der Witwe Leos IV., und ihrem Sohne und Mitregenten Konstantin VI.

Es ist zugleich ein Kampf zwischen feilem, heimtückischem Byzantinertum und ehrlichem Patriotismus. Man wird es wohl mit auf das Konto des Übersetzers zu stellen haben, der auch mit Bewilligung des Dichters dramaturgische Eingriffe vornahm, wenn uns trotz des fernliegenden Stoffes die Tragödie im tiefsten Innern ergreift und erschüttert und den Wunsch in uns weckt, ihre düsterprächtigen Gestalten, ihr wildes Leben über unsere Bühne schreiten zu sehen. Jedenfalls ist unter den künstlerischen Verdiensten, die sich Presber erworben hat, die Übersetzung dieses auch an süßen lyrischen Tönen reichen Dramas nicht das letzte.

Rudolf Presber steht heute im besten Mannesalter. Wenn er auf sein bisheriges Schaffen zurückblickt, dann mag er wohl zufrieden sein, denn vieles von dem, was er wollte, hat er erreicht. Lenz und Sonne leuchten aus seinen Büchern, von Myrtenduft und Liebe quillt es in seinen Liedern, manchen scharfen Pfeil hat er aus dem Köcher seines Hasses verschossen, und wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird auch den Geist verstehender Milde nicht vermissen, die Welt und Menschen innig ans Herz schließt. Bleibt nur noch eines: das Buch von Königstöchterlein und Feensegen für die Hand der Kinder, die der Dichter vielleicht deswegen so sehr liebt, weil er selbst im Herzen immer Kind geblieben ist, das mit dankbaren Händen die Gaben des Lebens entgegennimmt, um sie, geläutert im Feuer des eigenen schönheitsfrohen Herzens, in den goldenen Schalen der Kunst an die Menschen weiterzugeben.

Französische Eherechtsreform.

Von

Dr. Ludwig Fuld.

— Mainz. —

Die Gestaltung und Entwicklung des Eherechts in Frankreich verkörpert seit den Tagen, in welchen der Konvent die Abschaffung der Monarchie und die Errichtung der einen und unteilbaren Republik dekretierte, in weit erheblicherem Maße, als dies auf anderen Gebieten des Rechtslebens der Fall ist, die tiefgehenden Änderungen, welche in politischer, sozialer und religiöser Hinsicht seit einem Jahrhundert jenseits des Wasgauwaldes konstatiert werden können. Der Einfluß der Geistesrichtung, welche man, oft in mißverstandener Weise als esprit nouveau bezeichnet hat, machte sich während des ganzen XIX. Jahrhunderts dem bürgerlichen Recht gegenüber nur in verhältnismäßig geringem Maße geltend. Während Deutschland, im politischen Leben durchaus konservativ, im Laufe des verflossenen Säkulums sich ein neues bürgerliches Recht gab, behielt Frankreich, im politischen Leben so fortschrittlich, das bürgerliche Gesetzbuch Napoleons I. in der Hauptsache unverändert, und erst im Laufe des letzten Jahrzehnts wagte man es, da und dort Änderungen des Code civil vorzunehmen, die, so wichtig sie auch im Einzelnen sein mögen, doch die Grundgedanken nicht berühren, auf welchen das Gesetzbuch beruht, das heute noch eine Popularität genießt, wie sie keinem zweiten Gesetzbuche zuteil geworden ist. Es war also doch keine Übertreibung, wenn Napoleon während seines Aufenthaltes auf dem von den brandenden Wellen des Ozeans umschlossenen Felseneiland den Ausspruch tat: „Ma gloire n'est pas d'avoir gagné quarante batailles . . . Ce que rien n'effacera, ce qui vivra éternellement, c'est mon Code civil, ce sont les procès-verbaux du Conseil d'Etat.“ In der Tat, das Gesetzbuch des Mannes, dessen gewaltiges Genie auf allen Gebieten des Staatslebens in gleichem Maße sich verkörperte, es hat die sonstigen Schöpfungen des ersten Imperators überstanden und fast allein überstanden. Ein Jahrhundert und mehr ist verstrichen, seitdem der schlachtengewaltige Korse an der Spitze der Garde durch das Brandenburger Tor in Berlin einzog; es gibt wenig

staatliche Einrichtungen in Frankreich, die nicht während dieser Zeit in einschneidender Weise Änderungen erlitten haben. Der Code civil allein gilt in der Hauptsache heute noch unverändert, und die fortschreitende Demokratisierung Frankreichs ist bislang nicht imstande gewesen, den Anschauungen, die von ihr vertreten werden, auch in dem bürgerlichen Recht Anerkennung zu verschaffen. Eine gewisse Ausnahmestellung nimmt nur das Eherecht ein, und es scheint, daß die neuen Ideen, welche die radikalisierte französische Demokratie mit jenem fanatischen, von einer gewissen Intoleranz nicht ganz freien Eifer vertritt, der von jeher in Frankreich für die Geltendmachung politischer Forderungen charakteristisch war, zuerst in dem Eherecht zu positiven Rechtssätzen werden verdichtet werden, welches die dritte Republik für ihre Bürger und in noch höherem Maße für ihre Bürgerinnen vorbereitet. Gewisse Reminiscenzen an die gesetzgeberische Tätigkeit der Männer von dreiundneunzig drängen sich bei der Betrachtung dieser Bestrebungen von selbst auf, die sicherlich mit den tatsächlichen Zuständen in weitaus dem größeren Teile der französischen Gesellschaft nicht im Einklang stehen.

Als die Männer der Revolution daran gingen, das auf den Satzungen des kanonischen Rechts und demgemäß vor allem auf dem Grundsatze der Unlöslichkeit des ehelichen Bandes beruhende Eherecht zu reformieren, standen sie unter der Herrschaft des Gedankens, daß auch hierbei der individuellen Freiheit weitgehender Spielraum gelassen werden müsse und der Staat nicht berechtigt sei, den Bürger zu zwingen, eine Ehe fortzusetzen, wenn die Voraussetzungen in Fortfall gekommen seien, unter welchen er dieselbe abgeschlossen hatte. Schon die Konstitution vom Jahre 1791 stellte den Grundsatz auf, der allerdings der Rechts- und insbesondere der Naturrechtsphilosophie des XVIII. Jahrhunderts entsprach, daß das Gesetz die Ehe lediglich als Vertrag betrachte, ein Grundsatz, der in den sittlichen und gesellschaftlichen Zuständen der Zeit seine Stütze fand. Von diesem Grundsatze ausgehend wurde zunächst die dem vorrevolutionären Recht nicht bekannte Ehescheidung eingeführt; die weitere Entwicklung führte dahin, die Ehescheidung auch wegen Unverträglichkeit der Charaktere zu gestatten — incompatibilité d'humeur — und in dem zweiten Jahre der Republik wurde die Ehescheidung nach verschiedenen Richtungen noch mehr erleichtert, so daß fast den äußersten Konsequenzen der Vertragstheorie Genüge geleistet war. Wie auf andern Gebieten so suchte auch hier der Code civil seine Aufgabe darin, eine Lösung einzuführen, welche den bestehenden Sitten entsprach. Es ist sehr interessant zu konstatieren, daß Napoleon selbst auf diese Regelung des Eherechts einen großen Einfluß ausübte; er hatte für die Übertreibungen der Revolutionsgesetzgebung auch insoweit nur Worte harten Tadels, er bezeichnete es als notwendig, den Roman der Revolution zu schließen und mit der Verwirklichung spekulativer Ideen in der Gesetzgebung

Halt zu machen; die Gesetze sind nach ihm, nicht am wenigsten auf dem Gebiete des Familienrechts, für die Sitten gemacht, les lois sont faites pour les moeurs. Der Code civil hielt die Ehescheidung aufrecht, er beseitigte die Zulässigkeit der Scheidung wegen Unverträglichkeit der Charaktere, ließ dagegen die Scheidung auf Grund gegenseitiger Übereinstimmung zu. Letztere wurde aber durch ein schwerfälliges Verfahren so erschwert, daß sie praktisch nur wenig in Betracht kam, dies um so mehr, als die mit ihr verbundenen Kosten außerordentlich hoch waren. Nach der Restauration wurde die Scheidung abgeschafft und durch die Trennung von Tisch und Bett ersetzt. Diese Regelung, welche der dramatischen und novellistischen Literatur den Stoff für eine fast unüberiehbare Behandlung bot, blieb in Kraft bis zu dem Jahre 1884; weder das Bürgerkönigtum Ludwig Philipps, noch die zweite Republik, noch endlich das zweite Kaiserreich konnten sich dazu entschließen, die Bestimmungen des Code civil insoweit wiederherzustellen, obwohl doch zweifellos das Scheidungsverbot einen nachteiligen Einfluß auf die sittlichen Verhältnisse in Frankreich und die Zustände innerhalb der französischen Gesellschaft ausübte. Erst unter der dritten Republik gelang es, den starken Widerstand gegen die Scheidung zu überwinden; die Wiederzulassung geschah aber nicht in dem Umfange, in welchem das Gesetzbuch Napoleons sie anerkannt hatte, sondern man beseitigte die Scheidung auf Grund gegenseitiger Übereinstimmung. Die Wirkungen des Gesetzes von 1884 werden in Frankreich sehr verschieden beurteilt, je nach der politischen Parteistellung; die Beurteilung hängt mit der Stellung zur Reform des Eherechts überhaupt zusammen. Es hat sich auf Grund des Gesetzes eine ganze Literatur entwickelt, die einige Werke aufweist, welche mit Fug und Recht als Meisterwerke der schönen Literatur bezeichnet werden können. Während der Historiker Sorel behauptet, daß die Konsequenz des Gesetzes zu einer Lockerung der Ehe im bedenklichsten Maße geführt habe und Frankreich vor der Wiederkehr von Zuständen stehe, wie sie in den Tagen bestanden, in welchen eine mit ihren Reizen verschwenderische Frau den Kultus der Göttin der Vernunft im nichts verschleiernden Gewand verkörperte, während Bourget, der geistvolle Analytiker der Psychologie des weiblichen Herzens und der Frauenliebe, die Ehescheidung grundsätzlich verwirft und sie für den Rückgang der Bevölkerung zum Teil verantwortlich macht, wird die geltende Regelung von anderen als hinter den berechtigten Ansprüchen des Individuums bei weitem zurückbleibend erklärt. Auf diesem Standpunkte stehen vor allem die geistvollen Brüder Paul und Victor Marguerite, die Söhne des tapferen Reitergenerals, der bei Sedan an der Spitze seiner Geschwader den todesmutigen Ritt ausführte, welcher unsern alten Kaiser zu vorbehaltloser Bewunderung hinriß. Das Dioskurenpaar Marguerite verlangt eine weitherzigere Ordnung der Ehescheidung, es ver-

wirft die künstliche Aufrechterhaltung einer innerlich gebrochenen Ehe als unsittlich, es tritt mit flammender Begeisterung für die Rechte des Individuums gegenüber den Anforderungen des Staats und der Gesellschaft ein. Brieur, Hervieu u. a. vertreten Auffassungen, die nur teilweise hiermit übereinstimmen, aber auch sie reden einer Reform des Eherechts das Wort. Hervieu ist Mitglied der Kommission, welche von dem Justizministerium zur Vorbereitung und Vorberatung der Reform des Eherechts eingesetzt worden ist, er ist der Vater des Antrags, welcher der Witzblattliteratur so reichen Stoff bot, daß zu den Pflichten, welche nach dem Gesetzbuche die Ehegatten gegen einander zu erfüllen haben, auch die Liebe gerechnet würde. Artikel 212 des Code besagt zwar, daß die Ehegatten einander Treue, Hilfe und Beistand schulden — fidelité, secours, assistance, — aber er schreibt nicht vor, daß sie verpflichtet sind — einander zu lieben. Sollte der Gesetzgeber des vorigen Jahrhunderts, welcher sich mit der obigen Formel begnügte, nicht ein besserer Kenner der Volksseele gewesen sein, als der geistvolle Akademiker, welcher glaubt, die Ehe in Frankreich dadurch heben und bessern zu können, daß er die Liebe zu einer Rechtspflicht macht?

Die Arbeiten der Gesetzgebungskommission sind nun seither derart gefördert worden, daß Inhalt und Ziel der Reform des Eherechts deutlich zu erkennen ist. Die Vorschläge, welche dem Parlament unterbreitet werden sollen, machen einmal dem Feminismus, sodann aber dem Individualismus in weitgehendem Maße Zugeständnisse. Die Reaktion des Individualismus, zu welchem auch der sogenannte Ästhetizismus gehört, der verständlicher und richtiger als ästhetischer Individualismus bezeichnet wird, gegen die Lehre, welche die Preisgabe der individuellen Rechte zugunsten des Interesses der Gesamtheit verlangt, hat in Frankreich außerordentliche Fortschritte gemacht, und hierauf ist es nicht am wenigsten zurückzuführen, wenn in weiten Kreisen der französischen Bevölkerung und insbesondere der weiblichen eine Erleichterung der Scheidungen verlangt wird, die mit dem Gedanken unvereinbarlich ist, daß die Ehe die geistig-leibliche Gemeinschaft darstellt, welche grundsätzlich nur mit dem Tode des einen Ehegatten aufhören soll. Gewiß, ein großzügiges und liberales, ein weitgehendes Scheidungsrecht ist unbedingt notwendig, und der Staat sorgt wahrlich am besten für die Moral, welcher es ablehnt, einem Dogma zuliebe, die Scheidungsmöglichkeit in unangemessener Weise zu beschränken. Gewiß, eine Ehe, die innerlich gebrochen ist, entbehrt des sittlichen Fundaments, und es entspricht weder dem geläuterten, von konfessioneller Beeinflussung befreiten Sittlichkeitsbegriff noch auch den sozialen Interessen, die Möglichkeit zur gesetzlichen Auflösung einer solchen Ehe zu versagen. Mit Rücksicht hierauf sind gegen die Erschwerung der Ehescheidung in Deutschland, wie sie durch das Bürgerliche Gesetzbuch herbeigeführt wurde, seinerzeit

die ernstesten Bedenken geltend gemacht worden, allerdings ohne Erfolg. Ob die Erwartungen, welche der Gesetzgeber auf diese Erschwerung gesetzt hat, in Erfüllung gehen werden, darüber läßt sich ein abschließendes Urteil heute noch nicht abgeben, wahrscheinlich ist dies nicht. Aber so sehr wir auch diesen Standpunkt vertreten, ebenso sehr müssen wir uns andererseits gegen Vorschläge aussprechen, welche die Ehescheidung auch in solchen Fällen zulassen, in welchen nicht gewichtige Gründe ersten Ranges dieselbe rechtfertigen, sondern nur Erwägungen dafür geltend gemacht werden können, die dem Gebiete der subjektiven Willkür angehören. Dies muß aber gegenüber den Bestrebungen betont werden, welche die Ehescheidung innerhalb einer Frist von zwei oder drei Jahren nach Eingehung der Ehe wegen Unverträglichkeit der Charaktere sanktioniert wissen wollen. Die französische Gesetzgebungskommission hat sich hiergegen nicht ablehnend verhalten, sie hat sich vielmehr zugunsten derselben ausgesprochen und eine Gesetzesvorschrift in Vorschlag gebracht, welche diesen Ehescheidungsgrund in das französische Recht einführen soll. Damit begibt man sich aber auf einen überaus gefährlichen Weg, auf den Weg, der zu den fortwährenden Ehescheidungen der Revolutionszeit führt, die am letzten Ende dazu beitrugen — es ist dies von den Männern selbst anerkannt worden, welche voll und ganz auf dem Boden der großen Grundsätze der Revolution standen — daß die Ehe in eine Art freier Geschlechtsgemeinschaft umgewandelt wurde. Als ein Zeichen besonderer Kurzsichtigkeit und Rückständigkeit muß es bezeichnet werden, wenn die französischen Frauen sich zum Teile so sehr für diesen Vorschlag begeistern, denn es kann doch nicht zweifelhaft sein, daß gerade die Frauen unter den Folgen desselben zu leiden haben werden, wie es ja auch die Frauen sind, denen die Ersetzung der Ehe durch das, was man die freie Geschlechtsgemeinschaft nennt, sehr zum Nachteil gereichen würde. Wie verhältnismäßig leicht ist es für den Mann, dessen Gefallen ein anderes Weib erregt hat, sei es, daß dasselbe in höherem Maße als seine Gattin seinen Sinnen schmeichelt, sei es, daß es seinen Geist stärker anzieht, den Scheidungsgrund der Unvereinbarkeit des Charakters zu konstruieren, insbesondere dann, wenn eine starke Strömung innerhalb der Gesellschaft, die selbstverständlich auch auf die Rechtsprechung einwirkt, den Individualismus in den Vordergrund und das Recht auf das „Sichausleben" über die Pflicht stellt! Und wie wenig Rücksicht nimmt der Gesetzgeber, wenn er die Scheidung auch in diesem Falle zuläßt, auf das Schicksal der aus einer solchen Ehe hervorgegangenen Kinder! Ist es wirklich mit den Anforderungen einer gesunden Ethik verträglich, daß der Staat es den Ehegatten gestattet, sich wegen Unvereinbarkeit der Charaktereigenschaft zu trennen, obwohl ihrer Gemeinschaft Kinder entsprossen sind? Das heißt denn doch, auf schnödesten Egoismus und antisoziale Pflichtvergessenheit geradezu eine Prämie setzen, und es mutet uns seltsam an,

diese Vorschläge als der gesetzgeberischen Weisheit Endergebnisse in einem Zeitalter preisen zu hören, das sich auf die soziale Gesinnung und den Altruismus besonders viel zugute tut, noch dazu in dem Lande, das zu seinen hervorragendsten Denkern den Mann zählt, welcher dem Altruismus das philosophische Bürgerrecht verschafft hat! Zum mindesten müßte, wenn überhaupt dieser Scheidungsgrund zugelassen werden soll, die auf ihn gestützte Scheidung davon abhängig gemacht werden, daß die betreffende Ehe kinderlos geblieben ist, aber auch dann noch blieben die obigen Bedenken gegen diese Reform teilweise bestehen. Nicht auf diesem Wege kann eine Gestaltung des Eherechts herbeigeführt werden, welche eines hochentwickelten Kulturvolks würdig erscheint, und es würde dieserhalb nur wieder einmal dargetan werden, daß die Geschichte in der Hauptsache nichts lehrt, wenn hundert Jahre nach der Beseitigung des die Wurzeln des französischen Familienlebens bedrohenden revolutionären Eherechts die französische Gesetzgebung die Fehler der Männer von dreiundneunzig wiederholte.

Wenn die Gesetzgebungskommission die Ehescheidung auf Grund gegenseitiger Übereinstimmung wieder einführen will, so kann man sich damit einverstanden erklären, vorausgesetzt, daß die Gesetzgebung die nötigen Kautelen gegen Mißbräuche schafft. Die Beseitigung dieser Scheidung, theoretisch gerechtfertigt, hat praktisch nicht günstig gewirkt, sowohl in Frankreich läßt sich dies konstatieren, als auch in Deutschland. Voll und ganz muß man aber dem Vorschlage der Kommission beipflichten, welcher durch Einführung des Systems der Gütertrennung als des gesetzlichen Systems der Gestaltung der güterrechtlichen Verhältnisse der Ehegatten der Ehefrau die selbständige und von dem Manne unabhängige Stellung einräumt, auf welche sie in dem modernen Wirtschaftsleben Anspruch hat. Der Fortschritt, welcher hierin zu erblicken ist, muß gerade in Frankreich als ein enormer erachtet werden, da der Code civil die verheiratete Frau fast vollständig unter die Vormundschaft des Mannes stellt, dessen Genehmigung selbst zu der Vornahme des unwichtigsten Geschäfts erforderlich ist. Seltsam genug, daß in dem galanten Frankreich, wo doch der Einfluß der Frau auf das ganze Leben ein so außerordentlich weitreichender ist, viele Menschenalter vergingen, bis die Notwendigkeit sich allgemeinere Anerkennung verschaffte, auch der verheirateten Frau die Selbständigkeit in rechtlicher Hinsicht zu gewähren, welche dem unverheirateten Weibe nicht versagt wird. In Deutschland ist es bei der Kodifikation des bürgerlichen Rechts leider nicht gelungen, das eheliche Güterrecht auf dem System der getrennten Güter aufzubauen, die Bemühungen, welche die deutschen Frauenvereine zu diesem Behufe entfalteten, blieben erfolglos, obwohl man sich nicht mit Unrecht darauf berufen konnte, daß in einem Lande, in welchem doch mit zähestem Konservatismus an der Familie in ihrer historischen

Stellung und Bedeutung festgehalten wird, in England, das System der Gütertrennung besteht, ohne daß irgend welche Nachteile sozialer oder ethischer Art daraus hervorgegangen wären. Der französische Staat wird mit einem kühnen, aber keineswegs zu kühnen Schritt die Konsequenz aus der Entwicklung und Verschiebung ziehen, die seit dem Untergange der Bourbonenmonarchie eingetreten ist, wenn er die moderne Frau, gleichviel ob verheiratet oder nicht, als befähigt und berechtigt erachtet, unter denselben Voraussetzungen und mit denselben Wirkungen Rechtsgeschäfte aller Art vorzunehmen, wie der Mann.

Verdienen insoweit die Vorschläge, auf welche sich die Gesetzgebungskommission geeinigt hat, vollen und uneingeschränkten Beifall, so gilt das gleiche auch von den auf die Erleichterung der Eheschließung bezüglichen Beschlüssen durch Beseitigung lästiger und im Laufe der Zeit vollständig zwecklos gewordener Formalitäten, es gilt auch von der Beseitigung des Verbots der Eheschließung, welches das geltende Recht dem androht, der während der Ehe unerlaubte Beziehungen zu einer andern Person unterhalten hat, und seinem Mitschuldigen. Gerade vom Standpunkte der Moral ist es besser, daß denjenigen Personen, welche sich im Rausche der Leidenschaft vergessen haben, die Möglichkeit geboten wird, ihre Geschlechtsgemeinschaft in die Ehe umzuwandeln, als daß sie ständig gezwungen bleiben, in wilder Gemeinschaft zu leben. Das Verbot der Eheschließung vermehrt nicht die Verletzungen der ehelichen Treue, es vermehrt nur die Zahl der wilden Ehen; hat aber irgend ein Staat Interesse daran, diese zu vermeiden, so ist es der französische Staat, der sich vollkommen darüber klar ist, in welchem Maße die geradezu auf dem Tiefstand angekommene Volksvermehrung auch hierdurch beeinflußt wird.

Die Reform des Eherechts ist für jeden Gesetzgeber eine ebenso delikate wie schwierige Aufgabe: handelt es sich doch dabei um die Berücksichtigung des Einflusses der stärksten Leidenschaft auf die menschlichen Handlungen, handelt es sich doch darum, die berechtigten Ansprüche des Individuums in Einklang zu bringen mit den Forderungen, die im Interesse der Erhaltung der monogamischen Ehe, im Interesse der Erhaltung der Familie und — nicht am wenigsten im Interesse der heranwachsenden Generation gestellt werden müssen. Die bisherige französische Gesetzgebung ist den Rechten des Individuums nicht ganz gerecht geworden, und daraus erklärt es sich auch, daß nunmehr eine Ordnung befürwortet wird, welche auch die letzten Folgerungen des Individualismus zieht, eine Ordnung, welche neben vortrefflichen und der Nachahmung anderwärts würdigen Vorschlägen auch solche enthält, die keinen Fortschritt, sondern einen Rückschritt bedeuten würden. Die französische Gesetzgebung hat die Aufgabe, die ersteren aufzunehmen, die letzteren aber zu verwerfen, und es wird für die Rechtsentwickelung in Frankreich geradezu

eine Probe bilden, ob sie imstande ist, das Gute, unbelastet durch bedenklichste Bestimmungen, zu verwirklichen. Den Ausschreitungen der revolutionären Ehegesetzgebung folgte ziemlich rasch die Reaktion; die Wirkungen jener waren derartige, daß selbst die Urheber der betreffenden Bestimmungen ihr Werk später bereuten, soweit sie nicht der Revolution zum Opfer gefallen waren. Nicht am wenigsten waren es die Frauen, welche bald erkannt hatten, daß die scheinbare Wohltat, welche die Männer des Konvents ihnen erweisen wollten, für sie zur Plage geworden war. Mit Sicherheit darf angenommen werden, daß auch heute die Reaktion gegen eine Ehegesetzgebung, welche die Aufrechterhaltung der Ehe in Frage stellte, sich in verhältnismäßig kurzer Zeit einstellen würde, zum Schaden auch derjenigen Veränderungen, die als wirklich wertvolle Reformen anerkannt werden müssen. Von der französischen Volksseele gilt das italienische Sprichwort, das jenseits der Alpen zur Charakterisierung des weiblichen Geschlechts angewendet wird: La donna è mobile. Es wäre nicht das erste Mal in der französischen Geschichte, wenn die Volksseele durch die übermäßige Anwendung eines an sich nicht unrichtigen Prinzips nach der einen Richtung veranlaßt würde, dem entgegengesetzten Extrem ihre Sympathien zuzuwenden. Zweifellos besteht in der heutigen französischen Gesellschaft eine nicht zu unterschätzende Bewegung zugunsten einer möglichst freien Gestaltung der Ehe, die union libre hat zahlreiche Anhänger und Anhängerinnen, nicht nur in Paris, sondern auch in andern Städten, welche freilich oft genug zu spät einsehen, daß das Weib sich selbst seine Stellung untergräbt, wenn es dem Manne, dessen Genußsucht gesättigt ist, die Möglichkeit gibt, sich seiner gleich einer bis zum Überdruß genossenen süßen Frucht zu entledigen. Man wird von dem Irrtum, auf dem diese Bewegung beruht, schon zurückkommen, bleibt es doch nur zu wahr, was Marcel Prévost, gewiß kein rückständiger Geist, gesagt hat, daß das Gefühl und die schwächste Natur immer zu der Ehe zurückführen, unbekümmert um alle Gründe, mit welchen eine gewandte Sophistik das Gegenteil darzutun sich bemüht; dessen sollte auch die französische Gesetzgebung bei der Reform des Eherechts eingedenk sein; nur dann wird sie diese seit einem Jahrhundert von der französischen Gesellschaft gewünschte Reform befriedigend zum Abschluß bringen, wenn sie das Wort Montesquieus stets als Richtschnur beachtet, das für jeden Gesetzgeber gilt, aber vor allem für den französischen: **L'esprit de modération doit être celui du legislateur.** Es waren immer kritische Zeiten der französischen Rechtsentwicklung, wenn die Bedeutung dieses Ausspruchs seitens der Gesetzgebung verkannt wurde. Die Männer von dreiundneunzig haben sich über die Weisheit des Verfassers des „Geist der Gesetze" hinweggesetzt, nicht ungestraft; sollte die heutige Gesetzgebung in der Tat kurzsichtig genug sein, um das gleiche zu tun? Vestigia terrent!

Theaterehe.

Von

Karl Hans Strobl.

— Brünn. —

Das Ereignis, das Amelies Ruhm begründete, ihren Namen in aller Leute Mund brachte, aller Augen auf sie lenkte und ihren Stern rasch zum Zenith aufsteigen ließ, trug sich folgendermaßen zu.

Eines Abends wollte der Kritiker der „Neuen Tageszeitung", nachdem er seinen Pelz mit der sorgenvollen Miene eines Priesters der Kunst in der Garderobe abgegeben hatte, eben den engen Gang aus dem Foyer in das Parkett des Zuschauerraumes durchschreiten, als sich ihm ein junger Mann in den Weg stellte und ihn aufhielt.

„Sie entschuldigen!" sagte Doktor Eisner und wollte an ihm vorbei.

Der junge Mann aber wich nicht von der Stelle: „Auf ein Wort, Herr Doktor."

Mit leichter Betonung seiner Nervosität fragte der Kritiker: „Sie wünschen?"

„Die Kritik, die im heutigen Morgenblatt der ‚Neuen Tageszeitung' über die gestrigen Leistungen des Fräuleins Amelie Manfred abgegeben wird, stammt von Ihnen? Ich habe zwar Ihr Zeichen gesehen, aber ich möchte doch von Ihnen selbst hören, ob Sie dies Todesurteil selbst geschrieben haben?"

„Selbstverständlich! Warum fragen Sie?"

In diesem Augenblick erhielt Doktor Eisner, der gefürchtete Kritiker, der Hohepriester ohne Gnade und Erbarmen, anstatt einer Antwort eine so gewaltige Ohrfeige, daß er an die Wand flog. Mit der wunderbaren Witterung der Mitmenschen für Skandal, hatte sich hinter den beiden

Männern eine Menge von Leuten in dem engen Gang gestaut und war Zeuge des Auftritts geworden. Man hielt den Doktor zurück, der sich mit geballten Fäusten auf den jungen Mann stürzen wollte. „Ich heiße Konrad Jelinek, bin Bankbeamter und Leutnant in der Reserve,“ sagte der Verteidiger Amelies, vollzog mit einer Verbeugung die Zeremonie der Kartenübergabe und ging dann ruhig auf seinen Platz in der ersten Reihe. Von dort richtete er sein Opernglas auf Fräulein Manfred, die eben die Bühne betreten hatte, um es bis zu ihrem Abgang nicht von ihr zu wenden.

Noch während des Aktes verbreitete sich die Nachricht von dem Skandal im Foyer, ging in den Logen um, übersprang die Reihen der Parkettsitze, zischelte auf den Galerieen, murmelte in den Winkeln der Garderoben, bei den Plätzen der Theaterdiener und Wachleute, drang hinter die Bühne, ins Orchester, stieg bis auf die wolkigen Höhen der Soffitten und sank ins Inferno der Versenkungen, und als Fräulein Manfred den Akt mit ihrem herzlichen Lachen beschloß, befreite sich die Unruhe durch einen Zyklon von Beifall.

„Hören Sie,“ fragte die Büfettdame im ersten Rang den Logenschließer, „also ohne weiter ein Wort zu sagen . . . ohne ein Wort zu sagen, eine Ohrfeige . . . köstlich, köstlich!“ und vor Lachen kam ihr ein Stück der Schokoladentorte vor die Luftröhre, daß sie keuchend und hustend auf ihren Sessel sank.

Nach Schluß des Theaters verlangte man in allen Gasthäusern heftig nach dem Morgenblatt der „Neuen Tageszeitung“, las die Kritik des Doktors Eisner, stellte sich dazu die graziösen Bijouterien der Manfred vor, ihre schlanken Bewegungen, ihre schelmischen Augen, ihr Lachen, das man dem Klingeln venetianischen Glases verglich, und fand die Manier des Doktors in rascher Steigerung der Temperatur grausam, empörend, niederträchtig, gemein. Es war höchste Zeit gewesen, daß dem Treiben dieses Betrügers, dieses Verfälschers der öffentlichen Meinung, dieses Torquemada der Kritik ein Ende gemacht worden war. Man stieß auf das Wohl der Künstlerin an, feierte ihren Ritter als St. Georg, der den Drachen der Bosheit erlegt hatte, erhitzte sich in Lobsprüchen und betrank sich vor Begeisterung. Daß man die Manfred lange nur durch den Nebel des elenden Kritikers erblickt hatte, war ein Ansporn mehr, alles gut zu machen, und Stimmen wurden laut, die erklärten, das Metropoltheater sei keineswegs die ihrer Kunst würdige Stätte, und eine solche Schauspielerin verdiene als Wirkungskreis die erste Bühne der Stadt.

Im Törley-Stübel des Café Austria stießen die liebenswürdigen Dämonen des Sekts knallend den Verschluß ihrer Kerker auf. „Zum Teufel,“ sagte der Fabrikant Mendl und klopfte dem St. Georg auf die Schulter, „das haben Sie gut gemacht. Meinen Respekt vor

Ihrer raschen Lösung der Frage!" Und der höfliche Freiherr von Buchstein, der es nicht über sich brachte, einen Satz anders als mit einer Entschuldigung einzuleiten, fügte hinzu: „Erlauben Sie! Ich stelle mich Ihnen ganz zu Befehl. Verfügen Sie über meine Dienste."

Auf die Exposition des kleinen Dramas folgte sehr rasch die Entwicklung, ganz nach dem zwischen Ehrenmännern üblichen Schema, und nachdem man sich durch das Ritardando der unerläßlichen Zeremonien hindurchgearbeitet hatte, begab sich die Katastrophe in einem verschneiten Wald, zwei Bahnstationen vom Ort des ersten Auftritts entfernt. Doktor Eisner erhielt zur Strafe einen Schuß in den rechten Arm und wurde auf längere Zeit unfähig gemacht, sein Schinderhandwerk auszuüben.

Inzwischen war das Ereignis zur Affäre und die Affäre zur Sensation geworden, auf deren Wellen der Name Amelie Manfreds schwamm, von einer Küste zur andern getragen, bis auch die toten Wasser und stillen Buchten der Theaterfremdheit laut von ihrem Ruhm und ihrer Kunst zu reden begannen. „Das Morgenrot einer neuen Epoche bricht für Sie an," versicherte ihr die gefällige Quartierfrau, die mit einer Auswahl fertiger Phrasen für jede Lebenslage aufzuwarten vermochte. Die kleine Schauspielerin aus dem Metropoltheater zog elektromagnetische Kreise, in deren Wirbel die Lebewelt der Stadt alle Besonnenheit verlor. Im „Illustrierten Theaterkurier" war die geschmackvolle Wendung von einer Mauserung zu lesen, die sich über Nacht vollzogen und das graue Gefieder einer Grasmücke in die Federpracht eines Paradiesvogels verwandelt hatte. Am Abend kam der Direktor des Theaters auf seine muntere Liebhaberin zu, nahm mit spitzen Fingern einen Zwirnsfaden von ihrer Hüfte und sagte: „Fräulein Paradiesvogel, wann fliegen Sie von uns fort?" Er wagte es nicht mehr, das geringschätzige Du zu gebrauchen. Dem Neid der lieben Kollegen hatte der unglückselige Erfinder des ornithologischen Vergleiches das Stichwort gegeben. „Laß dir die Beine abschneiden, wenn du einen Paradiesvogel vorstellen willst," rief die Heldenmutter im Stil der hohen Tragödie, als Chorführerin einer unverschämten Bande. Von der Gewöhnung der Bühne wurden alle sofort zu einem Zusammenspiel geführt, rotteten sich um Amelie zu einem Haufen, machten „Volk", „Auflauf" und „Stimmengemurmel", umringten sie, ließen sie nicht entkommen und vereitelten lachend alle Versuche, ihren Kreis zu durchbrechen, indem sie ihren Zorn hinter Glückwünschen verbargen und das aufgeregte Zucken ihrer Finger in Gesten der Großartigkeit verwandelten. Viel zu harmlos, um den wahren Sinn der Grimassen zu erkennen, ergab sich Amelie in die Improvisation, deren Mittelpunkt sie war, und erst die unaufhörliche Wiederholung des geschmacklosen Vergleiches vom Paradiesvogel, der gehässige Ton, mit dem er vorgebracht wurde, gab ihr endlich die Spur. Weinend ging sie aus

dem Theater, und als St. Georg am Nachmittag sich bei ihr melden ließ, wollte sie ihn erst nicht vorlassen, besann sich aber, noch unter dem Einfluß der Szene auf der Probe, anders und gab die Erlaubnis einzutreten. Konrad Jelinek war der werbende Knappe, Amelie Manfred war Erz und Stein. Sie legte einen arktischen Ozean zwischen sich und ihn. „Bei Gott, ich habe es gut gemeint," sagte er, mit der Hand auf dem Herzen, als ihre Vorwürfe etwas zu ebben begannen.

„Man wird meinen, Sie hätten von mir den Auftrag gehabt."

„Wenn Sie es wünschen, schleudere ich der Welt eine Erklärung ins Gesicht, daß sie sich nicht bücken soll, sie als Fehdehandschuh aufzuheben."

„Hören Sie auf. Warum haben Sie das getan?"

„Ich denke, daß Sie das doch erraten können."

„Ach was, mit Ihren Dummheiten. Und der ‚Paradiesvogel'? Jetzt lachen sie alle über mich und verlangen, daß ich mir die Beine abschneiden lassen soll!"

„Um Gottes willen!" Jelinek war zu scherzhaft aufgelegt und verdiente einen Verweis.

„Machen Sie doch keine Späße. Jetzt haben Sie mir durch Ihren Wahnsinn die Karriere verdorben. Sie haben mir in meine Laufbahn ein Hindernis gewälzt, das ich nicht überspringen werde."

„Im Gegenteil, ich habe Ihre Bahn freigemacht. Das ist ein Erfolg, den ich nicht bedachte, der sich so nebenher eingestellt hat. Vor allem wollte ich den boshaften Kerl, der Sie mit seinem Gift bespritzte . . ."

„Gott, wie dramatisch!"

„Jawohl — mit Gift bespritzte, unschädlich machen. Aber nach allem, was ich so höre, hat Ihnen die Affäre nicht geschadet. Sie werden ja sehen. Warten Sie noch ein Weilchen, ehe Sie mich zum Tode verurteilen."

Man mag sagen, was man will, eine Frau, für die man Ohrfeigen ausgeteilt und das Ausstattungsstück eines Zweikampfes — dreimaliger Kugelwechsel mit Vorrücken — aufgeführt hat, ist leichter geneigt zu verzeihen, als es den Anschein hat, selbst wenn sie vom Kompromittieren und von Hindernissen in der Laufbahn spricht. Konrad Jelinek ging mit einem Fünkchen Hoffnung und nährte es an den guten Nachrichten, die er von den in der Statik und Dynamik der Theaterverhältnisse bewanderten Leuten empfing. Man machte seinen „Einfluß" geltend, schaute durch Schlüssellöcher in das Gelaß, wo von den Maßgebenden die Meinungen und Verdienste gewogen werden, und begrüßte das Schreiben, das endlich aus dem Sekretariat des Stadttheaters an Amelie Manfred erging, mit dem Jubel der Befriedigung. Dieses Schreiben war die Aufforderung zu einem Probegastspiel an der ersten Bühne der Stadt.

Amelie sah die Prophezeiungen ihrer rasch zu einem Haufen von Trabanten angewachsenen Leibgarde erfüllt und geriet in eine maßlose Aufregung. Trotz aller Zureden, sich die Besinnung zu bewahren, begann sie ihre Garderobekoffer zu packen, als ob sie am selben Abend aufzutreten habe, stopfte alle Brokatgewänder der klassischen Stücke zu unterst, legte dann eine Schichte Alt-Wien — Bauernfeld lag ihr besonders gut — darüber und baute einen Berg von Salontoiletten für Blumenthal darauf, riß dann wieder alles heraus und sah, inmitten einer Moräne von Röcken, Roben, Jacken, Taillen, Blusen und Tüchern, tiefsinnig in den leeren Korb, als ob sie auf seinem Grunde des Rätsels Lösung finden wollte. Die Auserkorenen unter den Trabanten, die Wächter mit den stets gezückten Schwertern, Jelinek, Mendl und der Freiherr, bemühten sich, sie zur Vernunft zu bringen und an der Säule sicheren Selbstbewußtseins aufzurichten. „Sie werden es erleben, daß ich ausgezischt werde, daß man mich mit faulen Äpfeln bewirft, daß mich am andern Tage alle Kritiker in der Luft zerreißen, so daß mein armer Leichnam nicht einmal bestattet werden kann. Ich spüre schon den Geruch der brennenden Lunte. Wenn ich die Bühne betrete, explodiert die Mine. Doktor Eisner wird dafür sorgen, daß in allen Redaktionen für seine Kollegen die bitterste Galle an Stelle der Tinte steht. Und das Publikum, das mich im Metropoltheater geduldet hat, wird sich endlich von der Kritik überzeugen lassen, daß ich nicht sprechen kann, daß ich voll von Mätzchen stecke, daß ich ein Scheusal bin, und zum Schluß wird alles rufen, schreien, brüllen: Zurück ins Metropoltheater! Das überlebe ich nicht. Ich schneide mir die Adern auf und setze mich ins warme Bad. Ich lege mir eine Schlange an die Brust . . ."

„Blutegel, Fräulein Amelie, wären besser, um Ihre Aufregung etwas zu dämpfen," sagte Mendl, der immer in Sarkasmen plätscherte, und Jelinek rasselte mit seiner Wehrhaftigkeit: „Doktor Eisner wird es nicht wagen, seinen Heerbann gegen Sie aufzubieten. Er wird sich hüten!" Und der Freiherr setzte hinzu: „Und wenn die Bosheit verhindert ist, ihre Künste spielen zu lassen, so können Sie davon überzeugt sein, daß man Ihre Pferde ausspannen wird."

„Sie glauben also an meinen Erfolg?"

„Ja!" versicherten die drei Getreuen in der Haltung der Horatier.

Da faßte Amelie den nächsten von ihnen, Mendl, den Gewichtigen, drehte ihn durch das ganze Zimmer, riß ihn im Wirbel fort, trotzdem er mit ironischen Bemerkungen bis an den Rand gefüllt war, und warf ihn endlich, seines Atems beraubt, auf das Sofa, packte Jelinek, walzte mit ihm zwischen dem zerbrechlichen Kram der Quartierfrau dahin, hielt ihn fest, bis er die Besinnung verlor, und schleuderte ihn dann in den Lehnstuhl neben dem Ofen. Der Freiherr hatte seine Würde zur Tür hin gerettet, aber Amelie verschonte ihn nicht, betäubte ihn und ließ

den Taumelnden in ein Fauteuil fallen, wo er sich mit den beiden anderen zu einer wirkungsvollen Gruppe vereinigte. Trotz ihres Widerstrebens mußten die drei das herzliche Lachen Amelies endlich mitlachen. So hatte Amelie noch niemals auf der Bühne gelacht, es war ein artesischer Brunnen von hellen, klingenden Tönen.

„Also wirklich, also wirklich," rief sie, „glauben Sie . . ." Sie stockte, veränderte das Gesicht, zog die Mundwinkel herab, wandte sich um und begann hinter der vorgehaltenen Hand leise zu weinen.

„Sie sind ein Kind," sagten die drei, von dem Ungefähr ihrer Seele ergriffen, und fühlten in diesem Augenblick ihre Begehrlichkeit nach der Frau nicht mehr.

„Sie ist ein Kind," wiederholten sie auf der Straße, als sie von Amelie fortgingen. Und Mendl, der sein Gleichgewicht zuerst wiedergefunden hatte, sagte: „Sie ist noch nicht zum Weib erwacht. Es fehlt noch die große Leidenschaft, um sie aus dem Kinderzimmer zu führen." Jeder der drei war fest entschlossen, die große Leidenschaft zu beschwören und die Verwandlung zum Weib zu bewirken, und setzte als Zeitpunkt des Hauptangriffs den großen Abend ihres Probegastspiels fest. Während sie schweigend nebeneinander gingen, dachte Jelinek an Rosen und schöne Verse, die er sich von einem Bureaukollegen verschaffen wollte, Mendl an einen Schmuck in einer Kassette, und der Freiherr an eine geworbene Schar von Enthusiasten, die Amelies Pferde ausspannen sollten. Mit einem Male erkannten sie im Schweigen den Verrat ihrer Gedanken, sahen einander mißtrauisch an und begannen von Politik zu sprechen.

Darin hatten sie recht, daß Amelie noch immer ein Kind war und daß sie ihre Liebhaberinnen bloß spielte, nicht anders, als sie ein anderes Fach gespielt hätte, falls es für junge Mädchen auf der Bühne überhaupt eines gäbe. Noch bedeckte die Schminke bloß ihr Gesicht und hatte sich noch nicht zum Herzen durchgefressen, noch nahm sie das Rampenlicht nicht in sich auf, sondern reflektierte es, ohne einen Strahl davon zu absorbieren, noch stand sie glatt und schlank wie eine Statue aus Marmor in der wechselnden Beleuchtung der Bühne, undurchlässig für die Verderbtheiten und Redensarten ihres Standes. Alle Anspielungen klangen an ihr vorbei, trotzdem sie ihren Sinn erfaßte, die gewagten Situationen französischer Schwänke erweckten nichts in ihr, sie widerstand den ätzenden Säuren ihres Berufes, blieb unporös für schädliche Einflüsse, ohne Ohren für Einflüsterungen, fest und untadelig in der Schale wie im Kern. Wenn sie die durch die Gelegenheit und die Ermunterungen der Szene hervorgerufenen kleinen Liebesabenteuer der Kolleginnen sah, fand sie nur die komischen Seiten der Angelegenheiten, lachte herzlich über die Symptome eines Zustandes, dessen Bedingungen sie bei sich nicht zugeben konnte, ohne die geringste Angst vor Feuersgefahr, vor einem Übergreifen des Brandes der Herzen. Liebenswürdige Kollegen

versuchten die Partnerin zu erwecken, übten alle unfehlbaren, durch lange Erfahrung erworbenen Künste und standen endlich, von dem beständigen Gelächter Amelies verletzt, davon ab, ihr näher zu kommen. Mit Puppengefühlen hatte sie ihre Ausgaben bei der Durchführung einer Rolle bestritten, gab den vollkommenen Schein der Hingabe an eine Leidenschaft, die sie nur dem Namen nach kannte, die sie nicht aus irgendwelchen moralischen Bedenklichkeiten verwerflich, aber dafür umso unbegreiflicher fand. Das Gebiet der Liebe war das **ultima Thule** ihrer von unbefangener Heiterkeit erfüllten Welt.

Nach einigen Wochen der Aufregung, in der sie tagsüber vom Zuspruch ihrer Leibgarde erhoben und nachts von Mutlosigkeit tief untergetaucht wurde, kam der große Abend. Das Publikum, das sich an ihren Namen gewöhnt hatte, war gespannt, nahm ihre Kunst in gnädiger Stimmung auf, ließ sich von ihrem Lachen hinreißen und unterwarf sich ihr endlich ohne jede Bedingung. „Die behalten wir," orakelte die Souffleuse im Zwischenakt zu dem Feuerwehrmann, der schon lange eine stille Verehrung für ihre breit ausladenden Formen in sich trug. Dieses Gutachten einer Kennerin wurde der Debütantin von dem jungen Charakterspieler überbracht. Er näherte sich ihr mit dem Schritt eines Gesandten, der einer jungen Königin die Botschaft seines besiegten Herrn auszurichten hat, verbeugte sich mit parodistischer Feierlichkeit und rief, indem er tat, als könne er es kaum über sich bringen, seine Begeisterung zu dämpfen: „Ihre Aussichten sind die allerbesten. Hekate selbst stieg aus der Unterwelt, um dies zu verkünden."

„Wer?" fragte Amelie und nahm eine Rose aus dem Strauß, den ihr Jelinek vor der Vorstellung überreicht hatte, um sie an der Brust zu befestigen.

„Dort steht sie!"

„Die Souffleuse?"

„Jawohl! Sie sagte: Amelie Manfred ist ein Stern."

„Hekate?" Amelie lachte so herzlich, daß der Inspizient sie durch ein Zischen zurechtwies. „Hekate? Nein, das ist köstlich."

„Hekate aus dem Schwitzkasten."

„Hören Sie auf! Sagen Sie, sind Sie immer so lustig?"

„Immer!"

Der zweite Akt begann. Wenn die Verwicklungen der Bühne Amelie in die Nähe des lustigen Kollegen brachten, winkte sie ihm, durch die Gunst des Publikums ermutigt und sicher gemacht, zu, als wollte sie ihn an Hekate erinnern, versuchte ihn zu verwirren und ließ nicht nach, bis er das Spiel aufnahm und mitten in einer Szene hinter ihrem Rücken flüsterte: „Hekate als Dunstobst!" Mit Mühe unterdrückte sie ihre Heiterkeit, gab ihre Repliken so sprudelnd und unmittelbar und wirbelte, von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, herum, als habe sie vergessen, daß

in dem Salon an Stelle der vierten Wand der Hexenkessel des Zuschauerraumes klaffte. In der Loge der drei getreuen Wächter neigten sich drei Köpfe einander zu. „Sie ist entzückend!" „Sie ist bezaubernd!" „Sie ist ein Satan!" Überall, wo die Wetter des Theaters vorher gefühlt werden, bei den barometrisch organisierten Weibern und Männern der zwei unteren Grade, war man darüber einig, daß Amelie einen Erfolg haben müsse. Ein Logenschließer schwor, daß der Kritiker der „Volkszeitung" bei seinem Besuch auf Loge 23 ausdrücklich geäußert habe: „Der Doktor Eisner hat sie wirklich etwas zu schlecht behandelt."

Der Doktor Eisner hat sie schlecht behandelt. Das war auch die Meinung des Publikums, von dem zwei Drittel in alle Windungen dieser Geschichte eingeweiht waren, und als sie nun die Heldin in ihrer jungenhaften Beweglichkeit, in ihrer Laune, die noch etwas vom Schulmädchen in ihr hervorhob, auf der Bühne sahen, als sie das Vertrauen fühlten, mit dem sich Amelie ihrem Urteil auslieferte, und die Rührung, mit der sie das Interesse entgegennahm, da entschied sich ihr Erfolg in einem Beifall, der wie ein Katarakt über alle Ränge brauste. Von allen Seiten begann die Schar der Hoffenden mit einer Beschießung durch Rosen. Inmitten eines Blumengartens verbeugte sich Amelie vor den gnädigen Richtern.

„Also, mein Fräulein," sagte Mendl, als sie nach Schluß der Vorstellung im Törley-Stübel des Café Austria die Palme des Sieges mit Sekt befeuchteten, „haben wir richtig prophezeit? Hatten Sie es nötig, sich aufzuregen?"

„Sie hatten recht."

„War nicht alles da, als ob die Bernhardt gespielt hätte. Rosen, Rosen, Rosen, Beifall und eine brausende Volksmenge, die Ihnen die Pferde ausspannte."

„Auch andere Dinge noch. Geschenke und so. Ich danke Ihnen, Herr Mendl."

„Er verdient Ihren Dank nicht," rief ein Toggenburg vom anderen Ende der Tafel, der eben erst von einer schweren Influenza genesen war, die er sich unter ihren Fenstern geholt hatte, „er hat Sie mit der Bernhardt verglichen. Um wieviel sind Sie mir lieber, als die Französin, die sich zu Tode stilisiert. Sie sind die Natur, das Leben. Die Bernhardt ist ein ‚plastischer Wald', Sie sind der Wald selbst."

Die Leibgarde überbot sich in Überschwenglichkeiten, raubte den Sternenhimmel und alle drei Reiche der Erde zu Vergleichen aus, machte eine Razzia durch die ganze Mythologie aller Völker und riß die goldensten Blätter der Theatergeschichte aus, um sie zum Kranz um Amelie Manfreds Haupt zu winden. Selbst die beiden Kritiker, die vom Golfstrom der allgemeinen Begeisterung hierher getrieben worden waren, hielten nicht zurück und gaben Entwürfe dessen preis, was sie morgen

zu schreiben gedachten. Nach allen Seiten nickend saß Amelie in der Flut, ließ sie an sich hinansteigen, indem sie den Enthusiasmus wie ein köstliches Bad genoß, und unterbrach sich im Eifer, mit dem sie die Hummerpastete aß, nur ab und zu durch ein Lachen oder den Blitz eines Wortes, das wie ein Edelstein sofort aufgenommen und von geistreichen Ziseleuren mit einer Fassung umgeben wurde. Man reichte das Kleinod dann von einem zum andern, bewunderte das Gefunkel und die Leuchtkraft des Steins und wartete begierig auf das nächste Geschenk. Amelie gegenüber saß Richard Schurigl, der junge Charakterspieler, den man auf Amelies Bitte mit verbindlichen Worten, obwohl einigermaßen erstaunt, eingeladen hatte. Auf seinem gutmütigen Gesicht lag die Verklärung, die bei einem vortrefflichen Menü und einer guten Anzahl von Sektgläsern für einfache Gemüter niemals ausbleibt, und mischte sich mit einem Rest von Verwunderung über die Gründe dieser Bevorzugung. Als er zu Ende war und das Gerüst der letzten Malagatraube auf seinen Teller legte, begann er den dünnen Strahl seines Humors in die Unterhaltung fließen zu lassen. Wie auf Verabredung nahm man seine Scherze mit einer Höflichkeit hin, die jenseits des Polarkreises lag, und ging leicht zu anderen Themen über, bis man an der Aufmerksamkeit, mit der Amelie seine Bemerkungen aufnahm, ihren Wunsch erkannte, daß man den Kollegen für voll ansehe. Aus dem Hintertreffen wurde er rasch nach vorne gerückt, und da man auf jeden Fall die gute Laune der Siegerin erhalten wollte, gab man sich mehr mit ihm ab, zog ihn in den Wirbel der Unterhaltung und behandelte ihn als Bundesgenossen der Eroberin. Da man sah, wie herzlich sie über seine Späße lachte, lachte man mit und fügte sich darein, den Eindringling an der allgemeinen Sonne teilnehmen zu sehen. Nachdem die Tafel abgeräumt worden war — nur Rosen und Sektgläser stellten Stilleben auf dem Damast des Tischtuches — öffnete sich eine Tapetentür und das kleine, achtjährige Mädchen des Cafétiers schwebte vor Amelie. In ihrem elfenhaften weißen Kleidchen machte sie einen Knicks und begann stotternd und bei allen „s" leicht mit der Zunge anstoßend ein Sprüchlein herzusagen, das Ameliens Kunst und Schönheit pries und zu dem großen Erfolge Glück wünschte. Sie schloß:

„Sso ssag ich dir am Ende noch:
Die Zukunft deiness Ssternes: hoch".

„Die Zukunft, die Zukunft!" riefen die Ritter und Knappen, und klingelten mit den Kelchgläsern, und ein strammer Verehrer der preußischen Gewohnheiten warf ein dreimaliges rasselndes „Hurra!" empor. Amelie aber stieß nicht mit an. Sie hatte das Kind auf den Schoß genommen und hielt die Zaghafte fest, indem sie ihr Gesicht und Hände mit Küssen bedeckte: „Ach, du mein süßer Engel, du reizendes, kleines

Mädel, hat's lang gedauert, bist du das Sprüchel erlernt hast? Gelt, das war schwer. Aber nun ist es überstanden. Sehr schön war es. Du hast dich wacker gehalten. Und so lang bist du aufgeblieben, um mir das Gedicht aufsagen zu können. Bist schläfrig, gelt. Aber jetzt gehst du ins Bett, wirst dich bis zum Hals zudecken und vierzehn Engel mit ganz blauen Flügeln werden bei dir stehen. Geh, du Süßes, sonst fress' ich dich auf. Und morgen schick' ich dir eine Schachtel mit Bonbons und noch was; was möchtest du denn am liebsten?"

„Eine Puppe mit wirklichem Haar."

„Eine Puppe mit wirklichem Haar. Wirklich muß es sein. Ist sie nicht allerliebst? Du sollst eine große Puppe mit wirklichem Haar bekommen. Aber jetzt geh ins Bett und träume was Schönes. Träume von mir, das bringt mir Glück."

Froh, der stürmischen Zärtlichkeit entkommen zu sein, lief die Kleine zu ihrem Vater, der mit feuchten Augen in ehrfurchtsvoller Entfernung an der Türe stand, und ging, nachdem sie Amelie noch eine Kußhand geschickt hatte.

„Gibt es was Süßeres, als so einen kleinen Fratzen," sagte Amelie zu ihrem etwas verstimmten Hofstaat. Sie begann zu schwärmen: „Wenn sie im Bett liegen und verlangen, daß man ihnen vor dem Einschlafen Märchen erzählt, sind sie am entzückendsten. Da möchte man noch immer etwas Schöneres erfinden, was ganz Feines, nichts ist gut genug für sie. Ich beneide meine Schwester um ihren vierjährigen Bengel und habe schon hundertmal gewünscht, er wäre mein."

„Um Gottes willen, nur keine Kinder;" der Freiherr von Puchstein schüttelte sich und trank ein Glas Sekt aus, als wolle er einen widerwärtigen Geschmack überwinden."

„Ja, warum denn nicht? Wer Kinder nicht lieb hat, ist gar kein guter Mensch." Da hatte der Freiherr einen schwarzen Punkt auf seiner Liste.

Obzwar Mendl dem Freund den Schlag aus aufrichtigem Gemüt vergönnte, suchte er aus dem gefährlichen Wasser herauszusteuern: „Wenn Sie durchaus Ihr Herz an etwas hängen wollen, so suchen Sie jetzt nach einem soliden Verhältnis. Es ist an der Zeit. Nun sind Sie eine erste Künstlerin und haben die Pflicht dazu."

Die Schar der Hoffenden stürmte dem Fahnenträger nach, warf sich in die Bresche, drängte vorwärts, stieß um sich, und jeder war bei sich entschlossen, den Preis seiner Tapferkeit zu erwerben. „Jawohl — ein solides Verhältnis — es ist an der Zeit — Sie haben die Wahl unter den Allerersten."

Mit ihrem klaren Lachen hielt Amelie die Stürmenden auf: „Was nennen Sie denn ein solides Verhältnis?"

„Nun, ein dauerndes Verhältnis. Womöglich nicht mit einem so-

genannten Jüngling, die sind alle zu leicht und haben die Augen überall zugleich, sondern mit einem Ehemann."

„Pfui, ich würde niemals mit einem verheirateten Mann ein Verhältnis eingehen."

Da lag Mendl hingestreckt. Er war verheiratet und Vater von drei Kindern. Mit ihm zugleich waren drei oder vier von den andern gefallen. Die Überlebenden drangen über die Leichen vorwärts, und einigen ruchlosen Anhängern der Freizügigkeit wuchs der Mut.

„Ach, das ist doch ein Unsinn, das ist nur Ihr Widerspruchsgeist, dem Sie folgen," sprach Mendl noch aus dem Jenseits.

„Nein, ich finde wirklich, daß die Ehe etwas Heiliges ist."

„Vielleicht gar ein Sakrament?"

„Gut, ein Sakrament."

Der Kritiker der „Volkszeitung" sah Amelie hinter flimmernden Augengläsern an: „Sie sind ungemein interessant, Fräulein Manfred. Sie sind ein Problem. Ein Fall sozusagen. Björnstjerne Björnson sagt . . ."

Niemand erfuhr an diesem Abend, was Björnstjerne Björnson gesagt hatte, denn Richard Schurigl fiel dem Kritiker ins Wort und sagte, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug: „Ich kannte einen Kollegen, einen verheirateten Kollegen, dessen Fall Fräulein Manfreds Ansicht bestätigt. Der sagte immer, wenn er von seiner Frau sprach, am Schluß eines jeden Satzes: Himmelsakrament. Er war aus Tegernsee in Bayern und trank täglich fünfzehn halbe Liter Bier."

Damit war der Angriff abgeschlagen, und lachend deckten die Hoffenden ihren vorläufigen Rückzug mit Scherzen, die sich an den Ton Schurigls anschlossen. Ein bequemes Mittel, sich über Verlegenheiten hinwegzuhelfen, da ihnen noch dazu Amelies Großmut keine Verfolger nachsandte. Die leichte Reiterei ihrer Laune tummelte sich, anstatt im Husarentempo den Fliehenden nachzusetzen, in einer prächtigen Fantasia, zeigte alle Künste des Friedens, als ob nicht erst eben noch in einem Getümmel der Ausgang des Kampfes entschieden worden wäre. So hatten die Stürmer nicht bloß Zeit sich zu retten, sondern auch schon wieder neue Entschlüsse zu fassen, die bei allen darauf hinaus liefen, das Wagnis, das ihnen allen zusammen nicht gelungen war, bei besserer Gelegenheit für sich allein zu unternehmen.

Als man erfuhr, daß Amelie Manfred von der Direktion des Stadttheaters für die nächste Spielzeit verpflichtet worden war, betrachtete jeder ihrer Freunde, der sich für diese Erhöhung eingesetzt hatte, seine Ansprüche auf ihre Gunst für bekräftigt, las zwischen den Zeilen des Kontraktes eine ungeschriebene Anweisung auf Amelies Entgegenkommen und war ungeduldig darüber, daß sie keine Miene machte, auch nur einem von ihnen ein wenig mehr als ihre lächelnde Freundlichkeit zu erweisen.

Man stand um sie, wartete, bis sie einen von ihnen wählen würde, und murrte, als dies nicht geschah. Mit der seltsamen Solidarität, die in solchen Fällen alle Bewerber verbindet, hätte man sich zufrieden gegeben, wenn einer ausgezeichnet worden wäre, auf dessen Abfall, Tod oder Ruin die andern dann ihre Hoffnungen setzen konnten.

Das Ende der Spielzeit brachte Amelie in einige Sicherheit. Sie verschwand aus der Stadt und verwischte ihre Spuren. Nur durch Zufall fand sie einer ihrer Verehrer in einem kleinen, äußerst bescheidenen Bad am Fuß der Beskiden und brachte Nachrichten von ihrem Leben. Man sah sie tagaus, tagein mit diesem . . . diesem . . . na — Schurigl zusammen, die beiden liefen im Wald herum, saßen im Kurpark — drei Bänke und zwei Boskette: auch ein Kurpark — spielten Tennis und lachten, lachten unaufhörlich. Als es nicht mehr anging, den Bekannten zu übersehen, hatte sie ihn gnädig herangewinkt, mit den kühlen Höflichkeiten einer Audienz abgefertigt und dem Geschenk vieler Grüße an alle guten Freunde entlassen. Je mehr sich der Entdecker bemühte, das Bad als von Gott und Menschen verlassen, abschreckend, niederträchtig, allen Komforts bar und völlig interesselos hinzustellen, je mehr er die Landschaft zur Wüste machte und je tiefer die Temperatur in seiner Schilderung Amelies sank, desto mehr bestärkte er in drei Zuhörern einen gewissen Entschluß, der sie am nächsten Morgen zum selben Zug nach dem Bahnhof brachte. Nachdem Mendl, Jelinek und der Freiherr alles versucht hatten, um einander zu beweisen, daß sie nicht da seien, fanden sie sich in einer Szene harmloser Verwunderung, schlossen eine Koalition und stiegen in denselben Wagenabteil. Den fahrenden Rittern wurde eine Fahrt durch die Slowakei schlecht gelohnt. Der Hausknecht im Hotel „Viktoria" brachte ihnen die „Kurliste", nachdem ein liebenswürdiger Badegast dieses Verlangen durch die Übersetzung mit „Einschreibebüchel" seinem Begriffsvermögen zugänglich gemacht hatte. In dem blauen Heft, das eher dem durch allerlei schmutzige Lieferantenhände gegangenen Rechnungsbuch einer Hausfrau glich, fanden sie endlich Amelies Namen über dem Richard Schurigls und in der Kolonne der Abfahrt bei beiden dasselbe Datum.

„Zum Teufel," sagte Mendl, „sie ist uns entwischt. Gott weiß, welches Nest jetzt die Ehre hat . . ."

„Ach was," der Freiherr erhob sich auf dem Sockel des Gleichmuts in statuarischer Ruhe, „wir halten sie ja fest. Im Herbst muß sie ja wiederkommen."

Aber Jelinek, der seine Sehnsucht am schwersten trug und einen grimmigen Haß gegen den glücklichen Begleiter nährte, sagte getrübten Blickes: „Es will mir aber nicht gefallen, es will mir durchaus nicht gefallen, daß . . ."

Als Amelie zum Antritt ihrer neuen Stellung zurückkehrte, überzeugten sie sich davon, daß Jelineks unausgesprochene Besorgnis unbegründet war. Kindlicher als je, von der Freiheit erfrischt und zu neuen Streichen aufgelegt, zerzauste Amelie die Wünsche ihrer Verehrer. Sie war wieder zur Kaaba, zu dem vom Himmel gefallenen Stein aller Mekkapilger des Genusses geworden, und je melodiöser sie klang, desto toller wurden die Derwischtänze um sie. Eines Tages aber drang ein Gerücht in die Scharen der Gläubigen. Es kam von irgend woher, vielleicht aus dem versteckten Winkel ihrer Sommerruhe, schlich verhüllt umher und blinzelte zunächst nur durch dichte Schleier. Tropfenweise fiel ein Gift auf die blühenden Hoffnungen. Man konnte es nicht begreifen, forschte weiter nach, um endlich Gewißheit zu haben, und riß die verhüllenden Schleier ab. Da sprach es sich offen herum: Fräulein Amelie Manfred hatte sich in aller Stille mit Richard Schurigl verlobt. Der Erstarrung folgte ungemessenes Erstaunen. Jelinek trat als sein Wortführer vor Amelie. Eben verließ sie ein vor Begeisterung halbtoter Gymnasiast. In seinem Album trug er eine Widmung des geliebten Weibes, ihre Schriftzüge, und war außer sich bei dem Gedanken, daß sie ein glühendes Liebesgedicht von ihm angenommen und sogar versprochen hatte, es bei gelegener Zeit zu lesen. Fast bis zur Erde gebückt, verharrte er in der Haltung eines Sklaven, der im Begriffe steht, den Kleidersaum der Herrin zu küssen.

„Gehen Sie an Ihre Aufgaben, junger Mann," sagte Jelinek mit rauhem Ton, „denken Sie an Ihre Pflichten und lassen Sie keine Würmer in Ihrem Kopf aufkommen."

„Mit Ihnen, mein Herr, habe ich nicht zu reden," widersetzte sich der Freche und ging, nachdem er noch einen langen Blick auf das Weib seiner Träume gerichtet hatte.

Amelie lachte hinter ihm drein. „Sie vertreiben mir meine wärmsten Verehrer. Er hat mir gestanden, daß er die Nächte im Freien verbringt, wenn er mich im Theater gesehen hat, daß ihm das Zimmer zu enge wird und daß er imstande wäre, um mich seinen Klassenvorstand zu ermorden. Sein Klassenvorstand hat mir nichts getan, und ich habe ihm deshalb davon abgeredet. Aber ich behalte mir seine Verwendung für später vor, wenn ich vielleicht einmal einen Bravo brauche. Man kann nicht wissen, was die Zukunft bringt."

„Einiges glaube ich doch zu wissen," sagte Jelinek mit Sturm im Blick.

„Was gibt es denn? Sie sind umwölkt. Geben Sie das Donnerblech weg und machen Sie heiteren Himmel."

Aber Jelinek war nicht geneigt, sich ablenken zu lassen. „Ist es wahr, Fräulein Amelie, daß Sie verlobt sind?"

„Oh weh. Es ist heraus. Es sollte noch nicht ans Licht kommen,

bevor nicht die Tatsachen sprechen. Nun also, Sie wissen es und sind . . .“

„Erstaunt!“

„Warum? Ist das so gar sonderbar? Wir sind verlobt und werden sogar heiraten.“

„Ich habe nicht das Recht, Sie davon abzuhalten. Aber ich will Sie warnen. Haben Sie alles bedacht, was damit zusammenhängt? Eine Theaterehe, mein Fräulein, ist gefährlich. Ihr Verlobter ist ja ein recht guter Mensch, etwas einfach im Geiste und ein recht niederer Schauspieler . . .“

„Halt, lieber Freund. Vergessen Sie nicht, daß er mein Verlobter ist. Ich will Ihnen auch meine Gründe sagen, damit Ihr Inquisitionstribunal in die Versenkung stürze. Von hinten angefangen, sind es diese. Drittens: meine alte Freundin Arnstetten, die Sentimentale vom Metropoltheater, heiratet einen Arzt und beginnt mich aus der Vogelperspektive zu betrachten, als ob ich wie ein Relief unter ihr läge. Zweitens: habe ich von Jugend an niemals die Wärme eines eigenen Heims empfunden und sehne mich darnach, endlich in meinen eigenen Betten zu schlafen und meine Garderobe in meinen eigenen Kästen unterzubringen. Und erstens: ist Richard ein guter, lustiger Kerl und ich habe ihn lieb. Genügt das?“

Es blieb Jelinek nichts übrig, als sich mit diesen Gründen zufrieden zu geben und den Freunden Bericht zu erstatten, daß Amelie fest auf ihrem Willen beharre. Mendl und der Freiherr erklärten sich den Vorgang dadurch, daß Schurigl die Kollegin gewonnen habe, indem er sie wie ein Kind behandelte, während sie das Weib an ihr gesucht hätten. „Glauben Sie mir, meine Herren,“ sagte der Kritiker der „Volkszeitung“, der es Amelie trotz aller Verbeugungen vor ihrer Kunst nicht vergessen konnte, daß er einmal durch ihre Mitschuld darum gebracht worden war, zu sagen, was Björnstjerne Björnson gesagt hatte: „Glauben Sie mir, das sind Philisterinstinkte. Sie ist im Grunde Spießbürgerin, hat nichts vom Theaterblut in sich und ist der Freiheit des Bohèmelebens wesensfremd.“ Nachdem sich die Ritter vom Erstaunen erholt und an die neue Lage der Dinge gewöhnt hatten, durchdrangen sie allmählich den Nebel ihrer Verstimmung und fanden, von dem unwiderstehlichen Reiz einer frischen Persönlichkeit, durch ihre unveränderte Heiterkeit und die Triumphe ihrer Kunst verlockt, von einer Höhe bessere Aussicht. „Lassen wir ihr den Willen,“ sprach einer die allgemeine Meinung aus, indem er so tat, als ob es noch immer bei ihnen stünde, sie daran zu verhindern, „es ist besser so. Sie soll ihren Richard haben. Warum nicht? Sie wird dann um so freier werden, und vielleicht haben wir mehr Hoffnung, sie zu erwerben, wenn sie zur Frau geworden ist.“ Man stimmte ihm zu, in gänzlichem Vergessen der so klar ausgesprochenen

Ansichten Amelies von der Ehe; und wenn sich einer an die kleine Debatte im Törley-Stübel des Café Austria erinnerte, so wußte er sich mit der Wandelbarkeit der Zeit und der Frauen zu trösten. Man ließ Amelie nicht fallen.

Die in aller Stille vorbereitete Hochzeit wurde zu einem intimen Fest, zu dem der Geist wiederkehrte, der damals bei der Feier ihres ersten Sieges am Stadttheater über allen schwebte. Als Amelie, die in ihrer Straßentoilette irgend einer bürgerlichen Braut glich, auf die daheim bloß ein Frühstück unter Verwandten und ein Rundreisebillett wartet, die Kirche betrat, sah sie Jelinek an, dessen Freundschaft ihn zum Brautführer verpflichtet hatte, und drückte leise seinen Arm.

„Lieber Kerl," sagte sie.

Die kleine Vorstadtkirche war zu einem großen Empfang geschmückt. Rosen schwammen in der grauen Dämmerung des frühen Wintermorgens. Vom Chor hingen Gewinde von Blumen, alle Heiligen strahlten in der festlichen Beleuchtung des Hochaltars. Eine auserlesene Gesellschaft mit weißen feierlichen Gesichtern über einer festen Masse schwarzer Fräcke murmelte etwas zur Begrüßung.

Amelie wandte sich nach Richard um, der ihr mit einer alten Liebe, der Soubrette des Stadttheaters folgte. „Liebe Kerle," flüsterte sie noch einmal.

Und noch ein drittes Mal gewannen die Gäste das zitternde und wortkarge Lob. Als sie nach der Zeremonie der Einsegnung im kleinen Speisesaal des Grand Hotels anstatt des kleinen Frühstücks, das sie bestellt hatten, eine große Tafel bereitet fand, als sie auf dem Geschenktisch sah, daß man alle ihre kleinen Wünsche bewahrt hatte und ihr einen Strauß von Erfüllungen zur Brautgabe überreichte. Die Gegenstände, die den Luxus eines neuen Haushalts bilden, die Zuckerzangen, Tafelaufsätze, Vasen, Tortenteller und Lichtträger, alle niedlichen Überflüssigkeiten, die man einmal in einer vorübergehenden Laune begehrt hat oder die von der bedrängten Erfindungsgabe der Freunde ausgewählt worden sind, entzückten sie; sie konnte sich nicht von dem Tische trennen, nahm dies und jenes in die Hand, hob es hoch, betrachtete es, stellte es hin und sah es wieder an. Dann, als man sie drängte, ihren Sitz einzunehmen und das Zeichen zum Beginn der Tafel zu geben, ergriff sie einen Kelch des Champagnerservices, bei dem die Karte Jelineks lag, ließ ihn füllen und, mit einer Hand auf den Rand des Tisches gestützt, trank sie ihn rasch aus. „Liebe Kerle!" sagte sie und warf das Glas hinter sich, daß es zersplitterte. Und sie fügte hinzu: „Ich will mich immer an euch erinnern, wenn mir das zwölfte Glas fehlt."

Zu seinem Nachbar gewandt, gab der Kritiker der „Volkszeitung" einen Kommentar: „Sie hat Zerstörungstriebe, die kleine Frau. Sie ist dämonischer, als ich dachte."

Die Tafel verlief in heiterer Zufriedenheit. Und man war noch lange nachher zufrieden. Frau Amelie Schurigl, weil sie sich endlich vor dem Angriff ihrer Trabanten gesichert glaubte. Ihr Gatte, weil er in die kleine Frau wirklich verliebt war und weil er nebenbei seine eigene Stellung durch die Beliebtheit seiner Gefährtin gesichert hatte. Die Hoffenden, weil sie eine reiche Ernte erwarteten, sobald einmal die Flut der Zärtlichkeiten bei den jungen Gatten von der Ebbe der Gewöhnung abgelöst sein würde. Nur in der lyrischen Mappe eines Gymnasiasten häuften sich die Blätter an, auf denen Zorn, Enttäuschung, Weltüberdruß sich in düsteren Rhythmen aneinander drängten. Unzählige Male reimte sich Herz auf Schmerz, und am Schluß eines jeden Gedichtes stand unabänderlich der Tod, immer in anderer Gestalt und immer grausiger, je zahlreicher die Blätter wurden. „Gestorbene Liebe“ war als Titel über dieser zweiten Dichterperiode angebracht, und je mehr der Schmerz in Reimen dahinklang, desto schwermütiger wurde der Sinn des Dichters. Abends ging Ernst ins Theater, um sich noch einmal an dem Anblick Amelies zu laben, weil er doch am nächsten Morgen gewiß mit gebrochenem Herzen tot in seinem Bette aufgefunden werden würde, und er fühlte die unverminderte Heiterkeit der Schauspielerin als spitzen Stachel in seinen Eingeweiden.

Amelie strahlte in klaren Höhen, und die erhoffte Ebbe wollte sich nicht einstellen. Schon wuchs die Ungeduld der Verehrer, und die rechnerischen Genies unter ihnen begannen es zu bedauern, daß sie sich an Amelies Hochzeit mit einem allzugroßen Anlagekapital beteiligt hatten. Sie hatten volle Freiheit, sich bei ihr einzufinden, und eine bescheidene Gastlichkeit machte den Aufenthalt gemütlich. Man saß um den kleinen Teetisch in dem mit Lorbeerkränzen geschmückten Zimmer, das Amelie gerne ihren Salon nennen hörte, aber die Wirtin, die lachend und plaudernd mitten unter ihnen saß, war ferner als je. Erst gegen Ende der Spielzeit glaubten die Scharfsichtigsten einen leichten Schatten über dem Glanz zu bemerken, eine dünne Wolke, die zerriß und wiederkam, die ersten Anzeichen einer Trübung. Die Meteorologen der Seelen begannen zu orakeln. Die Astronomen stellten ihre Gläser schärfer ein. Die Empiriker suchten im Lexikon ihrer Erfahrungen.

An einem theaterfreien Märzabend unterbrach Mendl ein Schweigen zu Zweien, indem er an das Fenster ging und dort angelehnt, in jener Pose, die er sich für diesen wichtigen Augenblick zurechtgelegt hatte, fragte: „Sie sind verstimmt, Frau Amelie? Mir entgeht so etwas nicht. Da ich die Kenntnis Ihrer Seele zu meinem Spezialgebiet gemacht habe, kann ich behaupten: Sie haben irgend einen unerfüllten Wunsch, eine verschwiegene Sehnsucht.“ Und mit einem beichtväterlichen Lächeln schlug er an: „Öffnen Sie Ihr Herz dem Freundesherzen, Amelie. Zu teuer kann ich Ihre Ruhe nicht erkaufen.“

Amelie witterte den Teufel im Beichtstuhl und wich aus: „Wenn Sie ein Seelenkenner sind, so werden Sie wissen, woher die Verstimmungen der Frauen zumeist kommen. Von dorther, wo die Quelle der Träume ist, aus dem Magen.“

„Sie hängen nur ein groteskes Mäntelchen um einen Schmerz; um einen echten Schmerz, den Sie vielleicht nur noch nicht deutlich fühlen, sondern bloß ahnen.“

„Ich glaube, daß Sie einen Patienten für Ihre Wunderkuren suchen. Sie erinnern mich an die Jahrmarktsärzte, die den Leuten eine Krankheit einreden möchten und dann die Heilung durch Handauflegen und Gebet vollbringen.“

Da drang Mendl mit Versicherungen auf sie ein, daß er durch eine Läuterung verwandelt sei, daß er einen neuen Menschen angezogen habe und nichts sehnlicher erhoffe, als einmal den Beweis seiner uneigennützigen Freundschaft ablegen zu können. Die größte und am seltensten geübte Kunst eines Freundes sei es, gut zuzuhören. Er sei bereit zuzuhören. Amelie möge es nur versuchen. Sie möge ihn betrachten, als was sie wolle: als Brunnen, als Spiegel, als Grab, als jedes beliebige aus der Reihe der leblosen oder belebten Dinge, an die man sich mit seinem Vertrauen zu wenden pflegt. „Hier stehe ich. Ich bin ganz Ohr, ganz Schweigen, ganz Empfängnis, die Wachsplatte des Phonographen, die Membran des Telephons, die Wertheimkasse ihrer Gedanken. Stellen Sie mich auf die Probe, benutzen Sie mich. Geben Sie mir einen Auftrag, und Sie werden zufrieden sein.“ Über diese Phrase des Geschäftsstiles, die dem Fabrikanten wider seinen Willen entkommen war, stolperte er. Er raffte sich auf, bemühte sich, den Eindruck zu verwischen, und stellte ein zweites Stockwerk von Bitten und Versicherungen über das erste. Von seinen Worten bedrängt, verwirrt und zur plötzlichen Erkenntnis gebracht, daß ihr wirklich etwas fehle, und zugleich durch seine allzu zuversichtlichen Wendungen gewarnt, durch seine rednerischen Fertigkeiten abgestoßen, suchte Amelie in sich. Das Unbehagen der Leere, ein kaum noch erkanntes Gefühl war durch die Erwähnung seiner Gegenwart plötzlich lebendig geworden und hatte Kraft bekommen. In diesem Augenblicke dachte sie, daß es eigentlich das Recht und die Pflicht ihres Mannes gewesen wäre, dieses Gefühl zuerst zu bemerken. Mit der naiven Ungerechtigkeit der Frau beschuldigte sie den Gatten der Achtlosigkeit auf ihre Regungen, der Unaufmerksamkeit, ohne ihm die Entschuldigung vorzubehalten, daß sie ja selbst bis jetzt nichts davon geahnt hatte. Sie sah sich der Front eines Palastes von freundschaftlichen Rücksichten und Versprechungen gegenüber, von dessen Schwelle man ihr zuwinkte, sich seiner heimlichen Zimmer zu einer vertrauten Aussprache zu bedienen. Mendl hatte das Fenster geöffnet und stand, gegen die zaghaft grünenden Wipfel der Bäume im Nachbargarten gesehen, in der

Haltung eines Mannes, der eine Serenade bringt; seine Finger klimperten auf den Saiten einer unsichtbaren Mandoline, griffen Akkorde in die Luft, zupften und glitten. Mit leicht geneigtem Kopf wartete er auf das Ertönen seines Instrumentes.

„Man muß es zugeben, daß Sie sich darauf verstehen, Geheimschriften zu lesen,“ sagte Amelie.

„Ich sagte es Ihnen ja, daß ich mich seit jeher gerne mit Palimpsesten beschäftigte.“

„Es ist nichts Bestimmtes. Keine Unzufriedenheit, denn unsere Ehe ist glücklich; ich kann mich nicht über Niederlagen in meiner Kunst beklagen. Aber es ist doch etwas da — oder vielmehr es fehlt etwas.“

„Sagen Sie es mir, ich will es Ihnen verschaffen.“

Das herzliche Lachen Amelies erinnerte an wolkenlose Tage: „Das darf ich von Ihnen nicht nehmen. Wenn ich mir so unsere Zimmer betrachte, die immer gleiche Ordnung, den geregelten Gang der Wirtschaft, so sehne ich mich nach der Störung und Verwirrung . . . ich möchte so gern den kleinen Kram herumliegen sehen . . . ich möchte ein Kind.“

In dem heimlichen Zimmer des Vertrauens zerriß eine Explosion die Wände, hob die Decke ab und warf den zärtlich zugeneigten Freund zurück. Er hatte sich selbst verpflichtet, bloß zuzuhören, und nach seinem Rat wurde nicht gefragt. Nun mußte er die Phantasieen eines starken Mutterinstinktes hinnehmen, mußte anhören, wie der ans Licht getretene Wunsch sich durch Entzückungen immer deutlicher bewußt wurde, wie er mächtig von Amelie Besitz ergriff und ihrem Wesen ein neues Ziel gab.

Nachdem er im Café Austria eine Schale Tee getrunken hatte, lehnte er den Rücken an den roten Plüsch seines Sitzes und sagte: „Ich bringe eine betrübende Nachricht. Unsere Hoffnungen, meine lieben Freunde, sind gestorben und können begraben werden. Ich spüre schon den Verwesungsgeruch, und wir haben weder Scheintod noch Auferstehung zu befürchten.“

Der Freiherr war eben eingetreten und übergab seinen neuen Frühjahrsüberzieher, ein höchst fashionables Kleidungsstück, das hoch oben auf dem Rücken geschlitzt in zwei Flügeln bis zur Erde hing, dem Kellner. Er sah Mendl an und sagte: „Sprechen Sie nicht wie ein Indianer in der Versammlung, sondern wie ein Fabrikant. Keine geblumten Reden, wenn ich bitten darf.“

„Also unverblümt: Amelie wünscht ein Baby. Und wenn Frauen so etwas wünschen, dann pflegt die Erfüllung nicht auf sich warten zu lassen.“

„Donnerwetter!“

„Dann war also ihre Kindernarrheit nicht bloß Stileinheit mit gewissen Rollen."

„Und der Doktor Rüdiger hatte recht. Sie hat Philisterinstinkte, Hausfrauenzüge . . . es ist zu dumm. Nein, sie ist zu dumm!"

Unter der Leibgarde erregte die Nachricht Murren und Empörung. Jene, die im äußersten Kreise standen, fielen ab, und nur die Allergetreuesten blieben übrig. Auf die bloße Andeutung hin begannen die Wankelmütigen, die stets zu Veränderungen bereiten Kometen neuen Sonnen zuzueilen. Amelie, die sich immer mehr in die heiligen Legenden der Mutterschaft vertiefte, bemerkte kaum den schwachen Besuch ihrer Empfänge und die gesunkene Stimmung der Zurückgebliebenen. Nachdem sie sich einmal Mendl geoffenbart hatte, zog sie auch Jelinek und den Freiherrn herbei und gab sich ihnen in der ganzen unverstellten, der Mutterschaft zustrebenden Natürlichkeit. Ohne zu bemerken, daß sich die Freunde bei solchen Anfällen von Schwärmerei auf unzugängliche Türme zurückzogen, daß sie sich in eiserne Mißbilligung panzerten, sprach sie ihnen von den süßen Gewohnheiten der Babys, von den kleinen, krabbelnden Fingerchen, dem Geruch der frischgewaschenen Körper, dem köstlichen Anblick der Kinderhäubchen, der winzigen Hemdchen und der blauen und roten Wickelbänder. Die Freunde, die sich als Preis ihrer Beharrlichkeit eine Alhambra von Liebeswundern erhofft hatten, mußten Amelie in eine Kinderstube folgen, wo es nach Kamillentee und grüner Salbe roch, wo zwischen Stickereien und Medizinfläschchen ein schreiendes Baby lag. Es ist übel angebracht, von seinen Verehrern den Heroismus zu verlangen, sich für die Weisheiten der Ammen zu erwärmen und auf tausend Fragen nach dem besten System künstlicher Ernährung zu antworten.

Es ist entmutigend, seine Freunde während einer Wagenfahrt mit der Beschreibung verschiedener Spirituskocher und der Aufzählung der Gefahren, die einem neugeborenen Kinde drohen, zu unterhalten. Bald beschränkte sie sich nicht mehr auf den engsten Kreis ihrer Vertrauten, sondern zog jeden ihrer Bekannten heran, um mit ihm von dem zu sprechen, was sie ganz erfüllte. Für die Veränderung, die daraufhin rings um sie eintrat, war sie blind. Selbst die eifrigsten Vulkane zogen ihre Rauchfahnen ein, die Lavaeruptionen hörten auf, und die Erdbeben der Leidenschaft wichen einer großen Ruhe, als sei das innere Feuer in ihrer Welt plötzlich erloschen. Von ihrer unerbittlichen Wiederholung des in tausend Varianten vorgebrachten Themas ermüdet, kehrten ihr die Trabanten den Rücken und verließen sie wie eine Königin, die der Krone zu entsagen beabsichtigt. Nur die drei Intimsten blieben, mehr, um sich einen guten Abgang zu sichern, als, weil sie noch irgend eine Hoffnung hatten.

Seltsamerweise hatte Amelie nur zu einem nicht von ihrer Sehn-

sucht und ihren Wünschen gesprochen: zu ihrem Gatten. Wenn er anwesend war, zwang sie sich von andern Dingen zu reden und errötete immer wie ein Bürgermädchen, wenn ein anderer mit einem scherzenden Wort daran rührte. Auf Umwegen, durch die unterirdischen Leitungen des Bühnen- und Kaffeehausklatsches kam die Nachricht zu dem verwunderten Ehegatten.

„Aber, Doktor," sagte er zu dem Theaterarzt, „ich weiß kein Wort davon. Ich ahne nichts. Das geht doch nicht, das muß ich ihr ausreden. Wo kämen wir hin, wenn sie sich . . ."

Der Theaterarzt warf ein Stück Zucker in seinen schwarzen Kaffee, rührte mit dem Silberlöffel darin und sah neben Schurigl vorbei zum großen Gassenfenster hinaus. „Sie können es ja versuchen, aber ich glaube kaum, daß es Ihnen gelingen wird. Es gibt nichts Stärkeres als diesen Trieb, die sogenannte Liebe, der Ruhm, die Kunst sind damit verglichen nur blasse Wandmalereien neben einem Stück wirklichen Lebens."

In gedrückter Stimmung verließ Schurigl das Kaffeehaus, ging eine Stunde lang in einem feinen Rieselregen spazieren und kam ungewöhnlich spät nach Hause.

„Wo warst du so lange," fragte Amelie aus einem Satz der neuen Rolle heraus. Beide Arme auf den Tisch gestützt, saß sie da, und ihr schwarzes Haar war von schlanken Fingern zerwühlt. Während der Arbeit des Lernens blieben diese Finger nicht einen Augenblick ruhig, tasteten über das Kleid, öffneten und schlossen Spangen und Knöpfe und zausten endlich lange Strähne aus der sonst immer untadeligen Frisur.

Richard nahm die Zeitung vom Schreibtisch. „Ich war etwas aufgeregt und habe einen längeren Spaziergang gemacht."

„Hast du es denn schon gelesen?"

„Was denn?" — Eine unbedachte Bewegung Amelies wies auf das Blatt. „Hier drin?"

„Gib her, lies es nicht." — Ein zärtlicher Kampf um die Zeitung wogte kurze Zeit durch das Zimmer. Amelie suchte Richard das Blatt zu entreißen und zu vernichten, und Richard hielt es hoch empor, daß sich die kleine Frau umsonst darnach zerdehnte. Nachdem sie sich dreimal um den Tisch gejagt hatten, sprang Richard auf das Ledersofa und entfaltete die Zeitung. - Erschöpft ließ es Amelie geschehen: „Es ist unverzeihlich. Ich hätte es verstecken sollen."

„Donnerwetter!" schon flog die Zeitung zusammengeballt in die Ecke, „das ist doch niederträchtig. War mein Mohr im ‚Fiesco' wirklich so schlecht? Dieser Kerl behauptet, es sei weniger als ein mäßig angesetzter Durchschnitt gewesen. Was schreibt er?" Und Richard kroch auf den Knieen hinter den Ofen, holte die Zeitung und glättete sie auf dem Tisch. Mit der erzwungenen Gleichgültigkeit des Schauspielers,

der eine schlechte Kritik tot lächeln möchte, las er die wichtigsten Stellen daraus: „. . . ,man wird gut tun, Herrn Schurigl keine so verantwortungsvollen Rollen mehr anzuvertrauen' . . . ha, ha, bin ich ein Chorist? . . . ,sein Mohr hatte nichts Dämonisches an sich, er war bloß ein Zirkusclown' . . . Idiot! Aber ich bemerke schon seit einiger Zeit eine gewisse Gehässigkeit gegen mich."

Amelie war bemüht, ein Opiat zu finden: „Ich komme auch nicht gut fort."

„Wo ist denn . . . ach hier! . . . Zum Teufel, das ist kühl bis ans Herz hinan. ,Strohfeuer' . . . daß man so was Lämmernes noch abdruckt. Jawohl, meine liebe Amelie, auch gegen dich ist man nicht mehr so liebenswürdig, wie früher."

Mit einem Achselzucken nahm Amelie diese Feststellung hin. Auf seine langsame Weise kam Richard dem Zusammenhang auf die Spur. Während Amelie wieder die Arbeit aufnahm, ging er im Zimmer auf und ab, murmelte einiges, ohne sich zur Klarheit eines Monologes zu erheben, und legte, als er endlich die schwerfälligen Räder seiner Gedankenmühle eingestellt hatte, die Hand auf Amelies Schulter: „Ich weiß, woher das alles kommt, diese Gehässigkeiten gegen mich und diese flaue Anerkennung deiner Kunst . . . du bist daran schuld, du einzig und allein, mit diesem albernen Gerede von Mutterfreuden und Mutterpflichten. Eine muntere Liebhaberin, die ihren Verehrern von Babys vorschwärmt . . . es ist unerhört."

„Richard!"

Wenn Amelies Augen so alle Farben verloren und ihre Hände plötzlich wie abgeschlagen in den Schoß sanken, wurde Richard immer ganz verzagt: „Na also, ich meine . . . du wirst doch das nicht im Ernst wünschen? Es ist ja ein Unsinn."

Amelie erhob sich und öffnete im Nebenzimmer den Wäschekasten, dessen Schlüssel zu Richards Verwunderung seit einer Woche abgezogen war und nicht aus der Verwahrung seiner Frau kam. Die beiden untersten Fächer waren dicht mit köstlicher Kinderwäsche angefüllt. Ganze Stöße von Häubchen, Hemdchen und Windeln, aus denen der Duft des Veilchenpulvers kam, drängten sich zwischen den Eichenbrettern. Jede Garnitur war mit einem farbigen Seidenband umwunden, und die kleinen, vorne angebrachten Maschen zeugten von liebevollster Sorgfalt.

„Du hast schon alles . . ." Richard war geschlagen.

Aber Amelie war eine tapfere Frau, so tapfer, daß sie auf ihren Sieg verzichtete. „Es war vielleicht wirklich recht unüberlegt von mir. Wenn ich es bedenke, so hast du recht. Ich will nicht mehr davon sprechen."

Trotz Richards Rückzug beharrte sie auf ihrem Entschluß. Sie sprach nicht mehr davon. Aber sie konnte es nicht über sich bringen, auch nicht mehr daran zu denken, und da sie sich verpflichtet hielt, auch

zu den Freunden davon zu schweigen, trug sie schwer an ihrem Versprechen. In Richards einfachem Gemüt stand der Aberglaube unter den herrschenden Mächten. Er war von der Kraft des „Verschreiens" überzeugt und gab den ältesten Weibern in dem Glauben an die Wunderwirkungen des Wortes nichts nach; das Wetter, selbst den Erfolg auf der Bühne sagte er nach gewissen Zeichen, der Schnelligkeit eines Wagens, der geraden oder ungeraden Zahl der Buchstaben in einem Satze vorher und hielt viel von der Wirkung gewisser Redewendungen oder des Schweigens zur richtigen Zeit. Sobald er einmal den Eindruck von Amelies Entsagung überwunden hatte, war er ganz zufrieden und schob den Gedanken an eine Gefährdung ihrer Ehe weit von sich.

Aber Amelie litt unter ihrem freiwilligen Opfer. Schatten umklammerten ihre Heiterkeit, und die Zuversicht ihres Lächelns, der Klang ihres Lachens glich alternden Perlen, die ihren Glanz verlieren. Sie hatte sich vorgenommen, zu tun, als enthalte der Wäschekasten in seinen beiden untersten Fächern nichts anderes, als Leinen, dessen Bestimmung noch nicht feststand, aber sie vermochte es nicht, beim Öffnen der Türen den herabgleitenden Blick abzulenken. Um der Versuchung und dem immer wieder aufgewühlten Schmerz der Sehnsucht zu entgehen, entschloß sie sich, alle diese Pakete von Häubchen, diese blau und rot umwundenen Stöße von Hemdchen zu verkaufen. In der Nacht vor der Ausführung dieses schmerzlichen Entschlusses verließ sie das Bett, schlich auf weichen Füßen zum Wäschekasten und legte die unzähligen schimmernden Pakete aus ihrer Schatzkammer rings um sich auf die Silberfliesen des Mondscheins. Das Fenster stand offen, und aus dem Nachbargarten gesellte sich der Duft von Veilchen dem verwandten Geruch des Wäschepulvers. Inmitten der für ein künftiges Wunder vorbereiteten Dinge saß Amelie auf dem Boden. Der Mond küßte ihre bloßen Schultern. Als die tiefen Atemzüge ihres Mannes plötzlich aufhörten, erschrak sie und verharrte regungslos. Dann begann er wieder schwerer und gleichmäßig zu atmen, und Amelie machte sich daran, ihre Schätze zum letzten Male zu verschließen.

Am Morgen trat Richard an das Fenster und sah nach dem Himmel: „Es ist ein wunderbarer Maitag, Amelie, und ich möchte gerne einmal aufs Land hinaus. Nimm einige Kleinigkeiten mit, und ich will einen Wagen besorgen, daß wir noch vor Mittag fahren können."

Amelie war von dem Gedanken entzückt, hob ihn wie ein kostbares Kleinod in der Schale ihrer Freude hoch und machte sich sofort fertig, die Einkäufe von Obst und Konserven zu besorgen, die Richard vorschlug. Neben der Aussicht auf einen schönen Nachmittag und einen romantischen Abend an der Berglehne, einer alten Burg gegenüber, auf den Mondschein im Wald und die ungetümen Betten eines ländlichen Wirtshauses stand noch etwas anderes. Ein Aufschub, der schon an sich

beglückte, war dadurch entschuldigt. Mit einer wiedergewonnenen Lust an der Stunde ging Amelie in die Stadt. Die Arnstetten rief ihr nach, eben als sie mit einigen Büchsen Sardinen beladen die Straße kreuzte.

„Die Arnstetten! Ach — siehst du prächtig aus. Du hast dich verändert, meine Liebe."

„Nicht wahr, es geht mir gut. Wir waren sechs Wochen an der Riviera. Ich sage dir, diese Toiletten — es ist fabelhaft." Das Lieblingswort der Freundin rief die Vergangenheit herbei. Amelie suchte im Gesicht der Frau. Die vom Doppelleben der Schauspielerin eingegrabenen Spuren, die Tätowierungen der Schminke waren verwischt, die Falten der Bühnengrimassen ausgeglichen, und die behäbigere Eleganz der Bürgersfrau hatte über die exzentrischen Allüren der Künstlerin den Sieg erfochten. „Mein Gatte trägt mich auf den Händen. Ich bin wie neugeboren." Von dem Phänomen dieser Neugeburt handelte der heftige Schwall von Worten, der Ausrufe des Entzückens wie Spritzwellen emporschleuderte und dessen Brandungsmelodie aufdringlich genug von einem gesicherten Glück orgelte. Auf den Armen einer slowakischen Wärterin jauchzte ein von Spitzen umkräuseltes Kind.

„Das ist dein Junge?"

„Das ist mein kleiner Bub. Ist er nicht allerliebst?"

Amelie bedurfte keiner Aneiferung. Sie fiel über den Kleinen her und befreite eine lange verschlossene Zärtlichkeit, bis das Kind der Küsse und Kosenamen überdrüssig nach der Wärterin zurückverlangte. Vor dem Glück der Freundin löste sich Amelies kristallene Heiterkeit in eine trübe Lauge des Neides. Vergebens suchte sie sich darauf zu stützen, was sie vor der Mutter voraus hatte: die Freiheit, die Erregungen der Kunst, die Wirkung auf die Menge. Und als sie sich von der Arnstetten verabschiedet hatte, fühlte sie sich tief gedemütigt, in der Region der Ausgeschlossenen.

Selbst die Wagenfahrt durch einen maigrünen Laubwald, ein Spaziergang zwischen Haselbüschen auf dem raschelnden Laub des vergangenen Herbstes, die Mahlzeit auf einer weichen Wiese gaben ihr nichts von dem, was sie an diesem Tage erwartet hatte. Dann saßen sie auf der Terrasse des kleinen Gasthauses, und die Burg gegenüber stand wie eine Festung, die den Eingang durch die purpurnen Pforten des Abends bewacht. Richard hatte sich vergebens bemüht, seine bescheidenen Scherze auf Amelies Stimmung wirken zu lassen. Nun faßte er in einem Schweigen ihre Hand: „Sag mir doch, was dir fehlt. Ich dachte mir, daß dieser Tag dich erheitern würde."

Mit einem Wort an den Wirt und einer wenig geglückten Bemerkung über die Schönheit dieses Abends suchte Amelie abzulenken. Aber Richard, der sich um den Erfolg seines Planes gebracht sah, ließ nicht nach, vergaß seine abergläubischen Vorsichten, drängte sich an seine

Frau heran und wies ihr seine Bereitwilligkeit alles zu hören, bis sie, außer sich und ganz aufgewühlt, losbrach. Ihre Begegnung mit der Freundin hatte die Tiefen ihres Wesens erschüttert, alle Sehnsüchte an das Licht gebracht und, nachdem sie das Baby bis in alle Einzelheiten, die blonden Härchen, die blauen Augen, die Falten des Halses beschrieben hatte, begann sie zu weinen. Auf dem Tische stand ein Windlicht, um vor der herankommenden Nacht einen kleinen Kreis zu retten, in dem eine Flasche und zwei Gläser mit rotem Wein glitzerten. Zwei Schatten an der Wand neigten sich gegeneinander und verschmolzen. Richard flüsterte: „Ich weiß es, ich weiß es!"

Als Amelie fortfuhr zu schluchzen, sagte er: „Ich habe heute nacht gesehen, wie du die Wäsche aus dem Kasten nahmst. Und da ich sah, wie schwer es dir wird, zu verzichten, wollte ich dich darauf wenigstens einige Stunden vergessen lassen."

Da fühlte sich Amelie von seiner Liebe aufgesogen, wie in Flammen erglühend und trug die heiße Krone der Dankbarkeit. Die derben Gläser wurden zu Glocken eines Festes, im roten Wein erwachte die Kraft der Sonne, und die unübersteiglichen Mauern, die den Menschen von seinem Nächsten trennen, sanken unter den Posaunenstößen einer entfachten Leidenschaft. Auf der Drehbühne des Schicksals war eine Verwandlung schon bereitet.

(Schluß folgt.)

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst,

seine politischen Anschauungen und seine politische Tätigkeit bis zum Jahre 1870.

Von

Dr. Ernst Salzer.

— Charlottenburg. —

Es war kein Vorteil für die „Denkwürdigkeiten des Fürsten Hohenlohe",*) daß sofort nach dem Erscheinen des Werkes die Tagespresse spaltenlange Auszüge aus ihm brachte. Denn da vorwiegend das Sensationelle, namentlich die Aufzeichnungen aus den letzten Jahren, abgedruckt wurden, erhielt man einen falschen Eindruck von dem Buche.

Erst nach ruhiger Lektüre des ganzen Werkes ist es möglich, seinen Wert als Rohmaterial für eine Biographie sowie als Quelle für die Zeitgeschichte richtig einzuschätzen und der Persönlichkeit Hohenlohes gerecht zu werden.

Naturgemäß überwiegt bei der Lektüre der ersten Abschnitte das biographische Interesse im engeren Sinne: Wir gewinnen einen Einblick in die Erlebnisse und die innere Entwicklung des Fürsten. Indem Hohenlohe dann in den Vordergrund der politischen Bühne tritt, werden die Denkwürdigkeiten in steigendem Maße zu einer ganz hervorragenden Quelle der Zeitgeschichte — um so mehr, da sie nicht erst geraume Zeit nach den Ereignissen und unter einem einheitlichen Gesichtspunkt verfaßte Memoiren sind, sondern — überwiegend gleichzeitig niedergeschriebene — tagebuchartige Aufzeichnungen, Korrespondenzen, Abschriften und Konzepte von Berichten, Reden und Zeitungsartikeln enthalten. Leider sind die Angaben über die äußere Beschaffenheit mancher Stücke (ob Konzept oder Abschrift, ob eigenhändig ꝛc.) mangelhaft, und

*) Vgl. die vorläufige Anzeige im Januarheft dieser Zeitschrift S. 138.

die Autorschaft des Fürsten wird dadurch sogar stellenweise zweifelhaft;*) vielfach hätte freilich wohl nur er selbst über Zeit und Bedeutung der einzelnen Aufzeichnungen Auskunft zu geben vermocht.

I.

Fürst Chlodwig Hohenlohe wurde am 31. März 1819 zu Rotenburg an der Fulda geboren. Der Vater, Fürst Franz Joseph, war österreichischer, dann preußischer Husarenoffizier gewesen und hatte später die Herrschaft Schillingsfürst übernommen, mit der die Würde eines erblichen, bairischen Reichsrats verbunden war. Er wird als ein guter Familienvater, als ein liebenswürdiger, von Standesvorurteilen freier Mann geschildert, mit lebhaftem Interesse für Geschichte und Politik, mit einem gewissen melancholischen Zug, in seinen guten Stunden von geistreichem Witz — Eigenschaften, die mehr oder minder auch auf seinen Sohn Chlodwig übergegangen sind. Dagegen scheint die streng aristokratische Gesinnung, die besonders in der Jugend hervortritt, mehr ein mütterliches Erbteil gewesen zu sein. Die Mutter, Fürstin Konstanze, eine geborene Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg, war protestantisch, und in dieser Konfession wurden auch die Töchter erzogen, während die Söhne dem katholischen Bekenntnis des Vaters folgten. Es war folgenreich, daß so von Jugend auf Hohenlohe religiöse Toleranz auszuüben lernte. Er besuchte das Gymnasium zu Ansbach, später zu Erfurt (1832 bis 1837) und studierte darauf an den Universitäten zu Göttingen, Bonn, Lausanne, Heidelberg und wiederum Bonn Rechte (1837—1841). Dazwischen fallen Reisen innerhalb Deutschlands sowie nach der Schweiz, Italien und England.

Früh schon regte sich das Interesse für Politik in dem Prinzen. In Lausanne führt sein Kreis so heftige, politische Dispute, daß „alle blaß, grün und rot werden". Er besucht hier auch häufig die legislative Versammlung des Waadtlandes, von der er einen sehr schlechten Eindruck empfängt, welcher ihn in seinen monarchistischen und aristokratischen Anschauungen bestärkt. Ebensowenig Gnade findet in der Heidelberger Zeit der badische Landtag vor seinen Augen, den er in jugendlicher Leidenschaftlichkeit als „Lumpenversammlung" und „Schwätzeranstalt" bezeichnet, weil er zwei seiner „besten Professoren, Mittermaier und Rau," von Heidelberg fernhält.

Hohenlohe erscheint in seiner Jugend als eine weiche, gefühlvolle Natur,**) mit künstlerischen Neigungen — er dichtet, musiziert, zeichnet,

*) Von der Aufzeichnung aus d. J. 1862 I, 113 ff. — offenbar einem Aufsatz oder Zeitungsartikel — erfahren wir nicht, ob es eine Abschrift oder ein Original-Konzept ist; im ersteren Fall wäre es möglich, daß der Fürst gar nicht der Verfasser wäre, sondern den Artikel bloß abgeschrieben hätte.

**) „Ich muß vorsichtig sein, sonst gehe ich in Hingebung unter". 1843.

will einen Roman schreiben — überwiegend passiv und beschaulich,*) sehr stark abhängig von seiner Umgebung. Er erkennt das selbst ganz klar, mißt die Schuld daran zum Teil allerdings der langjährigen, hofmeisterlichen Leitung bei und setzt sich zum Ziel, „seinen Charakter zu erhärten" (12. IV. 1842). Durch das Bestreben, seine Charakterschwächen zu bekämpfen, bekommt er einen gewissen Zug von Berechnetheit,**) die ihn dann aber wieder ihrerseits zur Anpassung an seine Umgebung bestimmt.***)

Auf seine geistige Entwicklung war der idealistische Individualismus Wilhelm von Humboldts vorübergehend von Einfluß: Zeitweise schwebt es ihm als Ideal vor, in friedlicher Zurückgezogenheit seinen Studien zu leben, „sich als Individuum auszubilden und nach Vollkommenheit zu ringen" — ein quietistisches Lebensideal, das mit gewissen Zügen seines Charakters übereinstimmte, das aber später doch dem Drange nach praktischer, politischer Betätigung gewichen ist.

Von Philosophen scheint ihn besonders Spinoza angezogen zu haben — mehrfach führt er dessen Satz an: „Man soll die menschlichen Dinge nicht beweinen, nicht belachen, man soll sie zu verstehen trachten" — ein Satz, der Hohenlohes rationalistischer und etwas kühler Art, die Dinge zu betrachten, wie sie in seinen späteren Jahren immer mehr hervortritt, durchaus entspricht.

Und wenn er wohl einmal das Hegel'sche Wort zitiert, daß „alles notwendig, zweckmäßig und gut ist, weil es ist," so ist das bezeichnend für seine konservative Richtung sowohl, als für einen gewissen optimistischen oder wenigstens opportunistischen Zug.

Übrigens war er nicht stark philosophisch veranlagt und doch mehr ein Mann der praktischen Tätigkeit als der Spekulation. Seine Reflexionen über Glauben und Wissen zeigen, daß er von einem der Grundgedanken der Kant'schen Philosophie, der reinlichen Scheidung von Glauben und Wissen, gänzlich unberührt geblieben ist.

In religiöser Beziehung war er in seinen früheren Jahren ein aufrichtiger Anhänger des Christentums. Die rationalistische Aufklärung war ihm ebenso verhaßt, als das Muckertum. Von dem Dogma emanzipierte er sich allmählich, nicht ohne Kampf†) immer mehr, suchte

*) Er gewinnt „die Einsamkeit des Krankenbettes" bei einer Erkrankung an den Masern lieb, da ihm „durch die einsamen Studien und Betrachtungen gar manches klarer geworden ist."

**) Vgl. S. 247, Anm. 2 und die Fortsetzung „Ein Prinz muß überall berechnen und beobachten mit dem äußeren Schein der größten Gemütlichkeit und Freundschaft" 2c.

***) So klagt er über „die Verderbtheit unseres jetzigen Menschengeschlechts" und über die Notwendigkeit, gewisse jugendliche Sünden zu begehen, „um sich auf das Niveau seiner Umgebung stellen zu können, um den Schlechten nicht unbehaglich zu werden."

†) I, 29: Ich kann mich übrigens, soviel ich mir in letzter Zeit habe vorlügen wollen, in alle Dogmen nicht mehr hineinarbeiten (1846).

aber doch sein religiöses Bewußtsein zu bewahren und hielt den Rückgang des religiösen Sinns für eine große Gefahr der staatlichen und sozialen Entwicklung. So sehen wir auf diesem Gebiet ebenso wie auf dem politischen konservative und liberale Ideen in ihm verbunden. Dem Protestantismus gegenüber war er nicht nur tolerant — er besaß zeitweise für denselben sogar eine große Sympathie. Er identifizierte ihn in seiner weitesten Bedeutung geradezu mit „der freien Entwicklung des menschlichen Geistes" (1847) — aber es war doch mehr die kulturelle Bedeutung des Protestantismus für die Entwicklung des gesamten modernen Geisteslebens, die ihn mit Bewunderung erfüllte, und deren Leugnung ihn zu Beginn seiner parlamentarischen Tätigkeit in der bairischen Reichsratskammer zu einem fast leidenschaftlichen Gegner der ultramontanen Partei machte.*) In rein religiöser Beziehung dagegen hat er wohl wenig Verständnis für den Protestantismus besessen, dessen Wesen er darin erblickt zu haben scheint, daß das Dogma sich auf die Schrift gründe. Diesen protestantischen Dogmatismus verwirft er ebenso, wie den katholischen Autoritätsglauben und kommt zu einer mehr mystischen Religiosität, zu dem Streben nach einem Zustand reiner Beschaulichkeit auf Grund der Erkenntnis von der Nichtigkeit der Welt und der Verderblichkeit der Sünde.

Äußerlich ist er aber doch Mitglied der katholischen Kirche geblieben; den Anschluß an die Altkatholiken lehnte er ab, weil er kein Interesse daran hatte, daß sich eine neue Sekte bilde, und wünschte, daß sich die katholische Kirche aus sich selbst heraus reformiere. Da er dies hofft, bleibt er in der Kirche, ohne aber Ultramontaner zu werden, ein Begriff, den er dahin definiert, daß der Ultramontane seine Meinungen und Handlungen durch die Instruktionen des Jesuitenordens bestimmen lasse. Und er ist immer einer der vordersten Rufer im Streit gegen Ultramontanismus und Jesuitismus gewesen.

In seiner Jugend erscheint der Prinz wenig selbständig — in den Vorurteilen seiner Standesgenossen befangen: Nach dem Abschluß seiner Studien und der Ablegung des Auskultatorexamens (Koblenz, April 1841) wünschte er in den preußischen, diplomatischen Dienst einzutreten, aber unter Dispens von dem nicht standesgemäßen, vorgeschriebenen Vorbereitungsdienst bei den Justiz- und Verwaltungsbehörden. Erst als Friedrich Wilhelm IV. ein dahin gehendes Gesuch abschlägig beschieden, überwand der Prinz sein Vorurteil und trat als Auskultator zu Koblenz

*) „Die Unduldsamkeit, den Haß gegen den Protestantismus, die Idee, daß die Reformation mit allen ihren Folgen . . . daß unsere philosophischen, literarischen und anderen Glanz- und Größenpunkte nur Verirrungen gewesen seien, erklärt er für eine absurde, seinem innersten Wesen diametral entgegengesetzte Perfidität, für eine, auf innere Verworfenheit zeigende Korruption." (Tagebuch Mai 1846.)

in den preußischen Staatsdienst*) (April 1842). Nach Ablegung des Referendarexamens im Sommer 1843 und längeren Reisen wurde er im Frühjahr 1844 Referendar bei der Potsdamer Regierung. Es war wohl nicht eigentlich Vorliebe für den preußischen Staat, die ihn zum Eintritt in dessen Dienst bestimmte: Er war immer mehr ein Anhänger süddeutschen Wesens, hat für die konservativen Grundlagen des preußischen Staates nie das rechte Verständnis besessen und noch im hohen Alter den preußischen Junker durch die liberale Brille betrachtet. In den früheren Jahren namentlich fühlte er sich als Immediater außerhalb eines einzelnen Staates stehend — heimatlos.**) Es war wohl mehr die Rücksicht auf seinen in Preußen gelegenen Grundbesitz, die ihn auf Preußen hinwies: er hatte von seinem kinderlosen Oheim, dem Landgrafen Viktor Amadeus von Hessen-Rotenburg, das Fürstentum Corvey***) in Westfalen und die Herrschaft Treffurt im Regierungsbezirk Erfurt ererbt, während seinem älteren Bruder der schlesische Allodialbesitz des Oheims, das Herzogtum Ratibor, zufiel und der dritte der Brüder nach dem Tode des Vaters die Herrschaft Schillingsfürst übernahm.

Alsbald empfand der Prinz in Koblenz „die Wonne" regelmäßiger Arbeit. Die Abneigung des Immediaten gegen Bureaukratismus freilich verleugnete er nie: 1846 dichtet er die launigen Verse:

> Alles möcht' ich, nur nicht einsam
> Hinter staub'gen Akten sitzen
> Und in Schlafrock und Pantoffeln
> Gähnend mir die Feder spitzen.

Aber andererseits gewann er die Überzeugung, daß „der Adel nur durch geistige oder moralische Vorzüge oder wenigstens Anstrengungen die Stellung behaupten kann, die ihm überall streitig gemacht wird" (1843). Diese liberal-aristokratische Stimmung nimmt dann im Laufe der vierziger Jahre zu, je näher der Prinz den Ausbruch einer Revolution kommen sieht — „eine Zeit, wo auf den Stand nicht mehr gesehen wird" — und er mahnt die Aristokratie, „sich zu waffnen . . . mit dem Wort voll Kraft, das sie aus der Wissenschaft schöpfe, damit sie eine feste, wahre und undurchdringliche Stütze für den Thron und für sich selbst sein könne" (1844). Bald darauf klagt er über „die Verwirrung und die Unklarheit der Begriffe in den höchsten Regionen" in Berlin, „wie man jeden Wunsch des Volkes, der mit den Absichten der Regierung nicht

*) Es „beruhigt" ihn noch im Mai 1842, bei einem Besuch in Neuwied, daß ihn die fürstliche Familie wegen des Auskultators „nicht schief ansieht, wie er gefürchtet, sondern ihn als ein besonders merkwürdiges Subjekt betrachtet."

**) Vorübergehend dachte er auch daran, in englischen Militärdienst zu treten und am Opiumkrieg gegen China teilzunehmen.

***) Ein vorübergehender Aufenthalt in Corvey zu Ende 1841 hatte ihm „die Unmöglichkeit dargetan, sich dort zu etablieren."

übereinstimmt, für ein Staatsverbrechen ansehe." Er fühlt, daß er der Regierung im schlesischen Provinzial-Landtag Opposition machen müßte, falls er dort die Vertretung seines Bruders übernähme — „wenn er nicht," wie er sehr diplomatisch bemerkt, „als Anfänger das Recht hätte, wenig zu sprechen und seine Prinzipien noch möglichst im Dunkeln zu halten."

Infolge des Todes seines Bruders Philipp Ernst, der sein bester Freund war und an dem er mit rührender Liebe hing, übernahm Chlodwig im Jahre 1845 Schillingsfürst und überließ Corvey seinem ältesten Bruder, dem Herzog von Ratibor. Im nächsten Jahre schied er aus dem preußischen Staatsdienst aus. Im Jahre 1847 begründete er durch seine Vermählung mit Prinzessin Marie zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg ein eigenes Heim. Die Ehe muß eine sehr glückliche gewesen sein. Den Verlust der Fürstin, die im Jahre 1897 starb, hat Hohenlohe nicht mehr verwunden — ihr Tod war „der Riß, der alles zerstörte", und „die Gewißheit, daß dieses lange, gemeinsame Leben ganz und gar zu Ende ist, liegt auf ihm wie eine Last, von der er nur durch den Tod befreit werden kann."

* * *

Hohenlohes Gegnerschaft gegen den Ultramontanismus, den wir schon oben berührt haben, war wesentlich mit bedingt durch seine starke, nationale Gesinnung.

In einem Aufsatz über den politischen Zustand Deutschlands (Ende 1847) erblickt er die eigentliche Gefahr in der allgemein verbreiteten Unzufriedenheit und führt diese nicht zum mindesten zurück „auf die Nullität Deutschlands gegenüber den anderen Staaten". Österreich und Preußen sind zwar — wenn auch schwache — Großmächte — aber „das übrige Deutschland spielt immer die Nebenrolle und den kannegießernden Zuschauer"*) — „für einen denkenden, tatkräftigen Mann ist es ein trauriges Los, in der Fremde nicht sagen zu können: ich bin ein Deutscher . . . sondern sich sagen zu müssen: ich bin ein Kurhesse, Darmstädter . . . mein Vaterland war einmal ein großes, mächtiges Land, jetzt ist es zersplittert in 38 Lappen." Er erklärt es daher für einen verhängnisvollen Irrtum, die Revolution durch liberale Reformen in den Einzelstaaten ohne Reform der Gesamtverfassung Deutschlands verhindern zu wollen — dieser Fortschritt führt seiner Ansicht nach zur Revolution, und demgegenüber will er „ultrakonservativ" sein, weil er darin mehr Garantie für die Ruhe des Vaterlandes findet. Er war also, obwohl im Grunde Liberaler, aus taktischen Gründen konservativ und gegen

*) Hier zeigt sich schon der spezifisch süddeutsche Ausgangspunkt seiner nationalen Gesinnung, der später noch stärker hervortritt.

liberale Reformen, solange keine starke, deutsche Zentralgewalt vorhanden war.

In dieser Stimmung trat der Fürst in das Revolutionsjahr ein. Er verurteilte die klägliche Schwäche der Regierungen auf das schärfste und forderte statt der Berufung einer konstituierenden Nationalversammlung die Berufung eines Parlamentes, die Bildung einer Fürstenkammer und die Ernennung eines Bundeshauptes durch die Regierungen — nur auf diesem Wege scheint ihm die Anarchie abwendbar. Aber bald wurde er doch von der Bewegung mit fortgerissen: Mit begeisterten Worten trat er am 13. April in der Kammer der Reichsräte als Referent für das Wahlgesetz zur konstituierenden Nationalversammlung ein, und am 24. Mai begrüßt er das bairische Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit als „einen Übergang zum wahren, konstitutionellen Prinzip".

Von dem Doktrinarismus der deutschen Liberalen blieb er freilich frei: Sehr streng beurteilt er die Nationalversammlung, die kostbare Wochen mit der Beratung von Grundrechten des deutschen Volkes verbrachte — „mit dummen, einfältigen Schwätzereien", wie er erbost schreibt.

Der Frankfurter Putsch und die Ermordung Lichnowskys und Auerswalds am 18. September — „die grausenhafteste Tat, die je die Weltgeschichte gesehen hat" — erfüllen ihn mit einer „Hoffnungslosigkeit ohnegleichen"; „zu dem Aufblühen eines großen, freien Deutschlands, an das ich noch vor 2 Monaten geglaubt, gehört ein gesundes, kräftiges und frommes Volk; mit Skeptikern und da, wo der Zweifel in die untersten Schichten der Gesellschaft eingedrungen ist, kann man kein staatliches Leben mehr hervorrufen." Man sieht, wie seine im ganzen liberale Staatsgesinnung doch eine stark konservative Unterströmung hat, die als eine natürliche Folge seiner sozialen Stellung sowohl, als seines ganzen Charakters erscheint, der allem Radikalen abgeneigt war. Er vergleicht die Zeit — in allzu starkem Pessimismus — mit der des untergehenden römischen Reichs und meint, „Christentum und Zivilisation werden sich ein anderes, gesunderes Volk aussuchen als das europäische". Aber diese pessimistische Stimmung war doch nur vorübergehend. In „jugendlichem Selbstbewußtsein" übernahm er von seiten der provisorischen Reichsregierung im November die Mission, den Höfen von Athen, Rom und Florenz den Regierungsantritt des Erzherzogs-Reichsverwesers Johann anzuzeigen. Hier im Orient — von Athen machte das fürstliche Paar einen Abstecher nach Palästina und Ägypten — kam der Fürst auf die etwas dilettantische und verfrühte Idee deutscher Kolonisationen im Orient — er denkt in erster Linie an Cypern — ferner an Rhodus, Syrien und Kleinasien.

Nach der Beendigung jener Mission beschränkte sich die politische Tätigkeit des Fürsten wieder auf den bairischen Reichsrat. Hier be-

kannte er sich in der Sitzung vom 12. November 1849 als einen persönlichen Anhänger der preußischen Unionspolitik, des Dreikönigsbündnisses, da er nach wie vor von der Notwendigkeit einer starken, monarchischen Zentralgewalt neben einem deutschen Parlament überzeugt war und eine Lösung der nationalen Frage im großdeutschen Sinne nie für möglich gehalten hat — aber er respektierte als musterhafter Konstitutioneller „den Willen der Mehrzahl des bairischen Volkes, dem gegenüber die persönliche, subjektive Überzeugung des einzelnen zurücktreten müsse". Das süddeutsche, standesherrliche Leben in Schillingsfürst befriedigte ihn auf die Dauer wenig, „weil es die Faulheit zum Lebensberuf stempelt". Dieser Mangel an innerer Befriedigung über seine Tätigkeit gibt ihm — schon in der Vollkraft der ersten Mannesjahre — bisweilen einen gewissen müden, resignierten Zug: so bemerkt er im Jahre 1851 in einem Briefe, daß er nicht mehr, wie vor zehn Jahren, „noch voll Lebenshoffnung und Erwartung von zu verwirklichenden Idealen sei". Aber das sind mehr Stimmungen. Es war in ihm in jenen Jahren doch ein förmlicher Drang nach Betätigung und eine starke Unternehmungslust lebendig. So übernahm er gern im Herbst 1851 die Verwaltung der litauischen Güter seiner Gemahlin und ihres Bruders. Schon im Herbst 1853 indessen gab er infolge von Meinungsverschiedenheiten mit seinem Schwiegervater die Verwaltung dieser Güter wieder auf und kehrte nach Schillingsfürst zurück. Das Stillleben daselbst — durch den regelmäßigen Winteraufenthalt in München und durch längere Reisen nach Italien, Berlin und England unterbrochen — ließ bald von neuem den Wunsch nach dauernder Beschäftigung und einem Lebensberuf rege werden: „Je älter man wird, desto nötiger ist ein Beruf. Was uns das Leben nimmt, muß die Pflichterfüllung ersetzen." Er hielt sich persönlich für ungeeignet zur bloßen Erfüllung des aristokratischen Lebensberufs, der „gut durchgeführt, achtungswert ist und Anerkennung finden wird, oder in Zersplitterung und mit der Sortierung von goldenen Dosen und Weihnachtsgeschenken endet".

Bezeichnend dafür, wie sehr er Politiker geworden und alles zur Politik in Beziehung setzt, ist eine Stelle aus einem Briefe aus Paris (1862): „Was ich hier sehe, erfüllt mich insofern mit Ärger, als ich eine große Nation mit einem nationalen Zentrum, großen, weltumfassenden Interessen, Plänen und Gedanken erblicke, während daheim Uneinigkeit, Zersplitterung nationaler Kräfte, Pläne und Gedanken herrscht und Deutschland nicht die Stellung einnimmt, die es . . . einnehmen sollte. Wir werden hier angesehen wie die Polen, wie eine überlebte Nation . . ."

Um die Wende des Jahres 1859 machte er den — übrigens erfolglosen — Versuch, im bairischen, diplomatischen Dienst Verwendung zu finden. Mit jener Anpassungsfähigkeit, die einen der Grundzüge seines Charakters ausmacht, betonte er in einem Gespräch, in dem er König

Max II. diesen Wunsch aussprach, daß jetzt eine Zentralgewalt im Sinne des Jahres 1848 nicht mehr möglich sei, und daß der König sich auf das bairische Volk stütze, das von einer preußischen Hegemonie nun einmal nichts wissen wolle.

Im Grunde seines Herzens aber blieb Hohenlohe selber einstweilen nach wie vor Kleindeutscher und Anhänger des Radowitz'schen Unionsprogramms: Bundesstaat unter Preußen und Bündnis mit Österreich, obwohl stets der Ausgangspunkt für seine nationale Gesinnung die Ohnmacht des außer-preußischen und außer-österreichischen Südwestdeutschlands war.

Die Lösung der deutschen Frage im großdeutschen Sinne hielt er nur auf dem Wege der Revolution und in der Form der großen, deutschen Republik für möglich. Er erkannte, daß der großdeutsche Föderativstaat der Monarchien „unmöglich" sei, da innerhalb eines solchen, weder Preußen sich Österreich,*) noch dieses jenem sich unterordnen könne, und die deutschen Fürsten keine Hoheitsrechte aufgeben wollten.**)

Er wünschte die katholische Partei für das kleindeutsche Programm zu gewinnen und versuchte auf sie in diesem Sinne durch den Grafen Montalembert, einen der Führer der französischen Katholiken,***) einzuwirken.

Der Fürstentag führte Hohenlohe im Jahre 1863 nach Frankfurt. Er fand das Verfassungsprojekt anfangs so übel nicht,†) kam indessen doch bald zu der Erkenntnis, daß der österreichische Coup verfehlt war.

Vorübergehend hat er dann die Politik der Trias — der Organisierung des dritten Deutschlands außer Österreich und Preußen — verfochten: Er glaubte, daß durch die schleswig-holsteinische Verwicklung die deutschen Mittelstaaten zu einer größeren, politischen Geltung gelangen könnten, und forderte daher im Februar 1864 von dem bairischen Minister Schrenck die Zusammenberufung eines mittelstaatlichen Parlaments und eine entschiedene Politik — erkannte aber bald, daß in den Bestrebungen, Baiern an die Spitze der Mittelstaaten zu bringen, Vorsicht nötig sei (1864). Und im nächsten Jahre wurde er sich darüber klar, daß in der Abneigung der Dynastien, der demokratischen Partei, sowie Österreichs und Preußens gegen den

*) Für die Unmöglichkeit eines Bundesverhältnisses mit Österreich führte er auch als Beweis an, daß es nie gelungen sei, den Zollverein auf Österreich auszudehnen, daß also eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft mit ihm nicht bestehe. Völderndorff, Vom Fürsten Hohenlohe S. 4.

**) Daß der kleindeutsche ebensowohl wie der großdeutsche Föderativstaat das „Aufgeben gewisser Hoheitsrechte von seiten der deutschen Fürsten voraussetzte", scheint er zu übersehen.

***) Hohenlohe lebte im Februar und März 1862 in Paris.

†) Nach Völderndorff, S. 4 tadelte er besonders die geringe Berücksichtigung der materiellen Interessen.

Triasgedanken diesem noch „viele zunächst unübersteigliche Hindernisse" entgegentreten. Er fürchtet daher, „daß die Mittelstaaten dazu verdammt sein werden, nach wie vor in dem gegenwärtigen Zustand zu verbleiben, bis sie einmal in einem großen europäischen Konflikt als Opfer von notwendigen Territorialveränderungen fallen werden." Dennoch sieht er nur in der Konstituierung der dritten Staatengruppe die Lösung des deutschen Rätsels — denn daß Preußen seinen Bundesstaat organisieren könnte, hält er nur unter der Voraussetzung für möglich, daß Österreich von der Karte von Europa verschwinde — eine merkwürdige Verkennung des Machtverhältnisses zwischen Österreich und Preußen. Er hält es im Interesse von Preußen und Österreich sogar für zweckmäßig, daß diese beiden Mächte durch ihren Einfluß die Organisierung der Trias zustande bringen! Ihm schien bei dem deutschen Partikularismus eine föderative Verbindung der Mittelstaaten zwar schwer, aber immer noch leichter, als dieselben einem Staat wie Preußen oder Österreich staatlich oder bundesstaatlich zu inkorporieren — eine Anschauung, deren Unrichtigkeit durch die spätere, tatsächliche Entwicklung erwiesen wurde. Hohenlohe kam übrigens selbst bald wieder vom Triasprogramm ab: Als sich die deutsche Krisis näherte — im März 1866 — erkannte er die Unmöglichkeit einer Einigung der Mittel- und Kleinstaaten und der Berufung eines Triasparlaments und stellte dem Prinzen Karl von Baiern die Gefahr vor Augen, daß Preußen, ein derartiges Programm übertrumpfend, auf die Unionsidee von 1849 zurückkommen könne.

Als dann Preußen seinen Reformentwurf eingebracht hatte, erkannte Hohenlohe sehr richtig, daß Preußen jetzt nur die Suprematie im Norden erstrebe, und suchte Ludwig II. zu bestimmen, sich mit Preußen zu verständigen, das Baiern eine ansehnlichere Stellung im Süden zuzugestehen bereit war.*) Er vermochte indessen mit diesem Programm nicht durchzudringen.

Für die Stimmung des Jahres 1866 in München sind die Aufzeichnungen des Fürsten aus diesem Jahre eine sehr wertvolle Quelle — im übrigen enthalten sie aber natürlich auch viele falsche Nachrichten, besonders über die preußische Politik.**)

Hohenlohe glaubte, der Krieg werde lange dauern. Seine Stimmung war sehr pessimistisch. Die Mittelstaaten hielt er für verloren und meinte, Preußen werde sich im Norden arrondieren, und die Mittelstaaten würden unter französischer oder österreichischer Protektion fortvegetieren, bis sie an diese Staaten fallen würden.

*) I, 154, vgl. auch v. Völderndorff 5, 6 und Sybel IV, 286, 326, wonach Bismarck entschlossen war, Baiern event. den militärischen Oberbefehl im Süden zuzugestehen.

**) S. 151 Bismarck steht unter dem Einfluß der Jesuiten! S. 169 Bismarck will Napoleons Wunsch einer Landabtretung erfüllen!

Als dann der Kampf entschieden und der Austritt Österreichs aus Deutschland besiegelt war, da trat Hohenlohe nachdrücklich für einen engeren Anschluß an Preußen ein, da weder die Gründung eines südwestdeutschen Bundes („Winkeldeutschlands") noch eine selbständige Stellung Baierns inmitten der Großmächte noch eine Anlehnung an Frankreich möglich sei. Und zwar riet er, diese Annäherung an Preußen sofort zu vollziehen, noch bevor das Haus des Norddeutschen Bundes fertig sei, weil man so lange noch für die Selbständigkeit Baierns und seiner Dynastie günstige Bedingungen erhalten könne (Rede im Reichsrat vom 31. August 1866). Bald sollte der Fürst Gelegenheit erhalten, als leitender Staatsmann selbst sich mit diesem Problem zu befassen: Im Herbst des Jahres 1866 kam es in München zu einem großen Umschwung: Der König entschloß sich zu einem Personalwechsel im Zivilkabinett und im Ministerium. Am 31. Dezember 1866 erfolgte die Ernennung Hohenlohes zum Minister des königlichen Hauses und des Äußeren und zum Vorsitzenden des Ministerrats.

II.

Es waren sowohl persönliche als auch sachliche Gründe, die den Fürsten bestimmten, den bairischen Ministerposten anzunehmen. Eine spezifisch bairische Staatsgesinnung hat er ursprünglich wohl kaum besessen.*) Er war im Grunde doch immer in erster Linie der Mediatisierte. So bringt er einen Winter in Rom zu, um sich dort eine Stellung in der Gesellschaft zu machen und damit seinem Bruder Gustav, dem Kardinal, sowie dem ganzen Stand der Mediatisierten zu nützen; im Jahre 1861 ist er sehr empfänglich für Roggenbachs Vorstellungen, daß die Stellung der Standesherren eine allgemein-deutsche sei, ihre Politik deshalb auch eine allgemein-deutsche werden müsse; und auf dem Frankfurter Fürstentag hofft er, im Interesse der Mediatisierten wirken zu können. Noch ein halbes Jahr vor der Übernahme des bairischen Ministeriums bemerkt er gar, daß die Katastrophe von 1866 „den Mittel- und Kleinstaaten ihre Nichtigkeit und Erbärmlichkeit recht klar ad hominem demonstriert habe". Je weniger er sich mit einem der deutschen Staaten identifizierte — denn er war natürlich noch weniger Preuße — um so stärker war seine nationale Gesinnung, die nur insofern einen gewissen stammes-partikularistischen Ausgangspunkt hat, als er größeren Anteil Süddeutschlands an der Lenkung der Geschicke der Nation wünschte. Auch ein Gefühl persönlicher Hingabe für Ludwig II. war ihm wohl fremd.**) Aber die Stellung eines bairischen Ministers hat offenbar

*) Man gewinnt eher den Eindruck, daß er erst durch sein bairisches Ministerium Baier wird.

**) Vgl. die scharfen Aeußerungen I, 157, 160, 169 ff.; nach I, 176 allerdings entschuldigt er den König teilweise dadurch, daß ihn das Kabinett von den Geschäften fernhielt.

seinen Drang nach Betätigung, seinen Ehrgeiz gelockt. Er fühlte, daß er der Aufgabe gewachsen sei, und fand andere Projekte „so dumm und landesgefährlich, daß er bei aller Bescheidenheit seinen Eintritt ins Ministerium als eine Notwendigkeit" ansah — also als eine sachliche Notwendigkeit, im Interesse der Erhaltung Baierns — aber zugleich auch im Interesse Deutschlands, d. h. einer Einigung mit Preußen und dem Norddeutschen Bunde. Gerade diese nationale Rücksicht war schließlich das Entscheidende, was ihn bewog, den Ministerposten anzunehmen, auch ohne daß man ihm eine vollständige Neubildung des Ministeriums übertrug:

Nachdem er von dem geheimen Bündnis Kenntnis erhalten hatte, das sein Vorgänger v. d. Pfordten zugleich mit dem Frieden mit Preußen abgeschlossen, hielt er es vor allem für nötig, das bairische Heerwesen möglichst schnell zu reorganisieren und die Südstaaten wenigstens militärisch zusammenzufassen — die Hauptsache aber, so äußerte er zu seinem Vertrauten, Freiherrn v. Völderndorff, sei, daß im entscheidenden Moment in Baiern ein Mann Minister des Auswärtigen wäre, der die gegen Preußen eingegangene Verpflichtung unbedingt und ohne Zaudern erfülle.*)

Wie in seiner Rede vom 31. August und aus denselben Gründen hatte er auch im November in einem vom König erbetenen Gutachten gefordert, mit Preußen ein Verfassungsbündnis abzuschließen, das allein Baiern sichere Garantien biete, und für das jetzt noch günstige Bedingungen zu erhalten seien. Der Abschluß eines derartigen Bündnisses war auch die vornehmste Forderung seines ursprünglichen Ministerprogramms. Erst als er vom Prinzen Reuß, dem preußischen Gesandten in München, gehört, daß man in Berlin aus Rücksicht auf Frankreich zunächst keine Verhandlungen mit Süddeutschland anzuknüpfen wünsche, akzeptierte er ein vom Grafen Taufffirchen ausgearbeitetes, „entschiedeneres" Programm,**) das als entfernten, aber unverrückbaren Zielpunkt der Politik Baierns — etwas verblümt den klein-***) deutschen Bundesstaat bezeichnet, „geschützt gegen außen durch eine starke Zentralgewalt und im Innern durch eine parlamentarische Verfassung, unter gleichzeitiger

*) Völderndorff S. 8. Die Erzählung ist wohl aufrechtzuerhalten, obwohl die Denkwürdigkeiten sie nicht direkt bestätigen. Daß der Fürst in seinem Tagebuch und in Gesprächen mit anderen Ministern (I, 191) sowie in seinem Programm nichts von der tatsächlich abgeschlossenen Allianz erwähnt, beweist nicht, daß er sie nicht kannte — denn sie war Staatsgeheimnis, über das er nicht reden und schreiben durfte; V. aber war sein Vertrauter, dem er wohl selbst die Allianz mitgeteilt hat.

**) Das I, 184 gedruckte Programm scheint nach I, 183 nicht das ursprüngliche, sondern das vom Grafen Taufffirchen ausgearbeitete zu sein. Leider fehlt auch hier jede Angabe über Hand, Zusätze 2c.

***) „Die Vereinigung der Gesamtzahl und, soweit dies unmöglich, der größeren Zahl der deutschen Stämme zu einem Bundesstaat."

Wahrung der Integrität des Staates und der Krone Baiern." Die Bildung eines süddeutschen Bundesstaates unter österreichischer Führung oder eines südwestdeutschen Bundes wird darin abgelehnt — ebenso der Eintritt Baierns in den norddeutschen Bund — „das Streben nach solchem Aufgehen im preußischen Staate" wird für gänzlich unvereinbar mit den Pflichten der Räte der bairischen Krone erklärt."*) Auch ein „Versuch, mit Preußen in diesem Augenblick und ehe Norddeutschland selbst das Bedürfnis solcher Einigung fühlt, über eine Vereinigung zu irgend einer anderen Form des Bundesstaats in Unterhandlung zu treten, wird als inopportun abgelehnt.**) Dagegen wird die sofortige Anbahnung einer Allianz mit Preußen gefordert, und zwar in der Form, daß im Kriegsfall Baiern gegen bestimmte Garantie der Souveränität seines Königs sich der Führung Preußens unterstellt, worauf bei Organisation der bairischen Wehrkräfte Bedacht zu nehmen sei. Daneben wird die Wahrung guter Beziehungen, namentlich zu Österreich, und der Anschluß der südwestdeutschen Mittelstaaten an das preußisch-bairische Bündnis gefordert, ferner gleichartige Regelung von Gesetzgebung und Verkehr in den deutschen Staaten, sowie Organisation des Heeres nach den Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht.

Das Programm zeigt zwar das Festhalten Hohenlohes am Ziel des kleindeutschen Bundesstaates. Aber indem er bairischer Minister geworden, übernimmt er doch zugleich die Pflicht, die bairische Selbständigkeit aufrecht zu erhalten; das sah er, wie er einmal zum Großherzog von Baden bemerkte, als „eine Ehrensache" gegenüber dem König an, die ihm, als bairischem Minister, in seiner nationalen Politik bestimmte Grenzen ziehe, während der Großherzog als Souverän darin so weit gehen könne, als er wolle. An der Grundtendenz dieses Programms hat Hohenlohe während seines Ministeriums — das doch den Höhepunkt seiner staatsmännischen Tätigkeit darstellt — unentwegt festgehalten. Aber im Einzelnen haben die Verhältnisse dasselbe doch etwas modifiziert. Ein Hauptpunkt, die Allianz mit Preußen und Unterstellung des bairischen Heeres unter preußischen Oberbefehl im Kriegsfall sowie die Garantie der bairischen Integrität, war bereits erfüllt.

Es galt daher jetzt zunächst, das Heerwesen zu reorganisieren, und zwar nach preußischem Muster und in möglichster Übereinstimmung mit Württemberg, Baden und Hessen. Dies war die erste Aufgabe, die der Fürst in Angriff nahm. Auf seine Initiative einigten sich die süd-

*) Vielleicht war dieser Passus im ursprünglichen Programm etwas weniger „entschieden" gefaßt (vgl. I, 183).

**) Dieser Passus scheint erst durch Taufkirchen zugefügt worden zu sein. Denn Hohenlohe sagt I, 183, er habe dessen Programm um so eher zustimmen können, als er von Reuß gehört, daß man in Berlin mit Süddeutschland noch nicht verhandeln wolle.

deutschen Regierungen auf den Ministerkonferenzen zu Stuttgart*) (3. bis 5. Februar 1867) über die Grundzüge einer gleichmäßigen, militärischen Reorganisation. Die weiteren Verhandlungen rückten aber nur sehr langsam von der Stelle und führten erst am 10. Oktober 1868 zur Einsetzung einer gemeinschaftlichen Festungskommission der süddeutschen Staaten und im Juli 1869 zur Bildung einer gemischten nord- und süddeutschen Inspizierungskommission für die Festungen Ulm, Rastatt, Landau und Mainz.

Sodann suchte Hohenlohe eine Verständigung mit den anderen süddeutschen Regierungen darüber anzubahnen, auf welcher Basis nach der Feststellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes das Verhältnis der süddeutschen Staaten zu demselben zu regeln sei.

Die Vorschläge, die Hohenlohe hierfür Baden und Württemberg machte, blieben freilich von dem „Zielpunkt" seines Programms — vom Bundesstaat — noch recht weit entfernt. Hohenlohe hatte eben dabei eine doppelte Rücksicht zu nehmen: Einmal auf die internationalen Verhältnisse, insbesondere den Wortlaut des Prager Friedens, der den süddeutschen Staaten die Bildung eines besonderen Vereins freistellt, „dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt, und der eine *internationale, unabhängige* Existenz haben wird;" sodann auf die Abneigung König Ludwigs II. sowohl, als auch weiter bairischer Kreise gegen eine Beschränkung der bairischen Selbständigkeit. Und er war doch nicht energisch genug, um diesen Widerständen stark entgegenzuarbeiten — er war kein Kämpfer, sondern von Natur zu Kompromissen geneigt**) — den Willen des Königs und der öffentlichen Meinung nahm er als gegebene Größen hin, mit denen er zu rechnen hatte — er war nicht der Mann, seinen König in von ihm gewiesene Bahnen zu zwingen, wenn er es auch gelegentlich nicht an Festigkeit dem König gegenüber fehlen ließ und dadurch manches bei ihm durchsetzte.***) Dazu kam noch, daß er selber nach 1866 von Besorgnissen vor zu straffer, bundesstaatlicher Zentralisierung unter preußischer Führung, vor der Hineindrängung Baierns in den Norddeutschen Bund nicht ganz frei blieb. Er schlug daher zunächst einen weiteren (Staaten-) Bund zwischen dem Norddeutschen Bund und den Südstaaten nach Analogie des früheren,

---

*) Dieses wählte H., um den „Verdacht bajuvarischer Hegemoniegelüste zu vermeiden". Völderndorff 13.

**) So gab er zum Beispiel dem König gegenüber seinen Widerspruch gegen die Ernennung Hörmanns zum Minister des Innern auf (I, 297 f.), aber er bestand darauf, daß ihm der König vor der Ernennung eine Audienz erteilte; nach der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 30. März 1868 hatte er tatsächlich am 28. März eine Audienz, was der Herausgeber der Denkwürdigkeiten in einer Note hätte erwähnen können.

***) Z. B. die Begegnung mit König Wilhelm in Augsburg im Oktober 1867 (I, 260—268), vgl. auch I, 397.

deutschen Bundes vor — freilich mit wesentlich weiteren Bundeskompetenzen — die Erweiterung des Bundesrates des Norddeutschen Bundes durch Hinzutritt von Vertretern der Südstaaten und möglichst weitgehende vertragsmäßige Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten. Dagegen wünschte er vorerst nicht die Erweiterung des Parlaments des Norddeutschen Bundes zu einem allgemein-deutschen Parlament, sondern wollte die Mitwirkung bei der Gesetzgebung den Kammern der süddeutschen Einzelstaaten und dem Norddeutschen Reichstag vorbehalten. Außerdem wünschte er eine Allianz dieses weiteren Bundes mit Österreich,*) um internationale Verwicklungen zu vermeiden und „die Integrität der Einzelstaaten und namentlich Baierns zu wahren." Der Großherzog von Baden, mit dem Hohenlohe über diese Frage in einen sehr interessanten, vertraulichen Briefwechsel trat, sowie das badische Ministerium haben sofort die Schwächen dieses Projekts klar erkannt: Einmal die Unmöglichkeit, in absehbarer Zeit durch Vertrag die gemeinsamen Angelegenheiten bis ins Einzelne zu regeln, und sodann die Unmöglichkeit für den Norddeutschen Bund, jeder der acht süddeutschen Kammern ein liberum veto in den gemeinsamen Angelegenheiten zuzugestehen. Der Großherzog deutete schon im März Hohenlohe an, daß Preußen an eine Reorganisation des Zollvereins mit Zollbundesrat und Zollparlament denke, und daß diese Reform am ehesten die Lösung der Gesetzgebungsfrage — auch für andere Gebiete — vorbereiten werde. Freilich wollte auch Hohenlohe den „Ausbau zu einem Bundesstaate mit parlamentarischer Verfassung vorbehalten" und hat König Ludwig II. gegenüber sofort betont, daß „auf die Dauer sein Entwurf den berechtigten Wünschen der deutschen Nation bezüglich ihres Anteils an der gemeinsamen Gesetzgebung und der kräftigen Wahrung der deutschen Interessen nach außen nicht genügen werde". Aber einstweilen haben sich Baiern und Württemberg in einer Ministerialerklärung über die Hohenlohe'schen Vorschläge als Basis für Verhandlungen mit dem Norddeutschen Bunde geeinigt, und auch Baden trat — allerdings in Erwartung späterer Veränderungen — dieser Übereinkunft bei.

Der Inhalt der Hohenlohe'schen Vorschläge, über die Baden in Berlin sondiert hatte, war sicher nicht ohne Einfluß darauf, daß Bismarck alsbald die geplante Reform der Zollvereinsverfassung in die Hand nahm, um diese dringlichste Frage in einer für den Norddeutschen Bund befriedigenden Weise zu erledigen.

Er sah, daß der Ausbau zum Bundesstaat einstweilen im Frieden unmöglich sei — daß wohl nur unter dem Centripetaldruck eines äußeren Krieges die Lösung der nationalen Frage möglich sein werde.

*) Vgl. darüber auch Sybel VI[4] 205 ff. und besonders Meyer, die Reichsgründung und das Großherzogtum Baden S. 157 ff. nach badischen Akten.

Eben im Frühjahr 1867 scheint er doch näher, als man bisher annahm, die Möglichkeit erwogen zu haben, ob zu diesem Zweck ein Krieg mit Frankreich wegen der Luxemburger Frage zu wagen sei. Am 3. April ließ er Hohenlohe durch seinen Gesandten vertraulich über den Stand dieser Frage orientieren und ihm mitteilen: „Nach Stand der Dinge in Deutschland müssen wir meines Erachtens eher den Krieg wagen, so wenig auch das Objekt Luxemburg an sich des Krieges wert ist. Die Auffassung der Sache in der Nation, deren Ehrgefühl ins Spiel gezogen, ist das Entscheidende. Jedenfalls sollten wir beide den günstigen Einfluß des Inzidenzfalls auf Konsolidierung der nationalen Sache nach Kräften ausbeuten." Hohenlohe sowohl als der König*) haben übrigens in jenen Tagen unerschütterlich am Allianzvertrag festgehalten und waren bereit, denselben zu erfüllen, haben aber allerdings zugleich doch sehr nachdrücklich erklärt, „weit entfernt, zum Kriege zu drängen, bereit zu sein, an allen zur Erhaltung eines ehrenvollen Friedens geeigneten Schritten teilzunehmen, überhaupt alle hierzu geeigneten Mittel zu erschöpfen."

Die Luxemburger Frage benutzte dann Hohenlohe zu dem Versuch, eine Annäherung zwischen Österreich und Preußen herbeizuführen. Dieser Versuch, die Mission des Grafen Tauffkirchen nach Berlin und Wien (April 1867), steht im engsten Zusammenhang mit der deutschen Politik des Fürsten: Als Preis für das Zustandekommen einer Allianz zwischen Preußen, Österreich und Baiern sollte Graf Tauffkirchen von Preußen „günstige Bedingungen bei den über die Stellung Baierns und der übrigen südwestdeutschen Staaten zum Norddeutschen Bunde zu eröffnenden Unterhandlungen erzielen und ein Übereinkommen hierüber unter Vorbehalt der königlichen Genehmigung abschließen".**) Das ganze Projekt scheiterte dann bekanntlich an der ablehnenden Haltung Österreichs.

Nachdem noch einmal der Krieg vermieden war, war Bismarck überzeugt, daß für die Lösung der nationalen Verfassungsfrage vorerst keine Aussicht vorhanden sei: Die Vorschläge Hohenlohes waren für Preußen einfach unannehmbar. Und er hat daher die bairischen Projekte seinerseits durch die Zollvereinsreform durchkreuzt. Hohenlohe hat das noch im Jahre 1868 nicht verschmerzen können — so sehr hatte er sich doch mit seinen Projekten identifiziert — und das Vorgehen Bismarcks als einen Fehler getadelt — sehr mit Unrecht natürlich. Es war vielmehr ein meisterhafter Schachzug Bismarcks: In der Frage der nationalen

*) Dieser meinte freilich später einmal (1869), Baiern könne jeden Augenblick den Allianzvertrag lösen, was H. natürlich bestritt. I, 381.

**) Dieser Zusammenhang wird erst jetzt durch die Instruktion für Tauffkirchen (I, 229) bekannt.

Einigung durch eine Verfassung konnte und wollte er nicht drängen — aber in der Zollvereinsfrage konnte er mit dem ganz brutalen Gebrauch der tatsächlichen Übermacht und der sachlichen Notwendigkeit seinen Willen durchsetzen und Einrichtungen schaffen, die nun — nach dem definitiven Ausscheiden Österreichs aus Deutschland — doch in ganz anderem Maße als der frühere Zollverein zur staatlichen Einigung Deutschlands überleiten konnten.

Bismarcks Programm für die Organisation entsprach freilich keineswegs dem, was Hohenlohe selbst wünschte und in Baiern durchsetzen zu können glaubte. Insbesondere sträubte er sich gegen den Eintritt süddeutscher Abgeordneter in das Norddeutsche Parlament (Zollparlament), da Baiern dadurch nach und nach und indirekt in den Norddeutschen Bund geführt werde; das widerstrebe Baiern, erklärte er — wenn es eintreten wolle, werde es schon von selbst kommen; er wünschte daher eine besondere Versammlung für die Zollvereinsangelegenheiten. Als aber Bismarck nicht nachgab und mit der Auflösung des Zollvereins drohte, hat Hohenlohe schließlich seinen Widerspruch fallen lassen:*) Auf die Auflösung des Zollvereins wollte er es nicht ankommen lassen und machte das dem König Ludwig II. gegenüber zur Kabinettsfrage.**) Und meisterhaft hat er dann auch den anfänglichen Widerstand der Kammer der Reichsräte gegen die Annahme des neuen Zollvereinsvertrags überwunden.

Ursprünglich hatte H. geglaubt, daß durch den neuen Zollvereinsvertrag weitere Bundesverfassungsberatungen unnötig würden. Und die Bildung eines Südbundes hatte er stets als aussichtslos bezeichnet. Aber alsbald, im November 1867, hat er doch — französischer und österreichischer Pression nachgebend***) — Projekte über den im Prager Frieden vorgesehenen süddeutschen Staatenverein und über eine nationale Verbindung desselben mit dem Norddeutschen Bund†) ausarbeiten lassen und darüber mit den süddeutschen Regierungen und Preußen verhandelt. Obwohl er ängstlich bemüht war, das Streben Baierns nach einer hege-

*) Er wollte keine gemeinsame Gesetzgebung durch Bundesrat und Zollparlament, die die Bundesstaaten mediatisiere, sondern Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten durch Vertrag. Er sandte noch einmal den Grafen Taufkirchen zur Vertretung dieses Standpunktes nach Berlin; dieser konnte aber nur in drei Nebenpunkten Zugeständnisse durchsetzen (6 statt 4 bairischer Stimmen im Bundesrat, Zuziehung von Vertretern benachbarter Staaten bei Verhandlungen mit Österreich und der Schweiz, Name „Zollparlament").

**) Vgl. auch Völderndorff S. 17.

***) I, 278 ff. vgl. auch Meyer 166 ff., wonach der badische Minister v. Freydorf eine sehr viel energischere Haltung gegenüber dieser französischen Pression angenommen hat. Ferner Völderndorff 51, 52, wonach Bismarck zunächst sich nicht ablehnend verhielt.

†) Den zweiten Entwurf hat der Herausgeber leider nicht abgedruckt. Beide Entwürfe in etwas abweichender Form sind schon von Völderndorff, dem Verfasser derselben, publiziert in Hirths Annalen 1890 S. 282 ff. u. 285 ff.

monischen Stellung sowie eine straffe, bundesstaatliche Einigung nach Analogie des Norddeutschen Bundes in den Entwürfen zu vermeiden, war er wohl von vornherein doch selbst von der Aussichtslosigkeit derselben überzeugt und hat den Versuch nur unternommen mit Rücksicht auf Österreich und Frankreich, ut aliquid fieri videatur.

Bedenken des Königs selbst und der übrigen Minister, die Erkaltung der französisch-österreichischen Entente und das mangelnde Entgegenkommen der übrigen süddeutschen Staaten sowie Preußens haben ihn alsbald bewogen, diese Projekte vorerst nicht weiter zu verfolgen. Festgehalten hat er aber doch sowohl an den Grundgedanken jener Entwürfe*) als an der Forderung eines Verfassungsbündnisses mit Österreich.**)

Auch in der zweiten, großen Frage, die Hohenlohe während seines Ministeriums anschnitt, einem gemeinschaftlichen Vorgehen der Regierungen gegenüber einseitigen und in die Sphäre des Staates eingreifenden Beschlüssen des vatikanischen Konzils war ihm ein Erfolg nicht beschieden. Daß er aber die Gefahren, die hier dem Staate drohten, deutlich erkannte und denselben entgegenzutreten wagte, zeugt von seinem politischen Scharfblick und Mut. Diese Aktion ebenso wie ein Schulgesetz in liberalem Sinne, das er den Kammern vorlegte, das aber am Widerstand der I. Kammer scheiterte, zog ihm den unversöhnlichen Haß der Ultramontanen zu — seine nationale Haltung den der Großdeutschen und Partikularisten, und dem vereinigten Ansturm dieser Gegner ist er dann schließlich trotz seiner vortrefflichen Verteidigungsreden in der Kammer erlegen: Im Februar 1870 erhielt er von der II. Kammer ein Mißtrauensvotum, und darauf reichte er seine Entlassung ein. Der König wollte ihn halten***) — er hatte das richtige Gefühl, daß in Hohenlohes Entlassung „eine Schwäche und ein Nachgeben" liege. Und auch Graf Bismarck wünschte, daß Hohenlohe bliebe: Er meinte, des Königs könne H. jetzt sicher sein: Ludwig II. habe die Überzeugung, daß er mit der ultramontanen Partei nicht regieren könne — der Kampfplatz sei geöffnet, H. brauche nur den Kampf durch Auflösung des Abgeordnetenhauses und einen Pairsschub aufzunehmen. Aber Hohenlohe war kein Kämpfer wie Bismarck†) — er wollte keinen Konflikt und trat zurück.

*) Auch Bismarck gegenüber noch im Juni 1869 I, 378 380; vgl. aber seine Rede vom 29. Jan. 1870 (I, 426, 427).

**) Nicht einer bloßen Allianz — denn diese „sind leicht lösbar und bieten niemand eine Garantie, wenn der Zweck erreicht ist, zu welchem sie geschlossen wurden".

***) Er hatte die Annahme der Adresse der I. Kammer, die ein Mißtrauensvotum gegen Hohenlohe enthielt, abgelehnt.

†) Auch im Juli 1870 schreckte er vor der Aufgabe zurück, event. als Minister gegen den Widerstand der Kammern gemeinsam mit Preußen in den Krieg gegen Frankreich eintreten zu müssen. II, 13.

III.

Der zweite Band der Denkwürdigkeiten umfaßt die Zeit der Tätigkeit Hohenlohes im Reichstag (1870—74), die Jahre, in denen er Botschafter in Paris (1874—1885) und Statthalter in Elsaß-Lothringen (1885—1894) war, und bringt auch einige Aufzeichnungen aus der Zeit der Reichskanzlerschaft (1894—1900). Dieser zweite Band enthält zwar viel Klatsch, ist aber doch eine sehr wertvolle Quelle für die ersten Jahre des Reichstags,*) für die französischen und dann für die Elsässer Verhältnisse.**) Von noch allgemeinerem Interesse sind die Aufzeichnungen über die Reisen nach Berlin, Friedrichsruh, Varzin und Gastein — über die zahlreichen Unterredungen mit Kaiser Wilhelm I. und II., Kaiser Friedrich III. und vielen anderen hervorragenden Persönlichkeiten,***) vor allem auch mit Bismarck. Letzterer hat vielfach mit Hohenlohe über die äußere Politik gesprochen. Hohenlohes Aufzeichnungen darüber bestätigen die schon bekannte Tatsache, daß in den siebziger Jahren Bismarcks Hauptstreben darauf gerichtet war, Frankreich nicht bündnisfähig werden zu lassen,†) und daß er deshalb die republikanische Staatsform und innere Wirren in Frankreich als eine Garantie des Friedens ansah,††) dabei aber nicht verkannte, daß eine starke Republik für das monarchische Europa ein schlimmes Beispiel sei.†††)

Über Allianzen und Allianzmöglichkeiten hat er mit H. viel gesprochen. Wie sonst häufig, hat er auch Hohenlohe gegenüber die Ansicht ausgesprochen, daß auf England kein Verlaß sei, da seine auswärtige Politik mit den Ministerien wechsle.*†) Auch auf eine Allianz mit Italien legte er 1875 noch keinen Wert, da seine Armee schlecht und seine Politik unzuverlässig sei. Vor dem Abschluß des Zweibundes mit Österreich (1879) hat Bismarck auf Holsteins Rat auch Hohenlohe aufgeboten, um den Widerstand des Kaisers zu überwinden. Hohenlohe war übrigens

---

*) Besonders hervorzuheben ist hier Hohenlohes starker Anteil an der kirchenpolitischen Gesetzgebung.

**) Hier ist besonders interessant Hohenlohes Widerstand gegen die von Bismarck geforderte Einführung des Paßzwanges.

***) Sehr wenig sympathisch erscheint die Wirksamkeit und Persönlichkeit Bleichröders. Ungemein charakteristisch für ihn selber ist sein Urteil über Bismarck: er sei zu reich geworden. II, 437.

†) Vgl. Nord und Süd, April 1906 S. 76.

††) In erster Linie galt es ihm, Frankreich allianzunfähig zu machen — auch auf Kosten der Solidarität der monarchischen Interessen I, 221. Hohenlohe hat sich diese Anschauung Bismarcks vollkommen angeeignet.

†††) Das bestätigt meine Ausführungen Nord und Süd, April 1906 S. 84 ff.

*†) Vgl. a. a. O. Mai 1906 S. 262 ff. Auch diese Anschauung Bismarcks hat Hohenlohe sich vollständig angeeignet. II, 528.

anfangs ebenfalls gegen das Bündnis mit Österreich, wurde aber dann durch Bismarck von seiner Notwendigkeit überzeugt.*)

Sehr stark tritt auch in H.'s Erinnerungen der Gegensatz Bismarcks gegen Kaiserin Augusta und ihren Kreis, der sich an den französischen Botschafter Gontaut-Biron anschloß, hervor. Für die Kenntnis der Personen und Zustände der regierenden Kreise sind die Denkwürdigkeiten überhaupt eine hervorragende — wenn auch natürlich mit Kritik zu benutzende — Quelle. Auch auf die Geschichte der Entlassung Bismarcks fällt manches scharfe Licht — allerdings mehr auf das „Milieu", als auf die beiden Hauptpersonen des Dramas; über das Verhältnis der letzteren bringen die Denkwürdigkeiten nicht ganz Neues, bestätigen vielmehr die Tatsache, daß die einzelnen Differenzpunkte über die Kabinettsorder von 1852, über den Empfang Windthorsts, über die Sozialgesetzgebung und über die äußere Politik**) nur sekundäre Bedeutung neben dem großen, persönlichen Gegensatz zwischen Kaiser und Kanzler hatten, der eben mit psychologischer Notwendigkeit aus dem einen oder anderen Anlaß schließlich zur Trennung führen mußte.

Daß Hohenlohe diese Tragödie so kalt ansieht, wirft ein wenig schönes Licht auf ihn, wie denn überhaupt sein Verhältnis zu Bismarck in den späteren Jahren ein wunder Punkt ist, während es früher zeitweise ein fast herzliches war.***)

Bismarck hat Hohenlohe als Staatsmann stets hoch geschätzt. Er ließ ihn als dritten Bevollmächtigten zum Berliner Kongreß kommen, übertrug ihm im Jahre 1880 interimistisch das Staatssekretariat des Auswärtigen und hätte es ihm gern definitiv übertragen; doch konnte Hohenlohe das aus finanziellen Gründen — er hätte mit dem Gehalt in Berlin nicht auskommen können — nicht annehmen.

Andererseits hat auch Hohenlohe Bismarcks Größe wohl anerkannt — noch im Jahre 1896 feierte er ihn im Bundesrat als den „eigentlichen Schaffer des Reichs"†) — aber er hat doch kein wirklich inneres Verhältnis zu ihm besessen. Nur so ist es verständlich, wie er den kleinlichen Verdacht in sich aufkommen lassen konnte, daß Bismarck auf ihn

*) Nach Hohenlohe II, 277 hatte der Kaiser den Verdacht, daß Bismarck eine Koalition auch mit England und Frankreich plane — vgl. den Brief bei Busch, Tagebuchblätter, Englische Ausgabe, S. 285 ff. — ein Verdacht, den Hohenlohe als unbegründet ablehnte.

**) Vollkommen auf Mißverständnissen beruhen die Ausführungen des Großherzogs von Baden (II, 456, 458), wie am deutlichsten aus Bismarcks eigenen Worten (II, 460, 461) hervorgeht.

***) Vgl. z. B. den Briefwechsel zu Neujahr 1878 (II, 225 ff, auch schon Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. Anhang II, 506 ff.)

†) II, 524. Freilich mokiert er sich im Jahre 1891 darüber, daß er in Straßburg einem Bismarckkommers beiwohnen und eine Rede „auf den gekränkten Einsiedler im Sachsenwalde" halten soll. II, 476.

persönlich neidisch sei (weil er erblicher Statthalter in den Reichslanden werden sollte, während Bismarck selber nicht erblicher Herzog von Lauenburg geworden) und ihn deshalb stürzen wolle. Und im Jahre 1894 fürchtete er, daß er im Falle eines neuen Bismarckischen Regimes nicht mehr lange Statthalter bleibe, sondern einem Freunde Bismarcks Platz machen müsse!

Wie in dem Verhältnis zu Bismarck treten auch sonst in den späteren Teilen der Denkwürdigkeiten die persönlichen Schwächen Hohenlohes — Eitelkeit, Neigung zu Médisance, ein bisweilen an Charakterlosigkeit grenzender Opportunismus und eine gewisse Kälte bei aller Wärme der Empfindung und Weichheit des Gemüts, mit der er an einigen wenigen Menschen — den nächsten Angehörigen und etwa Kaiser Wilhelm I. — hing, in steigendem Maß hervor — aber darüber soll man doch nicht die unzweifelhaften Verdienste vergessen, die sich der Fürst sowohl durch seine nationale und entschieden anti-ultramontane Haltung während seines bairischen Ministeriums, als auch in seinen späteren Stellungen erworben hat, und die ihm, trotz seiner sehr starken, persönlichen Schwächen, einen ehrenvollen Platz in der deutschen Geschichte des XIX. Jahrhunderts sichern.

Vor dem Städtchen.

Von

Christa Niesel-Lessenthin.

— Friedland O. S. —

Nun grüß' ich dich, du altes Nest,
Der einst im stürmischen Süd-West
Des Lenz von dir geschieden.
Dein Kirchturm steht im Nebelflor,
Im Purpurlaub dein morsches Tor,
Du stehst in tiefem Frieden.

Den Frieden aber floh ich just,
Und darum hab' ich fort gemußt
Und ging mit Prunk und Prangen.
Nun aber kehr' ich still zurück,
Und nach der Welt und ihrem Glück
Trag' ich nicht mehr Verlangen.

Nun wehe deines Friedens Hauch
Um meine müde Seele auch,
Du traute, stille Stätte!
Daß sich der wilde Überschwang,
Der mich durchdrang und fast verschlang,
Fein stille und fein glätte.

Nach einer Heimstatt steht mein Sinn
Mit Lieb und Fried' und Freude drin
Samt einer holden Fraue.
Und ist das blonde Nachbarskind
Mir noch so treu als einst gesinnt,
So weiß ich, wo ich baue.

Kunstliebende Fürsten im alten deutschen Reiche

Von

Prof. Dr. Arthur Kleinschmidt.

— Dessau. —

Wenn man in unserer Zeit, mit Recht stolz auf das neugeeinte Deutsche Reich, voll Geringschätzung und Hohn auf die alte Zeit hinweist und die Kleinstaaterei geißelt, so tut man damit bitter unrecht. Man dichtet den Kleinstaaten lauter Lächerlichkeiten und Laster an, man schildert sie als Brutstätten der Versumpfung und der Vaterlandslosigkeit, als absolut antinationale und egoistische Schmarotzerpflanzen, um von diesem Hintergrunde das glänzende Bild der Großstaaten als allein achtunggebietend, allein lebensfähig und lebensberechtigt sich abheben zu lassen. Welch verkehrte und ungerechte Auffassung, welch augenfällige Verdrehung und Verleugnung der Geschichte und der wirklichen Entwicklung! Dies Verfahren ist nichts weiter als die in Napoleon und in seiner Schöpfung, im Rheinbunde, Fleisch gewordene Ansicht vom unbestreitbaren Rechte der Macht, als die nackte Verherrlichung der Gewalt des Stärkeren. Gerade der eminente Vorzug des deutschen Volkes in der Weltgeschichte war seine Dezentralisation; kein Regensburg, kein Wien und kein Berlin sog alle Lebenskräfte aus Alldeutschland an sich, wie dies seit Jahrhunderten in Paris geschah und die Provinzen völlig veröden und versumpfen ließ. Wir hatten nicht eine Universität Paris, sondern ein halbes Hundert Universitäten, manchmal in ganz kleinen Staatsgebilden. Wir entgingen der Gefahr der Stagnation, der Möglichkeit eines Stillstandes unserer geistigen Entwicklung gerade durch den Segen, eine lange Reihe von Einzelstaaten zu besitzen, deren jeder seine Aufgabe darin erkannte, seinen Beruf auch geistig zu erfüllen. War der Staat zu klein zur Entfaltung von politischer Macht, zu ohnmächtig, um durch Waffengewalt und Heer zu imponieren, so pflegte er in seiner Sphäre mit

besonderer, manchmal mit berechneter Vorliebe die geistige Vervollkommnung; er machte geistige Eroberungen, die nicht Blut, sondern Hirn erforderten, und kleine Fürstenkronen strahlten oft reiner und heller für Mit- und Nachwelt, als die in blutigem Nordlichtscheine funkelnden Siegesbanner der Großmächte.

Zum Glück haben die meisten Deutschen ein weiteres und engeres Vaterland, in unseren Mittel- und Kleinstaaten lagen die Wurzeln großer Kräfte. Von ihnen aus entwickelte sich einst die Reformation, diese größte Tat des deutschen Gefühls und Willens, die Reformation fand bei den Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten ihre Gönner und Beschützer, nicht am Kaiser oder an den mächtigsten Reichsfürsten. Ebenso ging es in den Tagen, in denen unsere Literatur ihre Wiedergeburt feierte. Was bedeutete da Wien? Und Friedrich der Große verachtete unsere Literatur geradezu, sah höchstens Gellert als beachtenswert an und gab der Karschin zwei Taler, während er Frankreichs Sprache vergötterte. Nicht von Wien und Berlin kam unsere geistige Renaissance, sondern von den geschmähten Kleinen im Reiche, von Weimar, Mannheim, Braunschweig 2c. Solche Schenkungen aber wiegen kriegerische Großtaten bei weitem auf, die Förderer von Kultur und Geistesbildung verbreiten ja über ihre Untertanen den nachhaltigeren Segen. Ein Blick auf einige Fürsten zu Ende des alten Reiches möge meinen Ausspruch bestätigen!

Das schönste Erbteil des Hauses Wittelsbach ist sein jahrhundertelang geübtes Mäcenatentum für Kunst und Wissenschaft. Herzog Albrecht V. († 1579) legte, von den meisten Zeitgenossen nicht verstanden, den Grund zu den herrlichen Kunstsammlungen in München, kaufte Bibliotheken, Manuskripte, Münzen, Waffen 2c., machte dabei freilich enorme Schulden. Ebenso sammelte sein Sohn Wilhelm V. (dankte 1597 ab) Gemälde und andere Schätze. Beide förderten dabei die Musik, und unter Orlando di Lasso wurde die Münchener Hofkapelle die erste der Welt. Der „große Kurfürst" Maximilan I., Wilhelms Sohn, († 1651) legte 1607 die „Reiche Kapelle" an, die mit ihren unermeßlichen Kostbarkeiten unser Staunen erregt, und in der Schatzkammer liegt der herrliche Hausschmuck der Wittelsbacher. Alle Nachfolger Maximilians I. sahen es als Familienerbe an, Kunst und Wissenschaft zu pflegen. Wie blühten diese unter dem letzten Kurfürsten der Ludwigslinie, Maximilian III. Joseph, der 1758 die noch heute üppig grünende Akademie der Wissenschaften in München stiftete! Derselbe Sinn für Kunst und Wissenschaft lebte in den Fürsten der Pfälzer Linien des Hauses Wittelsbach. Kurfürst Karl Ludwig († 1680) hob die gesunkene Heidelberger Hochschule aus dem Schutte des dreißigjährigen Krieges empor, wurde ihr Restaurator und Rektor, in ihrem Senate saßen Spanheim, Cocceji, Pufendorf. Kurfürst Johann Wilhelm († 1716) aus der Neuburger

Linie sammelte in seiner Residenz Düsseldorf eine weltberühmt gewordene Gemäldegalerie, die jetzt in München ist, weilte gern im Atelier seines Lieblingsmalers Adrian van der Werff und legte den Grund zur Düsseldorfer Kunstakademie. Welchen Ruf genoß sein Nachfolger Kurfürst Karl Theodor von der Sulzbacher Linie als Mäcen und Mediceer! Wieland feierte seine Residenz Mannheim als „Herd des Lichts", Lessing ward Mitglied der Academia Theodoro-Palatina. Von Karl Theodors glänzendem Hofe gingen die bestimmenden Elemente zur Förderung deutsch-nationaler Bildung aus, die „Deutsche Gesellschaft" regte 1775 zur Gründung des ersten deutschen Hof- und Nationaltheaters in Mannheim an, mit dem die Namen Dalberg, Iffland, Schiller unlösbar verknüpft sind; Schiller flüchtete 1782 aus Württemberg nach Mannheim. Da feierte die Musik goldene Zeiten unter Stanitz und dem Abte Vogler, der verschwenderische Kurfürst förderte die bildenden Künste und schuf in Schwetzingen ein kleines Versailles, seine Sammlungen von Antiken und Gipsabgüssen übten auf Lessing und Goethe großen Zauber aus, die Porzellanfabriken in Frankenthal, dann in Nymphenburg leisteten Großartiges, zahlreiche Künstler eilten in die fröhliche Pfalz und folgten dann Karl Theodor nach München, als er Bayern 1777 erbte. Von neuem blühte München empor, und alle Welt weiß, was die Birkenfelder Linie, Karl Theodors Erbin, seit 1799 für Kunst und Wissenschaft, an Deutschlands Spitze, getan hat; man braucht nur die Namen der Könige Ludwig I., Maximilian II. und Ludwig II. zu nennen.

Sachsen war keine Großmacht, suchte aber, zumal seit der Kurfürst auch die polnische Königskrone trug, eine große politische Rolle zu spielen und auf die Geschicke Europas einzuwirken. Friedrich August I., als König August II. († 1733), besaß an der Wissenschaft und Kunst an und für sich wenig Interesse, begünstigte sie jedoch, um seiner Eitelkeit zu frönen und um seinen Hof zum glänzendsten im Reiche zu stempeln. Er schuf das Augusteum, eine herrliche Antikensammlung, legte die zu ihrer Zeit einzigartige Sammlung Meißener wie chinesischen und japanischen Porzellans an, kaufte Sammlungen von hohem Wert, zum Beispiel Münzen, gründete nach des großen Leibnitz Plan 1697 eine Malerakademie und warb für seine Theater ein Künstlerpersonal, um das ihn jeder andere Hof beneidete und in dessen Schatten Johann Sebastian Bach heranreifte. Unter seinen Bauten war der Zwinger in Dresden die anmutigste und glänzendste Verkörperung des Barockstils. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich August II., August III. (1733—63) besaß wirklichen Kunstsinn und feinen Geschmack, der sich auf dem Gebiete von Malerei und Musik fast ausschließlich Italien zuwendete. Der Kurfürst, die Kurfürstin und ihre ganze Familie trieben Musik. Auf der Bühne führten der Komponist Hasse und seine schöne Frau, die Sängerin Faustina Bordoni, die unbedingte Herrschaft, ein Künstlerpaar, das bis

ans Lebensende im Vollbesitze des Ruhmes und der Gunst blieb. Und neben ihnen leuchtete der Stern Naumanns, des letzten bedeutenden Vertreters der ganz im italienischen Geiste wirkenden und lebenden deutschen Musiker. Aus Dresden zog Friedrich der Große seinen Flötenlehrer Quanz nach Berlin. Die geistvolle Kurprinzessin Maria Antonie, Tochter Kaiser Karls VII., war eine Meisterin im Gesange, am Klavier, im Komponieren, sie malte mit Geschmack und beschützte mit nie ermüdender Liebe alle aufstrebenden Talente. Die Kunstsammlungen wurden bereichert und erweitert, kostbare Antiken erworben, August III. kaufte die große modenesische und die Raphael-Galerie, die Madonnen Raphaels und Holbeins hielten ihren Einzug in Dresden. Es schien, als wollte Dresden den Prinzipat in der Kunstpflege an sich reißen. Unter der leider so kurzen Regierung Friedrich Christians († 1763) wurde die Verwandlung der alten Malakademie von 1697 in eine Akademie der bildenden Künste in die Wege geleitet. Neben Sachsen kam aber auch Preußen seit Friedrich dem Großen für Kunst und Wissenschaft in Betracht. Wäre es unter Friedrich Wilhelm I. eine bare Ironie gewesen, in Preußen von Kunst zu reden, so erwarb Friedrich II. zahlreiche Antiken, z. B. den „Betenden Knaben", der so oft den kunstsinnigen Prinzen Eugen von Savoyen entzückt hatte, die große Sammlung des Kardinals von Polignac, und legte bei dem neuen Palais in Potsdam den Antikentempel an; diese Antiken gaben Winkelmann die entscheidende Richtung auf Rom. Im Jahre 1744 wurde in Berlin die königliche Akademie der Wissenschaften gegründet, die unter Friedrich Wilhelm II. ihren französischen Charakter mit dem deutschen vertauschte; der neue König pflegte nationale Wissenschaft und Kunst, hob die verfallene Akademie der Künste empor und gab ihr 1793 in Chodowiecki einen berühmten Direktor, Schadows Laufbahn als Bildhauer begann, und in Reichard besaß die Musik eine Zierde.

In Württemberg trieb Herzog Karl Eugen († 1793) den Despotismus auf die Spitze und wurde nach dem Ausspruche des Freiheitsdichters Daniel Schubart, den er zehn Jahre auf dem Hohenasperg schmachten ließ, die Zuchtrute seines Volkes; seine Prunklust kannte keine Grenzen, sein Hofstaat war riesenhaft wie seine Ausgaben, die Schlösser Solitude und Ludwigsburg suchten ihresgleichen. Aber sein Andenken bleibt in Ehren, denn er stiftete auf der Solitude die Karlsschule, die 1775 nach Stuttgart verlegt und 1781 zur Hochschule erhoben wurde, jene weltberühmte Anstalt, die unter ihren Schülern Cuvier, Dannecker, Schiller zählte; er übernahm 1758 aus Privathänden die Ludwigsburger Porzellan- und Fayencefabrik, die bald mit Sèvres wetteiferte, jedoch im Anfange des 19. Jahrhunderts als zu kostspielig eingehen mußte. Der Hof in Kassel zeichnete sich zumal unter Landgraf Friedrich II. († 1785) durch Pomp aus, in Kassel und auf Wilhelmshöhe ging es hoch her.

Ist Braunschweig nur ein kleines Land, so vereint es doch eine Fülle von Geistesnahrung; Museum und Galerie in Braunschweig, die Bibliothek in Wolfenbüttel sind Institute ersten Ranges. Vor Jahren besuchte ich beide. Der Oberbibliothekar Dr. Otto von Heinemann, der nun leider schon gestorben ist, der Herausgeber des Codex diplomaticus Anhaltinus, führte mich lange in der Bibliothek umher, deren Pracht wie Zweckmäßigkeit der Einrichtung ich bewunderte; sie ist erst seit 1887 in diesem Neubau italienischer Renaissance. Herzog Heinrich Julius († 1613) war unstreitig der gelehrteste Fürst seiner Zeit, schon als Knabe Rektor der 1576 von seinem Vater Julius gegründeten Universität Helmstedt, einer der tüchtigsten Juristen, der den Codex Justinians lieber als einen Roman las. Dabei war er ein fruchtbarer dramatischer Dichter; seine in Prosa verfaßten elf Dramen, die sehr weitschweifig angelegt sind, zeigen aufs entschiedenste den Einfluß Englands. Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1666) galt für ein Mirakel unter seinen Zeitgenossen, für den gelehrtesten unter den frommen und für den frömmsten unter den gelehrten Fürsten. In dem reizlosen Städtchen Hitzacker, seinem „Ithaka“, sammelte er ungewöhnliche Kenntnisse und legte den Grund zu der Bibliothek, die er bei seiner Thronbesteigung 1634 nach Braunschweig überführte und die bei seinem Tode über 180000 Bände, darunter kostbare Handschriften, enthielt. Sie galt als Unikum im deutschen Reiche und ist noch heute eine unerschöpfte Fundgrube des Wissens. Unter seinen Büchern war Augusts Lieblingsaufenthalt, er leitete selbst die Ankäufe, stellte die Neuanschaffungen auf, verfaßte den sehr deutlich geschriebenen Katalog der Bibliothek in fünf Folianten und besorgte die gesamte Korrespondenz: das Ideal eines Bibliothekars! Seine Korrespondenz gelehrter und politischer Natur füllt dreißig starke Foliobände und harrt noch auf gründliche Ausbeutung. Er arbeitete, an einem ungeheuren Schreibtische stehend; dieser Schreibtisch ist höchst einfach, eine Walze mit breit ausliegenden Schaufeln, auf denen die größten Bücher Raum finden; derselbe steht in der Bibliothek zu Wolfenbüttel. „Der göttliche Greis“, der Freund des großen Gelehrten Georg Calixtus, schrieb mancherlei, besonders über Schach und über kirchliche Dinge: er hatte für alles, nur nicht für Kriegführen Sinn. Seine dritte Gemahlin, Sophie Elisabeth, Prinzessin von Mecklenburg-Güstrow, teilte seine Neigungen; sie verstand eine Reihe Sprachen, komponierte Kirchenmelodieen und setzte die Musik zu den Kirchenliedern ihres Stiefsohns, des Herzogs Anton Ulrich. Dieser Sohn Augusts († 1714) schlug dem Vater nach und war, wie wenige Standesgenossen, begabt, aber er begnügte sich nicht mit dem Ruhm des stillen Gelehrten. Anton Ulrich war vielmehr einer der prachtliebendsten und galantesten Fürsten, ein Ludwig XIV. im kleinen; er ahmte den Sonnenkönig an Prunk nach, und sein Hof war üppiger als der manches Königs, französische Sprache

und Sitte gelangten zur Herrschaft, ein für jene Tage großartiges Schauspielhaus entstand in Braunschweig, eine italienische Oper in Wolfenbüttel. Nach dem Muster des französischen Lustschlosses Marly wurde 1695 das Lustschloß Salzdahlum erbaut, dessen gezierte Pracht aller Beschreibung spottete und dessen Gemäldegalerie eine der kostbarsten der Welt genannt ward; zur Zeit von Jérômes Herrschaft wurde das ganze Schloß auf den Abbruch versteigert, die Bilder aber gelangten zum Teile in das Braunschweiger Museum. Anton Ulrich schrieb ungemein viel, neben Gedichten und Singspielen machten ihn Kirchenlieder sehr bekannt, an denen freilich sein Lehrer Schottelius viel verbessert hat. Seine Romane wurden Lieblingsbücher der feinen Welt und fanden bis tief ins 18. Jahrhundert hinein begeisterte Leser; sie spielen eine Rolle in der Literaturgeschichte, denn Anton Ulrich ist der eigentliche Schöpfer des historischen Romans, seine Romane dienen unserm Volk zu Ruhm und Ehre. Anton Ulrich pflegte wie August der Starke Kunst und Wissenschaft weniger aus tiefem Gefühlsdrange und aus Wissendurst, als aus Prunksucht und Ostentation, aber seinem Ländchen kam es doch zugute. Er hob die alte Julius-Universität in Helmstedt, die unter Jérôme 1809 aufgehoben wurde, eine Hochschule, an der die erlauchtesten Namen glänzten, er erbaute 1710 für des Vaters Bibliothek in Wolfenbüttel ein prächtiges Heim nach dem Vorbilde des Pantheon, und sie blieb darin bis 1887, wo das Haus dem oben erwähnten Neubau Platz machen mußte. Herzog Karl I. († 1780) rief Lessing als Bibliothekar nach Wolfenbüttel; dort steht noch das bescheidene Haus, in dem dieser Heros des Geistes lange dichtete und arbeitete. Emilia Galotti, die Wolfenbüttler Fragmente, Nathan der Weise sind Wolfenbüttler Kinder, Emilia Galotti erlebte auf dem Braunschweiger Hoftheater am 13. März 1772 ihre erste Aufführung. Karl pflegte die deutsche Bühne nach Kräften, er legte das Kunst- und Naturalienkabinett in Braunschweig an, aus dem das 1887 vollendete herzogliche Museum mit den herrlichen Bildern, zumal Holländern, mit den einzig dastehenden italienischen Majoliken und mit den historischen Prunkstücken wie das mantuanische Onyxgefäß hervorging, er stiftete 1745 das Braunschweiger Karolinum, die technische Hochschule. Mit seiner Tochter Anna Amalie kam der Sinn für die Pflege der geistigen Güter nach Weimar, sie wurde Karl Augusts Mutter und lebte im Geistesverkehr mit Goethe, Schiller, Herder, Wieland. Über den Hof von Weimar brauche ich nichts zu sagen, über ihm schwebt die Strahlenkrone der Unsterblichkeit.

Auch unsere Askanier haben sich reiche Verdienste um Kunst und Wissenschaft erworben. Noch heute ruht die anhaltische Kirche auf dem Glaubensbekenntnisse Georgs III. des Gottseligen, des Merseburger Bisthumsverwesers († 1553), des Freundes der Reformatoren, dessen Bibliothek, die seinerzeit bedeutendste in Anhalt, sich in der herzoglichen

Hofbibliothek in Dessau befindet. Sein Neffe, Fürst Joachim Ernst († 1586), machte sich durch seine Sacra poemata einen Namen als geistlicher Dichter, und Fürst Johann Georg I. († 1618), ein Freund theologischer Studien, brachte in Dessau eine Bibliothek von über 3000 Bänden zusammen. Die Gemahlin Johann Georgs II. († 1693), die reiche Oranierin Henriette Katharina, führte kostbare Gemälde nach Dessau über, und diesen Schätzen entstammen die Galerien des herzoglichen Schlosses, des Amalienstifts und in Mosigkau. Die glänzendste Zeit aber für Dessau wurde die des Vaters Franz, des Fürsten, dann Herzogs Leopold III. Friedrich Franz († 1817). August von Rode, einer seiner Räte, schreibt über ihn 1795 an einen anderen, Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff: „Kaum sind es vierzig Jahre, als noch der Name Dessau dem Ohre des gebildeten Ausländers gleich Thrazien und Taurica tönte. Krieg und Jagd war die Hauptbeschäftigung meiner Landsleute, Wissenschaften und mildere Künste waren ihnen fremd. Erst unser Fürst lud die Musen zu uns ein. Vor ihm, dem Kadmus seines Landes, verschwand bald Finsternis und Roheit, und die Wüste ward ein Elysium." Und Karl August schrieb 1780 aus Wörlitz an Knebel: „Der Fürst ist doch eine der schönsten Seelen, die ich kenne. Ich habe nie jemand gesehen, der durch seine bloße Existenz allen, die um ihn sind, mehr wohlwollende Treuherzigkeit und Menschenliebe mitteilt, als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser bei ihm." Karl August konnte ihn beurteilen; wie oft weilten er und Goethe bei dem Freunde in Dessau und Wörlitz! Mit seinem Freunde Erdmannsdorff schuf Vater Franz den Wörlitzer Garten aus dem Nichts, schuf Anlagen, die Goethe und Fürst Ligne als einzig in der Welt bezeichnen konnten, Luisium, Georgium, Großkühnau usw. erstanden, die Kunstsammlungen in Wörlitz, das Gothische Haus usw. schossen aus dem Boden auf. Den Freund Goethes und Winkelmanns umgab ein Stab bedeutender Männer; die kunstsinnige Gemahlin Luise und der Dichter Friedrich von Matthisson bestärkten die Kunstneigung des rastlos tätigen Landesherrn. Der 1771 nach Dessau gerufene Basedow opponierte dem bisherigen Lehrsystem und errichtete 1774 das durch ihn, Campe und Wolke berühmt werdende Philanthropin, er schrieb sein Elementarwerk, und Moses Mendelssohn kam 1729 in Dessau zur Welt. Die Chalkographische Gesellschaft (1796 bis 1806) und die „Buchhandlung der Gelehrten" richteten aller Augen auf Dessau, und das Hoftheater mit der Hofkapelle hatte in Rust einen Leiter ersten Ranges. Kaum minder war die Pflege von Kunst und Wissen in Anhalt-Köthen. Hier hatte der feingebildete Fürst Ludwig († 1650), dem jetzt vor seiner Residenz ein Denkmal errichtet werden soll, im Jahre 1617 den „Palmenorden" oder „Die fruchtbringende Gesellschaft" zur Ausbildung der deutschen Sprache gegründet, im Schlosse war der Mittelpunkt dieser wissenschaftlichen Vereinigung, der Fürst und

seine Tochter Luise Amöne dichteten, sein Freund Dietrich von dem Werder übersetzte Tasso und Ariosto ins Deutsche, und Wolfgang Ratichius hob das Schulwesen. Fürst Leopold († 1728) legte den Grund zur Schloßbibliothek in Köthen, die Musik fand die glücklichste Pflege an ihm, dem musikalisch Begnadeten, und Johann Sebastian Bach wirkte 1717 bis 1723 als Hofkapellmeister in Köthen.

So erwarben Mittel- und Kleinstaaten in reicher Reihe Lorberen, die nicht auf der Spitze des Bajonetts grünen, und zeitigten Geistesfrüchte von unschätzbarem, nachhaltigem Segen.

Wenn auch die Kirchenstaaten im alten Reiche durchschnittlich die angefaultesten Teile des gotischen Baues waren und die Kirchenfürsten viel zu wünschen übrig ließen, so gab es doch auch unter ihnen genug Freunde der Künste und Wissenschaften, würdig hier angeführt zu werden. Der Mainzer Kurfürst Johann Philipp († 1673), aus dem gräflichen Hause Schönborn, den seine Schmeichler „Salomo Germaniae" nannten, hob nicht nur die Hexenprozesse in seinen Landen auf, sondern sammelte um sich in Mainz, wohin er 1667 Leibnitz berief, einen geistigen Hofstaat von Koryphäen aller Wissenschaften und stellte, zugleich Fürstbischof von Würzburg, diese Universität wieder her. Der Kurfürst Franz Georg von Trier († 1756), auch ein Schönborn, hochgeschätzt von beiden Parteien, von Maria Theresia wie von Friedrich dem Großen, führte, von dem seiner Familie eigenen Bausinn beseelt, herrliche Schlösser und Kirchen auf und vollendete die stolze Festung Ehrenbreitstein. Welch große Zeiten hatte die Universität Würzburg unter ihrem Stifter, dem durch das Julius-Hospital noch heute bekannten Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn († 1617) und unter dem Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal († 1795), der auch Fürstbischof von Bamberg war! Wahrhaft königlich zeigten sich die Hofhaltungen des Kurfürsten Clemens August von Köln, eines Bruders Kaiser Karls VII., und des letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenzeslaus († 1812), eines Prinzen des sächsischen Kurhauses. Sie beide bauten Schlösser und Paläste wie Könige, und die Künste fanden an ihnen generöse Gönner und Mäcene. An Clemens August erinnern die Schlösser in Bonn, Brühl, Poppelsdorf, Arnsberg und Paderborn, an Clemens Wenzeslaus das Schloß in Koblenz, wo unter ihm eine Blütezeit der Kirchenmusik war.

Diese Hofhalte beleuchtete das letzte Abendrot, bevor die Revolution über das Reich Karls des Großen dahinbrauste und Throne wie Altäre zu Boden schleuderte. Wir Deutschen dürfen mit Freude der Fürsten gedenken, die so viel für unsere Kunst und unsere Wissenschaft getan haben, und wir sollen die Liebe zum engeren Vaterlande um der Liebe zum neuen Deutschen Reiche willen nicht verlieren.

Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Lyrik.

Wilhelm Jensen: „Vom Morgen zum Abend." — Frida Schanz: „Gedichte." — Hanns von Gumppenberg: „Das Teutsche Dichterroß." — „Aus meinem lyrischen Tagebuch." — Paul Remer: „Unterm Regenbogen." — „In goldner Fülle." — Walter Heymann: „Der Springbrunnen." — Georg Sylvester Viereck: „Ninive nnd andere Gedichte." — Ilse Franke: „Iris."

Am 15. Februar feierte Wilhelm Jensen seinen siebzigsten Geburtstag, und dieses Fest hat dem oft verkannten und beiseite geschobenen Dichter eine Fülle von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln eingetragen, in denen ihm wohlverdienter Lorbeer reichlich gestreut wurde. Es hat eine Zeit gegeben, da man Jensen in gewissen Kreisen recht überschätzte und blind war gegen die Grenzen seiner Begabung. Aber die Reaktion ist, wie bei vielen der älteren Dichter, auch bei ihm nicht ausgeblieben, und man hat den Dichter des „Magister Timotheus" und der „Karin von Schweden", so arg vernachlässigt, daß Adalbert von Hanstein z. B. ihn in seinem interessanten und wertvollen Werk über „Das jüngste Deutschland" ganz übergehen konnte, obgleich er den Einfluß von Dichtern, in deren Nähe Jensen zu stehen kommt, den Einfluß der Geibel, Heyse, Lingg, Raabe und Storm auf die Entwicklung der Modernen nicht übersehen hat. Vielleicht führt die eingehendere Beschäftigung mit seinem Lebenswerk, zu dem das Jubelfest manchen veranlaßte, dem Dichter wieder neue Freunde zu, und es macht in der Beurteilung dieses feinsinnigen und innerlich vornehmen Poeten die Verkennung einer liebevollen und verständigen, wenn auch nicht kritiklosen Würdigung Platz.

Gelegenheit hierzu bietet die Sammlung ausgewählter Gedichte: „Vom Morgen zum Abend" (Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachfolger), die rechtzeitig zum Feste des Dichters in zweiter veränderter und vermehrter Auflage erschienen ist. Es muß zugegeben werden: Jensen ist an der Zurücksetzung, die ihm in den letzten Jahrzehnten zuteil wurde, vielleicht auch selbst etwas schuld durch seine allzu reiche Produktion. Jahr um Jahr warf er einen dickleibigen Roman, einen umfangreichen Novellenband nach dem andern auf den Büchermarkt, und da dem Felde seiner dichterischen Betätigung besonders weite Grenzen nicht gezogen sind, mußte sich auch bei dem eifrigsten Verehrer Ermüdung einstellen. In der zum 70. Geburtstage des Dichters erschienenen Biographie zählt Gustav Adolf Erdmann 120 Bücher auf, die Jensen im Laufe der Jahre veröffentlicht hat. Es ist natürlich, daß in dieser Bücherflut auch manches Minderwertige und Triviale mitschwimmt. Verglichen mit der Fülle der Prosaarbeiten Jensens scheint der Sammelband seiner Lyrik, wenn er auch 428 Seiten stark ist, keine allzureiche Ernte zu sein. Aber wer will Kunstwerke mit Scheffeln messen? Und gerade Jensens Lyrik birgt den Teil seines Schaffens, der am längsten dauern wird. In seiner Lyrik hat er uns sein Reifstes und Köstlichstes gegeben, und wir finden in dem zitierten Auswahlbande Perlen von wundersamer Schönheit. Für traumhafte Stimmungen, für das bange Ahnen, für das mystische Erfassen des Letzten und Verborgensten, für die Schauer des Todes und Vergehens hat er oft knappsten und erschöpfendsten Ausdruck gefunden. Unter einer feinen, vollkommenen Form birgt sich nicht selten tiefe, verhaltene Leidenschaftlichkeit, die um so tiefer zu Herzen geht, weil sie nicht in pathetischen Worten und nur in der Innerlichkeit des Klanges zu uns redet.

Nicht immer erschließt sich die Schönheit seiner Lyrik, die in ihrer Eigenart rein norddeutsches Wesen zeigt, dem Leser sofort, denn äußerliche und Klangwirkungen entsprechen nicht ihrem Wesen; man muß oft recht genau hinhören, um ihren innersten Klang und Rhythmus zu vernehmen. Das sind aber dann auch die Gedichte, die uns am liebsten werden.

Da macht es uns eine Dichterin um vieles leichter, die man freilich nur in geziemendem Abstand von Jensen nennen darf; Frida Schanz hat ihre lyrische Lebensernte gleichfalls in einem Bande gesammelt, der den schlichten Titel: „Gedichte" (Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig) trägt. Diese einfach-vornehm ausgestattete Gesamtausgabe umfaßt Gedichte aus einem Vierteljahrhundert fleißigen Schaffens, aus den Jahren 1880 bis 1906. Zeitlich fällt also das Dichten der Frida Schanz zusammen mit der Entwicklung unserer modernen Literatur, die ja 1882 mit den „Modernen Dichtercharakteren" zuerst auf dem Gebiet der Lyrik einsetzte. An ihr aber ist all der Sturm und Drang dieser Epoche, ist alles, was sie an Verfehltem und Uebersteigenem, aber auch alles, was sie an Gutem und Neuem brachte, spurlos vorübergegangen. Liebenswürdig und geistreich, aber in ihrem Denken und Empfinden wenig sich über den Durchschnitt der Gebildeten erhebend, gehört sie zu jenen Vermittlern lyrischer Kunst, die das Gold des Empfindens, das lyrische Genies aus den dunklen Schächten ihrer Seelen schürften, in gangbare Münze umprägen. Was in den Herzen der vielen lebt, ungewußt oft und ungekannt, weiß sie lyrisch zu deuten, und so darf sie mit Anmut und Würde den Lorbeer tragen, den die Menge reicht. Zu allen Zeiten ihres Schaffens ist sie darum eine geschätzte Mitarbeiterin der besten Familienjournale gewesen. Unterstützt wird die Wirkung auf die breiteren Massen durch das feine Gefühl für Form und Rhythmus, das diese Dichterin auszeichnet. Sie ist eines jener Sonntagskinder, dem alles, was in seinem Herzen auflebt, zum Klang und Sang wird. Freilich zeigt sich infolgedessen bei ihr auch der Fehler dieses Vorzuges: daß sie, weil Rhythmus und Reim so leicht und rasch sich ihr fügen, manches Klang werden läßt, was mehr ersonnen als gefühlt ist. Und noch eines fällt auf, wenn man diesen Sammelband durchblättert: es ist den Gedichten kaum eine Entwicklung anzumerken. Die Gedichte des ersten Teiles, der die Schöpfungen der Zeit von 1880 bis 1890 umfaßt, sind fast ebenso flüssig und glatt, so weich und musikalisch im Klang wie die des letzten Teiles (1896—1906), nur daß manche der jüngsten Gedichte vielleicht verinnerlichter und reifer sind, runder und voller klingen, daß bei ihnen Form und Inhalt sich inniger durchdringen. Aber von einem Ringen beim Gestalten, von einem Suchen nach neuen Formen, von einem Finden neuer Gedanken und Empfindungen ist kaum etwas zu spüren. Das eben ist Formtalenten wie Frida Schanz versagt: nach neuen Kränzen langen ihre Arme vergeblich, und neue Sterne leuchten ihnen nicht. Selten auch steht ihnen der Sinn danach. Dennoch wird der Sammelband ihr gewiß zu den alten noch manche neue Verehrer ihrer Kunst gesellen; unter ihren Dichtungen ist manches schlichte und schöne Lied, das eine stille Sonntagsstunde mit süßem oder wehem Klang zu erfüllen vermag.

Auch Hanns von Gumppenberg bietet in seinem kürzlich erschienenen Gedichtbande: „Aus meinem lyrischen Tagebuch" (Verlag von Georg D. W. Callwey in München) die lyrische Ernte aus zwei Jahrzehnten dichterischen Schaffens dar. Gumppenberg, Mitbegründer und erster Vorsitzender der 1890 begründeten Münchener „Gesellschaft für modernes Leben", der außer anderen auch M. G. Conrad, Detlev von Liliencron und Otto Julius Bierbaum angehörten, ist weiteren Kreisen bereits durch seine Parodieen bekannt geworden, die in dem „Teutschen Dichterroß" (Verlag von Georg D. W. Callwey in München) gesammelt vorliegen. Der Erfolg dieses Buches, das vor kurzem in fünfter Auflage erschienen ist, liegt ja wohl vor allem in seinem vornehmen Humor begründet, der, wenn er auch manchmal derb und drastisch wird, doch niemals verletzt und erniedrigt. Aber Gumppenberg parodiert nicht bloß die äußerlichen Eigentümlichkeiten der Dichter, ihre zur Manier gewordene Art der Ausdrucksweise oder des Rhythmus, wodurch auch schließlich weniger Geistvolle billige Wirkungen erzielen könnten, er weiß — und das eben verleiht diesen amüsanten Dichtungen Bedeutung und bleibenden literarischen Wert — tiefer in das Wesen der Dichterpersönlichkeiten einzudringen, die er karikiert, und auch ihre Anschauungs- und Gefühlsweise, ihr Wesentliches und Charakteristisches parodistisch darzustellen. Man darf wohl sagen, daß Gumppenbergs Parodieen oft in einer Zeile dem feinfühligen und nachdenksamen Leser ein rascheres Verständnis für manche Dichter, für ihre Fehler und Vorzüge, vor allem aber für ihre Fehler vermitteln können, als manche seitenlange Essays.

Die Vorzüge des „Teutschen Dichterrosses“: Geist, Humor und seltenes Feingefühl für Form, finden wir auch in seinem ernsten Lyrikbuche wieder. Man sollte nicht meinen, was hinter der Maske des amüsanten Parodisten für ein ernstes, nachdenksames Gesicht mit feinen Schmerzenszügen um Mundwinkel und Augen sich verbirgt. Die Bezeichnung dieses Buches als eines „lyrischen Tagebuches“ ist nicht bloß ein nichtssagender, zufällig gewählter Titel, sie trifft, wie selten Titel sonst, sein Charakteristisches: Gumppenberg gibt nur wirklich innerlichst Erlebtes und Gefühltes, wie der Tag es bringt, wie das Herz es fühlt und das Hirn verarbeitet. Darum gerade wirken diese Gedichte wie Tagebuchblätter, die der Dichter nur für sich selbst geschrieben hat, ohne Rücksicht auf Publikum und literarische Mode. Er macht sich selbst keine Mätzchen vor, er stilisiert nicht, er fälscht seine Gefühle nicht, wie manche der lyrischen Virtuosen von heute zu tun pflegen, die bei ihrem Dichten immer mit einem Auge nach den Mienen des Publikums schielen. Wie selten sonst ein Lyrikbuch ist das Gumppenbergsche ein Bekenntnisbuch, und nicht sein geringster Reiz ist, daß wir Blicke tun dürfen in des Dichters tiefstes Denken und Fühlen, daß wir seiner Entwicklung nachspüren dürfen, daß seine Weltanschauung klar und offen vor uns liegt. Es ist natürlich, daß in einem solchen Buche die Betrachtung vorherrscht. Aber Gumppenbergs Gedankenlyrik ist nicht abstrakt und schemenhaft, sie bleibt immer kraftvoll lebendig und von einem edlen, echten Pathos erfüllt. Dieses Pathos, das ihn Schiller verwandt zeigt, beweist, daß Gumppenberg den sogenannten männlichen Dichtern beizugesellen ist. Ihm eignet der hohe Gedankenflug, die Art, Geistiges tief zu erfassen, Gefühltes in kraftvollen, oft großzügigen Bildern darzustellen. Aber seiner Gefühlslyrik, den Liebesgedichten, den Naturstimmungsbildern mangelt doch der lyrische Schmelz, der volle lyrische Ton; auch seine Gefühlslyrik ist rein pathetisch, und darum bleibt den Gedichten dieser Art jede tiefere Wirkung versagt. Wenn Gumppenberg ein Alpenmärchen dichtet, so weiß er nicht den wundersamen landschaftlichen Reiz, der in dem Gegensatz von Firn und Fels, dunklem Tannengrün und grünsaftigen Matten liegt, zu gestalten, er schildert vielmehr mit pathetischen Worten den Titanenkampf der Felsen gegen den Gott über den Sternen, der sie mit dem wundersamen Himmelsglanz der zum ersten Male aufgehenden Sonne besiegt. Im „Bild aus den Alpen“ besuchen

„Die Tannen, die schlanken Töchter der Erde
In ihrem grobgewebten,
Duftenden, grünen Gewande“

den gewaltigen Bergstrom, der sich durch der Felsen wirres Gedränge hinabwirft.

„Nun stehn sie still,
Lauschend sich neigend
Ueber die Felsen voll Neugier —
Und doch in ernster, sittiger Scheu
Tiefer zu steigen,
In das Gewühl den Fuß zu setzen.“

Wenn er einen Abend in der Mark schildert, so wird ihm der Föhrenforst zu einem Schauer dunkelbefiederter Riesenpfeile, der die wehrlose Brust der Erde getroffen hat, und die Abendröte ist das Herzblut der Erde. „Unter vieltausend Mordgeschossen blutet, verblutet die Erde.“ So haben seine Bilder etwas Großzügiges und Erhabenes. Für das Lyrische, Feine, für das Liebliche, das Heimliche und Verhaltene fehlen ihm alle Töne — vielleicht auch die Empfindung. Er geht, wie alle Pathetiker, mit rückgebeugtem Haupte, und seine Augen sehen nur die großen Linien sowohl der äußeren Erscheinungen, als auch der inneren Entwicklung des Einzelnen wie der Gesamtheit.

Paul Remers Prosadichtungen: „Unterm Regenbogen“ liegen bereits in dritter, seine lyrischen Dichtungen: „In goldner Fülle“ (beide verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin) ebenfalls schon in zweiter Auflage vor. Diesen wohlverdienten Erfolg haben ihm neben seiner Einfachheit und Natürlichkeit, nach denen er bewußt strebt, die Herzlichkeit und Innigkeit seiner Dichtungen eingetragen. Das Volkslied ist der Meister, dem Remer nacheifert, und in den besten seiner Gedichte gelingt es ihm auch, die natürliche Schlichtheit, die Kraft des Ausdrucks zu finden, die wir am Volksliede lieben. Ganz aber wird er sein Vorbild nie erreichen, weil die norddeutsche Sprödigkeit und Herbheit seines Wesens ihm die goldene Klangfülle und Musik des Volksliedes weigert. Remer ist ein echter Sohn seiner Heimat, in deren warme, starke Scholle der Baum seiner Dichtung die Wurzeln senkt, „die ihn mit der Erde Kräften bis zum letzten Blatt durch-

tränkt." Versagte ihm die Heimat Weichheit und Süße des Wohlklangs, so gab sie ihm dafür anderes: Kraft und Bildlichkeit. Wohlbedacht und seiner Art sich bewußt, nennt er seine Schöpfungen nicht Gedichte, sondern Dichtungen. Es ist wenig Liedartiges in ihnen, mehr Linie und Farbe. Wenn es seiner Gestaltungskraft häufig auch gelingt, Reim und Rhythmus zu meistern, Ton werden zu lassen, was lieber Bild und Gestalt verlangt, so bricht doch gar oft die norddeutsche Herbigkeit seines Wesens durch und gibt seinen Gedichten etwas Hartes und Sprödes und jene Erdenschwere und Schollenkraft, die der süddeutschen Lyrik gänzlich fremd ist. Es ist immer Bildhaftes in seinen Gedichten, und seine besten Dichtungen sind Bilder, denen oft, wie z. B. „Herbstmond", eine herbe Größe eigen ist. Sein Streben nach Schlichtheit und Größe wird Remer um so leichter, weil sein Wesen so ganz unkompliziert und einfach ist und nichts von Verzärtelung und raffinierter Ueberkultur des Gefühls weiß. Er geht dem schlichten Empfinden des Volkes nach, weiß das Fühlen der jungen Mädchen, der Bräute, der Gattinnen und Mütter zu deuten und hat in seinem Denken und Fühlen etwas Kindlich-naives, das ihm manchen zum Freunde gewinnen mag, der alles Verstiegenen und Verworrenen so mancher modernen Dichtungen müde ist.

Wenn auch Paul Remer in allen seinen Dichtungen mehr Bildner als Musiker ist, so strebt er doch immer nach Klang und Rhythmus und ist bemüht, süßen Wohllaut in seiner Saiten Gold zu bannen. Walter Heymann dagegen, ein homo novus und anscheinend ein Ostpreuße, sicher Norddeutscher von der Waterkant, weiß von solchem Streben fast nichts. Er hat seinen im Verlage von R. Piper & Co. in München erschienenen Erstling: „Der Springbrunnen" genannt; wenn aber je ein Buchtitel seinem Inhalt heterogen war, so ist es dieser. Von all dem Leichten, Beschwingten, zum Himmel Strebenden, von dem Glitzernden, Leuchtenden, Sprühenden eines Springbrunnens ist in Heymanns Versen nichts. Seine Dichtungen sind so schwerflüssig und zäh, wie Dichtungen nur immer sein können. Manchmal will es sogar scheinen, als wären sie ihm noch nicht schwerfällig, noch nicht rauh und roh genug und er wäre bemüht gewesen, ihnen durch allerhand Mittel, z. B. durch Weglassen des Artikels vor Hauptwörtern, auch noch das bißchen Grazie zu nehmen, das sie ursprünglich noch besessen haben. Er scheint das Stormsche Wort von der Raspel, die zuletzt über jedes gute, glatte Gedicht gehen müsse, mit Absicht auf die Spitze zu treiben. Man höre nur Verse wie diese:

„Frühling ist tückisch,
aber ihr Liebenden, glaubt ihr das?
Grün liegt Gras. Sommer naht.

Bunt umwachsener Pfad, schönes Land:
Viel rosige Blüten am Baum,
Blättchen im Schoß.

Traum unterm Baum, Ruhe im Moos.
Brand welkt über dem schweren
Aehrenfeld, blitzt.

Kahl sind die Bäume, sind naß
im Wind, der Blätter wirft,
wenn Dämmerung wendet.

Blaß steigt der Rauch,
Schnee liegt bis in den Strauch,
Schatten, wenn Sonne uns blendet." (S. 64.)

Mir will scheinen, als wenn Heymann seine Manier als ein Zeichen von Originalität erachtet und auch so bewertet wissen wolle; er treibt diese Manier oft so weit, daß er unklar wird und man wirklich Mühe hat, sich in das hineinzudenken und hineinzufühlen, was er hat ausdrücken wollen. Was sollen z. B. Verse wie der Anfang des Gedichtes: „Der Pfad" bedeuten?

„Sage, Ritter, wovor du bangst —
Hast du der schwarzen Vögel Angst
im Horst zu hören?"

Wer hat Angst? Der Ritter oder die Vögel? Die Schwerfälligkeit dieser Dichtungen wird noch erhöht durch das häufige Hinüberziehen von Sätzen und Nebensätzen aus einer Zeile in die andere, durch das häufige Schachteln der Sätze, daß einem beim lauten Lesen dieser Verse schier die Luft ausgeht. Die ganze Schönheit und Plastik, die oft in einzelnen Zeilen solcher Gedichte zu finden ist, geht dann zum Teufel. Man schwitzt ordentlich beim Lesen, solche Mühe hat man.

Es würde sich nicht lohnen, auf die Mängel eines Erstlingsbandes so einzugehen, wie ich dies hier tue, wenn nicht ein Starkes, Echtes darin wäre, das Hoffnungen weckt. Heymann besitzt ein ganz außerordentliches Talent für Plastik. Eines seiner Gedichte beginnt mit den Worten: „Ich Dichter male." Und dann malt er mit farbigen Worten ein feines, seelenvolles Frauenbild. Er könnte statt malen auch bilden sagen, denn seine Dichtungen sind oft

noch viel mehr Plastiken als Gemälde. Schon die Titel mancher seiner Gedichte muten an wie Bezeichnungen von Bildern; da heißt eines: „Hängebirke im Frühling“, ein andres: „Thymian“, ein drittes: „Laubgang“, wieder andre: „Alte im Dorfe“, „Absterbende Kiefern“, „Der Kastanienbaum“, „Schatten im Walde“, „Fensterbilder“ u. s. f. Mehr als die Hälfte seiner Gedichte trägt solche Ueberschriften. Eines der feinsten dieser Bilder ist das Gedicht: „Ostpreußischer Bauer“. Ganz in Leiblscher Manier setzt auch Heymann, der Dichter, Strich neben Strich und weiß damit eine ganz verblüffende Plastik und Lebensechtheit zu erreichen. Aber es ist in seinen Bildern alles zuständlich, nirgends ist Bewegung und Handlung. Darum liebt er vor allem Landschaftsbilder. Heymann hat auch Balladen gedichtet, vier an der Zahl, aber sie sind nicht das, was wir gemeinhin unter Balladen verstehen; auch sie sind Bilder, oder eine Folge von Bildern, und sie unterscheiden sich von den andern Gedichten nur durch den Stoff oder die historische Färbung.

Was neben der starken Bildhaftigkeit den Wert der Heymannschen Dichtungen bestimmt, ist die Stärke des Gefühls, mit der er die Dinge der Welt, ganz besonders aber die Natur erfaßt, so daß alles lebendig wird und nicht nur Körper, sondern auch Seele gewinnt. Es ist gar nichts Virtuosenhaftes und nichts Anempfundenes in ihnen; er stellt nur eigen Geschautes und eigen Gefaßtes dar. Wie Remer hat auch ihm neben dem Mangel seiner Kunst die Heimat sein Bestes gegeben. Noch ist freilich allzu viel Natur in ihm: wie Blöcke, unbehauen und schwerfällig, reißt er seine Gebilde aus seiner Seele los und wirft sie vor uns hin, noch sind seine Dichtungen zu wenig durch die Form gebändigt. Wenn er Selbstzucht üben, nach Einfachheit und Klarheit streben wird, dürfen wir von ihm noch viel erwarten.

Der stärkste Gegensatz zu Walter Heymann ist der junge, früh- und überreife Deutsch-Amerikaner Georg Sylvester Viereck, der kürzlich einen Band Lyrik: „Ninive und andere Gedichte“ (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin) veröffentlicht hat und von vielen als ein außergewöhnliches lyrisches Genie gepriesen wird. Das muß allerdings wahr sein: Vierecks Dichtungen sind ebenso glatt und flüssig in Reim und Rhythmus, ebenso farbig und voll Melodik wie Heymanns Gedichte rauh und roh und erdschwer sind. Dafür aber ist Heymann auch ein durchaus echtes Talent, und Viereck ist ein virtuoser Blender, auf den Urteilslose sich stürzen werden wie Motten auf das Licht, ohne zu merken, daß er nur ein eitles, buntes Feuerwerk zu versprühen hat, von dem nichts bleibt als ein unangenehmer Geruch. Wie alle Virtuosen besitzt Viereck ein bei seiner Jugend erstaunliches Formtalent, dem Reim und Rhythmus gleicherweise gehorchen. Das ist aber auch alles. Seine Leidenschaftlichkeit, die man an ihm so rühmt, ist nichts weiter als leeres, tönendes Pathos. Charakteristisch sind die in manchen Gedichten, wie z. B. in der „Ballade vom sündigen Glück“, vorkommenden Klammersätze, die als ein pathetischer Ausruf das eben Gesagte noch einmal wiederholen. Man meint zu sehen, wie der Dichter dabei wild seine Mähne zurück- und den Kopf in den Nacken wirft, die Rechte im Busen stecken hat und mit der Linken ekstatisch in der Luft herumfuchtelt, um nur ja diesen Ausruf mit vollstem Brustton herauszubringen. Es ist auch nicht Zufall, daß die relativ besten Gedichte dieses Erstlings die längsten sind. Ein echtes Gefühl knapp und klar in Verse zu bannen vermag dieser mit reichlich viel Anmaßung auftretende Poseur nicht, weil er keine echte Empfindung kennt. Sein mystischer Christusglaube und seine Marienverehrung sind ebenso unwahr und anempfunden wie sein brünstiges Dekadententum. Wir haben in Deutschland genug solcher Scheintalente, warum also solcher Import?

Den Schluß möge diesmal eine junge Dichterin bilden, deren Buch zwar künstlerische Reife und persönlichen Stil noch vermissen läßt, die aber doch bei aufrichtigem Streben und straffer Selbstzucht für die Zukunft Gutes verspricht. Ilse Franke hat ihren ersten Gedichtband, den Egon Fleischel & Co., Berlin, verlegten, „Iris“ genannt. So bunt, wie „der Bogen, der den Himmel überspannt, wenn über nassem Laub die Sonne flimmert,“ ist auch ihr Buch; nur daß neben viel Farbigem und Leuchtendem auch Graues und Blasses steht, dem alle Lichtkraft fehlt. Neben Gedichten, die sich in nichts über den Durchschnitt erheben, stehen Dichtungen, die starkes eigenes Empfinden und eine zu Hoffnungen berechtigende Gestaltungskraft bekunden. Noch ringt die Dichterin allzu sehr mit der Form, und man fühlt zu oft, wie nicht sie die Form, wie die Form vielmehr sie zwingt, sie liebt deshalb die reimlosen Rhythmen. Auch den Versen der Hannoveranerin fehlen weiche, melodiöse Klänge fast ganz; dagegen weiß sie manchmal Charakteristisches verblüffend knapp und plastisch darzustellen, daß man, besonders nach ihrem Gedicht: „Der Gast“, leicht geneigt sein kann, sie eher für eine Erzählerin als für eine Lyrikerin zu halten.

Illustrierte Bibliographie.

Neu-Mecklenburg (Bismarck-Archipel). Die Küste von Umuddu bis Kap St. Georg — Herausgegeben von Dr. Emil Stephan, Marine-Stabsarzt, und Dr. Fritz Graebner, wissenschaftl. Hilfsarbeiter am Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin. — Mit 10 Tafeln, 3 Notenbeilagen, zahlreichen Abbildungen und einer Uebersichtskarte. — Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Südseekunst. Beiträge zur Kunst des Bismarck-Archipels und zur Urgeschichte der Kunst überhaupt. Von Dr. Emil Stephan, Marine-Stabsarzt. — Mit 13 Tafeln, 2 Kartenskizzen und zahlreichen Abbildungen im Text. — Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Im erstgenannten Werk ist das enthalten, was bei Gelegenheit der Vermessungsarbeiten S. M. Vermessungsschiff „Möwe" im Jahre 1904 an der Ostküste des St. Georgskanals auf ethnographischem Gebiete erforscht worden ist. Da jener bisher unbekannte Küstenstrich wohl schwerlich in absehbarer Zeit eine weitere Aufklärung erfahren wird, so sind die vorliegenden Aufzeichnungen ganz besonders wertvoll. Im Vorwort werden die Namen einiger Gelehrter vermerkt, die bei der Bearbeitung der Monographie mit behülflich waren. Das Werk gliedert sich in 4 Kapitel: „Allgemeiner Teil, materieller Kulturbesitz, geistige Kultur- und Siedlungsgeschichte und ethnographische Stellung." — Im allgemeinen Teil wird zunächst ein Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte der Südsee und des Bismarck-Archipels gegeben. Wenn auch die Kulturgeschichte dieser Gebiete seit lange als abgeschlossen betrachtet werden kann, so zeigt doch hier und da eine kleine Abweichung vom heutigen Zustande, daß die dortigen Bewohner nicht ganz geschichtslos sind. Die Reisen der Holländer unter le Maire und Schouten brachten die ersten Nachrichten über Land und Leute jener Gegend. Der 26. Juni 1616 ist als der Geburtstag der Ethnographie Neu-Mecklenburgs anzusehen. Die Eingeborenen werden als starke, gut gebaute Menschen mit kurzem, schwarzem Haar, rötlichen Bärten und schwarzen Zähnen geschildert. Als nächster Erforscher jener Gebiete wird der Engländer Dampier — 1699 — genannt. Es würde hier zu weit führen, auf die weiteren Forschungsreisen einzugehen, und sei daher gleich auf die Zeit übergegangen, als im Jahre 1885 das Deutsche Reich die Schutzherrschaft über den nordöstlichen Teil von Neu-Guinea sowie über die vorliegenden Inseln, die unter dem Namen „Bismarck-Archipel" zusammengefaßt wurden, übernahm. Mit Recht wird darüber Klage geführt, daß man sich nicht begnügte, für Gebiete, die bisher eines zusammenfassenden Namens entbehrten, einen solchen zu schaffen, sondern daß man Inseln umtaufte, die zum Teil seit Jahrhunderten anerkannte Namen trugen. Es wäre ein größerer Beweis von Selbstgefühl gewesen, die alten Namen beizubehalten — also Neu-Britannien und Neu-Irland —, nicht aber sie in Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg umzutaufen. Gut wäre es jedenfalls, wenn die alten Namen wieder eingeführt würden. Geographisches und Geologisches, Flora, Fauna und Klima, ferner Statisti-

sches über die Bevölkerung, Volksgesundheit, psychologische Beobachtungen, sowie Zeitrechnung und Ueberlieferung werden in sehr interessanter Weise behandelt. Hier, wie auch aus den späteren Kapiteln kann nur einzelnes herausgegriffen werden. Die Küste von Umuddu bis Kap Bougainville ist von großer landschaftlicher Schönheit. Das Klima ist entsprechend

Tompuan und Pallal aus Lamassa.
Aus „Neu-Mecklenburg (Bismarck-Archipel)." Von Dr. Emil Stephan und Dr. Fritz Gräbner. — Berlin, Dietrich Reimer.

der geographischen Breite tropisch. Was im allgemeinen bei jenen Naturvölkern die Gesundheitsverhältnisse anbetrifft, so ist bei äußerst niedrigen Geburtsziffern die Sterblichkeit eine recht große. Man hat den Eindruck, daß die Bevölkerung ein Gemisch von Polynesiern und Melanesiern ist (s. Abbild.). Zur gewöhnlichen Zeitbestimmung dient der Mondumlauf; ob Jahre bekannt sind, war nicht zu ergründen. Im Kapitel „materieller Kultur-

besitz" erfahren Kleidung und Schmuck, Waffen, Werkzeuge und Technik, Ernährung, Viehzucht und Ackerbau, Jagd und Fischfang, Geld und Handel, Bootbau und Schiffahrt, Hausgerät und Anlage eines Dorfes eine eingehende Schilderung. Von einer besonderen Bekleidung kann man nicht reden; zum Schutz gegen Durchnässung und Erkältung werden Regenkappen aus Pandanusblättern gefertigt; letztere verwendet man auch zur Herstellung von „Schurzen". Sehr beliebt ist die Bemalung des Körpers. Als Hauptwaffe dient der Speer, ferner die Schleuder, sowie Pfeil und Bogen. Von Genußmitteln sind Betelnuß, Betelpfeffer und Tabak bekannt und leidenschaftlich begehrt. Jeder Mann — von den Weibern nicht alle — trägt sein Betelkaugerät bei sich und kaut den ganzen Tag. Als Haustiere werden namentlich Schweine, Hunde und Hühner gehalten. Die Hauptmenge der Nahrungsmittel liefert der Ackerbau, und werden hier Taro, Melonen, Gurken, Papaya

Tarofeld bei King.
Aus: „Neu-Mecklenburg (Bismarck-Archipel)." Von Dr. Emil Stephan und Dr. Fritz Gräbner
Berlin, Dietrich Reimer.

und anderes auf den Feldern angebaut (s. Abbild.). Im übrigen ist jedes Dorf an seinen Kokospalmen kenntlich. Sehr interessant ist die Schilderung von Häusern und Dörfern. Letztere zählen meist nur 30, auf einem engen Raume in der Nähe des Strandes erbaute Hütten. Eine solche Dorfanlage in Kandaß bei King wird eingehend beschrieben. Als etwas ganz Besonderes wird ein Baumhaus hervorgehoben, das ganz vereinzelt, eine halbe Stunde südlich von King, auf einem mächtigen alten Gummibaum hergerichtet war. Das Kapitel: „geistige Kultur" enthält nähere Angaben über soziale und politische Zustände, Geburt und Tod, Religion, Mythologie und Zauber, Tanz, Dichtung und Musik mit Notizen über letztere, bildende Kunst und Sprache. In den beiden letzten Kapiteln werden die Siedlungsgeschichte, sowie die ethnographische Stellung näher behandelt. Den Schluß bildet ein Anhang mit anthropologischen Messungen, Besitzstand-Aufnahmen, Wörter

verzeichnis und Notenbeilagen, sowie ein Sach- und Namenregister und Tafel I—IX mit Erklärung. Das vortrefflich ausgestattete Buch ist sehr anregend und belehrend geschrieben.

Im zweitgenannten Werk beschäftigt sich der Verfasser mit der „Südseekunst“ und liefert hierzu höchst interessante Beiträge. Er hat in dem Buch alles das vereinigt, was er bei seinen ethnographischen Studien im Bismarck-Archipel, auf die bildende Kunst

Baumhaus bei King, von vorn gesehen.
Aus: „Neu-Mecklenburg (Bismarck-Archipel).“ Von Dr. Emil Stephan und Dr. Fritz Gräbner. — Berlin, Dietrich Reimer.

bezüglich, gesammelt hat. Wie er im Vorwort hervorhebt, verfolgt sein Buch den doppelten Zweck: „den Ethnographen von Fach eine ziemliche Menge neuen Materials zu liefern und den gebildeten Laien, der den Fragen der Kunst Interesse entgegenbringt, in eine wohl nicht näher bekannte Welt des Kunstschaffens einzuführen und ihm einen Einblick in ein besonders schwieriges Feld der ethnographischen Wissenschaft zu gewähren.“ Seinen Aus-

führungen hat er seine ziemlich umfangreiche Sammlung zugrunde gelegt, die sich jetzt im Berliner Museum für Völkerkunde befindet. In einzelnen Kapiteln behandelt der Verfasser: „Die Herkunft der Sammlung, was wird geschmückt und dargestellt, die Arten der Technik, die wahre Bedeutung der Darstellungen und die Aesthetik der Insulaner.“ Namen- und Sachregister, Verzeichnis der Abbildungen, Tafeln und Tafelerklärungen bilden den Schluß. Aus dem reichhaltigen Stoff sei aus dem Kapitel über die Art der Technik nachstehendes hervorgehoben. Reine Malerei ist verhältnismäßig selten. Ein bemaltes Auslegerboot aus Beliao bei Friedrich-Wilhelmshafen zeigt die hier beigefügte Abbildung. Die Technik der Malerei ist höchst einfach. „Die gewöhnlichen Farben sind gebrannter Korallenkalk, gebrannte rote Erde und verkohltes Holz. Diese Farben, in Kokosschalen mit Wasser verrührt, werden mit dem Finger oder einem Stäbchen aufgetragen. Zu Gelbfarben dienen in King die frischen Wurzelknollen einer besonderen Pflanze resp. die Rinde eines Baumes. Die Blaufarbe ist Berlinerblau.“ — In diesem Kapitel werden auch noch speziell behandelt: die Brandmalerei, die Ritztechnik, die Reliefschnitzerei, Plastik, Stickerei, Binden und Tätowierung. „Die Eingeborenen des Bismarck-Archipels kennen keine abstrakten Verzierungen, keine Ornamente in unserem Sinne, ihre gesamte Kunst ist, heutzutage wenigstens, für ihre Anschauung und ihr Gefühl Naturdarstellung.“ — Die sorgfältigen Darlegungen des Verfassers beanspruchen allgemeines Interesse. Auch dieses Buch ist vorzüglich ausgestattet und bestens zu empfehlen. K.

Bemaltes Boot aus Beliao.
Aus: „Südseekunst.“ Von Dr. Emil Stephan. — Berlin, Dietrich Reimer.

Bibliographische Notizen.

Der Stein der Weisen. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus und Familie, unter Redaktion von Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. 19. Jahrgang, Hefte 13—24. — Wien und Leipzig, Hartleben.

Mit den genannten Heften liegt jetzt der 38. Band vor. Reichlich mit recht guten Abbildungen versehen, bietet diese Zeitschrift für Haus und Familie Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens und kann nur bestens empfohlen werden. K.

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. Band III, Heft 5 u. 6. — Stuttgart, Franckh.

Beide Hefte dieser recht empfehlenswerten, naturwissenschaftlichen Zeitschrift enthalten wieder sehr interessante Aufsätze, so u. a. „der Elefant in Freiheit und Gefangenschaft, das Leben in den Toten, Duft und Geruchssinn der Insekten, die kleinsten Bauwerke der Welt, Paradiesvögel, eine zoologische Entdeckung für Europa.“ — Naturfreunde seien auf diese Zeitschrift wiederum hingewiesen. K.

Die Seele des Kindes. Eine vergleichende Lebensgeschichte von Dr. phil. Wilhelm Ament. Mit 2 Tafeln, 43 Abbildungen im Text und 2 Vignetten von Erich Heermann. — Stuttgart, Kosmos, Franckh.

Es ist ein hochinteressantes Thema, das sich der Verfasser zur Bearbeitung gestellt und das er, wie gleich vorbemerkt sei, in recht ansprechender Weise behandelt hat. In einer, die allgemeine Entwickelungslehre betreffenden Einleitung wird darauf hingewiesen, daß wenn auch auf diesem Gebiete der Volksglaube und das Christentum sich zur Befriedigung ihres Wissenstriebes mit der Phantasie begnügten, die Wissenschaft doch den Verstand mit herangezogen hat. In einzelnen Kapiteln: „die Kindheit, die Jugendzeit, die jungen Leute (Entwickelungsjahre)“ entwirft der Verfasser ein treffliches Bild von der allmählich fortschreitenden Entwickelung des Kindes an Leib und Seele von seiner Geburt an bis zu den eigentlichen Entwickelungsjahren (Geschlechtsreife). — Zum Schluß gelangt der Verfasser zu dem Resultat, daß wir mit Hilfe der Wissenschaft über die seelische Entwickelung wohl unendlich mehr wissen, als der Glaube zu bieten vermag. Vor der Frage aber, woher die Seele kommt, macht auch die Wissenschaft Halt und überläßt die Beantwortung dem Glauben und der Phantasie. Für diejenigen, die sich noch eingehender mit der Seele des Kindes beschäftigen wollen, ist dem Buche ein Wegweiser beigegeben. — Das im übrigen hübsch ausgestattete, mit einer Menge den Text erläuternder Abbildungen versehene Buch kann namentlich Eltern, wie Lehrern und Erziehern bestens empfohlen werden.

K.

Der Lebensglaube. Von Ellen Key. Betrachtungen über Gott, Welt und Seele. Berlin, S. Fischer. 3. Aufl.

An ein Buch von Ellen Key darf man nur mit Andacht herantreten. Und nun an dieses, den von warmer Begeisterung und genialem Erkennen durchsonnten Katechismus einer neuen und doch so alten Glaubenslehre, einer Lehre, die keine sein will und keinen Katechismus erfordert! Man darf nicht über dies Buch schreiben, man müßte es denn abschreiben. Ungezählten wird es ein Erlebnis sein, vielen eine Erlösung bringen. Es sagt dabei denen, die das wahre Christentum erfaßt hatten, eigentlich nichts Neues; die „Pflicht zum Glück“ ist die „Freudigkeit“, welche auch das neue Testament betont. Ellen Key glaubt an die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts, glaubt an die Möglichkeit des Himmels auf Erden durch Menschenwille, Menschenkraft. Sie rüttelt an der Apathie der Guten, die sich, angewidert vom Leben, ihm abgewandt; sie mahnt und drängt zur rastlosen Betätigung jener Liebe des Korintherbriefs, die ihr eigenes ganzes Sein durchglüht. „Sich vom Morgen bis zum Abend als Sakrament austeilen und das Sakrament in all der Stärke und Süßigkeit, die der Tag uns bot, zu genießen“ — das ist ihre Lehre!

M. Kr.

Notre politique extérieure de 1898 à 1905. Von René Millet. Mit einer Vorrede von M. Gabriel Hanotaux, Mitglied der französischen Akademie. Paris, Felix Juven.

„Einen unterrichteten und gescheiten Kritiker, einen strengen Beurteiler und mehr als einmal einen Propheten“, so bezeichnet der ehemalige französische Minister des Äußern, Hanotaux, in seiner, in Form eines Briefes gehaltenen Vorrede den Verfasser der vorliegenden Schrift. Und darin hat er durchaus recht. Völlig unbefangen und mit genauer Kenntnis der einschlägigen Vorgänge und Verhältnisse würdigt Millet die Politik des Nachfolgers Hanotaux' im Ministerium des Äußern der französischen Republik, des durch den Marokkohandel im Jahre 1905 plötzlich abgetanen Delcassé, und das Ergebnis ist eine scharfe Verurteilung. Nach außen wie im Innern war die Lage Frankreichs sehr günstig, als Delcassé im Juni 1898 nach dem Sturze des Kabinetts Méline im Ministerium Brisson die Leitung der auswärtigen Politik der dritten Republik übernahm, um sie in neue und, wie er glaubte, bessere Bahnen zu leiten. In den sieben Jahren seiner Ministertätigkeit hat er indes nur Mißerfolge erzielt. Am Nil, in China, in Siam, in Maskat, in Aegypten, in Neufundland, in Tripolis und zuletzt beim Marokkohandel nichts als Zugeständnisse und Rückzüge! Das legt Millet an der Hand der geschichtlichen Tatsachen anschaulich und überzeugend dar. Sehr interessant und zutreffend ist das Urteil Millets über Delcassés Marokkopolitik, an der er eine vernichtende Kritik übt, die durch den späteren, nach Abschluß der Schrift Millets erfolgten Verlauf der Dinge durchaus bestätigt worden ist. „Von allen Einbildungen,“ schrieb Millet warnend schon vor dem Besuche Kaiser Wilhelms II. in Tanger, „würde die törichteste sein, das Deutsche Reich ‚isolieren‘ zu wollen, wie es gewisse Preßtrabanten versichern. Man isoliert nicht eine starke Macht, aber man setzt sich ihrem Groll aus.“ Als Richt-

schnur für die äußere Politik Frankreichs stellt Millet folgende allgemein gültigen Grundsätze auf: „Frankreich bedarf einer klaren, festen, wachsamen, in der Verteidigung unserer Rechte entschlossenen äußeren Politik, einer Politik, die im Einklange steht mit der Größe unserer Opfer. Auch wir wollen den Frieden; aber wir wollen ihn nicht erkaufen durch Schwäche und manchmal durch Erniedrigung. Wir sind vielmehr überzeugt, daß dieser Friede um so solider sein wird, je energischer und würdiger unsere Haltung gewesen ist. Indem sie eine unserer wirklichen Macht angemessene Sprache führt, wird uns unsere Regierung davor bewahren, diese Macht zu betätigen.“ Das gilt auch für die auswärtige Politik des Deutschen Reiches. O. K.

Jos. Victor v. Scheffels Briefe an Karl Schwanitz. — Leipzig, Verlag von Georg Merseburger.

Nur Einblicke in sein äußeres Erleben, kein Bild der inneren Entwicklung des so gefeierten und geliebten deutschen Dichters gibt diese durch 41 Jahre fortgeführte Korrespondenz mit dem Studienfreunde. Der goldige Humor, der so viele Lieder Scheffels beflügelt, fehlt leider seinen Briefen. Am interessantesten ist die Korrespondenz für uns Nachlebende aus den Revolutionsjahren 1848 und 1849. Der Dichter war als Sekretär Welckers kurze Zeit in Frankfurt a. M. Seine Ansichten waren damals weniger demokratisch, als man meinen sollte. Am anziehendsten tritt aus den Blättern die Gestalt der alten Frau Scheffel uns entgegen. Sie verstand und würdigte das Talent ihres Sohnes schon, als er selbst es noch nicht entdeckt hatte. Einmal (1856) schreibt sie über ihn: „Eine Ueberfülle von Wissensdrang und Phantasie neben einer unbeschreiblichen Unkenntnis des wirklichen Lebens“ — charakterisiere den Dichter. In die Korrespondenz sind die „Lieder eines fahrenden Schülers“ eingefügt, die 1847 in den „Fliegenden Blättern“ erschienen und bisher nicht wieder abgedruckt worden sind. M. Kr.

Adolf von Menzel. Erinnerungen von Paul Meyerheim. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Paul Meyerheims „Erinnerungen an den Altmeister Adolf von Menzel“, dem er seit seiner frühesten Kindheit in Freundschaft nahe gestanden — ein Erbteil seines Vaters — erregten schon bei ihrem ersten Erscheinen in der „Deutschen Rundschau“ das lebhafteste Interesse der Zeitgenossen und liegen nun in Buchausgabe vor uns. Die Literatur über Adolf von Menzel ist schon eine ungemein große und reiche. Zu dem Besten, was über ihn geschrieben worden ist, gehören fraglos die „Erinnerungen“ von Paul Meyerheim. Liebe und Verehrung haben die Feder des jüngeren Kunstgenossen geführt, und alles, was er uns über das Leben und Schaffen des Meisters erzählt, bildet einen ungemein wertvollen Beitrag zu dessen richtiger Schätzung. Allen denen, die sich je an dem reichen und vielseitigen Können Adolf von Menzels erfreut haben, — und es sind deren unzählige — sei das treffliche Gedenkbuch warm empfohlen. — R. N.

Erinnerungen. Von Adolf Wilbrandt. Mit Porträt. Stuttgart und Berlin, Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω kann man, wie Homer von Odysseus, so auch von Adolf Wilbrandt sagen, wenn man seine „Erinnerungen“ gelesen hat. Aber dem Ref. drängt sich dabei die Verlegenheitsfrage desselben homerischen Helden auf: τί πρῶτόν τοι ἔπειτα, τί δ' ὑστάτιον καταλέξω; womit soll man anfangen, womit aufhören? Eine schier endlose Reihe von Namen, deren Träger dem Reiche der Musen angehören, tritt dem Leser entgegen, Namen, die uns in jeder Literatur-, Kunst- oder Kulturgeschichte begegnen. Wer aber glaubt, es handle sich bei Wilbrandt dabei nur um eine trockene Aufzählung, sieht sich auf das angenehmste enttäuscht. Jede der Personen ist in irgend eine Beziehung zum Verfasser getreten, und die Art, wie er sie uns vorführt, zeigt in ihrer Plastik fast mehr noch als den gemütvollen Erzähler den Dramatiker Wilbrandt, insofern er nicht bloß von ihnen berichtet, sondern sie gleichsam handelnd vorführt. Die Kunst des Erzählers dagegen verrät sich in der Darstellung, die alle diese Personen so geschickt und lückenlos aneinander reiht.

Der erste Abschnitt führt uns das Burgtheater der 70er und 80er Jahre vor; wir lernen dessen Koryphäen, aber — und das eben verleiht der Darstellung auch einen eigenartigen Reiz — nicht bloß auf dem Kothurne kennen, sondern auch außerhalb ihres Wirkungskreises im Verkehre miteinander und unter anderen. In den „Wiener Erinnerungen“, dem zweiten Abschnitte des Buches, begegnen uns Namen (um nur wenige hervorzuheben) wie Strauß, Brahms, Liszt; Grillparzer, Anzengruber; Makart,

Lenbach. Diesem ist dann auch noch ein besonderer Abschnitt gewidmet. Die beiden letzten Teile behandeln ein Stück Zeitgeschichte, den ersten und den jetzigen Reichskanzler; den kunstliebenden und kunstübenden Wilbrandt löst hier der Patriot ab. Beide Abschnitte sind aus der Fülle eines warmen vaterländischen Empfindens heraus geschrieben, sie kommen vom Herzen und sprechen daher zum Herzen.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um einen annähernden Einblick in die überreiche Fülle dessen zu gewähren, was Wilbrandt dem Leser in seinem Buche bietet. Die „Erinnerungen“ sind schon früher in der Wiener „Neuen Freien Presse“ erschienen und somit nur einem kleineren Kreise bekannt geworden. Daher verdient der Verfasser unsern Dank, daß er sie gesammelt und als Buch herausgegeben hat, — für vergängliches Zeitungspapier sind sie zu gehaltvoll. H. Sch.

Drei große Tondichter. Karl Maria von Weber. Franz Schubert. Felix Mendelssohn-Bartholdy. In biographischen Erzählungen von Gustav Höcker. Mit drei Porträts. Glogau, Verlag von Karl Flemming.

Mit aufrichtiger Freude können wir dieses liebenswürdige Buch, welches die Lebensbilder der großen Tonmeister enthält, als wertvolles und belehrendes Festgeschenk für die erwachsene deutsche Jugend, als ein deutsches Familienbuch bester Art empfehlen. Mit tiefer Anteilnahme begleiten wir den Lebens- und Werdegang der Lieblinge der deutschen Nation, deren Schöpfungen ihnen für alle Zeiten Unsterblichkeit sichern. Die schlichte, einfache Art der Darstellung wirkt um so wohltuender, als sie sich nur auf Tatsachen stützt und keinerlei geschmackloses und unwahres Beiwerk enthält. Alle, welche die herrliche Tonkunst lieben und üben, werden das treffliche Buch gern lesen und schmerzlich bedauern, daß ein allzufrüher Tod das reiche Schaffen der drei großen deutschen Tonmeister so jäh beendete.
R. N.

Max Dannenberg. Roman. Von W. A. Paap. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Trotz des hypermodernen Aufputzes ist dieser Roman ganz nach alter Schablone gearbeitet. Am Schluß könnte stehen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch“ — alle handelnden Personen der Erzählung sind nicht nur glücklich, sondern auch reich und angesehen geworden! . . . Viele zeitbewegende Fragen werden dabei in diesem Buche angeschnitten — freilich nur ganz oberflächlich. Z. B. ob eine Frau zugleich die Frau von zwei dies genau wissenden Freunden sein kann? Die Freunde hier im Roman haben Fischblut: alle Differenzen lösen sich in Wohlgefallen auf. Aber im Leben würde — bis die Menschennatur sich gründlich ändert — solch ein Verhältnis zwischen dreien sich wahrscheinlich seelisch bis zu Mord oder Totschlag fortentwickeln. Die zweite Frage: ob ein ehrenhafter Mann es für die Dauer erträgt, wenn seine geliebte Frau nicht ohne Liebhaber leben kann, ist auch nicht eigentlich gelöst oder auch nur beantwortet. An solche großen Fragen, die übrigens nie prinzipieller, sondern individueller Natur sind, sollte man aber eigentlich nicht nur zur Unterhaltung herantreten, sondern nur wenn man sie in tiefer Seele durchgerungen hat und eine Lösung, eine Antwort zu geben weiß. Es ist allerdings leichter, die Frauenbildungsfrage wie die Sexualfrage einfach lächerlich zu machen, was hier angestrebt wird. M. Kr.

Eldorado. Roman von Paul Brulat. Übersetzt von Wilhelm Thal. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

Der „Eldorado“, ein großer transatlantischer Passagierdampfer, leidet Schiffbruch und hängt in bedrohlicher Schwebe auf einem Felsen. Schneller als die eisernen Spanten des Schiffes zerbricht das Gefüge der konventionellen Moral, und die menschliche Gesellschaft schwankt in trunkener Anarchie zwischen grauenvoller Angst und breitmäuliger Genußsucht. Scheußliche Enthüllungen alter Sünden wechseln mit schamloser Schaustellung alter Gebrechen und gierigem Versenken in alle letzten Wollüste. Der Muskelmann wird Tyrann. Die Weiber kriechen um ihn herum, die Schlapphänse von Ehemännern liegen betrunken in den Pantrys. Das Fest dauert lange Nächte, kurze Tage. Dann kommt die Erlösung in Gestalt eines französischen Dampfers, dessen Kapitän einen glorreichen Bericht über den Mut dieser Helden vom „Eldoraldo“ schreibt. Die köstliche Ordnung breitet wieder ihren Mantel aus, der Muskelmann bekommt seinen Orden, die Presse trieft von Lobpreisungen der Tugend, und die Ehemänner warten geduldig auf Familienereignisse.

Brulats Ironie hat einen stark salzigen Geschmack. Das Salz würde noch feiner schmecken, wenn es einem ohne die langatmigen philosophischen Reflexionen vorgesetzt würde. Auch leidet das Buch unter einem

kleinen Mangel an schiffstechnischen Kenntnissen. O. G.

Geläuterte Liebe. Von Camille Lemonnier. Autoris. Uebersetzung von Emil Singer. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Einer der bedeutendsten belgischen Schriftsteller, Camille Lemonnier, wird durch die Uebertragung der vorliegenden Novelle einem weiten deutschen Leserkreise zugänglich gemacht. Die eigentliche Handlung der Novelle ist in die Vergangenheit verlegt, wir erfahren nur Seelenzustände und Stimmungsbilder der beiden Liebenden, die einander nach zwanzigjähriger Trennung wiederfinden und in ihrer geläuterten und von allen konventionellen Schranken befreiten Liebe die reinsten und erhabensten Empfindungen genießen. Die Sprache, in welcher dieses Seelengemälde abgefaßt ist, hat eine stark symbolistische Färbung und wird zuweilen ziemlich undurchsichtig, vielleicht ist dies nur eine Wirkung der Uebersetzung. mz.

Gesammelte Werke von Alexander L. Kielland. Zweiter Band: Novellen. Noch unter Mitarbeit des inzwischen † Verfassers übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie. Leipzig, Verlag von Georg Merseburger.

Der berühmte nordische Schriftsteller ist ein ganz moderner Künstler. Seine Kunst der Wirklichkeitsmalerei erscheint so einfach und natürlich, daß die Feinheit und Größe der Arbeit nicht das Staunen der Laien herausfordert. Nirgends ist Photographie, jede, auch die kleinste Novelle ist ein Meister-Gemälde. Wie bei jedem wahren Dichter führt auch bei ihm das Herz vor allem die Feder, selbst wo ein breiter Pinselstrich der Satire den Hintergrund gemalt. Am schönsten sind die kleinen Novellen, über die Kiellands sonniger Humor sich ergossen hat. Sein Lächeln ist unbeschreiblich reizvoll. Nicht nur die Seelen der Menschen, auch die der Tiere (der Rabe im „Torfmoor“ ist köstlich) wie die der lautlosen Natur sind ihm enthüllt. Die Uebersetzung ist tadellos, und sie hat der deutschen Literatur mit diesen Novellen eine Kette von Perlen angereiht. M. Kr.

Sommerland. Novellen. Von Stijn Streuvels. Uebersetzung von Martha Sommer. — Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Echt holländische Malereien. Mit höchster Kunst und feinstem Realismus werden hier tieferschütternde Bilder aus dem flämischen Dorfleben aufgerollt. In diesem „Sommerland“ bringt auch der Sommer nichts Gutes, nur schattenlose Hitze. Leid und Armut sind der Inbegriff des geschilderten Volksstammes. Am packendsten wirkt die Geschichte des Bauers Kasteele und seiner Betschwester Lina (in „Sommersonntag“). Die Kunst, in wenig Worten alles zu charakterisieren und des Lesers Herz und Gehirn zu hypnotisieren, ist dem Verfasser in schier unerreichter Weise eigen. M. Kr.

Auf dem Touristendampfer. Von Alice Schalek. Wien, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Nicht diejenige Novelle, welche der Sammlung den Titel gegeben hat, ist die lesenswerteste, sie wirkt konstruiert und leidet an innerer Unwahrscheinlichkeit; alle anderen Erzählungen zeigen, daß die Verfasserin das Leben zu erfassen versteht, wo es interessant ist, und da sie über einen flotten Stil verfügt, läßt man sich gern von ihr eine Stunde unterhalten. mz.

Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt! Neue Dichtungen von Robert Oechsler. Stuttgart, Max Kielmann.

„Neue Bücher, von denen man spricht“, soll das verbürgen echten Gehalt? Von den besten „spricht man“ meistens nicht, bevor sie recht respektabel alt! So tröstet R. Oe. sich und andere gute unberühmte Dichter. Hoffentlich finden seine beachtungswerten Bücher einst um so mehr Anerkennung. Das günstige Urteil, das im Septemberheft 1899 dieser Zeitschrift über seine zweite Gedichtsammlung gefällt wurde, kann bei diesen neuen Dichtungen wiederholt werden. Sie enthalten neben manchem anderen Guten frische Naturbilder, frohe Schwänke und freimütige Epigramme; sie entsprechen ihrem Motto, sie stammen von einem, der: zum Sehen geboren und zum Schauen bestellt! N.

Über Berg und Tal. Gedichte von Fr. Hornig. Leipzig, Max Altmann.

Am Schluß seiner Ballade „Der ehrgeizige Schuster“ gibt der Dichter die Moral: Nach bewährten alten Mustern frisch und froh drauf los zu schustern, das nur bringt Gewinn allein! Diese Lehre scheint er selber befolgt zu haben. Seine Gedichte bestechen durch eine gefällige Form, sie sind glatt und klar, aber nicht rar; sie enthalten wenig Echtes und Eigenes. N.

Narrenspiegel der ewigen Stadt. Ausgewählte Lieder und Satiren von G. G. Belli. In freier Übertragung von Dr. Albert Zacher (Rom). Leipzig, Richard Sattler.

Giusti Giovanni Belli (1791—1863), der Klassiker des römischen Dialekts und der römischen Satire, ist in Deutschland wenig bekannt. Er beabsichtigte, wie die 1831 von ihm selbst geschriebene Einleitung sagt, in seinen Werken: ein Denkmal dessen zu hinterlassen, was das niedere Volk in Rom von heute ist. Er wollte zeigen, daß es in seiner Sprache und Intelligenz, seinem Charakter, Handeln, Glauben und Aberglauben, in seinen Begriffen, Vorurteilen, Sitten, Gebräuchen und Lebensäußerungen ein besonderes Gepräge hat, einen eigenen Typus darstellt. Seine zahlreichen Dichtungen — 2335 Sonette, von denen Paul Heyse einige in den „Italienischen Dichtern" (Bd. 3, 2. Aufl. 1889) übersetzte — die wegen ihrer beißenden Satire erst nur heimliche handschriftliche Verbreitung fanden, wurden nach dem Tode des Dichters von Professor L. Morandi in sechs Bänden gesammelt herausgegeben. Von dieser Sammlung bietet A. Z. eine beschränkte, dem deutschen Geschmack entsprechende Auswahl. Nicht in der schwer nachzuahmenden Kunstform des Sonetts, sondern in leichten, klar pointierten Versen gibt er ein anschauliches Bild jenes neuen Juvenals. Um den Vergleich mit dem Original zu erleichtern, steht unter jedem Sonett das Datum seiner Entstehung, sowie Band- und Seitenzahl der Morandischen Ausgabe. N.

Reuter-Kalender auf das Jahr 1907. Im Herbste 1906 herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Mit Schmuck und Illustrationen von Johann Bahr, Zeichnungen und Facksimiles Fritz Reuters, einer Handschrift Adolf v. Menzels, sowie Abbildungen nach Originalaufnahmen. Im Dieterichschen Verlage bei Theodor Weicher, Leipzig.

Was will dieser neue Kalender? Der durch seine Reuter-Forschungen rühmlich bekannte Herausgeber sagt zur Einführung u. a.: „Reuter war und blieb ein echter Mecklenburger, er war aber auch ein ganzer deutscher Patriot. Nicht bloß seine Schriften und Briefe, sondern seine persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, sowie die mannigfaltigen Beziehungen zu Zeitgenossen aller Stände gewähren unserem Herzen Trost, Erhebung, Erheiterung, neue Frische und Freudigkeit. Und wie mancherlei aus seinem literarischen Wirken, aus seiner Korrespondenz, aus dem Umgang mit seiner Familie und seinen Freunden ist uns noch so gut wie unbekannt oder bisher überhaupt nicht kund geworden. Diese ungehobenen Schätze nach und nach auszugraben und in künstlerischem Schmuck darzubieten, darum tritt der Reuter-Kalender auf den Plan."

Der erste Jahrgang bringt sehr ansprechende briefliche Bekenntnisse aus Reuters Jugend- und Jünglingszeit und einen Schatz von ungedruckten Gedichten und Geschichten aus des Dichters Nachlaß. Er ist so reich an Inhalt und Abwechselung, daß er als gutes und billiges Hausbuch — trotz schöner Ausstattung kostet er nur 1 Mk. — gewiß bald allen deutschen Familien lieb sein wird. N.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Bewaffnung und Kampfesweise der homerischen Helden, Die. Von Dr. Ludwig Reinhardt. Die Umschau XI, 10 (2. März 1907).

Bildergalerie des Fürsten Czartoryski in Krakau, Die. Von Dr. Emil Schaeffer. Westermanns Monatshefte 51, 7 (April 1907).

Bühnenkunst. Von Karl Scheffler. Kunst und Künstler V, 6 (März 1907).

Eine bürgerliche Stimme aus Schlesien über die Reform des preussischen Staates nach dem Tilsiter Frieden. Von Johannes Ziekursch. Preussische Jahrbücher 127, 3 (März 1907).

Croissant-Rust, Anna. Von Paul Bornstein. Das literarische Echo IX, 12 (März 1907).

Deutsche Legendendichtung, Die. Von Rudolf Fürst. Das literarische Echo IX, 12 (März 1907).

Entwickelungsgesetze in der Kunst. Von Dr. Berthold Weiss. Deutschland V, 5 (Februar 1907).

Gerhardt, Paul. Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages. Von Otto Frommel. Deutsche Rundschau 33, 6 (März 1907).

Gerhardt, Paul, und das Kirchenlied. Von Heinrich Steinhausen. Kunstwart 20, 12 (März 1907).

Geschichtschreibung im alten Indien. Von H. Oldenberg. Deutsche Rundschau 33, 6 (März 1907).

Goethes „Wilhelm Meister" und der Bildungsroman der Romantiker. Von Herm. Anders Krüger. Hochland IV, 6 (März 1907).

Goldoni, Carlo. Ein Gedenkblatt zum zweihundertsten Geburtstage (25. Februar 1907). Von Carl Neubauer. Bühne u. Welt IX, 11 (März 1907).

Grünewald, Matthias. Von Paul Schubring. Kunstwart 20, 12 (März 1907).

Ibsens Figuren vom Standpunkt des Psychiaters. Von Prof. Dr. W. Weygandt. Die Umschau XI, 12 (16. März 1907).

Kleist, Heinrich von, in seinen Briefen. Von S. Rahmer. Deutschland V, 5 (Feb. 1907).

Maria Stuart in Elisabeths Gefangenschaft. Die letzte Phase (1574—1587). Von Lady Blennerhassett. Deutsche Rundschau 33, 6 (März 1907).

Miniaturen. Von Jarno Jessen. Westermanns Monatshefte 51, 7 (April 1907).

Mithras und Christus. Von Julius Hanappel. Hochland IV, 6 (März 1907).

Musik und Religion in der Gegenwart. Von Langen. Kunstwart 20, 12 (März 1907).

Nationalität und Religion. Von Max Lenz. Preussische Jahrbücher 127, 3 (März 1907).

Nettelbeck und Lucadou. Eine Erinnerung an die ruhmvolle Verteidigung Kolbergs in den Jahren 1806 u. 1807 zur ausgleichenden Gerechtigkeit. Von Rudolf Stoewer. Die Grenzboten 66, 9 und 10 (28. Februar und 7. März 1907).

Pocci, Graf Franz, und das Kindertheater. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag des Dichters und Zeichners. Von Hans Benzmann. Bühne und Welt IX, 12 (März 1907).

Religion und Reaktion. Von Chr. Boeck. Deutschland V, 5 (Februar 1907).

Rostand, Edmond. Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Westermanns Monatshefte 51, 7 (April 1907).

Russische Malerei, Moderne. Von P. Ettinger. Die Kunst VIII, 6 (März 1907).

Sauter, George. Von Dr Gabriel von Térey. Die Kunst VIII, 6 (März 1907).

Schüler-Schauspiele. Von Prof. Ludwig Gurlitt. Bühne und Welt IX, 10 und 11 (Februar u. März 1907).

Shaw, Bernard, als Dramatiker. Von Ernst Groth. Die Grenzboten 66, 11 (14. März 1907).

Tinayre, Marcelle. Von Anna Brunnemann. Das literarische Echo IX, 13 (April 1907).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Adler, Emma, Jane Welsh Carlyle. Mit zwei Porträts. Wien u. Leipzig, Akadem. Verlag.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross und anderen. 26. Band. Heft 2 u. 3. Leipzig, F. C. W. Vogel.

„Aristokratie.“ 1. Quartal 1907. Charlottenburg IV, Verlag Selecta.

Berger, Herbert von, Carl Hauptmann. Eine Studie zur Poesie. München, Georg D. W. Callwey.

Bleibtreu, Carl, Preussen gegen Europa. Friedrich der Grosse 1757. Berlin, Georg Stilke.

Boy-Ed, Ida, Die holde Törin. Band I u. II. Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. 23. Jahrg. Band 13 u. 14. Stuttgart, J. Engelhorn.

Bramsen, Alfred, Die Kunst zu essen. Eine wunderbare Entdeckung. Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Luise Wolf. Kopenhagen, Tillges Boghandel.

Burdinski, Dr. Rich., Der Kampf um die Weltanschauung in Berlin. Ausführlicher Bericht über die Vorträge des Jesuitenpater Wasmann und den Diskussionsabend mit kritischen Bemerkungen. Berlin, Rosenbaum u. Hart.

Conwentz, H., Schutz der natürlichen Landschaft, vornehmlich in Bayern. Nach einem Vortrag in der zu München am 1. Okt. 1906 abgehaltenen Jahresversammlung des Bundes Heimatschutz. Berlin, Gebrüder Borntraeger.

Deutsch-Oesterreich, Das literarische. Eine Monatsschrift für Literatur, Theater, Kunst und Politik. 7. Jahrgang. 1907. Heft 3. Wien VIII./1, Das literarische Deutsch-Oesterreich.

Duncker, Dora, Die graue Gasse. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.

Fournier, August, Oesterreich und Preussen im XIX. Jahrhundert. Ein Vortrag. Wien, Wilhelm Braumüller.

Gentz und Wessenberg, Briefe des Ersten an den Zweiten. Mitgeteilt von August Fournier. Wien, Wilhelm Braumüller.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 3. und 38. Band. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. Herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann O. S. B. 5. Jahrg. 1907. Heft 3. Münster i. W., Verlag der Alphonsusbuchh.

A. Hartlebens Statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. XV. Jahrgang 1907. Wien, A. Hartlebens Verlag.

A. Hartlebens Kleines Statistisches Taschenbuch über alle Länder der Erde. 1907. 14. Jahrgang. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Hausbuch deutscher Kunst. Ein Familien-Bilderbuch in 375 Abbildungen zusammengestellt und herausgegeben von Eduard Engels. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Jérome und Jean Tharaud, Dingleys Ruhm. Roman. Einzige autorisierte Uebersetzung von H. Michalski. Berlin, Dr. Wedekind & Co., G. m. b. H.

Jugend, Wiener. Zeitschrift für Literatur, Kunst und soziales Leben. Herausgeber: Alfons G. Herrlein. 1907. No. 1. Wien II/2, Kurzbauergasse No. 1, „Administration der Wiener Jugend.“

Knauer, Georg, Aus meiner Welt. 2. Auflage. Wiesbaden, Emil Behrend.

Krüger-Westend, Herman, Der Volks-Goethe. Berlin, Konrad W. Mecklenburg.

Lonau, Walter (Dr. Stäbler in Osterode am Harz), Sextus und Sempronia. Komödie aus altrömischer Zeit (47 v. Chr.) in vier Akten. Selbstverlag des Verfassers.

Lux, Joseph Aug., „Wenn du vom Kahlenberg . .“ Das künstlerische Stadtbild Wiens, wie es war und wird. Ein Buch für einheimische und auswärtige Fremde. Wien, Akademischer Verlag.

Marcus, Hugo, Die Philosophie des Monopluralismus. Grundzüge einer analytischen Naturphilosophie und eines ABC der Begriffe im Versuch. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Mitteilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel. Leipzig. No. 89. März 1907. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Montreux-Oberland-Bahn, Die, durch das Simmenthal. Beschreibung der von dieser elektrischen Bahn durchzogenen waadtländischen, freiburgischen u. bernischen Gebiete vom Genfersee bis zum Thunersee. Nach dem Französischen des Alfred Cérésole von H. Hartmann. Photographische Aufnahmen von Fréd. Boissonnas. (Europäische Wanderbilder 264 bis 266.) Zürich, Artist. Institut Orell Füssli.

Musik-Mappe, Die. I. Band. Heft 30. Lieder. Leipzig, W. Vobach & Co.

Psalmen des Westens. Aus dem Englischen frei übertragen. Berlin, Karl Curtius.

Photographische Korrespondenz. Organ des Vereins zur Pflege der Photographie und verwandten Künste. März 1907. Wien, Verlag der k. k. Photographischen Gesellschaft.

Photographische Welt. Monatsblatt für Amateur- und Fachphotographen. (Früher „Der Amateur-Photograph".) Band XXI. Heft 3. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).

Radeck, Reinhart, (Dr. Strähler in Osterode am Harz), Jotham und seine Söhne. Schauspiel aus der Zeit der Propheten (750 v. Chr.) in vier Akten. Stuttgart, Strecker u. Schröder.

Ranck, Chr., Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Bdch. 121.) Mit 70 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner.

Reimer, Dr. Gottfried, Naturheilmethode eines Arztes. Dresden, E. Piersons Verlag.

Reinert, Robert, Krieg. Wien und Leipzig, Akadem. Verlag.

Roth, Clara, Die Intarsia und ihre Imitationen. Anleitung zur Ausführung der Intarsiaarbeiten mit zahlreichen den Text erläuternden Illustrationen. Leipzig, E. Haberland.

Rundschau, Deutsche, für Geographie u. Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft in Wien. XXIX. Jahrgang. Heft 7. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Rundschau, Neue metaphysische. Bd. 14. 1907. Heft 1. Gross-Lichterfelde b. Berlin, Paul Zillmann.

Schaukal, Richard, Die Mietwohnung. Eine Kulturfrage. Glossen. Mit einem Illustrations-Anhang. Darmstadt, Alexander Koch.

Schemann, Ludwig, Die Gobineau-Sammlung der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Strassburg. Mit drei Tafeln in Lichtdruck. Strassburg, Karl J. Trübner.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus u. Familie. 20. Jahrgang 1907. Heft 6. und 7. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Traducteur, Le. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XV. Jahrgang. 1907. No. 5. 6. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur".

Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. Vol. IV. 1907. No. 5. 6. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator".

Vögtlin, Adolf, Jugendliebe. Novellen und Skizzen. Zürich, Arnold Bopp.

Volksbücher, Religionsgeschichtliche. Herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Tübingen. I. Reihe. Heft 13. Die Zukunftshoffnungen des Urchristentums, von Prof. lic. Rudolf Knopf-Marburg a. L. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Walcker, Dr. Karl, Die religiösen und politischen Entwickelungstendenzen der Kulturwelt. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel.

Walter-Freyr, Robert, Aus alten Schlössern, die nicht stürzen wollen. Gedichte. Hamburg, Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. m. b. H., vormals Richtersche Verlagsanstalt.

— Intermezzo. Dramatische Szenen. Hamburg, Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. m. b. H., vormals Richtersche Verlagsanstalt.

Wanderbilder, Europäische, No. 267. Speicher-Trogen, Appenzell—Schweiz. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Webersik, Gottlieb, Geographisch-statistisches Weltlexikon. Ein Nachschlagebuch. Lieferung 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Westermarck, Prof. Dr. Eduard, Ursprung und Entwickelung der Moralbegriffe. I. Bd. Deutsch von Leopold Katscher. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Ludwig Ganghofer

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXXI. Band. — Juni 1907.

(Mit einem Portrait in Radierung.)

Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt.
G. m. b. H.
Berlin W. 35.

Ludwig Ganghofer

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

CXXI. Band. — Juni 1907. — Heft 363.

(Mit einem Portrait in Radierung: Ludwig Ganghofer.)

S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt,
G. m. b. H.
Berlin W. 35.

Leiden.

Der Roman eines Knaben.

Von

Dora Duncker.

— Berlin. —

(Fortsetzung.)

X.

Klara Möbius hatte keine besonders angenehme Reise gehabt. Zum Teil hatte sie sich ohne jede Gesellschaft gelangweilt, zum Teil hatten unruhige Gedanken sie gequält und den gesunden Schlaf verscheucht, der für gewöhnlich die Zeit angenehm kürzte, die sie auf ihren weiten Bahnfahrten zubringen mußte. Sie freute sich auf die Heimkehr und das Wiedersehen, insbesondere auf ihren Jungen, andererseits aber quälte es sie, daß sie abgereist war, ohne Abschied von Maibrück genommen zu haben. Sie hätte ihre Reise ein oder zwei Tage aufschieben, entweder nach Dachau fahren oder Max nach München zurückkommen lassen sollen.

Welch' ein seltsamer Mensch, vor ihr und seinem jungen Ruhm davon zu laufen!

Grappe hatte ihr wohl erzählt, daß dergleichen zuweilen über Maibrück komme, daß die Einsamkeit, die Sucht, sich vor den Menschen zu vergraben, ihn unwiderstehlich locke, aber Klara hatte dies Einsamkeitsbedürfnis für den Ausdruck eines am Erfolg verzweifelnden, verdüsterten Gemüts gehalten, für den unwiderstehlichen Drang, sich zeitweise wenigstens loszutrennen von der Frau, die ihn, ob er es auch nicht eingestand, so zweifelte Klara doch keinen Augenblick daran, beengte und einschränkte.

In diesem Falle aber war weder der eine noch der andere Grund für Maibrücks Verschwinden vorhanden. Es handelte sich um einen großen Erfolg, vor dem er floh, um ihre Gesellschaft, der er freiwillig für viele Stunden, für Abschiedsstunden entsagt hatte!

Es war gerade kein Kompliment, was er ihr mit seinem Verschwinden machte. Im Zorn hatte sie diese plötzliche Abreise beschlossen. Dann aber war das Telegramm gekommen und mit ihm die Reue, sich seiner Eigentümlichkeit nicht angepaßt, ihn ohne Abschied verlassen zu haben.

Von Nürnberg schon hatte sie ihm ein Telegramm gesandt, richtiger gesagt zwei Exemplare derselben Fassung: eins nach München ins Künstlerhaus, eins nach Dachau, die ihm ihre Abschiedsgrüße brachten, gleichzeitig ihre Heimatsadresse und die Erlaubnis, baldigst Nachricht zu geben.

Sie malte sich's aus, wie er wohl schreiben, in welche Form er seine glühende Dankbarkeit, seine schwärmerische Verehrung kleiden würde!

Sie lehnte sich in die Kissen zurück, schloß die Augen und stellte sich den Blick der seinen vor. Köstlich dachte sie sich's, ihre heiße Sprache in seinen Briefen wieder zu finden!

Eine plötzliche, unbezwingliche Sehnsucht stieg in ihr auf, seinen Kopf zwischen beide Hände zu nehmen, den Kuß, der schon lange sehnsüchtig auf ihren Lippen für ihn brannte, endlich auf die seinen zu drücken. Ein Gefühl überkam sie, als hätte neben diesem einen nichts anderes Sinn und Zweck mehr auf der Welt. Das Blut kochte in ihren Adern. Laut und sehnsüchtig rief sie seinen Namen in die laue Frühlingsluft hinaus.

Nach und nach wurde sie wieder ruhiger. Sie besann sich, wohin sie fuhr, welchem Wiedersehen sie entgegenging.

Helmuts Bild trat deutlicher vor ihre Seele. Seine jubelnde Freude, seine zärtlichen Umarmungen, die sie so lange entbehrt hatte, beschäftigten sie wieder mehr und mehr. Sie stellte sich's vor, wie glücklich Klemens sein würde, sie endlich wieder zu Hause zu haben, welchen Anteil er an ihren Münchener Errungenschaften nehmen würde. Ihre Briefe waren kärgliche gewesen. Von dem Schlußakt, der Eröffnung der Ausstellung und ihrem großen Erfolg, wußte man zu Hause noch nichts; sie würden reichlichen Gesprächsstoff haben. Auch von Max Maibrück würde sie erzählen, ja, sie mußte es sogar, denn sie hatte sich's fest vorgenommen, ihn ganz nach Berlin zurückzuziehen.

Was sollte er da draußen in dem einsamen armseligen Haus, allein mit dieser kleinen einfältigen Frau, losgelöst von der Welt, die er brauchte und die ihn bald brauchen würde!

Sobald sie in die Stadt fuhr, würde sie seine Mutter aufsuchen. Sie mußte alles daran setzen, den Sohn nach Berlin zurück zu bringen. Dann hatte sie, was sie wollte, ihn und ihren Jungen beisammen!

Als der Zug in die Halle einfuhr, sah sie Helmuts große, schlanke Gestalt mit Stolz in der Menge aufragen.

Mit gespannten Blicken musterte er die Fenster des Zuges.

Als er ihrer ansichtig wurde, hob er Hand und Hut zum Gruß. Seine schönen, warmen Augen strahlten.

Sie riß die Wagentür auf und umarmte ihn stürmisch.

„Mein Junge, mein lieber Junge!"

Die Umstehenden, zumeist Berliner, die Klara Möbius fast ausnahmslos entweder vom Ansehen oder aus ihren Photographien kannten, hatten ihre Freude an dem zärtlichen Wiedersehen. Eine so große Künstlerin und dabei eine so hingebende Mutter, das fand man selten beisammen!

Jetzt trat auch der Graf, der dem im Hintergrunde wartenden Diener noch einen kurzen Auftrag gegeben hatte, zu seiner Frau.

Er küßte ihr die Hand und sah ihr froh in die Augen.

„Wie geht's, mein Herz?"

„Vortrefflich! Danke! Und euch?"

„Gut, Mammeli!" sagte Helmut heiter, sie zärtlich bei dem Kosenamen nennend, den er als Kind gebraucht hatte.

Arm in Arm schritten sie alle drei über den Perron zum Wagen, Paul die Sorge für das Gepäck überlassend.

Die Villa strahlte in einem Meer von Licht. Überall Blumen und wieder Blumen, ein buntes, wunderliebliches Märchen. In den Vasen Maréchal Niel-Rosen und zartes grünes Frühlingslaub. Auf den Tischen Schalen mit süß duftenden Veilchen. Blühende Hyazinthen, Flieder, Krokus und Maiblumen überall hin verteilt, ein Meer von Duft und Farbe.

Klara war entzückt. Das war so ganz nach ihrem Geschmack. Abwechselnd umarmte sie Klemens und Helmut, ihre beiden Männer, wie sie im Scherz zu sagen pflegte. Dabei zog sich eine leichte Röte über ihr blasses, übermüdetes Gesicht; so etwas wie ein leises Schamgefühl diesem liebereichen Empfang gegenüber war im Begriff in ihr aufzusteigen. Aber sie unterdrückte es rasch. Der ihr angeborene, unausrottbare Trieb, der sie auf ihr Recht auf Glück pochen ließ, behielt die Oberhand. Der Traum, den sie geträumt, die Sehnsucht, die ihr das Blut rebellisch gemacht hatte, waren das unveräußerliche Recht der Künstlerin, die dergleichen Erregungen zum Schaffen brauchte. Ihr Haus und das verführerische Draußen waren zwei getrennte Welten, die sich einstweilen nichts zu sagen hatten. —

Helmut war der Mutter in den ersten Stock nachgeschlichen.

Die sechs Fenster über der Seeterrasse gehörten zu den Schlaf- und Ankleideräumen des Hauses.

Zur Linken lag das zweifenstrige Zimmer der Gräfin, daneben

ihr einfenstriges Garderobezimmer, dem sich ein gleicher Raum für den Grafen und Helmut und ganz zur Rechten das Schlafzimmer der beiden anschloß.

Helmut klopfte leise an das Schlafzimmer der Mutter.

„Bist du's, mein Junge?"

„Ja, Mammi."

„Komm nur herein. Ist schon serviert?"

„Nein. Ich wollt' dich nur einen Augenblick allein haben."

„Dummer Bub'."

Sie hatte die Reisebluse abgestreift und war gerade im Begriff, in ein hellrosa Morgengewand zu schlüpfen, dessen weiche Seide sich eng um ihre etwas zur Fülle neigende, aber noch immer schlanke Gestalt schmiegte.

„Wie schön du bist, Mama," sagte Helmut, und seine großen warmen Augen leuchteten stolz.

Dann mit einer plötzlichen Bewegung warf er sich ihr stürmisch um den Hals und flüsterte:

„Wie gut, daß du wieder da bist, Mammi. Ich hatte so viel dumme Gedanken, so viel Angst um dich — es war mir immer —"

Er unterbrach sich. Er konnte die dunklen Empfindungen, die Parthenius, die Tanten und die Großmama, nicht zuletzt der Mutter seltsam kurze Nachrichten in ihm aufgeregt hatten, ja doch nicht in Worte kleiden. Wie schwere, dunkle, rätselhafte Wolken war das alles an ihm vorübergezogen. Ehe er sie hatte fassen können, war die Sonne wieder dagewesen.

Klara hatte ihren Sohn betroffen angeblickt. Was konnte er meinen?

Dann sagte sie in einem leicht gereizten, abwehrenden Ton:

„Angst um mich? Weshalb? Es ist mir vortrefflich gegangen. Erfolg auf Erfolg. Und auch sonst. Ich erzähl' euch bei Tisch."

„Es war ja auch alles nur dummes Zeugs, Mammi."

Er hatte ein kleines Paket aus der Tasche gezogen, das er ihr einhändigte.

„Hier, Mammi. Deshalb kam ich eigentlich nur herauf."

„Eine Überraschung! Sieh, sieh!"

Während sie das Päckchen in Empfang nahm, fiel ihr ein, daß sie zum ersten Male vergessen hatte, Helmut etwas mitzubringen. Das mußte morgen nachgeholt werden. Sie würde in die Stadt fahren oder Klemens darum ersuchen.

Ein erstauntes, bewunderndes „Ah!" entfuhr ihr, als sie das kleine Medaillon aus dem Seidenpapier gewickelt.

„Aber Junge, bist du über Nacht zum Krösus geworden, hast du eine Erbschaft gemacht?"

„Nein, Mama," sagte er stolz, „alles zusammengespart vom Taschengeld."

Sie küßte ihn auf den frischen Mund.

„Sehr schön, sehr geschmackvoll, mein Schatz, wirklich ganz reizend."

„Mach' mal auf, Mama."

„O, wie ähnlich, ganz neu! Wer hat es gemacht? Dührkoop oder Becker und Maaß?"

„Keiner von beiden, Mammi. Herr Baumeister mit seinem neuen Apparat."

„Alle Achtung. Da muß ich mich bei Herrn Baumeister noch extra bedanken."

„Ach ja, tue das, Mammi."

„Und wo soll ich's tragen, Helmut?"

„An der Uhrkette oder am Kettenarmband, ja? Alle Tage!"

„Aber natürlich, kleines Schaf. Das versteht sich doch von selbst. Ich wollt' dich ja doch nur necken."

Arm in Arm schritten sie die schmale eichene mit weinroten Teppichen ausgelegte Treppe hinab.

Der Graf erwartete sie schon im Eßzimmer. Paul hatte gerade serviert.

„Hoffentlich bringst du guten Appetit von der Reise mit, liebste Klara." Er warf ihr einen besorgten Blick zu. „Du wirst dich pflegen müssen. Etwas abstrapaziert siehst du doch aus."

„Nun ja, es war ja auch eine Hetz, aber eine sehr nette. Erst wollte es gar nicht, wie ich wollte, dann am Ende hab' ich schließlich alles durchgesetzt."

Klemens lächelte.

„Das hab' ich nicht anders von dir erwartet."

„Übrigens soll ich dich von Prinz Artur grüßen. Er war sehr gnädig und mehr als das. Meine Bilder haben ihn förmlich begeistert. Er hat wirklich so ein bißchen was von Verständnis für die Kunst. Ich —" sie stockte einen Augenblick — „habe da einen jungen Menschen eingeführt, ein allererstes Talent, das hat der Prinz gleich erkannt, eher als die Banausen unter den Elfern, mit denen ich Schererei genug hatte."

„Haben sie dich geärgert, arme Mammi?"

Klara lachte. „Sie hätten es gern getan, aber es gelang ihnen doch nicht so ganz. Übrigens hab' ich auch noch andere Grüße mitgebracht als vom Prinzen, — aus der Familie — ratet mal!"

„Aus der Familie?" fragte Kipping sehr erstaunt.

„Von Rudi Riedinger, ja."

„Wie kommt denn der nach München?"

„Zum Pferdekaufen und —" sie wollte hinzufügen „Geldpumpen", aber sie verschluckte es. Die Gründe, aus denen sie Riedinger das

Geld gegeben hatte, ließen es ihr ratsamer erscheinen, darüber zu schweigen.

„Er war sehr fidel und guter Dinge."

„Das wundert mich," meinte Klemens, „nach dem, was mir Frida geschrieben hat."

„Bei ihr wird er eben nicht fidel gewesen sein, was ich ihm nicht groß verdenken kann. Nimm mir's nicht übel Klemens, du kennst ja meine Anschauung über deine Schwester."

„Leider ja, liebes Herz, scheint sie irreparabel, und doch ist Frida jeder Sympathie wert. Sie ist eine Märtyrerin."

„Gerade deshalb nicht mein Genre."

Klemens überhörte diese Bemerkung geflissentlich.

„Erst kürzlich wieder hat sie den letzten Rest ihrer Erbschaft, Dodos Anteil, gegen ihn verteidigen müssen. Riedinger soll sich bei dieser Gelegenheit sehr brutal gezeigt haben. Die Geschichte ist ihm höllisch in die Krone gefahren. Deshalb wundere ich mich, daß er besonders fidel war."

„Vielleicht hat er in München gute Geschäfte abgeschlossen, die den Verlust wieder wett machen," entgegnete Klara anzüglich.

„Ich wünschte es ihm und vor allem Frida von Herzen. Gelegentlich will ich mich mal selbst nach ihr umsehen."

„Was hat der Onkel von Dodo erzählt?" fragte Helmut.

„Gar nichts, mein Schatz."

„Wie sonderbar, nicht von seinen Kindern zu sprechen."

„Es sind nicht alle Eltern so närrisch, wie die deinen, Jungchen," sagte sie und gab ihm einen kleinen, zärtlichen Backenstreich.

„Im übrigen könntest du jetzt verduften, mein Schatz. Es ist elf Uhr und Schlafenszeit, wenn du morgen um sechs heraus mußt."

Nachdem Helmut gegangen war, rückte der Graf ein wenig näher zu seiner Frau.

Er schlang den Arm um sie und fragte leise und zärtlich:

„Wollen wir nicht auch hinaufgehen?"

„Ja, du hast recht, Klemens, ich bin müde. Es war doch alles in allem eine anstrengende Zeit, und auch auf der Fahrt hab' ich wenig geschlafen."

Sie stand auf und schritt sich nachlässig reckend zur Tür, ihre lange hellrosa Schleppe, auf die das Licht der Kristallkrone silberne Funken warf, nach sich ziehend.

„Es ist doch gut, wieder zu Hause zu sein, sich ganz gehen lassen zu können," dachte sie und ging in wohliger Trägheit die Treppe hinauf.

Vor ihrer Tür blieb sie stehen und reichte Klemens die Stirn zum Kuß.

„Gute Nacht, Klemens. Ich möchte morgen nicht geweckt sein."

Er sah sie verstört an.

„Wie denn, darf ich nicht mit dir gehen?"

„Ich weiß wirklich nicht," sagte sie, sich müde und nachlässig gegen die Türe lehnend.

Er umfaßte ihre noch immer schmiegsame Gestalt und flüsterte ihr ins Ohr:

„Ich frage noch einmal an — ja?"

Sie erwiderte nichts und ging in ihr Schlafzimmer. Dort warf sie sich, zu müde, um sich sogleich auszukleiden, in einen Stuhl und verschränkte die Arme über dem Kopf.

So lag sie eine ganze Weile in einer jener Anwandelungen träger Apathie, die sie zuweilen überkamen, ohne zu denken, ohne sich zu rühren.

Mechanisch fiel ihr Blick auf einen Spiegeltisch ihrem Sitz gegenüber. Zwischen zwei kostbar geschliffenen Flakons stand Helmuts Bild, eine Photographie nach einem Gemälde von ihr, dasselbe Bild, das in München auf ihrem Schreibtisch gestanden hatte.

Da erwachte sie plötzlich. Mit einem Schlage stand der Augenblick wieder vor ihr, da sie dies Bild zuletzt, Arm in Arm mit Max Maibrück, angesehen hatte. Die Erinnerung an seine körperliche Gegenwart drang berauschend auf sie ein. Sie hörte ihre eigene Stimme heiß und verlangend sprechen: „Du kommst zu mir, ich will euch alle beide haben." Sie sah es wieder, wie er schwer und langsam das Haupt schüttelte, fühlte es, wie sie die Hände ihm auf die leise bebende Schulter legte, und ihm zulächelte mit einem Lächeln, dem noch keiner widerstanden hatte.

In diesem Augenblick klopfte es an ihre verschlossene Tür.

Es war ihr Gatte, der Einlaß begehrte.

Sie schreckte auf.

„Nein, nein," rief sie hastig, „laß mich schlafen, ich bin todmüde."

Einen Augenblick blieb es draußen stumm, dann sagte Kipping leise:

„Gute Nacht denn; schlaf' dich aus, mein Liebling."

Über eine volle Woche dämmerte Klara so hin. Sie ging von den Wohnräumen in ihr Atelier hinüber und wieder zurück. Sie konnte stundenlang vor ihren Bildern und Entwürfen sitzen, ohne sich zu einem Pinselstrich aufzuraffen, ohne Selbstkritik zu üben, ohne eine neue Idee zu fassen. Sie sah kaum, was sie geschaffen hatte. Ihr Leben, Denken und Wirken lag wie in graue, weiche Schleier eingehüllt, hinter denen die Welt sich in sanften, weichen, verschwimmenden Farbentönen aufzulösen schien.

Eine derartige Reaktion war öfter schon nach angestrengter Arbeit, nach aufreibenden Kunstfahrten über Klara Möbius gekommen, aber sie war niemals so intensiv aufgetreten, war niemals von so langer Dauer gewesen, als seit ihrer Rückkehr von München. Sie hatte oft das Gefühl, Tage und Nächte lang durchschlafen zu können. Es kostete sie eine

unerhörte Anstrengung aufzustehen. Am liebsten wäre sie den ganzen Tag über im Bett geblieben; lieber noch hätte sie sich in ihre Hängematte unten am See gelegt, wenn es warm genug dazu gewesen wäre.

Mit trägem, wohligem Behagen genoß sie die Stille des Hauses, die, solange sie es nicht wünschte, kein lautes Wort, keine heftige Bewegung störte, genoß sie, nach den vielerlei Anforderungen, die man in München an sie gestellt hatte, die völlige Anspruchslosigkeit der Ihren an ihre Person, genoß sie das reiche, vornehme Behagen des Hauses, das sie wie ein sicherer Wall gegen die Außenwelt schützend umgab.

Dann, eines Tages, warf Klara diese Lethargie, aus der nichts stark genug gewesen war sie aufzurütteln, freiwillig von sich wie ein lästig gewordenes Gewand.

Klemens atmete auf; er hatte schon angefangen, sich schwere Sorgen zu machen. Er konnte sich nicht erinnern, daß seine Frau je zuvor, auch nach der anstrengendsten Arbeit nicht, in eine so lange andauernde Apathie versunken gewesen wäre, wie seit den letzten zehn Tagen.

Helmut, der schon verzweifelnd behauptet, die Mutter sei ihm ausgewechselt worden, stieß einen hellen Juchzer aus, als der Papa ihm nach dem Unterricht erzählte, die Mama sei helläugig und froh zur Stadt gefahren und hätte sich aus freien Stücken entschlossen, nachmittags bei Baumeisters einen Besuch zu machen.

„Mit uns natürlich?"

„Freilich, mein Junge, ja."

„Wann kommt die Mama aus Berlin zurück?"

„Wohl nicht vor Tisch."

„Hat sie so viel drin zu tun?" fragte Helmut enttäuscht.

„Ich weiß es nicht, mein Junge — ich denke mir, sie fährt zur Großmama und den Tanten, wohl auch zu Schulte, um den neuen Liebermann zu sehen. Sie sprach davon. Vielleicht hat sie auch Geschäftliches vor. Paul sagte mir vorher, es sei ein Eilbrief aus München an sie gekommen."

„Wenn sie sie nur nicht wieder holen!"

„Kein Gedanke, mein Junge. Und nun rasch, mach, daß du auf eine Stunde an die Luft kommst zwischen der Arbeit."

„Noch eins, Papa."

„Ja?"

„Wenn die Mama nun wieder mehr für uns da ist, wirst du wegen Heidelberg mit ihr sprechen?"

„Ganz gewiß, Helmut."

Mit einem frohen Lachen sprang Helmut hinaus, um sein kleines Boot flott zu machen. —

Auf dem Bahnhof hatte Klara einen Wagen genommen, den sie nach der Dresdener Straße dirigierte. Sie hatte sich nicht vorher angemeldet

und wollte ihre Familie überraschen. Danach — sie griff zärtlich in die Tasche, in der ein feines englisches Papier knisterte — wollte sie weiter sehen.

Lebhaft und geschmeidig reckte sie sich und sah mit hellen, sehenden Augen um sich. Wahrhaftig, lange genug hatte sie geschlafen, bis dieser Brief, den sie noch immer mit der Hand umspannt hielt, sie wieder aufgeweckt hatte. Jetzt hieß es mit vollen Segeln wieder in die Welt hinaus, leben, schaffen, Besitz ergreifen von allem, was ihr wünschenswert erschien, von allem, ja!

Tausend Pläne und Entwürfe, tausend Wünsche und Hoffnungen kreuzten sich in ihrem Hirn, als sie an diesem sonnenhellen Frühlingstage durch die belebtesten Straßen fuhr. Das fieberhaft pulsierende Leben der Millionenstadt, das da neben ihr, hinter ihr, vor ihr flutete, sich überstürzte, tosend brandete, fand verwandte Bewegung in ihrer Brust.

Auch in ihr flutete sich überhastend das Leben mit fieberhaftem, nicht rastendem Drang.

Sie eilte die steilen Treppen zu der Wohnung ihrer Mutter hinauf und riß an der Klingel. Das niemals einwandfrei aussehende „Mädchen für alles“ öffnete in ihrer schlumpfigen Manier.

Als sie sah, wen sie vor sich hatte, nahm sie sich ein bißchen zusammen.

„Die Frau Gräfin! — O je, das wird den Damen aber leid sein!“

„Meine Mutter nicht zu Haus, Marie?“

„Nein, Frau Gräfin, die Damen sind alle ausgegangen. Die Frau Mama und Fräulein Paula zu Wertheim, Konserven kaufen, und Fräulein Selma zu Herrn Parthenius — zum Malen.“

Das Mädchen grinste, als es den Namen Parthenius aussprach, und zeigte dabei zwei Reihen tadelloser Zähne, die gegen ihr übriges schmuddliges Aussehen auffällig abstachen.

„Was grinsen Sie denn so, Marie?“

„Ach Jott, ich meine man, Frau Gräfin.“

„Dumme Gans!“ murmelte Klara ärgerlich, die recht gut wußte, was das Mädchen mit seinem Grinsen andeuten wollte. „Auch noch Sittenrichter spielen!“

Sie schob Marie beiseite und trat in das Zimmer ihrer Schwestern gleich rechts am Flur ein.

„Ich werde etwas warten, Marie. Wann, glauben Sie, daß meine Mutter zurück kommt?“

„Das kann bald sein oder nicht, je nach dem; bei Wertheim ist das so 'ne Sache.“

Klara wurde ungeduldig.

„Schon gut.“

Sie legte Hut und Handschuhe ab und setzte sich an den kleinen

Schreibtisch zwischen den beiden, nach dem engen Hof zu gehenden Fenstern. Dabei dachte sie:

„Gräßlich, so existieren zu müssen!"

„Gehen Sie nur, ich finde schon, was ich brauche," sagte sie, in Paulas Schreibmappe kramend und einen Bogen herausziehend.

Als das Mädchen gegangen war, stand Klara noch einmal auf und schloß die Tür hinter ihr ab. Dann zog sie leise und zärtlich den Brief auf englischem Postpapier aus der Tasche, Max Maibrücks ersten Brief.

Er war nicht ganz so, wie sie ihn sich ausgemalt hatte. Die heiße stumme Sprache seiner Augen war nicht beredter geworden, aber zwischen den Zeilen las sie, was er nicht auszusprechen wagte: Ich liebe dich, ich verzehre mich nach dir.

Wieder und wieder las sie die vier beschriebenen Seiten, in ihrer klaren, für einen Künstler ungewöhnlich klaren und deutlichen Schrift, die noch an die Zeit gemahnte, da Max Maibrück mit dem Beruf seines Vaters seine ursprüngliche Karriere begonnen hatte. Sie hätte diese Schrift mehr in Übereinstimmung mit Max' Persönlichkeit sich gewünscht, genialer, krauser, kapriziöser, und doch konnte sie die Augen nicht davon wenden.

Sie stellte sich vor, wie er beim Schreiben ausgesehen habe; all seine kleinen Eigentümlichkeiten, die sie rasch erfaßt und festgehalten hatte, traten ihr vor Augen: die Lippen, die er in der Erregung fest aufeinander zu pressen pflegte, so daß er einen Ausdruck von Energie bekam, der ihm im Grunde nicht eigen war, die Augen, die klug und ruhig einen träumerischen Glanz annahmen, sobald ihm etwas das Blut warm machte, die Haltung des Kopfes mit dem dichten feinen Haar, ein klein wenig nach vorn geschoben, als ob sich die allerhand merkwürdigen Dinge des Lebens so besser fassen und halten ließen.

Sie schob das Briefblatt zurecht, um an ihn zu schreiben, die erste Nachricht seit ihrem Nürnberger Telegramm zu geben. Eine fieberhafte Hast ergriff sie. Wie hatte sie's nur über sich gewinnen können, sich ihm so lange nicht mitzuteilen! Sie begriff sich selbst nicht in ihrer verträumten, apathischen Lethargie.

Ihre Augen leuchteten, ihre Finger flogen über das Papier.

„Geliebter Freund, endlich ein Wort von Ihnen zu mir, endlich eins von mir zu Ihnen! Von mir aus wirklich nur ein Wort! Lassen Sie uns den Faden fortspinnen, den wir angeknüpft. Wir brauchen uns, wir haben ein Recht auf uns. Ich kann jetzt nicht fort, ohne zu kränken, ohne aufzufallen. Sie haben keine Rücksichten zu nehmen, so hoch stehen Sie über allem, was Sie umgibt. Kommen Sie zu mir, lassen Sie sich von keinerlei kleinlichen Bedenken zurückhalten. Seien Sie menschlich so groß, wie Sie es künstlerisch sein werden, sobald Sie aus der Enge in die Weite geblickt haben werden.

Ich wollte zu Ihrer Mutter gehen, ihr sagen: rufen Sie Ihren Sohn zurück. Aber ich will es nicht mehr. Sie sollen aus sich selbst herkommen, zu mir kommen, nur zu mir. Wissen Sie, was das heißt, Max?

Ich nehme Ihren Kopf zwischen meine Hände und küsse Ihre Augen, daß sie sehend werden.

Klara."

Sie hatte den Brief gerade in den Umschlag geschoben und adressiert, als draußen an der Türklinke gerüttelt wurde.

„Wer ist da?"

„Ich! Selma!"

Klara öffnete, die Schwester stürmte herein.

„Du bist wieder zu Haus? — Na, so was. Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich längst bei dir gewesen."

„Ich hab' mich vor niemandem sehen lassen, Selma. Aber um Gottes willen, wie siehst du denn aus? Wie eine Wilde, so geht man doch nicht über die Straße."

„Wenn man vom Modellstehen kommt," sagte sie gleichgültig und trat vor den Spiegel.

Wirklich sah sie nicht gerade zivilisiert aus. Das wirre schwarze Haar hing ihr bis in die Augen, der große Hut mit den schwarzen Federn saß ihr nur lose auf dem Kopf. Ein paar Knöpfe der roten Bluse waren aufgesprungen, der Rock war schief geknöpft, die Jacke schlenkerte ihr über dem Arm.

Und doch, wie sie da nebeneinander standen, die wilde, vernachlässigte Selma und die elegante, gepflegte Klara in ihrer tadellos vornehmen Toilette, war eine große, unverkennbare Ähnlichkeit zwischen den Schwestern.

In beiden die gleiche Rasse, der gleiche Typ, nur daß, wie Parthenius es Klemens gegenüber betont hatte, die Schönheit der Gräfin äußerlich kultivierter, von innen heraus verfeinerter geworden war, während sich Selmas Rasse in ihrer Ursprünglichkeit erhalten hatte.

Selma warf das Jackett nachlässig aufs Bett und steckte den Hut von den Haaren. Dabei sah sie aufmerksam auf ihre Schwester, die einen geschlossenen Brief mit der Rückseite nach oben in der Hand hielt, so daß man seine Aufschrift nicht lesen konnte.

„Du hast hier korrespondiert, Kläre?"

„Warum nicht, da niemand zu Haus war."

Es sollte sehr harmlos klingen, aber Selma bemerkte doch, daß der Schwester eine leichte Röte ins Gesicht gestiegen war.

„Wenn du Heimlichkeiten hast, laß Parthenius nicht dahinter kommen. Der ist noch immer eifersüchtig."

Klara Möbius zuckte die Achseln.

„Lächerlich. Nach achtzehn Jahren, und selbst damals hatte er kein Recht dazu. Übrigens hat er ja dich!"

Selma schürzte verächtlich den Mund.

„Daß ich nicht lache. Du glaubst doch nicht etwa —"

Klara zuckte noch einmal mit den Schultern.

„Ich steh' ihm Modell — ja. Nicht nur für Kopf und Hände, wie du damals — das stimmt; er zahlt es mir gut und ladet mich außerdem manchmal zum Essen und Trinken, wir sind ganz gute Kameraden, das ist alles."

Es lag eine Art Resignation in dem Ton, in dem das Mädchen sprach.

Da Klara nicht antwortete, fuhr Selma, die Beine übereinander geschlagen, auf dem Rand ihres Stuhles sitzend, fort:

„Sie glauben es alle, hier und wo anders. Das macht mir Spaß. Was frag' ich nach meinem Ruf — gar nichts, da mich doch keiner lieb hat, um den mich's kümmern könnte. Gäb's den und ich liebte ihn, dann freilich!"

Eine Flamme loderte in des Mädchens Augen auf.

„Um diesen einen, der nicht existiert, riß ich die Welt aus den Fugen!"

„Mir scheint, es existiert doch, mein Kind, und wir kennen ihn beide. Soll ich ihm sagen, daß du dich nach ihm verzehrst?"

Sie sprang auf wie eine wilde Katze.

„Daß du schweigst, Klara! Lachhaft, gerade du wolltest ihm etwas sagen, du, die er nicht vergessen kann!"

„Hör' damit auf, Selma. Parthenius ist kein Jüngling mehr. Überdies ein Mann so voller Ironie und Satire, was weiß der von Liebe!"

Selma lächelte resigniert.

„Hat er übrigens meine Karte aus der Bar bekommen?"

„Ja, wir haben uns alle über deinen Gruß gefreut. Wer waren die andern, die unterschrieben hatten? Wir haben keinen einzigen Namen lesen können."

„Grappe, mein Schwager Riedinger aus Wien und ein junger Maler, den ich bei den Eltern eingeführt habe."

Während Klara sprach, dachte Selma, an wen von den dreien wohl der Brief gerichtet sein mochte, den die Schwester noch immer mit dem Verschluß nach oben in der Hand hielt. Aber sie fragte nicht. Sie hatte sich's längst abgewöhnt, Klara mit Fragen zu kommen, die sie doch nur beantwortete, wie sie gerade wollte.

„Also, addio, mein liebes Kind, ich muß jetzt fort. Wenn die Mama sich von den Wertheimschen Konserven nicht trennen kann, tut mir's sehr leid, aber länger warten kann ich nicht."

„Sie wird außer sich sein. Sie ist jetzt so wehleidig mit euch, daß es oft nicht zum Aushalten ist, behauptet, ihr behandelt sie unter der Kanone. Hat Helmut dir nichts erzählt?"

„Nein. Der Junge erzählt mir Gott sei Dank nie etwas Unangenehmes."

„Sei du froh! Hier hört man nichts anderes. Übrigens, bildschön wird der Bengel, aber dumm ist er noch wie ein neugeborenes Kind."

„Sag' lieber rein," unterbrach Klara sie ernst und mit Nachdruck. „Das ist Kippingsche Art. Gott sei Dank für ihn."

Selma begleitete die Schwester bis auf die Treppe.

„Fährst du direkt nach Haus?"

„Nein, ich will noch etwas für Helmut besorgen und zu Schulte gehen oder vielmehr fahren. Ich finde wohl gleich an der Ecke einen Taxameter?"

„Gegenüber vom Theater stehen immer welche."

„Auf Wiedersehen, Selma."

„Sollen wir einmal herauskommen?"

„Ich gebe Nachricht. Bitte nicht aufs Geratewohl."

„Die Mama wird schwer zu halten sein."

„Das ist eure Sache, Kinder."

Sie rauschte mit ihren langen seidenen, schleppenden Gewändern die steile Treppe herunter. Im Herabsteigen fiel ihr ein, daß sie zuerst nach dem Anhalter Bahnhof fahren könne und ihren Brief dort in den Bahnkasten stecken. Vielleicht kam er auf diese Weise schneller in Max' Hände. Jedenfalls war es ihr ein liebes Gefühl, ihm ihren Gruß so zu sagen ein Stückchen entgegen zu bringen.

Vor der großen Halle stieg sie aus und malte sich's aus, wie es sein würde, wenn sie hier vorführe um ihn zu empfangen! Lange durfte er sich nicht besinnen, bis er kam. Das Warten vertrug sie ganz und gar nicht.

XI.

Für den ersten Sonntag im Mai hatte Franz sich mit Annchen Wilde in Stolp angemeldet.

Er hatte zuvor schon mit dem Vater über seine Zukunftspläne gesprochen, in derselben ruhigen Art, in der er sich Helmut gegenüber geäußert hatte, leidenschaftslos, ohne jegliches Himmelhochjauchzen oder zum Tode betrübt sein.

Der Dorfschullehrer war trotz allem wie aus den Wolken gefallen gewesen und hatte mit seinen Bedenken nicht zurückgehalten.

Wie denn, sein Junge, der noch auf der Schulbank saß, eine Lehrzeit von mindestens sechs Jahren noch vor sich hatte, bevor er bei dem geplanten Studium zu einer Art Selbständigkeit gelangen konnte, hatte

schon eine Wahl fürs Leben getroffen, wollte ein Mädchen an sich binden, gleichaltrig, aus den denkbar bescheidensten Verhältnissen, ohne einen Pfennig auch nur zu erwartenden Vermögens, vielleicht Mutter und einen Teil der Geschwister lebenslang auf dem Hals!

Franz hatte dem Vater ruhig zugehört.

„Ich begreife deine Bedenken vollkommen, lieber Vater. Jedenfalls würde ich die Dinge genau so auffassen wie du, wenn der Fall umgekehrt wäre. Es ist ja auch möglich, daß du recht hast, einstweilen aber empfinde ich nicht so. Es ist, wie ich dir schon sagte, nicht die große Leidenschaft, von der man liest und spricht, die mich zu Annchen zieht, es ist vielmehr eine tiefe Sympathie, die vollkommene Übereinstimmung all unserer Anschauungen, die uns aneinander bindet. Du wirst mir sagen, daß diese Anschauungen noch unreife sind, daß man nicht wisse, wie sich ein jedes von uns entwickeln wird in der langen Zeit, die noch vor uns liegt. Das habe ich nicht nur mir selbst gesagt, sondern auch Annchen zu bedenken gegeben. Sie hat mir geantwortet: wir werden beide zusammen älter und reifer werden, und findet eines von uns dann, daß es nicht das Richtige ist, bleibt uns noch immer Zeit, wieder auseinander zu gehen, wir haben dann wenigstens eine schöne Jugendfreundschaft gehabt."

„Das ist ein verständiges Wort," hatte der Alte etwas beruhigter gemeint.

„Das ist eben Annchen, lieber Vater, die mir durch ihren steten liebevollen Zuspruch, mit ihrem Frohsinn — den sie sich trotz aller Lasten, die auf ihr lagen, bewahrt hat — die manchmal recht öde Tagesarbeit leicht macht, ihr ein schönes Ziel steckt."

Kopfschüttelnd und bewundernd zugleich hatte der alte Waßmann seinem Jungen zugehört. Franz war immer ein ausnehmend verständiger Bursch' gewesen, der den Eltern die Opfer leicht gemacht hatte, die sie für ihn bringen mußten, um etwas Tüchtiges aus ihm zu machen, aber für so gescheit und fertig, wie er ihn heute kennen lernte, hatte er seinen Sohn doch nicht gehalten. Was er da vor sich hatte, war keine jungenhafte Liebelei, zu der Franz bis vor kurzem noch eine gewisse Neigung gezeigt. Was und wie er von sich und dem Mädchen sprach, das klang nach einem festen, wohlüberlegten Lebensprogramm. Da blieb dem Alten wenig zu sagen; das waren Dinge, die man sich selbst überlassen mußte, wollte man sie nicht zu unrecht verschütten, nicht eine Verantwortung auf sich laden, die man später vielleicht zu bereuen Ursache fand.

So hatte der alte Mann seinem Einzigen, Spätgeborenen nur ernst in die ernsten Augen gesehen.

„Tu, was du für recht hältst, mein Junge, aber bleibe vernünftig, und Gottes Segen über dir. Bringe mir das Mädchen heraus, aber zeige

der Mutter nicht gleich die etwa zukünftige Tochter in ihr. Laß die Dinge erst fertiger werden. Nach dem Examen vielleicht, ehe du uns verläßt, sprich dich mit der Mutter aus. Unsere Alte ist die beste Seele von der Welt, ich wüßte keinen Tadel an ihr, aber am Ende, sie ist nur ein Weib."

Ein gutes, beinahe ein wenig mitleidiges Lächeln spielte um den eingefallenen Mund des Mannes. „Sie würde die Gevattern und Nachbarn zusammenrufen und Verlobung feiern wollen mit selbstgebackenem Kuchen und selbstgezogenem Apfelwein."

„Ich verstehe, lieber Vater," hatte Franz lächelnd zugestimmt.

„Eine junge Zeichnerin, die die Natur bei nahe betrachten will, die Nichte eines Mannes, der dir Gastfreundschaft erwiesen hat, das genügt für Mutter, um das Fräulein freundlich zu empfangen; das nimmt sie, ohne weiter zu grübeln, wie es gegeben ist."

Die Voraussetzungen des Alten hatten sich als vollkommen zutreffend erwiesen. Frau Christiane nahm die Dinge ganz harmlos und fand es überaus nett von ihrem Jungen, einen Gast mitzubringen, ein armes, junges Ding, das das ganze Jahr über dem Zeichentisch saß und sicherlich gute Luft und Sonnenschein und Milch und frischgebackenes Brot nur vom Hörensagen kannte.

Mit ihrer schönsten Sonntagshaube angetan, erwartete sie die Ankömmlinge am Staketenzaun. Drin stand der Kaffeetisch für fünf Personen schon feierlich gedeckt; Franz hatte gebeten, zu den Kippings herüber zu schicken und Helmut einzuladen. Das würde mal ein vergnügter Sonntag werden nach den vielen einsamen, die der lange Winter ihr beschert hatte, wo sie allein mit ihrem Alten hier gehockt, der auch Sonntags nicht von seinen Büchern loszureißen war.

Frau Christiane hätte wetten mögen, daß er auch jetzt noch, kurz vor Ankunft der Gäste, irgend einen der alten Bände vorhatte, die Franz ihm dann und wann aus Berlin mitbrachte. Sie waren beide die richtigen Bücherwürmer, aber stolz war sie doch auf alle beide.

Die Alte trippelte hin und her in ihrem sauber geharkten Gärtchen, in dem ein bunter Blumenflor durcheinander blühte und duftete. Da sollte das junge Mädchen wohl Vorbilder finden für ihre Zeichnungen. Einen ganz aparten Strauß wollte sie zusammenbinden. Ob dieses kleine Fräulein Wilde auch ein so großes Talent war, wie die Gräfin Kipping drüben? Vielleicht auch mal eine berühmte Malerin würde? Die sollte ja wohl auch aus ganz einfachen Verhältnissen stammen und ganz klein und bescheiden angefangen haben.

Was nicht alles aus den Menschen werden konnte!

Gestern gegen Abend war die Gräfin durch die Dorfstraße gefahren, selbst kutschierend auf dem neuen hohen Jagdwagen, den die

Kippings sich kürzlich zugelegt hatten, und noch dazu ohne Helmut und ohne ihren Mann, hinten drauf nur der Diener Paul.

In der ganzen Straße hatten sie neugierig vor den Türen gestanden oder waren an die Fenster gestürzt. Sie war zufällig im Garten beim Blumengießen gewesen. Die Gräfin hatte sehr schön und elegant, aber blaß und finster ausgesehen, das hatten alle gefunden. Auch hatte jeder sich gewundert, daß sie allein fuhr; sonst hatte man sie stets mit dem Grafen und Helmut, mindestens mit einem von beiden gesehen; nur Nachbar Warnke, der Gastwirt, hatte sie kürzlich mal so getroffen, — wie er durch den Wald nach Flotow gegangen war, um Kartoffeln bei Bauer Dohlke zu bestellen, der noch immer Winterware hatte — auch allein, bloß mit dem Diener. Und stolz war sie auch geworden, zu niemand hatte sie hingeschaut, nur immer geradeaus auf die Pferde, die sie zweie lang gespannt hatte. Schön hatte es ja ausgesehen.

Plötzlich klang ein Pfeifen und Läuten durch die Luft. Der Berliner Zug hielt an der letzten Station. Ganz deutlich hörte man das Ankunfts- und Abfahrtssignal. Die kleinen gutmütigen Augen der Alten strahlten. In längstens zehn Minuten konnte Franz mit dem Fräulein hier sein.

Frau Christiane ging noch einmal in das kleine Eßzimmer zurück und sah nach, ob auch alles seine Ordnung hatte, die Kaffeetassen und Teller, die Messer und Löffel, die Butter und der Honig, die Brotschnitte und Kuchenwecken, die gute fette Milch und die Zuckerdose. Dann ging sie in die Küche nebenan und befühlte die dickbauchige braune Kaffeekanne, die auf dem Herd stand, ob sie auch noch die nötige Wärme habe. Es stimmte alles.

„Vater," rief sie den Gang hinunter, „sie kommen."

Als Frau Christiane wieder vor die Tür trat, sah sie ihren Jungen schon um die Ecke biegen, neben ihm ein zierliches, junges, blondes Ding.

„Ei guten Tag, guten Tag, und schön willkommen."

Franz umhalste die Mutter, Annchen blieb bescheiden hinter ihnen stehen, bis Franz sie herbeizog.

„Also, liebe Mutter," sagte er nicht ohne Bewegung, der er indes sogleich wieder Herr wurde, „hier bring' ich dir meine gute Freundin, Fräulein Annchen Wilde, die dich und unsern Garten kennen lernen möchte."

Dem Mädchen stieg eine feine Röte ins Gesicht, als die alte Frau ihr die Hand reichte und freundliche Worte zu ihr sprach, aber auch sie faßte sich schnell.

„Hier ist noch einer, der begrüßt sein will."

Vater Waßmann war zu den dreien hinter den Staketenzaun getreten.

„Tag, Junge, willkommen, Fräulein," sagte er, jedem der beiden eine Hand reichend und verständnisvoll drückend. Dabei schmunzelte er. Ein liebes Gesicht! Schlechten Geschmack hatte der Junge nicht.

„Ist Helmut noch nicht hier?" fragte Franz.

„Nein, Fränzchen. Wenn uns nur der Kaffee nicht absteht!" klagte Frau Christiane.

„Aber er kommt doch bestimmt?"

„Ich denke doch. Wir können ja immer anfangen, wenn Mutter Besorgnis um ihren Kaffee hat," schlug der Lehrer vor.

„Das schickt sich doch wohl nicht gegen den jungen Herrn Grafen," meinte Frau Christiane bedenklich.

„Unsinn. Wir sind durstig, anstatt daß wir den Kaffee kalt werden lassen, trinken wir ihn lieber. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Annchen?"

Ehe sie antworten konnte, hatte die Alte Annchen freundlich bei der Hand genommen.

„Franz hat ganz recht, kommen Sie, Kindchen."

Der Kaffee war, bis auf zwei für Helmut zurückbehaltene Tassen, ausgetrunken, in den Wecken- und Brotberg war eine erhebliche Bresche geschlagen worden, dem guten, selbstgezogenen Honig, der vortrefflichen Butter alle Ehre getan worden; von Helmut war noch immer nichts zu sehen.

Franz wurde unruhig. Das war so gar nicht des Freundes Art.

„Ob ich mal herüberlaufe?" fragte er den Vater halblaut, „am Ende ist etwas passiert."

„Wenn auch das nicht, so könntest du doch mal hinübersehen; vielleicht ist es ein Mißverständnis; du bist ja schnell auf den Beinen, Junge. Wir sorgen derweilen schon für das Fräulein."

„Ich geh' mit ihr in den Garten," sagte Frau Christiane eifrig, „wenn Franz den Grafen holen geht. Ich zeige Fräulein Annchen alles, und sie sucht sich aus, was sie brauchen kann."

„Ja, tut das," entschied Franz. „Ich weiß nicht weshalb, aber ich sorge mich um Helmut."

Er nahm seinen Hut vom Kleiderriegel und ging mit raschen Schritten hinaus. Annchen, die ihm mit den Augen folgte, sah, daß er um die entgegengesetzte Ecke der großen Straße bog, um die sie gekommen waren. Dann war er ihren Blicken verschwunden. —

Es war sehr warm und die Chaussee sehr staubig. Dennoch schritt Franz mit raschen Schritten aus. In einer kleinen Viertelstunde hatte er die Kippingsche Villa vor sich, und fünf Minuten später den gradeaus auf das Grundstück abzweigenden Weg unter den Füßen.

Während es auf der Chaussee von Fuhrwerken, Rädern, Motoren und Spaziergängern sehr lebhaft gewesen war, herrschte auf dem von Haselnußbüschen und Erlengesträuch eingefaßten Weg tiefe Stille. Er

war wenig benützt, weil er eine Sackgasse bildete, die nur für zwei oder drei Seevillen in Betracht kam. Ihre Besitzer hatten ihn gemeinsam, der Abkürzung des Chausseewegs halber, anlegen lassen.

Hier und da zwischen den Büschen auf dem gutgepflegten Rasen waren Ruhesitze angebracht, die bereits angenehm beschattet waren. Franz, der bisher im Laufschritt den Chausseeweg hinter sich gelassen hatte, nahm den Hut ab und wischte den Schweiß von der Stirn. Einen Augenblick dachte er daran, sich ein paar Minuten niederzusetzen, aber eine unerklärliche Unruhe trieb ihn vorwärts.

Etwa zehn Minuten vor der Kippingschen Villa senkte sich der Rasen auf der Seeseite um ein beträchtliches dem Wasserspiegel zu. Angenehm kühl wehte die Luft vom See herauf. Zwischen dem Buschwerk konnte man hie und da ein Stückchen seiner heut grünlich weißen Farbe im Sonnenschein aufblitzen sehen.

Als Franz im Weitergehen flüchtig auf einen dieser Durchblicke sah, bemerkte er im dichten Buschwerk einen halbversteckten Sitz, der ihm vordem nie aufgefallen war. Er kniff die Augen gegen das blendende Sonnenlicht ein. Als er näher zusah, erkannte er auf dem Sitz eine Gestalt, die weit nach vorn gebeugt saß, die Arme auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen. Selbst auf die nicht unbeträchtliche Entfernung hin war zu erkennen, daß etwas schmerzlich Niedergebeugtes in der Haltung des Sitzenden lag. An einer kleinen Bewegung, an dem dichten schwarzen Haar des vorgebeugten Kopfes, über den gerade ein Sonnenstrahl fiel, erkannte er Helmut. Rasch entschlossen bog Franz die dichte Hecke auseinander und zwängte sich hindurch, nicht ohne sich an den Händen zu verletzen. Dann eilte er den Rasenhang hinunter bis an die versteckte Bank.

„Helmut! Was gibt's denn, Helmut!"

Der Angerufene nahm die Hände vom Gesicht und blickte den Freund erstaunt aus verstörten Augen an.

„Du bist's, Franz? Wie kommst du denn hierher?"

Franz stand vor dem Freunde und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt.

„Ich wollte nach dir sehen. Wir erwarten dich seit anderthalb Stunden. Was ist denn geschehen?"

Helmut antwortete nicht gleich. Dann stand er langsam auf.

„Wenn du mich noch haben willst, Franz, könnten wir gehen."

„Gewiß will ich dich haben; die Eltern erwarten dich auch, und Annchen. Was sind denn das für Geschichten, Helmut? Warum sitzt du hier und brütest, anstatt zu uns zu kommen."

„Ich wollte mit etwas fertig werden, Franz, ehe ich zu euch kam," sagte er im Vorwärtsschreiten, „aber ich bin's noch nicht geworden."

„Gescheiter wär's gewesen, du wärst damit zu mir gekommen."

Helmut schüttelte den Kopf."

„Mit allem andern vielleicht, mit diesem, nein."

Sie schlüpften durch die Hecke. Als sie wieder auf der Straße waren, sagte Franz:

„Ich will gar nicht in deine Geheimnisse dringen, Helmut, nur das wollte ich sagen: wenn es vielleicht etwas mit deiner Mutter ist, und du glaubst, weil ich nicht immer das volle Verständnis für eure Anbetung gehabt habe, früg' ich nichts danach, von deinen Sorgen um sie zu hören, so will ich dich nur versichern, daß du mich schlecht kennst und ich herzlichen Anteil nehme."

Helmut hatte ihn erst starr angesehen, dann war er aufgefahren.

„Wie kommst du auf meine Mutter?"

„Ganz einfach, weil ich gehört habe, daß sie blaß und verdüstert aussehen und die Einsamkeit suchen soll."

Helmut biß sich auf die Lippen.

„Wer hat das gesagt?"

„Meine Mutter, die Leute in Stolp. Sie interessieren sich doch alle für sie, schwatzen alle über sie. Daß du dich darüber wunderst!"

„Was haben sie noch gesagt?"

„Weiter nichts. Oder wenigstens hab' ich nichts weiter gehört."

Helmut war stehen geblieben und hatte des Freundes Arm mit beiden Händen umfaßt.

„Sie haben recht," sagte er heiser vor Erregung, „sie ist blaß und verstört und sucht die Einsamkeit — wir wissen nicht warum —"

Wie unterdrücktes Schluchzen brach es aus dem Gequälten.

„Sie ist gar nicht meine Mutter mehr."

„Aber Helmut, Helmut," rief Franz ärgerlich, „das sind ja doch Einbildungen, Gespenster, die du mal wieder am hellen Tage siehst. Mach dir doch klar, was du eigentlich weißt, und was du dir einbildest! Und vor allem — denkt dein Vater wie du?"

Helmut zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht; Papa ist ernst und ruhig, was in ihm vorgeht, ahn' ich nicht. Er ist so verschlossen, er spricht sich nicht aus, aber glaube mir, er leidet auch, obwohl er es nicht merken läßt und immer freundlich und liebevoll mit der Mama ist, die von uns beiden kaum noch etwas zu sehen scheint. Papa hat den Arzt rufen lassen, er sollte wie zufällig kommen und die Mama besuchen, die er seit Wochen nicht gesehen hatte. Er fand sie ganz gesund, nur etwas abgespannt." Helmut braufte auf. „Was weiß er von ihr, nachdem er ihr einmal den Puls gefühlt und unter die Augenlider gesehen hat! Ich weiß, was mit ihr ist, denn ich kenne sie. Irgend etwas ist zwischen sie und uns gekommen, irgend etwas, was sie verstört und uns entfremdet."

„Helmut, denke doch, was du sprichst."

„O, ich habe sie genau beobachtet. Wenn alle glauben, sie arbeitet, so ist sie wohl in ihrem Atelier und bleibt stundenlang da, aber sie arbeitet nicht. Sie starrt auf ihre Bilder und rührt sie nicht an. Dann setzt sie sich und schreibt, schreibt endlose Briefe und zerreißt sie wieder und setzt Telegramme auf und läßt niemand hineinsehen und trägt sie selbst zur Post. Und wenn dann in ein paar Stunden kein Telegramm, woher weiß ich nicht, da ist, schließt sie sich in ihr Zimmer ein und weint, oder sie macht große Toilette und stört den Papa von der Arbeit auf und quält ihn, mit ihr nach Berlin zu fahren, ins Theater zu gehen, Freunde einzuladen und irgendwo Sekt mit ihnen zu trinken. Dann lacht sie überlaut und spielt die Vergnügte, aber sie ist es nicht, ich weiß es, Franz, besser als der Papa, der froh ist, wenn sie solche Wünsche hat und er sie erfüllen kann."

Helmut lächelte bitter.

„Überanstrengung, Übererregung nennt er es."

„Es wird ja auch nichts anderes sein," tröstete Franz.

Helmut schüttelte den Kopf.

„Die Mama ist oft schon überreizt und abgespannt gewesen und öfters auch gereizt und unfreundlich gegen den Papa; mit mir aber war sie immer lieb und gut. Mich hat sie niemals vernachlässigt. Wie sie damals nach dem ‚Gastmahl' ganz zusammenklappte und tagelang zu Bett lag, hab' ich stundenlang bei ihr sitzen müssen. Sogar der Unterricht wurde abgesagt, damit sie mich immer um sich haben konnte. Es war ihre größte Freude, meine Hand zu halten, mich zu streicheln und zu liebkosen. Jetzt, wenn sie so blaß und starr dasitzt und ich fasse nur nach ihrer Hand, zieht sie sie fort und sieht dabei teilnahmslos über mich fort. Wenn wir mit ihr sprechen, der Papa und ich, hört sie zuweilen, ja meistens gar nicht hin. Und wenn sie es tut oder selbst mit uns spricht, unterbricht sie sich plötzlich und nimmt eine ganz seltsame Haltung an, so, als ob sie lausche und warte."

Franz war nun auch nachdenklich und nicht gerade zuversichtlicher geworden, wenn er die Dinge auch nicht so tragisch ansehen konnte, als der Freund.

„Vielleicht wartet sie wirklich auf irgend etwas, eine Berufung, eine Auszeichnung, was weiß ich, über das sie nicht mit euch sprechen will, mit dem sie euch überraschen will."

„Das meinte Papa anfangs auch."

„Siehst du wohl, und das macht sie immer mehr und mehr nervös. Es gibt nämlich Menschen, Helmut, die Warten halb verrückt macht. Hab' ich dir nicht mal von dem Leiden unseres Ordinarius erzählt? Wenn einer aus seiner Quarta nicht sogleich mit der Antwort da war, oder wenn er auf die Hefte warten mußte, war der Teufel los. Zu Haus soll es zuweilen nicht zum Aushalten gewesen sein mit ihm, aber

die Frau wußte, daß es krankhaft war, und hat es ruhig hingenommen. Jetzt soll es ihm besser gehen."

Inzwischen waren die Freunde von der Chaussee ab und auf die Dorfstraße gekommen.

„Wenn du kannst, Helmut, laß dir's nicht merken von deinem Kummer. Mutter hat sich so sehr auf uns alle gefreut, und auch Annchen ist so vergnügt! Ich gönne ihr's. Die letzten Wochen waren wieder schwer zu Haus; die Mutter mit dem Bein schlecht daran, und mit den Kindern eine ewige Plackerei. Dazu die eigene Arbeit. Es wird Zeit, daß sie mal aus allem herauskommt!"

„Wenn man helfen könnte, Franz," sagte Helmut zaghaft, „ich tät' es so gern! Sei doch nicht eigensinnig! Wenn auch die Mama jetzt nicht zu haben ist, glaube mir, dem Papa und mir machte es die größte Freude. Mit wenig kann man den armen Menschen ja schon Gutes erweisen. Nur daß Annchen auf die Kunstschule gehen kann, den Hungerlohn mit dem Kartenzeichnen nicht mehr zu verdienen braucht!"

Franz hatte, während der Freund sprach, heftig abwehrend den Kopf geschüttelt.

„Laß, laß, das muß ich schon allein zusammenbringen, und wenn was fehlt, muß Onkel Lepke eben mal in die Tasche greifen. So viel ist ja Gott sei Dank noch darin."

„Wir sprechen doch noch mal darüber, Franz."

Im Garten saßen Annchen und Frau Christiane und banden einen Strauß.

Annchen wehrte lachend ab, wenn der Lehrer immer neue Stauden und Blumen und Zweige brachte.

„Genug, genug, Herr Waßmann. Sie lassen mich am Ende sonst nicht ins Coupé mit diesem Riesenstrauß. Tausend Dank. Jetzt werd' ich was Schönes zeichnen können."

Ganz heiß vor Eifer, den mächtigen Buschen mit beiden Händen umspannend, lief sie Franz und Helmut entgegen. Sie hatte für keinen eine Hand frei.

„Ist er nicht herrlich! Zehn Dutzend Karten kann man danach zeichnen."

„Wenn er nicht welken würde, bis sie fertig sind," neckte Franz.

Annchen machte ein betrübtes Gesicht. Daran hatte sie nicht gedacht.

„Wenn die Blumen verblüht sind, holen wir neue," tröstete Franz.

Helmut gab sich die erdenklichste Mühe, in den heitern Ton einzustimmen, der in dem kleinen Kreise herrschte. Nach und nach wurde er ruhiger. Die freundliche Harmlosigkeit, mit der die Waßmanns untereinander und mit ihrem jungen Gast verkehrten, tat ihm wohl und lullte seinen Schmerz ein. Er war sehr froh, daß Franz ihn herüber geholt hatte. Seine eigenen selbstquälerischen Gedanken hatten ihm in

den letzten Tagen gar zu arg zugesetzt. Hier gaben sich die Menschen, wie sie waren, aufrichtig und schlicht. Keiner suchte hinter den Mienen des andern etwas Verborgenes, Heimliches. Hier gab es keine verweinten Augen, keine verschlossenen Türen, kein verzerrtes Lachen.

Ein Seufzer hob seine Brust. In diesem Augenblick wünschte er, seine Mutter wäre nicht die große berühmte Frau gewesen, auf die er so stolz war, das Haus, in dem er aufwuchs, nicht der Mittelpunkt so vieler, einander kreuzender Interessen.

Seine junge Seele sehnte sich nach einem schlichten Dach, nach einer Mutter, die nur Mutter war! —

Abends begleitete Helmut Franz und Annchen zur Bahn.

Sie gingen durch einen Feldweg, in dem es süß duftete von sprießendem Korn. Franz und Annchen gingen Hand in Hand hinter Helmut her. Der Mond war aufgegangen und schien über die Wiesen und ein Stückchen des Sees hinter den dunklen Erlen.

Helmut vernahm, daß die Schritte hinter ihm aufhörten.

Dann rief Annchen begeistert:

„Sieh nur, Franz, sehen Sie, Herr Graf, welch' ein schönes Bild, wer das malen könnte! Wer eine Künstlerin werden könnte, wie Ihre Mutter!"

Er hatte sich umgedreht und trat nun ganz dicht an die beiden heran und sah dem Mädchen ernst in die Augen.

„Liebes Fräulein Annchen, wünschen Sie das nicht!"

Dann legte er dem Freunde die Hand auf die Schulter.

„Laß sie nicht Künstlerin werden, Franz," sagte er eindringlich.

„Ohne Sorge, mein Junge," lachte Franz, Annchen fröhlich die Wange klopfend. „In der ist kein Tropfen Künstlerblut. Die ist das geborene Hausmütterchen. Aber lernen soll sie doch was, bis sie mal ein Hausmütterchen wird." —

Kurz vor dem Bahnhof kehrte Helmut um. Er fürchtete sich davor, Bekannte zu treffen, die ihn ausfragen könnten, weshalb die Mama sich nirgends sehen lasse, nachdem sie nun schon ein paar Wochen zurück sei.

Die meisten vermißten sie freilich nur aus gekränkter Eitelkeit, ärgerlich, weil sie sich der Besuche der berühmten Möbius nicht rühmen konnten. Es gab aber auch Menschen, die ihr wirklich zugetan waren, die sich ihr Fernbleiben zu Herzen nahmen. Denen zu begegnen, hätte Helmut förmlich wehe getan.

Er ging den Feldweg zurück, den sie gekommen waren. Jetzt, da Franz und Annchen nicht mehr hinter ihm schritten, fühlte er erst die große Stille, die um ihn war. Er setzte sich auf den Feldrain nieder und sah auf die grünen sprießenden Halme, die ein sanfter Wind hin und her bewegte wie wogendes Wasser.

Und als er so sinnend saß, belebte sich plötzlich die Stille, Stimmen

sprachen, Menschen regten sich. Mitten aus dem Korn ragte einer auf, schlank und sehnig, mit schmalen, festen Lippen, um die sich feine ironische Linien zogen — Parthenius.

Er sprach laut, durch die Stille tönend, von den Frauen, in demselben kühlen, verächtlichen Ton, der Helmut früher schon das Blut sieden gemacht. Dann kam Tante Selma und lachte ihm frech entgegen und schüttelte ihr wildes, schwarzes Haar und sagte:

„Du hast recht, so sind wir, aber es tut nichts, wenn es nur lustig ist. Dazu ist das Leben da."

Und neben Selma tauchte die Gestalt seiner Tante Frida auf, wie er sie zuletzt gesehen, blond und bleich, und sie ging beiseite und weinte bitterlich.

Und mehr und mehr kamen, alle Selma gleich, und faßten sich bei den Händen und führten einen wilden Reigen auf.

Helmut aber drückte die Hand über die Augen. Er wollte sie nicht sehen. Er fürchtete sich, daß seine Mutter zwischen ihnen sein könnte.

Als er die Hand wieder von den Augen nahm, war sie naß, und der Spuk war verschwunden.

XII.

Auf der kleinen verfallenen Altane, die in den verwilderten Garten herabsah, saß Marie Maibrück und nähte an einem Jäckchen für Fritzel, der neben ihr an einem niederen Tischchen mit Bauklötzen spielte. Seine kleinen ungeschickten Finger brachten nicht viel zustande. Immer wieder warfen sie das Gebäude um.

„Papa soll kommen und bauen," sagte er eigensinnig und warf die Klötzchen wild durcheinander.

„Wenn du so unnütz bist, wird der Papa nicht kommen und bauen."

„Doch wird er, Mammi," sagte Fritzl und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Als er sah, daß sein energischer Ausbruch keinen Eindruck auf die Mutter machte, sagte er weinerlich:

„Wo ist denn Pappi? Warum kommt er nicht?"

Die blasse Frau mit dem schmalen Kindergesicht zuckte die Achseln.

„Ich weiß es nicht, Bubi."

Der Kleine, des Spielens müde, war aufgestanden und hatte den Blondkopf durch das Gitter der Altane gesteckt. Jetzt rief er jubelnd:

„Aber ich weiß es, Mammi. Da ist Pappi schon!"

Als Frau Maibrück von ihrer Arbeit aufblickte, sah sie Max wirklich durch den Garten kommen. Er winkte mit der Hand herauf und war in wenigen Augenblicken bei ihr und dem Kinde.

Sie lächelte ihm zu und reichte ihm über den Kopf des Kindes, das ihn schon bei den Beinen gepackt hatte, die Hand.

„Nun, was gibt's? Du siehst so müde aus!"

„Ich bin es auch," sagte er und warf sich in den kleinen Korbstuhl ihr gegenüber.

„Doch keine schlechten Nachrichten?" fragte sie besorgt.

Er stutzte.

„Wie denn, schlechte Nachrichten? Wie meinst du das?"

„Aber, Max, wie zerstreut du bist! Du kommst doch aus dem Künstlerhaus? Oder" — sie erschrak plötzlich — „warst du nicht dort?"

„Gewiß war ich dort! Herrgott, fang' nur nicht schon wieder zu fragen an."

Marie stand auf und nahm den Knaben bei der Hand.

„Komm, Bubi, ich bring' dich zur Lisi."

Der Kleine sträubte sich und schrie: „Der Papa soll bauen, für Fritzl bauen!"

„Der Papa ist müde, er baut jetzt nicht. Nach Tisch, wenn du brav bist. Sieh mal, der Papa schläft schon, er hat die Augen schon zu. Ganz leise, komm. Pst, pst."

Sie ging ihm auf den Fußspitzen leise voran.

Das neue Spiel machte ihm Spaß. Lachend folgte er ihr.

Als sie wieder kam, saß Max noch immer in derselben Stellung, mit geschlossenen Augen, in den Sessel zurückgelehnt, da.

Sie küßte ihn und streichelte ihm die Hand.

„Warum hast du den Jungen fortgeschickt? Sein dummes Geplapper ist so nett."

„Wie du nervös bist, Maxi. Er braucht nicht zu hören, daß du mich anfährst."

„Verzeih', Mieze — aber —"

Sie hielt ihm den Mund zu.

„Ja, ja, ich weiß. Du kannst das Fragen mal wieder nicht vertragen. Ich wollte ja auch nur hören, was mit dem ‚Wald' ist."

Er hatte sich von ihren Händen befreit und sagte lachend:

„Ganz gute Nachrichten, Grappe meint, der Prinz würde das Bild so gut wie sicher kaufen."

Marie jubelte.

„Für wie viel?"

„Na, ich denke, dreitausend wird er ja doch wohl berappen. Das wird ihm ja nicht zu viel sein, meint Grappe."

Die junge Frau schlug die Hände zusammen.

„Dreitausend Mark! Ach, Maxl! Zu schön wäre das! Was läßt sich damit alles anfangen!"

„Du grappschst ja doch gleich alles zusammen und legst es irgendwo fest, kleiner Geizkragen."

Mieze machte ein betrübtes Gesicht.

„Es war nicht bös' gemeint, kleines Schaf. Überdies hast du ja recht behalten mit deiner Musterwirtschaft."

Jetzt lächelte sie glücklich über sein Lob.

„Die Hälfte werde ich übrigens gleich mit Beschlag belegen müssen!"

„Wofür denn, Maxl?"

„Ich — nämlich — ich werde fort müssen."

„Fort? Jetzt mitten in deiner neuen Arbeit?"

Max zerrte an seiner Uhrkette, an der eins der Glieder sich ins andere geschoben hatte.

„Es ist mir selbst nicht angenehm — aber sie reden mir alle zu. — Da ist nämlich ein komischer Kauz aufgetaucht, der möchte ein Stimmungsbild von mir haben, aber ein ausgesprochen märkisches. Umgebung von Berlin. Heide und Wasser."

„Heide und Wasser kannst du auch hier haben," sagte Marie, während sie Tränen in ihren Augen aufsteigen fühlte.

„Das kann ich nicht, liebes Kind. Der Charakter unserer Niederungen ist ein ganz anderer. Übrigens —" er machte eine Bewegung, als ob er andeuten wolle, daß er noch nicht ganz entschlossen sei.

Marie trocknete verstohlen die Tränen, von denen er noch nichts gesehen hatte. Eine schwache Hoffnung stieg in ihr auf, daß er den Auftrag ablehnen würde. Nur nicht nach Berlin! Das Herz krampfte sich ihr zusammen bei dem bloßen Gedanken. Neben dem starken Einfluß der Eltern, der sich in jedem Punkt gegen sie richtete, in die Gesellschaft Klara Möbius' zurück!

Marie Maibrück hatte nicht die geringsten Beweise dafür, daß zwischen ihrem Manne und der Gräfin etwas anderes war, als Dankbarkeit und Verehrung seinerseits, als ein reges Kunstinteresse an dem Talent des jungen Kollegen ihrerseits.

Die anlockenden Worte der Gräfin am Staketenzaun, an jenem Abend, als sie Max nach Haus gefahren, ihr unruhiges Ausspähen nach ihm bei der Eröffnung der Ausstellung, ihr Besuch draußen am gleichen Tage, jedenfalls von der Unruhe diktiert, zu erfahren, ob er heimgekehrt sei, die Einflüsterungen des Baron Riedinger, all dies beunruhigte und kränkte sie, aber es bewies ihr nichts mehr, als jenes allgemeine künstlerische Interesse, das die Möbius ja auch durch ihre Fürsorge für Max offen genug bekannt hatte. Max hatte sich während dieser kurzen Episode nicht viel anders gegeben als zu jenen, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Perioden, in denen er nicht arbeitete, auf Stunden oder Tage verschwand, oder wenn er bei ihr war, zerstreut und zerfahren kaum für das Nächstliegendste Sinn hatte.

Dennoch bäumte sich alles in ihr gegen ein erneutes Zusammensein Max' mit der Gräfin auf. Sie hätte Gott weiß was darum gegeben,

wenn sie es hätte verhindern können, daß diese beiden sich überhaupt jemals wiedersähen.

Hunderte von Malen hatte sie sich des Aufruhrs halber verlacht, den der Gedanke an Klara Möbius ihr verursachte, hatte sie sich ausgespottet und gescholten.

Eine Frau, um zehn Jahre und mehr vielleicht älter als ihr Mann, eine Frau in einer glänzenden Position, in einer, wie sie wußte, glücklichen Ehe, die Mutter eines erwachsenen Knaben!

Trotz allem konnte sie ihr Herz nicht zur Ruhe bringen, ihre Angst nicht beschwichtigen, daß Max von dieser Frau, die sie an jenem Vormittag scharf beobachtet hatte, Gefahr drohe.

In dem Ausdruck dieser Augen, in dem ganzen Gebaren der Frau lag etwas gewalttätig Forderndes, das sie bis ins Innerste schreckte.

Max, selbst in tiefen Gedanken verloren, hatte es anfangs nicht bemerkt, wie lange seine Frau geschwiegen hatte.

Jetzt, als er zu ihr hinübersah, bemerkte er, in wie tiefem beklommenen Sinnen sie saß.

„Nun, nun," meinte er gutmütig, „von München nach Berlin, das ist ja am Ende keine Weltreise, Mieze."

Er fuhr ihr leicht mit der Hand über das schmale Gesicht.

„Ich gehe jetzt an die Arbeit; schau', daß niemand herüber kommt." —

An der Nordseite des alten Hauses zu ebener Erde hatte Max sich ein kleines Atelier eingerichtet, einen dürftigen, kahlen Arbeitsraum. Es hatte nur gerade zu dem Allernotwendigsten, zu dem Ausbau selbst gereicht. Sobald der „Wald" wirklich verkauft war, wollte er ein paar hundert Mark des Erlöses in die Einrichtung stecken.

Er verschloß die kleine, grüngestrichene Holztür hinter sich, zog die Gardine an den großen Scheiben zu, zündete eine Zigarette an und ging mit langen Schritten in der Werkstatt hin und her.

Was er seiner Frau gesagt hatte, traf vollkommen zu. Wirklich hatte man ihm eine märkische Stimmung bestellt, nur daß es ihm zur Stunde, da er mit dem Entwurf zu einer großen neuen Arbeit beschäftigt war, nicht eingefallen wäre, einem Ruf nach Berlin Folge zu leisten, wenn Klara Möbius nicht gewesen wäre.

Eine heiße Röte brannte in seinem Antlitz auf, wenn er daran dachte, daß ihn nur Tage, vielleicht nur Stunden noch von ihr trennten!

Würde sie halten, was ihre Briefe versprachen, gegen die er sich gewehrt, denen er getrotzt hatte, solange seine Kraft dazu ausgereicht?

Er zog die Schlüsselkette aus der Tasche und schloß mit einem altertümlichen Schlüssel eine Lade des wackeligen Sekretärs auf, der an der kahlen Längswand stand.

Briefe und Telegramme waren darin aufgestapelt, die Korrespondenz

eines Monats, die, ob er sie auch kaum zur Hälfte beantwortet, ihn beseligt, stolz gemacht hatte.

Unzählige Male war er im Begriff gewesen, dem Lockrufe zu folgen, in dem all diese Briefe gipfelten, ungezählte Male hatte sein Herz, hatten seine Sinne dieselbe Sprache gesprochen wie diese Briefe, dennoch hatte er ihnen widerstanden, immer wieder hatte er gekämpft und im Gedanken an Marie seine heißesten Wünsche niedergezwungen.

Da, mitten hinein in diesen Kampf war der Ruf nach Berlin an ihn ergangen.

Wenn er ihm folgte, wer konnte ihm daraus einen Vorwurf machen? Weder er selbst noch irgend jemand sonst hatte ein Recht dazu.

Und so war er entschlossen zu gehen, heute, morgen, sobald er Marie nur um ein Geringes mit dem Gedanken an eine kurze Trennung vertraut gemacht hatte.

Max nahm einen Brief der Gräfin aus der Lade.

„Komm," schrieb sie, „ich bin krank nach Dir. Mein Mut des Entsagenkönnens und -wollens geht zu Ende. Ich kann dich nicht länger entbehren — ich bin verstört, ich bin nicht mehr ich selbst. Ich brauche Dich, Dich und nichts auf der Welt sonst. Ich habe mein Leben lang so viel gegeben, nun will ich nehmen von Dir, trinken aus Deinem süßen köstlichen Jugendborn. In vollen Zügen will ich Dich trinken, das stockende Blut sollst Du mir wieder rollen machen, die lahme Phantasie mir beflügeln. Ich, die sie alle für groß und unnahbar halten, ich mache mich nicht nur klein vor Dir, ich bin es in Wahrheit. Ich habe Dir gegeben für Deine Kunst, gib Du mir für die meine. Ich liebe Dich, ich brauche Dich! Komm!

Dein, Dein."

Das war ihr letzter Brief gewesen. Er hatte ihn noch nicht beantwortet. Nun, da er entschlossen war, sollte sie noch heute wissen: Ich komme, ja.

Ein heißes Glücksgefühl stieg in ihm auf. Er schloß die Augen, um es ganz zu genießen, von allem Äußeren sich abzuschließen. Da klopfte es an seine Tür, rasch und laut.

Unwillig rief er:

„Was gibt's denn? Ich habe doch jede Störung verboten."

„Der Telegraphenbote."

Er sprang auf und öffnete rasch. Wenn es ein Wort von Klara wäre! Wenn sie jetzt, da der Kampf ausgekämpft war, ihn bedeutete, daß sie des Wartens müde sei, daß, nachdem er so lange gezögert, er nicht mehr kommen sollte!

Er riß dem Boten das Telegramm aus der Hand, gab ihm ein Trinkgeld und hieß ihn gehen.

„Es ist Antwort," sagte der Mann zögernd.

„Schon gut, ich fahre später selbst aufs Amt.“

Max verschloß die Tür wieder und riß das Telegramm auf. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Wahrhaftig von Klara!

„Erwarte Sie Montag abends acht Uhr bei meiner Mutter, Dresdenerstraße 11. Erbitte umgehend Antwort.“

Das Blatt war ihm aus der Hand und auf den Tisch gesunken. Mit wechselnden Empfindungen sah er darauf hin.

Er war beseligt, daß es kein „Nein“ enthielt, aber er zürnte ihr auch, daß sie ihn um das Glück brachte, der freiwillig Gebende zu sein. Verlangen und Trotz kämpften in ihm. So sehr er sich nach ihr sehnte, so heiß ihn ihr Verlangen nach ihm entzückte, es war doch etwas in ihm, das sich gegen ihre freie Verfügung über ihn sträubte.

Er setzte sich nieder und schrieb auf ein Blatt.

„Vor Dienstag abend unmöglich.“

Dann steckte er das Blatt in die Brusttasche und ging zu seiner Frau herüber.

Unterwegs erst fiel ihm ein, was die Gräfin gewagt hatte, indem sie zum ersten Male in seine Wohnung, statt ins Künstlerhaus telegraphiert hatte. Welch ein lieber, törichter Unverstand! Was wäre geschehen, wenn er nicht zufällig zu Hause gewesen wäre, wenn seine Frau das Telegramm geöffnet hätte! Beinahe zürnte er Klara ein zweites Mal.

Er traf Marie bei dem Jungen, der ihm jubelnd entgegensprang. Er tätschelte das Kind flüchtig auf den krausen Blondkopf. Zu seiner Frau sagte er:

„Liebes Kind, ich muß vor Tisch noch mal fort. Aufs Telegraphenamt. Man telegraphiert mir eben aus Berlin, schon übermorgen dort einzutreffen. Ich will zurückdrahten, daß ich vor Dienstag abend nicht dort sein kann.“

„Noch zwei Tage,“ sagte sie leise, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Er wollte sie nicht sehen und eilte davon.

XIII.

Seit jenem ersten Besuch, bald nach ihrer Rückkehr von München, an dem sie die Mutter nicht zu Hause getroffen, hatte Klara sich nicht in der Dresdenerstraße sehen lassen.

Einmal, bald danach, hatte sie die Mutter und die Schwestern zu Kempinsky zum Frühstück geladen; seitdem hatte die Familie nichts mehr von ihr gehört.

Frau Möbius war tief gekränkt. Wehleidig klagte sie sich bei Paula aus. Das Mädchen war eine gutmütige Person, die den Kummer der Mutter nachempfinden konnte. Selma lachte die beiden aus.

„Habt euch doch nicht so mit den Gräflichen,“ pflegte sie zu sagen,

„wenn Klara Kläre Müller oder Schulze hieße, wäre euer Unglück nicht halb so groß."

Im übrigen widmete Selma sich jetzt ganz dem Atelierleben. Wenn Parthenius sie gerade nicht brauchen konnte, empfahl er sie an die Kollegen weiter.

Zuerst hätte sie dem kühlen, ruhigen Mann ins Gesicht schlagen mögen dafür, daß er sie andern abtrat. Dann hatte sie's gleichgültig hingenommen. Was half's? Leben mußte und wollte sie, und da Parthenius nichts daran lag, sie für sich zu behalten, was ging das übrige sie noch an!

Man hatte ihr letzthin in Malerkreisen den Spitznamen „Die wilde Selma" beigelegt. Einstweilen hatte sie noch nicht viel Anstalten gemacht, diesem Namen Ehre zu machen, aber es würde schon kommen, je seltener sie das faszinierende bewegungslose Gesicht, in dem nur die um den festen Mund zuckenden ironischen Linien zu leben schienen, vor sich sah.

Es war schon sechs durch, als Selma Möbius heut nach einer langen ermüdenden Modellsitzung nach Hause kam. Träge schlich sie die Straße herauf.

Kurz ehe sie an ihre Haustür kam, überholte sie ein elegantes Automobil, das vor dem Hause Nummer elf hielt.

Sie kniff die Augen etwas ein, um schärfer zu sehen, und schritt dann schneller zu. Sie hatte ihre Schwester erkannt.

Auf dem ersten Treppenabsatz holte sie sie ein.

„Kläre!"

„'n Abend, Selma. Gut, daß ich dich treffe. Sind die andern oben?"

„Soviel ich weiß, bestimmt ja. Mutter wollte Abendbrot machen, Hering und Pellkartoffeln," setzte sie geringschätzig hinzu. „Na, Gott sei Dank, ich bin tagsüber gut versorgt gewesen."

Die Gräfin hatte ihr spitzendurchbrochenes Voilekleid samt der seidenen Unterkleidung zusammengerafft und sich auf das niedere Fensterbrett zwischen dem ersten und zweiten Stock niedergelassen. Selma setzte sich neben sie und sah sie an. Kläre sah heute sehr schön und strahlend heiter aus.

„Du, hör' mal, ich möchte dir was sagen, solange wir noch allein sind. Hör' mal gut zu. Wenn du alles prompt besorgst, kannst du dir eine von meinen neuen seidenen Blusen aussuchen."

Selma schürzte verächtlich den Mund.

„Ich kann so viel neue seidene Blusen haben, als ich will — wenn ich nämlich will."

„Desto besser für dich, mein Kind. Es kann ja auch was anderes sein."

„Laß das doch. Ich tue dir gern einen Gefallen — ohne Bezahlung," brummte Selma.

„Du bist ja heute nett bei Laune," bemerkte Klara verstimmt.

„Gar nicht, red' nur. Ich bin nur müde, weißt du, von dem langen Stehen. Sechs Stunden heute."

„Armer Wurm!"

Sie rückte näher zur Schwester und sprach halblaut weiter.

„Hör' mal, Selma, ich muß — bitte frag' aber nicht weiter — am Dienstag von sechs Uhr, meinetwegen von sieben Uhr ab — eure Wohnung zur Verfügung haben. Ich werde euch eine Loge ins Neue Königliche schicken, und dann werdet ihr irgendwo auf meine Kosten soupieren gehen, ihr könnt euch ja von Parthenius chaperonieren lassen."

„Nein, nein," wehrte Selma ab.

„Oder von wem ihr sonst wollt. Marie bekommt einen Ausgehtag und drei Mark, um sich zu amüsieren, mit der Weisung, nicht vor halb zwölf zu Hause zu sein. Vorher, bitte ich, daß ihr auch nicht zurück kommt. Deinen Hausschlüssel und den Drücker von oben kannst du mir heute gleich mitgeben. Die Loge schick' ich am Montag: hier" — sie kramte in einem silbernen Geldtäschchen, das ihr am Gürtel hing — „sind dreißig Mark, ich denke, die werden genügen. Manage die Geschichte gut, stelle sie als eine Überraschung von mir hin, und laß gegen niemand sonst etwas von unserem Arrangement verlauten. Gib mir die Hand darauf!"

Selma schlug in die dargebotene Hand der Schwester. Kläre wußte, sie durfte sich auf Selma verlassen. Sie mochte bodenlos leichtsinnig sein, aber am Ende war sie ein anständiger Kerl. —

Oben wurde die Gräfin mit großem Geschrei empfangen, mit einem Gemisch von Lachen und Weinen, von Freudenbezeugungen und Vorwürfen.

An Klaras liebenswürdiger Stimmung glitt das eine wie das andere ab.

Als sie nach einer Stunde wieder ging, sagte sie leichthin zu ihrer Mutter:

„Du, Mutter, ich habe eine Überraschung für euch für Dienstag. Selma weiß alles. Viel Vergnügen, und nächstes Mal keine Tränen und Vorwürfe, wenn ich bitten darf!"

Die alte Frau hielt sie am Kleide fest.

„Wann kommst du wieder, Klärchen?"

„Sobald es geht." Sie sann nach. „Allzu bald wohl kaum. Ich werde wahrscheinlich noch mal nach München müssen."

Klara fühlte, daß, vielleicht ganz absichtslos, Selmas Blick auf ihr ruhte.

Sie errötete und sagte hastig:

„Zur Eröffnung des Glaspalastes in jedem Fall. Ihr wißt doch, die große Goldene steht mir bevor.“

Frau Möbius' und Paulas Gesicht strahlten wider von dem neuen Glanz, der Klara verklären sollte.

Selma sah ihr trübsinnig nach, nicht ohne einen Schatten von Neid, den sie sich freimütig eingestand. Wahrlich, die Kläre hatte es mehr als gut im Leben getroffen. Ein berühmter Name, Geld in Hülle und Fülle, Rang und Familie, was brauchte sie die Liebe noch, die sie hier heimlich verbergen zu wollen schien?! Hätte von all dem Überfluß nicht wenigstens das Los geliebt zu werden ihr in den Schoß fallen können!

Das alternde Mädchen mit dem heißen, ungestümen Lebensdrang wendete sich ab und zerdrückte eine Träne, die niemand sehen sollte.

— — — — — — — — — —

Es war Klara nicht leicht gemacht worden, sich an dem besprochenen Dienstag draußen loszulösen. Ihrer heiteren Stimmung froh, hatte Helmut sich mit tausend Zärtlichkeiten an sie gehangen, die er in der langen Zeit ihres krankhaften Mißmutes nur schwer unterdrückt. Er hatte sie an dem wundervollen Nachmittag durchaus auf dem See fahren wollen, dann hatten sie alle drei zusammen auf der Terrasse beim Tee gesessen und schließlich war Besuch gekommen: die Kommerzienrätin mit ihrem lauten Trara, die Klara floh, wo immer sie konnte. Das war ihre Rettung gewesen. Sie hatte Helmut beiseite genommen und ihm gesagt:

„Du, die halten meine Nerven nicht aus. Wenn ich vor der nicht davonlaufe, werde ich wieder so krank, wie zuvor. Sag' dem Papa, sobald die Dampfwalze ihn auf ein paar Minuten losläßt, ich wäre in die Stadt gefahren, zur Großmama und sonst noch da und dort hin. Er soll sich nicht ängstigen, wenn es spät wird. Um halb zwölf soll Paul mit dem Wagen auf der Bahn sein. Komme ich mit dem Zug nicht, dann mit dem nächsten. Adieu, mein Junge.“ —

In der Dresdenerstraße hatte sie alles in Ordnung, die Wohnung leer gefunden.

Sie hatte einen großen Strauß Rosen mitgebracht, den stellte sie in das kleine Boudoir neben dem Eßzimmer. Dort war es — wenn die Einrichtung auch eine konventionelle war — am behaglichsten, dort wollte sie Max empfangen.

Sie zog die Vorhänge zu und steckte die Lampe an. Von dem kleinen Diwan entfernte sie die geschmacklosen Kissen und die garstige gehäkelte Decke, eine Handarbeit Paulas. Es war nicht schön, aber es würde gehn für heute. Später ja, da mußte er zu ihr kommen, die Poesie und Schönheit ihres eigenen Hauses zu genießen. Noch wußte sie nicht, wie es zu bewerkstelligen sein würde, aber sie wußte, es würde geschehen.

Sie lief durch die leere stille Wohnung hin und her, ihre Unruhe zu bemeistern, die Wartezeit zu kürzen.

Die Uhren gingen, wie stets bei der Mutter, falsch. Sie nahm die feine, goldene Kette, an der sie die ihre trug, vom Hals und legte sie neben die Lampe. Es war kaum halb acht. Noch über eine halbe Stunde.

Sie machte die Tür zu dem Schlafzimmer der Schwestern auf, in dem sie vor Wochen den ersten Brief an Max geschrieben hatte. Wie trist und öde das Zimmer war! Ohne Wärme, ohne Farbe! Wie schrecklich, so zu existieren! In einer öden, kahlen Mietswohnung, ohne jeden individuellen Geschmack, ohne jeden warmen behaglichen Luxus, ohne jeden künstlerischen Schmuck!

Sie hob die Lampe in die Höhe und sah an den Wänden umher, die zum Teil nackt und kahl, zum Teil mit ein paar verblaßten photographischen Blättern bedeckt waren. Nur über Selmas Bett hing eine kleine Farbenskizze. Als Klara näher zusah, erkannte sie, daß es eine Studie von Parthenius war.

„Armes Ding," dachte sie mitleidig. Lieber tot als solch ein Leben führen! Sie stellte die Lampe beiseite und huschte zur Flurtür, sie zu einem kleinen Spalt öffnend.

Sie lauschte hinaus. Tritte auf der Treppe. Ein heißes Rot der Freude stieg ihr ins Gesicht. Dann hörten die Tritte auf, verloren sich im zweiten Stock.

Klara fing an, sehr ungeduldig zu werden. Sie band den Rosenstrauß auf und steckte ein paar Blüten in den Gürtel ihres grauen Voilekleides. Die andern ließe sie achtlos neben dem Glase liegen. Wer das Warten erfunden hat! Noch nachträglich müßte er gehängt werden!

Endlich schlug die Klingel zaghaft an. Sie trat hinter die Tür und fragte leise:

„Max?"

„Ich bin es, ja," kam es flüsternd zurück.

„Endlich! Endlich!"

Sie riß die Tür auf und zog ihn bei beiden Händen hinein. Er war sehr bleich und befangen. Jetzt, da er vor ihr stand, dünkte ihm, was ihn zu ihr geführt, ein schwüler, unwahrscheinlicher Traum zu sein.

Kein Werben, kein Erhören war zwischen ihnen gewesen, da sie sich getrennt. Nichts als ein heißes, schwermütiges Ahnen, und nun stand er plötzlich vor ihr, losgerissen von Weib und Kind, allein mit ihr auf fremdem Boden als der Geliebte einer Frau, die er nur von ferne anzubeten, zu verehren gewagt hatte.

Die Arme, die ihn hatten umfangen wollen, sanken ihr herab. Sie sah ihn befremdet an.

„Was ist dir? Wir sind allein. Komm nur, komm!"

Zögernd folgte er ihr. Der Boden schien unter seinen Füßen zu wanken. Was war über ihn gekommen, daß er leibhaftig hier stand, nicht nur in seinen phantastischen Träumen bei ihr war, bei ihr, die ihn gelockt hatte mit der heißen Stimme ihres Blutes, mit dem Zauber ihrer starken Persönlichkeit, mit der zwingenden Macht ihrer genialen Künstlerschaft.

„Komm," drängte sie, „komm."

Sie zog ihn in das kleine Gemach, in dem unter einem roten Schirm die Lampe brannte. Die Luft war vom Duft welkender Rosen erfüllt.

Mit einem leidenschaftlichen Aufschrei warf sie sich ihm um den Hals.

„Endlich! Endlich! Wie war ich krank nach dir! Wie hab' ich mich nach dir gesehnt! Warum kamst du nicht früher! Sage!"

Ihre Lippen suchten die seinen und küßten sie mit langem heißen, durstigen Kuß.

Dann sank sie auf den Diwan nieder und zog ihn neben sich, und seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände nehmend, senkte sie den heißen wilden Blick tief in seine weichen, träumerischen Augen.

„Wie ich dich liebe! Dich! Du dummer, lieber, schöner Bub' du!"

Sie zog ihn an sich und hielt ihn fest im Arm.

Auch in ihm begann das Blut sich zu regen und so etwas wie ein stolzes Glück, von dieser seltenen Frau geliebt zu sein.

Zärtlich flüsterte er ihren Namen und umschlang ihre volle, weiche Gestalt.

„Liebst du mich?" flüsterte sie heiß.

Er schwieg einen kurzen Augenblick.

„Ja, ja," gab er zurück und küßte sie.

Lange saßen sie so, eng umschlungen, Aug' in Auge, Lippe auf Lippe. Er nahm in scheuer zärtlicher Freude, was sie ihm an heißen Worten und heißeren Liebkosungen gab. Noch immer war es ihm wie ein Traum, daß er die von ferne Angebetete im Arm hielt, daß er Klara Möbius' Geliebter war!

Sie lehnte sich mit schlaffer, wohliger Müdigkeit in den Diwan zurück und schloß die Augen.

Er kniete neben ihr und küßte ihre weißen Hände.

„Sprich zu mir, Liebling," sagte sie, „erzähle mir, wie es dir ergangen, was du gedacht hast, was du geschaffen hast?"

Er hatte bis jetzt noch wenig gesprochen. Das Du kam ihm fremd und schwer über die Lippen. Er war das Du nur jenen lockeren Dingern gegenüber gewöhnt, mit denen ihn die leichte Tändelei weniger Stunden verbunden.

„Sage, hast du an mich gedacht?" drängte sie, mit der Hand in seinen dichten, weichen Haaren wühlend.

„O ja, an dich und an vieles. Ich habe auch gearbeitet. Wieder ein Wald — ein größeres Motiv — und darin ein Weib mit deinen wilden schönen Augen, Klara."

Sie richtete sich auf. Ihre Augen leuchteten.

„Ah," sagte sie mit einem wohlgefälligen Lächeln. „Ich will auch von dir ein Bild machen, ähnlich gefaßt wie das meines Jungen, das letzte, du kennst es ja nach der Photographie. Wenn du ihn sehen wirst, wirst du begreifen, daß Helmut so und nicht anders gemalt werden kann. Wir müssen zusammen unsern Weg machen, Maxi, eins dem andern geben!"

„Was kann ich dir geben, Klara! Du hast so viel mehr als ich, so viel mehr als wir alle."

Sie beugte sich zu ihm nieder und flüsterte leidenschaftlich.

„Was du mir geben kannst? Alles, alles! Leben und Seligkeit, und mit diesem Leben und dieser Seligkeit Großes, nie Dagewesenes für meine Kunst. Das Leben einer Frau braucht immer neue Quellen, ihren nie versiegenden Durst zu stillen."

Sie riß ihn empor und küßte ihm Haar und Augen und Lippen.

Dann sprang sie auf und fuhr über ihr heißes Gesicht und das wirre braune Gelock.

Max war auf dem Diwan sitzen geblieben und verfolgte jede ihrer ungleichmäßigen nervösen Bewegungen, mit denen sie in dem engen Zimmer hin und her schritt.

Ungewollt drängte sich ihm das Bild eines schönen gefangenen Raubtieres auf.

Jetzt blieb sie vor ihm stehen und sagte ganz unvermittelt:

„Komm, laß uns plaudern, Liebling."

Sie zog ihren Arm durch den seinen.

„Wie war's, als du von Dachau kamst? Hast du Riedinger noch in München getroffen?"

„Nein, ich sah und hörte nichts mehr von ihm," sagte er kurz und unfreundlich.

„Du hast ihm die kleine Szene aus der Bar nicht vergeben? Das heißt, eigentlich hätte er dir zu vergeben gehabt: für die Rüge, die du ihm erteilt."

„Man erzählt dergleichen Dinge nicht in Gegenwart von Damen," sagte Max gereizt.

„Deiner Frau scheint er weniger mißfallen zu haben. Bei Eröffnung der Ausstellung hat er sich lange mit ihr unterhalten. Ich habe sie genau beobachtet, obwohl sie es nicht der Mühe wert gehalten hat, sich mir vorstellen zu lassen."

Er drückte ihren Arm und bat leise:

„Laß Marie aus dem Spiel, willst du?"

Sie nickte ein wenig unbehaglich und sagte dann rasch:

„Wie lange bleibst du, Max?"

Er hatte es auf den Lippen zu erwidern, daß die Dauer seines Aufenthalts von der Skizze und ihrem Auftraggeber abhinge, aber er fürchtete, sie zu verletzen, wenn er ihr eingestünde, daß er nicht nur ihrethalben nach Berlin gekommen sei.

„Nicht lange, Liebe."

Sie umfing ihn leidenschaftlich und bat:

„Ich laß dich nicht wieder fort. Ich kann nicht leben ohne dich. Du mußt bleiben, hörst du, du mußt! Immer, immer!"

„Wie könnt' ich das!"

„Du brauchst nur zu wollen, Liebling!"

Er schüttelte den Kopf.

„Es würde nicht das Richtige sein, hier, wo du dein Haus, deinen Sohn — deinen Mann hast!"

Sie wandte sich heftig zur Seite und ließ ihn stehen.

„Willst du Moral predigen?" fragte sie spitz.

„Verzeih', ich habe dich gewiß nicht kränken wollen."

„Laß, laß," wehrte sie ab.

Dann sah sie auf die Uhr.

„Es ist zehn vorüber! Du wirst hungrig sein nach der langen Fahrt. Hier hab' ich nichts, dir zu bieten. Wir müssen in ein Weinhaus gehn," sagte sie kalt.

Er trat zu ihr und küßte sie. Da schmolz ihr Groll.

„Wann küßt du mich wieder?" fragte sie in seinen sie umschlingenden Armen.

„Morgen! Morgen!" —

Gegen zwölf Uhr hatte Max Klara Möbius auf den Stadtbahnhof Alexanderplatz begleitet, eine Station, auf der eine Begegnung mit Bekannten nicht wohl vorauszusehen war. Dann schritt er durch die Stadt in sein Hotel am Potsdamerplatz zurück. Die Eltern wollte er erst am nächsten Morgen mit seiner Ankunft überraschen.

Tief in Gedanken ging er die wohlbekannten Wege, und wieder faßte es ihn an, daß, was er eben erlebt, nur eine Traumphantasie sein könne, aus der er jeden Augenblick erwachen müsse. Seltsames und Unklares wirrte sich durcheinander. —

Als er am Tage der Ausstellungseröffnung nach Dachau geflohen war, hatte diese Flucht nicht allein Klara Möbius gegolten. Vielerlei zusammenströmende Eindrücke und Ereignisse hatten ihm den Kopf warm und wirr gemacht. Er mußte mit sich allein oder unter Fremden sein, die von einem Max Maibrück nichts wußten, um zur Ruhe und Sammlung zu gelangen. Zunächst freilich hatten seine gärenden Gedanken Klara Möbius umfaßt. Die offenbare Zuneigung der großen Künst-

lerin, alles durch sie Erreichte, beschäftigte ihn, wollte innerlich verarbeitet sein. Ein starkes Gefühl der Dankbarkeit, der Verehrung, ja der Anbetung für die Frau, die so plötzlich und so bestimmend in sein Leben getreten war, war in ihm aufgesprungen. Daß er von einer Frau wie Klara Möbius wirklich geliebt sein könne, daran hatte seine Seele nicht gedacht.

Dann, nachdem er heimgekehrt war, sich in die neue Arbeit zu vertiefen, waren ihre Briefe gekommen. Aus den Funken der ersten waren Flammen geworden; jedes ihrer geschriebenen Worte hatte Liebe, glühendes Verlangen geatmet. Berauscht, trunken gemacht durch ihr Begehren, war er endlich ihrem Rufe gefolgt. Er wußte nicht, war er aus Liebe gekommen, oder hatte nur Klaras heißes Verlangen ihn hergebracht?

Langsam schritt er durch den weichen, warmen Maiabend dem Westen zu. Er sah und hörte nichts von dem, trotz der späten Stunde, noch immer lebendigen Großstadttreiben, das er in seiner Münchener Verbannung so sehr entbehrt und vermißt, nach dem ihn so oft verlangt hatte. Auch Klaras Bild war für den Augenblick verblaßt.

Dicht vor ihm, deutlich sichtbar, schritt seine Frau mit Fritzl an der Hand. Das blasse Mondlicht fiel fahl auf ihr reiches, lichtblondes Haar, ihre zarte, mädchenhafte Gestalt. Immer weiter schritten sie aus, ohne nach ihm umzusehen, immer größer wurde die Entfernung zwischen ihnen, bis eine tiefe schwarze Kluft zwischen ihnen gähnte, über die kein Weg hinüberführte.

Max seufzte geängstigt auf. Hallucinationen! Wahnbilder! War er schon so weit gekommen!

Er blieb einen Augenblick stehen. Ein leichter Schwindel hatte ihn angewandelt.

Dann fuhr er rasch mit der Hand über Stirn und Augen und schritt schneller und energischer vorwärts.

Noch ein Stückchen Leipzigerstraße, dann hatte er in kaum zehn Minuten sein Hotel erreicht.

Auf diesem letzten Teil des Weges entschloß er sich, seine Zeit in Berlin auf die denkbar kürzeste Spanne zu bemessen und den Besteller der märkischen Landschaft auf den Herbst zu vertrösten. Weder Klara Möbius noch seine Eltern durften von diesem Auftrag überhaupt erfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig Ganghofer.

Von

August Friedrich Krause.

— Breslau. —

Als im Dezember des Jahres 1889 Ludwig Anzengruber, der Meister des österreichischen Volksstückes und der österreichischen Dorfgeschichte, gestorben war, beauftragte der Vorstand des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia“ einen damals schon steigenden Ruhmes und großer Beliebtheit sich erfreuenden, begeisterten Schüler des Heimgegangenen, ihm die letzten Worte verehrender Liebe über das Grab hinaus nachzurufen. Es war dies Ludwig Ganghofer, der Dichter des erfolgreichen bayrischen Volksstückes: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau“, das im Anfang der achtziger Jahre über alle deutschen Bühnen gegangen war. Es mutet eigenartig an, das Leben und Schaffen dieser beiden Volksdichter mit dem gleichen Vornamen und dem so überaus ungleichen Wesen vergleichend zu betrachten, dem Kontrast nachzusinnen, der sich in ihrem Lebensschicksal und ihrer Kunst offenbart und der letzten Endes auch ihre Bedeutung bestimmt.

Der Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld“ hat niemals nötig gehabt, sich über allzuviel Glück zu beklagen. Wie ein grauer Novembertag war sein Leben, und wenn die Sonne ja einmal durchbrach, hatte sie müden, melancholischen Glanz. Das Schicksal hat ihn arg umhergeworfen: von den elenden Bühnen wandernder „Schmieren“ ins Polizeibureau, aus dem Polizeibureau in das kahle, von Tabakdampf erfüllte Arbeitszimmer des dramatischen Dichters, dem der verdiente Erfolg des ersten Stückes, des „Pfarrers von Kirchfeld“, mehr verheißen, als die Zukunft gehalten hat. Seine besten Dichtungen sah er nach wenigen

Aufführungen von der Bühne verschwinden, und er mußte rastlos arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Man hat nicht gesäumt, Ehre und Dank als nimmerwelkende Lorbeerkränze auf seinem Grabe zu häufen, aber dem Lebenden hatten kleinliche Nörgelsucht, Unverstand und Bosheit das Leben verbittert, daß er sich bis zu seinem allzu frühen Tode zum Witzemacher eines Karikaturenblattes erniedrigen mußte. Bitternisse und das Leid schmerzlicher Erfahrungen wirkten in ihm die schwere Erkenntnis, der er in den Worten Ausdruck gab: „Mit der Qual eines andern Wesens beginnt eines jeden Dasein, und dann geht es so weiter mit dem Quälen oder Gequältwerden, wie sich's eben trifft. Wer mehr Qual bereitet als erleidet, den nennt man glücklich, und wem es seine Mittel erlauben, das erstere in großem Maßstabe zu tun, der heißt wohl auch groß." Und dagegen halte man eine Stelle aus einem Briefe Ganghofers an einen seiner Freunde: „Meine fünfzig Jahre waren reich an Jauchzen und Lachen!" (Vergl. Vincenz Chiavacci: Ludwig Ganghofer. Ein Bild seines Lebens und Schaffens.) Es liegt eine Welt zwischen diesen beiden Worten und dem Leben und der Kunst derer, die sie schrieben. Der Meister betrachtete sich als „Priester eines Kultus, der nur eine Göttin hat: die Wahrheit", (Vorrede zu Dorfgänge II.), der Jünger aber dient in allem seinem Schaffen bewußt und froh der Lebensfreude. Im Vorwort zu den kürzlich erschienenen „Gesammelten Schriften" sagt er: daß er, nachdem er sich seiner Aufgabe bewußt geworden, kein Buch mehr geschrieben habe, in dem er nicht „bewußt und mit Absicht die Faust erhob gegen ein Qualgespenst unseres schönen Lebens." Und am Schlusse dieses selben Vorworts heißt es: „Wenn es mir in zwanzig Jahren gelungen ist, auch nur einem einzigen Menschen die Straße zu weisen, auf der ihm das Leben freier, leichter und heller wurde — dann will ich meiner Arbeit froh sein!"

Ein Priester der Lebensfreude, wie die Lebensfreude selbst, so steht Ludwig Ganghofer vor uns, und wenn wir sein Schaffen recht und gerecht würdigen wollen, müssen wir es unter dem Gesichtswinkel seines Lebensglaubens betrachten, eines Lebensglaubens, den gütige Feen ihm mit einem sonnigen Gemüt und einem frohen, leichten Sinn in die Wiege gelegt, den sorgende Elternliebe und das Leben in Milde und Güte großgezogen, den klare Erkenntnis und bewußter Wille befestigt haben.

* *
*

Es wird uns von dem Fünfzigjährigen erzählt, daß er ein Bild männlicher Kraft und fester Gesundheit sei und daß jeder, der diesen Großvater sehe, ihm kaum „einen Dreißiger zubilligen" würde, so jung hat sein Glauben an das Leben und sein Talent zur Lebensfreude

ihn erhalten, und Chiavacci schildert ihn folgendermaßen: „Ganghofers äußere Erscheinung ist der blühende Typus des blonden Germanen. Seine Gestalt ist groß und schlank. Sein schöngeformter Kopf mit den blitzenden blauen Augen, der kräftig geschnittenen Nase und dem blonden Barte, die hohe Stirn von gelocktem Blondhaar umrahmt, zeigt das Musterbild der bajuvarischen Edelrasse." So sehen die Sieger des Lebens aus, und wie ein Sieger ist auch Ludwig Ganghofer bisher durch das Leben geschritten. Alles, was ein Dasein reich und froh machen kann, hat ein freundliches Schicksal ihm in die Hände gelegt: Freundesliebe, Weibesliebe, Kindesliebe. Wohin er kommt, schafft sein sonniges Gemüt, sein leichter, heiterer Sinn eine Atmosphäre sonnigen Frohsinns, in der ein freieres und leichteres Atmen ist, und aller Herzen fliegen ihm zu. Er ist eine jener Frohnaturen, die auf der Sonnenseite des Lebens wandern, und denen alle Bürde Rosenlast wird, weil der Glaube an die Unsterblichkeit des Frühlings und der Freude ihnen eingeboren ist. Wie keinem Sterblichen ward auch ihm nicht des Lebens ungemischte Freude zuteil, auch ihm hat es Schmerzen und Enttäuschungen, Qual und Bitterkeit, Schatten und Trauer gebracht. Aber wie weicher Haarflaum hat sein frohes Gemüt, wie harte, harzige Knospenschalen hat sein gläubiger, aufrechter Mut sich um den Kern und innersten Nerv seines Lebens gelegt, daß Regenschauer und Nachtfröste des Lebens nicht zu ihm hindurchdringen konnten. Und sein Lebensglaube hat ihn gelehrt, alles, auch das Schwerste, in ein Glück oder einen Gewinn zu verwandeln. Darum darf er bekennen: „Das will nicht sagen, daß mein Leben ohne Schatten war, ohne Qual, ohne Bitterkeit und Trauer. Das alles hat nach mir gegriffen, wie es nach jedem atmenden Geschöpfe greift. Aber weil ich das mit andern Augen ansah, als es die Menschen gemeinhin zu betrachten pflegen, bekam alle Härte für mich ein milderes Gesicht. Und es blieb meinem Leben immer ein Licht, das mich wärmte, eine Farbe, die meinem Auge wohltat, ein schöner Klang, der mich träumen ließ, ein gutes Buch, das mich begeisterte und erhob, eine Schönheit, die mich in Andacht staunen machte. Und wie der Glaube an die Herrlichkeit alles Ewigen, so fest wurde in mir der Glaube an den Wert des Vergänglichen, das Vertrauen zu den Menschen. Täuschte mich eine Erwartung, so maß ich die Schuld nur mir allein zu und suchte zu begreifen, was ich mißverstanden hatte. Das verwandelte mir jeden Verlust in einen Gewinn." So überwand er den Tod der heißgeliebten Eltern, so gewann er aus dem herben Schmerz über den Verlust eines lieben Kindes sein wärmstes und menschlich schönstes Buch, den „Klosterjäger", in dem das wundersame Bekenntnis sich findet, das der Dichter sich aus den dunkelsten Tagen seines Lebens als tiefste Weisheit gerettet hat: „daß wir nicht leben können, wenn wir die Sonne nicht *suchen*,

und daß uns zum Leben so nötig, wie Luft und Brot, noch ein drittes ist: das helle Sehen!".

Dieses „helle Sehen" ist dem Dichter als köstliches Erbteil von seiner Mutter überkommen. Diese treffliche Frau, die Tochter eines Architekten und Mathematik-Professors an der Forstschule zu Aschaffenburg, dem Ludwig I. von Bayern einst den Bau des Pompejanums zu Aschaffenburg übertrug, wird uns als eine starke, willenskräftige Natur mit vielseitiger Begabung geschildert: „Ihre jugendliche Anmut, ihr keck zugreifendes Naturell, die überschäumende Heiterkeit ihres Wesens, sowie ihre glänzende Erzählungsgabe wiesen ihr bald eine führende Rolle in der Gesellschaft zu, die im Hause ihres Vaters verkehrte. . . . Sie hatte schauspielerisches und musikalisches Temperament und war von einer leidenschaftlichen Liebe zur Natur beseelt. Unter allen deutschen Dichtern, die sie las, war Goethe ihr Liebling. Er blieb ihr Führer und Leitstern durchs ganze Leben." (Chiavacci: „Ludwig Ganghofer.") Im „Hohen Schein" hat der Sohn die Erinnerung an sie und den Vater pietätvoll festgehalten, und was der alte Forstmeister Ehrenreich von seiner Frau erzählt, das gilt ihr: „Was nur immer lebte, Mensch, Tier, Blume . . . das war ihr alles ein Einziges. Wie sie die Natur erfaßte und fühlte! Eine Knospe, ein Blatt, eine Mücke, ein Sonnenstrahl, ein Regentropfen . . . alles für sie ein tiefes, herrliches Geheimnis, ewig verschleiert und dennoch klar! ‚Ach, Hänsgen, wie schön!' Das war ihr Wort am Morgen und am Abend. Und vom ersten Licht bis zum letzten unermüdlich, immer bei der Arbeit in Haus und Garten. Und dennoch hatte sie immer Zeit für eine Freude, für gute Musik, für ein wertvolles Buch. Und ihr Gott! Was sie sich dachte unter Gott, das hab' ich eigentlich nie von ihr erfahren. Das war in ihrer Seele, wie die Keuschheit in einer Frau ist, die sich niemals ganz enthüllt, auch nicht in der schenkenden Stunde ihrer zärtlichsten Liebe. Gott . . . das war für sie das Unsagbare, das über allem ist und in allem. Religiöser Formelkram, das gab's nicht für sie. Und doch war sie fromm und gläubig, war überzeugt von einem wirkenden Zusammenhang zwischen Gott und Leben. Und wenn sie am Abend im Garten saß, mit den abgearbeiteten Händen im Schoß, und so still hinaufschaute zum Hohen Schein in seiner Glut, dann hab' ich immer gewußt: sie betet. Das ist wie ein eiserner Glaube in ihr gewesen: alles Gute an unserm Leben hat sie von Gott erbetet, und jeden Kummer, der uns nahe kam, hat sie durch ihr Gebet erträglich gemacht."

Diese Mutter mußte einen starken Einfluß auf den lebhaften Knaben ausüben, in dem ein Gemisch von kindlichem Übermut, übersprudelnder Fröhlichkeit und träumerischem Sichversenken war. Ganghofer stammt aus einem altbayrischen Geschlecht von Forstleuten, sein

Vater war Forstamtsaktuar in Kaufbeuern und wurde vier Jahre nach der Geburt seines Ältesten (Ludwig Ganghofer ist am 7. Juli 1855 geboren) Oberförster in Welden bei Augsburg. Hier verlebte der Dichter die schönsten Jahre seiner Jugend, die ihn in innigste Verbindung mit der Natur brachten. Das Forsthaus stand inmitten eines herrlichen, großen Gartens, in dem der Knabe seine munteren Spiele trieb, wenn er nicht, die Fleischtöpfe des Elternhauses verschmähend, bei den Krautschüsseln der Nachbarn saß oder den Handwerkern des Dorfes bei ihren Verrichtungen zusah. Die Abende im Garten versetzten ihn in träumerische Märchenstimmung. „Die Mutter verstand es in seltener Weise ihm den Born der Volkspoesie zu erschließen. Unerschöpflich sprudelte aus ihrem reichen Gemüt der unversiegbare Quell des ‚Fabulierens'. Die Muttersprache mit ihrem reichen Füllhorn von Sprichwörtern, Bildern und Wahrworten, die nur der Begnadete aus der tausendjährigen Volksseele zu warmem Leben erwecken kann, senkte sich da vom Munde der Mutter in die Seele des Kindes und blieb ein dauernder Besitzstand seines Gemüts." Die Natur hat in lauten und leisen Worten ihre Geheimnisse dem Knaben vorgeplaudert, und was sie mit ihren seltsam tiefen Lauten, in ihrer fremden Sprache ihm zuraunte, hat er mit seinem allem Lebendigen offenen Gemüt gar wohl erfaßt. „Der nahe Wald," so bekennt er, „war die Heimat meiner ersten Träume, das grüne Ziel meiner ersten Schritte, der kräftige Nährboden meiner erwachenden Gedanken. Die Geheimnisse und Offenheiten seines Lebens, das immer zerfällt und sich immer neu erhebt, gaben mir, von Kindheit an, die Maßstäbe für die Schätzung unserer menschlichen Lebenswerte. Im Rauschen und Schweigen des Waldes formte ich meine Glaubenssätze."

Dieser Glaube ist aber kein traumseliger, lebensfremder Pantheismus, er ist mit hellen Augen erschaut, in klarer Erkenntnis geformt, und wird mit tatfreudigem Willen in Leben umgesetzt. Alles Leben, so weiß der Dichter, ist ewiger Kampf, ein Aufblühen und Erlöschen. Freude und Schmerz sind natürlich und notwendig. Und nichts ist häßlich, alles ist wichtig im Gefüge der Natur, das für die Menschen Häßliche und das Angenehme. Schön ist die Kraft und schön ist das Schwache, schön das Gesunde und schön das Leiden, schön das heiße, schreitende Leben und schön das kühle Versinken in die Ruhe. Das Sandkorn ist so schön wie der ragende Berg, der Strohhalm so bedeutungsvoll wie der Palmenbaum, schön ist das Geben und schön das Empfangen. „Denn alles ist ein Gleiches, alles ein Wille oder eine Farbe der Natur und alles ein Unentbehrliches." Wie dem Vater des Veverl im „Edelweißkönig" ist ihm alles gut und nichts böse oder widersächlich oder störend, was in Natur und Leben sich vollzieht.

Das wenige Böse, das er anerkennen muß, erscheint ihm als ein Wechsel, als ein Übergang vom Guten zum Bessern, wie der Winter auch ein Übergang vom Herbst zum Frühling ist. „Feindliche Mächte — mögt ihr sie Zufall, Unglück, Tod, Verderben, Haß, menschliche Torheit, Teufel oder Gespenster nennen — feindliche Mächte haben nicht Raum im heiligen Zauberkreise der Natur und des Lebens. Denn das alles ist ein anderes, als ihr es nennt. Alles, was geschieht, ist Ursache für neues und schönes Werden, jede Nacht ein Sprung in den Morgen, jede Regung in Leben und Natur ist schöpferische Kraft."

Natur und Leben sind ihm das Alpha und Omega seines Glaubens; alles steht in ihrem Dienst, und alles Menschentum muß sich in ihren Dienst stellen, wenn es lebendigen Wert haben soll. „An sich ist alle Wissenschaft wertlos . . . sie gewinnt erst Wert, wenn sie eine Beziehung auf das Leben findet, unser Dasein reicher und reinlicher macht. Das Zahnpulver und die Seife sind Erfindungen, die wir höher einschätzen müssen als den Luftballon und das Fernrohr. Für das Leben soll die Wissenschaft sorgen. Den Himmel soll sie in Ruhe lassen. Denn wo das Greifen aufhört, hilft kein Verstand mehr weiter, nur das Herz. Die Erkenntnis Gottes und seiner fernsten Rätsel wird in einem Menschen um so tiefer sein, je stärker in ihm die Freude ist, mit der er an seinem Leben hängt. Wenn ich den Wert meines Lebens klar erkenne, habe ich ein Stück Welt erkannt, und wenn ich Ordnung und frohe Schönheit in mein kleines Dasein bringe, wird mir die ganze Welt zu einem schönen Bild der Ordnung . . . Wir wissen nicht, woher wir kommen, und wissen nicht, wohin wir gehen. Aber was wir zwischen Windel und Grab auf unserm Flecklein Erde finden, ist so reich und schön, daß wir zufrieden sein können. Treu ans Leben glauben, das ist von aller Wissenschaft die klügste, von aller Religion die verläßlichste. Nach Kräften sein Dasein froh erfüllen, das heißt dem Willen des Schöpfers gehorchen . . . und von allem Gottesdienst der frömmste ist ein heiteres Lachen an einem schönen Tag." („Der Hohe Schein." S. 294, 295.)

Es wird mancher — dessen war Ganghofer sich auch bewußt, als er diese Worte schrieb — mißbilligend den Kopf schütteln über diese ketzerischen Zweifel am Werte der Wissenschaft, und es darf nicht verschwiegen werden, daß der Dichter in seinem Zorn über die Selbstüberheblichkeit und die Unfruchtbarkeit dessen, was heute manchmal als Wissenschaft ausgegeben wird und Schaden stiftet, den starken und tiefen Sehnsuchtszug verkennt, der in dem Suchen und Forschen des menschlichen Geistes zum Ausdruck kommt. Der Glaube allein macht auch nicht selig — wenigstens nicht jeden — ebensowenig wie Wissen allein. Wahr ist: wo unser Wissen uns verläßt, reicht der Glaube,

der im Gefühl wurzelt, uns die Hand. Das Gefühl eilt unserer Erkenntniskraft und unserm Wissen voraus und entriegelt uns Pforten, an denen der Verstand sich den Kopf einstößt. Doch unsere Erkenntniskraft muß unserm Glauben nachstreben, daß klar werde, was heute noch dunkel ist. Das ist der Zweck aller wahren Wissenschaft.

Groß und stark und echt ist der Lebensglaube Ganghofers, daran wird niemand zweifeln, der sein Leben und Wirken kennt, und wir müssen uns in unserer innerlich zerrissenen und darum leicht zum Pessimismus neigenden Zeit freuen, in ihm einen eifrigen und fröhlich begeisterten Verkünder der Lebensfreude zu besitzen. Man kann seine Weltanschauung die Religion eines Glücklichen nennen, denn Ganghofer ist ein Schoßkind des Glückes, dem Segen aus allem sprießt, was ihm begegnet; aber man wird auch nicht übersehen dürfen, daß sie stark und echt genug war, ihn zu trösten und zu erheben, als sein Haupt die Schatten des Schmerzes umdunkelten. Vielleicht würde seine Mahnung zur Lebensfreude tiefer und erlösender wirken, wenn sie aus dem Munde eines Verkündigers käme, der nicht nur alle Höhen der Lust, sondern auch alle grausamsten Tiefen des Leides durchmessen und schwerer am Leben getragen hätte, als alle, an die er sie richtet. Doch wer will so roh und einsichtslos sein, einem Glücklichen sein Glück vorzuwerfen? Und niemand soll vergessen, daß diese Religion der Lebensgläubigkeit wertvoller ist als aller unfruchtbare Pessimismus und jene romantische Überkultur des Gefühls, die den Schmerz zur Wollust und zur Süße des Lebens macht. Sie weiß Glück zu schaffen und lebendige Tat zu zeugen. Die Tat aber erlöst. Goethe sagt: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst.“

* *
*

Es war notwendig, Ganghofers Art, Welt und Leben anzuschauen, so eingehend darzustellen und möglichst in seinen eigenen Worten kennen zu lernen, weil gerade bei ihm alle Vorzüge und Mängel seiner Kunst abhängig sind von seiner Weltanschauung, die im Grunde wieder nichts anderes ist als sein sanguinisches Temperament. Auch Ganghofers Kunst ist, wenn wir auf sie die Zolasche Definition anwenden dürfen, ein Stück Natur, gesehen durch sein Temperament, und darum ist sie echt.*) Der Naturausschnitt, den er in den meisten seiner Romane,

*) Von Ludwig Ganghofer sind erschienen: 1. Romane: „Die Martinsklause.“ Roman aus dem 12. Jahrh. „Das Gotteslehen.“ Roman aus dem 13. Jahrh. „Der Klosterjäger.“ Roman aus dem 14. Jahrh. „Das neue Wesen.“ Roman aus dem 16. Jahrh. „Der Mann im Salz.“ Roman aus dem Anfang des 17. Jahrh.

Novellen und Dramen betrachtet, ist die eigenartige, große Welt seiner oberbayrischen Berge mit den kraftvollen, einfachen und natürlichen Menschen, die auf ihnen wachsen. Nicht völlig, aber doch auch nicht in letzter Linie wird der große Erfolg seiner Bücher dadurch bestimmt, daß seine Liebe sich gerade diesem Naturausschnitt zugewandt hat, der den breiten Massen des Publikums durch andere, nicht zuletzt durch Defregger lieb gemacht worden war. Dazu kommt noch, daß die große Kulturmüdigkeit des ausgehenden Jahrhunderts in den Herzen der Menschen eine heimliche, starke Sehnsucht nach Kraft und Frische, Einfachheit und Natürlichkeit, nach primitivem Fühlen und Denken geweckt hat. Und dies alles, was man, müde alles Raffinements und aller Überfeinerung der Kultur, suchte, findet man in Ganghofers Büchern.

Wie seine leidenschaftliche Liebe zur Natur seine Weltanschauung, so hat sie auch seine Kunst geboren. Wie jeder, hat auch Ganghofer anfänglich umhergetastet, ehe er sich dichterisch entdeckte und ihm bewußt wurde, auf welchem Gebiete sein Können lag; er hat Lustspiele in fünffüßigen Jamben verbrochen, wie andere Tragödien im gleichen Versmaß schrieben, und hat am Schraubstock und auf der Schulbank das Übermaß seiner lyrischen Empfindungen in einer Unzahl von Liedern hervorgesprudelt, die er gesichtet in einem Lyrikbande „Vom Stamme Asra", seinem ersten Buche, herausgegeben hat. Bis er, angeregt durch das Gastspiel einer oberbayrischen Dialekttruppe vom Münchener Gärtnertheater in Berlin und eines ihrer Mitglieder, Hans Neuert, sich zum oberbayrischen Volksstück durchfand und „aus Reminiszenzen an die im Dorfe verlebte Kindheit, an eine Geschichte, die dort geschehen war, und an Menschen, die dort gelebt hatten", den „Herrgottschnitzer von Ammergau" schrieb, der ihn, als das Ensemble des Gärtnertheaters das Stück nach Wien brachte, über Nacht zum berühmten

---

„Der laufende Berg", „Der Dorfapostel", „Edelweißkönig", „Der Unfried", Hochlands- und Dorfromane. „Der Hohe Schein", „Schloß Hubertus", „Die Bacchantin", „Die Sünden der Väter", „Das Schweigen im Walde". — 2. Novellen und kleinere Geschichten: „Gewitter im Mai", „Rachele Scarpa", „Tarantella", „Der Besondere", „Der Herrgottschnitzer von Ammergau" „Der Jäger von Fall", „Aus Heimat und Fremde", „Almer und Jägerleut'", „Bergluft", „Oberland", „Die Jäger", „Damian Zagg". — 3. Märchen und Sagen: „Es war einmal..." Moderne Märchen. „Die Fackeljungfrau". Bergsage. — 4. Dramen: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", „Der Geigenmacher von Mittenwald", „Der Prozeßhansl", „Der zweite Schatz", Volksschauspiele. „Die Falle." Lustspiel. „Die Hochzeit von Valeni." Schauspiel. „Meerleuchten." Schauspiel. „Der heilige Rat." Ländliches Drama. — 5. Lyrik: „Bunte Zeit", „Heimkehr". — Mit Ausnahme des Romanes: „Das Schweigen im Walde", der bei G. Grote in Berlin erschien, sind alle Bücher Ganghofers bei Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart verlegt.

Dichter machte. Seitdem ist er seinem Stoffgebiet meist treu geblieben, und wenn er in den ersten Jahren sich einmal auf das unfruchtbare Pflaster und in den Lärm der Großstadt („Die Sünden der Väter“), auf das spiegelglatte Parkett der Salons und in die parfümierte Luft der Boudoirs („Die Bacchantin“), nach Italien („Tarantella“) oder gar nach Konstantinopel („Racchele Scarpa“), das er nie gesehen hat, verirrte, so kam in seine Darstellung etwas Gemachtes und Künstliches, etwas Unechtes und Erklügeltes. Seine wurzelechte Eigenart ist in der freien Luft, im Wald und auf der Heimatscholle gewachsen, sie läßt sich nicht verpflanzen. Aber in seinen Hochlandgeschichten und Dorfromanen darf sie sich ungehindert ausleben. Chiavacci erzählt, daß Ganghofer nur vom Spätherbst bis zu den ersten Frühlingstagen in München lebt, sobald die Sonne den Schnee von den Bergen geschmolzen hat, geht er hinauf ins Hochgebirge, und auch der Winter wird, wenn die Sehnsucht nach Bergfreiheit und Höhenfrieden ihn packt, oft genug durch Ausflüge in das Gebirge unterbrochen. Im Gaistale, am Südfuße des Wettersteingebirges, hat er auf der Tillfußalpe sich ein Jagdhaus erbaut, und hier lebt er den ganzen Sommer über mit seiner Familie. Das Hochgebirge ist sein Jungbrunnen und der frische Quell, aus dem er sich immer aufs neue wieder dichterische Kraft gewinnt. Fast alle nach 1897 erschienenen Werke Ganghofers sind inmitten des Friedens und der wunderbaren Größe dieser Bergwelt ersonnen und niedergeschrieben. Darum weht es uns aus den besten seiner Bücher wie Firnenwind entgegen, wir meinen Wälderrauschen und Quellenklingen zu vernehmen, und unsere Seele wird in ihrem Banne froh und frisch.

Wenn wir uns Ganghofers Weltanschauung, wie ich sie im ersten Teile dieses Aufsatzes dargestellt habe, vor Augen führen, so werden wir finden, daß neben seinem unversieglichen Frohsinn und Lebensmut etwas Schlichtes und Einfaches aus seiner ganzen Art zu uns spricht, und dieses Primitive der seelischen Erscheinung finden wir auch in den Helden und Heldinnen seiner Dorfromane wieder. Ihr Seelenleben ist das denkbar einfachste und beschränkt sich auf die einfachsten Grundtriebe der menschlichen Psyche: Liebe, Haß, Leichtsinn, Trägheit, Eifersucht, Neid, Bosheit, Sinnlichkeit, Mitleid, Nächstenliebe, Selbstsucht. Ganghofer stellt in seinen Menschen meist nur immer den Vertreter eines dieser Triebe dar. Indem er sie aber gegeneinander ausspielt, gewinnt er mit der äußeren Handlung zugleich ein klares und einfaches Seelengemälde von dramatischer Wirkung. Seine Romane mögen, wie: „Der Hohe Schein“, „Schloß Hubertus“, „Die Martinsklause“, noch so umfangreich, der Episoden, der einzelnen, nebeneinanderlaufenden Handlungen mögen noch so viele, ihre Fäden noch so verschlungen sein, man verliert nie die Übersicht und gewinnt immer

den Eindruck des Einfachen und Klaren. Wohl ist's ein Nachteil, daß sich infolge dieser einfachen Psychologie die typischen Begebenheiten in den einzelnen Werken oft wiederholen; da aber das technische Geschick des Dichters sie immer wieder in anderer und immer in eigenartiger Weise miteinander zu verknüpfen weiß, so kommt selten im Leser das Gefühl des Überdrusses auf. Auch weiß er sie oft in anderer Beleuchtung zu zeigen oder ihnen tiefere Bedeutung zu geben, indem er sie mit Naturereignissen kontrastiert oder in Parallele setzt. In dem Dorfroman: „Der laufende Berg", Ganghofers hohem Lied vom Segen der Arbeit, bringt ein langsamer Bergrutsch dem Häuslein des alten Simmerer droben am Berghang große Gefahr, nicht aber dem großen Bauernhofe des reichen Purtscheller, der „gesunden Felsboden und dicke Mauern" hat und von dem sein Besitzer prahlt: „Mein Haus steht fest!" Treue, nimmermüde Arbeit der schlichten, frommen Kleinhäuslerfamilie aber rettet das kleine Anwesen, indessen der reiche Purtscheller durch seinen Leichtsinn, seine Großmanns- und seine Verschwendungssucht sich und seine Familie zugrunde richtet.

Die Vorgänge dieses neben dem „Dorfapostel" innerlichsten und ergreifendsten aller Ganghoferschen Bücher üben darum eine so starke innerliche Wirkung aus, weil sie so ganz einfach und natürlich sind, so ungezwungen sich aus der menschlichen Natur ergeben. Nicht alle Werke Ganghofers besitzen diesen Vorzug. Oft haben seine Kombinationen etwas Gemachtes und Erzwungenes, er bemüht den Zufall in ausgiebigster Weise, daß man mit dem Gori im „Unfried" seufzen möchte: „Der Herrgott sucht sich manchmal gspassige Helfer aus." Es kommt dadurch allzuviel Gekünsteltes in seine Romane, das seine oft so prächtig naturecht gestalteten Menschen zu unlebendigen Figuren eines Puppentheaters degradiert, die von des Dichters Hand nach Willkür hin und her geschoben werden.

Dieser Mangel der Ganghoferschen Dichtungen, der mehr oder weniger den meisten von ihnen anhaftet, wird noch stärker fühlbar, wenn man ihn mit einem andern Dorfgeschichtendichter, mit Rosegger vergleicht. Ich habe schon einmal an anderer Stelle in dieser Zeitschrift darauf hingewiesen, daß der steirische Waldbauernbub mit den sonnigen, manchmal schalkhaft blitzenden, manchmal melancholisch verträumten Augen ein Naturdichter ist . . . nicht weil er Natur gestaltet, das tun Ganghofer, Zahn u. a. auch, sondern weil er selbst ein Stück Natur ist: manchmal neckisch, manchmal rauh und trotzig, lieblich und wild zugleich und meist zuchtlos und ungebändigt. Und was er uns auch vorplaudern oder erzählen mag, es bleibt immer Natur. Natur sind seine Menschen, und ganz natürlich sind in den besten seiner Werke ihre Schicksale, da ist nichts Erkünsteltes und nichts Zufälliges, alles ist innerlich bedingt, wie ja auch die Natur kein Zufälliges kennt.

Anders liegt die Sache bei Ganghofer: Das Temperament, durch das seine Kunstwerke gesehen sind, verändert das Stück Natur, das in ihnen dargestellt ist. Mit andern Worten gesagt: Ganghofer setzt die Natur in Kunst um, er stilisiert. Darum finden wir unter seinen Menschen bei weitem nicht soviel urwüchsige Gestalten, wie bei Rosegger, am ehesten noch in seinen letzten beiden Novellenbüchern: „Die Jäger" und „Damian Zagg". Die Skizzen aber, die in diesen beiden Büchern enthalten sind, nennt der Dichter selbst „absichtslose Studien, treu nach dem Leben gestrichelt", und „ohne Beigabe, ohne Zuschnitt und Zugeständnis". Nur das objektiv Gesehene wollte er schildern, „als einen Beitrag zum Verständnis des Volkes und aller absonderlichen Züge seines Lebensgesichtes" . . . „zum Verständnis der seltsamen Linien, mit denen die Natur bei der Bildung des Volkes die Köpfe und Herzen zeichnet, und zur Entwirrung des abstrusen Fadenschlages, mit dem sie so häufig das simple Lebensgewebe des Dorfes durchschießt." Es ist überaus interessant und dienlich zugleich für das Verständnis Ganghoferscher Kunst, diese absonderlichen Konterfeis einer Anzahl von Berufsjägern, mit denen der Dichter seit dreißig Jahren bei Ausübung des liebgewordenen Weidwerkes im Hochgebirge zusammengekommen ist, mit den reinen Phantasiegestalten in seinen Dichtungen, etwa mit dem Klosterjäger, mit Franzl und Schipper im „Schloß Hubertus", dem Gidi im „Edelweißkönig" zu vergleichen. Dieser Damian Zagg, dieser Egidius Trumpf, der Machtnix und der Permanederhansl und wie sie alle heißen, sind echte Natur, ohne „Zuschnitt und Zugeständnis", sind Naturmenschen, die, wie auch das derbe Volk zu sagen pflegt: „'s Wülde im Gsicht" haben. Ihnen gegenüber erscheinen alle Bauerngestalten der Romane hergerichtet, als hätte der Dichter sie in ihre Sonntagsjacken gesteckt, schön frisiert und gut zurechtgestutzt, damit sie recht präsentabel seien, und gibt ihnen auch wohl etwas mehr Sentimentalität mit, als in Wirklichkeit ihnen eigen zu sein pflegt.

Wohlfrisiert und zurechtgestutzt, das sind viele seiner Gestalten wirklich. Ganghofer hat sie aber nicht etwa der besseren Wirkung wegen etwas herausgeputzt und ihnen dieses oder jenes Tugendmäntelchen umgehängt. Einmal ist es wohl sein rosenroter, lebensfroher Optimismus, der sie ihm in besserem Lichte zeigt, zum andern aber ist auch ein bißchen Absicht dabei. Ganghofer ist Volksschriftsteller von Natur aus, aus Neigung und bewußt; er will durch seine Kunst belehren, ermahnen, erziehen, frohe Wege weisen zu Glück und furchtloser Lebensfreude. Da braucht er Vorbilder, denen seine Leser nachstreben können, er braucht eine gewisse erhöhte Wirklichkeit, die sich in Sonntagsgewänder kleidet und vom Idealen einen leisen Schimmer geborgt hat. Er gesteht dies selbst in seiner Vorrede zu den

„Gesammelten Schriften"; da heißt es: „Von den tausend Menschen, die ich schilderte, habe ich die einen so geschildert, wie sie sind, die andern aber so, wie sie sein könnten, wenn sie nur wollten. Warum sollte man diesen Willen nicht wecken und durch die Mittel und Farben der Kunst erziehen dürfen?"

Es ist freilich ein eigen und nicht immer ganz ungefährlich Ding um dieses Herrichten und Zurechtstutzen der Menschen und ihrer Schicksale; meist macht man damit den Anfang zur Tendenzdichtung, die alles, Gestalten und Geschehnisse, unter einem ganz bestimmten und immer eigensinnig festgehaltenen Gesichtswinkel sieht, daß sie auch dem Leser stets nur eine Seite zeigen. Sie bekommen dadurch etwas Unkörperliches und Flaches. Wir können auch an manchen Ganghoferschen Gestalten (meist an seinen Bösewichten) diese Beobachtung machen. Sie fallen um so mehr auf, als neben sie oft die vollsaftigsten und plastischsten Gestalten gerückt sind, die der Dichter überhaupt geschaffen hat.

Dieses Bestreben größtmöglichster Vereinfachung der seelischen Erscheinung der Menschen zeigt sich auch von Einfluß auf den geistigen Gehalt der Ganghoferschen Kunst. Die Abneigung des Dichters gegen alle spekulative Wissenschaft, die wir schon im ersten Teil dieser Arbeit kennen gelernt haben, läßt sich ja wohl erklären aus seiner Welt- und Lebensauffassung, hängt aber doch nicht so organisch mit ihr zusammen, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Sie entspringt, will mir scheinen, einer einseitigen und darum unrichtigen Auffassung vom Leben. Leben, das ist doch nicht bloß das äußere Geschehen, das von unsern Sinnen wahrgenommen werden kann, es äußert sich doch nicht bloß im Reden und Handeln der Menschen und in den Erscheinungen der Natur. Leben ist doch auch etwas, das in uns ist, unser Denken und Fühlen bestimmt, unserm Erfassen der Lebenserscheinungen außer uns Farbe, bei manchen Menschen sogar täglich wechselnde Farbe gibt; es ist nicht bloß das, was über, es ist auch das, was unter der Bewußtseinsschwelle in unserer Seele sich regt; es sind die wechselnden Beziehungen des Bewußten und Unbewußten, die sich nicht immer auf eine einfache Formel bringen lassen. Und dieses innerlichste, heimlichste, für jeden aber wirklichste Leben wird nicht immer, bei verschlossenen Menschen sogar selten, Ereignis und läßt sich darum mit Augen nicht erspähen, mit den Händen nicht greifen und halten. Es lebt im Kunstwerk auch mehr *unter* der Hülle der Erscheinungen, als daß es *in* ihnen sich offenbart. Bei Ganghofer erleben wir nun die etwas betrübliche Tatsache, daß der lebensgläubigste und lebensfreudigste Dichter unserer Zeit keine Augen hat für das innerlichste und intimste Leben der Menschen. Problemgestaltung und psychologisch tief dringende Darstellung sind seiner Kunst fremd. Er hat einmal,

im „Hohen Schein“, den Wandel einer Weltanschauung darzustellen versucht und hat mit diesem Roman trotz aller Vorzüge, die ihm eigen sind, eines seiner künstlerisch schwächsten Werke geschaffen.

* *
*

Ganghofer ist neben Rosegger, dem liebenswürdigen Krieglacher Waldpoeten, der erfolgreichste Volksdichter der Gegenwart. Seine Werke sind in einer stattlichen Zahl von Auflagen verbreitet, und sein Verleger hat im vorigen Jahre dankenswerter Weise die erste Serie seiner „Gesammelten Schriften“ in fünf ansehnlichen Doppelbänden herausgebracht. Sie umfaßt zehn der gelesensten Romane und Erzählungen des Dichters: „Schloß Hubertus“, den „Herrgottschnitzer von Ammergau“, die Hochlandgeschichten: „Hochwürden Herr Pfarrer“ und den „Jäger von Fall“, den „Edelweißkönig“, den „Unfried“ und den „Laufenden Berg“, sowie die drei ersten Romane der Berchtesgadener Serie: „Die Martinsklause“, das „Gotteslehen“ und den „Klosterjäger“. Ganghofer verdankt seine großen Erfolge neben der Schlichtheit und der treuherzigen, warmen Innigkeit, die in seinen Dichtungen lebt, neben der hellen Lebensfreude, die aus ihnen lacht, vor allem seiner eminenten Erzählergabe. Er gehört unstreitig zu den größten Erzählertalenten unserer Zeit, nicht nur, weil er in virtuoser Weise zu komponieren versteht. Es ist eine starke Vorliebe für das Geschehnis in ihm, eine Vorliebe, die ihn oft zwingt Ereignisse auf Ereignisse zu häufen, daß dem Leser schier der Atem vergeht. Auch weiß er die Einzelhandlungen so geschickt ineinander zu verflechten, daß nirgends, nicht einmal am Ende der Kapitel, die Spannung nachläßt. Diese Spannung erreicht Ganghofer nicht bloß mit stofflichen Mitteln; er weiß die Menschen, die er schildert, dem Herzen nahe zu bringen, daß der Leser mit ihnen lebt, mit ihnen leidet und lacht.

Im November vorigen Jahres hat der deutsche Kaiser Ganghofer eines bedeutenden Gesprächs gewürdigt, in dem er dem Dichter seine eigene Welt- und Lebensanschauung auseinander setzte und sich zu dem gleichen lebensgläubigen Optimismus bekannte, der in den Büchern Ganghofers lebt. Gerade dieser Optimismus ist das Wesentliche und Bedeutungsvolle der Kunst dieses Dichters, und wir müssen uns freuen, in ihm einen begeisterten Propheten der Lebensfreude zu besitzen, der mit jedem seiner Werke dem Volke immer wieder ins Gedächtnis prägt:

„Jeder Stunde gut zu sein,
Lebensfülle froh zu fassen
Und die Blicke wandern lassen
Weit in Luft und Welt hinein!“

Die Wiedergeburt der russischen Armee.

Von

Rittmeister von Witzleben.

— Cöln. —

Die japanische Presse hatte die Nachricht verbreitet, daß wegen der schwebenden, in ihrem weiteren Verlauf noch unübersichtlichen Verhandlungen zwischen Japan und Rußland bezüglich der Fischereiansprüche auf dem Sungari die russische Regierung entschlossen sei, die Mandschurei vorläufig nicht von den Truppen zu räumen, sondern sie vielmehr vollzählig bis zum äußersten Termin, dem 15. April d. J., in ihren Standorten zu belassen. Augenscheinlich ist aber die Presse unrichtig informiert gewesen, denn durch einen Ukas vom 22. Januar hat Zar Nikolaus angeordnet, daß schon jetzt die Besatzungen aus der Mandschurei zurückzuziehen seien, und schon am 31. Januar ist diesem Befehle die Ausführung gefolgt, indem das 65. Infanterieregiment als der erste Truppenteil die Heimreise angetreten hat.

Gleichzeitig mit der allmählichen Auflösung des russischen Okkupationsheeres ist nun die wichtige Frage aufgeworfen worden, aus welchen Bestandteilen sich wohl das Truppenaufgebot zusammensetzen werde, das Rußland für die Zukunft in seinen Gebieten im fernen Osten belassen werde. Aus leicht erklärlichen Gründen sind offizielle Daten darüber bisher nicht verbreitet worden, aber aus guter Quelle verlautet doch soviel, daß man sich nicht mit schwachen Kräften begnügen will. Es sollen daher nicht nur die sibirischen Armeekorps, die schon vor dem Kriege in Ostasien standen, dort verbleiben, sondern auch die 5. und 6. sibirischen Korps, die aus den 54. und 61. resp. 55. und 72. Reserve-Infanterie-Divisionen im Kriege gebildet worden waren, sollen zu der neuen Okkupationsarmee gehören. Und nicht genug damit,

heißt es, daß auch noch die kürzlich formierten beiden Schützenarmeekorps von je 3 Brigaden dem Bestande der Besatzungen des „Fernen Osten“ einverleibt werden. Auch auf Friedensfuß wird dieses Heer eine Kopfstärke von 160 000 Mann mit 1200 Geschützen erreichen.

Der Vollständigkeit halber muß bei der Demobilisierung der russischen Besatzungsarmee schließlich auch noch erwähnt werden, daß es sich hierbei nicht allein um Feldtruppen handelt, sondern daß davon auch sehr beträchtliche Reserveformationen des Friedensstandes berührt werden, die im Laufe des Krieges zu Besatzungszwecken in der Heimat, an Stelle der in Feld gerückten Formationen, aufgestellt worden waren. Hier ist die Abwicklung der Geschäfte nicht immer ganz glatt vonstatten gegangen, zumeist weil es an klaren Befehlen von den vorgesetzten Stellen aus fehlte, dann aber auch infolge von Unruhen, die durch lokale Verhältnisse bei der Massenentlassung der Reservisten hervorgerufen worden sind. Immerhin ist es doch bis jetzt bereits erreicht, daß alle diese 256 mobilen Reserveinfanteriebataillone bis auf ihre Friedenscadres reduziert worden sind und auch die 14 Reserveartilleriebrigaden, die zu Besatzungszwecken neu formiert worden waren, sind in der Mehrzahl wieder auf ihren normalen Stand gebracht worden. Nur die zahlreichen europäischen und kaukasischen Kosakenheere 2. und 3. Aufgebots, die zu gleichen Zwecken wie die Schwesterwaffen aufgeboten waren, sind noch nicht aufgelöst worden, weil die Regierung in diesen unruhigen Zeiten ihrer noch bedarf; es heißt sogar jetzt, daß ihre Auflösung erst nach vollständig hergestellter Ruhe und Ordnung im ganzen Reiche erfolgen könne.

Trotzdem die Regierung und insbesondere die Militärverwaltung, wie wir gesehen, sowohl mit dem Heimtransport der Armee vom Kriegsschauplatz wie mit der Auflösung von Verbänden noch einige Zeit zu tun haben werden, nehmen die großen Heeresreformen, die der Kaiser und seine Ratgeber seit dem Kriege mit Japan durchgearbeitet haben, ihren gedeihlichen Fortgang und haben zum nicht geringen Teil bereits Gesetzeskraft erhalten. Solche Reformen von durchgreifender Kraft und Bedeutung sind aber auch unerläßlich, wenn anders die Armee nicht in einem etwaigen späteren Kriege abermals Schiffbruch erleiden und ihren militärischen Wert völlig verlieren will. Denn je mehr man in die Einzelheiten des Feldzuges zwischen Rußland und Japan eindringt und den Gründen nachgeht, wie es gekommen ist, daß das einst so mächtige Heer mit seiner großen kriegerischen Vergangenheit eine solch furchtbare Niederlage erleiden konnte, desto überzeugender wird es für jedermann klar werden, daß nicht allein die veralteten taktischen Vorschriften, die mangelhafte Bewaffnung und Ausrüstung oder die fehlerhafte Führung diese schwere Katastrophe herbeigeführt haben, sondern, daß mindestens ebenso sehr der innere Organismus des Heeres, die mangelnde Fürsorge für die Mannschaft, das Fehlen tüchtiger Unteroffiziere

und nicht zuletzt ein ganz unzulängliches Offizierkorps schuld an diesem tragischen Verhängnis gewesen sind.

Unter den gesetzlich bereits festgelegten Neuerungen, die nunmehr dem Heere neue Fundamente schaffen sollen, ist als erste die Verkürzung der Dienstzeit — für die Infanterie und fahrende Artillerie von 4 auf 3 Jahre, für alle übrigen Waffen von 5 auf 4 Jahre — zu nennen, Vorteile, die sogar schon den Ende November v. J. eingetretenen Rekruten zugute kommen sollen. Berücksichtigt man dazu, daß z. B. die 3 Dienstjahre des russischen Infanteristen, der im September zur Entlassung kommt, dadurch nominell nur 1030 Tage betragen, von denen noch dazu jährlich 120 dienstfreie Tage (Sonn-, Feier-, Festtage, Regimentsfeste usw.) in Abzug zu bringen sind, so kann in Zukunft wohl schwerlich von einer übermäßigen dienstlichen Inanspruchnahme des Soldaten die Rede sein, die früher oftmals Gegenstand der Klage des Volkes gewesen ist. In Verbindung mit der Verkürzung der aktiven Dienstzeit ist diese Dienstpflicht in der Reserve verkürzt und diese selbst in zwei Klassen dergestalt eingeteilt worden, daß es von jetzt ab jüngere und ältere Jahrgänge gibt, von denen die älteren nur im Bedarfsfalle zur Komplettierung der Feldtruppen herangezogen werden dürfen. Durch alle diese Maßnahmen wird die Armee in Kriegszeiten, besonders bei den Feldformationen, nicht unerheblich verjüngt, während sich für die Bevölkerung eine fühlbare Erleichterung, insbesondere auch hinsichtlich der Verwendung der Reserve II. Klasse, bemerkbar machen dürfte.

Einen breiten Raum in den militärischen Reformen nimmt weiter eine sehr beachtenswerte Verfügung über die Kapitulantenunteroffiziere ein. Werden damit auch noch nicht alle Probleme der gerade bei der russischen Armee besonders schwierigen Unteroffizierfrage gelöst, so ist doch unstreitig ein guter Anfang gemacht. Und zwar insofern, als alle Stellen der Feldwebel und Wachtmeister sowie der Zugunteroffiziere grundsätzlich mit Kapitulanten besetzt sein müssen, was bisher nicht der Fall war. Außerdem erhalten die Kapitulanten eine Jahreszulage von 180 Rubeln. Und ferner werden zur Ausbildung der Kapitulanten innerhalb der Divisionen besondere Schulen eingerichtet, zu denen die Unteroffiziere nach Ablauf des ersten Kapitulationsjahres kommandiert werden. Ein Examen am Schluß des Kursus entscheidet über die Ernennung des Kapitulanten zum Portepee-Unteroffizier, der in den ersten drei Jahren eine jährliche Zulage von 240, dann eine solche von 300 Rubeln erhält. Nach ununterbrochen 10jähriger Kapitulation, davon 8 Jahre als Portepee-Unteroffizier, bekommt der Unteroffizier, wenn er ausscheiden will, 1000 Rubel.

Zu den großen reorganisatorischen Maßnahmen für das Unterpersonal gehört endlich noch die Erhöhung der Kompetenzen für die Mannschaften. Die Unzulänglichkeit der Bezüge der russischen Soldaten an

Sold, Kost, Bekleidung und anderweitigen Verpflegungsbedürfnissen war ja freilich schon vor dem Kriege mit Japan als ein schwerer Übelstand erkannt und empfunden worden. Aber immer hieß es, daß aus Mangel an den erforderlichen Geldmitteln nur in sehr geringem Grade, und gewissermaßen nur temporisierend, geholfen werden könne und eine Besserung der Staatsfinanzen abgewartet werden müsse. Nicht allein, daß durch diese Knappheit der Kompetenzen bei immer steigender Teuerung der Lebensbedürfnisse die Unzufriedenheit der Mannschaften erregt wurde, litt dadurch auch der Dienstbetrieb und die Ausbildung. Die Truppenteile und die einzelnen Mannschaften waren zur Beschaffung der von der Staatskasse nicht hinreichend gewährten Bedürfnisse genötigt, Arbeiten ökonomischer Natur, darunter auch als Mietlinge außerhalb der Garnison, zu leisten, die sie dem eigentlichen militärischen Dienst entzogen, und mußten sogar das Fehlende von ihrem mehr als dürftigen Solde oder aus eigenen Privatmitteln bestreiten. Überdies gestaltete sich der Ökonomiebetrieb und das Kontrollsystem dadurch zu einem außerordentlich schwierigen und unübersichtlichen, daß die Truppenteile, um mit den gewährten Kompetenzen auszukommen, Übertragungen aller und oft sehr dunkler Art von einem Etat in den andern vornehmen mußten. In allen diesen Verhältnissen hat nun ein kaiserlicher Ukas in unerwartet ausgiebiger Weise Wandel geschaffen und bestimmt, daß die Löhnung, die Verpflegung der unteren Chargen und ihre Bezüge an sonstigem Material so auskömmlich erhöht werden, daß die materielle Lage des Heeres von jetzt ab ein durchaus zufriedenstellendes Bild zeigen könne.

Zar Nikolaus ist aber nicht nur darauf bedacht, das Los der untern Chargen seiner Armee zu bessern und für sie allenthalben modernere Verhältnisse zu schaffen, sondern auch dem Offizierkorps gilt ganz besonders sein Interesse, nachdem die im Kriege gegen Japan auch in der Leistungsfähigkeit der Offiziere aller Grade hervorgetretenen Mängel auf die Notwendigkeit schleuniger und einschneidendster Reformen mit großer Bestimmtheit hingewiesen haben. Nachdrücklichste Unterstützung in diesen anerkennenswerten Bestrebungen findet der Kaiser bei seinem Kriegsminister, der mit eisernem Besen und ohne Ansehen der Person zwischen alle Unfähigkeit fährt und einzig und allein das Können und die Leistungen bei der Beförderung und der Qualifikationsverteilung eines Offiziers an die erste Stelle gesetzt wissen will. Um aber zu verstehen, welch Riesenarbeit hierbei zu leisten ist und was für Schwierigkeiten zu überwinden sind, ist es unerläßlich einen kurzen Blick in die ganz eigentümlichen Verhältnisse zu tun, wie sie heute beim russischen Offizierkorps liegen.

Das hauptsächlich durch finanzielle Rücksichten hervorgerufene System des den Truppenteilen selbst obliegenden und einen gewaltigen Verwal-

tungsapparat erfordernden Ökonomiebetriebs (außer Verpflegung auch Bekleidung und Ausrüstung, Traineinrichtungen, Unterkunftsangelegenheiten usw.) hat es mit sich gebracht, daß sehr viele, und darunter meist die befähigtsten, Offiziere dauernd dem Frontdienst entzogen wurden, und dieser trat überhaupt der administrativen Tätigkeit gegenüber ganz zurück. So wurde auch bei den Qualifikationen zur Beförderung auf die Leistungen der Offiziere im Verwaltungsfach das Hauptgewicht gelegt, während diejenigen, welche bei der Ausbildung der Truppen die Hauptarbeit hatten, gewissermaßen als minderwertig angesehen und auch materiell erheblich schlechter gestellt waren. Abgesehen von dieser Ungerechtigkeit, hatte die Bevorzugung der „Nichtfrontoffiziere", deren es in jedem Regiment, außer dem Adjutanten, 6 bis 7 gibt, den Nachteil, daß ihnen, wenn sie in den praktischen Dienst zur Übernahme von Kommandostellungen zurücktraten, die Vorübung dazu fehlte, wodurch die Ausbildung der Truppen natürlich litt. Diese Erscheinung zeigt sich schon, wenn Offiziere, die oft bereits als Unterleutnants dem Frontdienst entzogen und ununterbrochen bis zum Stabskapitän weiter avancierend im Verwaltungsfach verblieben sind, eine Kompagnie, Eskadron usw. erhalten. Noch mehr aber in den höheren, noch verantwortlicheren Kommandostellungen, obwohl bei der Beförderung dazu nicht mehr allein die Alterstour, sondern daneben auch die besondere Eignung maßgebend ist, bezw. sein soll.

Im allgemeinen galten bisher bei der russischen Armee für die Beförderung folgende Grundsätze: Bis zum Kapitän (Rittmeister) einschl. erfolgt das Avancement nach vierjährigem Verbleib in der vorausgehenden Charge. Mithin kann ein bei der Truppe eingetretener Offizier nach zwölfjähriger Dienstzeit, davon je 4 als Unterleutnant, Leutnant und Stabskapitän, zum Kapitän befördert und als solcher Kompagniekommandeur werden. Da nicht immer offene Stellen vorhanden und Versetzungen zu anderen Regimentern wenig in Gebrauch sind, verzögert sich jedoch die mit der Beförderung zum Kapitän verbundene Übernahme einer Kompagnie (Eskadron) häufig um mehrere Jahre, es finden daher Nachpatentierungen statt.

Bei der Beförderung zum Stabsoffizier (Oberstleutnant, da der Majorsgrad bei der ganzen Armee nicht mehr existiert) gilt, genügende Qualifikation vorausgesetzt, nur für die bei der Garde, den Spezialwaffen und den nichtregimentierten in bevorzugten Stellungen (z. B. Generalstab, Militärbildungswesen, Justiz-Intendantur) befindlichen Offizieren die Anciennität bezw. ein bestimmter Verbleib in der früheren Charge.

Bei der Armeeinfanterie und Kavallerie dagegen findet unter nur teilweiser Innehaltung der Alterstour eine „Auswahl" statt, derartig, daß etwa die Hälfte der den sonstigen Avancementsbedingungen genügenden Kapitäns (Rittmeister) nach ihrem Dienstalter zur Beför-

derung eingegeben wird, während die übrigen, darunter auch die nicht in den Generalstab eingereihten ehemaligen Akademiker, als „besonders qualifiziert“ beurteilt und früher berücksichtigt werden. So gibt es Kapitäns und Rittmeister, die schon nach vierjährigem Verbleib in dieser Charge Oberstleutnant (bei der Garde Oberst) werden, während andere, wenn sie überhaupt dazu gelangen, 12 und mehr Jahre auf die Beförderung warten müssen. Viele und oft sehr tüchtige Kapitäns haben bis dahin die „Altersgrenze“ überschritten und werden mit ihrer geringen Pension verabschiedet.

Ähnliche Grundsätze gelten für das Avancement von Oberstleutnants zu Regimentskommandeuren bezw. zu Kommandeuren selbständiger Truppenteile (darunter auch die Batterien).

Die nunmehr vom Kaiser ins Auge gefaßten Reformen sind folgende:

Bis zum Oberstleutnant, also nicht mehr bis zum Kapitän, Rittmeister, einschließlich sollen die Beförderungen nur nach der Alterstour und nur innerhalb des Truppenteils erfolgen. Letzteres um das sogenannte „Springertum“ und das „Fortloben“ zu verhindern. Dafür sollen alle Kapitäns (Rittmeister) zuvor mit Erfolg einen Stabsoffizierkursus durchmachen. Um die Beförderung zu einer höheren Charge nicht mehr allein von der mehr oder minder einseitigen Beurteilung der direkten Vorgesetzten abhängen zu lassen, sollen die Kandidaten, namentlich wenn es sich um die Beförderung zum Kommandeur eines selbständigen Truppenteils handelt, einer kollektiven Wahl durch die im nächsten höheren Range befindlichen derselben höheren Truppeneinheit (Armeekorps) angehörenden Offiziere unterliegen. So würde z. B. ein zum Regimentskommandeur eingegebener Oberst von einer aus den Brigadekommandeuren desselben Armeekorps zusammengesetzten Kommission durch Ballotement ausgewählt werden. Auf die eigentlichen militärischen Leistungen und die Befähigung zur Führung ist dabei das Hauptgewicht zu legen. Um dieses zu ermöglichen, erscheint es notwendig, die Truppenteile von dem Ökonomiebetrieb zu entlasten und die dazu bisher erforderlich gewesenen Offiziere durch Beamte zu ersetzen. Die Hauptarbeit ist der Intendantur zu übertragen. Die Befehle zu dieser Reform sind bereits erlassen.

Den die Qualifikationen erteilenden direkten Vorgesetzten wird strenge Unparteilichkeit und gründliches Eingehen auf die Eigenschaften des Kandidaten zur Pflicht gemacht, und soll die Befähigung zur Ausstellung solcher Qualifikationen als eins der Hauptmomente der Beurteilung des betreffenden Vorgesetzten gelten.

Die Einsicht in die Qualifikationen soll den Beurteilten jederzeit offen stehen.

Auch in den unteren Graden sind nur die wirklich brauchbaren

Offiziere zum Avancement zuzulassen, alle nicht geeigneten Elemente aber rechtzeitig zu entfernen. Die Übernahme von „Nichtfrontstellungen" (siehe oben) soll frühestens nach zweijähriger praktischer Dienstzeit als Unterleutnant gestattet sein und muß durch Wiedereinstellung in die Front unterbrochen werden.

Hand in Hand mit der Neuregelung der Beförderungsvorschriften für die russischen Offiziere gehen die ebenso wichtigen Bestrebungen zur Weiterbildung der Offiziere in taktischer und sonstiger militär-wissenschaftlicher Hinsicht. Die Vorgesetzten sollen dafür nicht nur, was ihre Untergebenen anbetrifft, Sorge tragen und deren Beschäftigungen persönlich leiten, sondern sich selbst vervollkommnen, besonders in der Führung. So sollen z. B. die Divisionskommandeure jährlich mindestens eine, ihnen von den kommandierenden Generalen zu erteilende strategische Aufgabe lösen. Um die Leistungsfähigkeit der kommandierenden Offiziere und die taktische Ausbildung der gesamten Truppe besser prüfen zu können, sollen die Besichtigungen nicht mehr vorher angesagt oder zu bestimmten Zeitpunkten, sondern unerwartet durch Alarmierung vorgenommen werden und sich hauptsächlich auf Lösung von Aufgaben im Gelände erstrecken usw. Man arbeitet speziell nach dieser Richtung hin in den höchsten militärischen Kreisen mit großem Eifer und verspricht sich von der strikten Durchführung auch dieser befohlenen Reformen die besten Ergebnisse für die Gesamtheit des Heeres.

Beabsichtigt ist auch noch die Beschaffenheit des Offizierkorps dadurch besser zu gestalten, daß die Regimenter fortan ihre Junker in größerem Umfang als bisher selbst annehmen und ihre jungen Offiziere nicht mehr, wie jetzt, direkt als solche, also ohne sie vorher gekannt zu haben, aus den Kriegs- und Junkerschulen überwiesen erhalten.

Dadurch war eine Wahl zum Offizier in dem Sinne, wie es bei anderen großen Armeen der Fall ist, ausgeschlossen und es fehlte den einzelnen Offizierkorps ein individuelles, das Interesse an ihren Mitgliedern verstärkendes und auch dem ganzen Dienstbetrieb förderliches Gepräge.

Bei dem bisherigen System der Militärbildungsanstalten waren überdies die Kriegs- und Junkerschulen, in die die Eleven meistens direkt aus den Kadettenkorps oder von der Schulbank eintreten, nach den Waffengattungen gesondert. Die Garde sowie die Spezialwaffen erhielten dabei auf Kosten der übrigen Armee die in wissenschaftlicher Hinsicht besten, aber nicht immer auch die sich für die betreffende Waffengattung am meisten eignenden Abiturienten. Dadurch trat zwischen den Offizierkorps der verschiedenen Truppengattungen eine gewisse Entfremdung, andererseits aber auch Einseitigkeit in der Durchbildung, d. h. Mangel an Kenntnis der übrigen Waffen, ein, die das Zusammenwirken erschwerte. Man will nun, um eine allgemeinere militärische Vor-

bildung zu befördern, gemeinsame Schulen für alle Waffengattungen errichten und den Schülern erst nach deren Absolvierung eine Spezialausbildung für die von ihnen gewählte, bezw. für die für sie von den Vorgesetzten am geeignetsten befundene Waffe geben. Die Verwirklichung auch dieses Plans würde jedoch eine so große Umwälzung des Militärbildungswesens hervorrufen, daß sie durch eine Reihe von vorbereitenden Übergangsperioden zu ermöglichen sein wird.

Wir haben in unseren vorstehenden Ausführungen natürlich kein ganz abgeschlossenes Bild von all der Arbeit und fieberhaften Tätigkeit geben können, die gegenwärtig bei allen militärischen Instanzen im benachbarten russischen Reich herrscht, um den Kriegserfahrungen die praktischen Lehren nach Möglichkeit auf dem Fuße folgen zu lassen. Uns kam es auch mehr darauf an, zu zeigen, wie man in Rußland in durchaus richtiger Erkenntnis des Wichtigsten und Notwendigsten das Messer sofort an die Wurzel allen Übels gelegt hat und nicht mit reglementarischen Neuerungen u. dergl. begonnen hat, für die die rechte Zeit erst kommt, wenn alle Resultate des Krieges durch das Sieb gewissenhafter Prüfung gegangen sein werden.

Abälard und Heloise.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

— Zehlendorf-Berlin. —

In dem Namen Abälard kommen zwei gänzlich verschiedene Erinnerungen so eigenartig wie möglich und dennoch nicht ohne Harmonie zusammen. Abälard ist, im schweren Rüstzeug der theologischen Philosophie, der sensationellste — ich sage mit Absicht dieses Wort — Freigeist, den das Mittelalter erlebt hat. Und er ist der Held der wunderlichsten und ergreifendsten Liebesgeschichte, die von den Wirklichkeiten und von der Phantasie des Franzosentums gestaltet worden ist. Der einzigen, die absolute Volkstümlichkeit in Frankreich besitzt, eine, die sich durch die vielen Jahrhunderte nur vermehrt hat.

Wir können den Stoff wenden, wie wir wollen, von jeder Seite bietet er ungewöhnlichen Reiz. Nehmen wir den Menschen Abälard, wie er tatsächlich war, so beobachten wir, in Dimensionen, die den Überdruß nicht aufkommen lassen, das Bild des Mannes, der in der Welt seine Rolle spielen will, ohne ihre Freuden ungekostet zu lassen, der hierfür die geistigen und persönlichen Mittel in Überschuß besitzt und der sie genau so zu gebrauchen weiß, daß jene seine kleinere Lebensidee keinen Schaden leidet durch die freiere Größe, deren er ebenso gut hätte fähig sein können.

Dies wäre die Betrachtungsweise, für die auch und schon zu seiner eigenen Zeit es doch nur einem engeren Kreise zugereicht hat. Nehmen wir die Erinnerung an Abälard vom Standpunkt der vielen, die von diesem Manne hörten und die Legende von ihm gestalteten, so rührt uns, in einem Beispiel, das vielleicht mehr als alle anderen spricht, die freundliche Kraft der Sagenbildung an sich. Und immer bleibt, neben aller Zweideutigkeit und Klüglichkeit des geschichtlichen Mannes, die ergreifende Persönlichkeit des besonderen und aufrichtigen jungen Weibes, das er sich erjagte.

Die alten französischen Jahrhunderte haben verlangt nach dem Bilde eines geistig überragenden und seelisch ungewöhnlichen Mannes, der in all seinen Persönlichkeitswerten ganzer Mensch genug sei, um seiner abstrakten Weisheit zu vergessen vor der Übermacht holdseliger Liebe und um nun auch das Schwerste erdulden zu müssen um sie. Hier wurzelt die Legende. Heutige literarische Geister wiederum, aus jener Mengung von feiner Begabung und entschlossener Oberflächlichkeit, welche wir das moderne Verlangen so vielgestaltig nähren und führen sehen, haben den Namen Abälards ausgewählt, um an seiner — von ihnen entsprechend clairobscure belassenen — Gestalt einen frühen revolutionären Widerspruch aufzustellen gegen Bedingungen und Konventionen, die noch uns binden. Mit anderen Worten, um die Persönlichkeit dieses Klostergelehrten zu einem agitatorischen Beispiel für die tiefere Harmonie der rücksichtslosen Geistesfreiheit und der rücksichtslosen Herzensfreiheit zu erheben. Und endlich das dritte Bild, abermals ganz für sich, ist das der Geschichte. —

Abälard wurde 1079 zu Palet oder Palais in der Gegend der unteren Loire geboren und entstammte einer mit der Kirche eng liierten, lehnsfähigen Familie. Kirchliche Devotion der beiden Eltern, welche später selber ins Kloster gingen, und brennender früher Ehrgeiz des gut unterrichteten Knaben haben seine Laufbahn bestimmt. Obwohl er der älteste Sohn, der Erbe, ist, begreift er früh, daß ein Ritter auf engem Lehn sitzt, bestenfalls immer nur bei anderen zu Hofe geht und lebenslang die unerreichbaren sozialen Stufen, in die er nicht geboren ist, über sich sieht. Dagegen hält alles miteinander, was Reichtum, gebieterische Lebensführung, Bildung, Einfluß, Macht, Karriere heißt, der höhere Klerus in Händen. Und wenn zwar hierzu sich viele drängen und nur wenige zu den oberen Machtsphären gelangen können, so gibt es innerhalb der hierarchischen Organisation doch das elastisch weittragende Sprungbrett, das alles möglich macht. Nur in der Geduld und Demut des kleinen, beschränkten, schon mit einer guten Pfarre seligen Priesters besteht es nicht. Sondern darin: von sich reden machen und die möglichste persönliche Auszeichnung gewinnen.

Von jeher haben es, wo zwei große Zeitmeinungen wider einander streiten, die ganz Feinen geliebt, im Vertrauen auf ihre persönliche diplomatische Geschicklichkeit zu beiden Richtungen in die Schule zu gehen und Fühlung mit beiden zu gewinnen. Damals heißen diese großen Zeitmeinungen — verschollene Dinge für uns, aber von ungeheurer Erregungskraft für sämtliche Jahrhunderte des späteren Mittelalters —: Realismus und Nominalismus. Hier muß ein Wort über sie genügen. Die philosophische Methodik des Nominalismus läßt, im Gegensatz zum Realismus, ein reales Dasein der Gattungen nicht gelten; die Gattungen sind bloße „nomina", Ausdrucksweisen, real dagegen, wirklich seiend,

ist nur die einzelne Erscheinung. Übrigens sind dies alte Kontroversen aus der Antike, von der ja das nach lauter Abhängigkeiten suchende Mittelalter mit seiner Logik und Philosophie noch immer lebte. Aber erst ihm, dem christlichen Mittelalter, ist in dieser alten Schulfrage eine unheimliche Aktualität bewußt geworden: wenn die Gattungen nur Unwirklichkeiten sein sollen, so fällt mit ihnen die wirkliche Existenz der Dreieinigkeit. Deswegen war alsbald der Nominalismus als ketzerisch verdammt worden. Aber auch damals trug solches Vorgehen nur bei, dem, was verdammt wurde, nun erst recht eine aufsehenmachende öffentliche Bedeutung und verstärkte heimliche Anziehungskraft zu gewinnen.

Es ist die Zeit noch vor den Universitäten und vor allen öffentlichen weltlichen Schulen. Allein an den Bistums- und Klosterschulen oder auch bei einzelnen, an diese Schulen lose angeschlossenen Lehrern erlangt man den Unterricht in der Summe damaliger Methode, den sieben freien Künsten, erwirbt man die nötige Vorbildung für den Stand, der alle gelehrten Beschäftigungen oder Berufe mit umfaßt, den geistlichen. Als unter höchster Erregung der Geister die Verdammung des Nominalismus erfolgte, war Abälard ein solcher Schüler. Aber in diesem Schüler ist die ungeduldige Klugheit, den heftigen Zeitmoment richtig zu packen und keine Zeit zu verlieren. In kurzem ersteht aus ihm der blutjunge Lehrer, der mit einer feinen Mittelwendung dem „irrenden" Nominalismus aus dem Wege geht und dabei die Formel gefunden hat, um die ganze, zufluchtsuchende nominalistische Bewegung um sich, der Jüngsten einen, zu scharen. So grenzt sich diese Formel ab: die siegreiche Partei der Realisten hat nach wie vor unrecht, die Gattungen sind keine Selbstexistenzen; aber sie sind allerdings, wie der verurteilende Spruch sagt, mehr denn „nomina", mehr als nur „Ausdrücke". Sie sind, das ist Abälards subtile Unterscheidung, „Begriffe", als solche haben sie eine geistige Existenz, aber nur als solche und eben nur eine geistige Wirklichkeit.

Wir sollen hier nun nicht verweilen bei dem rasch und stark aufleuchtenden Glanze dieses neuen Deuters und Führers im großen Meinungskampf. Zuerst versetzt Abälard Paris in Sensationen, wo er seine feingeschliffenen Waffen gegen seinen einen früheren Lehrer, den Realisten, wendet und auf dessen Kosten schonungslose Triumphe feiert. Dann plötzlich siedelt er über nach Melun. Denn — dort residiert der Hof. Und von jeher ist in der Natur solcher Persönlichkeiten der Hang gewesen, sich dem Bedürfnis der Höfe, ihr Bildungsinteresse und womöglich eine gewisse Modernität zu bekennen, mit nachsichtiger Verkürzung der Maßstäbe zur Verfügung zu stellen. Aber dafür zahlt Abälard in Melun einen Preis, den er auf die Dauer nicht halten kann; hier in dem stillen vornehmen Pfalzorte fehlt das belebende Element der örtlich geführten Polemik. So finden wir ihn wieder in Paris, an der bischöf-

lichen Kathedralschule von Notre-Dame, dann zwar aufs neue in Melun, jedoch abermals sehr bald wieder in Paris. Und jetzt begründet er auf dem Hügel der hl. Genoveva außen an der südlichen Stadtmauer seine eigene, von den älteren Körperschaften unabhängige, vielbesuchte Schule; ein Vorgang, der nicht ohne Beziehung zu der späteren Entstehung der Pariser Universität und des Quartier latin in diesen Gegenden geblieben ist.

Indessen in all seiner vielgeschäftigen Tätigkeit vergißt doch Abälard nicht auf die Dauer, daß er ja noch weiter will. So wird der berühmte Lehrer der doch immer nur grundlegenden und vorbereitenden philosophischen Disziplin noch selber wieder zum Schüler, macht sich an das übergeordnete Studium der Theologie, und bald ist auch diese zweite Stufe zurückgelegt. Abermals tritt der junge Gelehrte, der schon eine so feine Neuerung in den Nominalisten- und Realistenstreit gebracht hat, mit frühfertigen eigenen Formulierungen auf den Plan, und zwar solchen, die zu nichts Geringerem bestimmt sind, als der gesamten methodischen Begründung des Dogmas ein verändertes Antlitz zu geben. Das geschieht, indem er auf eine neue Weise an diese fundamentierende Stelle anstatt der Bibel die antike Dialektik und ihre schützende Allgemeingültigkeit rückt. Auf ihr fußend entwindet er dem einfachen göttlichen Wort und dem schlechtweg der Bibel folgenden Glauben ihren Wert, die Basis zu sein, auf die sich die Erkenntnis zu stellen hat, und mit korrekter Miene lehrt er, daß, weil etwas geglaubt werden soll, auch die Nötigung vorliegt, es zu erweisen. Das ist die Schilderhebung der logischen Vernunft. Aber hiermit, indem Abälard die ungeheure revolutionäre Bedeutung seines Schrittes gerade nur eben höchst wirkungsvoll und aufregend sichtbar macht, hält er auch sofort wieder inne. Sogleich wieder stellt er die Verwegenheit, die solches ausgesprochen, in den Dienst genau dessen, was die Kirche sichern will; der mit solchem Oberrecht erhobenen menschlichen Vernunft weist er das Amt zu, nun nicht etwa den Krieg gegen den Glauben zu führen, sondern aus sich, lediglich besser und ohne Aprioristik, den Glauben in seiner Erkenntniskraft zu erweisen.

Atemlos vernimmt es die gebildete, das heißt im Mittelalter immer die von den kirchlichen Lehrmeinungen interessierte christliche Welt. Und zu Tausenden strömt diesem ganz außerordentlichen Lehrer die Jugend des ganzen westlichen Europa, vor allem aus Frankreich, Deutschland, England, Italien zu. Die Jugend ist ja immer disponiert für jeden heterodoxen Standpunkt, der ihr ein aufgedrängtes Wissen und Meinensollen zu zerstören verheißt und in dem sie den Befreier, der ihr geistiges Ringen und Eindringen selbständig macht, zu erkennen vermeinen kann. Völlig verhallt es, wenn schon früh der beste Mann der Kirche, der feine redliche Bernhard von Clairvaux auf die tiefere Un-

möglichkeit, um nicht zu sagen auf die spielerische Natur des scheinbar so befreienden und zugleich versöhnenden, sichernden Abälardschen Programms hinweist, wenn er mahnt: daß man das, was über die Vernunft gehe, mit der Vernunft auch nicht beweisen könne.

In die Jahre nach 1113 fällt diese höchste Ruhmeszeit Abälards, in die dreißiger Jahre des Mannes. Die ganze Eindrucksgewalt des Geschichtlichen packt uns wieder einmal hier, wenn wir für einen raschen Umblick rasten. Wenn wir fragen, wie sah damals Europa sonst aus, was ging hauptsächlich vor und mit welchen äußeren und inneren Kontrasten füllt sich das Bild dieser Jahre? Dort, um Abälard her, das lebendige Paris, der Mittelpunkt zu dieser Zeit der geistigen Meinungskämpfe des Abendlandes und dazu auch schon der Mittelpunkt von viel guter und viel schlimmer Lebenskultur, die große, geordnete, ummauerte, mit Kirchen und romanischen Häusern wohl gebaute Stadt, die heute noch Erinnerungen von jenen Jahrhunderten birgt. Und wenn wir, mit plötzlichem Ruck, an das künftige Berlin denken: sonnenstille Wiesenwelten und gelbe Kiefernheiden, einsame Wasserweiten, wo der wendische Fischer noch nichts ahnt davon, daß es Christen und Deutsche gibt, daß solche einst, wenn weitere Menschenalter vergangen, sich von der Elbe her aufmachen und in diese neuen Länder ihrer Zukunft mit dem Schwert und der Predigt des Kreuzes vordringen werden. Und wiederum, denken wir an das südliche und westliche Deutschland: die Landstraßen voll von frommen Pilgern und glaubensbegeisterten Rittern, die nach dem neuen Rufe „Gott will es!" zum Sarazenenkampfe ins Morgenland ziehen; und auf den Straßen und in den Herbergen auf umgekehrten Wegen ihnen begegnend die Hunderte von jungen Klerikern, die schon wieder ganz andere Dinge im Kopfe haben, als Grab des Herrn und Bekehrung der Ungläubigen; in denen viel subtilere Fragen gären und drängen, und die nach Paris wollen, weil sie gehört haben, daß ein gewaltiger Künder erstanden ist, der dem Teufel der kritischen Vernunft ins Gesicht geschaut hat, aber der auch wieder die Mittel weiß, um Sieger über ihn zu bleiben. Denn dieses Teufels Raunen und Flüstern haben sie ja alle schon, da sie Gottes Priester werden wollten, gespürt, die einen noch leise und lässig, die anderen um so härter und qualvoller. Gerade sie, die die Theologie ergründen sollen, kennen ihn wohl, während der glücklichere Laie mit Gebet und frommen Gelübden oder Schenkungen und Stiftungen in wohlbehüteter Ahnungslosigkeit von Dogmenängsten und Bibelwidersprüchen dahinlebt.

Wohl nie ist eine Lehrwirkung ausgeübt worden, wie diejenige Abälards. Künftige Päpste, Kardinäle, hohe Kirchenfürsten und Staatsmänner der bald nachfolgenden Jahrzehnte sind unter den Tausenden seiner Schüler gewesen. Was mehr ist, so ziemlich der ganze Kreis des von nun an geistig bestimmenden Geschlechts reiht sich in dieses unmittel-

bare Anregungempfangen ein: von dem Bischof Otto von Freising, des deutschen Königs Konrad III. Halbbruder, jenem tiefgründigsten und meistüberschauenden Historiker des Mittelalters, der die Weltgeschichte in den Systembau einer großartigen orthodox-theologischen Geschichtsphilosophie zusammengefaßt hat, bis zu den Rüttlern am Bau der Kirche, bis zu dem als Ketzer verbrannten Arnold von Brescia. Zum Scheiterhaufen hat es freilich Abälard nicht gebracht. Zu Konsequenzen, die dorthin führen konnten, fehlt ihm jedes Mindestmaß der Männlichkeit. Vollends zum Größeren und Wertvolleren, zum positiven Luthervollbringen, hätte es ihm weder gereicht noch seiner ganzen Wesensart nach reichen können. Was ihn, von den Verschiedenheiten der Zeit und den einzelnen Lehrstandpunkten ganz abgesehen, von Luther so absolut scheidet, ist allein schon die immer den klügsten der Kompromisse suchende Natur. So bleibt, bei allem ungeheuren Lehrerfolg, seiner Erscheinung doch das Wesen des aufflammenden und erlöschenden Meteors, und erst nach ihm sind durch andere seine Lehren, unter dem Hinzutritt sonstiger Umstände, oder sind vielmehr ungefähr die gleichen aristotelischen Doktrinen, womit schon er operierte, für die sich verjüngende Scholastik der Kirche fruchtbar gemacht worden. Er ist überhaupt viel mehr Berechner und Künstler, als eine durch sich selber mächtige und hinreißende Persönlichkeit. Ein unvergleichlicher Dozent, der weiß, daß man vorher ganz einfach, ganz durchsichtig sein muß, um von da aus dann auch im Ungewöhnlichen verstanden zu werden, und der sich darauf versteht, die gute Bemerkung und kluge Wendung jeweils durch die geeignete Folie zur gesteigerten Wirkung zu bringen. Ein Vortragender, der alle Mittel beherrscht, die Anmut, den wohlvorbereiteten Schwung an der richtigen Stelle, den Sarkasmus, welcher immer die werdende, jugendliche Bildung überwältigt. Und zu alledem ist dieser noch junge Lehrer der Theologie ein blendender und herzenbetörender Weltmann; nicht zum letzten liegt seine Anziehungskraft auf die jungen Parisfahrer hier. Die kulturgeschichtlich sich überall darstellende, immer in irgend einer Weise besonders entzündliche Disposition des Klerikers für das Feminine zu verhehlen wendet Abälard, der die niederen Weihen schon empfangen hat, auch vor seinen Schülern um so weniger Mühe auf, als überhaupt der Klerus gerade des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts mit seinen Frauenbeziehungen sich triumphierend bläht. Die unter den jungen Klerikern umgehenden mittellateinischen Dichtungen geben uns ja die gehäuften Beispiele dieser Lebensauffassung, mit ihrem schwelgerischen Hinausprahlen in alle Welt, daß der Troubadour oder ritterliche Minnesänger ein arger Laie und versimpelter Schwärmer sei verglichen mit des Klerikers so unendlich viel kundigerer, begünstigterer und unermüdlicherer Verführungskraft. Wir wissen konkret, wenn Abälard selber es später auch gänzlich vergaß, wie er trotz der beträchtlichen Summen,

die er als Lehrer einzog und die ihn in den Ruf der Habsucht brachten, auf keinen grünen Zweig kam, weil er seine Einkünfte in den „Schlund der Liederlichkeit" schüttete und sie ihm in der auf seine Selbstgefälligkeit spekulierenden Abgefeimtheit des schon damals blühenden Pariser großen Kokottentums zerrannen.

Da nun tritt in den Gesichtskreis des berühmtesten Mannes, den das Abendland bewundert, ein ganz junges, unschuldiges Mädchen, das den Namen Heloise — der Name ist germanisch, gehört mit Alwis (Alois), Heilwis u. a. zusammen — trägt. Er hat reden hören von ihr, sie ist ein feines, besonderes Züchtungsprodukt der Klosterschule, ein vielbelesenes Wunderkind, das elegant Latein schreibt und spricht und wovon alle Welt Aufhebens macht. Ein Pariser Domherr Fulbert — auch er mit dem Germanennamen der alten fränkischen Aristokratie des Landes — ist ihr Oheim oder wird so bezeichnet; in dessen Haus ist sie eben jetzt aus dem Kloster zurückgekehrt. Was Abälard zu ihr gezogen hat, das ist nicht so ihre Anmut, für die er zwar auch, etwas nebenbei, eine anerkennende Wendung findet. Sondern das ist viel mehr und allzeit am meisten ihr mit dem seinigen sich so eigentümlich begegnender Ruhm. Da liegt die neue Sensation seiner Eitelkeit, die den 38 jährigen Adepten aller Genüsse als etwas noch Vorbehaltenes reizt. Und so schleicht er, ohne Heloise schon persönlich zu kennen, sein Opfer an. Ohne allzu viel Mühe bringt er den sehr auf Einnahmen bedachten Domherrn dazu, ihn gegen Entschädigung in Pension zu nehmen, wobei Abälard noch gleichzeitig übernehmen will, die Nichte, das Wunderkind, den ganzen Stolz des Alten, zu unterrichten und weiter zu bilden.

Mit offener Rücksichtslosigkeit hat der eigene Bericht des späteren Abälard der Welt die Geschichte dieser Verführung erzählt. Kein Gedanke daran, daß es die ihm inzwischen angetraute Gattin ist, die er preisgibt, hält die schamlose Erinnerungslust an diesen Einzelheiten nieder. Von allem erzählt er, auch von den — bei den Klerikern der alten Jahrhunderte gegenüber anbefohlenen weiblichen Personen so vorzugsweise beliebten — körperlichen Züchtigungen, die „süßer waren als aller Balsam der Welt". Im ganzen ist diese Selbstbiographie übrigens im verwegensten Sinne „Dichtung und Wahrheit", um den Titel zu wiederholen, durch welchen Goethe mit höchster Einfachheit den unvermeidlichen Charakter jeglicher Erinnerungsmemoiren ausgedrückt hat, selbst wenn noch lange kein Abälard erzählt. Meisterhaft ist die Kunst geübt, durch scheinbares Eingestehen Vertrauen zu erwecken und unter diesem Schutze dann zu komponieren auf das Bild hin, das der Erzähler sich wünscht, seine Vortrefflichkeiten herauszuarbeiten, aber auf deren Kosten wieder, wovon er sich eben niemals befreien kann, seine in schonungsloser Eitelkeit schwelgenden Triumphe.

Immerhin, eine Liebe so hingebend und sich anschmiegend, wie sie

ihm hier über alles Verdienst entgegengebracht wird, oder überhaupt eine Liebe hat der ehrgeizige Mann doch noch nicht erlebt; und das leuchtet noch durch die peinliche Schilderung mit einer gewissen Schönheit hindurch. Abälard ist, als er Heloise liebte, nicht so gemein gewesen, als wie sich später der greisenhafte Schilderer dieser Verführung gibt. Es fällt ihm auch wieder ein, wie er damals zum Minnedichter geworden ist durch sie, „die meisten dieser Lieder leben noch jetzt im Munde der Menge und werden von denen gesungen, die gleiches erleben". Trotz der Wendung „die Menge", die an Gedichte in der Volkssprache denken ließe, kann es sich um jene Zeit schwerlich um andere als um lateinische Liebesgedichte und um das Publikum der jungen Kleriker handeln; so wäre es nicht unmöglich, daß solche Strophen Abälards enthalten sind in der anonymen Fülle des großen Sammelliederbuches des mittelalterlichen Studententums, den sogenannten Carmina Burana, worin die Verliebtheit und insbesondere das Klerikertreiben in Frankreich so erheblich zu ihrem Rechte kommen.

Nun geht es, wie es immer bei Verführungsgeschichten geht, daß alle Welt längst davon weiß, nur der eine nicht, den es am meisten angeht, in diesem Falle Fulbert. Es kommt mit einer bedrückend frühen Pünktlichkeit der Tag, da Heloise dem Geliebten die Folgen ihres allzu intimen Umganges gesteht. Offenbar am meisten aus Angst vor dem immer noch ahnungslosen Fulbert, entschließt sich Abälard, sie rechtzeitig zu entführen und zu seiner Schwester zu bringen. Dort schenkt Heloise einem Knaben das Leben, der, um den Sternenglanz des Vaters auf eine recht mittelalterlich gelehrte Weise auszudrücken, den Namen Astrolabius erhält. Mit Heloisens Entführung ist aber dem Oheim in fürchterlicher Weise die Binde von den Augen gerissen, er rast gegen Abälard, der sich alles von ihm zu versehen hat. Und da nun findet dieser, genau wie er es wissenschaftlich mehr als einmal tut, wieder den Weg des Kompromisses, der der Sache ein versöhnendes wohlgefälliges Ansehen gibt und dennoch ein ernstliches Opferbringen abwendet. Er erbietet sich dem Oheim, Heloise zu heiraten, nur soll es in absolutem Geheimnis geschehen. Es ist in der Tat das einzige Mittel, zu verhüten, daß der furchtbar aufgebrachte und keineswegs einflußlose Domherr dem Verführer, den er vertrauensselig ins Haus genommen hat, die große geistliche Karriere verdirbt, worin sich jener immer nur durch das Behagen in seinen Triumphen noch hat aufhalten lassen. Köstlich ist nun wieder, wie Abälards Bericht alles, was gegen eine Ehe überhaupt und die seinige insbesondere zu sagen möglich ist, niemand anderem zuschiebt, als — Heloise. Denn so, indem gerade sie gegen die Ehe protestiert, sollen wir erst richtig ermessen, welches Verständnis sie für seine Berufenheit zu höheren Dingen hat und wie sie ihn liebt! Eine ganze Abhandlung gegen die Ehe bedeutender Leute legt ihr Abälard in den Mund,

wozu Philosophen und Kirchenväter mit breitspurigen Zitaten beitragen müssen und für die eine ganze Bibliothek die notwendige Vorbedingung ist. Absolut unglaubwürdig ist das alles, wie hier Heloise, eine junge Mutter, eifern muß gegen die Störungen, die durch das Geschrei der kleinen Kinder entstehen, durch den Singsang der Amme, das Hin- und Herlaufen der Dienstboten, die beständige widerliche Unreinlichkeit der Neugeborenen. Und ebenso absolut unglaubwürdig ihr zugeschoben ist auch die Tartufferie, daß nun einmal der Philosoph verzichten müsse auf das irdische Glück, um allein in den Armen der Weisheit die ihm angemessene Stille zu finden.

Indessen, das sind ja alles nur wieder Nachträglichkeiten und Selbstbespiegelungen. Im tatsächlichen Verlauf der Affäre geht der Oheim rasch auf Abälards zweiteiligen Vorschlag ein, womit sich dieser gegen den Oheim durch die Ehe und gegen die Ehe durch deren unverbrüchliche Verheimlichung salvieren will. Die Trauung wird vollzogen und zwar in Paris, worauf der nun sehr vorsichtig gewordene Fulbert besteht, der auch nicht versäumt, selber bei der heimlichen Handlung anwesend zu sein. Und damit hat der Alte, was er will, um den gar zu klugen Abälard nun seinerseits auf eine sehr einfache Weise zu übertölpeln: wider sein Versprechen gibt er die geschlossene Ehe alsbald öffentlich bekannt. Heloise freilich bestreitet sie, und da die Nichte sich, als dem Abälard nur heimlich angetraut, notwendig wieder in Fulberts Gewalt befindet, sucht sie dieser durch schlechte Behandlung dahin zu bringen, daß sie ihr Ableugnen aufgibt. In dieser Not entführt sie Abälard zum zweiten Male und verbirgt sie in das Nonnenkloster Argenteuil bei Paris, wo er sie höchst ehelich öfter besucht, aber sie, zur Maske nach außen, wie eine Nonne einkleiden läßt.

Das ist der Moment im Ringen der gegenseitigen Überlistung, wo der aus dem Spiel gesetzte Oheim durch seine Diener, welche den Abälard nächtlich überfallen, an diesem die teuflische Rache ausführen läßt. Um so teuflischer, als sie nicht bloß den Verführer, sondern genau so den an der Wiederfreimachung seiner Laufbahn arbeitenden Streber trifft. Denn immer noch ist im Abendlande die alte germanische Volksanschauung nicht verschollen, daß der verstümmelte Mann unfähig sei, äußere Ehren zu bekleiden, womit ähnliche naturvölkermäßige Auffassungen bei den alten Israeliten, in den Büchern Mosis, und somit für die Kirche maßgeblich, parallel gehen. Bischofsstab, kirchliche Fürstlichkeit, vielleicht noch höhere geistliche Erreichungen — alles, wovon ein Abälard träumen gekonnt, ist für immer versunken in jenen entsetzensvollen Minuten voll fürchterlichster Schande und Schmerzen in des überfallenen und überwältigten nächtlichem Schlafgemach.

Nur eines ist auch jetzt nicht tot, seine Selbstsucht. Diese will, daß auch Heloise dem Leben abstirbt, daß sie wirklich den Schleier nimmt.

Verzweifelt wehrt sich das arme junge Ding, die Mutter ihres Kindes; ergreifendes Flehen von ihr an ihn hallt aus der noch so mittelbaren Quelle bis zu uns herüber; mit Lots Weib vergleicht sie sich, die zurückschaut in die süße sündige Welt, wo sie eben noch gelebt, und die stehen bleiben muß, nicht mit kann mit ihm, der plötzlich so fromm geworden ist. Aber seine Gewalt über sie und im Verein mit ihm das ganze Milieu um sie her erzwingen es, und rasch wird die Zeremonie vorgenommen. Noch nach vielen Jahren weiß sie's, als wär' es gestern, wie sie dagelegen am Boden der Kirche vor dem Altar, als das schwarze Tuch mit dem Kreuz über sie gebreitet ward, zuckend hin und hergeworfen im Bewußtsein der über sie erzwungenen Lüge und Not, in Schauern ihres wilden Verzichts auf jeden Gotteslohn, während die Nonnen ihr Hallelujah anheben und im prunkenden Festornat der Bischof der Diözese die junge Christusbraut, die die Welt überwunden hat, einsegnet.

So gehen im Laufe der Jahre die beiden Lebensläufe immer achtloser nun auseinander, die sich so verhängnisvoll auf kurzer Strecke vereinigt. Aus Heloise wird eine achtbare Nonne, die ihre Gelübde heilig nimmt und der das Einst allmählich in eine dämmerig umschattete ferne Erinnerung verblaßt. Abälard hat in der ersten Heftigkeit des Gefühls seiner Vernichtung gleichfalls das Kloster aufgesucht. Dort aber in der Stille besinnt er sich, daß ihm noch immer das Wirken als Lehrer bleibt; hat ihm doch das Ruchbarwerden seines Schicksals die Parteinahme der ihm anhängenden jungen Kleriker durch ihre laute Entrüstung bestätigt. So tritt er wieder auf, und von neuem sammelt sich um ihn die von kirchlicher Modernität entflammte oder auch nur schlechtweg im Strudel der übrigen mitgezogene junge Welt der künftigen Magister und Geistlichen. Um so größer darf seine Genugtuung sein, als er jetzt, aus leicht nachzufühlenden Gründen, in abgelegenen Klösterchen und Einsiedeleien lehrt; ganze kleine Hüttenstädte entstehen dort um ihn her, wo man auf Binsen und Stroh schläft und die Frage der Verpflegung durch größte Entsagungen zu lösen suchen muß.

Bei alledem: es ist doch ein Teil von seinem Nimbus und auch von seiner klugen Sicherheit dahin. Und dessen werden auch die Gegner inne, nun gewinnt ihre Abwehr gegen ihn erst Zuversicht. Ich berichte sogleich den sich noch lange hinauszögernden Abschluß dieses Kampfes. Im Jahre 1141 endlich findet zu Sens die große Pfingstsynode statt, wo die Träger der beiden meistgenannten Namen in der Theologie, Abälard als der Angreifer und von Seite der Dogmengerechtigkeit Bernhard von Clairvaux, wider einander in die Schranken treten sollen. Solche Disputationen waren im Mittelalter hochwichtige öffentliche Veranstaltungen, wo alles, was auf geistige Interessen oder Verständnis für solche Anspruch machte, dabei zu sein Sorge trug; man erinnert sich der

Anwesenheit des sächsisch-albertinischen Hofes bei der Disputation zwischen Luther und Eck; so war hier im Jahre 1141 der König Ludwig VII. von Frankreich persönlich erschienen, ebenso das große französische Vasallenfürstentum, um von weiteren Teilnehmern und der Fülle des hohen und sonstigen Klerus gar nicht zu reden. Es hätte ein Tag werden können, der noch von ganz anderer Bedeutung geworden wäre, als für das Schicksal des persönlichen Abälardschen Ansehens, der vielleicht die Geschichte der mittelalterlichen Kirche hätte in andere Richtung drängen können — wenn hier ein Mann gestanden hätte, der die ganz starke, ganz unbekümmerte Sachlichkeit eines wirklichen Glaubenskämpfers besaß. Aber der kluge Kompromiß, so weit man mit ihm im Widerstreit der vielen Stimmen kommt, namentlich wenn diese schon müde werden: vor der Entschiedenheit eines Einzelnen zerbricht er wie ein jämmerliches Rohr. Darin liegt der seltsame Verlauf dieser mit so ungeheurer Spannung eingeleiteten Disputation und Synode begründet. Als Bernhard zum Schluß seiner Kampfrede die bei solchen Disputationen übliche Frage stellt, ob Abälard bestimmte 17 Sätze als die seinen anerkenne und wenn, ob er sie aufrecht erhalte, da erfolgt kein wormsisches: „So mag und will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und fährlich ist, Gott helfe mir, Amen!“ Sondern zur höchsten Überraschung der Versammlung ist alles, was der Mann aufbringt, der ein Menschenalter lang die Welt in Atem gehalten, ein schwächlicher Protest, ein fast komischer Verlegenheitsausweg: Abälard appelliert an den Papst und verläßt mit diesem höchst mäßigen Abgang die Versammlung. Damit bricht hier ein ganzer Lebensinhalt in ein Nichts zusammen. Der Führer des jungen Klerus, dessen Dasein wie ein Alb auf der amtlichen Kirche gelastet hatte, ist ein toter Mann geworden, die Synode erklärt 14 Sätze Abälards für ketzerisch, Papst Innocenz II. verurteilt ihn demgemäß, seine Bücher werden verbrannt und er selber in ein Kloster gesperrt.

Kurz vor diesen Zeitpunkt fällt Abälards berühmter Briefwechsel mit Heloise. Im Jahre 1135 hatte er es sich gegönnt, jene Memoiren in die Welt hinaus zu senden, auf die schon mehrfach Bezug genommen wurde, seine Historia calamitatum, die Geschichte seiner Leidenserlebnisse. Eine Selbstbiographie voller Schuldwälzungen auf andere, voller Überhebung über alle, voll klügelnder Rechtfertigung und Apologie, und in allem das Gefäß der noch jetzt ungesättigten, nunmehr in ihren Erinnerungen schwelgenden Eigenliebe. Ein Abälard wird derlei nicht plump anfassen; wir erwähnten schon, wie wohlberechnet er sich selber preisgibt, wo doch nichts zu retten ist, um damit wieder den Anschein der hohen Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit zu gewinnen. So ist das Buch in der Tat ein Meisterstück der Überredungskunst, das noch heutzutage unter uns die Kraft ausübt, seine Leser immer wieder

stutzig zu machen gegen die auf Grund breiteren Materials verfahrenden Kritiker der Persönlichkeit, die das Buch geschrieben hat.

Und diese sofort von aller Welt gelesene **Historia calamitatum** kommt auch nach dem aus einer Lehrstätte Abälards, einer jener Siedeleien hervorgegangenen Kloster Paraklet, wo Heloise inzwischen die Vorsteherin geworden ist. Da sitzt die Äbtissin und liest das Buch ihrer alten sündigen Liebe, und aus jenem eigentümlich rücksichtslosen Gefühlsnachgeben der Frauen, das sie den Männern so oft nicht mehr verständlich macht, wird es möglich, daß kein Zorn und keine bittere Scham ihrer entweihten Heimlichkeiten aufquillen in der Frau, die durch lange Jahre nichts mehr von dem Geliebten und Gatten gehört hat, sondern daß in ihr, die ungefähr den Vierzigern nahe sein muß, mit einer überströmenden Macht die Erinnerung erwacht, sich ausbreitet in ihr und nichts anderes übrig läßt. Und als hätte nie sie etwas von ihm getrennt, nimmt die Äbtissin ihr Wachstäfelchen und schreibt dem Manne Worte, als sei er soeben erst von ihr gegangen und sie müsse ihm nachrufen, was ihr Mund sich noch zu sagen geschämt. An den ewigen Besitzer ihres Leibes und ihrer Seele richtet sie die Worte einer heißen, unverhaltenen Zärtlichkeit; nichts gibt es als ihn; viel lieber seine niedrige Geliebte — sie wählt mit Lust das häßlichste Wort — heißen unter der Schande der Menschen, als in aller Herrlichkeit und allem Lobpreis der Welt sein müssen ohne ihn. „Viel Galle und Wermut, oh mein Abälard, steht in deiner ‚Leidensgeschichte‘ darin, aber das alles ist gleichgültig, daran denke ich jetzt nicht, verlange nur nach dir; ach, einstens, da du die Freuden der Welt bei mir suchtest, spartest du deine Briefe nicht, und der Name deiner Heloise war in aller Munde, in so manchem Lied gefeiert klang er auf den Straßen, in jedem Hause. Nun schreibe mir, schreibe mir, bedenke, was du mir schuldest, und wie du mich einst zur Wollust verlocktest, so hilf mir jetzt zur Gottesliebe; so tu, und mit kurzem Wort will ich darum den langen Brief schließen: sei gegrüßt, du mein ein und alles!“

Es ist wieder ganz Abälard, daß er eine Antwort sendet, statt daß er viel richtiger gar nicht geantwortet hätte, wenn es ihm Ernst war mit dem, was er schreibt. Eiskalt, zitatenreich und salbungsvoll schreibt er; einen Psalter schickt er mit, über dem Heloise die früheren gemeinsamen Sünden abbeten möge, auch zwei von ihm selber verfaßte Gebete, welche die Nonnen von Paraklet täglich für Abälards Seelenheil hersagen sollen. Ein einziges steht im Brief, was Heloise als verhülltes Zeichen der alten nicht ganz verschollenen Herzlichkeit sich auf ihre Verantwortung ausdeuten mag: zu Paraklet, wo einst der gefeierte Lehrer über die Strohhütten der Schüler wie ein dichtes Zeltlager geschaut, möchte er begraben sein und Heloise mit den Nonnen soll über seinem Grabe beten.

Und nun auf diesen Brief der Lebensabgestorbenheit ein neuer von ihr, ein verzweifelter Versuch, einen eisigen Toten lebendig zu machen.

Was aber in diesen neuen Briefgeständnissen geschrieben steht, geht weit hinaus über Heloisens Beziehungen zu ihm, hier bricht in lavaheißen Ausdrücken die ganze Nonnenqual ans Licht — nein, anderes als das, nicht Bekenntnis einer Nonne, die als Jungfrau den Schleier genommen und welche daher nicht mit Sehnsuchten und Phantasien, die sie nie gekostet hat, den endlosen Kampf zu ringen braucht. Sondern die Enthüllung einer ins Kloster gesperrten Frau, die einst gerade nur begonnen hat, die letzte Hingabe der Liebe kennen zu lernen, und die mit einer wilden Lust hysterischer Aufrichtigkeit Dinge herausbekennt, wie solcher überhaupt nur in Momenten der äußersten Hingerissenheit durch sich selbst das Weib fähig ist. Weil eben, nach einem heftigen Naturwillen, das Weib noch unter allen gewohnt getragenen Fesseln und Konventionen das vielmals elementarere Geschlecht bleibt, verglichen mit dem Mann.

Wer will, lese diese Briefe der Heloise, die uns hier weitab führen würden in die Psychologie des Klosterwesens, der Askese überhaupt, und die außerdem noch textkritische Auseinandersetzungen nötig machen würden, wie viel dabei der Empfänger, Abälard, aus seiner wohlversorgten Bücherei und Zitaten-Theke noch wieder zwischen die von keinem Innehalten abgelenkten Unmittelbarkeiten der Äbtissin als gelehrter Interpolator dazwischen geschrieben hat. Es ist nun wiederum bezeichnend, daß schließlich der moralisierende Abälard der noch häufigere und weit umständlichere Briefschreiber wird. Das Weib ist doch stolz genug, nach jenen beiden Briefen, die wir charakterisiert haben, nur noch einen weiteren zu schreiben. Sonst folgt in der, zusammen 11 Stück umfassenden, zuletzt von Abälard allein weitergeführten Briefreihe nur noch einer von ihr, der sich mit abkürzender Zurückhaltung an den vielbesorgten geistlichen Zusprecher wendet und Auskunft über gewisse theologische Fragen begehrt. Es ist genau die Art, wie stets eine Frau aus einem vergeblichen und daher zwecklosen Briefwechsel herauslenkt: wohl nie, ohne ihren seelischen Zustand hinlänglich zu verraten, aber immer auch so, daß ihr, worauf es ja ankommt, Dritten gegenüber dieser nicht nachgewiesen werden könnte.

1142 starb Abälard im Kloster Cluny, und der dortige Abt teilte es Heloise in einem Briefe mit, der der Teilnahme die zartsinnige Form der schonenden Ausführlichkeit gibt. Sie erbat sich nach Abälards Wunsch den Leichnam, und so wurde er in Paraklet begraben. Am 15. Mai 1163 ist dann auch Heloise gestorben und ihr das Grab nahe an seiner Seite bereitet worden. Von ihrem Sohne wissen wir nur aus einem vereinzelten Schriftstück, und zwar, daß er ebenfalls Geistlicher geworden.

Schon in dieser Bestattung Abälards in Heloisens Nähe und in der nachbarlichen Vereinigung der beiden Gruftstätten ahnen wir die Keime der Legende, die sich bilden wird. Unfraglich hat an dieser den erheblichsten Anteil des lebendigen Abälards Ruhm: dasselbe dunkle Bedürfnis des Volkes, sich solche vielgenannten Namen irgendwie für die

Erinnerung gegenwärtig zu halten, aus welchem die Sage die Namen geschichtlicher Persönlichkeiten sogar in die aus Mythologien entstandenen Epenstoffe hineinrückt. Das Frankreich des romantischen Mittelalters, der Zeit der Aventiuren und der Liebesdichtung, hat auch nach geschichtlichen Lokalisierungen des Liebesmotivs gesucht, und so hat die französische Sagenbildung andere, nur in der Literatur haftende Paare wieder aufgegeben und dafür alles Holdeste, was sie wußte, auf Abälard und Heloise zusammengehäuft, früh genug, um diese beiden Namen, ehe sie vergessen würden, zu Sammlern solcher gestaltenden Volksphantasie zu machen. Nicht lange schon nach Heloisens Tode erzählt eine ernsthafte Chronik: als Heloise starb, ward nach ihrem Wunsche Abälards Grab für sie geöffnet und ihr Leichnam zu ihm hinabgesenkt; da huben sich die Knochenarme des Toten in der steinernen Gruft empor, öffneten sich der Geliebten entgegen und zogen sie in unlösbare Umarmung hinab. Was aber hier die Chronik weiß, das ist ursprünglich das Wunder, welches nach älterer poetischer Legende an den Leichen des treuen Paares Amis und Amile geschah. Diese beiden wurden vergessen, aber Abälards und Heloisens Grabstätte ward wie die Wallfahrtstätte zweier Heiligen, und wenige ihrer Märtyrer, die die Kirche heilig gesprochen hat, sind so innig und hingebungsvoll verehrt worden wie sie. So ruhten die Körper bis 1497 in ihren Grüften nebeneinander, dann wurden sie bei einem Umbau erhoben und in der neuen Klosterkirche rechts und links von der Kanzel beigesetzt. Wieder blieben sie drei Jahrhunderte so, da riß die große Revolution in ihrem angestauten furchtbaren Priesterhaß alles, was in Frankreich in den Kirchen begraben war, aus den Grüften, verstreute die Gebeine, und nur ein Teil davon ist wieder gesammelt worden. Aber Abälards und Heloisens Gebeine rettete, mit manchem anderen Kirchengut, der wackere Maler Alex. Lenoir. Er hat aus allerlei Trümmerstücken der alten Jahrhunderte auf dem Père Lachaise das heutige Grabmal von Abälard und Heloise aufgebaut, mit seinem gotischen Baldachin und den zwei liegenden Grabfiguren, auf der Oase dieses gewaltigen Friedhofs mitten im geräuschvollen Lebenswirrsal desselben Paris, von wo des Abälard Name in alle Welt gegangen war und wo er um die Zeit seines Briefwechsels mit Heloise noch wieder gelebt hatte. Dort sind sie nun, wirklich in einem Grabe, endlich zur Ruhe gekommen, im Frühling von Flieder umblüht und von den kleinen Vögeln umsungen. Und zu ihnen wallfahrten mit bangen und seligen Herzen alle die unzähligen petits amants, die nichts mehr wissen von Realismus und Nominalismus und auch gar nicht wissen und wissen wollen, wie es eigentlich geschichtlich genauer mit jenen beiden war. Sondern die nur vernommen haben, daß sie sich unendlich lieb hatten und verfolgt wurden und daß sie so viel Trauriges um ihrer Liebe willen in Tagen ihres Lebens leiden gemußt.

Theaterehe.

Von

Karl Hans Strobl.

— Brünn. —

(Schluß.)

Erst zu Beginn der nächsten Spielzeit begriff das Publikum die neue Szene, sah mit Verwunderung die Schwerfälligkeit Amelies, die Veränderung ihrer Züge, und unter einem Rauschen verbreitete sich das Gerücht, daß ihre Wünsche der Erfüllung entgegengingen. Auf den Korridoren, wo man mit der Sicherheit des Barometers die Witterung vorhersagt, wurde das Gerücht zuerst laut. „Oh weh," sagte der Logenschließer im ersten Rang zur Garderobierin, die eben bei ihrem sechsten Bier angelangt war, „jetzt ist es aus mit der Manfred-Schurigl. Sie werden's sehen. Halloh — Aktschluß!" Beide lauschten und maßen genau wie Ombrometer den tröpfelnden Beifall. Mit einer jähen Drehung auf den Hacken und einem Fingerschnalzen stellte der Logenschließer fest: „Schlecht . . . schlecht . . . nicht wahr. Sonst war es ganz anders. — Ja, das ist nun schon beim Theater die Gepflogenheit." Was er beim Öffnen und Schließen der Logentüren von seinem Publikum erbeutet hatte, liebte er seiner Freundin in Reih und Glied vorzuführen, indem er ihre Bewunderung einschlürfte. Was die scharfhörigen Leute in den Gängen draußen, hinter den verschlossenen Türen beobachtet hatten, entging auch den Freunden Amelies nicht. Und sie selbst, die sich zuerst auf die durch die Ferien hervorgerufene Entfremdung gestützt hatte, war aufrichtig genug, sich zuletzt den wahren Grund nicht zu verbergen.

Nach der Vorstellung saß sie, noch im roten Theatermantel, vor dem Spiegel und spielte mit einem Bernsteinschmuck, der unter den Geschenken

bei ihrer Hochzeit gewesen war. Indem sie die gelben Kugeln durch die Finger gleiten ließ, fand sie ein altes Rezept bewährt, das sich auf die Wunderkraft des Bernsteins aufbaut, und indem sie die Halskette behandelte, wie eine Beterin ihren Rosenkranz, folgte sie dem Beispiel ihres Mannes und versuchte nach der Anzahl der Kugeln den Ausgang vorherzusagen. Gerad bedeutete glücklich, ungerad unglücklich. Amelie zählte einunddreißig Kugeln und ließ die Hände sinken. Im Spiegel sah sie eine bleiche Frau mit dem Stigma der Mutterschaft auf Stirn und Wangen, mit gelben Flecken an den Schläfen und einer abwehrenden Müdigkeit in den Augen, und hinter ihr einen Mann in Hemdärmeln, der sich über sie beugte.

„Richard," sagte sie und faßte nach seinem Arm, „sie verlassen mich alle. Sie folgen mir nicht mehr. Ich habe die Kraft nicht, sie hinter mir her zu ziehen."

Richard streichelte ihr Haar und sah in den Spiegel, der diese Bewegung wiederholend sie zugleich fremdartig und unwirklich machte: „Laß gut sein, mein Kind, sie werden wieder kommen. Du wirst sie wieder zwingen, bis du gesund bist."

Aber der Kriegsrat der drei Getreuen, der im Café Austria den neuen Stand der Dinge besprach, kam zu einem andern Ergebnis. Man war darüber einig, daß nun nichts mehr zu tun übrig sei, als aus der vorgeschobenen Lage in eine vornehme Reserve zurückzuweichen. Mit seltsamer Objektivität wurden alle Vorzüge und Mängel Amelies abgewogen, mit derselben Objektivität, die in der öffentlichen Meinung an Stelle der früheren Begeisterung trat. Nur einzelne hielten noch aus, standen, blind für die heranrückende Eiszeit am Äquator der Zuneigung, der junge Autor zum Beispiel, der, von seinem Vater und der von seiner Kunst gebannten Familie ermutigt, Amelie an einem Novembermorgen sein Stück überreichte. „Ich nenne es ‚Das begrabene Lächeln' und schildere darin das Schicksal einer ausgewanderten Familie. Man hat mir gesagt, daß dieses Stück gut ist, und ich glaube es auch selbst. Wenn Sie, verehrte gnädige Frau, die Hauptrolle übernehmen wollten, so wäre der Erfolg sicher. Da ich weiß, daß Sie großen Einfluß auf die Direktion haben, bitte ich Sie, das Stück zu lesen und zur Annahme zu empfehlen."

Amelie saß dem jungen Mann gegenüber, noch immer in Morgentoilette, obzwar Mittag schon längst vorüber war, und konnte den Blick nicht von einem kleinen roten Fleck wegwenden, der auf dem sonst tadellos weißen hohen Hemdkragen des Autors saß. Sie schloß auf ein Nasenbluten, das durch seine Aufregung hervorgerufen worden sein mochte. Dann sagte sie mit einer Liebenswürdigkeit, die nur um einen Grad wärmer war, als es ihrer Natur entsprach und die sie trotz dieser geringen Steigerung wie eine Lüge bedrückte: „Sie irren, wenn Sie

meinen Einfluß für so maßgebend ansehen. Trachten Sie noch andere Fürsprecher zu gewinnen. Aber wenn Ihnen ein Gefallen geschieht, so will ich gerne das Buch lesen und Ihnen meine Ansicht sagen."

Als Richard abends nach Hause kam, hatte Amelie ihr Versprechen bereits erfüllt.

„Was ist das für ein Buch hier," fragte er, indem er es vom Kissen neben dem Stuhl, den Amelie den ganzen Tag nicht verlassen hatte, aufnahm, „‚Das begrabene Lächeln'?"

„Ein schlechtes Theaterstück, das man an mich gebracht hat, damit ich den Verfasser in einer Flugmaschine auf den Parnaß hebe."

„Ernst Nagel . . . das ist ein Angehöriger der mächtigen Familie Nagel?"

„Jawohl! Der Sohn von Siegmund Nagel."

„Und wie findest du das Stück?"

„Schlecht!"

„Und das willst du ihm sagen?"

„Es bleibt mir nichts anderes übrig."

„Das wäre ein Unsinn! Verzeihe, aber ich bin verblüfft über deine Harmlosigkeit. Die Söhne einflußreicher Familien dürfen schreiben, was sie wollen. Man beurteilt nicht das Stück, sondern den Namen. Und der ist gut, sehr gut sogar."

Eindringlich wie ein Jesuitenpater sprach Richard von der Notwendigkeit, sich Freunde zu erwerben, von der Wirkung harmloser Gefälligkeiten und der nie versagenden Diplomatie der Koalitionen, bis er Amelie davon überzeugt hatte, daß es unerläßlich sei, „Das begrabene Lächeln" so gut als möglich zu finden. Unsicheren Schrittes ging Amelie den gezeigten Weg, kletterte mühsam die beschwerlichen Steige der Lüge und wanderte über die glatten Flächen des Gletschers der Schlauheit. Entzückt ging Ernst Nagel von ihr, fühlte den Nimbus des Dichters auf seinem schon etwas kahlen Hinterkopf und entflammte seine ganze Familie durch seine Schilderungen von Amelies Liebenswürdigkeit. Der elektrische Funke lief bis in die fernsten Zweige der ausgebreiteten Verwandtschaft. Amelie hatte ein Stück des verlorenen Landes wiedererobert, und als die Direktion, die durch allerlei andere Einflüsse mehr als durch Amelies Empfehlung gewonnen war, das Stück auf den Spielplan setzte, schwor eine mächtige Partei von neuem Gefolgschaft. Der Direktor aber sagte zu seinem Sekretär: „Warum sollen wir das Stück nicht aufführen?"

„Ja, warum sollen wir es nicht aufführen?"

„Gefällt es, so haben wir uns die Nagels verpflichtet, weil wir erkannten, daß es gut sei, und es aus der Taufe gehoben haben, und fällt es durch, so haben wir sie erst recht verpflichtet, weil wir ihnen

den Gefallen getan haben, es aufzuführen, trotzdem wir erkannten, daß es schlecht sei."

„Gewiß," sagte der Sekretär und notierte den Ausspruch des Direktors in sein Taschenbuch, denn er war mit Einwilligung seines Chefs dabei, dessen bedeutende Persönlichkeit in Eckermannschen Aufzeichnungen der Nachwelt zu überliefern.

Die Proben für „Das begrabene Lächeln" begannen — unter Anwesenheit des Autors, wie die Mitglieder der Familie Nagel niemals versäumten hinzuzufügen, wenn sie das Gespräch glücklich auf das phaëtontische Wagnis Ernsts gebracht hatten. Man hatte Amelie die Hauptrolle belassen, da außer einer gewissen Schlaffheit, einem Hängen der Hände, einem Schleppen der Füße, und den ihrem Gesicht eingeprägten Zeichen noch nichts dagegen sprach und ihre Gestalt nur eine gedrängte Fülle wies. Von diesem Vertrauen ermuntert, überwand sie die Mattigkeit der Glieder und die geistige Trägheit, stürzte sich in die Arbeit, stand stundenlang vor dem Spiegel und legte sich alle Verfeinerungen zurecht, mit denen sie die groben Umrisse der Rolle zu beleben gedachte. Wenn sie so längere Zeit gesprochen und geübt hatte, kam ein Schwindel aus der Tiefe, erfaßte sie und warf sie hin. Aber sie raffte sich immer wieder auf, und als sie am Tage der Generalprobe in das Theater fuhr, hoffte sie auf ihre Kraft, die leichten Anfälle von Unwohlsein, die sie seit dem Morgen beängstigten, zu überwinden. Im dunkeln Raum saß der Autor, von einigen Bewunderern umgeben, und erzählte, daß er gestern den Besuch einer Kollegin Amelies erhalten hatte, die von seinem Werk ergriffen ganze Partieen aus Amelies Rolle vortrug und ihn bat, bei seinem nächsten Stück doch auf eine Rolle für sie Bedacht zu nehmen.

„Ist sie hübsch?" fragte ein Zyniker.

„Die Remartini ist es!" Ernst dehnte sich in seinem Fauteuil wie ein Imperator in einem von Löwen gezogenen Wagen.

„Sapperment. Da täte ich es sofort und würde mir ihre Dankbarkeit sichern."

„Wir wollen sehen," sagte Ernst und wandte seine Aufmerksamkeit der Bühne zu, wo die erste Szene ein herzzerreißendes Gejammer der von Haus und Hof Vertriebenen brachte. Amelie schleppte sich durch den ersten Akt bis zur Landungsbrücke des Ozeandampfers. Höhnisch lächelnd stand der unerbittliche Gläubiger dabei, der sie von der Scholle vertrieben hatte. Richard verbarg unter seinem Grinsen die Besorgnis über die Frau, die ihm zwischen zwei Repliken zugeflüstert hatte, daß sie sehr unwohl sei. Der zweite Akt begann mit einer Szene in einer New-Yorker Verbrecherkneipe. „Ganz nach der Natur," versicherte Ernst, der vor zwei Jahren zu seinem Vergnügen und zur Ehre seines Namens einen Ausflug um die Welt unternommen hatte. Im Dampf und Dunst der Höhle taumelte Amelie, schien von dem Entsetzen des Ortes ergriffen

und, eben als Ernst ihr ungemein natürliches Spiel zu rühmen begann, fiel sie zwischen zwei streitenden Matrosen zu Boden, daß die Bretter dröhnten. Der grausame Gläubiger war plötzlich in New-York, sprang aus den Kulissen und hob seine Gattin auf. Im Wirbel der Verwirrung brach die Angst der Direktion hervor. „Was sollen wir tun?" rief der Regisseur vorne an der Rampe in die Dämmerung des Zuschauerraumes. Da bewies der Autor jene seltene Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit, die an Siegmund Nagels Sohn das Hervorragendste war. Er erhob sich: „Fräulein Remartini hat die Rolle studiert, vielleicht hat sie die Güte . . ." Und schon kam Fräulein Remartini irgendwo hervor, stand da, mitten unter den Ratlosen und Verblüfften, lächelte und sprach in die Dämmerung hinein: „Ihnen zuliebe, Herr Nagel . . ."

Man spielte „Das begrabene Lächeln" mit der Remartini anstatt der Manfred-Schurigl, die krank zu Hause lag. Das Publikum — mit Ausnahme der geschlossenen Phalanx um Ernst Nagel — johlte vor Vergnügen bei den ernsten Szenen und schwieg wie ein Brunnen, wenn man auf der Bühne die heiteren Zwischenspiele brachte. Der Applaus der Phalanx, der nach dem ersten Akt gutmütig hingenommen wurde, fand nach dem zweiten Akt lärmende Gegner und wurde nach dem dritten niedergezischt. In den Zeitungen, die am Morgen nach der Aufführung auf Amelies Bett lagen, fand sie unter der Chiffre des Doktors Eisner das boshafte Urteil: „Man wird am besten tun, das Stück mit einem Lächeln zu begraben." Und in einem andern Blatt las sie die zarte Wendung von dem entschlossenen Eintreten des Fräuleins Remartini für Frau Manfred-Schurigl, „die, wie man hört, während der Fahrt nach New-York seekrank geworden sein soll."

„Ich hatte den besten Willen," sagte Amelie und lag wieder still in ihren Kissen. Richard schwieg, denn seine Erfahrung sagte ihm, daß sich die elektrische Spannung in der Phalanx irgendwie entladen müsse. Es kam ein furchtbares Gewitter. Unter betäubendem Grollen warf man Amelie die abgründige Bosheit vor, daß sie Ernst Nagel in sein Abenteuer hineingehetzt habe. Sie habe auf seine Dankbarkeit spekuliert und habe, als sie einsah, daß das Publikum für diese Dichtung nicht reif sei, ihren Posten böswillig verlassen. Bei aller Sorgfalt der Direktion und allem Opfermut der Remartini habe die Aufführung durch die Veränderung im letzten Augenblick ein Leck erhalten, das ihren Untergang nach sich ziehen mußte. Während die Direktion und die Remartini immer höher stiegen, sank Amelie immer tiefer. Man band ihr die Mühlsteine der eigenen Enttäuschung und Beschämung, des Zornes über den Unverstand der Menge um den Hals und versenkte sie in die schmutzigen Wasser der Gehässigkeit. Mit einem Achselzucken schob man alle Schuld auf Amelie und erging sich in Andeutungen eines unsauberen Geheimnisses, das niemand zu durchdringen vermochte. Wie ein Mann war

die ganze Phalanx abgeschwenkt und stand nun als Kerntruppe unter den Feinden Amelies. Von den Gerüchten, die im Kaffeehaus zu Richard kamen, konnte er nicht einmal die Hälfte an seine Frau weiter leiten, und als er sah, daß selbst diese Auswahl der harmlosesten genügte, um sie aufzuregen, verschwieg er alles, was er hörte. Auf ihre Frage, was man über sie sage, antwortete er mit einem Kopfschütteln, unzugänglich, wie ein zum Schweigen verpflichteter Abgesandter der Feme: „Nichts!" Aber in ihm sammelten sich alle diese kleinen Beweise von Bosheit, von niedriger Rachsucht und Ungerechtigkeit an, erfüllten das Gefäß seiner Geduld, gerieten in Gärung und quollen zischend über den Rand; mit heißen Tropfen Giftes war seine Besonnenheit versengt.

Seine üble Laune verbitterte die endlosen Tage Amelies, die einzig durch ihn und durch die sehr seltenen Besuche der drei letzten Getreuen mit der bunten Welt des Theaters in Verbindung war. Seit ihrem Unfall auf der Generalprobe des unglücklichen Stückes war sie unfähig, die immer wiederkehrenden Erregungen des Theaters zu ertragen und folgte der Verordnung des Arztes, der ihr kleine Spaziergänge und völlige Enthaltsamkeit von dem starken Trank der Bühne auftrug. Den größten Teil des Tages über war sie allein. Denn Richard war durch seinen Beruf ferngehalten, und auch abends drückte sie der Alp der Einsamkeit. Sie ging dann in die Küche, sah den Hantierungen des Dienstmädchens zu und versuchte es, sich durch kleine Gespräche, durch den auf den Gängen und in den Kellern heimischen Klatsch des Hauses zu zerstreuen.

„Ich finde es unpassend," sagte Richard eines Abends, als er nach einem vollständig mißlungenen Shylock nach Hause kam, „daß du in der Küche sitzt und dich mit dem Dienstmädchen unterhältst. Wo bleibt dann der Respekt vor der Frau?"

„Mir ist bange, Richard; was soll ich tun? Meine Rollen darf ich nicht lesen, das regt mich zu sehr auf. Unsere Bibliothek, die zehn Bände Goethe . . . mein Gott, wer kann das lesen? Du bist abends immer im Theater . . ."

„Machst du mir daraus vielleicht einen Vorwurf? Kann ich dafür, daß du zu Haus bleiben mußt? Wenn du gesund wärst, so wäre alles beim alten, nicht diese, diese . . ."

„Richard!" Die kleine Säule, an der sich Amelie hielt, geriet ins Wanken, daß die Terrakottaholländerin darauf zu fallen drohte.

„Ach, mein Gott, das hättest du dir eben früher überlegen sollen. Jetzt ist es zu spät. Früher gingen wir immer miteinander, nun mußt du zu Hause bleiben. Das sind die Folgen deiner Unbesonnenheit."

Amelie sah auf das Glück der ersten Wochen, in denen sie die Erfüllung ihrer Wünsche geahnt hatte, wie auf ein fernes Land zurück. Ihre Augen wurden starr. „Man wird mich vergessen," sagte sie.

„Freilich wird man dich vergessen. Wenigstens deine Freunde werden dich vergessen. Es ist unser Schicksal, daß unsere Freunde ein schlechtes und unsere Feinde ein gutes Gedächtnis haben. Du kannst dich darauf verlassen, daß sich die Familie Nagel deiner erinnern wird, wenn du wieder auftrittst."

Unter den erbarmungslosen Worten des Folterers stöhnte Amelie und sah mit den Augen des Entsetzens den Abgrund zwischen sich und ihrem Gatten. „Was soll ich tun? Was soll ich tun?"

„Was du tun sollst? Nichts läßt sich tun. Du erinnerst dich, daß ich dich gewarnt habe. Du wirst mir zugeben, daß ich alles vorausgesehen habe. Jetzt ist es zu spät." Mit unerbittlicher Miene setzte sich Richard, nachdem er den Hemdkragen abgelegt hatte, an den gedeckten Tisch. Nach dem ersten Bissen hielt er ein, wischte einen Rest von Schminke aus dem Augenwinkel und sagte: „Das heißt . . . vielleicht ist es noch nicht zu spät. Wenn du eingesehen hast, was es für uns zu bedeuten hat, wenn das Baby kommt, alle diese Geschichten . . . so wirst du . . . na ja! Also, ich weiß, du hältst nicht viel von diesen Dingen, aber es gibt wirklich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich unsere Schulweisheit träumt. Da gibt es eine Frau, die das Besprechen übt und die Gebetheilung. Es ist etwas dran, du kannst es mir glauben . . . und ich kenne Leute, die so tun, als ob sie kein Vorurteil hätten und als ob sie ganz aufgeklärt wären. Freidenker und Atheisten und so . . . Und die gehen zu dieser Frau, wenn sie etwas Wichtiges vorhaben. Diese Frau, eine ganz einfache Frau, hat schon die sonderbarsten Sachen durch bloßes Besprechen bewirkt. Ich kannte einen, den hat sie von einer ekelhaften Warze an der Wange geheilt. Sie nimmt einen Zwirnsfaden, hält ihn dreimal kreuzweise über die Warze, brummt etwas dazu und vergräbt dann den Faden unter der Regentraufe des Hauses, in dem der Besprochene wohnt. Wenn der Faden verfault ist, fällt auch die Warze ganz von selbst ab. Du siehst . . . es ist ganz einfach. Diese Frau wird ganz gewiß auch . . ."

Durch das Gestrüpp des Labyrinthes drang Amelie zu seinem Mittelpunkte vor, erfaßte mit einem Schrei den Sinn von Richards verworrenen Reden und lief aus dem Zimmer. Hinter ihr wankte und stürzte die Säule und auf den Parketten brach die Terrakottastatue der wassertragenden Holländerin mitten entzwei.

„Es scheint, daß sich bei den Schurigls ein kleiner Ehekonflikt bereitet," sagte Jelinek einige Tage später im Café Austria. „Amelie hat rote Augen, als habe sie viel geweint, und spricht von ihrem Gatten mit einem Bolzen auf gespannter Armbrust. Aber nun ist es zu spät für uns."

„Es ist zu spät für uns," sagten die Freunde und erledigten das Thema mit einer Handbewegung des Überdrusses.

Amelie nahm ihr Kind wie einen Heiland, wie einen Erlöser von der Qual der Einsamkeit auf. Der Junge strampelte im verdunkelten Zimmer neben dem Bett der Mutter. Auf dem Tischchen standen drei Körbe mit Rosen, und eine Karte steckte in jedem von ihnen. Amelie wußte, es waren die Abschiedsgrüße der drei letzten Getreuen, und wenn ihr Lächeln von Bitterkeit allzu sehr durchsetzt wurde, wandte sie sich ihrem Jungen zu, um ein anderes Lächeln zu gewinnen. Der Vater betrat das Zimmer.

„Schau dir den kleinen Engel an. Er schläft. Er hat deine Augen und deine Ohren. Das Kinn ist von mir, nicht wahr. Ich möchte ihn auffessen, den süßen Balg.“

„Wirklich allerliebst, wirklich allerliebst,“ sagte Richard und steckte die Nase in einen der Rosenkörbe. Dann zog er mit geblähten Nasenflügeln die Luft des Zimmers ein: „Findest du nicht, daß es hier schlecht riecht? Es ist gut, daß die Rosen da sind.“ Und mit einem seinem Mitleid abgepreßten Scherz verließ er wieder das Zimmer, in dem eine gekränkte Frau zurückblieb. Richards Abneigung gegen die Angelegenheiten der Kinderstube blieb unüberwindlich. Es gelang Amelie trotz aller Bemühungen nicht, seine Anteilnahme zu erwecken und seinen Stolz auf die Zinnen der Vaterfreude zu führen. Und der Junge tat nichts dazu, um den Vater zu gewinnen. Mit gleichbleibender Beharrlichkeit schlief er bei Tage und schrie die ganzen Nächte hindurch, bis Richard eines Morgens den Ukas erließ, daß sein Bett in der durch den Salon von dem gemeinsamen Schlafzimmer getrennten Wohnstube aufzuschlagen sei. Die stummen Vorwürfe der Gattin erwiderte er durch eine Ministerrede: „Du mußt begreifen, mein Kind, daß ich, der ich tagsüber angestrengt tätig bin und abends meinen Galeerendienst abtun muß, bei Nacht doch notwendig vollkommene Ruhe brauche. Dein Junge brüllt von elf bis vier, als ob er am Spieße stäke. Soll ich daneben liegen und zuhören? Das kannst du mir doch nicht zumuten. Laß mich nur übersiedeln, im Geist bin ich doch bei dir.“

Es war, als ob diese Trennung dem Gatten einen Teil seiner guten Laune wiedergegeben hätte. Mit ruhigerem Gemüte trug er die Fragen und Besorgnisse der ganz von ihren Pflichten erfüllten Mutter, und als die Taufe heranrückte, begann er selbst von allen Notwendigkeiten dieses Aktes zu sprechen und schlug Jelinek und Mendl als Paten vor. Aber Amelie widersetzte sich mit einem Teil ihrer früheren Energie: „Nein, nein, nein, nein!“

„Ja, warum denn nicht? Sie sind doch unsere Freunde.“

„Ach, Gott, ja! Aber man soll seine Freunde nicht zu solchen Diensten zwingen.“

„Zwingen? Sie waren doch immer so liebenswürdig und haben bei deiner Hochzeit . . .“

„Nein, nein! Eine solche Aufforderung kann nicht abgeschlagen werden, und ich möchte nicht gerne, daß sie mit einem Zögern ja sagen."

Nun kam Richard mit seinem Reserveplan heraus. Ein Kollege und die Remartini zeigten sich hinter dem Vorhang. Alle Einsprüche Amelies gegen die Remartini bohrte Richard mit Geschick in den Grund. „Man wird glauben, daß du wegen der Affäre damals bei dem ‚Totengräberlächeln' nicht einwilligst und daß du erbost bist, weil sie einen Teil deiner Rollen spielt." Und um den Rückzug unmöglich zu machen, sprach er noch am selben Tag mit der Remartini und brachte ihre Einwilligung, mit einem zufriedenen Lächeln verbrämt, vor seine Frau. In Seide rauschend und von einer Boa von fürstlicher Schönheit umschlängelt, kam die Remartini bald darauf selbst zu Amelie und betrug sich, als sei man ihr die Frage schuldig: Wie kommt so viel Glanz in diese niedere Hütte? Nach einer Viertelstunde wußte Amelie bereits, daß die Boa ein Geschenk Ernst Nagels sei, daß aber die Remartini, seiner bereits überdrüssig und nicht darauf angewiesen, sich von ihm beschenken zu lassen, nach einer Sensation des Herzens suche. Als die Remartini gegangen war, wischte Amelie die Stelle, wo sie die Stirne des schlafenden Kindes geküßt hatte, mit einem feinen Batisttaschentuch sorgsam ab.

Nach der Taufe, bei der die Patin die Mutter überstrahlte, als neige sich eine Königin zu den Hausfrauenfreuden ihrer Hofdame herab, gab es ein kleines Champagnerfrühstück im Salon. Man war „in Stimmung", wie die Königin des Festes immer eindringlicher versicherte. Beim sechsten Glase hatte ihre Stimmung bereits einen solchen Grad erreicht, daß die Mutter, halb vom Sitze erhoben und auf einer Hand zwischen einem Wirrwarr von Gläsern, Tellern und Blumen aufgestützt, mit flüsternden Worten um Ruhe bat, da man sonst den kleinen Richard wecken werde.

„Meine Frau ist nämlich darauf bedacht, daß er sich bei Tage gut ausschläft, damit er dann bei Nacht um so besser brüllen kann," sagte der Gatte, indem er einen Schild über die Patin hielt, dessen böse Buckelfratze sich der besorgten Mutter zukehrte. Ein Glas klang gegen ein anderes, stürzte, von einer plötzlichen Bewegung angestoßen, um und ergoß einen kleinen Katarakt von Champagner durch ein von Hindernissen erfülltes Bett. Das Gelächter der Gäste drang Amelie durch die Tür ins Schlafzimmer nach, schien den ganzen Raum zu beherrschen, sich in den Falten des Bettvorhangs festzusetzen und die ruhige und gesunde Luft über dem Bett des Kindes mit einem giftigen Bestandteil zu durchsetzen. Mit dem Kopf an der Bettkante wachte Amelie zusammengekauert über den Schlaf des Jungen, ohne der Schmerzen zu achten, mit denen die scharfe Kante des Holzes ihre Stirne zerschnitt. Jeder ruhige Atemzug war eine Wohltat, jede Bewegung, jede Unterbrechung der gleichmäßigen Arbeit der Lungen eine Heimsuchung. Als Amelie

in dem Stuhlrücken nebenan, in dem gesteigerten Geschwirr der Worte die Anzeichen des Endes erkannte, richtete sie sich empor. Auf dem empfindlichen Holz des Bettgestelles waren die Spuren von Tränen sichtbar. Indem Amelie das Debüt ihres Champagnerservices mit seiner heutigen Rolle verglich, hatte sie geglaubt, die Schmach ihrer Niederlage verwunden zu haben. Sie sah nun, daß sie es nicht vermocht hatte, so stark zu sein, wie sie es wünschte.

Aus dem Dunstkreis des Frühstücks kam Richard, von den Tollheiten des Gespräches noch gerötet und unter der Wirkung des Champagners auf der Schneide zwischen Verzeihen und Empörung über Amelies Pflichtvergessenheit. „Du hast dich sonderbar benommen, meine Liebe, läufst davon und läßt deine Gäste allein.“

„Du warst ja bei ihnen.“

„Die Hausfrau hat die Tafel nicht zu verlassen.“

„Ihr habt euch ja nicht stören lassen und werdet mich nicht vermißt haben.“

„Zum Glück hat die Remartini deine Ungezogenheit nicht übel aufgenommen. Sie hat dich entschuldigt und an deiner statt der Tafel präsidiert. Komm jetzt!“

„Wohin?“

„Sie wollen sich von dir empfehlen. Komm!“

„Nein, nein, ich kann nicht!“

„Das wäre noch schöner. Vorwärts!“ Mit einem Griff, dem der Champagner das Bewußtsein seiner Brutalität nahm, faßte Richard Amelie am Arm. Sie folgte, weil sie eben so sehr eine Störung des Kindes, als das Gelächter der Kollegen über den lauten Wortwechsel der Exekution befürchtete. Das „Meine Liebe“, mit dem sich die Remartini verabschiedete, war von tötender Kälte. Unter den befehlenden Blicken des Gatten gab Amelie so viel von ihrer Liebenswürdigkeit, als sie aufzubringen vermochte. Sie blieb mit ihrer Beschämung allein zurück. Als wollte Richard das Vergehen seiner Frau wieder gut machen, begleitete er die Kollegen. An die Fenster des Schlafzimmers gelehnt, sah ihn Amelie mit der Remartini Arm in Arm einem Zug verkappter Bacchanten voranschreiten. Sie wankten laut lachend in die Dämmerung des Abends.

Die Stunde des Nachtessens brachte Richard nicht zurück, obwohl er heute im Theater nicht beschäftigt war. Zur gewohnten Zeit erwachte das Kind und begann, nachdem es sich zuerst mit gluckſenden Tönen vorbereitet hatte, sein allnächtliches Geschrei. Von der Aufregung des Tages erschöpft und unfähig, ihre geschwächten Nerven zur Besonnenheit anzuspannen, fand Amelie sein Schreien heute gellender, schmerzlicher, krankhafter. Manchmal blieb der Atem aus und, ganz blau im Gesicht, wand sich der Junge in seinen Polstern. In ihrer Einsamkeit

wurde es der Frau unheimlich, als stände etwas neben ihrem Bett, ein Schatten, eine verhüllte Drohung, eine Gefahr. Sicher war eine schwere Krankheit im Anzug. Das Kind hatte sich in der kalten Kirche verkühlt, irgend ein Fieber schüttelte es, der Arzt mußte geholt werden. Plötzlich sprang Amelie auf und lief durch den Salon, in dem noch der Dunst des Frühstücks war, in das Wohnzimmer, um den Rat des Gatten zu holen. Richards Bett war leer. Von ihrer Frau aus dem Schlafe gerissen und durch Fragen bedrängt, gestand das Dienstmädchen, daß der Herr noch nicht nach Haus gekommen war, und daß er überhaupt, seitdem sein Bett von dem der Frau getrennt war, selten vor Morgen heimzukehren pflegte.

„Wie, wenn er zu Hause ist und schlafen geht . . ?“

„Kleidet er sich noch einmal an und geht aus.“

An das Mädchen geklammert, suchte Amelie Hilfe und Trost. Die Krise nahm ihren gewöhnlichen Verlauf. Nach einem Paroxysmus des Geschreis ließ sich das Kind durch warme Umschläge und Kamillentee beruhigen und schlief am Leib der Mutter ein. Amelie fühlte sich am nächsten Morgen so schwach, daß sie ihre Vorwürfe auf ein anderes Mal verschob. Hinter dem Gewölk schlechter Laune brütete Richard, als bewahre er noch einen Rest von Groll und Vorwürfen, und immer dichter zogen sich die Wetter zusammen. Amelie wagte nichts davon zu sagen, daß sie von seinen nächtlichen Fahrten wußte. Nachts aber schlich sie oft auf den Fußspitzen durch den Salon und öffnete langsam die Türe des Wohnzimmers. Wenn sie Richard in seinem Bette fand -- selten genug geschah dies — hoffte sie immer auf seine Rückkehr zu ihr. Aber er blieb ihr fern wie zuvor, und auch als sie ihre Tätigkeit am Theater wieder aufnahm, gaben die gemeinsamen Interessen des Berufes nicht einmal die Grundpfeiler einer Brücke zwischen ihnen.

Mit einer Angst, die noch schlimmer und greller war als das Beben vor dem ersten Versuch, betrat sie die Bühne wieder. Man empfing sie von den Galerien mit einem Beifall, dessen Wurzel Amelie im Mitleid vermutete. Das Parkett und die Logen schwiegen im Dämmern des Raumes vor den Rampen. Verwirrt spielte Amelie ihre Rolle. „Sie spielt sie herunter,“ sagte die Souffleuse zu dem Feuerwehrmann, mit dem sie inzwischen in den Stand der heiligen Ehe getreten war. Durch den Deckel ihres Kastens vor dem Interesse des Publikums geschützt, konnte sie leicht über eine Frau urteilen, deren Erfolge an das Börsenspiel der Gunst gebunden waren. In den meteorologischen Stationen der Foyers, der Garderoben und der Logengänge gab es ein Geflüster des Beileids. Der Logenschließer im ersten Rang sprach ganz unverhohlen von einem Wettersturz. „. . . keine Auffassung, hat er gesagt, und keine Frische. Alles Talma . . .“

„Talmi," wagte die Garderobierin mit einem von sechs Bieren befeuerten Mut einzuwenden.

„Talma! Talma war ein Schauspieler. Und wissen Sie, gnädige Frau, hat er gesagt, es wird nie mehr wieder was Rechtes werden. Sie läßt nach. Es war ein blendendes Talent, aber das Feuer war Strohfeuer, hat er gesagt. Und dann die Stimme. Es ist kein Klang darin, kein Reiz, sie ist brüchig und bröckelig, hat er gesagt."

Dieser Er war der Kritiker der „Volkszeitung". Und Doktor Eisner, der sich auf die Psychologie der Massen verstand, erhob diese Einwände seines Kollegen zur Potenz. Auf unbegreifliche Weise war Amelie Manfred-Schurigl aus einer mittelmäßigen Schauspielerin zu einer Komödiantin geworden, die man gerade noch dulden konnte. Nach einigen Feldzügen blieb wenig mehr von Amelie, als daß sie eine Frau war wie alle andern. Seine Ratschläge betrafen die Wahl eines bürgerlichen Berufes. Die Stadt, die gerade groß genug war, um eine kräftige Resonanz für Angelegenheiten des Theaters zu geben, und nicht zu groß, um solche Affären in einem Wirbel von allerlei Begebenheiten untergehen zu lassen, horchte auf. Die Phalanx um Ernst Nagel jubelte Beifall. Man sah Amelie auf der Straße mit dem Einkaufskorb, den Kinderwagen neben sich, und sah, wie sie gelegentlich wohl auch selbst den Wagen durch gefährliche Passagen schob. Eine muntere Liebhaberin, die den Kinderwagen über den Markt schiebt! In den Kaffeehäusern erzählte man kleine Anekdoten von Amelies zwei widerstreitenden Seelen. Die Eigenschaften der Mutter überdeckten und belasteten ihre Eigenschaften als Schauspielerin mit einer Schicht von Lächerlichkeiten. Wenn Mendl, Jelinek oder der Freiherr sich darauf besannen, daß es wohl angebracht sei, ein Wort der Hemmung einfließen zu lassen, sprachen sie von Amelies Unvorsichtigkeit. Zu bald, im Beginn ihrer Laufbahn, hatte sie ein Wagnis unternommen, das Frauen gelingen konnte, die durch eine Reihe von Jahren auf der Höhe standen. Wenn man sich daran gewöhnt hatte, die Künstlerschaft einer Schauspielerin unter die feststehenden Tatsachen, unter die Selbstverständlichkeiten zu rechnen, konnte sie es sich leisten, Mutter zu werden. Und Mendl fand mit sarkastischem Blinzeln die vorsichtigere Formel: sich als Mutter zu fühlen und es zu zeigen. Sie prägten den Satz, der an den Kaffeehaustischen umging: die muntere Liebhaberin darf dann Mutter werden, wenn sie auf der Bühne sich den Müttern nähert. Es gab genug Kolleginnen Amelies, die in diesem Stadium die Wünsche der Natur erfüllten, ohne daß die empfindliche Wage der öffentlichen Gunst ein Schwanken zeigte.

Niemand sprach vom Heroismus Amelies. Und Richard, der allein davon wußte, hütete sich, davon zu sprechen, denn er befürchtete, selbst in seinen Kreisen Prediger zu finden, die daran ein Gemurmel von Pflichten des Gatten knüpfen könnten. Wenn Amelie eine der schreck-

lichen Nächte überstanden hatte, in denen sie dem Geschrei des Kindes ausgeliefert war, brachte der Tag die beschwerlichen Arbeiten ihres anderen Berufes. Von den Sorgen der Mutterschaft erschöpft, mußte sie an das Studium der Rollen gehen und bekämpfte ihre Schlaftrunkenheit durch anregende Mittel. Neben dem Bett des kleinen Richard wandte sie die Blätter der Rollen um und versuchte es, sich ihre Aufgabe einzuprägen. Außer sich vor Entsetzen, wenn sie zu erkennen glaubte, daß ihr Gedächtnis gelitten habe und die Aufnahme neuen Ballastes nicht mehr so leicht vor sich gehe, bemühte sie sich, ihre Schlaffheit durch Krane, Winden, Schrauben, Flaschenzüge, durch alle Mittel einer dem Geist schädlichen Mechanik zu besiegen. Indem sie unaufhörlich über den Ersatz abgebrauchter Systeme durch neue nachsann, ging die Hälfte ihrer Energie darauf, um sie nur wachzuhalten und die Regsamkeit zu bewahren. Sie studierte, mit dem Bogen der Rolle auf den Knieen, die Füße in einem Gefäß mit eiskaltem Wasser. Sie unterbrach von Zeit zu Zeit das Gemurmel des Memorierens, um sich die Schläfen mit einem Stift einzureiben, dessen Kälte sie erfrischte, ohne darauf zu achten, daß die mißhandelten Stellen zu schmerzen begannen und daß sich eine Entzündung von ihnen über die Stirne und die Wangen ausbreitete. Sie legte sich, da ihr oft die Buchstaben vor den Augen wie durch einen Strom fortgerissen wurden und der Sinn ihrem erschöpften Geist unfaßbar blieb, eigene Methoden zurecht, nach denen sie zunächst das Hauptwort und dann das Zeitwort des Satzes aufsuchte, um von diesen festen Punkten aus nach Art der Grammatik den Rest in Bruchstücken an sich zu bringen. Wenn es ihr auf diese Weise gelungen war, sich in einen Zustand von Aufnahmefähigkeit zu versetzen, so wurde sie oft durch die Bedürfnisse des Kindes aus ihm gerissen und mußte von neuem beginnen. Es war ihr unmöglich, die Sorge für den Jungen einer anderen Person zu überlassen. Niemandem vertraute sie seine Pflege mit voller Beruhigung an, und als das Dienstmädchen sah, daß die Frau sie immer überwachte, bemühte sie sich auch nicht weiter, ihr einen Teil der Last abzunehmen. Wenn Amelie das Kinderzimmer verlassen mußte, um zur Probe oder zur Aufführung zu gehen, brannte die Unruhe wie Fackeln in ihrem Fleisch. Während sie in einer Liebesszene nach zartester Jungfräulichkeit zu duften hatte, konnte sie nicht von qualvollen Vorstellungen loskommen: das Bettchen des Kindes umgestürzt, das Kind unter achtlos hingeworfenen Polstern erstickend, die Lampe vom schlaftrunkenen Dienstmädchen umgestoßen und die himmelblauen Vorhänge in Brand setzend.

Von seinem Gewissen wurde Richard manchmal zu Vorwürfen gezwungen, die er im Tone einer barschen Zärtlichkeit gut vorzubringen verstand: „Du bist ein Narr, mein Kind! Was machen andere Mütter? Sieh dich um eine Person um, der du volles Vertrauen schenken kannst.

Um künstlerische Erfolge zu erzielen, muß man sich ganz auf die Kunst einstellen. Wenn du nicht mehr so unruhig wärst, würde dir manches besser gelingen."

Amelie konnte trotz aller Dankbarkeit für Richards Besorgnisse nicht anders handeln. Wenn der Abend kam, wurde sie von ihrer Angst gehetzt, lief an das Bett des Kindes, schärfte dem Dienstmädchen zehnmal nacheinander dasselbe ein, bis diese verdrossene Antworten gab. Dann fürchtete Amelie Widerspenstigkeit und Heimtücke und nahm einen Abschied, der ihr das Herz zerriß, als sollte sie das Kind nimmer wieder sehen.

Eines Tages traf sie die Arnstetten auf einem kurzen Spaziergang, den sie ihren Arbeiten abgerungen hatte, um dem Kind ein wenig frische Luft zu gönnen. Sie mußte die bedauernden Ausrufe der Freundin über sich ergehen lassen und sah ihren Zustand, den Verfall ihrer Züge wie in einem boshaften Hohlspiegel verzerrt und vergrößert. Wenn sie von den Übertreibungen der eleganten Frau, die nichts weniger begriff als eine Unvollkommenheit oder Nachlässigkeit in der Toilette, selbst mehr als die Hälfte abzog, so blieb noch immer genug, um darüber zu erschrecken. In einem Spitzenkleid, dessen vornehme Herkunft von jeder Falte verraten wurde, saß die Arnstetten auf einer Bank, zeigte zwei schmale Füße in entzückenden Schuhen und zog mit der Spitze ihres Schirmes Linien im Sand des Weges. Keine Einladung wies auf den Platz, links und rechts neben ihr. „Ja, siehst du, Amelie," sagte sie, „du warst unvorsichtig." Und als Amelie nicht gleich verstand, fuhr sie fort, indem sie ihre Ansicht von dem Fall in eine Sentenz verdichtete: „Man heiratet nicht wieder ins Theater. Und wenn man dies schon tut, so muß man sich doch hüten, Kinder zu haben."

Amelie unterdrückte die Frage, was der Freundin ein Recht zu dieser Sentenz gab. „Wo hast du deinen Jungen?"

„Ich weiß nicht. Irgendwo da in der Nähe. Vielleicht mit dem Mädchen auf dem Kinderspielplatz oder bei den Schwänen."

Die Arnstetten hatte es verstanden, sich ihre Freiheit zu wahren, und die beiden jungen Leute, die im Vorübergehen einen mit freundlichem Nicken aufgenommenen Gruß abgaben, huldigten der unverkümmerten Schönheit der Frau.

Als das Ende der Spielzeit kam und die Engagements erneuert werden sollten, erinnerte sich Amelie, daß ihr zweijähriger Vertrag abgelaufen war. Sie wartete. Im Für und Wider der Aussichten erhitzten sich die Kollegen und umlagerten mit ihren Wünschen die Direktionskanzlei. Man erfuhr, daß der erste Held eine Erhöhung der Gage durchgesetzt hatte; strahlender als je ging die Remartini herum, um es jedem einzuprägen, daß es auf der Kanzlei eine tragische Szene gegeben hatte, als sie ihre Absicht erklärte, fortzugehen. Es war die

Zeit, in der die Höhenmessung des eigenen Wertes mit Hilfe der Trigonometrie der Eitelkeit und die Inventur des Könnens vorgenommen wurde. Die Ergebnisse wurden unter Fanfaren verlautbart. Richard kam nach Hause, zog ein Papier aus der Brusttasche und reichte es Amelie. „Mit den schmeichelhaftesten Worten . . .“ sagte er: „. . . ich glaube, ‚unentbehrlich‘ kam auch vor. Dann dachte er an die Grundpfeiler des Haushaltes. Amelie war die tragende Säule. „Nun — und du?“

„Noch nichts!“

„Zum Teufel! Sie lassen sich Zeit. Ich glaube, daß die andern alle schon ihre Kontrakte in der Tasche haben. Vielleicht ist es nötig, daß du selbst hinaufgehst. Vielleicht fürchten sie, daß du eine Erhöhung verlangen könntest, und lassen dich deshalb dunsten.“

Amelie lächelte über die „Erhöhung“. Sie sah deutlicher, daß man gewiß war, dies nicht von ihr besorgen zu müssen, aber sie ahnte nichts von dem, was sie in der Direktionskanzlei erwartete. Mit auserlesener Höflichkeit und von Bedauern getränkten Mienen setzte man ihr auseinander, daß — obzwar nicht der geringste Zweifel an ihrer Künstlerschaft . . . trotzdem man sich wohl bewußt sei, eine schätzbare Kraft zu verlieren . . ., obwohl man es schwer ertrage, sie ihren Weg anderswo fortsetzen zu sehen . . . — doch die wandelbare Zuneigung des Publikums sich von ihr abgewendet habe, und daß man im Interesse der Bühne gezwungen sei, auf ihre Kunst zu verzichten. Durch alle Obzwar und Trotzdem und Obgleich sah Amelie nur die brutale Tatsache der Kündigung. Die süße Schicht über dem bitteren Kern war nur ganz dünn. In der Ferne schwoll eine Flut von unbezahlten Rechnungen, und eine unbarmherzige Schar von Gläubigern schwang den Sturmbock gegen ein zersplitterndes Tor. Vor der Direktionskanzlei rauschte die Remartini heran. „Nun, meine Liebe, wie geht's dem kleinen Richard?“ Von dieser Frage glitt sie zu den Plänen für die Ferienmonate hinüber und fügte einen Glückwunsch zur vorteilhaften Erneuerung des Kontraktes daran.

Im Café Austria erörterte man am Schluß eines Gespräches über die kommende Theatersaison die Zukunft der Amelie Manfred-Schurigl. Mendl vermutete, daß sich das Ehepaar werde trennen müssen, aber Jelinek sprach von der Festigkeit des Ehebandes, trotz der lärmenden Szenen, deren Nachhall in die Öffentlichkeit gedrungen war. Dies war das letzte Mal, daß man Amelies Schicksal zum Thema einer längeren Debatte machte.

Auch zwischen den Gatten schwieg nach den ersten Stürmen die Frage nach der Zukunft. Mit dem glücklichen Leichtsinn des Schauspielers stellte sich Richard blind, solange die Gefahr noch nicht unmittelbar war; und Amelie betrachtete den Aufenthalt in der bescheidenen

Sommerfrische als einen Aufschub, obwohl sie oft, plötzlich von einer Angst überfallen, nur mühsam die Tränen unterdrückte.

„Du bist eine Trauerweide," hatte ihr Richard gesagt, als er sie einmal im Zustand der Folterung fand. Und von ihrem melancholischen Rauschen, das ihm eine Klage unter düsterem Himmel schien, strebte er zu andern, freundlicheren Gewächsen. Sie hatten die Orte aufgesucht, in denen sie vor zwei Jahren ihr Bündnis geschlossen hatten und wo sie auch im vorigen Sommer gewesen waren. Aber, als wären an diesen Orten nur Gespenster der Vergangenheit, zog es Richard nach einer lebendigeren Gegenwart. Nahe dem kleinen Nest, in dem sparsame Leute eine billige Geselligkeit und eine kostenlose Naturschwärmerei suchten, hatte sich in der letzten Zeit ein Modebad aufgeschwungen. Es war zwar weniger schön, aber „man" fand sich dort, wohnte in komfortablen Hotels, die noch ein wenig vom Bauen feucht waren, und gab sein Geld mit Grandezza aus. Alle Johanns hießen dort bereits Jean und an Stelle der wackeligen Holzstiegen von Bauernhäusern bediente man sich der Lifts zur Beförderung in dritte und vierte Stockwerke. Fast täglich ging Richard den schattigen Waldweg hinüber, um dort einen Kaffee einzunehmen, der nach seiner Schilderung alle Wohlgerüche Arabiens in Kräuselwolken aussandte. „Was willst du haben," sagte er der an den Kinderwagen geketteten Gattin, „es ist dort lustiger, als hier. Viel lustiger! Leben, Bewegung, eine Promenade, auf der man täglich andere Gesichter sieht. Nicht wie hier, wo täglich dieselben vier alten Pensionisten unter dem Akazienbaum sitzen." Und da er genau wußte, daß Amelie unter keiner Bedingung ihren Jungen verlassen hätte, konnte er es wagen, sie zum Mitkommen aufzufordern.

Der Zufall spielte Amelie ein Zeitungsblatt in die Hand, aus dem sie sah, daß Richard auch in der Sommerfrische seinen Beruf ausübte. Ein Name stand in der Kurliste, der alles erklärte. Die Remartini war unter einer Reihe von anderen illustren „R"s. Um sie kräuselten die lockenden Wohlgerüche Arabiens. Sie brachte die Lustigkeit, das Leben und die Bewegung, die hier fehlten.

Unter den Aspekten eines bösen Sterns kehrte Amelie in die Stadt zurück, die man früher in schmeichelhaften Hyperbeln die „glückliche Stätte ihrer Wirksamkeit" genannt hatte. Das neue Leben begann damit, daß man eine andere Wohnung bezog, wie sie dem um mehr als die Hälfte verminderten Einkommen entsprach. Enger umgrenzten die Wände der beiden Zimmer Richards Freiheitsdrang und machten es ihm unmöglich, länger in dem Glauben zu verharren, daß seiner Gattin die nächtlichen Ausflüge verborgen geblieben seien. Aber, nachdem er die ersten Verlegenheitsanfälle überwunden hatte, setzte er seine Gewohnheit trotz der ungesprochenen Vorwürfe der Gattin fort. Er gewann Unbefangenheit in der Art, ihr zu begegnen, wenn er morgens nach Hause kam

und sie bereits an den Geschäften des Dienstmädchens fand. Trotz aller Einschränkung und einer Sparsamkeit, die Amelie vor allem sich selbst auferlegte, wurde die Vision am Horizont der Zukunft zur Wirklichkeit. Die Flut der unbezahlten Rechnungen schwoll an, und im dunkeln Vorzimmer der Wohnung gab es Dialoge, die grotesk und peinigend waren. Eine Schar von Personen führten die Gegenstimmen gegen Amelie, die sich in immer neuen Wendungen ihrer Verteidigung erschöpfte. Diese Personen, die nicht mit ihrem Namen, sondern bloß nach ihrem Beruf benannt waren, vertraten die verschiedenen Lebensnotwendigkeiten und mußten um jeden Preis zurückgehalten werden. Amelie schmolz in ihre Repliken alle Liebenswürdigkeiten ein, Versprechungen, Schmeicheleien, Bitten und ging so weit, das Mitleid durch immer häufiger wiederholte Hinweise auf den kleinen Richard zu erregen. Der Schuster, der Schneider, der Selcher, der Bäcker, der Kohlenhändler entgegneten so ziemlich alle dasselbe; wie die Personen eines schlechten Dramatikers, dem der Dialog allzu große Schwierigkeiten gemacht hat. Dem vornehmsten Partner, dem Hausherrn, wurde als Schauplatz der Szene das Wohnzimmer eingeräumt. Hier entfaltete Amelie eine Virtuosität, deren Erfolge wie ein Schatten ihrer einstigen Bühnentriumphe waren. Je mehr sie das einstige Hindernis der Scham hinter sich ließ, desto höher und glänzender wuchs die Beredsamkeit, mit der sie den Kampf führte. Aber die feindlichen Mächte durchbrachen den Damm von schönen Worten und reckten sich nach der endlichen Erfüllung der immer erneuerten Versprechungen.

Als Amelie am Rande ihrer Kräfte war, wagte sie es, Richard um seinen Beistand zu bitten. Er wusch eben den Schlaf zweier kurzer Morgenstunden aus den Augen.

„Richard," sagte Amelie, „ich habe es lange genug ertragen, weil ich hoffte, du würdest von selbst umkehren. Du mußt dein Leben ändern. Die Lieferanten werden aufsässig und wollen Geld sehen. Es geht nicht, daß du die Hälfte der Gage für dein Vergnügen nimmst. Du mußt dich einschränken und zu Haus bleiben."

Um nichts zu hören, sprudelte Richard Wasserstürze über Kopf und Hals, steckte die Finger in die Ohren und verdreifachte das Getümmel der Reinigung. Aber Amelie war entschlossen, diesmal nicht zurückzuweichen, und fuhr, trotz der deutlichen Anzeichen von Richards Ungehaltenheit, fort, ihm zuzusetzen, ihn zu beschwören, indem sie es versuchte, die Unruhe, von der sie selbst beherrscht war, auf ihn zu übertragen. Er sollte doch endlich einsehen, daß man dem Untergang zutrieb, wenn es weiter so fortging. Schon kreiste man im äußersten Wirbel eines Maelstroms, und der Zug in die Tiefe des Trichters hatte Gewalt über sie gewonnen. Sie ließ nicht ab, Richard zu bedrängen, bis er, als

die Obliegenheiten des Waschens beendet waren, ungeduldig fragte: „Was willst du eigentlich von mir?"

„Ich will nichts weiter, als daß du bedenkst, daß deine Lebensweise unsere Existenz bedroht." Richard mußte anhören, daß der Teil der Gage, den er Amelie übergab, zur Bestreitung des Haushaltes nicht ausreiche. In einem Anflug von Gewissensbissen, von der Einsicht, daß Amelie wohl recht haben könnte, verwirrt, rettete er sich in einen polternden Vorwurf: „Du vergönnst mir also mein bißchen Vergnügen nicht?"

„Ich lasse dich tun, was du willst. Solange unser Einkommen ausreichte, habe ich kein Wort gesagt. Ich verlange auch nicht von dir, daß du von heute an ein Einsiedler wirst. Aber sieh doch auf unsere Lage . . ."

„Bin ich schuld daran? Willst du das vielleicht auf mich schieben? Und ich sage, daß ich dies brauche, um nicht zwischen diesen vier Pfählen umzukommen. Du vergißt wohl, daß ich ein Künstler bin. Freilich, eine durch und durch unkünstlerische Natur wie du, eine Spießbürgerin, die zufällig auf das Theater geriet, wird das nicht begreifen."

Amelie nahm alle Vorwürfe hin, duckte sich wie ein Hund unter Schlägen und begann, als Richard seine Tiraden über die Bedürfnisse der Künstlernatur beendet hatte, von neuem. Trotz seines Widerstrebens sah sich Richard gezwungen, einen Teil seines Reservates an Amelie abzugeben. Die Übergabe geschah unter allerlei Randbemerkungen, aber Amelie war damit zufrieden, daß sie überhaupt geschah, bis sie zu ihrem Schrecken erkannte, daß auch diese Erhöhung des Etats nicht genügte. Auch sie war nicht allzu fest in der Mathematik des Haushaltes, und erst die letzten Monate hatten ihr zu einigen Kenntnissen verholfen. Aber es geschah, daß sie sich manchmal verrechnete. Richard fühlte den Nimbus des Retters über seinem Scheitel und sah sich wohlgefällig in den Gestalten des Selbstlosen und Verzichtenden. Sein Heroismus hatte alles in das rechte Geleise gebracht. Um so empörter war er, als er eines Tages bei seiner Heimkunft wieder Amelie in einem Dialog mit einem Bedränger fand. Da stand ein Kerl im Vorzimmer, schwang zwei große rote Hände vor dem Gesicht Amelies und wiederholte seine Forderung mit der Hartnäckigkeit des unbezahlten Lieferanten. Wie ein König schritt Richard durch das Vorzimmer, trug seine Verachtung der krämerhaften Seelen durch gekräuselte Lippen zur Schau und ließ sich im Wohnzimmer nieder, wo der kleine Richard auf dem Boden herumkroch. Draußen wurde es immer lauter, und ein Satz kehrte zum Überdruß wieder: „Ich will mein Geld haben," bis Richard die Türe aufriß und von der Schwelle hinausrief: „Herr, sind Sie blödsinnig?"

„Ich will mein Geld haben," sagte der Fleischhauer.

„Sie hören ja, daß Sie es bekommen werden."

„Von dem Hören hab' ich nichts. Ich will was sehen."

„Donnerwetter, Sie werden bezahlt werden!"

„Ich will mein Geld haben," sagte der Fleischhauer. Es war das letzte Mal. Denn gleich darauf hatte ihn Richard beim Kragen und führte ihn ohne Verzögerung vor die Türe. Während Amelie von Vorwürfen überschüttet wurde — sie könne nicht haushalten, sie wolle ihre Unfähigkeit, eine geordnete Wirtschaft zu führen, durch die Ausrede auf Richards harmlose Künstlerbedürfnisse verdecken — während das Echo lange zuvor gesprochener Worte von ihrer Philisternatur wieder anschwoll, ging der Fleischhauer die Stiege hinab. Vor dem Haustor traf er den Kaufmann, der den entgegengesetzten Kurs steuerte. Wie Schiffe, die sich begegnen, riefen sie sich an:

„Halloh!"

„Halloh!"

„Nichts zu machen. Ersparen Sie sich drei Stockwerke."

„Ich will mein Geld," diese Phrase war allen gemeinsam.

„Das kann ein jeder sagen. Aber oben werden Sie hinausgeworfen."

„Hinausgeworfen?"

„Wie ich!"

„Das ist niederträchtig!"

„Jawohl."

„Was ist da zu tun?"

Der Hausherr begrüßte die beiden Gefährten von seinem Fenster aus, beugte sich weit vor und gab ihnen die Antwort: „Klagen, meine Herren! Nehmen Sie keine Rücksicht mehr und klagen Sie." Der Hausbesitzer war ein Feldherr mit einem festen Plan, für den er Bundesgenossen warb.

Einige Tage später brachte der Gerichtsdiener die Kriegserklärungen der vereinigten Mächte. Nachdem Amelie den ersten Schrecken verwunden hatte, begann sie neue Schanzen aufzuwerfen. Ein Verzeichnis des Entbehrlichen wurde aufgestellt. Die Hochzeitsgeschenke der Freunde standen obenan. Als Amelie bei dem Champagnerservice Jelineks angelangt war, schien es, als ob die Schriftzüge ineinander zu fließen begännen. Dann machte Amelie, während eine mildherzige Nachbarin sich des kleinen Richard annahm, die ersten jener Gänge, die für die nächste Zukunft zu ihren regelmäßigen Pflichten gehörten. Einige Posten im Verzeichnis des Entbehrlichen wurden gestrichen und der Angriff der Verbündeten abgewiesen. Aber der Hausherr reizte seine Bundesgenossen nach kurzer Pause von neuem an, während er nach den Grundsätzen bewährter Strategie das schwere Geschütz seiner eigenen Forderung im Hintergrunde hielt. Wieder wurden einige Posten im Verzeichnis des Entbehrlichen gestrichen. Als Richard einmal durch Zufall darauf

kam, daß der Kasten, in dem das Museum der Triumphe Amelies verwahrt war, zur Hälfte ausgeleert sei, geißelte er die schlechte Hausfrau mit den Skorpionen seiner Verachtung; und im Kreise seiner Kollegen antwortete er von da an auf die seltenen Fragen nach dem Befinden seiner Gattin mit einer Geste der Betrübnis und dem gut gesprochenen Satz: „Lasset mich von ihr schweigen, Brüder.“

Nachdem der Hausherr sich zurecht gelegt hatte, daß nun Amelies Hilfsquellen erschöpft sein müßten, stieg er vom Parterre in den dritten Stock und klopfte an ihre Türe. Zitternd brachte ihn Amelie auf den Kampfboden und fragte nach seinen Wünschen, indem sie im selben Augenblick einsah, daß es töricht war, zu tun, als wüßte sie nichts von ihnen. Was der Hausherr vorbrachte, war eine in den wesentlichen Punkten unveränderte Variation des abgespielten Themas: „Ich will mein Geld haben.“ Amelie konnte ihm mit einiger Zuversicht antworten, daß sie ihn zu bezahlen gedenke. Noch waren einige Posten im Verzeichnis des Entbehrlichen ungestrichen. Sie bat um einen Aufschub von einigen Stunden.

Vor dem Kasten knieend, räumte sie die letzten Stücke aus, packte das Champagnerservice sorgfältig ein und rief den Hausmeister, der sie auf diesen Gängen zu begleiten pflegte. Aus der engen Gasse, in der sie wohnte, bog sie in breite, belebte Straßen, drückte sich an den Häusern hin und nahm, vom Hausmeister mit den beiden Körben gefolgt, den Weg durch die Anlagen. Es war wieder ein Maitag, und die Damen führten neue Toiletten aus, zwischen denen ihr zum Bewußtsein kam, wie armselig sie gekleidet war. Auf einem stilleren Weg kam ihnen ein Paar entgegen. Die Dame war Amelie von ihrer Wirksamkeit am Metropoltheater bekannt. Damals hatte sie kleine Rollen, Stubenmädchen und dergleichen gespielt. Heute hatte sie diese ersten Stufen hinter sich und konnte sich in großer Pracht und Herrlichkeit mit ihrem offiziellen Verehrer zeigen. Vor einem Hintergrund von grünen Büschen leuchtete ein Seidenkleid von grellem Rot, und über dem liebenswürdigen Gesichtchen saß ein großer Hut, der den Gedanken an ein deutsches Burgfräulein nahe brachte. Der Herr, der — ein wenig blaß und von den Klauen des tollen Lebens gezeichnet — neben ihr ging, war Jelinek. Er sah auf, sein Blick glitt über Amelie, ohne zu verraten, daß er sie kenne. Daß er sie aber dennoch erkannt hatte, wurde daran deutlich, wie er kurz vor dem Zusammentreffen die Richtung änderte und seine Begleiterin auf einen Seitenweg zog. Leise klirrte das Champagnerservice in dem einen Korbe.

Amelie lächelte noch dasselbe bittere Lächeln, als sie vor dem Geschäftsmanne stand, zu dem auch die anderen Posten aus dem Verzeichnis des Entbehrlichen gewandert waren. Er war ein Geschäftsmann und gab sein fachmännisches Urteil ab. Amelie fühlte, wie das Lächeln auf

ihrem Gesichte fror. Es war ihr, als könne sie nie mehr aufhören zu lächeln. Der Geschäftsmann nannte eine Summe: „Ich kann nicht mehr geben. Es geht absolut nicht. Der Tafelaufsatz is gut, aber nicht mehr modern. Ma verlangt jetzt Sezession. Und das da is altdeutsch. Den Silberwert kann ich geben, mehr nicht." Jedes Stück verlor unter seiner unbarmherzigen Kritik an Wert. „Und das Champagnerservice! Mein Gott, was mach ich mit an unvollständigen Service? Was is Ihnen eingefallen, das zu bringen. Wo soll ich a zwölftes Glas hernehmen? Was is passiert? Wie kann ma von so an Service a Glas zerschlagen? Was soll ich Ihnen dafür geben? Wenn ich Ihnen den dritten Teil geb', so schneid' ich mer im eigenen Fleisch. Das is ze viel für a unvollständiges Service."

Über einem feinen Klirren sprach eine fremde, dunkle Stimme: „Ich will mich immer an euch erinnern, wenn das zwölfte Glas fehlt." Amelie lächelte noch immer. Ach — sie erinnerte sich, sie erinnerte sich. Der Hausmeister nahm für sie das Wort und machte Einwände gegen die Summe. Man sei nicht gesonnen, die Sachen zu verschenken. Er wurde zurechtgewiesen, daß er in diese Angelegenheit nichts dreinzureden habe, daß dies Geschäft lediglich durch Vereinbarung zwischen dem Käufer und der Verkäuferin zustande kommen müsse. Eine sonderbare Art von Vereinbarung, bei der der eine Teil den Preis bestimmt und der andere ihn ohne Widerstand annimmt! Der Hausmeister hatte andere Begriffe von Käufen und Vereinbarungen. Durch das staubige Fenster über der Türe kam ein wenig Licht in das Kellergewölbe und erhellte im Gesicht des Geschäftsmannes die eine Hälfte, während die andere im tiefen Schatten lag. Manchmal hob sich ein oder das andere Stück in den Bereich des Lichtes vor prüfende Blicke, und der Hausmeister maß indessen den Abstand von diesem halben Gesicht, das wie eine Zielscheibe vor ihm lag. Es blieb bei der zuerst genannten Summe, und die letzten Nummern des Verzeichnisses wanderten zu den ersten. Als Amelie aus dem Magazin des Trödlers entkommen war und an dem ein wenig freundlicheren Gassenladen vorbeischritt, zerknüllte sie ein Papier in einer feuchten Hand und warf den kleinen Ball vor seine Schwelle. Das Verzeichnis des Entbehrlichen fiel zu den abgetanen Dingen.

Den Hausherrn, der wartend aus dem Fenster sah, bat ein Kopfnicken um die Fortsetzung des unterbrochenen Besuches. Er kam verdrossen, wie ein Stratege, dem ein guter Plan vorläufig mißlungen ist, aber aus dem Aussehen der Frau schöpfte er neue Hoffnung.

„Mein Gott," rief sie ihm entgegen, „ich muß wahnsinnig gewesen sein. Ich habe wohl vergessen, was Sie sagten, oder nicht gehört, was er . . . Ich habe zu wenig! . . . Wie viel war es, ich bitte Sie?"

Der Hausherr nannte noch einmal die Summe aller rückständigen Mietzinse.

„Zu wenig! Mein Gott, aber Sie werden sich zufrieden geben, nicht wahr. Den Rest will ich Ihnen recht bald . . . Es ist ja nur noch der vierte Teil.“ Amelie hatte den sechsten Sinn der Frau, den Instinkt für die Temperaturen des anderen Geschlechts. Sie erhielt eine Warnung des Instinktes, und als der Hausherr wie zufällig seine Hand neben die ihre legte, zog sie rasch zurück. Nachrückend erklärte er, daß er gerne bereit sei, vom Rest zu schweigen, wenn sich Amelie gegen ihn etwas liebenswürdiger zeigen wollte. Zuerst hafteten Amelies Gedanken, von einem gleichen Klang verführt, an einem Wort Hamlets, dann aber erfaßte sie die Gefahr und sprang unter dem Stachel der Beschimpfung auf. Indem sie die Tür öffnete, sagte sie — und die muntere Liebhaberin von einst fand ganz von selbst den Ton der Heldin: „Sie dürfen gehen, Hausherr. In meiner Wohnung lasse ich mich, selbst wenn sie nicht bezahlt ist, nicht beleidigen.“

Ein übermütiges Kriegsschiff sank unter dem Feuer eines beherzten Torpedobootes. Es zischte noch über den Wassern. Als der Hausherr gegangen war, sank Amelie hin. Am Fenster sitzend überdachte sie ihre Lage. Wie tief war sie gesunken, daß man ihr so etwas bieten durfte? Was dachten die Leute von ihr? Hatte sie noch nicht genug getan, um zu beweisen, daß ihre Vergangenheit als Schauspielerin kein Recht darauf gab, ihr die bürgerlichen Ehren der guten Hausfrau zu verweigern? Die Nachbarin brachte ihr mit dem kleinen Richard den Trost und die Sicherheit, nach denen sie verlangte. Sie hatte ein Ziel und war entschlossen, nicht vom Wege zu weichen.

Auch Richard kam mit einem Entschluß ins reine, der schon einige Zeit auf der Schaukel des Bedenkens gelegen hatte, als ihm der Hausherr einige Tage später die Wohnung kündigte. Zu Ende der Spielzeit war Ausziehtermin. „Den Rest des Mietzinses schenke ich Ihnen,“ sagte der Hausherr, indem er hoffte, daß er Amelie durch diese Großmut zum Schweigen bewegen werde. Amelie schwieg, auch als Richard in einer großen Szene die Bilanz eines verfehlten Lebens zog. Sie hatte das Kind auf dem Schoß, strich über seine blonden, glänzenden Haare und schwieg.

„Du hast recht, meine Liebe,“ sagte Richard am Abend, als er mit der Remartini in dem kleinen Zimmer des Theaterrestaurants saß, „sie ist an meinem Niedergang schuld. Sie hat mich materiell und künstlerisch ruiniert. Diese immerwährenden kleinen Sorgen haben mir den Gleichmut genommen, den der Künstler braucht, und es brachte mich außer Rand und Band, wenn ich sah, wie stumpf und gleichgültig sie es hinnimmt, daß wir immer tiefer sinken. Wenn ich mich aufregte, saß sie dabei und schwieg.“

Die Remartini half ein wenig nach: „Es war vielleicht Bosheit, weil sie weiß, daß es dir schadet. Und Neid, daß du noch auf der Bühne stehst, während sie zu Hause bleiben muß.“

„Vielleicht! Wenn sie ein wenig Interesse für mich gehabt hätte, so hätte es nicht so weit kommen können, daß der Esel da schreiben darf,“ er mißhandelte ein Zeitungsblatt, „ich bitte; also: ‚Herr Schurigl scheint allmählich sein Gedächtnis zu verlieren‘. Du weißt, daß ich schwer lerne. Früher hat sie mit mir meine Rollen durchgenommen; dazu hat sie jetzt keine Zeit mehr, denn sie ist beschäftigt, Kinderhemden zu waschen und darüber nachzudenken, was sie wohl für ihren Jungen kochen könnte. Seit einem Jahr, länger, hacken die Kerle wieder an mir herum. Es ist kein Wunder, daß man meinen Kontrakt nicht erneuert hat.“

„Siehst du ein, daß dir nichts anderes übrig bleibt, als meinem Rat zu folgen.“

„Du hast recht, es ist notwendig!“ Und die beiden tranken auf ihre völlige Einigkeit.

Zwei Tage nach Schluß der Saison erwartete Amelie ihren Gatten vergeblich über die Morgenstunden hinaus, die sonst seiner Rückkehr als Grenze gesteckt waren. Gegen Mittag brachte ein Dienstmann einen Brief. Auf einem Bogen mit der Ansicht des Theaterrestaurants und den Anpreisungen der Küche und der Getränke stand etwas von Pflichten gegen sich selbst und von unerläßlicher Notwendigkeit im Interesse der künstlerischen Entwicklung, von Loslösung aus beengenden kleinlichen Verhältnissen und ein Satz von gekränkter Liebe: „Ich ertrage es nicht, immer hinter dem Kind zurückgesetzt zu werden.“ Ein Lebewohl wurde mit der Versicherung verbrämt, daß er nie vergessen werde. Die Phrase der Selbstmörder folgte: „Forsche nicht nach mir, ich werde verschollen sein.“ — Richard hatte aus seinen Rollen und den Rollen anderer vieles behalten.

Mitten im Wirbel des Auszugs aus der alten Wohnung bewahrte Amelie ihre Besinnung dadurch, daß sie das Zunächstliegende ergriff. Zuerst besorgte sie die Arbeiten des Umzugs in ein möbliertes Zimmer, wo sie sich auf das Leben der Näherinnen einrichtete. Inzwischen hatte sich das Gerücht von Richards Verschwinden verbreitet und die Beteiligten zur wilden Jagd aufgestachelt. Die Züge der Kellner fanden sich bei Amelie ein, und voran schritten die würdigen Rechenkünstler aus dem Café Austria und dem Theaterrestaurant, die in ihren Büchern unter dem Namen Schurigl lange Reihen von Zahlen vorzeigten. Mit den Mienen gekränkter Hofräte deuteten sie an, daß sie geglaubt hätten, in Herrn Schurigl einen Ehrenmann vor sich zu haben. Amelie überließ ihnen die Einrichtung der früheren Wohnung und verlangte von der Ehrlichkeit des braven Franz aus dem Theaterrestaurant nichts, als eine kleine Summe des Überschusses.

Als der brave Franz das Geld brachte, griff Amelie nach dem kleinen Handkoffer, der gepackt bereit stand, und führte das Kind zu der gutmütigen Nachbarin, die für einige Tage die Pflege übernahm. Dann ging sie zum Bahnhof. Ohne es zu wissen, hatte Richard eine Spur hinterlassen, indem er vor einigen Wochen davon sprach, im heurigen Sommer vielleicht ein Engagement im Theater eines Badeortes anzunehmen. Sie war sicher, ihn zu finden. Und als sie den Theaterzettel an dem Eingang zur Bühne las, blieb ihr Finger an zwei der fremden Namen haften. Das war er und sie. Das waren die Masken ihres neuen Lebens. In einer kleinen Restauration dem Theater gegenüber wartete sie auf das Ende der Probe. Während der freundliche Kellner auf eine kleine Frage mit einem Gedränge von Antworten aufwartete, durch die Amelie ihre Vermutung bestätigt sah, ließ sie den Bühnenausgang nicht aus den Augen. Die Künstler kamen von der Arbeit, stellten sich den Kurgästen in Gruppen zur Schau und erfreuten sich in Grüßen und Gegengrüßen der neugewonnenen Beziehungen. Lebhaft plaudernd, verjüngt, verwandelt standen Richard und die Remartini unter den übrigen. Dann verabschiedete sich die Remartini mit einem Händedruck und einem Lachen, und Richard ging langsam die Straße hinab. Sein lichter Sommeranzug war neu, und der Stock mit dem silbernen Griff war neu. Jenseits der dunkeln Flut der Verschollenheit, hatte er ein glückliches Land gefunden, in dem er sonnige Wege zur Höhe hinaufschritt. Mit eleganten Bewegungen und kleinen koketten Schritten ging er unter der Bewunderung neuer Frauen. Der Mann vor Amelie war ihr fremd, und ohne den Befehl ihres eisernen Willens hätte sie ihn ziehen lassen, zufrieden damit, ihren Scharfsinn bewiesen zu haben.

Er verlangsamte seine Schritte, um den Frauen Zeit zu lassen, sich an ihm satt zu sehen. Das Geflüster seines Namens hinter ihm und neben ihm betäubte ihn und war noch in seinem Ohr, als er oben in seiner Wohnung stand und im Spiegel suchte, ob das Lächeln richtig auf seinem Gesichte saß und ob der kurze, borstige Sommerschnurrbart ihn verschönerte.

Es klopfte.

Der Spiegel zeigte ihm im Rahmen der Türe seine Gattin. In diesem Augenblick hatte er es nicht nötig, Überraschung zu spielen. Die Überraschung warf sich auf ihn, verwirrte ihn, nahm ihm die Besinnung und machte ihn sprachlos.

„Ich habe dich aufgesucht, Richard," sagte Amelie. Sie konnte es sich nicht versagen, ihn sehen zu lassen, daß sie seine Bestürzung bemerkte und daß sie sich über ihn erhob, trotzdem sie als Bittende gekommen war. Es war ein wohlerworbener Triumph. „Ich habe dich aufgesucht," setzte sie fort, „um dich daran zu erinnern, daß du ein Kind daheim hast. Ich weiß, es wäre vergeblich, dich dazu zwingen zu wollen,

daß du zu mir zurückkehrst. Du weißt, daß mir das Gesetz ein Recht darauf gibt, von dir zu verlangen, mich als deine Gattin zu behandeln. Aber ich will keinen Zwang. Du sollst einsehen, daß du dich deiner Pflicht nicht entziehen darfst. Es soll alles noch gut werden."

Man ist nicht umsonst zehn Jahre bei der Bühne, wo die plötzlichen Unfälle, das Versprechen, die Verspätung Auftretender, die Bosheiten der Versatzstücke Geistesgegenwart erfordern. Richard hatte sich rasch gefaßt: „Du bist gekommen, um mich wieder einzufangen. Ich soll also wieder ins Joch. Aber eher . . ."

„Nein — ich will dich nicht zu mir zurückholen. Du sollst mich bei dir aufnehmen. Sei gewiß, daß ich mich dir nicht aufdrängen würde, aber ich tue es wegen meines Kindes. Du wirst dich auch über mich nicht zu beklagen haben, du kannst deinen Neigungen folgen wie früher, ohne daß ich dich hindern werde."

Richard hatte es dem dritten englischen König seines Namens nachtun wollen. Aber die Grimasse der Unbarmherzigkeit wollte ihm nicht gelingen, als er die blasse Frau vor sich sah, deren Augen von vielen trostlosen Stunden verstört waren. Sein bewegliches Schauspielerkinn wollte nicht gehorchen, und die Brauen zogen sich nicht genügend zusammen. Als er sich über seinen Zustand klar zu werden suchte, entschleierte sich sein Unbehagen als Mitleid. An der Spitze von Richards Weltanschauung stand das eigene Behagen. Und dieses war durch die Erscheinung seiner Frau gestört. Ohne daran zu denken, daß er dadurch das Behagen der Zukunft gefährdete, suchte er die Qual des Augenblicks zu beseitigen. „Ich wäre ganz gerne, ich wäre gerne bereit . . . wenn sich eine Möglichkeit bieten würde . . ." Er stotterte, fuhr sich mit der Hand ins Haar, griff dann in die Falten des roten Fenstervorhanges und bat endlich seine Frau, einen Stuhl zu nehmen.

Lautlos sank Amelie in ein Fauteuil, dessen zersessene Federn unter ihr nachgaben, während Richard im Zimmer auf und ab ging, murmelte, stehen blieb, beim Fenster hinaussah, bis er sich endlich rasch umwandte. „Es geht nicht," sagte er und sah neben Amelie vorbei auf den Finanzwachoberinspektor, dessen Bild hinter ihr an der Wand hing.

„Was soll ich denn tun? Ich kann nichts als Theaterspielen. Und das will man, wie es scheint, nicht mehr von mir."

„Aber, es ist unmöglich, sag' ich dir, denn ich . . . ich wohne hier schon mit einer andern Frau zusammen." Richards Verlegenheit sehnte eine Patronin herbei, so inbrünstig, wie die Schiffer im Sturme ihre Heiligen anrufen. Und als ob die Beschwörung die Kraft eines starken Rufes gehabt hätte, ging die Tür auf, und die Remartini trat ein. „Ach, Sie sind da?" sagte sie, und, ohne besondere Erregung zu zeigen, begann sie, es sich bequem zu machen, als wolle sie vom ersten Augenblick an ihr Recht auf dieses Heim beweisen. „Sie sind ihm nachgelaufen?"

„Es ist selbstverständlich, da er seiner Pflicht entlaufen ist."

„Und Sie sind armselig genug, auf einer Pflicht zu bestehen, deren Erfüllung ihm eine unerträgliche Last ist. Er geht an dieser Pflicht zugrunde. Was wollen Sie eigentlich von ihm?"

„Er soll nicht vergessen, daß er ein Kind hat!"

„Sie haben alles getan, ihm das früher so nachdrücklich einzuprägen, daß es ihm zum Überdruß wurde. Zum Überdruß, meine Liebe. Aber Sie sehen so schlecht aus; darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?" Sie machte sich daran, die Teemaschine zu beschicken. Als gründliche Kennerin der männlichen Seele — sie hatte keine Mühe gescheut, sich einen Schatz von Erfahrungen zu erwerben — hatte sie seine Aufmerksamkeit auf einen Punkt gelenkt, wo sie alles für sich hatte. Sie zwang ihn zur Vergleichung. Während sie, um den Tee zu bereiten, hin- und herging, mit dem schwebenden Schritt und den leicht flatternden Armbewegungen, deren sie sich auf der Bühne bediente, wenn sie Begierden erregen wollte, saß Amelie zusammengesunken, blaß, verzweifelt, so lächerlich tief in ihrem weichen Fauteuil. Während sie paradiesisches Glänzen machte, glich Amelie einem Aschenrest. Sie war der Aufschwung und Amelie der Niedergang. Und es war nicht daran zu zweifeln, daß sie jetzt das schönere Weib war. Richard folgte genau dem Zug der Fäden. Er verglich und kam zu dem Ergebnis, das ihm seinen Mut zurückgab. Als die Remartini den Spiritus entzündete, fügte sie zu ihrem siegreichen Bild noch den Zug der Großmut. „Übrigens wird er sich Ihrer annehmen; nicht wahr, Richard? Er wird Ihnen einen Teil seiner Gage zuweisen; nicht wahr, Richard? Mein Gott, viel kann es ja nicht sein, aber genug, daß Sie davon leben können, wenn Sie sparsam sind."

Amelie tastete nach der Säule ihres Stolzes. Aber sie griff ins Leere, erhob sich taumelnd und dankte. Sie dankte für dieses Geschenk und nahm es an.

„Wollen Sie nicht warten, bis der Tee fertig wird?"

Amelie lehnte ab und ging. Die nächsten Stunden verflossen ihr wie im leeren Raum, in dem alle Sinne außer Tätigkeit gesetzt sind. Erst als der kleine Richard vom Arm der Nachbarin nach ihr strebte, kam das Gefühl des Lebens zurück.

„Er ist ein Elender," sagte die Nachbarin, „er war nicht wert, Sie ansehen zu dürfen. Lassen Sie ihn laufen." Die Nachrichten, mit denen die brave Frau sie aus ihrer Starrheit zu erwecken suchte, fielen wie in einen Brunnen, der so tief ist, daß er selbst den Schall zurückbehält. „Man sagt, daß er zu viel Geld für seine Verhältnisse ausgegeben hat." Ohne zu wissen, ob es am Platze war, zeigte Amelie ein Lächeln und versuchte die Nachbarin mit einer Frage zu erfreuen. „Ich habe es ja eben gesagt: Jelinek! Er hat sich heute morgens erschossen, weil man

darauf gekommen ist, daß er defraudiert hat." Amelie zuckte die Achseln und ließ auch diese Nachricht in den Abgrund gleiten. Dann war auch ein junger Mann da gewesen und hatte Amelie sprechen wollen. Die Nachbarin hatte ihm die neue Adresse angegeben, und er war mit einem Dank fortgegangen, ohne zu verraten, was er von Amelie wollte.

Am nächsten Tage benutzte der junge Mann die neue Adresse. Er trat nach einem schüchternen Klopfen ein. „Ich weiß nicht, ob sich gnädige Frau noch erinnern."

Ach ja, sie erinnerte sich! Hatte er sie nicht einmal um ein Albumblatt gebeten und ihr ein Gedicht gewidmet?

Mit dem Morgenrot des Glückes auf dem Gesicht legte er ein schmales Buch auf den Tisch: „Gewiß! Damals war ich noch in der Zwangsarbeitsanstalt — ich meine, im Gymnasium. Aber nun bin ich ein freier Mann. Im Mai habe ich maturiert, und vorgestern sind meine ersten Gedichte erschienen." Über dem roten Einband zitterten seine Finger. „Ich bringe sie Ihnen. Denn in gewissem Sinne . . . in gewissem Sinne sind ja gnädige Frau mitschuldig!"

Amelies Lächeln war so schmerzlich, so ganz aus einer fremden Welt, daß der junge Dichter die Fassung und den Faden verlor und etwas sagte, was in seinem Konzept erst an einer viel späteren Stelle stand: „Denn Sie waren mein Ideal . . . Sie sind . . ."

„Bleiben Sie bei dem ‚waren', junger Freund . . ."

„Ich habe trotz meiner Jugend schon viele Ideale verloren, aber Sie . . ."

„Legen Sie dies zu den übrigen. Wir Schauspielerinnen . . ."

Sie wollte etwas über Schauspielerinnen sagen, aber als sie sah, welche Verwirrung sie angerichtet hatte, schwieg sie. Sie sah die Wandlung der Elemente in ihm, sie sah, wie er sehend wurde, wie das dünne Gewebe eines Vorhangs zerriß, und wie er inmitten der Geschmacklosigkeiten des möblierten Zimmers ein Schicksal begriff, an das er mit keinem Gedicht heranreichte und das alle Verklärungen von sich wies. Als er sich von ihrem Schweigen entlassen fühlte und aufstand, reichte sie ihm eine kühle Hand.

Sie trat an das Fenster und sah ihm nach, der mit gesenktem Kopf über die Straße ging wie einer, der von einem Begräbnis kommt. Dann wandte sie sich ihrem Kinde zu, das spielend die Decke vom Tisch herabgezerrt hatte und nun inmitten der Falten saß, indem es mit unbeholfenen weichen Händen das schmale, rote Buch mit Gedichten an die Vergangenheit seiner Mutter zu umspannen versuchte.

Aphorismen über historische Dichtung.

Von

Oscar Levertin †.

Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen
von Francis Maro.

Welche drollige Überhebung des Augenblicks ist nicht bei jenen zu finden, die stets das letzte Evangelium des Tages predigen und seinen letzten Heiligen anbeten! Könnte man ihnen Glauben schenken, so müßte jede Epoche sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, um ihre Menschen, ihre Fragen, ihre Bücher und Kunstwerke. Das ist das Lebendige, sagen sie, all das andere ist tot und dahin, und die Leute, die darauf beharren, sich mit Männern und Gedanken aus der Vergangenheit zu befassen, nennen sie mit überlegenem Achselzucken „Historiker" und meinen damit eine Berufskaste, so etwa zwischen Totengräber und Leichenplünderer. Sie glauben, daß auch auf geistigem Gebiet das naive Wort des Homer buchstäblich Geltung habe, daß ein lebender Taglöhner besser sei als ein toter Achilles, und ein Gedicht von einem lebenden Fuhrmann ist für sie wertvoller als von einem toten Cäsar. „Von mir sollst du malen, dichten und träumen", ruft der moderne Prophet, „und nicht von Schatten aus der Vergangenheit, denn ich lebe." Das tut die Fliege auch, die mir um die Ohren summt, aber ist sie darum interessanter und suggestiver als der tote Schmetterling aus den Tropen mit dem seltsamen Farbenmuster, den mir der Zoologe in seiner Lade zeigt? Was lebt eigentlich? Wenn ich einmal im Tage an den Großhändler im Hause gegenüber denke und zehnmal im Tage an Dante, welcher von ihnen ist für mich der Lebende? Ließe sich eine Statistik der menschlichen Vorstellungen zu-

sammenstellen, so würde es sich zeigen, daß ein gebildetes Hirn mit einem Vorstellungsmaterial arbeitet, bei dem das Vergangene ein ungeheures Übergewicht über das Gegenwärtige hat. Anekdoten und Symbole, Namen und Begriffe, Ideen und Gestalten, all das, mit dessen Hilfe die Seele die Eindrücke der Außenwelt kontrolliert und vergleicht, klassifiziert und versteht, ist das unermeßliche Erbe der Toten, und verglichen mit diesem Reichtum scheint der Gewinn des eigenen Lebens arm wie der Obolus an Charon. Der Fötus macht im Ei das Entwicklungsleben alles Lebendigen durch, und das Individuum ist das lebende Resumé des Augenblicks von der Vergangenheit. Dieser Augenblick gerade jetzt, wo die Regentropfen in den Fliedertrauben das süß verhauchende Licht des Sommerabends spiegeln, hat für den Denker und Dichter dieselbe Bedeutung und Wirklichkeit, wie der, von dem er in der nächsten Sekunde träumt, wenn auch dann der Traum einem Sommerabend vor tausend Jahren in einer Stadt gilt, deren Namen eine in der Luft zerstobene glitzernde Blase ist und deren Ruinen von der Erdoberfläche verschwunden sind. Nichts kann meine Seele hindern, auf einem Spaziergang im Bellmanspark des Tiergartens durch irgend welche Ideenassoziationen an die hängenden Gärten der Semiramis zu denken; und in dem Augenblick, in dem meine Phantasie ihren Kaktus und ihre Aloe um die Wette mit den Edelsteinen in dem Reif um die bleiche Stirn der Königin blühen und glühen sieht, hat dieser Liebesgarten des Morgenlands dieselbe Realität wie die Bellmanlandschaft rings um mich. Das hat auch der große moderne Begründer und noch unübertroffene Meister der Wirklichkeitsdichtung, Gustave Flaubert, eingesehen, — er war nämlich ein Denker —, und er dichtete mit derselben Stärke und Methode von zwei Schwestern, zwischen deren Dasein Hunderte von Jahrhunderten verflossen waren, Frau Emma Bovary und Salammbo. Beide haben am gleichen Ort gelebt — in den Gedanken des Schöpfers.

Unsere Zeit pflegt sich damit zu brüsten, daß es für sie keine Entfernungen gibt. Der Dampf und die Elektrizität haben Weltmeere und Kontinente klein gemacht. Du, Gegenwartsprophet, erwartest jeden Augenblick den lenkbaren Luftballon, in dem du die Räume durchmessen willst, aber die Phantasie des Dichters willst du zum „Ballon captif“ seiner Umgebung und seiner Mitwelt machen. Doch sein Luftschiff hält niemand auf. Es segelt durch alle Zeiten. Der Dichter ist nicht dein und des Tages dienstpflichtiger Reporter.

— — — — — — — — — —

Ein moderner Maler, wenn ich mich nicht irre, Alfred Stevens, hat eines Tages die ungereimte, aber bezeichnende Äußerung gemacht, daß die Nachwelt mehr Freude an einem mittelmäßigen Künstler haben wird, der seine Zeitgenossen gemalt hat, als an einem großen, der eine Zeit malte, die er nie gesehen hat. Die Äußerung spricht nicht sehr

vorteilhaft für das logische Talent des geschätzten Künstlers. Denn die Ursache, daß ein Künstler oder ein Dichter einen Stoff aus der Vergangenheit wählt, ist ja in den guten Fällen — und natürlich kann nur von ihnen die Rede sein, denn schlechte historische Kunst verteidigt niemand, ebenso wenig wie andere schlechte Kunst — gerade die, daß er ihn „gesehen hat", d. h. mit seinem inneren Auge.

Stevens sah von der Welt nur die Pariserinnen des dritten Kaiserreichs, eine Weltauffassung so gut wie manche andere, aber auch nicht besser und nicht für alle hinreichend. Es gibt Phantasien, die über die Krinoline hinausgehen. Es gibt Phantasien, die mit Nymphen, Hexen, Engeln und Sibyllen umgehen, die hieratische Isispriesterinnen sehen, mit starr gefalteten Schleiern, schön gegürtete hellenische Jungfrauen, Trauben und Opferkränze tragend, keltische Feen mit langem feuchtem Haar und veilchenblauen Augen, kühl und rein wie die Quellen, die sie hüten, und die Grotten, die sie bewohnen, nordische Märchenprinzessinnen in Goldkrone, Flachshaar und Holzschuhen. All das und ähnliches gehört Zeiten an, „die man nicht gesehen hat", sollte es darum nicht gemalt, nicht gedichtet, nicht in Musik gesetzt werden? Michel Angelo ist bekanntlich so weit gegangen, den darzustellen, der die unsichtbare und historische Persönlichkeit par préférence ist — unseren Herrgott. Ich weiß nicht, wie Alfred Stevens darüber dachte. Wahrscheinlich wünschte er, daß Jehova eigentlich ein Porträt eines Zeitgenossen Michel Angelos sei, eines, mit dem der große Künstler bei der Chiantiflasche in seiner händelsüchtigen Weise gewettert hat.

Wer in einer der großen Gemäldegalerien die verschiedenen Säle durchwandert hat, hat vielleicht dasselbe Gefühl empfunden wie ich, ein seltsam leichtes und wohliges Gefühl, daß Zeit und Raum verschwunden sind. Man wandert von Bild zu Bild und von Jahrhundert zu Jahrhundert, von der Wirklichkeit tief in die Legende, und von der nackten, göttlich-frechen Erotik der Mythologie zurück zu den Kleidern, der Anständigkeit, den Märkten, Gassen und Alltagszimmern. Diese schrankenlose Freiheit ist ein Fest für die Phantasie, die so selten Platz hat, ihre Schwingen zu regen. Im täglichen Leben bin ich als Knecht der Mitwelt und des Augenblicks einregistriert und muß ihre Kravatten, Ideen, Stimmzettel, Begeisterung und Hoffnungen tragen. Aber es könnte ja sein, daß mein Gedanke sich nach etwas ganz anderem sehnte — darnach, mit den Eingeweihten durch die Olivenwälder nach Eleusis zu wandern, oder mit dem Spaten und dem Andachtsbuch den kühlen Morgenfrieden im Garten des Bergklosters zu empfinden. Die Dichtung und die Kunst lösen die Leibeigenschaft, die uns an den Raum fesselt. Die Schranken fallen. Ich bin Weltbürger, ich habe Verwandte im Orient, ich habe Freunde und Lehrer in der Antike. Eine Venezianerin, die den prächtigen, abenddunklen Kopf in die zarte Hand gestützt dasitzt und dem

Abend lauscht, erhebt sich mit einem großen Blick und öffnet mir das Gitter. Die Dichtung, die Kunst entführen mich mit ihrem Flugmantel.

Doch — wendet vielleicht jemand ein — das ist eine Verteidigung der Phantasiekunst im allgemeinen. Stevens wollte vielleicht nicht absolut alles Malen (eventuell Dichten) von Zeiten, „die man nicht gesehen hat", verwerfen. Aber auch im buchstäblichen Sinn hält seine Theorie nicht stand. „Die Nachwelt wird einen mittelmäßigen Maler, der seine Mitwelt schildert, mehr genießen, als einen größeren, der das malt, was er nie gesehen hat." Gut! Vor uns hängen zwei Bilder flamländischer Meister. Das eine ist eine Amazonenschlacht von Rubens, das andere ein Sittenbild von Chr. Jakob van der Lamen, Jeroom Jansen oder irgend einem anderen Gesellschaftsmaler des flamländischen Barocks. Man fragt sich: Haben diese letzteren Zeitschilderungen wirklich eine einzige Seite, die interessanter sein kann als Rubens' von glühendem Leben getragenes Phantasiebild aus der alten Welt? Ja, möglicherweise eine einzige, wenn Stevens das meint, die rein zeitillustratorische. Auf den Bildern dieser Gesellschaftsmaler sieht man ganz genau die Haartracht und den Schnitt der steifen Damenröcke mit den leuchtenden und kalten Farben um 1650. Ja, mehr als das, diese Bilder geben wohl eine Zeitstimmung, die man sonst nirgends findet. Eine Stimmung von üppigem Müßiggang, versteckter Bigotterie und starrer Sinnlichkeit gibt diesem Kreis von Männern und Frauen, die in sonnigen Kolonnaden mit schwerer Grandezza umherstolzieren, das Gepräge. All dies ist ja interessant, aber weit eher historisch als künstlerisch. Der Kulturhistoriker kann „von diesen mittelmäßigen Malern, die darstellen, was sie gesehen haben", lernen. Die großen Künstler schweben über den Zeiten. Nicht so, daß sie nicht ihre besten Söhne wären, aber ihre Menschlichkeit ist so tief, ihre Persönlichkeiten sind so stark, ihr Schönheitsgefühl ist so strahlend, daß sie zu allen Geschlechtern sprechen, und für ihre schöpferische Phantasie gibt es keine scharfen Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Geschichte und Realität, Vergangenheit und Gegenwart. Aber die kleinen Talente, die illustrieren kleine Momente, die sind die wirklichen „Historienmaler", die die Kostümschilderer, die Sittenschilderer, die Anekdotenerzähler immer zurate ziehen müssen. Sie zeigen, wie man sich kleidete und coiffierte, im besten Falle, wie man anno domini in diesem oder jenem Frühling lebte und dachte.

Es zeigt sich, daß Alfred Stevens' Satz bei näherer Betrachtung nur die einfache Wahrheit enthält, daß schlechte Historienmalerei langweilig ist, schlechte Gegenwartsschilderung gleichfalls, doch mit dem Vorzug des historischen Werts. Der Künstler, der die Sache der reinen Kunst verfechten wollte, wird also unbewußt der Fürsprecher der Richtung, die er angreift . . . Ein anderer Gesichtswinkel, aus dem die Frage der Berechtigung der historischen Dichtung mit Vorteil beleuchtet werden

kann, ist das Verhältnis zur Wissenschaft. Das klassische Aktenstück, dessen Argumente in allen späteren Diskussionen über die Frage wieder auftauchen, ist hier Manzonis berühmte Abhandlung „Del romanzo storico". Manzoni, der ja selbst eins der talentvollsten Werke der historischen Novellistik geschrieben hat, hat in dieser kritischen Untersuchung scharfsinnig die Kardinalpunkte des Problems der historischen Dichtung hervorgehoben. Sehr richtig zeigt er zuerst, warum es für den Dichter immer eine Lockung sein wird, einen historischen (oder sagenhaften, aber in der Überlieferung lebenden) Stoff zu behandeln. Ein solcher Stoff hat nämlich seinen ersten ursprünglichen Charakter des Rohmaterials verloren und jene erste Gestaltung erfahren, die die Arbeit des Künstlers bequemer macht. Eine Menge Erklärungen und Darlegungen, die Zeit und Raum in Anspruch nehmen würden, sind hier schon im vorhinein erledigt. Wie der Künstler sich zu dem in den Büchern und Gemütern lebenden Bild stellt, in Einklang oder in Opposition, immer kann er eine Menge Voraussetzungen als bekannt voraussetzen und ohne weiteres auf den von der Tradition gebildeten Ideenassoziationen spielen. Schon der Name der bekannten Persönlichkeiten gibt einen Ruck, der die Phantasie in eine poetische Welt emporhebt. Man nenne sich nur selbst die Namen Kleopatra, Mahomet oder Napoleon. Unabhängig von der Ausführung bietet der Gegenstand zugleich Distanzwirkung und Nähe, zugleich wohlbekannte Staffage und in das Unbekannte verschwindende Fernen.

Von derselben Art ist der Vorzug des historischen Motivs für den genießenden Teil, den Leser. Die historischen Persönlichkeiten sind nämlich zugleich so viel und so wenig bekannt, daß sie zu erneutem Verkehr locken. Um das Bild fortzuführen, kann man sie mit interessanten Bekanntschaften vergleichen, in deren Intimität man niemals gelangt ist, aber die gerade darum stets aufs neue locken und anziehen. Über unsere Nächsten, über die Herzen, deren Schrift wir schon von A bis Z dechiffriert haben, denken wir ja weiter nicht nach. Die Wesen mit dem Schein des Unerklärten auf dem Antlitz und den Geheimnissen des Ungedeuteten in den Augen reizen und beschäftigen unsere Phantasie. Darum lesen wir so gerne von den bekannten und unbekannten Fremdlingen der Geschichte.

Aber nicht nur dies allein. Die Gestalten der Geschichte stehen in der allgemeinen Auffassung immer mehr oder weniger isoliert da, gleichsam von unsichtbaren Kreisen umgeben und ohne greifbaren Zusammenhang mit uns selbst. Wir ahnen wohl — ich spreche hier im Namen der breiten großen Lesewelt — daß es Bande gibt, die unser Leben mit dem ihren verknüpfen, aber wir sehen selten die Fäden, die Entfernung ist so groß, die Dimensionen so verschieden, der Unterschied zwischen dem Waldbrand, der einen ganzen Landstrich für Jahrhunderte verheert, und dem kleinen Schadenfeuer, das ein Heim und ein Glück einäschert, so

unermeßlich. Wenn darum der Historiker sich einmal herbeiläßt, uns das Wachstum der Weltereignisse aus gewöhnlichen Schwächen und Begierden zu zeigen, die Ableitung der Katastrophen aus allgemeinen Interessestreitigkeiten, lächeln wir überrascht und wiedererkennend. Also auch die Größten haben im Innersten jenes Spiel der Kräfte und Triebe gehabt, das wir alle kennen; auch in großen Konflikten dieses klein Menschliche. Mit einem Male wird das Vergangene von dem Sonnenlicht unserer eigenen Erfahrung beleuchtet — und aus fernen Jahrhunderten und längst von Gras überwachsenen Gräbern spricht unseres eigenen Lebens lebendige Sprache.

Die große Menge, die keine historische Spezialforschung treiben kann, wird sich darum mit Vorliebe der historischen Novellistik zuwenden. Fein sagt Manzoni: Die Geschichtsforschung ist die geographische Karte, wo die vornehmsten Ereignisse der Natur und des sozialen Lebens auf einem weitgestreckten Gebiet eingegraben sind; die historische Dichtung ist die topographische Karte, wo das kleinste Flüßchen und Dörfchen aufgenommen ist und durch deren Orte wir als Fußgeher auf einer Wanderung spazieren gehen. Die Dichtung umgibt den historischen Verlauf mit ihrer Atmosphäre, vermenschlicht die Ereignisse, individualisiert die Gesichter, webt um das Ganze das unverwüstliche, leicht kenntliche Gewebe der ewigen Lebenserfahrungen und Ereignisse.

Aber diese Vorzüge können nach Manzoni nicht viel nützen, da alle historische Dichtung einen unversöhnlichen Zwiespalt in sich trägt — den Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Dichtung, zwischen dem dokumentarisch Wahren und dem bloß Erfundenen, zwischen „**il vero positivo**“ und „**le cose inventate**“. Aus zwei unvereinbaren Metallen ist so nach Manzoni die historische Dichtung zusammengeschweißt, und je größer die historische Bildung und ihr Anspruch auf Wahrheit wird, desto mangelhafter und unmöglicher die Zusammenlötung von Wirklichkeit und Fiktion.

Sicherlich hat Manzoni hier den empfindlichsten Punkt dieser Dichtungsart berührt. Es mag sogar im ersten Augenblick den Anschein haben, als hätte er eine unlösliche Antinomie nachgewiesen: auf einer Seite die Wissenschaft, deren stets gesteigerte Anforderungen keine Verletzung der Gesetze der historischen Wissenschaft zulassen und zu einer Pedanterie der Akkuratesse treiben, die das Leben der Phantasie unterbinden muß; und andererseits das Freiheitsbedürfnis der Dichtung, die Subjektivität der Phantasie, das persönliche Recht des Poeten. Aber eine nähere Untersuchung des Problems dürfte doch zeigen, daß der Zwiespalt, von dem hier die Rede ist, nur für eine verschwindende Minorität, eine **quantité négligeable** von Lesern absolut geltende Kraft hat, sowie, daß er gar nicht so besonders charakteristisch für die historische Dichtung ist, sondern zu jenen Gegensätzen gehört, die das Einheitsstreben der Kunst überall zu überwinden hat.

Es ist wahr, daß das historische Wissen im letzten Jahrhundert ungeheuer angewachsen ist. Aber der Zuwachs hat sich bei der Wissenschaft und den Laien, den Spezialisten und dem Publikum in gleicher Proportion vollzogen. Wenn heute dank historischer Bücher, Bildwerke, Museen und Ausstellungen jedweder ehrsame Großhändler in gewissem Maße Fachmann in bezug auf die Beinkleider der Renaissance sein und Ansichten über Tiberius' Charakter haben kann, wenn jedes kleine Fräulein weiß, ob Cäcilia Wasa „tugendhaft oder das Gegenteil" war, so hat dafür auch der, der sich jetzt ernst in eine Epoche vertiefen will, heute auch Möglichkeiten wie nie zuvor. Man müßte taub und blind sein, um nicht den Hauch des Lebens zu spüren, der in unseren Tagen die historische Forschung durchweht — bei ihren guten Repräsentanten natürlich: konsequent, mit einem Material wie nie zuvor, strebt sie im Grunde genau dasselbe an wie die historische Dichtung: die Wiederauferstehung des Verflossenen. Darum ist es freilich wahr, daß der historische Novellist früh aufstehen muß, wenn er den reinen Historiker befriedigen soll. Dem Geschichtsschreiber romantisierte Geschichte zu bieten ist so, als wollte man Bäckerskindern mit Kuchen aufwarten. Aber Novellistik und Dichtung werden nicht für Spezialisten geschrieben. Denn im Verhältnis zu ihnen wird der Poet immer in bezug auf das rein Faktische den kürzeren ziehen. Aber das gilt auch ebensowohl von der Gegenwartsschilderung. Ein Börsenmann wird sicherlich überlegen über die Darstellung des Geldkrieges und seiner Manöver in „L'Argent" lächeln, ein Stationschef zweifellos, was die Eisenbahnverhältnisse in „La bête humaine" betrifft, Zola auf die Finger klopfen können — trotz aller Mühe, die sich der große Werkmeister des Naturalismus gab, seine Stoffe gründlich kennen zu lernen. Einen Kampf mit dem sachlichen Material, einen Kampf, um den konkreten Stoff zu meistern, hat jeder Künstler zu bestehen, und mir scheint hier auch kein Unterschied zwischen dem historischen Dichter und jedem anderen zu sein, der sich nicht an reine Lyrik und Phantasiespiel hält. Aber so wie es sich gezeigt hat, daß die Dichtung in unseren Tagen imstande war, ein größeres Quantum Wirklichkeitsinhalt zu absorbieren als je zuvor, kann sie natürlich auch eine stärkere Masse von historischen Fakten und Dokumenten schmelzen und umsetzen.

Aber vielleicht liegt doch die Lösung des Problems in einer andern Richtung. Es sieht nämlich aus, als ob der absolute Unterschied zwischen historischer Wissenschaft und Dichtung dasselbe Schicksal finden sollte, wie so viel anderes Absolute in unseren Tagen, nämlich als eine Chineserei befunden zu werden, die fallen muß. Es sieht aus, als ob diese beiden Arten schöpferischer Tätigkeit, weit davon entfernt, parallele Linien zu sein, Kurven werden sollten, die sich einander nähern. Der Aberglaube an die Geschichte als objektives Wissen ist dahin. Sobald der Historiker sein Aktenstück verläßt, die Beschreibung des einzelnen Falles,

die Texte und den Zusammenhang der Texte, nähert er sich nämlich mehr und mehr dem Dichter. Er dichtet, wenn er zwei Fakten kombiniert, er dichtet noch mehr, wenn er Motive und Psychologie darstellt, und am allermeisten, wenn er allgemeine Charakteristiken von Menschen und Ereignissen entwirft. Es gibt keine Wissenschaft über einzelne Individuen, und einzelne Individuen sind alle Protagonisten der Geschichte. Die Schilderungen derselben sind mehr oder weniger Poesie, wenn auch freilich oft verstaubte oder schlechte Poesie. Darum herrscht auch in der Geschichte eine Art ewigen Auf- und Abschreibens. Ihre Gestalten stehen in der historischen Wertschätzung niemals al pari, sondern steigen und fallen wie Spekulationspapiere. Nicht nur verändern erweiterte Kenntnisse oft gänzlich das Bild von Helden und Epochen. Noch mehr ändert sich die Art des Sehens. Die Leidenschaften des Tages, Sympathien und Antipathien sind die gefärbten Gläser, durch die auch der Geschichtsschreiber eine vergangene Welt sieht, und er kann seiner Subjektivität ebensowenig entrinnen wie seinem Schatten. Lange habe ich Beiträge zu einem Werk über die Cäsar- und Brutusdarstellungen in allen Zeiten gesammelt, denn ein solches Werk kann sicherlich als ein geistiges Barometer den Wechsel einer ganzen Reihe sozialer Ideen von Jahrhundert zu Jahrhundert zeigen: den zwischen absolutistischer Ehrfurcht und demokratischem Pathos, zwischen dem Glauben an das große Individuum und dem Glauben an die staatliche Doktrin und so weiter. Der Unterschied zwischen dem Historiker und dem Dichter ist nur folgender. Der Historiker kann ausdrücklich darauf aufmerksam machen, wann er dichtet (supponiert), und er kann mehrere Auffassungen nebeneinander entwickeln und diskutieren, während der Poet, der seinen Klienten mitreißen soll, ein parti pris einnehmen und einen Gesichtspunkt wählen muß. Doch auch dieser Unterschied ist nur ein gradueller. Letzten Endes will auch der Historiker das „Bild" dessen geben, was er studiert hat, und dann dichtet er — so gut er eben kann. Oftmals, das muß gesagt werden, in größerem Stile als der Romanschriftsteller, weil die Wissenschaften heutzutage im allgemeinen einen großen Teil der besten Köpfe an sich ziehen und weil die wissenschaftliche Art der Dichtung besonders darnach angetan ist, den Charakter der Zeit zu befriedigen. Mommsens Cäsardichtung kann gerechterweise Nietzsches Übermenschendichtung an die Seite gestellt werden, und andererseits steht Mérimées Roman aus der Zeit der Bartolomäusnacht auf derselben Höhe wie die besten historischen Bücher über das Valois-Zeitalter. Wie sich so viele andere Wissenschaften heutzutage einander genähert und auf ihren Grenzgebieten neue Wissenszweige geschaffen haben, scheinen auch die Geschichtsforschung und die historische Dichtung die Tendenz zu zeigen, miteinander zu verschmelzen. Clio war eine hellenische Sangesgöttin und Thukydides ein historischer Novellist mit der psychologischen Kunst eines Charakterschilderers und seiner sinn-

reichen Hervorhebung der Kausalität in den Ereignissen und Gemütern. Warum sollten nicht Geschichte und Dichtung noch einmal die Ringe wechseln und in glücklicher Ehe leben?

— — — — — — — — — —

In der primitiven Poesie ist alles Geschichte: Schöpfungsgeschichte, Göttergeschichte, Helden- und Sagengeschichte. Die Genesis und Homer, Roland und die Nibelungen, über ihnen allen ruht die Weihe und der Ruhm einer uralten Vergangenheit. Das Erbe vergangener Zeitalter, die Sage und die Weisheit toter Geschlechter, der zahllose Chor verstummter Stimmen klingt mit seiner gewaltigen, vielstimmigen Musik durch Dichtungen wie diese und erfüllt sie mit der Unendlichkeit des Vergangenen. Schon die genealogische Begeisterung aller ursprünglichen Poesie, die über der Waffentat und dem Abenteuer des Sohnes gerne den Glanz der Gestalt und der Heldentaten des Vaters sieht, die in aufsteigender Linie nach rückwärts dichtet, Namen an Namen heftend, gleichsam um die Kette der Geschlechtssage so weit als möglich zurück an Entstehung, Chaos und Weltgestaltung zu knüpfen, spricht deutlich genug von dem Bedürfnis dieser kollektiven Dichtungswelt nach Historie. In der bewußten und individuellen Dichtkunst hat die Geschichte gleichfalls beständig bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den ausgesprochen wichtigsten Stoffkreis geliefert. Die Beispiele sind ja in aller Gedächtnis. Es ist überflüssig, daran zu erinnern, daß das ganze ernste Drama, das Trauerspiel, in dem die Menschheit doch ihre tiefsten und größten Abrechnungen mit dem Dasein und sich selbst gehalten hat, regelmäßig historisch gewesen ist, von Aeschylos bis zu Shakespeare, Viktor Hugo und Goethe, wie auch, daß die Freude am Fabulieren, die Romantik des Abenteuerhungers, die Erzählungskunst mit einem Worte, sich auch vorzugsweise an die Geschichte gehalten hat, als an die unerschöpfliche Fundgrube von Schicksalen und Verwicklungen.

Ein einziger Zug ist in all dieser im übrigen unvereinbaren und unermeßlichen Literatur konstant — nämlich daß das Verflossene doch niemals das Gegenwärtige verwischt, daß die alten Namen und Gewänder doch mehr oder weniger deutlich die Menschen aus der eigenen Zeit des Dichters maskieren. Das von Schicksalshand verwirrte blutige Gespinst der altgriechischen Sage mit ihrer primitiven Wildheit und dämonischen Unerklärlichkeit verwandelt ja schon Sophokles in einen feinen und veredelten Stoff mit innerem menschlichen Zusammenhang. Die in voller Blüte stehende melancholische Milde und gereifte Lebensweisheit Hellas' deutet schon bei ihm die Mythe nach seinem „Ethos“, während sie bei Euripides beinahe gesprengt wird von der leidenschaftlichen Dialektik einer Umsturzgeneration von Raisonneuren und Suchenden, die alle Werte umgestalten, alle Begriffe umprägen. Aber dies und ähnliches ist viel hundertmal gesagt worden. Es ist überflüssig, das Angelsächsisch-lym-

phatische bei Shakespeares Römern nachzuweisen oder die krankhaft deklamatorische Mondscheinromantik aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bei Hugos im sechzehnten Jahrhundert lebenden Banditen. Es ist wahr, daß die historische Dichtung später unter dem Eindruck der Wissenschaftlichkeit und Wahrheitsliebe der Zeit ernster betrieben worden ist, mit einer tieferen Objektivität, aber wer kann sich selbst entgehen? In großen altnordischen Schauspielen haben Ibsen und Björnson in den Gestalten von Jarls und Königen von sich selbst und einander und ihrer Nebenbuhlerschaft um Norwegens Dichterkrone gesprochen. Nehme ich ein allbekanntes Buch eines Mannes, dem die Natur eine unleugbare Verwandtschaft mit der Zeit gegeben, die er schildert, Pierre Louys' Aphrodite, in der so viel von spätgriechischer Plastik und spätgriechischer Genußsucht liegt, so schimmert doch die Gegenwart durch. Während ich noch eben in dem lauen milchweißen Mondschein des Südens durch die Gassen Alexandrias wandele, glaube ich plötzlich vor einer der Ecken des Pantheon in Paris zu stehen. Der kalte elektrische blendende Schein, das Licht der Gegenwart schneidet mir in die Augen und an Stelle der spätgriechischen Hetären höre ich ein paar kleine Dämchen aus dem Café Harcourt.

Also während der Dichter von der Gegenwart fort will und sich an die Geschichte wendet, nimmt er — als der wandernde Philosoph ohne Heim, der er im Grunde ist — all das Seine mit, die Erfahrungen des Tages, die Gefühle der Stunde, den Blutstrom des Augenblicks. Es ist, als flüchte er eigentlich in die Vergangenheit, um dort sein Herz freier eröffnen und voller und deutlicher von seiner Zeit sprechen zu können. Sowie sich der Sänger sein Lied in die Tonart und die Lage transponiert, die ihm zusagt, nimmt der Dichter auch eine Übertragung seines Motivs vor, um es besser zu beherrschen. Natürlich ist das ein Umweg. Aber da er so oft gemacht wird, müssen es wohl zwingende Gründe sein, die dazu treiben. Einige derselben sind schon im Obenstehenden angedeutet. Ich habe z. B. einen naturwissenschaftlichen Grund, wenn man ihn so nennen kann, für die angeborene Liebe vieler Dichter zur Geschichte angedeutet, zu ihrer Lust, die Flamme auf aschebedecktem, längsterloschenem Herd von neuem zu entzünden. Ich schrieb: Jeder Mensch macht im Ei das Entwicklungsleben alles Lebenden durch, und der Mensch ist das lebendige Resumé der Gegenwart von der Vergangenheit. In den Adern jedes Menschen ist das Erbe zahlloser Geschlechter, jeder Mensch hat einen jener großen in die Sage zurückreichenden Stammbäume, die die Genealogen berühmten Männern zeichnen. Die meisten wissen wenig davon. Aber die Reflexion, die man nicht selten von sonst gar nicht überspannten Naturen machen hört: daß sie dies oder jenes schon einmal, in irgend einer mystischen Weise, in dieser oder in einer anderen Existenz gesehen oder durchlebt haben, ist wohl ein Ausdruck

für jenen Zusammenhang mit den Erfahrungen all dieses Vergangenen. Der Dichter, der in sich selbst hinab lauscht, kann darum in dem Pochen des Blutes die sehnsüchtige und verlangende Stimme von Rassen und Völkern hören. Den Widerhall von Jahrhunderten und Reichen hört er in sich selbst raunen, wie man in der Meeresmuschel das Brausen des ganzen Ozeans vernimmt. Es gibt wohl niemand, der Geschichte studiert hat und nicht plötzlich bei irgend einer Wendung oder Schilderung in einem alten Buche eine wunderliche Verwandtschaft, beinahe eine Identifikation gespürt hätte. Wie wunderbar, sagt man zu sich selbst, bin das nicht ich? Ich lese in den Bekenntnissen des heiligen Augustinus die Schilderung seines Jugendlebens, die typische Jugendgeschichte des schwermütigen Sensualisten. Ich lese, wie er als junger Rhetor das Seiltänzerspiel der Phrasen spielte, bis den Gedanken schwindelte und es schwarz vor dem Auge wurde, wie er in schmerzlicher Wollust schwere Tropfen vom Öl der Poesie in die verzehrende Sinnesglut seiner Brust goß, wie die Leere der Worte und die Leere der Sehnsucht ihn zu Tode hetzte, und alles scheint mir wohlbekannt, wie nur mein eigenes Unausgesprochenes und Verborgenes. Nach sechzehnhundert Jahren kann noch der schwermütige Sensualist darin, bis zum Gemisch der Erzählung von Leidenschaftlichkeit und kranker Süßigkeit, sich selber wiederfinden. Die Geschichte ist die scriptura continuata des Menschengeschlechts, die fortlaufende, nie unterbrochene Schrift mit den ewig wiederkehrenden Buchstaben. Wer weiß, wen man alles zu seinen Ahnen und Stammeltern zu zählen hat — Propheten, Courtisanen, Ritter, Nonnen, Narren, Bilderstürmer und Kanzlisten.

Aber wenn ein solcher unklarer historischer Atavismus mehr oder weniger eine Phantasieerklärung für das Spezielle ist, von dem hier die Rede ist, so geben ein paar einfache literarische Berufsgründe wirklicheren Aufschluß. Der Dienst, den die Geschichte der Dichtung und dem Dichter erweist, indem sie dem Stoff seine erste Vorbearbeitung und Dramatisierung gibt, ist schon im Anschluß an Manzoni erwähnt worden. Aber vielleicht wirkt ein anderer Umstand nicht weniger — das Gefühl, daß die Geschichte doch die ausgeprägtesten Exemplare bietet, die die Menschheit von den verschiedenen Sorten der Menschen besitzt, daß ihre Ereignisse doch die grellsten und deutlichsten Illustrationen all ihres Leiden- und Leidenschaftslebens sind. Man muß zum mindesten glauben, daß Nero der prachtvollste Typus des ästhetischen Dilettantismus ist, den eine große Dekadenzzeit hervorgebracht hat, so wie Luther der gewaltigste aller Vorkämpfer für ein subjektives Gottesverhältnis, der noch über germanische Erde gewandelt ist. Gleichzeitig mit Nero konnte es freilich Neronen mit ebenso großer perverser ästhetischer Eleganz geben und ebenso groteskem Selbstkultus, vereint mit ebenso geringen Dichtergaben, aber die Verhältnisse ließen alle Züge

des Cäsars sich in üppigerer Blüte entfalten, und umgekehrt gab es wohl kaum zugleich mit Luther irgend einen Anonymus, der stärker, reicher, tiefer das Bedürfnis nach einer persönlichen Gottesversöhnung empfunden hätte, denn dann würde ja eben dieser große Unbekannte und nicht Luther das Reformationswerk vollbracht haben. Darin liegt gar keine mystische Geschichtsphilosophie, sondern es werden im Gegenteil nur auf die Geschichtsentwicklung ganz einfach die naturwissenschaftlichen Sätze von der Auslese und dem Sieg der am besten ausgerüsteten Individuen im Existenzkampf angewendet. Die Geschichte verhält sich zum Privatleben wie ein kursiviertes Alphabet zu einem gewöhnlichen, und die Dichter werden sich oft versucht fühlen, das kursivierte zu wählen, denn sie werden, wenn sie historische Stoffe wählen, das doppelt starke Gefühl haben, sich mit etwas zu beschäftigen, das eine sicherere Wesentlichkeit hat als der einzelne Fall, den man dem Leben entlehnt, und dem sie in der Dichtung Bedeutung und Typik zu geben versuchen. Ich weiß nur zu wohl, daß dies vielen ästhetischen Theorien geradezu widerspricht, von der Aristoteles' an, nach der ja das Werk der Dichtung als selbstgewählt und kombiniert „philosophischer und allgemeingültiger" wäre, als das der gegebenen Wirklichkeit. Doch dies geht von einem Kultus des Begriffs und der Idee aus, über den unsere konkrete Zeit längst hinausgewachsen ist; und tatsächlich verhält es sich ja auch so, daß sich mit den historischen Gestalten nur eine Reihe symbolischer Figuren an Typik vergleichen können, so wie Prometheus, Ahasver und andere, und diese sind ja auch Produkte einer historischen Ausarbeitung und dann in gleicher Weise wie die historischen Gestalten von Dichtern frei rekonstruiert und umgestaltet.

Aber noch tiefer wirkend als diese vielleicht ganz unbewußte Anziehung der historischen Konkretion und Beweisbarkeit ist wohl das Bedürfnis nach Perspektive. Was zu nahe liegt, kann man nicht sehen und nicht schildern, und die historische Luftperspektive mit ihren freien Räumen gibt Äther unter den Schwingen und erquickt die Lungen des Dichters mit ihrem starken Bedürfnis nach geistigem Sauerstoff. Die Entfernung läßt Gestalten und Ereignisse ins Ungewöhnliche und Grandiose wachsen, und alle Mächte, die die Einbildung aus dem Gewöhnlichen herausreißen, sind Künstler. Der Tod ist selbst einer, ein starker, wenn auch bitterer Künstler, der einem Leben erst die Einheitlichkeit der Komposition gibt, den Rhythmus der großen Linien, und dem Kleinen Bedeutung und Inhalt verleiht. Dichtung ist Übertragung aus dem Alltäglichen, Umkleidung in das Festliche, Ortwechsel und Luftveränderung. Ihr Genuß ist der Genuß, Gestalt zu wechseln und doch zu fühlen, daß man derselbe bleibt, und wo bietet sich all dies so wie in der Geschichte? Die Gegenwart ist eine Brücke zwischen einem bekannten und einem unbekannten Kontinent. Zu dem Unbekannten will der Weg nicht gerne

führen, wir wissen zu wenig davon. Wie ohnmächtig die Phantasie ist, Schöpfungen aus dem Nichts hervorzubringen, dafür zeugt die ermüdende Einförmigkeit der literarischen Zukunftsbilder. Man sehe, wie nicht einmal ein Genie wie Anatole France in „La Pierre Blanche“ eine Zukunftsvision auch nur im geringsten lebendig zu machen vermag, während er unermüdlich reich ist, wenn es das Vergangene gilt. Kein Wunder, die Geschichte birgt ja das Erbe der ganzen Menschheit, die Summe ihrer Tugenden und Erfahrungen.

Im übrigen denken die Eiferer für das alleinige Recht der Gegenwart auf die Dichtung nicht daran, daß, wie splittermodern ein Stoff auch ist, er doch, wenn er zur Dichtung umgeschaffen wird, in gewissem Grade schon der „Geschichte“ angehört. Bevor der Dichter das Erlebnis bucht, gehört es schon dem Verflossenen an, und seine Silbernebel beginnen schon das zu umweben, was festgehalten und in die Dichtung gerettet werden soll. In gewissem Maße erklingt über aller Poesie das Glockengeläute der Vergangenheit. Gestern ist nicht heute, und heute wird gemeiniglich das aufgezeichnet, was gestern gefühlt und beobachtet wurde. Vor einem Jahre war viel in der Welt und im Schreibenden anders, und geht man fünf oder zehn Jahre in der Zeit zurück, als noch die Kleider und die Gesichter anders aussahen, dann sind wir schon an der Grenze des Historischen. Wer findet nicht, wenn er sich seiner Erlebnisse aus den Achtzigerjahren erinnert, daß es ist, als seien sie in einem anderen Leben geschehen, oder als würden sie in einem Buch beschrieben und zwar in einem Buch, das, ach, nicht immer von einem selbst verfaßt scheint. Gibt es nicht Erinnerungen, die für alle fremder, ferner, „historischer“ wirken als so manches, wovon wir heute in der Geschichte lesen? Gehen wir zu unseren Kindheitstagen zurück, dann spielen wir in einer anderen Zeit, in unserer Eltern Welt und im Licht ihrer Kerzen und sind dann ganz richtig tief in der „Geschichte“. Vielleicht ist die Geschichte nicht einmal für die Propheten des Augenblicks und der Modernität eine so fremde Macht, als sie glauben, obgleich sie sie nur durch Abgesandte kennen, durch jene Abgesandte, die wir „Erinnerung“ nennen und die, obgleich nicht unter den Sangesgöttinnen aufgenommen, doch aller Dichtung erste und letzte Muse ist.

Gedichte.

Von

Ewald Gerhard Seeliger.

— Hamburg. —

Schwartenhals.

Es war zur Nacht, der Mond war klar,
Da ritt ein Reiter vor mir her,
Er war verschlagen von seiner Schar
Und irrte im Walde kreuz und quer.

Die Rüstung glänzte von Silber und Gold,
Von Purpur und Edelgestein so reich;
Da hat es mir im Herzen gegrollt:
Ich hatte nur eins, meines Schwertes Streich.

Da schlug ich zu in blinder Wut
Und traf ihn gut und traf ihn hart:
Es rieselte sein rotes Blut
In seinen blonden, krausen Bart.

Die Rüstung hab ich ihm geraubt,
Das Roß, die Lanze wurden mein,
Dann bettet ich sein totes Haupt
In meinen Lumpen auf den Rain.

Dann sucht ich seinen Waffentroß,
Und Jubelgruß ward mein Empfang;
Dann zogen wir vereint aufs Schloß,
Und Weibesminne ward mein Dank.

Nun lebe ich in Saus und Braus,
In Herrlichkeit und Pracht dahin;
Weiß niemand hier im hohen Haus,
Daß ich am Wege geboren bin.

Leichte Ware.

Blasser Mohn wuchs an der Laube,
Wo wir uns zuerst geküßt,
Traube drängte sich an Traube,
Sommersonnenglutdurchsüßt.

Und der Birke leichte Haare
Flatterten im weichen Wind,
Leichte Haare, leichte Ware:
Sie und ich und du, mein Kind!

Heute: kahle Birkenzöpfe,
Weinlaub rauscht zu meinem Fuß,
Durch des Mohnes hohle Köpfe
Bläst des Nordwinds eis'ger Gruß.

Morgen.

Märznebel erfüllen den Wiesengrund,
Noch ist es früheste Morgenstund,
Rings graues, dämmerndes Düster:
Schon aber kühlt mir ein leiser Hauch
Die Stirne, und um den Haselstrauch
Kost es wie Elfengeflüster.

Noch schweigt der dunkle Föhrenwald,
Der graue Nebel wogt und ballt
Sich wirbelnd in brodelndem Gären;
Schon zittert durch die Morgenluft
Ein zarter, roter Sonnenduft,
Nicht lange wird es währen:

Dann saust der Wind, dann braust der Baum,
Ein Morgenlied quillt durch den Raum,
Die Nebel flattern und schwinden:
Ein Flammenblitz! Der Sonne Gold
Mit Jauchzen über die Schöpfung rollt,
Dem Tag den Kranz zu winden.

Die Begründung, Einführung, Entwicklung und Neuordnung der gymnastischen Jugendbildung.

Von

Otto Wendlandt.

— Berlin. —

1. Die Begründung und Einführung.

Die Römer staunten einst über die Leibesgeschicklichkeit der Deutschen. Das Mittelalter hindurch ist sie auch erhalten geblieben. Erst bei den Norddeutschen nach der Reformation ist der Körper verwahrlost und die Geschicklichkeit der Leibesübungen geschwunden.

Im Altertum genügten die Leibesübungen sogar für eine vollkommene Volksbildung. Es liegen auch in der Ausbildung des Körpers viel mehr allgemeine Bildungsmomente, als nach bloßer Schätzung angenommen werden.

Guts Muths preist in beredten Worten die Nationalspiele der Griechen und meint: Diese Feste haben so etwas Großes, Herzerhebendes, so viel Kraft, auf den Nationalsinn zu wirken, das Volk zu leiten, ihm Patriotismus einzuflößen, sein Gefühl für Tugend, Rechtschaffenheit zu erhöhen und einen gewissen edlen Sinn selbst unter den niedrigsten Volksklassen zu verbreiten, daß ich sie für ein Haupterziehungsmittel meiner ganzen Nation halte. Wir streben nach einer Vollkommenheit, die etwas Entzückendes mit sich führt, nach einer Zusammenstimmung, durch welche Geist und Körper gleich stark, gleich kraftvoll empfinden; wir streben nach Harmonie zwischen beiden.

Die Begeisterung für die körperliche Jugendbildung in der Neuzeit ging von Rousseaus Emil aus. Goethe nannte den Emil das Naturevangelium der Erziehung. Man blieb aber bei der Begeisterung nicht stehen. Besonders in den höheren Kreisen, damals Ständen, machte sich eine gewaltige Gegenströmung gegen Verzärtelung, Verweichlichung und Verkünstelung in der Erziehung bemerkbar.

Rückkehr zur Einfachheit des Lebens, der Nahrung und Kleidung, körperliche Abhärtung, Kräftigung und Natürlichkeit waren die Losungsworte der neuen Erziehung.

Bis zu welchen praktischen Ergebnissen sie führte, davon berichtet der junge Guts Muths in einem Briefe aus dem Jahre 1784. Er hatte in Gotha den Vorzug, die Fürstin Gallitzin auf ihrer Durchreise von Weimar kennen zu lernen, und gibt eine Schilderung ihrer beiden Kinder, die hier eine Stelle verdient.

Erst trat der Prinz aus dem Wagen. Er hatte von seinem Sackdrell ein Kamisol über ein gewöhnliches Hemd gezogen und von eben dem Zeuge eine Hose, die bis unter die Waden reichte. Seine Schuhe waren mit schlechten Schnallen befestigt. Dies war alles, was er anhatte. Hut, Halstuch und Strümpfe trägt er niemals. Hände und die bloßen Beine waren ganz purpurfarben oder rotblau von dem Anstreichen der Luft. Die Haare waren ganz abgeschoren und gaben eine dicht anliegende, schwarz glänzende Decke. Die Prinzessin trug von eben dem Zeug ein Kleid mit kurzen Ärmeln, grobe Hanfstrümpfe, durch welche beinahe das Fleisch schimmerte, und schlechte Mannsschuhe. Die Spitzen ihrer Haare waren abgeschnitten und rings um den Kopf à la Russie aufgebunden, so daß die Haare überall über ein rosafarbenes Band herüberhingen. Sie mochte etwa zwischen dem 15. und 16. Jahre sein, war aber schon ziemlich groß und schlank und hatte ohne Schnürbrust die beste Taille von der Welt. Ihre Hände hatten eben die Farbe. Guts Muths war „außer sich", als er dies sah, er lernte auch die „vortreffliche Mutter dieser Kinder, die ihre ganze Erziehung geführt hatte", kennen und Herrn von Fürstenberg, der zu ihrem Gefolge gehörte. Dieser sprach nun sehr ausführlich über Unterricht, Methode usw. Er erzählte von den Kindern, die er nie anders als der Junge und das Mädchen nannte, daß sie oben von der Saalbrücke in Halle im Oktober ins Wasser gesprungen seien, daß der Prinz öfter sieben bis acht Stunden mit abwechselnden Pferden anhaltend Trab reite oder ebensolange mit der Flinte in der ärgsten Witterung auf der Jagd umherlaufe. Dabei sprach der Prinz vollkommen fertig französisch und deutsch und hätte Geometrie und Trigonometrie auf jeder Universität lehren können.

Die Fürstin selbst war ebenfalls ohne allen Putz. Sie hatte von wollenem Zeug ein Kleid und von Filet eine Dormeuse ohne alle Frisur. Man dachte nicht daran, daß sie Fürstin war.

Gegen die Übertreibung in der Rückkehr zur Natur erhob E. M. Arndt 1805 in seinen Fragmenten über Menschenbildung kräftigen Widerspruch. Man warf den Säugling auf einen kalten und harten Strohsack, setzte ihn beinahe nackt jeder Witterung aus, badete ihn in kaltem Wasser, warf ihn in Schnee und Eis, fütterte ihn mager, kleidete ihn fast wie einen Wilden usw. Die so hart erzogenen Kinder sind

gleich einer Tenne unter freiem Himmel, kein Regen, Schnee und Hagel schadet ihr, keine Maus, kein Maulwurf gräbt sich in sie ein, aber auch keine Blume, kein Gras sprießt aus ihrem harten Boden, kein Tau des Himmels leuchtet auf ihr; sie ist gemacht, daß darauf gestampft und geschlagen werde. Die Natur liebt den stillen und verborgenen Gang der Entwickelung. Das Kind ist eine weiche und formlose Masse, ganz noch die Knospe unter der Hülle. Soll ich schon den Stürmen und dem Frost preisgeben, was erst für einen milderen Frühling erwachen, erst langsam durch das lockende Licht und die milde Luft hervorgerufen werden soll?

Daß Rousseau durch seinen Emil auf die körperliche Erziehung, die Leibesübungen, in Deutschland eingewirkt hat, ist unzweifelhaft; aber unrichtig ist die noch vielfach geteilte Ansicht, daß er der eigentliche Begründer der deutschen Gymnastik sei. In Deutschland waren die Leibesübungen nie ganz ausgestorben, und Basedow wies schon 1758 in seiner praktischen Philosophie für alle Stände nachdrücklich auf dieselben hin.

In dem 1774 errichteten Philanthropin zu Dessau war den körperlichen Übungen eine bevorzugte Stellung von Basedow zugedacht: drei Stunden täglich zum regelmäßigen Vergnügen in Bewegung, als Tanzen, Reiten usw., zwei Stunden Handarbeit, militärische Übungen, starke Fußmärsche. Zwei Monate des Sommers sollte das Philanthropinum unter Zelten wohnen und dann zugleich das Flußschiffen, das Baden, Schwimmen, Klettern usw. üben.

1778 ließ der Fürst Franz Leopold Friedrich den Schloßgarten zum Spiel- und Übungsplatze der Zöglinge des Philanthropins einräumen; er ordnete auch mit seiner Gemahlin selbst Spiele, wie Wettlaufen, Topfschlagen, Pfeilschießen an.

Einer der Lehrer des Philanthropins war seit 1781 der frühere Pfarrer Salzmann. Dieser kaufte mit Unterstützung des Herzogs von Gotha das in der Nähe Gothas gelegene Landgut Schnepfenthal und legte am 18. Juni 1784 den Grundstein zu der noch jetzt blühenden Erziehungsanstalt.

Salzmann hatte auch die Gymnastik von Dessau mit herübergenommen. Im Jahre 1785, erzählt Guts Muths, betrat ich als Jüngling Schnepfenthal, da führte mich Salzmann auf einen hübschen Platz mit den Worten: Hier ist unsere Gymnastik. Auf diesem Plätzchen, am Rande eines Eichwäldchens, entwickelte sich nach und nach die deutsche Gymnastik.

Der Turnplatz besteht noch. Bereits 1786 übertrug Salzmann Guts Muths die Leitung der Leibesübungen. Mit jugendlicher Begeisterung übernahm er den Unterricht. Die von Dessau überkommenen Übungen genügten ihm sehr bald nicht. Er durchforschte die Gymnastik der

Griechen und entnahm aus ihr ihm passend Erscheinendes, er schuf selbst auch Neues.

Was er aus dem alten Schutte, aus den geschichtlichen Resten des früheren und späteren Altertums ausgrub, was das Nachsinnen und bisweilen der Zufall an die Hand gaben, wurde hier (auf dem Übungsplatze) nach und nach zutage gefördert zum heiteren Versuche. So mehrten sich die Hauptübungen, spalteten sich bald so, bald so, in neue Gestaltungen und Aufgaben und treten unter die oft nicht leicht auszumittelnden Regeln.

Unter der geschickten Leitung des Herrn Guts Muths gediehen die Leibesübungen zu immer größerer Vollkommenheit, rühmte 1790 Salzmann. Ihr Ruf drang auch nach außen. Als reiche Frucht seiner siebenjährigen Tätigkeit ließ Guts Muths seine „Gymnastik für die Jugend" erscheinen; die Vorrede ist vom 23. September 1793. Das mit guten Kupfern ausgestattete Buch hat als Motto auf dem Titelblatte die Worte:

Ihr lehrt die Religion, ihr lehrt sie Bürgerpflicht,
Auf ihres Körpers Wohl und Bildung seht ihr nicht.

Eine wahre Volkserziehung muß die Vorarbeit für künftige Vaterlandsverteidiger übernehmen. Als das beste Mittel zur Vorbereitung der Jugend auf die Wehrhaftigkeit sah Jahn das Turnen an.

Der Ausgangspunkt für die Einführung der neuzeitlichen allgemeinen Wehrpflicht und Volksbewaffnung ist immer die öffentliche körperliche Jugendbildung, und ihren Gipfel bildet das sogenannte Volks- und Milizheer, wie es die Schweiz vorzüglich ausgebildet hat.

Die getrennte Erziehung zur Wehthaftigkeit, wie sie bei uns durch die Schule und den Militarismus besorgt wird, ist zunächst zu kostspielig. Dann entbehrt sie auch jeder Einheitlichkeit, und zeitlich zerfällt sie in zwei durch sechs Jahre getrennte Zeitabschnitte. Gerade die beste Zeit zur Vorbereitung auf körperliche Gewandtheit vom 14. bis 20. Lebensjahre geht verloren. Die größten militärischen Autoritäten traten zu Jahns Zeit für die Einführung der Volksbewaffnung neben einem kleinen stehenden Heer ein. Scharnhorst schrieb in seinem Entwurf zur Bildung einer Reservearmee, daß sich neben den Soldaten des stehenden Heeres alle streitbaren Männer zwischen 18 und 30 Jahren auf ihre Kosten bewaffnen, kleiden und üben müßten.

Gneisenau ging noch einen Schritt weiter; er schlug vor, alle Schulen militärisch zu organisieren. Die Schüler sollten in Kompagnien vereinigt und in den Erholungsstunden durch Exerziermeister in den Waffen geübt werden. Auch Leibesübungen, wie Fechten, Schwimmen usw. sollten Unterrichtsstunden werden. Ernst Moritz Arndt schrieb den Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann und „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?"

Die Probe auf das Exempel, daß das Turnen eine vorzügliche Vor-

bereitung zur Wehrhaftigkeit sei, konnte zum Segen des Vaterlandes unmittelbar nach Eröffnung der ersten Turnplätze gemacht werden.

1811 legte Jahn in der Hasenheide den ersten öffentlichen Turnplatz an und begann damit die körperliche Volkserziehung.

Treffend bemerkt Adolf Spieß, wenn man Jahn des deutschen Turnens Vater nennt, so solle man Guts Muths billigerweise als Erz- und Großvater bezeichnen. Jahn selbst schreibt: Dankbar denken wir noch an unsere Vorarbeiter Vieth und Guts Muths. Praktisch konnte Jahn so leicht keiner etwas vortun. Sein Vater gestattete dem Knaben Umgang mit den Gefährten des alten Fritz, mit Husaren von Zieten, Reitern von Seydlitz und Grenadieren von Schwerin. Von den Reitern lernte er reiten, von einem Seemann schwimmen; seine Lehrer im Wandern waren die Pascher, welche er bald in der Ortskunde übertraf. Ein Wilderer war sein Schießlehrer.

Jahns unsterbliches Verdienst ist es, die Leibesübungen aus dem Schlupfwinkel einzelner Privatanstalten herausgeholt und an die Öffentlichkeit gebracht zu haben. Wie ein Blitz verbreitete sich die Kunde von der Eröffnung des ersten Turnplatzes. Wer kräftig und rüstig war, ging hin und turnte. Jeder aus dem Volke durfte kommen, ob Mann, ob Knabe. Auf dem Turnplatz gab es keine Standesunterschiede; jeder trug denselben aus einfacher Leinewand vorgeschriebenen Anzug. Mit beispielloser Schnelligkeit verbreitete sich jetzt das Turnen über alle größeren Städte Deutschlands. 1818 zählte man mehr als 60 bedeutende Turnplätze. Auch in Paris wurde ein Turnplatz eingerichtet.

Wie das Turnen betrieben werden sollte, hat Jahn in dem unter Mitarbeit seiner Schüler verfaßten Buche „Die deutsche Turnkunst, zur Errichtung der Turnplätze" dargestellt.

Jahns selbständiger Turnbetrieb neben den Schulen auf freien Plätzen, welche eine halbe Stunde entfernt vom Wohnorte liegen sollten, an freien Schulnachmittagen ist gegenüber dem gegenwärtigen Schulturnen als ein Vorteil zu betrachten.

Am 2. Januar 1820 erschien die königliche Ordre, daß „das Turnen gänzlich aufhören sollte". Jahn selbst war schon kurz vorher, weil er „hochverräterischer Verbindungen verdächtig sei", verhaftet worden. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wurde Jahn von der polizeilichen Aufsicht befreit und durch Kabinetts-Ordre vom 6. Juni 1842 das Turnen wieder aufgenommen, doch im Gegensatz zu Jahn nach Spieß im Anschluß an die Schulstunden. Förderlich ist diese Verquickung mit dem Schulunterricht für die körperliche Erziehung nicht gewesen. Die modernen Reformbestrebungen gehen dahin, diese Verbindungen wieder zu lösen und die Leibesübungen in Jahns Sinne weiter zu entwickeln.

Das Turnen allein genügte Jahn übrigens nicht. Im „Deutschen Volkstum" trat er ebenso für Schwimmen, Schlittschuhlaufen usw. ein.

Mit schwärmerischer Zuneigung folgte ihm die Jugend, wenn er hinauszog in Wald und Heide zu fröhlichem Spiel oder Übung im Wandern.

Die Turnkunst sollte die verloren gegangene Gleichmäßigkeit in der menschlichen Bildung wieder herstellen und der bloßen einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen. — So war Jahn ein Vertreter der harmonischen Volkserziehung.

2. Die Entwickelung.

Schulhygiene und Schularzt.

Mit der obligatorischen Einführung des Turnunterrichts war die ursprüngliche Forderung der körperlichen Schulerziehung im Aufklärungszeitalter keineswegs erfüllt. Neben den körperlichen Übungen sollte der gesamte Unterricht die Gesundheit und Kraft des Schülers stählen. Die Mittel dazu waren einmal Gesundheitslehre und Pflege im Unterricht und andererseits die Verbindung von Arbeit und Unterricht.

Angesichts des Ostern 1905 abgehaltenen internationalen Kongresses für Schulhygiene in Nürnberg muß betont werden, daß im Aufklärungszeitalter die Idee der Schulgesundheitspflege bereits international war. Der Vater und Begründer der Schulgesundheitslehre ist der Engländer John Locke. Er ist 1632 geboren und studierte Naturwissenschaften in Oxford. Dann lag er medizinischen Studien ob. Rousseau sagt von ihm, daß er sich lange Zeit dem Studium der Medizin widmete und empfahl, den Kindern weder aus Vorsorge noch aus leichter Unpäßlichkeit Medizin zu geben. Lord Ashley gefiel seine Anschauung so, daß er ihm die Erziehung seines kränklichen Sohnes, der des Arztes eben so sehr wie des Lehrers bedurfte, anvertraute.

Epochemachend wurde sein Werk „Gedanken über Erziehung“. Der erste Teil der Schrift handelt von der Erziehung zu leiblicher Gesundheit. Locke führt darin aus, daß der höchste Zweck der Erziehung eine gesunde Seele in einem gesunden Körper ist. Deshalb ist auf die körperliche Erziehung ebensoviel Gewicht zu legen, als auf die geistige. Der Jüngling soll die gesunden Künste, Fechten, Reiten, Schwimmen und Tanzen lernen, die vor Schwelgerei bewahren. Der Körper muß gegen die Einflüsse der Witterung abgehärtet werden. Das Essen soll einfach sein und zwischen den drei Hauptmahlzeiten nur Brot gereicht werden. Zu weiche und warme Betten, zu warme und enge Kleidung, Schnürbrüste sind zu verwerfen. Er faßt seine Gesundheitsregeln so zusammen: „Freie Luft, Leibesübungen und Schlaf in gehörigem Maße. Einfache Diät, keinen Wein und andere starke Getränke, und wenig oder gar keine Arzneien. Nicht zu warme und zu enge Kleider; vornehmlich Kopf und Füße kalt gehalten und die Füße fleißig zu kaltem Wasser gewöhnt und der Nässe ausgesetzt.“

Durch Locke maßgebend beeinflußt, schreibt Rousseau in seinem Emil, daß der einzige wirklich nützliche Teil der Arzneiwissenschaft die Gesundheitslehre sei; überdies sei sie weniger eine Wissenschaft, als eine Tugend. Mäßigkeit und Arbeit sind die beiden wahren Ärzte des Menschen. Die Arbeit reizt den Appetit, und die Mäßigkeit verhindert die mißbräuchliche Befriedigung desselben.

In Deutschland gliederte Basedow 1770 seinem Elementarwerk harmonisch eine Gesundheitslehre im Anschluß an die herrlichen Kupferstiche von Chodowiecki ein.

War auch schon ein praktischer Arzt Johann Peter Frank unter den Männern, welche im achtzehnten Jahrhundert für Schulgesundheitspflege eintraten, so kann von einer Schulhygiene im modernen Sinne erst seit Anfang der sechziger Jahre die Rede sein, als Dr. Hermann Cohn in Breslau augenärztliche Untersuchung in den Schulen anregte und ausführte und in Hamburg eine Zeitschrift für Schulhygiene ins Leben trat. Ein wichtiger Anstoß zur Aufnahme von Schulhygiene kam noch von anderer Seite, die große Untauglichkeit Gestellungspflichtiger bei militärischen Aushebungen, die erstaunliche Augenschwäche der studierenden Jugend, die Kurzsichtigkeit stieg in den Gymnasien bis 80 Prozent, und die Überbürdungsfrage, die nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden wollte; die Nervosität griff immer mehr um sich. Da galt es nun, den Kampf gegen den Rückgang in der physischen Beschaffenheit des Volkskörpers mit Energie aufzunehmen. Es wurde bei Anlage, Bau und Ausstattung der Schulhäuser den gesundheitlichen Verhältnissen mehr Rechnung getragen als bisher, ärztlicher Rat wurde eingeholt. Hinsichtlich des Unterrichtsbetriebes erfuhren die Lehrpläne eine Beschneidung. Die Pausen wurden verlängert, Ermüdungsmessungen wurden angestellt. Zu dem Turnen kamen Schulausflüge, Baden, Schwimmen, Bewegungsspiele und Schlittschuhlaufen; in den höheren Schulen traten Rudern und womöglich auch Radeln dazu, obwohl aller Kraftsport auch seine Bedenken hat. Kinder, die von ansteckenden Krankheiten befallen sind, wurden isoliert und von der Schule abgesondert, Schulärzte überwachen den Gesundheitszustand der Schüler. Ihre Hauptaufgabe ist die Aushebung der Schulrekruten.

Die allgemeine Schulpflicht beginnt bei uns seit nahezu zweihundert Jahren mit Vollendung des sechsten Lebensjahres. Weder Ärzte noch Pädagogen haben früher gegen diesen Anfangstermin Bedenken geltend gemacht. Erst in unserer Aera der Schulhygiene und Sozialpädagogik hat man die Ursachen aufgedeckt, warum der Schulbesuch bei manchen Kindern so ganz und gar erfolglos ist und der Unterricht der Kleinen auch im allgemeinen nicht die befriedigenden Resultate zeitigt, wie er es nach den Vorschriften soll.

Es ist eine Bewegung für deutsche Erziehung im Gange, welche

fordert, daß der Schulbesuch erst mit Vollendung des neunten Lebensjahres beginnen soll. Die neue Schule bemerkt dazu: Kinder früher auf die Schulbank zu zwingen, erscheint uns als Verbrechen. Wenn Bischof und Oppenheimer auch eine Massenzunahme der Muskeln und des Skeletts bis zum zehnten Lebensjahre nachweisen, so stellte Pfister durch Hirnwägungen fest, daß die Zunahme des Hirngewichts um das siebente Jahr und später nur noch sehr geringfügig ist und die anatomische Entwickelung zu dieser Zeit als fast abgeschlossen erscheinen muß.

Die Kommission zur Begutachtung des Schulwesens in Elsaß-Lothringen hat gegen den Beginn der Schulpflicht mit dem siebenten Lebensjahre kein Bedenken geltend gemacht, da es keine direkten und zwingenden Handhaben zur Bestimmung des richtigen Termins für das schulpflichtige Alter gebe.

Von Ärzten, Lehrern und Eltern wird die Schule als Verbreiterin der gefährlichen Kinderkrankheiten, wie Scharlach und Diphtheritis, angesehen, welche nach Urteilen von Autoritäten wie Henoch gerade zwischen zwei und acht Jahren am weitaus häufigsten die Kinder befallen. Bei einer Verlegung des Termins für den Schulbeginn mit Rücksicht auf diese Erscheinung würde die Einrichtung der Kindergärten wieder mehr in den Vordergrund treten und infolgedessen die Ansteckungsgefahr bestehen bleiben.

Daß die große Mehrzahl unserer Kinder mit Vollendung des sechsten Lebensjahres einen wirklich pädagogisch gestalteten Unterricht erfolgreich besuchen kann, lehrt die Erfahrung. Es handelt sich hauptsächlich um einen allgemeinen Maßstab dafür, welche Kinder mit diesem Alter noch nicht unterrichtsfähig sind. Im Durchschnitt sind Knaben mit Beginn des siebenten Lebensjahres 110 bis 120 Zentimeter, Mädchen 108 bis 115 Zentimeter groß; das Körpergewicht der Knaben um diese Zeit beträgt 20,5 Kilogramm, das der Mädchen 19,5 und 20 Kilogramm. Infolge einer Unterernährung zeigt sich schon in diesem Alter eine Neigung zur Verkrümmung der Wirbelsäule. Auch die Anzeigen von Wucherungen im Nasenrachenraum sind durch die falsche Bildung der Nasallaute, zum Beispiel wenn statt Nase Dase gesprochen wird, leicht zu erkennen. In diesem Falle treten Stirnkopfschmerzen, Ohrenschmerzen und Schwerhörigkeit als Bildungshindernisse auf. Bekannt ist auch die Schulkurzsichtigkeit, welche sich wie Wirbelverkrümmung bei fehlerhafter Körperhaltung leicht entwickelt.

Vor dem Eintritt in die Schule müßte daher jedes Kind auf Körpergewicht, Größe, Knochen- und Muskelbau, Gehör- und Sehvermögen und den Nasenrachenraum hin ärztlich untersucht werden. Kinder, welche nach dieser Richtung hin nicht normal sind, dürfen für den Schulbesuch nicht aufgenommen werden.

Nachdem im Sommer 1900 in Berlin versuchsweise zehn Ärzte für

zwanzig Schulen und 1902 zwölf Ärzte für vierundzwanzig Schulen angestellt worden waren, hat der Magistrat gemäß einer damals getroffenen Verabredung der Stadtverordnetenversammlung im Januar 1903 den Bericht über die beiden ersten Jahre der Tätigkeit der Schulärzte zugehen lassen.

Im ersten Jahre sind 2447 Schulrekruten auf ihre Schulfähigkeit untersucht worden. 231, also 12,3 Prozent wurden als unfähig zurückgestellt. 26 Prozent der Zurückgestellten litten an allgemeiner Körperschwäche, 16 Prozent waren kränklich (Skrophulose, Rachitis, Blutarmut), 16 Prozent hatten vorher schwere Kinderkrankheiten durchgemacht. Die Unfähigkeit war meistens von Laien schon erkannt worden; denn die Mehrzahl der Unfähigen sind den Ärzten von den Schulkommissionen vorgeführt worden.

Noch andere Schüler mußten wegen Schwerhörigkeit, Herzfehler, mangelhafter Durchgängigkeit der Nase rc. zurückgestellt werden.

Über die Bedeutung der Prüfung der Schulfähigkeit sagt der Bericht: „Die Zurückstellung von Kindern mit ungenügender körperlicher und geistiger Entwickelung erweist sich sowohl für die Kinder als für die Schule vorteilhaft. Für die Kinder besteht die Möglichkeit, vor dem Eintritt in die Schule sich noch weiter zu kräftigen und zu entwickeln, die Schule selbst wird von unreifen Kindern befreit, von denen nur geringe und schwierig zu erzielende Leistungen erwartet werden können." Von der Pädagogik schon früher erkannte Wahrheiten werden auch hier bestätigt.

Den Bericht über die Tätigkeit der Schulärzte von 1900/1902 hat der Kultusminister im Zentralblatt für das gesamte Unterrichtswesen veröffentlicht. Das Material dazu ist gesammelt worden durch monatliche Beratungen der Schulärzte unter der Leitung des Bürgerdeputierten Professor Hartmann.

Nach der Aushebung der Schulrekruten sind neben den kranken Schülern besonders die Stotterer und die Schwachbefähigten beobachtet worden. Dringend notwendig war die spezifische Hilfe des Arztes nur in vereinzelten Fällen, zum Beispiel fiel ein sonst begabtes und fleißiges Mädchen ihrer Lehrerin dadurch auf, daß es ohne Krankheitserscheinungen plötzlich Trägheit und Unlust zur Arbeit zeigte. Die ärztliche Untersuchung ergab eine eitrige Brustfellentzündung. In einem anderen ähnlichen Falle handelte es sich um Mittelohrentzündung.

Zu dem Plane einer Versorgung aller Berliner Gemeindeschulen mit Schulärzten wurde in der Stadtverordnetenversammlung folgender Antrag eingebracht: Die Versammlung wolle beschließen, den Magistrat zu ersuchen, am 1. April 1903 an jeder Gemeindeschule einen Schularzt anzustellen, mit der Maßgabe, daß die bisherigen an Doppelschulen amtierenden Ärzte vom 1. April ab an je einer Schule tätig sein sollen.

Nach diesem Antrage wären 256 Ärzte erforderlich gewesen, während die Magistratsvorlage nur 30 Ärzte in Aussicht nahm. Auf 36 Schulärzte hat man sich schließlich geeinigt. Jeder Arzt hat künftig sieben Gemeindeschulen zu überwachen und bekommt dafür jährlich 2000 Mark.

Die wichtigsten Bestimmungen des Entwurfs zur Dienstanweisung für die Schulärzte an den Gemeindeschulen zu Berlin sind:

1. Dem Schularzte liegt ob, bei der Einschulung die Kinder auf ihre Schulfähigkeit zu untersuchen. Dem Schularzte werden zu diesem Zweck von dem Schulkommissionsvorsteher bei der Anmeldung der Kinder und vom Rektor beim Eintritt der Kinder in die Schule diejenigen zugesandt, welche bezüglich ihrer Schulfähigkeit als zweifelhaft erscheinen. Außerdem hat der Schularzt möglichst bald nach Beginn der Schule die Neuaufgenommenen zu untersuchen: Diese Untersuchungen müssen innerhalb der ersten sechs Wochen des Schulhalbjahres beendet sein.

Die in der Regel in Gegenwart der Eltern bezw. der Erziehungsverpflichteten vorzunehmende Untersuchung erstreckt sich auf die körperliche und geistige Entwickelung und auf die Sinnesorgane, Atmungsorgane, Herz, Gliedmaßen, Wirbelsäule, bei Knaben auch auf den Bauch (Bruchpforten). Die als nicht schulfähig erkannten Kinder sollen zunächst auf ein halbes Jahr, nötigenfalls auf längere Zeit zurückgestellt und nach Ablauf dieser Zeit von neuem untersucht werden.

Über diejenigen Kinder, welche als schulfähig, aber nicht als völlig gesund ermittelt werden und welche beim Unterricht besonders berücksichtigt werden sollen (beim Turnen, beim Gesang), oder eines besonderen Sitzplatzes bedürfen (wegen Gesichts- oder Gehörfehler 2c.), ist ein besonderer Schein — Überwachungsschein — auszustellen, welcher vom Klassenlehrer des Kindes aufzubewahren ist. Diese Kinder sollen vom Schularzte fortlaufend beobachtet werden.

2. Der Schularzt hat die Prüfung der für den Stotterunterricht vorgeschlagenen Kinder auf körperliche, psychische Mängel, insbesondere auch auf etwaige Fehler an den Sinnesorganen, vorzunehmen.

3. Der Schularzt hat die Prüfung der für den Stotterunterricht vorgeschlagenen Kinder besonders bezüglich der Atmungsorgane vorzunehmen. Sowohl über die für die Nebenklassen als für die Stotterkurse untersuchten Kinder sind besondere Fragebogen auszufüllen. Die Untersuchungen sollen in der Regel in Gegenwart der Eltern in der Wohnung des Arztes stattfinden.

4. Der Schularzt hat auf Ersuchen der Schulkommission die Untersuchung von angeblich durch Krankheit am Schulbesuch verhinderten Kindern, wenn Verdacht auf ungerechtfertigtes Fernbleiben besteht, vorzunehmen, um festzustellen, ob die Schulversäumnis gerechtfertigt ist. Sind ärztliche Atteste vorhanden, so sollen solche Prüfungen nur auf Veranlassung der Schulkommission vorgenommen werden, wenn beson-

dere Umstände vorliegen, welche eine solche Prüfung erforderlich erscheinen lassen.

5. Der Schularzt ist verpflichtet zur Angabe von schriftlichen, von der Schuldeputation erforderten Gutachten

a) über den Gesundheitszustand einzelner Kinder,

b) über das Vorhandensein von ansteckenden Krankheiten,

c) über vermutete, die Gesundheit der Lehrer oder Schüler benachteiligende Einrichtung des Schulhauses und seiner Geräte.

6. Der Schularzt ist verpflichtet, über krankheitsverdächtige Kinder, welche ihm vom Rektor zur Untersuchung zugesandt werden, Gutachten abzugeben, bei dauernden Krankheitszuständen Krankheitsscheine auszustellen.

7. Der Schularzt hat die Schule mindestens zweimal halbjährlich zu besuchen. Die Zeit ist im Einvernehmen mit dem Rektor zu wählen. Bei diesen Besuchen hat der Schularzt die Aufgabe:

a) das Schulhaus und die Klassenräume bezüglich der hygienischen Verhältnisse zu untersuchen und den Rektor bezüglich der Ausführung hygienischer Maßregeln zu beraten,

b) die Kinder bezüglich ihres Gesundheitszustandes zu beobachten.

Besonders zu berücksichtigen sind diejenigen Kinder, über welche Überwachungsscheine vorhanden sind. Über Kinder, welche als nicht völlig gesund, als berücksichtigungsbedürftig ermittelt werden, sind Überwachungsscheine auszustellen.

Vorgefundene hygienische Mißstände sind der Schuldeputation mitzuteilen.

Außer den Gemeindeschulen kann dem Schularzte der Besuch der Nebenklasse und der Stotterkurse, sowie auch der einmal jährlich vorzunehmende Besuch der höheren Töchterschulen, Realschulen, Fortbildungsschulen 2c. übertragen werden.

8. Der Schularzt ist verpflichtet, bei auftretenden Infektionskrankheiten und in sonstigen dringenden Fällen auf Ersuchen des Rektors in der Schule zu erscheinen.

9. Die Schulärzte haben bis spätestens 15. April einen schriftlichen Bericht über ihre Tätigkeit in dem abgelaufenen Schuljahre einzureichen.

10. Die ärztliche Behandlung erkrankter, von ihm untersuchter Kinder ist dem Schularzte nicht gestattet.

11. Die Schulärzte werden periodisch zur Beratung gerufen, welche von einem dazu vom Vorsitzenden der Schuldeputation bestimmten Mitgliede der Schuldeputation geleitet wird.

12. Die in amtlicher Eigenschaft gemachten Beobachtungen dürfen nur nach Genehmigung des Vorsitzenden der Schuldeputation veröffentlicht werden.

Die wichtige Aufgabe des Schularztes, die Schüler bei der Schulentlassung daraufhin zu untersuchen, ob sie für den gewählten Beruf geeignet sind, ist nicht in die Anweisung aufgenommen.

Sollten Auskultation, Perkussion und Spiegelmethoden bei der Aushebung zur Schule und zum Beruf angewandt werden, so wird sich eine Vermehrung der Schulärzte dergestalt als notwendig erweisen, daß für je eine Doppelschule ein Arzt beschäftigt werden muß.

Im Frühjahr 1905 wurden in Berlin zum ersten Male alle neu einzuschulenden Kinder von Schulärzten untersucht. Die Zahl der neu eingeschulten Kinder betrug 15 000, die Zahl der für die 271 Gemeindeschulen angestellten Schulärzte beläuft sich auf 36. Von einem Arzte wurden im Durchschnitt 300 bis 500 Schulrekruten untersucht.

Als körperlich oder geistig zu schwach zum Eintritt in die Gemeindeschule wurden von 100 Kindern 10 auf ein halbes Jahr zurückgestellt.

Ein Viertel aller Zurückgestellten litt an allgemeiner Körperschwäche. Ein Sechstel mußte zurückgestellt werden, weil es die Folgen von Diphtheritis, Scharlach usw. noch nicht überwunden hatte, 15 Prozent, weil sich starke Blutarmut, Rachitis oder Skrophulose zeigte.

Die Befreiung der Schule von den noch nicht bildungsfähigen Elementen ist ein Segen für die eintretenden Schüler und ihre Lehrer.

3. Die Neuordnung der körperlichen Erziehung an Knabenschulen.

Die Schulerziehung der Gegenwart soll eine Leitung der körperlichen und geistigen Entwicklung des Kindes nach den Grundsätzen der modernen Seelenforschung zu einer harmonischen Persönlichkeit sein.

Die Hauptursache dafür, daß die Erreichung dieses Ziels gegenwärtig fast als ein Glückszufall angesehen wird, liegt in der historisch wohlbegründeten Verquickung von geistiger und körperlicher Erziehung.

Es galt bisher als der Gipfel aller pädagogischen Weisheit, wenn geistige und körperliche Tätigkeiten im Unterricht wechselten. Rousseau schreibt in seinem „Emil", das Geheimnis der Erziehung besteht darin, es so einzurichten, daß sich körperliche und geistige Beschäftigung gegenseitig zur Erholung dienen.

Wie John Lockes Buch „Gedanken über Erziehung" die gebildeten Kreise und namentlich Rousseau zuerst anregte, über Erziehung ernstlich nachzudenken, so entfachte Rousseau selbst wieder die erste große Begeisterung für dieses Problem. Rousseaus Grundgedanke, die naturgemäße Entwicklung der Individualität, bildet immer noch das Fundament der klassischen Pädagogik. Allein die Methode ist den Fortschritten der Natur- und Seelenforschung entsprechend eine vollkommenere geworden.

Die experimentelle Psychologie begnügt sich nicht mit einer allgemeinen Schätzung der geistigen Arbeit; sondern durch Zählen und Messen werden die psychischen Funktionen nach Quantität und Qualität bestimmt.

Auf Anregung der Schlesischen Gesellschaft hat Professor Ebbinghaus in Breslau an einem Gymnasium und einer höheren Töchterschule durch die sogenannte Intelligenzprüfung, d. h. durch Rechen-, Gedächtnis- und Kombinationsproben, die Leistungsfähigkeit der Schüler nach Prozenten bestimmt. Professor Kraepelin in Heidelberg hat ähnliche mit Erwachsenen von gleichem Bildungsgang angestellt und dadurch konstatiert, daß die Fertigkeit zum Beispiel im Rechnen in demselben Zeitraum sich bei dem einen um 25 Prozent, bei dem anderen um 10 Prozent resp. nur um 5 Prozent steigert.

Die Resultate der Intelligenzprüfung sind gleichzeitig ein Gradmesser der geistigen Ermüdung. Die Quantität und Qualität der Schularbeit in der fünften Schulstunde ist, angesichts der Leistungen in den voraufgegangenen Stunden, durchaus minderwertig.

Nachdem durch die Professoren Munk-Berlin und Flechsig-Leipzig zur Evidenz erwiesen ist, daß die Großhirnrinde sowohl die physiologische Basis der geistigen Funktionen als auch der willkürlichen Bewegung ist, muß die Pädagogik mit Rousseaus Anschauung, daß geistige Ermüdung durch körperliche Tätigkeit aufgehoben werden kann, brechen.

Die lehrplanmäßige Verbindung von wissenschaftlichem Unterricht und gymnastischen Übungen, wie sie gegenwärtig fast überall besteht, hat keine Berechtigung mehr.

Obligatorisch sind für gymnastische Übungen nur drei Turnstunden gemacht, welche am Anfang oder Schluß des wissenschaftlichen Unterrichts liegen oder auch mit demselben wechseln. Daß dies zu wenig ist, um einen nachhaltigen Einfluß auf die körperliche Entwickelung des Kindes auszuüben, hat die Erfahrung hinreichend gezeigt. Andererseits sind turnerische Übungen allein zu einseitig für eine harmonische Körperbildung, auf welche schon die Griechen so unendlichen Wert legten, daß ihre öffentlichen Bildungsanstalten hauptsächlich diesem Zweck dienten.

Eine vorwiegend gymnastische Volksbildung zeitigt ein gesundes, frisches Volksleben, während die einseitige Geistesbildung auf die Dauer degenerierend wirken muß.

Unermüdlich streiten denn auch viele Volkserzieher der Gegenwart für einen zeitgemäßen Ausbau der gymnastischen Allgemeinbildung zur Regeneration des siechen Geschlechts.

Die Palme für die bereits wirksamen Bestrebungen gebührt unstreitig dem Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele, welcher unter der Leitung des Herrn von Schenckendorff 1891 gebildet wurde. Durch das Organ des Ausschusses, sein Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele,

sind weitere Kreise, und besonders die maßgebenden, für eine Reform der gymnastischen Übungen gewonnen worden.

Bei dem gegenwärtigen Betrieb des Unterrichts wird wesentlich das Gedächtnis gestärkt und der Verstand gebildet. Von minimalem Einfluß sind rein wissenschaftliche Belehrung oder längeres Moralisieren auf die Bildung des Willens und des Gemüts. Eine Theorie der Willenserziehung selbst auf Grundlage der Gemeinschaft, wie sie Professor Natorp vor einigen Jahren für den wissenschaftlichen Unterricht aufgestellt hat, ist eine verfehlte Spekulation. „Wille" und „willkürliche Bewegung" mit Sitz und Ursprung in der Großhirnrinde sind recht bequeme Bezeichnungen, aber eine tatsächliche physiologische Grundlage haben sie nicht. Willkürliche Bewegung ist die Folge von Gefühlswahrnehmungen. Bevor dieselben nicht gewonnen worden sind, bleiben auch die Folgeerscheinungen aus. Das Auge macht uns nur einseitig mit den Erscheinungen der Außenwelt bekannt. Durch Tast- und Gefühlssinn erhalten wir weiteren Aufschluß ganz besonders mittels gymnastischer Übungen.

Wie man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, dem Beispiele der Philanthropen folgend, mit Begeisterung für diese vernachlässigte Seite der Erziehung eintrat, so war gegen Ende des Jahrhunderts das Interesse dafür erschlafft.

Das Turnen war herabgesunken zu einem Hallenturnen mit zwei Stunden wöchentlich.

Durch Ordnungs-, Frei- und Stabübungen sollte die Geschicklichkeit gefördert, durch Gerätübungen die Kraft gestärkt werden. Wohl hat man an Gymnasien und höheren Knabenschulen seit 1892 die Pflichtstundenzahl für Turnen auf drei erhöht, sowie wahlfreie Spielkurse für den Sommer eingerichtet; auch werden die Schüler angeregt, Schwimmkurse durchzumachen und fleißig Bäder zu nehmen; allein das Grundübel der Erziehung an höheren und niederen Schulen, die Verquickung von wissenschaftlichem Unterricht mit körperlichen Übungen, hat man nicht beseitigt.

Es handelt sich um zwei grundverschiedene Aufgaben der Erziehung zu dem einen Ziel der harmonischen Persönlichkeit.

Die naturgemäße Leitung der körperlichen Entwickelung ist das rechte Fundament der geistigen und sittlichen Entwickelung. Wird die körperliche Erziehung vernachlässigt, so muß auch die geistige Bildung verkümmern.

Unsere klassische Pädagogik steht nicht auf der Höhe der modernen Physiologie und Hygiene, welche ein eigenes Lebensstudium erfordern.

Bei einem Schulmann darf man diese Kenntnisse nicht ohne weiteres voraussetzen.

Die wissenschaftliche Fürsorge erfordert somit eine prinzipielle Änderung der gegenwärtigen Unterrichtsverfassung und -Verwaltung.

Das Studium der Medizin führt zu einer eingehenden Kenntnis des Körpers. Und das ist die unerläßliche Vorbildung dafür, wie ein gesunder Körper ein geeigneter Träger eines gesunden Geistes wird.

Will man für die körperliche Erziehung tatsächlich durchschlagende Erfolge erzielen, so muß man ihr von Staats wegen die Gleichberechtigung mit der geistigen Erziehung zusprechen und sie unter die Oberleitung einer fachmännischen Zentralinstanz stellen. Neben der Unterrichtsverwaltung muß eine selbständige Medizinalbehörde, zu der natürlich auch einzelne Pädagogen gehören, die gesonderte Leitung der körperlichen Erziehung übernehmen. Die weitere Gliederung dieser Behörde in Provinzial- und Kreisinstanzen ist mit Leichtigkeit in die Wege zu leiten. Die geeigneten Kräfte aus den Kreisen der Mediziner sind da, man braucht sie nur zu rufen. Eine derartige Behörde würde in kurzer Frist für eine angemessene Spezialausbildung von Lehrkräften Anstalten einzurichten verstehen.

Der Turnlehrer hat vom rein pädagogischen Standpunkt eine weit andere Aufgabe, als der wissenschaftliche Lehrer. Die Ausbildung für diesen Beruf kann nicht so nebenbei abgetan werden. Der Turnlehrer muß der gute Kamerad der Schüler, aber auch in bestimmten Momenten der Herr sein. In der vorbildlichen Persönlichkeit der Lehrers liegt das ganze Geheimnis der Turnkunst.

Die nächste Konsequenz der Trennung in der Leitung des Erziehungswesens macht auch eine gesonderte Stundenlage notwendig.

Wohl wären die ersten Morgenstunden für Leibesübungen recht geeignet, allein die Morgenfrische muß ein für allemal als die geeignetste Zeit für den wissenschaftlichen Unterricht reserviert bleiben. Außerdem fehlt nach körperlichen Übungen die erforderliche Sammlung für die weitere geistige Anstrengung. Die Unterbrechung des wissenschaftlichen Unterrichts ist daher ganz und gar unangebracht. Am Schlusse sind aber die Kinder derart ermüdet, daß selbst das Spielen nicht mehr günstig einwirken kann.

Freilich gibt es auch körperliche Übungen, durch welche der Unterricht unbeschadet unterbrochen werden kann. Das sind aber keine turnerischen Übungen in unserem Sinne!

Tatsächliche Körperanstrengung muß ermüden, und gegen Ermüdung helfen nur Ruhe und Schlaf. Wie die Kinder des Morgens die richtige Frische für die geistige Anstrengung mitbringen, so sind sie nach der Mittagspause genügend erholt, um Leibesübungen zu betreiben.

Durch die Trennung der Stunden wird auch die Bahn frei für eine wesentliche Erweiterung der gymnastischen Übungen.

Vom physiologischen Standpunkt aus geschieht durch die obligatorischen Leibesübungen für Lunge und Herz so gut wie nichts. Die günstige Einwirkung auf die motorischen Nerven und die Geschicklichkeit

der Muskeln befördert nach den wissenschaftlichen Untersuchungen durchaus nicht direkt die Entwickelung der Herz- und Lungentätigkeit. Die beschleunigte Bewegung beim Spiel, Laufen und Schwimmen kommt dafür insonderheit in Betracht. Der Wechsel dabei zwischen Bewegung und Erholung wirkt auf Atmung und Zirkulation des Blutes besonders günstig.

Die dringende Notwendigkeit solcher Übungen als Gegengewicht der Folgen einer sitzenden Lebensweise, durch welche nach den Äußerungen des verstorbenen Reichskanzlers von Caprivi die Felddienstfähigkeit der gedienten Mannschaften herabsinkt, haben auch die Untersuchungen von Axel Key an vielen Schulkindern in Stockholm dargetan.

Die Neuordnung der Leibesübungen wird davon absehen, daß auf der Mittel- und Oberturnabteilung die Ordnungsübungen regelmäßig in jeder Stunde vorgenommen werden.

Wie im Winterhalbjahr Muskel- und Nervengymnastik im Vordergrund steht, so im Sommer Herz- und Muskelgymnastik. Das letztere wird durch Spiele, Schwimmen und Märsche erzielt.

Für jede Schule muß daher eine Flußbadeanstalt eingerichtet werden. Dort wird an zwei Wochentagen nachmittags geschwommen.

Weiter müssen die Fluß- resp. Seebadeanstalten mit den nötigen Turngeräten, wie Schaukelringen, Sprungbrettern, Leitern 2c. ausgestattet werden, so daß der Turnunterricht sich an die Schwimmübungen anschließen kann. Ordnungsübungen fallen fort.

An zwei weiteren Nachmittagen wird auf freiem Felde gespielt, wie es schon gegenwärtig wahlfrei geschieht. Die Unterabteilung kann jede Spielstunde mit Ordnungsübungen beginnen.

An einem fünften Nachmittag wird eine Marschübung gemacht.

Während der Frostzeit tritt an die Stelle des Spiels der Eislauf. Den Marsch ersetzt eine Schlittschuhpartie.

Die selbständige fachmännische Leitung des körperlichen Erziehungswesens am Nachmittag besonders in Freiluft und Freilicht ist der Grundgedanke der Neuordnung.

4. Die Neuordnung der körperlichen Erziehung an Mädchenschulen.

Gesunde, frohsinnige Mütter sind immer die sicherste Bürgschaft für einen normalen Nachwuchs des lebenden Geschlechts.

Wenn auch der ausschließliche Zweck der Mädchenerziehung nicht die zukünftige Mutter sein kann, so muß dieses Moment doch bei Festsetzung des Bildungszieles immer im Auge behalten werden.

Das Herabsinken der Wehrtüchtigkeit ist wohl ein guter Mahner zur Förderung der körperlichen Knabenerziehung, aber nicht die Ursache dafür. Diese ist der Verfall selbst, die Degeneration an sich.

Der Tier- und Pflanzenzüchter oder Gärtner kennt die Mittel, nicht nur dem Verfall entgegen zu wirken, sondern auch wertvolle Anlagen des Individuums zu steigern und zu vervollkommnen. Vom Tauben- und Schafzüchter und vom Gärtner soll der Erzieher lernen. Dazu ist eine außerordentliche Hingabe an den Beruf und ein hohes Maß seiner Beobachtung notwendig. Der Erzieher muß die Natur gleichsam belauschen, wie sie im geheimen wirkt und schafft.

Gebt uns gute Mütter, und wir werden gute Kinder, gebt uns gesunde Mütter, und wir werden gesunde Kinder haben; so ruft der Erzieher, der seine Aufgabe als Zuchtwahl auffaßt.

Für diese moderne Auffassung der Erziehung als geheimnisvolle Leitung der Entwicklung gelten die Bildungsanstalten für Knaben und Mädchen als durchaus gleichwertig.

Die schwächere weibliche Konstitution erfordert daher ein weit höheres Maß körperlicher Fürsorge als für Knaben.

Die natürlichen Unterschiede in der Konstitution der Geschlechter sind namentlich in den höheren Gesellschaftsschichten aller Kulturländer durch einseitige Bevorzugung der Bildungsanstalten für Knaben noch gesteigert worden.

Die historische Vernachlässigung des Mädchenschulwesens wett zu machen, gilt als eine hervorragende pädagogische Aufgabe der Gegenwart. Vom sozialen Standpunkt aus handelt es sich darum, das weibliche Untertänigkeitsverhältnis gegenüber einem gewissen Herrentum zu beseitigen.

Für das Weib als Mutter, wie auch als Berufsgenossin neben dem Manne fordert die Pädagogik eine durchaus gleichwertige körperliche Erziehung.

In diesem Sinne ergreift zuerst Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation zur näheren Bestimmung der Nationalerziehung das Wort. Es versteht sich ohne besonderes Bemerken, daß beiden Geschlechtern diese Erziehung auf dieselbe Weise zuteil werden müsse. Eine Absonderung der Geschlechter in besondere Anstalten für Knaben und Mädchen würde zweckwidrig sein und mehrere Hauptstücke der Erziehung zum vollkommenen Menschen aufheben. Die Gegenstände des Unterrichts sind für beide Geschlechter gleich; der in den Arbeiten stattfindende Unterschied kann, auch bei Gemeinschaftlichkeit der übrigen Erziehung, leicht beobachtet werden.

Gleich beim ersten Teil der Erziehung (Fichte wollte alle Kinder losreißen vom Elternhause und sie in öffentliche Staatsanstalten, wie zum Beispiel unsere Kadettenhäuser, bringen — in dieser Beziehung hat die Zeit Fichte widerlegt —) ist nicht zu übergehen: die Entwickelung der körperlichen Fertigkeit der Zöglinge, die mit der geistigen Hand in Hand gehend fortschreiten muß. Die Kunst des körperlichen Könnens,

als da sind: Schlagen, Tragen, Werfen, Stoßen, Ringen, Schwingen usw., seien die einfachsten Übungen der körperlichen Kraft. Es gibt eine naturgemäße Stufenfolge in diesen Übungen bis zu ihrer vollendeten Kunst, das ist bis zum höchsten Grade des Nerventaktes beim Stoß, Schwung und Wurf. Alles kommt auf die Stufenfolge an, nicht daß nach bloßer Willkür nur einige Übungen herausgegriffen werden, wenn wir wie die Griechen körperliche Erziehung haben wollen. In dieser Rücksicht ist noch alles zu tun. Dazu bedarf es eines Mannes, der in der Anatomie des menschlichen Körpers und in der wissenschaftlichen Mechanik auf gleiche Weise zu Hause ist.

Die Gesundheit und Schönheit des Körpers und die Kraft des Geistes muß gleichzeitig gefördert werden.

Mehr als in Deutschland entsprechen die französischen gesetzlichen Bestimmungen der Auffassung Fichtes. 1880 wurde in Frankreich durch Gesetz der Turnunterricht obligatorisch gemacht. Der vom französischen Unterrichtsministerium 1893 herausgegebene Leitfaden für das Schulturnen bemerkt: In unserer Zeit, wo die Tätigkeit so fieberhaft, die Hirnarbeit so intensiv, die sitzenden Beschäftigungen so zahlreich sind, drängt sich uns die körperliche Erziehung als das einzige Mittel auf, bei den Menschen das Gleichgewicht der physiologischen Funktionen wieder herzustellen. Aus diesem Grunde hat der Gesetzgeber sie unter die Unterrichtsmittel mit gleicher Berechtigung wie die intellektuelle und moralische Erziehung aufgenommen.

Vom Standpunkt der Anatomie und Physiologie bedürfen insonderheit die Leibesübungen einer ganz gründlichen Reform.

Wohl ist der weibliche Körper zu Kraftleistungen befähigt; das beweisen die Kunstreiterinnen und die Damen vom Ballett. Ihre wohlausgebildete Muskulatur ist entstanden durch fleißiges Gerätturnen im Trikot. Gerätübungen mit Korsett sind hygienischer grober Unfug. Darum fort damit und mit all den Frei- und Ordnungsübungen und heran an die Geräte in einem einfachen Anzug.

Die deutschen Turnlehrer fordern daher, die Kleidung des täglichen Lebens ist so zu gestalten, daß sie ohne weiteres als Turn-, Spiel- und Marschkleidung benutzt werden kann. Vor Beginn des Turnens ist dann nur ein teilweises Entkleiden, wie ein Umkleiden erforderlich.

Die Grazie soll damit keineswegs aus dem Turnen verbannt werden, nur die französische Aftergrazie, welche in das Mädchenturnen hineingepfuscht wird, es vorwiegend beherrscht, will insbesondere Turnlehrer Professor Karl Plank in Stuttgart beseitigt wissen.

Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen trat 1836 Regierungs- und Medizinalrat Karl Ignaz Lorinser mit seinem Buche erfolgreich auf. Das vorher verpönte Turnen wurde wieder in den Lehrplan der Schulen

aufgenommen. Gegenwärtig prüfen namentlich Mediziner die turnerischen Übungen daraufhin, wie dieselben auf Lunge und Herz wirken.

Das Mädchenturnen in der Halle übt darauf nur wenig oder gar keinen Einfluß aus; es hat nur erzieherischen Wert. Die Ordnungsübungen werden von Dr. F. A. Schmidt für Schulkinder geradezu eine weitere Belastung der Hirntätigkeit genannt.

Die Gesundheit wird am meisten gefördert durch solche Übungen, welche nicht bloß einzelne Muskelgruppen in Bewegung bringen, sondern möglichst den größten Teil der Muskeln anstrengen.

Kraftübungen an den Geräten allein erhöhen die Dauer- und Schnelligkeitsleistungen nicht hinreichend. Der Vorzug ist den Übungen zu geben, welche andauernd und gleichmäßig auf zahlreiche Muskeln gleichzeitig einwirken.

Da sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Es gibt Dauerübungen, wie Marschieren, Bergsteigen, Laufen, Schlittschuhlaufen, und besondere Schnelligkeitsübungen, wie Eilmarsch, Tanz, Weit- und Hochspringen mit Anlauf.

Werden beide Arten von Jugend auf fortschreitend geübt, so hat das eine günstige Wirkung auf die Tätigkeit des Herzens zur Folge.

Beim Erwachsenen zieht sich das Herz durchschnittlich in einer Stunde 72 Mal zusammen; beim gewöhnlichen Gehen steigt der Pulsschlag auf 80, beim schnellen auf 100, beim Steigen auf 100 bis 120.

Durch diese gleichmäßige andauernde Steigerung der Herztätigkeit werden die Herzmuskeln fest, elastisch und ausdauernd. Schwere Kraftübungen, vorwiegend betrieben, wirken ungünstig auf das Herz. Die meisten Athleten gehen frühzeitig an Herzkrankheiten ein. Systematisch betriebene Dauerübungen müssen dagegen immer günstig wirken.

Muskeln nehmen während ihrer Bewegung dem Blute mehr Sauerstoff und geben mehr Kohlensäure und Ermüdungsstoffe ab. Dadurch macht sich ein schnelleres Atmen oder eine erhöhte Zufuhr von Sauerstoff und Abfuhr von Kohlensäure notwendig. Bei der Bewegung dehnt sich die Lunge mehr aus und zieht sich darauf enger zusammen. Das kann jedoch nur geschehen, wenn der Brustkorb, der Lunge und Herz aufbewahrt, die nötige Beweglichkeit hat. Werden Leibesübungen, welche den Brustkorb bewegen sollen, nur unzureichend in der Jugend ausgeübt, dann werden die Rippenknorpel und Gelenke, welche denselben bilden, starr. Viel mehr geschieht dies noch, wenn Mädchen ein Korsett tragen, namentlich mit dem unteren Teil des Brustkorbes, welcher viel beweglicher ist, als der obere. Nur die sieben Paare wahren oder oberen Rippen schließen sich an das Brustbein an; die unteren fünf oder falschen Rippen erreichen das Brustbein nicht. Darum kann der untere Brustkorb sehr leicht zusammengedrückt werden, besonders bei Kindern. Diese Funktion überträgt der Tailleur dem Korsett mit gutem Erfolg. Die

starke Einschränkung des unteren Brustkorbes bewirkt eine Erweiterung des oberen freien Teils.

Der Brustkorb wird spindelförmig, das heißt die Taille wird schneidig. Diese Mißbildung der Brust bezeichnet die Physiologie als Schnürthorax. Normale Brustbildungen bei Frauen sind selten, ebenso wie die äußersten Mißgestalten.

Die Turnreform des Mädchenunterrichts darf also nicht am nächsten Donnerstag, wie Bismarck sich auszudrücken beliebte, beginnen.

An Mädchen mit entarteter Brustbildung darf die Schule keine zu hohen Forderungen stellen. Dauer- und Schnelligkeitsübungen dürfen in solchem Falle nicht verlangt werden, weil sie nur störend auf Herz und Lunge wirken können.

Die ganz besonders von Turnlehrerinnen angeregte Forderung, Dispensation auf Grund ärztlichen Attestes zu erschweren, ist widersinnig. Der Arzt weiß, was er bescheinigt. Auch die Eltern werden sich nicht Atteste ausstellen lassen, die nicht notwendig sind. Wie nachteilig körperliche Übungen bei pathologischen Zuständen wirken können, habe ich an mir selber erfahren. Jahrelang habe ich an den Folgen zu tragen gehabt, welche mir Übungen an den Schaukelringen verursachten, um gewisse Bewegungsstörungen zu beseitigen.

Auf Grund eingehender physiologischer Studien kenne ich heute die Ursachen dieser Störungen und weiß daher, daß Ruhe angemessener war, als Bewegung. Viele Kranke, die an Nervenstörungen leiden, wurden früher von Ärzten auf die Strecken geschickt, heute wird dafür die Hängematte von ärztlicher Seite empfohlen.

Die Reform des Mädchenturnens muß, um mit Rousseau zu sprechen, zunächst zu verhüten suchen, daß etwas geschieht.

Die Reform muß also unten, das heißt mit den Vorbereitungsübungen beginnen. Diese können etwa so, wie sie sind, bestehen bleiben. Dann muß auf der Mittel- und Oberturnstufe eine durchgreifende Änderung eintreten.

Ein Korsett wird nicht erst angelegt.

Dauer- und Schnelligkeitsübungen werden an Freilicht und -Luft vorgenommen. Keine Übungen sind dazu geeigneter, als Spiel auf freien Plätzen und Schwimmen in Flußbadeanstalten. Professor Dr. Zander schreibt in seinem Buche über die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit: In noch höherem Maße als die systematischen Übungen im Dauer- und Schnellauf sind die Bewegungsspiele geeignet, die Atmungsorgane zu kräftigen. Die Freude und das Interesse am Spiel steigern die Leistungsfähigkeit im schnellen Lauf, und trotzdem kommt es zu keiner Überanstrengung von Lunge und Herz. Eis- und Schneelauf bieten im Winter einen vortrefflichen Ersatz für Bewegungsspiele. Noch nicht in genügendem Maße wird das Schwimmen geübt.

Es wirkt wie kaum eine andere Übung günstig auf die Atmung ein. Die meisten Muskeln sind beim Schwimmen tätig. Professor Emil du Bois-Reymond nannte kalte Bäder ein Turnen der Hautmuskeln.

Wöchentlich zweimaliges Spiel im Freien und Schwimmen im Sommer, dazu einmalige Marschübung muß daher auch für angemessene Leibesübungen an Mädchenschulen gefordert werden.

Im Winter steht die Turnhalle mit dem erweiterten Schulhofe gleichfalls zu Gerätübungen, zum Schwimmen, und der Hof auch zu freiem Spiel zur Verfügung.

Wer die Möglichkeit dieser angeregten Neuordnung in Frage zieht, den wird der Bericht des Turninspektors Weidenbusch aus Frankfurt a. M. beruhigen. In Frankfurt ist das Baden und Schwimmen für Volks- und Mittelschulen eingeführt, so daß kaum noch ein Schüler aus der Schule kommt, der nicht schwimmen kann. Seit sechs Jahren hat die Stadt mit der Motivierung, daß Turnen, Spielen und Schwimmen für das weibliche Geschlecht viel notwendiger sind, diese Übungen in Mädchenschulen eingeführt.

Literarischer Monatsbericht.

Von

August Friedrich Krause (Breslau).

Novellen und Romane.

Jakob Wassermannn: „Die Schwestern." — Heinrich Mann: „Stürmische Morgen." — Friedrich Huch: „Mao." — Karl Federn: „Die Flamme des Lebens."

In seinem ersten Roman, den „Juden von Zirndorf", der kürzlich in einer neu bearbeiteten, wesentlich gekürzten, von bizarren Auswüchsen und mancherlei Unebenheiten befreiten Ausgabe (S. Fischers Verlag, Berlin) herausgekommen ist, sagt Jakob Wassermann von seinem Agathon Geyer: „Er war schon zu alt, als er geboren wurde. Seine Seele hatte schon Jahrtausende gelebt — eine echte müde Judenseele." Es ist, als hätte der Dichter diese Worte von sich selbst gesagt. Auch Wassermann hat eine Seele, die zu alt ist, um noch Frische und Kraft zu haben, eine Seele, die begabt ist mit einer krankhaft anmutenden Ueberreizung des Gefühls, die ihn ins Extreme und Absonderliche treibt. Diese Ueberspannung des Gefühls, die weder eine ruhige, besonnene Beobachtung und Darstellung des Wirklichen, noch eine richtige, d. h. allgemein gültige Schätzung des innerlich Erlebten zuläßt und darum verwirrend und verzerrend wirkt, ist Veranlassung, daß die von Wassermann ersonnenen Gestalten ganz aus dem Typischen herausfallen, etwas Schiefes, Krankhaftes, Ueberstiegenes haben, so daß der seelisch gesunde, der normale Mensch vor ihnen wie vor einem psychologischen Rätsel steht, nicht nur, daß er sie mit dem Verstande nicht mehr begreifen kann, er ist auch nicht mehr imstande, sie mit dem Gefühl zu erfassen. „Der Vision unterworfen, von der Speise des Traumes genährt", gehören sie zu den Geschöpfen, von denen Wassermann selbst sagt: „Schnell wird Tugend zum Wahn und Wahn zur Krankheit; und wieder ist das Edelste an den Geschöpfen nicht ohne einen Hauch von Krankheit." Mitten aus dem Wirklichen und Greifbaren, das er aber auch schon mit den Untertönen des Seelischen begleitet, die allem Geschehen einen dumpfen, verhaltenen, aus den Tiefen des Unterbewußtseins herauftönenden Klang geben, führt er allmählich in das Geheimnisvolle und Rätselhafte, wo alles Sinnenfällige zu einer seltsamen Vision wird. Wie hinter silbrigen Schleiern, die sich lösend um alle harten Kanten legen, tritt die Welt des Wirklichen zurück. „Nicht im Wirklichen und Greifbaren", heißt es in Wassermanns neuestem Buche, das mir heute zur Besprechung vorliegt, „spielt sich das entscheidende Leben der Menschen ab. Das Tiefste, woran der Sterbliche seine Seele bindet, ist Rauch, ist Traum. So werden Glück und Unglück zu bloßen Namen."

In dem Novellenbande: „Die Schwestern" (S. Fischers Verlag, Berlin), der dieses Zitat enthält, erzählt Wassermann die Geschichten dreier Frauen: einer englischen Diebin, die während der Regierungszeit Georgs des Zweiten gehängt wurde, der Tochter eines hohen Beamten im Süden Frankreichs, die sich und einen Mann, den sie nie gekannt hat, unschuldig eines Mordes bezichtigt und sich dann in der Zelle des Geliebten, der zum Tode verurteilt wurde, tötet, und der wahnsinnigen Johanna von Kastilien, die mit der Leiche des Gatten, den sie um eines Treubruchs willen hat vergiften lassen, durch alle Länder zieht. Nicht ohne Absicht hat Wassermann diese drei Frauen als Schwestern bezeichnet. Aus ihrem Innersten, aus den Tiefen ihres Unterbewußtseins steigt ihnen die Gewalt, die ihr Schicksal bestimmt, dem sie sich weder entziehen wollen noch entziehen können. Es ist etwas traumhaft Visionäres in dem Wesen dieser Frauen, dem man nicht

nahe kommen kann; sobald man mit den Händen danach greifen und es halten will, löst es sich in Nebel auf und man faßt in Luft. Es ist darum auch nicht möglich, diesen drei Wassermannschen Erzählungen nahe zu kommen. Sie stehen und fallen damit, ob man diese Frauen glaubt oder nicht. Das aber ist es eben: man schwankt in diesem Glauben und weiß nicht recht, woran man sich halten soll; manchmal ist einem ihr Wesen ganz klar, man meint tief in ihre Seelen hinabsehen zu können wie in klares Wasser. Da plötzlich aber quillt aus verborgenen Tiefen ein Strom neuer, fremdartiger Empfindungen auf und stört die Klarheit und Ruhe des Spiegels. Das stärkste Befremden wird die wahnsinnige Johanna von Kastilien erregen, die erst ihrem Gatten sich versagt, daß die Sinnengier ihn geistig und körperlich krank macht, ihn dann mit ihrer Leidenschaft noch mehr erschöpft als durch ihr Versagen, und ihn, als sie von seiner Untreue erfährt, vergiften läßt, um zuletzt wahnsinnig mit seiner Leiche, in der ein Uhrwerk, das sie in die Brust hat einsetzen lassen, täuschend den Schlag des Herzens nachahmt, durch die Länder zu ziehen. Aber auch für Clarissa Mirabel werden die wenigsten Leser ein tiefergehendes Interesse übrig haben, ein geringeres jedenfalls als für den unglücklichen Bastide Grammont, der mit den Tieren, dem Wasser, dem Himmel, der Luft und den Früchten der Bäume verschwistert war und nun im Kerker auf den Tod durch Henkershand warten muß, den phantastischer Unverstand und Lüge ihm bereitet haben. Um so stärker ist die Wirkung der massenpsychologisch tief dringenden Darstellung von der Entstehung und dem Wachsen des Verdachtes, daß der greise Advokat Fualdes einem Morde zum Opfer gefallen sei. Wie in der immer regen Volksphantasie eine unbedachte Aeußerung und ein kleiner Zufall sich zu einem törichten romantischen Bilde von der Ausführung der Mordtat auswachsen, wie Furcht und Autosuggestion zu ansteckenden Krankheiten werden und immer mehr Menschen in das Verderben reißen, wie das erregte Volksgemüt nicht eher ruht, als bis die phantastischen Züge dieses Bildes von der Mordtat der Wirklichkeit oktroyiert sind und man jede Figur, die Furcht oder Suggestion schuf, gefunden und lebendig vor den Richter geschleppt hat, das ist meisterhaft und in einem so eindringlichen Stil geschildert, daß der Leser mitgehen muß. Trotzdem liegt die Bedeutung des Buches in der zweiten Novelle: Sara Malcolm. Es ist dem Dichter gelungen, die Seele der englischen Diebin beinahe bis in die Tiefen des Traums hinab zu erhellen, daß man die Empfindungswelt dieses Weibes mit dem Gefühl fast ganz begreifen kann, so absonderlich sie auch scheint. Das gibt dieser Novelle eine starke, geschlossene Wirkung.

Wenn unser Glaube an die drei Frauen des Wassermannschen Novellenbuches auch recht oft nicht standhalten will, so machen sie doch nicht den Eindruck des Erklügelten. So wie sie sind, hat der Dichter sie in sich ergriffen und dargestellt in vollster Ehrlichkeit. Gegen sie gehalten wirken die Menschen, die Heinrich Mann in seinem Novellenbuche: „Stürmische Morgen“ (Albert Langens Verlag, München) darstellt, unaufrichtig, unwahr und kalt. Es ist in der letzten Zeit in der Literatur Mode geworden, das Pubertätsproblem aufzurollen; man hat es, das nur zart und ehrfürchtig, mit reiner, menschlicher Güte behandelt werden sollte, sogar in das vergröbernde Licht der Bühne gezerrt. Heinrich Mann hat es verstanden, ironisch, witzig und geistvoll darüber zu plaudern, aber er hat es nicht vermocht, die Tiefen des Gemüts dieser an gefährlichem Abgrunde wandelnden Halbwüchslinge zu erschließen und damit echte tragische Wirkungen zu gewinnen. Denn es liegt eine Tragik in diesem Problem verborgen, wenn unsere Augen sie oft auch nicht sehen oder unsere reife Sicherheit sie vielleicht gar lächerlich findet. Aber diese Tragik unserm Herzen begreiflich zu machen, sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Gewalt vor uns aufwachsen zu lassen, ist Heinrich Mann, der herzlos Kalte, der alle Schmerzen der halbwüchsigen Jugend ironisch und von oben herab belächelt, nicht der Dichter. Das ist es wohl, was jedem, der sich ein warmes Herz und ein gesundes Gefühl bewahrt hat, dieses Buch abstoßend erscheinen lassen wird.

Die Geschichte einer Kindheit, allerdings ohne das eben erwähnte Problem zu streifen, erzählt auch Friedrich Huch in seinem Roman „Mao“ (S. Fischers Verlag, Berlin), die Geschichte einer Kindheit und doch auch wieder nicht die Geschichte einer Kindheit. In diesem Zwiespalt liegen Stärke und Schwäche der Huchschen Dichtung, für die ich nur widerstrebend die Bezeichnung: Roman brauchen würde, begründet. Thomas, der Sohn eines aus eigner Kraft zu Ehre und Ansehen emporgestiegenen Justizrates in einer mittelgroßen Stadt, hat, wie Agathon Geyer, eine Seele, die schon alt war, als er geboren wurde. Sie ist eins mit der Seele des alten Hauses, von dessen Wänden sein erster Schrei widerhallte, mit dessen Luft seine Brust alles Leben, alle Geheimnisse, alles Rätselvolle und Unirdische

in sich trank, das vom Keller bis zum Boden hinauf zwischen diesen altersgrauen Mauern webte. „Niemand kannte das Haus so wie Thomas. Dinge, auf die sonst keiner achtet, die man anblickt, ohne sie zu sehen, waren ihm stille und vertraute Freunde". Der Knabe sieht die Dinge nicht so, wie sie wirklich sind, sondern wie sein Gefühl sie erfaßt, und wenn sie sich ihm aufdringlich nähern und ein anderes Gesicht für ihn bekommen, das Gesicht, das sie in Wirklichkeit haben, werden sie ihm fremd, und er fühlt sich von ihnen abgestoßen. Diese Zerrissenheit der Welt in Ich und Umwelt ist der tiefe Schmerz des Knaben, der zwar in seine Brust hinabsinkt und nur manchmal dumpf und schwer sich regt, nicht aber mehr über die Bewußtseinsschwelle tritt, als man ihm, dem Knaben, das Leben der Wirklichkeit aufzwingt, der aber doch nicht vergeht. Die Seele der Dinge, die sich ihm mit der Seele des alten Hauses identifiziert, gewinnt zuletzt Gestalt in dem vom Alter tief gedunkelten Bilde eines Knaben, von dem niemand weiß, woher es stammt und wen es darstellt, und für den Thomas den seltsamen Namen Mao erfindet. Dieser Knabe wird ihm zum Phantom, in dem sich ihm alles Glück und alles Grauen verdichtet, das seine Seele durchrüttelt. Huch hat für diese Erlebnisse der Frühzeit eine so zwingende Darstellung gefunden, daß wir sie mit zu erleben meinen, als wären sie nichts als Erinnerungen aus unserer Kindheit. Vielleicht ist ihm dies um so besser gelungen, weil er allem Reichtum und allem Grauen, allem Glück und aller Verzweiflung dieser Erlebnisse Gestalt gegeben hat in diesem Bilde Maos. Das aber ist gewiß, daß Huch in der Identifizierung des Knaben mit der Seele des sterbenden Hauses zu weit gegangen ist und seiner Geschichte einer Kindheit damit den Reiz des Typischen genommen hat. Für seine Gestaltung des Problems war der Untergang des Jungen, in dem die langsam sterbende Seele des Hauses „noch einmal auf flackerte und menschliche Gestalt gewann", eine Notwendigkeit, da das Haus selbst zugrunde ging. Er ist es aber nicht für unser Empfinden. Die Tragik des Geschehens ist hier nicht so stark, daß wir sie menschlich begreifen. Den tragischen Ausgang hat die Kunst gedichtet, nicht die Erfahrung, nicht das Leben. Die äußere Wirkung wäre vielleicht schwächer gewesen, wenn Friedrich Huch gezeigt hätte, wie der Knabe, allmählich aus den Träumen seiner Kindheit sich lösend, Sinn gewinnt für die Realität des Lebens und die Zwiespältigkeit seines Wesens überwindet; die Echtheit und Innigkeit der seelischen Wirkung hätte er dadurch aber nur erhöhen können.

Den Beschluß des diesmonatlichen Berichtes möge ein neuer Roman von Karl Federn bilden: „Die Flamme des Lebens." (S. Fischers Verlag, Berlin.) Von Karl Federn, dem bekannten geistvollen Essayisten und Whitman-Uebersetzer, las ich vor einer Reihe von Jahren, es mögen fünf oder sechs sein, einen Roman: „Rosa-Maria" und zwei Novellen, deren Inhalt ich ganz vergessen habe; ich habe nur noch dunkel die Erinnerung an einen feingeistigen Genuß, wie man sich vielleicht nach Jahren noch an das Aroma eines besonders vorzüglichen Glases Wein erinnern mag. Ich fürchte, mit dem neuen Roman Federns wird es mir ebenso gehen. Ich war entzückt, als ich ihn vor fünf oder sechs Wochen las, aber ich spüre bereits, wie meine Erinnerung an seinen Inhalt zu verblassen beginnt, und es ist gut, daß die Verlegernotizen, die dem Buche beiliegen, sie wieder etwas auffrischen. Es ist ein bedeutendes Problem, das Federn in seinem Roman behandelt: Der letzte Sproß eines einstmals glänzenden, nun aber niedergebrochenen Geschlechtes will sich durch die Kraft seiner Persönlichkeit den Mächten der Vergangenheit entziehen. Er lernt die Tochter eines erblich belasteten Geschlechtes kennen, die ihm unter der Bedingung die Hand reicht, daß er sie töte, wenn sie ein Kind von ihm empfange. Da er dieses Versprechen nicht erfüllt, tötet sie sich selbst. Federn hat das Problem selbst in keiner Weise gelöst und nicht einmal den Versuch gemacht, das Schicksal der beiden Menschen aus dem rein Individuellen in das Typische zu erheben. Daraus ist, trotz glänzender Einzelvorzüge, ohne Zweifel die geringe Nachwirkung des Romans zu erklären, die ich an mir selbst beobachtet habe und die jeder Leser an sich gleichfalls wird beobachten können. Wenn ich heute den ganzen Roman überblicke, so fällt mir alles auseinander, die Handlung, das Schicksal des Mannes, das Schicksal der Frau, ja die Menschen (mit Ausnahme Gabrielens) sogar selbst — als ob es dem Dichter an schöpferischer Kraft gemangelt hätte, Menschen und Schicksale aus einem Guß zu geben.

Illustrierte Bibliographie.

Die Allgäuer Alpen. Land und Leute. Von Max Förderreuther. Mit 423 Abbildungen im Texte, 2 Karten und 26 Kunstbeilagen von E. T. Compton, Richard Mahn, Defregger u. a. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München, 1907.

Neben den wissenschaftlichen Geographiewerken, die große Ländergebiete eingehend und erschöpfend behandeln, werden Monographien über ein begrenztes Stückchen Land, das Heimatliebe angeschaut hat und schildert, immer ihren Wert und ihre Bedeutung behalten,

Kemptner Hütte. (Aufnahme von M. Rauch.)
Aus: Die Allgäuer Alpen. Land und Leute. Von Max Förderreuther. — Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München.

selbst wenn die Liebe zu seiner Heimatscholle den klaren, kritischen Blick des Verfassers getrübt haben sollte. Ja, in solchen Büchern erhöht ein bißchen Schönseherei, ein bißchen liebevolle Befangenheit nur noch den Reiz und den Wert der Darstellung, die uns das Fleckchen Erde, dessen offene und versteckte Schönheiten wir anschauen lernen, vertrauter macht, uns persönlich näher rückt als die beste wissenschaftliche Schilderung, aus der uns ein saurer Dunst von Stubenluft und Gelehrtenschweiß entgegenschlägt.

Auch Förderreuthers Darstellung des Landes und der Leute der Allgäuer Alpen ist ganz erfüllt von dem Duft der Heimatliebe. Lebendig weiß er uns alles nahezubringen, begeistert versteht er die großen Schönheiten seiner Heimat zu schildern, und mit feiner Kunst stellt er in das wundersame Bild der Natur, das er vor uns hingezaubert hat, die Menschen hinein in ihrer kraftvollen, wurzelechten Eigenart, mit den Freuden und Leiden, die ihre Heimat ihnen reicht. Es ist das Land zwischen dem Lech und der Bregenzer Ache, das er uns schildert, jenen beiden Bergflüssen, deren Quellen so nahe beieinander liegen und deren Wasser so weit auseinander kommen. Dieses Allgäuer Land, das in Einödsbach den südlichst gelegenen deutschen Ort umschließt, ist bemerkenswert durch die Schönheit und erstaunliche Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder, wie durch die Eigenart der Bewohner. „Von den einsamen Felshäuptern, um welche der ewige Schnee ein schimmerndes Stirnband schlingt, von den öden Karen, deren grausige Trümmerfelder zu lichtgrünen Matten niederziehen, kann man hier wandern bis zu den gesegneten Gefilden, wo der Lenz ein Blütenmeer, der Herbst eine Fülle von Obst und Wein beschert, wo die Edelkastanie reift und die Lusthäuser sich verbergen hinter prunkendem Blumenschmuck. Und auf dieser Wanderung kann man schauen, was Herz und Auge erfreut und den Geist zu sinnender Betrachtung anregt: geheimnisvolle Schriftzüge, von der rastlos schaffenden Natur in Stein und Schutt gegraben; reiches, fröhlich bewegtes Leben in Pflanzen- und Tierwelt; ernste Denkmäler, aufgerichtet von entschwundenen Menschengeschlechtern, und trauliche Heimstätten, in denen die lebenden Geschlechter schalten und walten, schaffen und feiern.“ Auf fröhlichen Wanderfahrten durch dieses gesegnete Land, die ihn durch reichbesiedelte, gewerbfleißige Täler und auf hohe Berggipfel führten, von denen das Auge herrliche Aussicht über Bergwirrnis und grüne Ebenen genießt, durch weglose Schluchten und ein-

Büste der Malerin Angelika Kaufmann in Schwarzenberg.
Aus: Die Allgäuer Alpen. Land und Leute. Von Max Förderreuther. — Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München.

same Wälder, ist in dem Verfasser der Plan zu diesem Werke entstanden, und darum weht in ihm auch frische Bergluft, darum hört man in ihm das Rauschen der Wälder und Klingen der Quellen, darum fühlt man die Oede der Bergwildnis und erfreut sich an der Lebendigkeit und Lieblichkeit der Tallandschaften.

Nachdem Max Förderreuther die Entstehungsgeschichte dieses Landes erzählt und den Leser kreuz und quer durch seine Heimat geführt hat, gibt er eine lebendige und erschöpfende Schilderung des Pflanzenkleides, das die Farben und Formen der Landschaft bereichert, von dem schweren Brokat der Fruchtfelder in den Tälern und der Ebene bis zum grünen buntgestickten Seidentüchlein, das die Berge sich um die Schultern geschlungen haben. Im vierten Abschnitt, der über „Wild und Weidwerk" berichtet, wird uns vom Bären und vom Wolf, vom Steinadler und vom Luchs in ebenso interessanter Weise erzählt, wie von dem Wild, das heute noch in zahlreichen Rudeln die Wälder des Allgäu belebt. Der nächste Abschnitt: „Denkmäler der Geschichte" leitet bereits zu den Menschen über, die auf diesem Boden gewachsen sind, und informiert den Leser über die Keltenzeit und die Zeit der Römerherrschaft, plaudert über Burgställe und Ruinen, von Verfassung und Rechtswesen, Handel und Verkehr, Kriegsnot und den früheren Landeshoheiten. Der sechste Abschnitt macht den Leser bekannt mit dem gegenwärtigen Geschlecht, gibt eine Charakteristik der Bewohner, berichtet von Autodidakten, Baschtlern und Künstlern, über Tracht, Lebensweise und Mundart. Die beiden letzten größeren Abschnitte zeigen, wie dieses Geschlecht wohnt und lebt. Wir lernen sowohl die Wohnstätten der älteren Zeit kennen, als auch das Allgäuer Bauernhaus, das Wälderhaus und das Walserhaus, wie es gegenwärtig noch ein warmes, praktisches und gemütliches Heim der Bauern des Allgäu ist. In diesem Abschnitt führt der Verfasser uns auch durch die Ortschaften der Bezirksamtsgebiete Kempten, Lindau, Sonthofen und Füssen, durch die Allgäuer Ortschaften Tirols und Vorarlbergs. Unter den Erwerbszweigen der Bewohner nehmen Viehzucht und Milchwirtschaft den ersten Platz ein. Wir

Der Stuibenfall im Oytal. (Aufnahme von Rauch.)
Aus: Die Allgäuer Alpen. Land und Leute. Von Max Förderreuther. — Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München.

hören darum von Pferde-, Schaf- und Ziegenzucht und von der Heuernte, erfahren, wie der Wohlstand der Bewohner durch Holznutzung, Bergbau und Industrie im Wachsen begriffen ist, und welchen Aufschwung Fremdenverkehr und Verkehrsverhältnisse genommen haben. Eine Charakteristik der Jahreszeiten in diesem Lande macht den Schluß.

Aus: Die Allgäuer Alpen. Land und Leute. Von Max Förderreuther. — Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München.
Sennküche mit Dampfbetrieb (in Engelitz bei Heratz).

Der Verlag hat dem Buche eine vornehme, gediegene Ausstattung zuteil werden lassen, hat es mit 26 Kunstbeilagen geschmückt, von denen eine Anzahl Vierfarbendrucke, auf dunklem Karton aufgezogen, eine prächtige Wirkung ausüben. Die überaus zahlreichen Abbildungen im Texte ergänzen diesen in vortrefflicher Weise. A. F. K.

Bibliographische Notizen.

Naturgeschichte des Tierreiches für die Jugend. Von Professor Dr. W. Marschall. Nach Theodor Wood. Nürnberg, Verlag von E. Nister. Preis geb. Mk. 7.50.

Was der Engländer und der Amerikaner für sein Kind tut, das kann sich auch der Deutsche leisten, — von diesem Grundsatz ging der bekannte Verlag E. Nister in Nürnberg aus, der schon durch zahlreiche treffliche Jugendschriften sich rühmlich hervorgetan hat, als er die Herausgabe dieses prächtigen Werkes unternahm. Ein solches Buch in den Händen der heranwachsenden Jugend zu wissen, muß das Herz jedes Menschenfreundes mit Freude und Genugtuung erfüllen. Es wird dem empfänglichen Sinn mehr gesunde Nahrung zuführen, als zwanzig Indianergeschichten, die nur zu oft die Phantasie in ungesunde Schwingungen versetzen. Doch auch den Erwachsenen interessiert diese Naturgeschichte, die in ihrer gedrängten Form, ihrem belebten Stil sich jedem Verständnis anpaßt und mit 28 bunten Tafeln und 358 Abbildungen das Auge erfreut. Sie beginnt mit den höchsten Formen des Tierlebens, steigt zu niedern herab und schließt mit den niedersten. Von der Klugheit der Affen bringt sie zahlreiche Beispiele, die jeden jungen Sinn fesseln werden. Er erfährt, daß die Gibbons, die ihre Arme im Nacken falten, wenn sie laufen, in den Wäldern sonderbare Konzerte geben bei Sonnenaufgang und Untergang; daß die Nasenaffen beim Klettern sich schützend die Hand vor die lange Nase legen; daß der Dianaaffe während des Trinkens den Bart sorgsam zurückhält, um ihn nicht naß zu machen. Ergriffen wird der Leser dem tödlich verwundeten Orang-Utan folgen, der sich eine Plattform aus Aesten baut, um auf ihr zu sterben. Die einzigen Affen Europas sind die Makaken in Gibraltar, wie der Verfasser höflich behauptet, und auch diese sind schon im Aussterben begriffen.

Es ist bedeutsam, wie wenig wir im allgemeinen von den Tieren wissen, die mit uns leben. Mit welcher Freude wird die Jugend die seltsamen Dinge von der Fledermaus hören, dem Igel oder gar dem klugen Maulwurf, der sich Cisternen anlegt, weil er gar so sehr am Durste leidet, und seine Burg mit labyrinthischen Gängen versieht, durch die er jedem Feind rasch entschlüpft. Wie viel Prächtiges erfährt sie von den Vögeln, vom Albatros, der monatelang über dem Meer fliegen kann, ohne zu ruhen, vom Turmfalken, „der Augen hat wie Fernrohre", von der Singdrossel, die auf einem Stein die Schneckenschale mit dem Schnabel zerschlägt. Staunend wird sie der Klugheit gewahr, die jedes Tier zu seinem Besten leitet. Und kommt sie zu den Fischen und Insekten, da wird das Staunen nicht enden über die Fülle von Schönheit in mannigfaltigen Gestalten, die weise Anordnung, die so manche nur zu Dienern stellt und sie das große Reinmachen in dem Haushalt der Natur besorgen, alles Verwesende vertilgen heißt.

Dies Buch ist ein freundlicher heiterer Lehrer, der fesselnd zu erzählen versteht und der heranwachsenden Jugend als ein wahrer Freund zur Seite gestellt werden kann. Spielend macht er sie mit dem ungeheuern wundervollen Organismus der Natur vertraut. Eine Kenntnis des Lebens wird ihr zuteil, die dem, der sich rüstet, in den Kampf des Erwerbens zu treten, tausendfache Kräfte offenbart . . .

Daß der Verlag trotz der bedeutenden Herstellungskosten das schöne Werk vielen zugänglich macht, muß besonders rühmend hervorgehoben werden.

Maria Stona.

W. Stavenhagen, Hauptmann a. D.:

1) **Der Kampf um Sperrbefestigungen.** Mit einer Tafel in Steindruck, enthaltend technische Einzelheiten des Angriffs. — Sondershausen, Eupel.

2) **Die Feldbefestigung.** — Berlin, Mittler.

3) **Ueber Himmelsbeobachtungen in militärischer Beleuchtung.** — Berlin, Treptow-Sternwarte.

4) **Bohen.** Wien, C. W. Stern.

5) **Ueber die altgriechische Militär-Schriftstellerei.** Wien, C. W. Stern.

In dem Heft „Kampf um Sperrbefestigungen" liefert der Verfasser einen Nachtrag zum „Grundriß des Festungskrieges" für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. Die äußerst klare Darstellung basiert auf den jüngsten Kriegserfahrungen und den daraus hergeleiteten neuesten Vorschriften, sowie auf dem eigenen Urteil. — Der vom Verfasser herausgegebene „Grundriß des Festungskrieges" hat bereits allgemeine Anerkennung, auch eine Uebersetzung ins Japanische erfahren. —

Die „Feldbefestigung" bildet einen Nachtrag zur 3. Auflage vom „Grundriß

der Befestigungslehre", wichtig für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine.

Auf knappstem Raum sind alle wesentlichen Veränderungen der bezüglichen Vorschriften und Reglements berücksichtigt und die Abfassung eine derartige, daß eine selbständige Benutzung des Heftes auch ohne das Hauptwerk ermöglicht ist. 52 Skizzen erläutern den Text. Auf das Heft sei hiermit besonders hingewiesen.

In der Schrift „Ueber Himmelsbeobachtungen" gibt der Verfasser unter der Voraussetzung nur elementarer Kenntnisse eine kurze, verständliche Anleitung zur Orientierung im Gelände für militärische Zwecke. Die allgemeines Interesse beanspruchende Arbeit sei im speziellen den Offizieren aller Waffen empfohlen. Eine Sternentafel ist dem Heft beigegeben.

In dem Heft „Boyen" entrollt der Verfasser in knapper Fassung ein interessantes Bild von dem Lebensgange des ersten Kriegsministers in Preußen — eines Mannes, der neben eisernem Pflichtgefühl tiefe Geistes- und Herzensbildung sowie ein warmes Herz für Kameraden und Untergebene und Interesse für die unteren Klassen des Volkes besaß.

Das letztgenannte Heft enthält, auf Grund sorgfältig gesichteten Quellenmaterials, eine recht interessante, empfehlenswerte Studie. K.

Berlin-Bagdad. Das deutsche Weltreich im Zeitalter der Luftschiffahrt von 1910—1931. Von Rudolf Martin. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Verfasser dürfte bereits durch sein Buch: „Die Zukunft Rußlands" weiteren Kreisen bekannt geworden sein. In dem vorliegenden Buche beschäftigt er sich mit der Zukunft Deutschlands. Seiner Phantasie läßt er hierbei gewaltig die Zügel schießen und baut mit Hilfe der weit ausgebildeten Luftschiffahrt seine Luftschlösser. Der Verfasser wartet aber in der Zeit nicht lange, sondern beginnt seinen 35 Kapitel umfassenden Zukunftsroman bereits mit dem Jahre 1910. Die Konstrukteure der Luftschiffe werden sich also sehr beeilen müssen, wenn nach des Verfassers Annahme Schlachtluftschiffe sich am Kriege beteiligen sollen. Um einen allgemeinen Ueberblick zu geben, seien hier einige Kapitelüberschriften angeführt: „Sieg japanischer Luftschiffe am 14. März 1913, Kriegserklärung Deutschlands an die russische Republik am 19. April 1916, der Feind 5000 m hoch nach Berlin, Bombardement der Stadt Berlin durch die Suwarowschen Luftschiffe, das deutsche Weltreich von Berlin bis Bagdad, Sozialdemokratie und Luftschiffahrt, vom Staat bezahlte Streiks u. s. w." — Aus den letzten beiden Ueberschriften dürfte zu ersehen sein, daß der Verfasser nicht nur das rein politische Gebiet, sondern auch das Gebiet der Sozialpolitik in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen und sich die Zukunft nach seinen Ideen ausgemalt hat. K.

Friedrich Nietzsches Werke. Taschen-Ausgabe. Band I/II. Leipzig, Verlag C. G. Naumann.

Ueber die Propheten der modernen Kultur eine Kritik zu schreiben, ist müßig. Friedrich Nietzsche hat nicht nur seine Gemeinde; die seine große Kraft und seine tiefe Kunst bewundern, mehren sich von Tag zu Tag.

Und darum sei nur als höchstes Lob dieser Taschenausgabe gesagt: es wird ihr gelingen — vermöge ihrer vornehmen Ausstattung, ihrer fürsorglichen Auswahl und nicht zu vergessen: durch den liebevollen und verständnisinnigen Kommentar der Schwester Nietzsches, Elisabeth Förster — den größten Psychologen und weisesten Philosophen des XIX. Jahrhunderts populär zu machen. Und dafür müssen wir der Verlagsbuchhandlung, die diese billige Ausgabe veranstaltete, Dank wissen. A. Halbert.

Tiefe Feuer. Ausgewählte Gedichte. Von Paul Friedrich. Berlin, Gose und Tetzlaff.

Im Verlage von Gose & Tetzlaff, Berlin, hat Paul Friedrich, der sich schon früher namentlich durch dramatisches und essayistisches Schaffen einen guten Namen gemacht hat, neuerdings einen Sammelband reifer Lyrik unter dem Titel „Tiefe Feuer" herausgegeben. Da seine Produktion volle zehn Jahre umspannt, ist eine gewisse Ungleichwertigkeit der einzelnen Stücke selbstverständlich; in den gelungensten Partien des Buches aber, namentlich in den letzten tief und stark empfundenen religiösen und hymnischen freien Rhythmen, erhebt sich Friedrichs Lyrik oft zu bedeutender Höhe und zu den Wirkungen des großen Stils. Wir haben es hier mit einer in unserm oft allzuweichlichen und „weiblichen" Zeitalter erfreulich männlichen und kraftvollen Natur zu tun, die aber dennoch von modernen Kämpfen, Problemen und Verfeinerungen berührt ist und nicht nur, wie jeder echte Dramatiker, latente und gebundene, sondern auch ein tüchtiges Maß freiströmender und packender Lyrik besitzt. Der größte

Vorzug des Buches ist, daß es eine Persönlichkeit- und Erlebnis-Einheit fühlen läßt, statt in zusammenhanglose und halbwahre Stimmungen zu zerflattern. K. W. G.

Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. Vierte und fünfte Auflage. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung.

Die beiden Schutzheiligen der Kunst, Schönheit und Wahrheit, wirken durch Einfachheit und Natürlichkeit Wunder. Das bezeugt dieses Buch. Seine wiederholten Auflagen beweisen, daß in unsrer raffinierten Zeit eine ungekünstelte, schlichte Erzählung noch viele Leser und Liebhaber findet. N.

Rosen und Reben. Gedichte von Georg Brinkmann. Wellingholzhausen i. Han., G. Brinkmann.

Die lyrischen Gedichte enthalten manches Tiefempfundene, Anmutige und Ansprechende, die epischen zeigen Talent für die volkstümliche Erzählung. N.

Die Motive aus dem Ring Richard Wagners. Lyrische Nachdichtungen von Othmar und Erika Rheinsch. Wien u. Leipzig, Gerlach & Wiedling.

Wagner gab sich in seinem Ring nicht mit kleinlichen Spielereien ab, gab nicht den Buchstaben, sondern den Geist jener gewaltigen altdeutschen Poesie wieder. Deshalb erscheint jede lyrische Nachdichtung seiner Motive, sei sie auch noch so vollendet, überflüssig und matt. Musik wendet sich an das Gemüt, spricht von Seele zu Seele, braucht nicht übersetzt zu werden. N.

Unter dem Halbmond. Von Knut Hamsun. Uebersetzt von Gertrud Ingeborg Klett. München, Albert Langen.

Man sollte meinen, es sei unmöglich, noch etwas Neues über Konstantinopel zu schreiben. Irrtum. Knut Hamsun tat es. Und seine geistreichen und amüsanten Betrachtungen erzählt er so flott, in so leichter Form, wenn auch mit tiefem Verständnis für den Orient, daß man meint, nie etwas Reizvolleres über Land und Leute in der Türkei gelesen zu haben. Jede Meinung, z. B. die über den Wert des Nicht-Arbeitens, braucht man ja nicht zu teilen. Im Gegenteil, durch den leisen Widerspruch, den das Büchlein weckt, wird es noch anziehender.
M. Kr.

Übersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar. Zu ihrem hundertjährigen Todestage. Von Eleonore v. Bojanowski. Deutsche Rundschau 33, 7 (April 1907).

Atlantischer und Stiller Ozean. Geographische Gegensätze von B. Bruhns. Die Grenzboten 66, 15 u. 16 (11. u. 18. April 1907).

Bierbaum, Otto Julius. Von Josef August Beringer. Das literar. Echo IX, 14 (April 1907).

Brahms, Johannes, in seiner Kammermusik. Von Karl Söhle. Kunstwart 20, 13 (April 1907).

Buchholz, Carl. Von Hans Rosenhagen. Kunst und Künstler V, 7 (April 1907).

Butti, E. A. Von Helen Zimmern. Das literarische Echo. IX, 15 (Mai 1907).

Geissler, Max. Eine literarische Studie. Von Friedrich Wiegershaus. Heimgarten 31, 7 (April 1907).

Gladstones religiöse Stellung. Von Urban Zurburg. Hochland IV, 7 (April 1907).

(Hardy.) — Thomas Hardys Napoleonsdrama. Von Beda Prilipp. Die Grenzboten 66, 16 (18. April 1907).

Kalifornische Autoren der Gegenwart. Von A. v. Ende. Aus fremden Zungen. XVII (1907), Heft 8.

Kolberg 1807. Ein Ruhmesblatt der preussischen Kriegsgeschichte. Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen. Strassburger Post 1907, No. 380 u. 383 (8. u. 9. April).

Lavater). — Die physiognomischen Methoden Lavaters. Von Dr. Johannes Brodersen. Preussische Jahrbücher 128, 1 (April 1907).

Lagerlöf, Selma. Von Johannes Jörgensen. Hochland IV, 8 (Mai 1907).

Madeira. Von Klara Fincke. Die Grenzboten 66, 13 (28. März 1907).

Mistrals, Frédéric, Memoiren. Von Anna Brunnemann. Aus fremden Zungen XVII (1907), 7.

Persönlichkeit und ihre Stellung zur Ideenwelt, Die. Von Joseph Mausbach. Hochland IV, 8 (Mai 1907).

Porträtminiaturen. Von W. von Carnap. Die Kunst VIII, 7 (April 1907).

Provence, Aus der. IV. Griechisches. Les Baux. Félibres. V. Marseille. Von Theodor Birt. Deutsche Rundschau 33, 7 (April 1907).

Recke, Elisa von der. Von Rudolf Kayser. Preussische Jahrbücher 128, 1 (April 1907).

Schmitthenner, Adolf. Geb. in Neckarbischofsheim 24. Mai 1854, gest. in Heidelberg 22. Januar 1907. Eine Erinnerung von Richard Weitbrecht. Die Grenzboten 66, 15 (11. April 1907).

Tolstoi contra Shakespere. Von F. Avenarius. Kunstwart 20, 13 (April 1907).

(Toulouse-Lautrec.) — Das lithographische Werk Henri de Toulouse-Lautrecs. Von A. W. Heymel. Kunst und Künstler V, 7 (April 1907).

(Veltheim.) — Ein Verschollener: Hans, Graf von Veltheim, der Dramatiker. Von Leop. Weber. Kunstwart 20, 14 (Apr. 1907).

Die Wedell-Usedomsche Beschwerde über den Minister Manteuffel. Von Heinrich von Poschinger. I. Die Grenzboten 66, 16 (18. April 1907).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Aanrud, Hans, Sidsel Langröckchen. Leipzig, Georg Merseburger.

Ahlberg, B. M., Ein modernes Mädchen. Deutsch von M. Iven. (Engelhorns Roman-Bibliothek. 23. Jahrgang. Bd. 15.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Alvor, Peter, Das neue Shakespeare-Evangelium. 2. vermehrte Auflage. Mit 5 Porträts, 4 Unterschriften und 2 Brief-Faksimiles. Hannover, Adolf Sponholtz Verlag.

Axamethy-Racher, Rosa, Aus tiefster Brust. Ein Bändchen Lyrik. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Axelrod, Dr. Ida, Hermann Sudermann. Eine Studie. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Bayer, Edmund, Lose Blätter. Kulturgeschichtliche Skizzen und Plaudereien. Magdeburg-A., R. Zacharias.

Bennett, Arnold, Ein grosser Mann. Eine lustige Geschichte. Deutsch von Emmy Becher. (Engelhorns Roman-Bibliothek. 23. Jahrgang. Band 16.) Stuttgart, J. Engelhorn.)

Berichte der Deutschen graphologischen Gesellschaft. I. Jahrgang 1897. Neue Ausgabe u. II. Jahrgang 1898, dito. Mit Schriftproben und Figuren im Text. München, Deutsche graphologische Gesellschaft.

Bräutigam, Ludwig, Die Erlösung von der Geldgier. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Carpenter, Edward, Das Mittelgeschlecht. Eine Reihe von Abhandlungen über ein zeitgemässes Problem. Deutsch von Dr. L. Bergfeld. München, Seitz & Schauer.

Dembritzka, Mara von, Moderne Zigeunerlieder. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Ehebrecht, Fritz, Traum und Wahrheit. Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Eisenbahnen Afrikas, Die. Grundlagen und Gesichtspunkte für eine koloniale Eisenbahnpolitik in Afrika. Dem Reichstag vorgelegte Denkschrift No. 262. (363 Seiten stark.)

Freimark, Hans, Helena Petrovna Blavatzky. Eine Studie. Mit vier Porträts und einem Faksimile der Handschrift. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau.)

Friedens-Blätter. Monatsschrift zur Pflege des religiösen Lebens u. Friedens. XI. Jahrg. Heft 7. April 1907. Würzburg, Göbel und Scherer. (Heinr. Klemmer.)

Gesetz zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit und der venerischen Ansteckung. Bestätigt von Se. Majestät König Friedrich VIII. am 30. März 1906. Leipzig, H. G. Wallmann.

Goldschmidt, Kurt Walter, Chaos und Kosmos. Ausgewählte Dichtungen. Berlin, Gose u. Tetzlaff.

Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst. Herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann O. S. B. 5. Jahrg. 1907. Heft 4. April. Münster i. W., Alphonsusbuchhandl.

Greve, Felix Paul, Maurermeister Ihles Haus. Roman. Berlin, Karl Schnabel.

Grobe-Wutischky, Arthur, Johanna Denkert. Erzählung. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Grünewald, Alfred, Vom Lachen und vom Müdesein. Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Gruenstein, Josef, Babel-Berlin. Typen und Schicksale. Berlin, Karl Siegismund.

Gurlitt, Ludwig, Mein Kampf um die Wahrheit. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Hansjakob, Heinrich, Ausgewählte Erzählungen. Volksausgabe. I. Band. Waldleute Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

— Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. 2. Aufl. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Hertzsch, Robert Hugo, 1. Eine begründete Seelenwanderungshypothese. 2. Ein streng mathematischer Gottesbeweis auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Leipzig, R. H. Hertzsch.

Homers Ilias von Hermann Grimm. 2. Auflage in einem Bande. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Jacobsen, Johannes, Ebbe und Flut. Erzählung aus der Zeit der Befreiung Schleswig-Holsteins. Flensburg, G. Soltau.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1906. XIII. Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters.

Jugend- und Volks-Bibliothek, Naturwissenschaftliche. Bändchen 37. 38. 39. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Key, Ellen, Das Jahrhundert des Kindes. Studien. Volksausgabe in gekürzter und veränderter Form. Berlin, S. Fischer.

— Persönlichkeit und Schönheit in ihren gesellschaftlichen und geselligen Wirkungen. Berlin, S. Fischer, Verlag.

Kieser, Thilo, Klatschmohn. Gedichte. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst u. Musik.

Klemperer, Victor, Adolf Wilbrandt. Eine Studie über seine Werke. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Klob, Karl M., Der Rothenburger. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. München, Rubinverlag.

Kosmos. Handweiser für Naturfreunde. IV. Bd. 1907. Heft 2. 3. 4. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Kunstwart. Herausgeber F. Avenarius. XX. Jahrgang. Heft 14. München, Georg D. W. Callwey.

Leben, Theosophisches. Monatsschrift. IX. Jahrgang. No. 12. März 1907. Berlin, Paul Raatz.

— X. Jahrgang. No. 1. April 1907. Berlin, Paul Raatz.

Mensch, Der, und die Erde. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit ersten Fachmännern. Lieferung 20. 21. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Meyer, Dr. M. Wilh., Aegyptische Finsternis. Meine Reise nach Assuan zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis vom 30. August 1905. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und vier farbigen Tafeln. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Meyers Grosses Konversations-Lexikon. 6. Auflage. 16. Band. Plaketten bis Rinteln. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Miessner, Wilhelm, Die Unzulänglichen. Novellenfolge. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Monatshefte, Graphologische. Archiv für Psychodiagnostik und Charakterologie. Organ der deutschen Graphologischen Gesellschaft. VIII. Band No. 1—2 und IX. Band No. 3—4. München, Deutsche Graphologische Gesellsch.
Musik-Mappe, Die. Band I. Heft 31. Tänze. Leipzig, W. Vobach & Co.
Noack, Friedrich, Deutsches Leben in Rom. 1700—1900. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Oscar, Carl, Aretin. Trauerspiel in fünf Aufzügen und einem Vorspiel. Leipzig, Oswald Mutze.
Poritzky, J. E., Meine Hölle. Sammlung menschlicher Dokumente. Berlin (Schleswiger Ufer 6.), Dr. J. E. Poritzky.
Praxis, Graphologische. Herausgegeben für die Mitglieder der Deutschen graphologischen Gesellschaft. VII. Band. Redigiert von Hans H. Busse. No. 1. München, Deutsche graphologische Gesellschaft.
Radunz, Karl, 100 Jahre Dampfschiffahrt 1807—1907. Schilderungen und Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte des Dampfschiffes. Mit 125 Abbildungen und zwei Tafeln: Längs- und Querschnitt des Dampfers „Amerika“. Rostock i. M., C. J. E. Volckmann Nachfolger.
Reinke, Dr. J., Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen. Berlin, Gebrüder Paetel.
Rundschau, Deutsche, für Geographie u. Statistik. Mit anderen herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. XXIX. Jahrg. Heft 8. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Saudek, Robert, Eine Gymnasiasten-Tragödie in vier Aufzügen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.
Schönheit und Gymnastik, zur Aesthetik der Leibeserziehung. Von E. A. Schmidt, K. Möller, M. Radczwill. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.
Schule, Neue Deutsche. Ein Elternblatt. I. Jahrgang. Heft 5. (März—April 1907.) Leipzig, Deutscher Kulturverlag G. m. b. H.
Stavenhagen, W., Ueber das deutsche Ingenieur- und Pionierwesen. Sonderabdruck aus „Die Militärische Welt“. 1907, Heft 12. (März.) Wien, C. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner).
Sternbach, Hermann, Ein Erntelied der Liebe und des Lebens. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Stoll-Lamer, Die Sagen des klassischen Altertums. Leipzig, B. G. Teubner.
Strasburger, Egon Hugo, Mit auf die Lebensreise. Weisheiten und Torheiten. Berlin, Schall & Rentel.
Traducteur, Le. Halbmonatsschrift zum Studium der französischen und deutschen Sprache. XV. 1907. No. 7. u. 8. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Traducteur“.
Translator, The. Halbmonatsschrift zum Studium der englischen und deutschen Sprache. IV. 1907. No. 7. u. 8. La Chaux-de-Fonds (Schweiz), Verlag des „Translator“.
Ticho, Robert, Aus Stunden der Sehnsucht. Gedichte. Brünn, L. & A. Brecher.
Volksbücher, Religionsgeschichtliche. Herausgegeben von Fr. Michael Schiele-Tübingen. III. Reihe. Heft 8. Christentum und Islam von Prof. Dr. C. H. Becker-Heidelberg. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
Welt, Photographische. Monatsblatt für Amateur- und Fachphotographen. Bd. XXI. Heft 4. April 1907. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag M. Eger.
Wilbrandt, Adolf, Lieder und Bilder. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.
Zur Erinnerung an B. A. Dunker 1746 bis 1807. Bern, Falkenplatz 11, Länggasse, Gustav Grunau.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau

April l907.

Inhalt.

liierzu «in Portrait: Ztevhan Zinding.
Radierung von Doris Raab in München.

»Nor» und 3»»' «schein» »m An<»ng jede» m»n>>!» in y»f»»n ml! j« «in« Rnnftloilag».
—»^ p«!, p« «Vnorlal <« hefte! « M«l. —»»

n unsere Nbnnnenten!

ie bereits erschienenen Vände von

Nord und Süd"

können entweder in komplett öroschierten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Oreis pro Vand (—3 Hefte) bro> schiert 6 Mark, gebunden in feinstem Original»<Linband mit reicher Goldpressung und 5chwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original- GinVanööecksn

im 5til des jetzigen Heft»Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer teinwand, und stehen solche zu Vand t^XXI (April bis ^uni l90?), wie auch zu den früheren Vänden I—(^XX stets zur Verfügung. — Ver Oreis ist nur I Mark 50 Of. pro Vecke.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst 50 Vf. für Frankatur) das Gewünschte zu expedieren.

Verlin.

3. öchottlaenders öchlesische verlagS'Anstal»
«. m. b. ß,

(Vestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.
Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und öüd"
2. 2chllttl»«nd»l» Vchllfilch« V»lllz«anst»lt <8, m. b. ß, in Vnlin
Expl. Band:
Elegant broschiert zum Preise von Ml. 6.— pro Band (— 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von Ml, 8.— pro Band.
Expl. Heft:,
zum Preise von Ml. 2.— pro Keft.
Expl. Einbanddecke zu Vd
zum Preise von Ml. l.50 pro Decke.
Mohnung: Non«:
Um g«st. «cht lxulNch« Namen»» und W»hi«ng«>ngal>« Mi» «ilucht.

Aord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Hunderteinundzwanzigfter Vand.
Mlt I>«n Portrait» von:
Ltephan LIndlng,
radiert »on Dori» ?lll»d <n München,
Rudolf Pi«»b«r, Ludwig »anghofer,
radier! von Andrea» Pickel in Nürnberg.
U " ! V 7.
/
Werliu
5. 5chottl»en>««« 5chl«slsch, verlag,'Anstalt
V, m, b tz.

Inhalt des 5 2 i - Bandes.

April — Mgi — Mni.

M7.

Inhalt de« ^2,. Vandes.

Mit den Portrait? von:

Stephan 5inding,
radiert von Voriz Raab in München,

Rudolf presber, tudwig Ganghofer,
radiert von Andrea? Pickel in Nürnberg.

seiden.

3er Roman eines Anaben.

von

Pora Zuncker.

— Veili», ^

I.

urch das sanft in den Abend verdämmernde Tageslicht schritt
ein junger Mensch die gerade, gut gehaltene Straße von der
uni den anmutigen grünen See gelagerten Villenkolonie,
nach dein kleinen märkischen Torf, das zwischen Obstbäumen friedlich
eingebettet lag.

Heut, an diesem Vorfriihlingsabend, standen die Bäume »ml, blatt
und bliitenlos da: nur hier und da zeigten sich an den nach Osten zuge-
wandten Zweigen kleine runde, dunkelbraun glänzende Knospen, zwischen
denen es geheimnisvoll weif; und bellrosa schimmerte und die nahe Vlütr
kündete,

Ter junge Mensch, der auf der stillen Straße hinschritt, beobachtete
mit aufmerksamen nachdenklichen Augen das langsame Erwachen der
Natur aus dem langen Winterschlaf, das Aufsprießen der Wintersaat,
die ersten jungen Triebe an den Vüschen, die strcckenweis die Ttraße
umsäumten, die kaum erblühten Schneeglockcn nnd Krokus in den kleinen
stakciumzäunten Vaucrngärten,

Wie er so durch die zunehmende Tämmerung schritt, machte er noch
fast den Eindruck eines Knaben, mochte auch, obwohl er lang aufgeschossen
war, das sechzehnte ,>ahr kaum überschritten haben. Nur die ernsten,
nachdenklichen, tiefdnnklen Augen in dem feinen, regelmäßigen Gesicht
widersprachen dem kaum jüuglingsbafien Eindruck, den der Tabiuschrei-
tende machte.

Nachdem er eine Strecke der Hauptstraße hinter sich hatte, bog er in
eine kleine Tcitenstraßc ab, die auf grünes Wiefenlcmd binauslief,

In dem Vorgärtchen eines der ersten einstöckigen Häuser stand ein?
ältliche Frau in halb ländlicher Tracht und begoß, dazwischen sorgfältig
hie und da die Erde betastend, die aufkeimende Gcmüsesnat.
Als sie Schritte auf der Straße hörte, wandte sie sich rasch und lebhaft
um und trocknete, da sie den ^äbertommeuden erkannte, die Meßkanne
schnell beiseite setzend, die Hände nn der blauen Hansicknirzc ab.
„Ach, der Herr Graf/' sagte sie mit einem Gemisch von Freude und
gutartiger Untcrwiirfigkeit,
Ter funge Mensch nntcrbrach sie rasch i>»d liebenswürdig.
„Mama Waßmann, wie oft soll ich Sic noch bitten, den Grafen
beiseite zu lassen. Ich bin und bleibe für Sie der Helmut Uippiug, der
ich immer war, seit ich mit dem Franz hier die erste Schulbank gedrückt.
Wo steckt er denn? Büffelt er noch immer, selbst in den Osterserien?"
Über das faltige Gesicht der Frau zog ein stolzes Leuchten. „Ja
freilich. Er ist doch nun bald nah ans .Abitur'. Heut morgen war er
in Verlin bei feinem Ordinarius, und da hat er wieder einen ganzen
Haufen Vücher mitgebracht. Vei denen fitzt er nun."
Helmut Kippina, lachte und nahm einen kleinen Stein von der Land-
straße auf, den er geschickt gegen die geschlossene Scheibe des Mittel-
fcnsters im ersten, dicht unter dem Tach gelegenen Stock warf.
Nasch wurden die Scheiben geöffnet. Ein frisches Gesicht mit einer
auffallend hohen Stirn, über die schlichtes blondes Haar fiel, sah heraus.
„Guten Abend, Helmut. Famos, daß du kommst. Aber eine Viertel«
stunde mußt du noch zu Vater hineingehen. Ich balge mich noch mit einem
verflirteu mathematischen Problem."
Helmut nickte dem Freunde zu.
„Laß dich nicht stören, Franz. Venu dein Vater mich brauchen tmm,
um so besser."
Ter andere hatte die 3ck>eibe» schon wieder geschlossen, ohne die Ant
wort des Freundes abzuwarten.
„Kann ich ein bißchen mit Ihrem Mann plaudern, Fran Waß-
mann?"
„Wie Sic aber auch fragen, Herr Graf - " fie verbesserte sich schnell
- „Herr Helmut. ^ Mein Man» hat schon alle Tage nach Ihnen
gefragt."
„Ich konnte schlecht abkommen. Wenn die Mama nicht zu Hause
ist, läßt der Papa mich ungern fort."
„Ist die Frau Gräfin schem verreist? So sriib im Jahr?"
Helmuts Augen leuchtete,! ans.
„Eine Vernfsreiie, liebe Fran Waßmann. Tie Mama ist i>,
München, nm eine kleine intime Ausstellung zu arrangieren. Ihre
Bilder und die weniger erlesener Kunstgenossen, die denselben Stil pflegen
wie die Mama," sagte Helmut stolz.

leiden. 3
Sic waren inzwischen auf den schmalen ziegelgepflasterten Flur
gelangt, Frau Watzmann hatte das niedere Arbeitsstiibchen ihres Mannes
geöffnet,
T'er Lebrer saß im Halbdunkel am offenen Fenster und rauchte seine
Pfeife,
Bei Helmuts Eintritt sprang der kleine behende Mann lebhaft auf.
„Guten Abend, gntc^ Abend. Das ist ein guter Einfall, Christiane,
mir den Helmut zn bringen. Franz hat dich schon gestern erwartet,
lieber Sohn."
„Ich sagte schon >.chcn Ihrer Frau - " Helmut sab sich nach der Alten
um, die gerade geräuschlos die Tür hinter sich ins Schloß zog.
Waßmann lachte.
„Ja, die gute Alte, die hat's immer eilig, immer zu basteln, zu
wirtschaften, für uns zu sorgen."
Er schob Helmut einen Etnhl hin und setzte sich wieder an seinen
alten Platz.
„Störe ich auch nicht, Herr Waßmann?"
„Ick) Hab' schon seit einer Stunde Feierabend gemacht, lieber Sohn.
Der Junge hat mir heute ein gut Teil Arbeit abgenommen, darum ist er
selbst noch io spät bei den Büchern. Das sollte nicht sein in den Ferien,
die sollte ein junger Mensch anders nützen. Aber da hilft kein Predigen."
„Das mein' ich auch," sagte Helmut heiter. „Ich kam, nm mir Franz
für morgen ansznbitte», nm liebsten für die ganzen Ferien."
Ter alte Mann machte eine unrnhige Bewegung,
„Nein, nein, ich will Ihnen Franz nickt fortnehme». Aber morgen
müssen Sie ihn mir lassen."
„Mit Vergnügen, mit Vergnügen. Wenn es die Herren Eltern
nicht stört.
Helmut lachte.
„Da kennen Sic Papa schlecht. Ter ist froh, N>enn ich einen Freund
bei mir habe, nnd von allen ist ihm Franz der liebste, weil ei's mir ist.
Sic wissen so, mit den andern weiß ich nicht viel aufzustellen."
„Und die Frau Mama?"
„Mama ist gar nicht zu Hans, sie ist in München, wie ich schon Ihrer
Iran erzählte. Aber auch sonst — wirklich. Herr Lehrer" ^- er fiel in
die alte Knabengewohnheit noch von der AboZcit her zurück „die Mama
ist gor nicht so nervös, wie sie bei den Villenbewolmern verschrien ist, nur
weil sie nicht mit Hinz und Knnz verkehren mag."
„Eine Künstlerin wie Ihre Frau Mutter hat gewiß das Recht, sich
ihr Leben nach eigenem Geschmack einzurichten."
„Tas meiu' ich auch, lieber Herr Waßmann, und selbst der Papa,
dem so viel Verdrießlichkeiten daraus entstehen, daß die Mama gar so

wählerisch in ihren. Verlehr ist, redet ihr das Wort. Tiefen Sommer
wird die Mama um all das Gerede komme». Da gehen wir fort. Endlich
mal wieder, wie früher fo oft, mit ihr. Erst nach München, um ihre Aus-
stellung, zu fehen und ihre Bilder im Glaspalast, der bis dahin eröffnet
sein wird" ^ Helmut dämpfte die frische Stimme — „es ist möglich, daß
sie dies Jahr die große goldene Medaille bekommt."
Ter Lehrer murmelte Beifälliges.
„Und dann wollen wir irgendwo auf die Höhe, vielleicht auf den
Brenner, wo Mama Studien machen kann, und fpäter dann nach Mernn
und Italien."
„Ei, ei, das läßt fich hören, lieber Sohn. Und roanu soll die Reise
losgehn?"
„So um Anfang Juli, luenn die offiziellen Ferien beginnen. Papa
möchte, daß trotz des Privatunterrichts die Ferien fo ungefähr einge
halten werden. Bis dahin hofft er dann auch mit dem ersten Band seiner
Kunstgeschichte fertig zu sein."
Lebhaft sprang Helmut auf.
„Ach, Sic glauben nicht, Herr Lehrer, welch' ein Genuß es ist, mit
der Mama zu reifen. Da merkt man erst recht, wie jung ste noch ift
trotz ihrer achtunddreißig Jahre. Papa neckt uns immer und meint,
wenn wir fo Arm in Arm einhergingen, sähen wir aus wie ein Liebespaar.
Und wenn dann die Leute, selbst in der Fremde, stehen bleiben und sich
anstoßen nnd sich zutuscheln: das ist die Moebius — die berühmte Klar«
Moebius, die voriges Oahr das Gastmahl auf der Berliner Ausstellung
hatte und in München das wunderbare Porträt Lenbachs uud im Wiener
Hagenbund die zerklüftete Nordseeküstc, dann könnt' ich vor Vergnügen
gleich einen Luftsprung machen!"
„Tabei hclf' ich, Helmut." rief eine lustige Stimme von der geöff-
neten Tür her.
Franz trat ein. Tie Freunde begrüßten sich herzlich. Sie wollten
dem Alten noch ein Weila>n Gesellschaft leisten, aber der wollte nichts
davon wissen.
„Macht, daß ihr fortkommt. Jugend gehört zu Jugend. Ibr habt
euch viele Wochen nicht gefehen."
„Wahrhaftig, seit dem Februarfonntag nicht, wo wir deiner Mutter
Bilder bei Schulte ansahn und abends im Coriolan roaren."
Der Alte hatte inzwischen die Lampe angezündet.
Helmut fah auf die Uhr.
„Es ist acht vorüber, Franz. Um halb zehn Hab' ich den, Papa ver>
sprachen zu Hanse zu sein. Wie war's, wenn dn mich ein Stück begleitetest?
Ich tu's dem Papa nicht gern an, unpünktlich zu sein. Es regt ilm jedes
Mal auf."
„Mit Vergnügen, Helmut. Es ist ein herrlicher Abend, und ick sitze

leiden, 5>
schon seit Stunden, Aber das darfst du wieder meiner Mutter nicht
antun, fortzugehen, ohne ein Butterbrot mit uns gegessen zu haben,"
„Dazu wird auch noch Zeit sein. Wenn wir lange Beine machen,
schaffen wir's in einer guten halben Stunde,"
Tie jungen Leute hatten ihre Verabredung noch kaum getroffen, als
Frau Christiane zum Abendessen rief und sich gleichzeitig bei Helmut mit
einem langen Wortschwall für das frugale Mahl entschuldigte.
T«r Lehrer nahm seine Frau bei der Hand und sagte im Hinaus
gehen:
„Laß gut sein, Alte. ,tzelmut weiß, daß man bei Dorfschullehrers
nicht wie bei Lucull speist. Guten Appetit!" rief er dann, als man sich
im Nebenzimmer zu Tisch setzte, und blickte vergnügt auf die beiden
jungen frischen Menschen sich gegenüber, denen er die erste Weisheit bei»
gebracht und die nun als Sechzehnjährige fein Wissen und Können längst
überholt hatten.^-
Um halb neun brachen sie auf, Sic wollten gern noch etwas Zeit
für ihren Weg gewinnen.
Die ersten fünf Minuten hatten die Freunde schweigsam zurückgelegt.
Es war ihnen das, feit sie sich nur noch nach größeren Zeitabschnitten
sahen, zur Gewohnheit geworden. Jeder von ihnen sammelte zunächst
still für sich, was er dem Freunde zu sagen hatte.
Helmut, obwohl er der Lebhaftere und bei weitem Temperament
vollere von beiden war, hielt gewöhnlich am längsten zurück. Durch
den ausschließlichen Verkehr mit seinem Vater, der, seit er denken konnte,
seine leibliche und geistige Erziehung überwacht nnd geleitet hatte, war
er über seine Jahre reif und nachdenklich geworden. War ihm auch
Franz Waßmann durch den regelmäßigen Gymnasialbesuch in etliche»
Disziplinen an positivem Wissen voraus, so überragte Helmut den gleich
altrigen Freund an Auffassung, Lebensreife nnd Selbstzucht um ciu bc>
trcichtliches.
Auch heut hatte Franz zuerst zu sprechen begonnen von dem Peusuin
der letzten Wochen, von den Arbeiten, mit denen er sich außerhalb des
Pensums beschäftigt, von dem Ordinarius, zu dem er sich nahezu freund
schaftlich hingezogen fühlte, von seinen Aussichten für das Abiturienten
exmncn.
Helmut aber war zerstreut. Er hörte kaum auf den Freund und
starrte vor sich hin in die bläuliche, von zarten Nebeln durchwebte Luft,
Franz, der die Unaufmerksamkeit des Freundes bald bemerkte, ohne
sie ihm zu verübeln, stieß ihn an und fragte, lachend die Melodie
markierend:
„Bruder, deine Liebsie heißt?"
Helmut schüttelte lebhaft abwehrend den Kopf.
„Als ob du nicht wüßtest, daß ich an so etwas nicht denke!"

„Bei wem waren wir denn eben mit unseren schwärmerischesten Aussen?" neckte Franz.
„Bei der Mama," rief Helmut war,» und lebhaft, „Ich denke, was sie jetzt wühl tut. Uird ob und in weicher Weise sie heute gefeiert wird. Hoffentlich ist ein Telegramm oder ein Vlies zu Hause. Wir haben seit zwei Tagen nichts vo» ihr gehört."
„Sie wird eben beschäftigt gewesen sein," meinte Franz auffallend trocken.
Die Anbetung Helmuts für seine Mutter regte stets aufs neue die Eifersucht in ihm auf.
Der feinfühlige Helmut empfand sofort, was Franz verstimmte, und daß der Freund das Recht habe, ihn in dieser Stunde für sich allein zu beanspruchen.
Er schob vertraulich den Arm unter den seinen.
„Aber wie steht's mit deiner Liebsten?"
Franz lachte übermütig ans.
„Ich habe sie gewechselt und bin bei der höheren Tochter, Klasse 1t», angelangt. Das kleine Schncidermädchcn war mir für die Dauer denn doch ein bißchen allzu simpcl."
„Das arme Ding," meinte Helmut bedauernd.
„Das kannst du doch schwerlich ernsthaft meinen, ,Helmut?"
„Doch, sie hatte dich gern nnd wird sich grämen."
Franz lachte laut heraus.
„To'n kleines, dummes Gör, und so harmlos wie die Geschichte war: ein bißchen Schokolade, eine Promenade durch den Tiergarten und ein paar Küsse hinter der Haustür. So was kann man doch nicht ernsthaft nehmen. Ja, wenn es die große Leidenschaft gewesen wäre, dann freilich - "
Helmut sah nachdenklich auf deu Freund.
„Ich glaube, von der wissen wir alle beide nichts."
Franz schüttelte energisch den ilops.
„Gott sei Dank, nein, nnd ich sehne mich auch gnr uicht danach. Was man davon hört und liest, ist in doch bloß Knmmer und Unglück und Verzweiflung."
Helmut blieb stehen.
„Ich weiß nicht," sagte er sinnend, die schönen tiefen Augen gerade aus gerichtet, „die grof^ Liebe zwischen zwei reinen Menschen denk' ich mir wnndernoll."
Franz klopfte den Freund gutmütig ani die Schulter.
„Wart' nur noch ein bißchen mit der großen Liebe, mein Junge. Und jetzt Innen wir einmal die kleinen Mädchen beiseite nnd reden 'nen Ton von uns. Ich komme alio morgen für den ganzen Tag zu euch, darf man's da mal riskieren mit dem Herrn Pnpa über Heidelberg zu

reden? Die paar Univcrsitätsjahre werde» ja doch die letzten für uns
'ein. Wir tonnen gar nicht früh genug anfangen darauf los zu arbeiten,"
Helmut drückte dein Freunde die Hand,
„Ich denke wie du, Franz, aber ob der Papa jetzt fchon ein Ohr
dafür haben wird? Du weißt, er hört nicht gern von einer Trennung
sprechen,"
„Aber dc>5 muh er doch einfehn," ereiferte sich Franz, „dafz er uns
die paar lumpigen Semester noch gönnen muß. Danach schlägst du
die große Diplmnatenkarriere ein, und ich bewerbe mich um eine An°
stellung an einer städtischen Tchulc. Ein kleiner Unterschied. Tonn
adieu Iugcndfrenndschaft."
„Das ist ja doch alles noch nicht so fest ausgemacht, Menschenkind,
Für die großen Lebenscntfchlüsse ist die Mama schließlich die letzte
Instanz."
„Die möchte dich natürlich in Watte packen und unter eine Glas-
glocke stellen," brummte Franz.
„Nein, aber sie möchte am liebsten, daß ich Maler oder Bildhauer
würde, denn außer derKunst gibt es eigentlich lein Interesse und keinen
Pernf für fie. Aber wie du weißt, ist mein Talent gleich Null."
„Es ist doch auch längst ausgemacht, daß du die diplomatische Karriere
einschlägst."
„Für mich und den Papa ja, wenigstens in der Hauptsache, Über
die Einzelheiten sind wir uns noch keineswegs einig. Er sieht Paris
oder London für den am weitesten vorgeschobenen Posten an, während
ich nur an eine überseeische Karriere denke,"
„Ich beneide dich, so ins Leben hinaus zu tonnen, in die Welt, je
weiter, je besser — himmlisch!"
„Das sag' ich auch, Franz, Am liebsten widmete ich mich ja auch
den Naturwissenschaften und schlösse mich einer Expedition ins innere
Afrika an, aber das will ich den Eltern nicht antun, darum spreche ich
erst gar nicht davon. Die eine wie die andere ist übrigens eine verflucht
kostspielige Karriere,"
„Na, ihr habt's doch dazu, sollt' ich meinen,"
„Die Mama, ja — wir können ja ganz offen sein, Franz, und so
ziemlich weißt du ja auch Bescheid —, das heißt sie verdient. Von
ihr hängt es also ab, ob sie mir die Mittel bewilligen will, ineine hoch-
fliegenden Pläne zn verwirklichen. Denn wenn auch der Papa sich keines-
wegs von der Mama ernähren läßt, wie böswillige Leute behaupten, im
Gegenteil für sich persönlich vollkommen aufkommt, ^ er hat ein kleines
Vermögen von den Großeltern her und verdient mit feinen Büchern ^
dazu reichte es doch nicht ans. Manchmal, wenn er feinen galligen
Humor hat, und der überkommt ihu jetzt öfter, sagt er mir: Eigentlich
sind wir zwei arme Kirchenmäuse, Helmut, d» und ich, aber es tut

nichts, satt lverden wir am Ende auch ohne die Mama, und schließlich, wie lange dauert's, dann bist du ein Mann und stehst auf eigenen Füßen, selbst wenn wir Licblingswünsche begraben müßten."
„Weshalb sollte sie dich im Stich lassen! Tu bist sa doch ihr Abgott."
Helmut lächelte glücklich.
„Nicht so sehr, als sie der meine ist."
Sie ließen die Fahrstraße hinler sich und bogen in den abzwei- genden Fußweg zur Kippingsck»en Villa ein. Am Secufcr, fünfzig Schritt vom Hause entfernt, blieb Franz Waßmann stehen.
„Gute Nacht, Helmut, auf morgen denn."
„Gute Nacht, Franz. Schönen Tank für deine Begleitung."
Sie schüttelten sich die Hände. Dann blickte Helmut zurück und sah dem Freunde nach, der mit seiner kleinen, sesteu, energischen Gestalt bald in dem bläulichen Abcndnebel, der hier dichter noch als auf der Landstraße von dem kleinen grünen See aufstieg, verschwunden war.
Helmut blieb noch einen Augenblick stehen und sah träumerisch in die weiche, verschwommene stcrncnlose Nacht. Tann wandte er sich dein hinter Väumen und verwachsenem Vnschwert versteckten Hauie zu.
In des Vaters Studierzimmer brannte noch Licht.
Mit langen Schritten eilte Helmut vorwärts. Ter große schottische Schäferhund lnnrrtc leise und behaglich, als er den Schritt seines jungen Herrn am äußeren Gartengitter erkannte.
Nachdem der Tiener geöffnet, sprang Lord in großen Sätzen an Helmut auf.
„Nuhig, Lord, ruhig, kusch, mein gutes Tier! Was gibt's. Paul? Nachrichten von der Mama?"
„Ein Brief aus München, ja, oben bei dem Herrn Grafen."
Helmut sprang in langen ungeduldigen Sähen die Treppe zum ersten Stock herauf.
Ter Graf faß noch am Schreibtisch mit dem Rücken zur Tür.
Helmut legte ihm vou hinten beide Hände auf die Schultern.
„Ah, mein lieber Junge! Gut, daß du wieder da bist."
„Tu hast Nachricht vou Mama, Papa?"
Kipping reichte dem Sohn einen verschlossenen Vrief, der neben dem Manuskript lag, an dem er gearbeitet battc.
„Für dich, nicht für mich."
Wie eine kleine Enttäuschung klang es aus dem Ton des Mannes, während Helmuts Augen im Nucken des Vaters stolz und glücklich auf. leuchteten.
Nasch schnitt er den Umschlag voneinander.
Kipping sah mit ungeduldiger Frage auf seinen Solm. Nach wenigen Augenblicken schon reichte Helmut ihm den Ärief.

leide», O
„Nur ein paar Worte, Papa, und die Rückkehr auf unbestimmte
Zeit aufgeschoben," sagte Helmut traurig.
Etwas, das er vor seinem Sohn zu verbergen suchte, etwas u»-
ruhig Gespanntes zuckte über das Gesicht des Mauncs, Dann sagte
er ruhig:
„Die Dinge werden es so wollen, mein Sohn."
II,
Zeitig am nächsten Morgen war der Lehrerssohn herübergekommen.
Aus den blaugraucn Nebeln war ein wundervoller Frühlingstag auf
gestiegen.
Während die Knaben auf dem Wasser waren, hatte Clemens Kipping
versucht, seine Arbeit wieder anfzunehmen, die er gestern bei Helmuw
Rückkehr unterbrochen hatte. Trotz aller Selbstbeherrschung konnte er
die rechte Sammlung nicht wieder finden, deren er bedurfte, um seines
spröden Stoffes Herr zu weiden.
Ter kurze Brief seiner Frau, der nicht einmal an ihn gerichtet war,,
der Aufschub ihrer Rückkehr, den sie durch nichts begründete, beun-
ruhigte ihn.
Graf Kipping hatte sich schwer an diese, in den letzten Jahren
besonders häufig sich wiederholenden Kunstreisen seiner Frau gewöhnt,
deren sie für ihre künstlerische Individualität sowohl, als für Geschäfts
cibfchlüssc und das Arrangement von Ausstellungen ihrer Werke be
durfte. Ei» täglicher Brief und Tcpeschenlvcchsel hatte ihm bis zu einem
gewissen Grade darüber fortgeholfen. Zum ersten Male überfiel ihn
l)eute jene leere Öde, die wohl über den Menschen kommt, dem die Ver
Hältnisse die Trennung von einem geliebten Wesen auszwingen, und der
die einzige Brücke abbröckeln sieht, die ihn durch die Fremde mit ihm
verbindet: das ununterbrochene Mitcinandcrfortlebcn durch den stetigen
brieflichen Verkehr. Es war sonst kein Tag vergangen, an dem er und
Der Knabe nicht gehört, wie die Stunden für die Mutter angefüllt gewesen.
Zum ersten Male begnügte sie sich mit aphoristischen Mitteilungen, die
nicht einmal regelmäßig eintrafen, verzögerte sie ihre Rückkehr ohn>.'
scheinbar triftigen Grund.
Sollte das Material der Ausstellung ihren Erwartungen nickt
entsprechen? Sollte es, trotzdem es fast ausschließlich in ihre Hand
gegeben war, mit der Zusammenstellung nicht so geglückt sein, als sie
es gewünscht und für gewist gehalten? Sollten ihr Menschen und Kunst-
werte aufgedrängt worden sein, die sie verstimmten, die Stil und Ve
deutung der Ausstellung störten oder verwischten, Klaras tünstlerischke
Absichten kreuzten?
Immerhin war Klara keine Frau sich etwas aufzwingen zu lassen.

Ihre künstlerische Energie, ihr Furor, wenn sie etwas ihr Wünsckiens
wertes durchsetzen wollte, tanntcn im Gegenteil keine Grenzen ^ dennoch
nwchtc es Ting« geben, die er hier ans der Ferne, bei der spärlichen
Korrespondenz der letzten Woche nicht beurteilen konnte.
In München war, wenn irgendwo, gerade in Kunsltreisen das
Kliquenwesen übermächtig - dennoch wollte auch dieses Kalkül nicht
stimmen, denn seine Frau kannte die Faktoren genau, mit denen sie
zu rechnen hatte. Aus alter Gewohnheit griff Kippings Hand nach dem
Kursbuch.
Seit Helmut ein halbwachsener Mensch war und der steten Auf»
merksamtcit für sein törpcrlicheo Wohl, - die der Vater ilnn mit Auf-
opferung jeden persönlichen Wunsches gewidmet hatte, - nicht mehr be
durfte, war er zuweilen auf Tage zu seiner Frau geeilt, um ihr in
schwierigen geschäftlichen Nbschliis'en znr Hand zu sein; oft auch, Klaras
Berufsangelegenheiten als Porwand nützend, nm sich ein paar Tage
lang an ihrer Eigenart zu entzücken. Obwobl sie nun siebzehn Jahre
«erheiratet waren, hatte Klaras sprunghaftes, von einein Ertrem ins
andere fallendes Wesen noch immer seine Reize für ihn,
Hent legte er das Vnch ebenso rasch zurück, als er danach gegriffen
Witte. Tie bntte ihn nicht gerufen, batle ihm nicht vertraut, was die
Gründe ihrer Verschlossenheit waren. Er tonnte nicht wissen, ob sie's
nach ihm verlangte, ob sein Kommen dir Verhältnisse nicht am Ende
mehr oel-wirren als schlichten würde.
Während er das Kursbuch aus seinen Platz zurücklegte, fiel sein
Vück auf den aalender, denen oberstes Platt aus den achten April wieo.
Tics Tatnm gemahnte ihn an ein Verspreche», dao er seiner Schwester
gegeben hatte, und das in wenigen Tagen erfüllt sein sollte.
Er schob die angefangene Arbeit beiseite, für die beute überdies
teine Förderung zu erwarten war, schloß eine ^ade seines Schreibtisches
auf und entnahm ihr einen Stoß Papiere aus dem Nachlas: seiner
Mutter, ans dem er seiner Schwester die Beschaffung eines Älachzcttcls
versprochen hatte. Schnür war das Schicksal, das diese Frau gepackt
hatte. Um so mehr lag ihm daran, ihr, wo immer es anging, zu Diensten
zu sein.
Nes Kodizills, um das sie ihn angegangen, bedurfte sie als Wafse
.legen ihren Mann, der im Vegriff schien, den letzten kärglichen Rest
ihres bescheidenen Vermögens anzugreifen, der ibrer Tochter zugedacht
war, —
Wie gern hätte ilipping ans dem Überfluß süines Hauses der Armen
geholfen, wenn er nur gekonnt hätte!
Aber er konnte es nicht, oder vielmehr er durfte es nicht. Von
Eigenem durfte er für andere nichts nehmen, wollte er sich wirtschaftlich

leiden. l, ^
selbständig nebe» seiner Frau behaupten und einen Teil der Erziehung?
tosten Helmuts mittragen.
Klara aber durfte er nicht bitten. Wenn sie nicht selbst die Hand
zur Hilfe bot, war für seine arme Schwester nichts zu erwarten. Klan»
aber rührte leinen Finger. Sie tonnte es der Freifrau von Riedinger
nicht vergessen, das; sie ihr tühl und ablehnend entgegengetreten war.
als er den Seinen die Braut gebracht hatte.
Und doch hatte die sanfte stille Fran, die fast seit dein eisten Tage
ihrer Ehe nnerhörte Lasten auf den zarten Schultern trug, sich nicht
siegen die arme namenlose, bürgerliche 5tlara Möbius gewendet, wie
Klara damals und noch heute glaubte sondern gegen das allzu ur
sprüngliche, undisziplinierte Gebaren seiner Braut.
Für ihn hatte gerade diese ihre ungebundene Art unbeschreiblichen
Nciz gehabt; aber er konnte es wohl verstehen und verstand es noch heut,
das; es zwischen dem wild°, ohne jede Erziehung aufgewachsenen ur-
sprünglichen Geschöpf und seiner sanften vornehmen Schivestcr, die vom
Scheitel bi? zur ^ohle Weib, und nichts als Weib war, leine Brücke gab.
Wahrend Klemens nach dem Papier suchte, fiel ihm ein Päckchen
in die Hände, das er vordem nie beachtet hatte, ein gelblicher Umschlag
mit der Aufschrifti Briefe meines Sohnes Klemcns.
Wehmütig bückte er einen Augenblick auf die kleine, feine, leicht
verblaßte Schrift der Mutter, dann löste er die Schnnr. Ein Dutzend
Briefe etwa fiel ihm entgegen. Obenauf eiu langes vergilbtes Schreiben
mit dein Datum eines Sommertag« vor nnn bald achtzehn Jahren,
augenscheinlich kurze Zeit geschrieben, nachdem er der Mutter seinen
Eutschluf;, Klara Möbius zu heiraten, mitgeteilt hatte. Ein Blick ans
die ersten Zeilen überzeugte ihn, das; er sich nicht getäuscht hatte. Er
entfaltete den Brief vollends und begann zn lesen:
„Geliebte Mutter, ich danlc Dir für Deinen Brief, wenn auch
mit wehem Herzen. Er war der erste Wermntstropfen in meinem
Glück! Daß Du andere Absichten und Wünsche für mich gehabt,
begreife ich wohl. Das;. Dn dem aber, was ich Dir über ineine
Klara sage, leinen rechten Glauben zu scheuten scheinst, betrübt mich
tief. T», die Du niemals Vorurteile gehabt, niemals auch nur
annähernd so etwas wie einem Kastengeist gehuldigt hast, liegst
schwere Bedeuten gegen meine Braut, ohne sie zu teuneu, uur ihrer
Familie, ihre? angestrebten Berufe? halber! Geliebte Mutter,
bleiben wir zunächst einmal bei der Familie! Ich schrieb Tir in
vollem Freimut, das: Klaras Mutter, ihre beide» übrige»? blut
iungcn Schwestern nicht das sind, was ich mir als Familie meimi
Frau gewünscht. Anschauungen und Lebensführung weiche» so
ziemlich in jedem Pnulte vo» de» Anschauungen ab, mit denen ich

groß geworden bin, und die ich mir später selbst zu eigen gemacht
habe,
Nu antwortest mir auf dieses Bekenntnis: .Da Du nichts weniger
^>ls ein Philister bist, mein Junge, sonderu die Welt selbst groß-
, zügig genug anschaust, muß, was Tu an der Familie Klara Möbius'
zu tadeln findest, schon eng an der Grenze ^ ^ verzeih das harte
Wort, mein lieber Junge -^ dessen stetm, was wir eine sittlich«
Weltanschauung heißen,'
) Liebste Mutter, das ist nicht nur ein hartes, das ist ein unge
rechtes Wort, Ich habe nicht die geringsten Beweise dafür, .daß es
bei den Möbius' irgend etwas gäbe, das auch nur die Bezeichnung
inkorrekt verdiente, nur, ich wiederhole es ehrlich, wünschte ich, meine
Braut wäre in einer andern Atmosphäre aufgewachsen.
Aber heirate ich denn diese Familie, an die Klara dem An-
schein nach nicht einmal eine besondere Zärtlichkeit bindet? Habe ich
nicht vielmehr ein heißgeliebtes Wesen mir znm Weibe ausersehn,
das in seiner Eigenart nicht nur weitab steht von dieser ihrer Fa-
milie, sondern auch weitab von aller Welt? Ein Eigengcfchöpf,
' eine starke Individualität, ciu werdendes Genie, das mir mit ebenso
- glühender Liebe angehört als ich ihm?
Auch diese plötzlich aufgeflammte heiße Liebe erfüllt Dich mit
Bedenken! Tu meinst, Mädchen von Klara Möbius' Qualitäten
mögen heiß lieben, aber sie liebten kurz!
Sei ruhig, gute Mutter, Zwei Menschen, die einander so der»
stehen, so ergänzen, von denen liebt nicht einer kurz! Zudem, sie
wird nicht nnr mein Weib, sie wird mein Kind zugleich fein. Ich
werde sie erziehen, allzu Schroffes mildern, harte Ecken abfchleifcn,
und sie will sich gern von mir erziehen laffen, ja, sie tut es jetzt fchon
und dankt mir für jedes mahnende, bittende Wort,
^lnd nun zur Künstlerin. Auch diefe Deine Bedenken vermag
ich zu zerstreuen. Du tonnst eben Klara nicht in ihrer Vielseitigkeit,
in ihrer nnermüdlichen Arbeitsenergie, fönst würdest Du nicht
zweifeln, daß sie meinem Haufe zugleich künstlerische Zierde und
tüchtige Hausfrau sein wird. Du gehst in Deiner liebenden Fürsorge
für mich so ircit, zweifelnd anzudeuten, ob ein Wofen wie Klara
Möbins die Leiden der Mutterschaft auf sich nehmen würde? Ge°
liebte Mutter, sähest Tu sie in ihrer flammenden Hingabe für mich,
Dn würdest auch dieser Zweifel Dich begebe».
Die einzige Gewähr für meine Wahl scheint Dir in dem Um-
stand zu liegen, daß ich die Geliebte im Hause Parthenius' kennen
gelernt, oder richtiger in seinem Atelier, wo sie ihm Schülerin und
Modell für Kopf und Hände zugleich gewefen. Du kennst Parthenius,
seit wir zusammen Knaben waren, Dn schreibst: .Daß er kein Veto

leide», ^3
gegen Teiue Wabl erhübe» hat, er, der das Fräulein Mödius schon seit Jahren kennt, ist mir eine Art Beruhigung/

Ich bedarf einer solchen freilich nicht, aber auch mir hat es gut getan, daß Georg, «venu auch ohne Gemütscrrcgung, in seiner über ruhigen, verschlossenen Art uns seinen Togen gegeben hat.

Schließ Tich ihm cm, geliebte Mutter! Laß Zweifel und Bedenken fahren und vollende durch Deinen Segen nnser Glück.

Ich küsse Deine liebe Hand und bin

Dein dankbarer Sohn Klcmens,"

Nachdem Kipping geendet, hatte er noch eine Weile mechanisch weiter geblättert. Der Brief, der diesem ersten de», Datum uach folgte, enthielt cineu glühenden Dank au die Mutter dafür, das; sie gekommen war, seine Braut kennen zu lernen.

Dann lehnte er in seinen Stuhl zurück und blickte in tiefem Sinnen vor sich hin.

Wie im Fluge zog die Lebensdauer, die er mit seiner Frau geteilt hatte, an ihm vorüber. Hatten diese Jahre gehalten, was er in jener Sturm- und Drcmgperiodc der ersten Licbesleidcnschaft von ihnen erwartet? Hatten nicht in vielen Punkten die Bedenken der klugen und feinfühligen alten Frau recht behalten? War nicht nach den ersten heißen Jahren des Glücks, in denen Klara ihm den herrlichen Knabe» geschenkt, mancherlei Enttäuschungen, mancherlei Verbitterungen über ihn nicht nur, nein, auch zwisck>eu Mann und Weib gekommen? Hatte nicht aller Selbsttäuschung zum Trotz doch Klaras Familie mit plumpen Händen oft und öfter hineingegriffen in die stille schöne Harmonie, die er seinem Hause zu geben trachtete? Hatte sich Klara nicht, nachdem sie ihm das erste Kind gesckscnkt, gegen weitere Vlutterschaftsbürden gewehrt, mit der Begründung, daß ihre Kraft ihrer,Kunst gehöre, hatte sie, wiederum abgelenkt durch ihre Kunst, seinem Hanse, dem Knaben wirklich das sein können, was er von ihr erwartet? Und dennoch, sie hatte ihn glücklich gemacht, ihn und Helmut, uuendlich glücklich. Und noch heute war sie der Mittelpunkt, um den sich beider Fühlen und denken drehte.

Abgesehen von ftundenlaugen, höchstens tagelangen Verbitterungen, hatte er es über sich gewonnen, Klara mit dem Maß zu messen, mit dem eine ungewöhnlich begabte Frau, eine Künstlerin gemessen sein mutz, Cr hatte damtt das Höchste erreicht: ein starkes Talent an seiner Seite sich entfalte» zu sehen, eine liebende Gattin sich zn erhalten, die, was sie neben ihrer Kuust zu geben hatte, einzig ihm und dem Knaben gab.

Eine Sehnsucht, wie er sie lauge nicht gekannt, packte ihn. Wes bald kam sie nicht? Weshalb ließ sie ihn ohne Nachricht? Was war geschehe», daß er plötzlich wie abgelöst von ihr stand?

- ^Sollte er alle Bedenken beiseite lassen und zu ihr fahren?

^ Dora vuücket in Veilin,
Sein Heiz, seine Sinne schrieen nach ihr. Vielleicht ersehnte sie
ihn i» demselben Matze und etwas band sie, das sie nicht los lieh, nicht
loslassen tonnte!
Aber gleich wieder verwarf er de» Gedanke», Wäre es so, Hütte
sie ihn längst gerufen, oder wäre, alles andere außer acht lassend, zurück,
gekommen, wie sie es häufig schon getan. Vielleicht war sie auch schon
unterwegs zu ihnen, überraschte ihn und den Knaben, und >venn er
seinen Plan ausführte, fand er in München schon ein leeres Nest.
Leise wurde nn die Tür geklopft. Mutmaßlich die jungen Leute,
die ihn aufs Geratetoohl nicht stören wollten.
„Nur herein!" rief er, feine Stimme zur Fröhlichkeit zwingend.
Es war der Tiener, der einen Brief in der Hand hielt.
T-er Graf hatte es auf der Zunge ihm cntgegenzurufen: von meiner
Fran?
Aber er hielt an sich und nahm dem Tiener den Brief aus der
Hand.
An der Aufschrift erkannte er die Schrift feines Verlegers.
„Sonst noch etwas, Paul?"
„Herr Parthenius hat angeklingelt, ob es dem Herrn Grafen ge-
nehm sei, wenn er heute gegen Abend auf eine Stunde herauskäme?"
Klemens' düstres Gesicht hellte sich ein weniges auf.
„Telephonicren Sie gleich zurück, Paul, daß ich Herrn Parthenius
mit Vergnügen erwarte. Mit dem Sechsuhrzug. Ich würde mit dem
Wagen an der Bahn fein."
Ter Tiener hatte das Zimmer verlafscn.
Klcmens sprang lebhaft auf.
Wahrhaftig ein guter Gedanke von parthenius, gerade heute zu
kommen. Tas bannte törichte Gedanken. Mit dem grundgcscheiten
.^lcrl kam man leicht über dies und jenes fort und in ein anderes Fahr
wassrr.
Tann griff der Graf nach dem Brief seines Verlegers.
Haltwich schrieb, daß er ungeduldig die letzten Bogen des ersten
Bandes erwarte. Wenn das Buch bis zum ersten Juli heraus solle,
sei es höchste Zeit, das Wert in Truck zu geben. Er werde sich erlauben,
dieser Tage persönlich nachzufragen, wann er auf den Schluß rechnen
tonne.
Ter Graf schlug sich vor die Stirn.
Und da hatte er nun einen ganzen Vormittag verloren wie ein
törichter Schulknabe, der seine Aufgaben versäumt, weil er sich nach der
.Herzallerliebsten sehnt.
Fehlte nur noch, daß er Verse auf Klara gemacht hätte! Wahr-
haftig, er hatte alle Ursache, sich eine regelrechte Strafpredigt zu halten.
Er zog es vor, sich einen energischen moralischen Nuck zur Arbeit zu

leide». ^3
geben, und binnen einer halben Stunde hatte er auch wirtlich die ver-
lorenen Fäden so weit wieder angeknüpft, daß er hoffen tonnte. Hart-
wich keine ganz unbefriedigende Antwort geben zu können. —
Die jungen Leute »varen fehl enttäuscht, als der Graf bei Tifck
erklärte, an der verabredeten Nachmittagsfußtour nicht teilnehmen zu
können.
Durch den ausschließlichen innigen Verkehr mit dem eigenen Sohn
hatte Kippina sich so ganz auf das Verständnis der jugendlichen Gärungs»
Periode des werdenden Jünglings gestimmt, daß Helmuts Freunde sämt-
lich mit Liebe und Verehrung an ihm hingen.
Während junge Leute sich sonst am liebsten für sich halten und den
„alten Herren", wenn immer möglich, in großem Bogen aus dem Wege
gehen, war bei den Kippings der Fall ein umgekehrter. Wenn immer
sie konnten, suchten Helmuts Freunde des Grafen habhaft zu werden,
ihn um den und jenen Rat zu bitten, eine Entscheidung von ihm einzu-
holen, die den eigenen Eltern zu unterbreiten sie sich scheuten.
Wie Helmut selbst stand Graf Klemens zu Franz Waßmann, dem
liebsten Kameraden seines Jungen, in besonders herzlicher Beziehung.
Was Franz vor den einfach gewöhnten Eltern, die Welt und Leben
so wenig kannten, nicht vorzubringen wagte, weil er trotz aller Liebe,
die die Eltern ihm überreich schenkten, doch nicht auf das rechte Verständnis
für seine reifenden Lebensanschauungen rechnen durfte, trug er vor das
Forum des Grafen, und niemals war er mit leeren Händen fortgegangen.
Beide jungen Leute bestürmten Kipping mit Bitten, aber der nicht
immer allzu Feste gab heute nicht nach. Er kannte sich zn gut, um nicht
zu wissen, daß, wenn er heute in der Stimmung, die ihn trotz aller
Energie sich heraiiszureißeu dauernd beherrschte, mit den Knaben die
alten lieben Wege ging, die er unzählige Male mit Klara und Helmut
gegangen war, er die heißen, sehnsüchtigen, zweifelnden Gedanken fort-
spinnen würde, die ihn heute morgen ganz gefangen gehalten hatten.
Tann war es wiederum vorbei mit der Arbeit sowohl als mit dem
mühsam errungenen Gleichgewicht.
Überdies hatte Kipping, um jeder schwankenden Entschließung im
vornherein einen Niegel vorzuschieben, Parthenins telephonieren lassen,
daß er ihn um sechs Uhr von der Bahn abholen würde. . Tamit war
die Sache erledigt. Von der projektierten Partie hätte man in keinem
Fall vor acht Uhr zurück sein können.
Sobald Helmut von der Vereinbarung mit Parthenins hörte, die ihm
als eigentlicher Grund der Ablehnung erscheinen mußte, fuhr er, seiner
maßvollen Gewöhnung entgegen, heftig auf.
Von Kind an hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen Parthe-
nins empfunden. Es war nicht allein das verschlossene, unzugängliche
Wesen des Mannes, das ihn abstieß. Mehr und niebr war Helmut sich

darüber klar geworden, daß Parthenius' ironisierende, zersetzende Art
ihn von ihm fern hielt, vor allem aber die Gewohnheit, selbst in Gegen-
wart der Mutter herabwürdigend »nd verächtlich von den Frauen zu
sprechen.
Helmut hatte oft bemerkt, daß der Papa dem Freunde zugeblinzelt,
wenn er Dinge dieser Art in seiner Gegenwart vorgebracht. Was tat
es ihm? Um seinetwillen hätte der Papa den Maler ruhig fortreden
lassen können. Ter geliebten Mutter halber verletzte es ihn. Mußte
sie nicht sich selbst, ihr ganzes Geschleckt, durch eine so niedrige Auf-
fassung herabgewürdigt empfinden?
Helmut war ganz rot geworden. Seine schönen Augen funkelten
zornig.
„Dem, Papa, tret' ich dich ungern ab," sagte er und bog dabei
nervös an der Scheide eines Messers, daß er vom Tisch genommen hatte,
als ob er das starke Metall in Stücke brecl)cu wolle.
Kippiny hatte es auf der Zunge, Helmut eine Zurechtweisung zu
erteilen. Dann besann er sich rasch. Was er da an seinem Jungen sah,
war ein Stück von ihm, ein unausrottbares Stück ehrlichen Zorns, der
allerdings in diesem Fall sich auf einen Gegenstand richtete, der ihn
nicht verdiente. Sollte, durfte er den Klmben deshalb meistern, noch
dazu in des Freundes Gegenwart?
Hielt er nicht selbst diesen ehrlichen Zorn in steter Bereitschaft als
blanke, makellose Waffe gegen alles Unwahre, Schiefe, Unreine? Kochte
dieser Zorn nicht in ihm, dem reifen, auf der üebenshöhe angelangten
Manne auf, wenn eines, das ihn anging, nicht auf geraden Wegen ging?
Er brauchte nur daran zu denken, wie oft der Zorn in ihm auf-
gelodert war, wenn Klara ihm wider sein Wollen die Mutter und die
Schwestern aufgedrungen hatte, deren Lebenssphäre ihm mit der Zeit eine
geradezu abstoßende geworden war.
Aber freilich dicfe Frauen und Parthenius!
Wie durfte man sie in einem Atem denken!
Wenn Helmut älter geworden, würde er begreifen, was ein Manu
wie Parthenius zu geben hatte. <
Gleich nach Tisch brachen die jungen Leute auf.
Kipping begleitete sie über den Fahrweg hinüber und durch die
kleine Tannenschonung, die in den dichten Wald führte, durch den ihr
Weg an den Strom hinab ging.
„Geht vernünftig, Iungens, nicht zu schnell und nicht zn langsam,
und laßt euch beim Förster ein Vesperbrot geben. Hast du Geld bei dir,
Helmut?"
„Ja, Papa."
„Und kommt nicht zu spät zum Nachtmahl heim. Es ist halb vier, um
acht könnt ihr bequem wieder hier sein."

leide». — l"
Ter junge Watzmann nickte zustimmend und schlug in des Grafen dargebotene Hand.
Helmut trat zögernd zu dem Vater. Erst als Franz sich unige-
wendet und ein paar Schritte vorangegangen war, legte er dem Grafen die Hand auf die Schulter und sah ihn bittend aus seinen großen, schönen, ehrlichen Augen an. '
„Verzeih, Papa, aber ich kann nicht dagegen an," sagte ei sehr
leise, „ich kann über das Gefühl nicht fort —" der Knabe stockte —
„als ob Parthenius dir oder der Mama ein Unrecht tue."
Ter Graf gab feinem Jungen einen Kuh auf die gerötete Wange.
„Du bist ein dummer Bub'," fagte er leicht. „Mußt dir das Gespenstersehen bei Tage abgewöhnen, wenn du Freude am Leben haben willst."
„Bist du mir böse, Papa?"
„Nein, mein Junge, und nun mach', daß du deinem Kameraden nachkommst, und seid vergnügt und genießt den Tag," —
So warm war der Nachmittag geworden, daß Kipping und Parthe-
nius in der offenen Tür nach der Seeterrasse saßen und ihre Henry Clan, rauchten.
„Nun also, du großer Schweiger, was giebt's Neues in der Kunst?"
Ter Maler antwortete nicht sogleich. Er blickte in die verdämmernde Stille, die über dem Wasser lag, und stieß bedächtig eine feine Rauch» wolle nach der andern in die linde Luft hinaus.
„Neues — was follt' es Neues geben?" fagte er endlich, und um feinen fchmalen, festen Mund, der von einem leicht ergrauenden Schnurr-
bart kaum beschattet war, zogen sich feine, haarscharfe, ironifche Linien.
„Taß die Kunst rückwärts schreitet, ist nichts Neues, sollte ich meinen. Sie klecksen fröhlich »veiter, die Jungen und die, die sich's ein-
bilden noch zu sein, und sehen dem Menschen und der Natur nur ihre krasseste, häßlichste Seite ab. Was danach wird, wenn die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hat und die unausbleibliche Krise eintritt, weiß der Himmel. Ich weiß es jedenfalls nicht. Schließlich kann's mir auch gleichgültig sein."
„Das glaubst du ja fclbst nicht, Georg. Einem Manne von deinem Können, mit deiner Liebe zur Kunst, kann Rückgang oder Auffchwung nicht gleichgültig sein!"
„Liebe! Menfch, kannst du dir denn dies alberne Wort nicht ab» gewöhnen, das einer entlegenen Periode angehört. Liebe! Lächerlich!
Setz' ein Selbst davor, dann laß ich's gelten. Selbstliebe ja, die sitzt heute an Nuder und Steuer zugleich, die regiert die Welt bester als Gesetze und Throne. Und ich gel»' der Regentschaft meinen Segen!
Vivat! 0«8clU! ?Inrl>!lt!"
„Tu bist ja heute wieder recht nett bei Humor, Georg!" lachte

Kipping. „Ist dir was Besonderes über die Leber gekrochen, oder ist
diese Sorte Weltanschauung jetzt der normale Zustand ^deines Denkens?"
„Das letztere, itipping,-unzweifelhaft das letztere."
„Nun also, wenn du nur noch die Selbstliebe, vul^o Egoismus,
gelten läßt, dann beweise deine Theorie durch die Praris und rede
gefälligst einen Ton von dir selbst."
„Das steht wieder auf 'nein andern Brett," brummte Parthenius.
„Das gibt'8 nicht, mein Lieber, kneifen, noch besser!" rief KlemenZ
mit etwas erzwungenem Humor. „Seit Monaten sah'n wir uns nicht.
Gestatte die Frage: wie lebst du?"
„Wie Diogenes in der Tonne."
„Soll nicht gerade vorteilhaftes Atelierlicht abgeben, diese Be-
hausung. Und wen oder was malst du?"
„Die Gräfin Maletta und die Pferde des Herrenreiters Iontin. Die
letzteren sind mir lieber!"
„Versündige dich nicht, Georg. Die Maletka ist ein süperbes Weib,
geradezu eine Prachtaufgabe für einen Maler von deinem Kolorit und
Temperament."
„Ionkins Pferde sind mir lieber," wiederholte Parthenius phleg-
matisch.
Tann schwiegen sie plötzlich beide. Klemens nervös irritiert, wie
er es schon den ganzen Tag über gewesen, Parthenius in der ihm eigenen,
unbeirrbaren Ruhe.
Über dem See draußen fingen die Nebel stärker noch wie am gestrigen
Abend zu brauen an. Bläulich grau krochen sie über den glatten, klaren
Spiegel.
Im Röhricht hatte sich der Abendwind gefangen. Er rauschte in
leiser, einförmiger Melodie, in einem wiegenden rhythmischen Takt, der
etwas seltsam Klagendes hatte.
KlemenZ war aufgestanden und hatte sich über die Steinbalustrade
der Seeteirasse gebeugt, so daß er das graugrüne Wasser zwischen den
blattlosen Röhrichtstauden leise und langsam hin und her fluten sah.
Das Gespräch, das er soeben geführt hatte, der Freund ihm im Rücken
waren vergessen. All seine Gedanken waren wieder bei Klara.
Aber sie drängten nicht in ungebärdiger Sehnsucht zu der fernen
Frau, fchwer und langsam zogen sie dahin. Eine unbegreifliche müde
Tranrigkeit hatte ihn plötzlich ergriffen, nahm von seinem ganzen Wesen
Besitz. So versunken war er in das mehr und mehr sich steigernde Gefühl,
daß er Parthenius' Anruf überhörte.
Erst als der Maler ein zweites Mal, nicht eben liebenswürdig, fragte:
„Übrigens, wo steckt denn deine Frau? Ist sie mit Helmut draußen?"
wurde Kipping aus seiner Träumerei gerissen.
Sich umwendend, sagte er erstaunt:

leide«. l.9
„Wie denn, du weißt nicht, daß Klara in München ist, um ihre
Bilder und die der „Elfer" auszustellen?"
Parthenius schüttelte den Kopf.
„Ja, liest du denn keine Zeitungen?"
„Gott sei Dank, nein."
„So laß dir erzählen," fagte Klemens, mit einem Male wieder
eifrig bei der Sache. „Sie stellt im Künstlerhaufe aus, in den zwei ersten
protzen Sälen. In dem ersten nur ihre Werke, im zweiten mit den
‚EIfern' zusammen."
„Ja, jetzt erinnere ich mich, Selma erzählte mir davon."
„Selma?" fragte Kipping gedehnt, „wie kommst du zu Selma,«.
Parthenius?"
„Sie sitzt mir zu einer Studie: Korso im Bois de Boulogne, natür-
lich nur aus Gefälligkeit," fetzte er etwas übereifrig hinzu. „Ich brauche
viel Weibermaterial zn dem Bild, Damen und Dämchen."
Klemens hatte die letzten halblaut hingeworfenen Worte nicht gehört.
Gedehnt und erstaunt, nicht eben angenehm überrafcht fagte er:
„Ich wußte gar nicht, daß du mit den Möbius nach fo langen Jahren
noch in perfönliclien Beziehungen stehst."
„Man kann das wohl kaum persönliche Beziehungen nennen. Ich
sehe die Damen, die, wie du sa weißt, nicht gerade zurückgezogen leben,
da und dort, wenn ich die Nase mal aus der Tonne stecke. Neulich im
Viktoria-Cafs als ich — zu fehr ziviler Stunde übrigens — zu deiner
Beruhigung fei's gefügt, auf Raub auszog — fiel mir SelmaZ Gesicht
unter einem großen schwarzen Fedcrhut als für ineine Zwecke wünfchens»
wert auf —"
„Das Mädchen ist entschieden häßlich," unterbrach Klemens ihn
gereizt.
„Ganz und gar nicht. Sie gleicht deiner Frau."
„Ah, da muß ich doch bitten, Parthenius."
„Lieber Kipping, das find Dinge, von denen ihr Laien abfolut keine
Ahnung habt, von denen ihr gar nicht rcdeu folltet. Selma und Kla —
Pardon, deine Frau haben im Grunde ganz das gleiche Gesicht —"
Kipping wollte auffahren.
„Einen Augenblick — nur mit dem gewaltigen Unterfchied, daß,
wenn ich fo sagen darf, die Kultur, die du ihr hast angcdeihen lassen, die
Innerlichkeit, die ihre Kunst ihr gibt, bei deiner Frau die Grundlinien
verwischt haben, während sie bei Selma nicht nur bestehen blieben, sondern
mit den Jahren vergröbert wurden. Das hindert aber nicht, daß auch
in diesem Möoiusfchen Gesicht viel Raffe und viel Eigenart steckt, wenig-
stens für Maleraugen."
„Mein Geschmack ist sie nicht. Da zieh' ich eher Paula vor."
„Ein Puppengesicht," meinte Parthenius geringschätzig.

„Übrigens, um auf deinen vorigen Vergleich nochmals zurückzu»
kommen — du sprachst von der Kultur, die ich Klara habe angedeihen
lassen, von der Verirmerlichung durch ihre Kunst: damals, als ich sie
bei dir kennen lernte, war noch von keiner dieser Einwirkungen die Nede,
und doch fandest du sie schon."
Parthenius stockte einen Augenblick, bevor er eine Antwort gab.
Er hatte das Gefühl, als ob durch die zunehmende Dunkelheit Kippings
fragende Augen auf ihn eindrängen.
Tann sagte er ruhig:
„Damals waren wir alle um achtzehn Jahre jünger, mein Lieder.
»Was wir sahn und wie wir es sahn, war vom Zauber der Jugend um>
woben."
„Ich sehe sie noch so," sagte.Mpping leise für sich.
Unten vom Garten her wurden Stimmen laut.
Helmut und Franz waren zurückgekommen. Beim Schein der Zigarre
sah der Graf, daß es eben acht Uhr vorüber war.
Die Stimmen verhallten. Wahrscheinlich kamen die jungen Leute
durchs Haus zu ihnen auf die Scetcrrasse hinaus.
Kipping trat dicht an Parthenius heran und legte ihm die Hand auf
die Schulter. Er hatte das Gefühl, gegen den Freund und Gast — viel»
leicht unwillkürlich beeinflußt durch Helmuts Stimmung gegen Parthe-
nius — nicht eben liebenswürdig gewesen zu sein.
„Iugendzanber, ja — das ist das richtige Merkwort für diese herr-
liche unvergeßliche Zeit. Dir dank' ich ihn, Parthenius, bei dir Hab' ich
meinen Iugendzanber, mein Weib gefunden."
Durch den Körper des bisher ruhig, fast reglos Dasitzenden flog
eine rafche, schauernde Bewegung.
„Du frierst, Georg? Du hast recht, es ist kalt geworden. Komm,
wir werden hoffentlich gleich ctlvas zn effen bekommen. Ein guter Tropfen
Bordeaux wird den Schaden leicht reparieren, falls du Stadtmenfck dir
etwas geholt haben solltest. Wir hier draußen sind aus härterem Holz
geschnitten." Dabei schob Kipping seinen Arm unter den des Freundes.
So betraten sie den künstlerisch ausgestalteten Eßsaal, in dem die
jungen Leute schon warteten.
Ein rasches, heißes Not überflog Helmuts Geficht, als er den Vater
und Parthenius Arm in Arm kommen sah. Aber er überwand sich schnell
und reichte dem Maler die Hand. Bei Tisch trugen Kipping und der
Lehrerssohn die Kosten der Unterhaltung. Zwischen Helmut und dem
Maler aber gingen halbe, fragende, tastende Blicke hin und her.

III.

In einem kleinen baufälligen Haufe in der Alservorstadt in Wien,
vor dem es den ganzen Tag über von dröhnenden Lastfuhrwerken, von

leiden. 2^
rasselnden elektrischen Wagen, die in der Richtung gegen den Kahlenbcrg und zum Schottentor wieder zurückfuhren, nicht still wurde, hatte Frei' Herr von Riedinger seit dem November eine kleine Wohnung im zweiten und zugleich höchsten Stock inne.
Man konnte die drei erbärmlichen Löcher, in denen die Familie hauste, kaum eine Wohnung nennen. Aber Frida hatte sich, wie die Dinge nun einmal standen, aufs äußerste widersetzt, mehr Geld für eine befsere Wohnung anzulegen. Sie konnte ihren Mann nicht hindern, wei> tere Wert- und Spielschulden zu denen zu machen, die wie Zentnerlast auf ihr lagen, aber sie konnte darüber wachen, das; für Wohnung, Essen, Trinken und Kleidung der bescheidene Etat, der ihnen aus besseren Zeiten verblieben war, nicht überschritten wurde.
Harte Kämpfe hatte die Frau tagtäglich mit dem Mann zu bestehen, der nicht ablies; über die „erbärmliche Hundewirtschaft" zu fluchen, in der zu existieren er verurteilt war. Wer die sanfte stille Frau ertrug Zorn und Klagen, Arbeit und Entbehrungen mit unerschütterlicher Festig- keit, mit jener beispiellosen Resignation, mit der sie die Lasten ihrer Ehe seit Jahren iiach einem kurzen Eheglück ertragen hatte.
Seit sie hier draußen, fern von allen Bekannte» wohnten, fern von jener Welt, deren Mittelpunkt sie in besseren Tagen gewesen waren, gab es sogar für Frida von Riedinger Ztnnden, in denen sie mit ihrem Kinde aufatmen, wieder sie selbst sein konnte.
Hier draußen war niemand, der sie beobachtete und kontrollierte! hier brauchte sie nichts zu vertuschen, nichts zu verheimlichen, brauchte sie vor allem des Scheins halber keine Ausgaben zu inachen, die ihr Budget schon lange nicht mehr vertrug.
Hier, wo sie niemand kannte, hielt sie keinen Dienstboten mehr, sondern begnügte sich mit einer Aufwartefrau, die nur stundenweise kam. Hier konnte sie, ohne aufzufallen, ohne Angst, Bekannten zu begegnen und ihrem Mitleid oder ihrem Spott preisgegeben zu sein, im einfachsten Kleide ausgehen und ihre bescheidenen Einkäufe machen. Hier konnte sie felbst das Mittagessen zubereiten, ohne fürchten zu müssen, von einem Besuch überrascht zu werden. Bis auf ein paar nähere, mit den Vcr» Hältnissen vertraute Bekannte kam niemand mehr zu den Niedingcrs.
Seit sie draußen in der Alservorstadt wohnten, wußte jedermann, wie es um sie stand. Frida brauchte nicht mehr zn heucheln, zu lügen, Gott sei Dank!
Aber was ihr trotz aller Not und Sorgen eine Art Beruhigung ge» währte, erregte das noch immer heiße Blut des Mannes. Nur nicht aus» geschaltet, nur nicht vergessen sein! Nur nicht feige und lächerlich von der Vildfläche verschwinden! Mittun, auf dem Platz fein, dann kam das Glück wohl wieder, das launische Glück, das ihm so lange den Rücken gewandt, ihn aus dem Regiment Vertrieben, ihn auf dem Turf wie am

grünen Tisch in, Stich gelassen hatte, Ei wollte es schon zwingen wieder
zu kommen, dies launische Glück, wie er Weiber und Pferde sein lebelang
gezwungen hatte und weiter zwingen würde, beim Teufel! War er nicht
noch immer der fesche Rudi Riedinger?!
So, wahreird feine Frau mit Todo draußen in der alten baufälligen
Baracke dafür Sorge trug, daß es wenigstens am Notwendigsten nicht
fehlte, gab der Baron Gastrollen in seinem früheren Klub, in dem sich
»och immer ein Platz für ihn fand, flanierte er in der Kärntnerftratze
nnd auf dem Ring, ritt er einem Kameraden das Pferd im Prater oder
in der Reitbahn zu, oder er faß im Caf6 und flirtete über den Rand der
Zeitung fort mit einem fcfchen Mädel oder einer hübjchen Frau. Vom
Schauplatz zu verschwinden, wie seine Frau es vorgezogen hatte, daran
dachte er noch lange nicht.
Auch Frida hätte es seiner Ansicht nach absolut nicht nötig gehabt.
Sie war noch immer eine schöne, in ihrer eleganten Schlankheit jugendlich
wirkende Erscheinung, die, wenn sie wollte, prachtvoll zu repräsentieren
verstand: dafür war sie eine Kipping pur »anß. Vis das Vlatt sich
wandte, und es mußte sich ja einmal wenden, hätte man imwer noch ein
paar tausend Gulden aufbringen tonnen. Aber sie war mit ihrem
fchwercn norddeutfchen Vlut nicht dazu zu bewegen gewcfen, die Dinge
mit feinen Augen zu fehen. Mochte sie denn mit dem Kinde in der
Varacke verfaucrn. Er konnte ihr nicht helfen, fo leid sie ihm zu»
weilen tat.
Heute freilich, wie er fo im ersten warmen Frühlingssonnenschein
über den Ring hinschlcnderte, empfmrd er nichts von Mitleid, nur einen
kochenden brennenden Zorn.
Es hatte zu Haufe eine böse Szene gegeben, einen Kampf, wie sie
ihn lange nicht gekämpft, und Frida war Siegerin in diesem erbitterten
Kampfe geblieben. Das wurmte ihn und hatte ihm das Vlut zu Kopf
getrieben. Wenn er sich nicht vor seiner zwölfjährigen Tochter gefchcimt
hätte, er wäre imstande gewefcn, seine Frau zu schlagen.
Solch ein abgefeimtes Bubenstück aber auch, das sie da mit dem
braven Vrudcr Klemens ausgeheckt, ihm den Riegel vor das letzte Var»
vermögen zu schieben, auf das er fest gerechnet hatte, um endlich seinem
Glück mal wieder unter die Arme zu greifen! Ihm ein beglaubigtes,
gestempeltes Papier der alten Gräfin unter die Nase zu halten, das da
ausdrücklich behauptete, daß diese zehntausend Mark — die letzten aus
der Erbschaft seiner Frau — Dodos Eigentum seien, iiber die weder
die Mutter noch ein anderer berechtigt sei, vor des Mädchens Verheiratung
oder ihrer Mündigkeit zu verfügen.
Der Teufel hole die Vertlaufulierungen der Großeltern für ihre
Entel! Die feinen würden es nicht zu befürchten haben, darauf leistete
er feinen Nachkommen jetzt fchon einen l>ciligen Eid.

Mit rotem Kopf und zornig blitzenden Augen ging der Baron ins
nächste beste Caf6 und bestellte sich einen Schwarzen und die Neue Presse.
Tiefer Klemens! Dieser unerschütterliche Halt seiner Frau gegen ihn,
wenn er dem mal hätte eins anhaben können, er hätte es niit Freuden
getan! Aber dem war nichts zu wollen, der saß im Fettnäpfchen mit
den Hunderttaufenden, die feine Frau alle Jahre verdiente.
Der Pikkolo brachte die Zeitung. Nachlässig blätterte Riedingcr
darin herum. Es lag ihm gar nicht daran zu lefen. Nur die Zeit tot-
schlagen wollte er und dabei wieder ein biszchcn kalt Blut gewinnen.
Eine Rubrik, die er sonst nicht zu beachten pflegte, „Theater und
Kunstnachrichten", kam ihm beim nachlässigen Blättern unter die Finger.
Mechanisch las er. Plötzlich stutzte er. Tann schlug er mit der
Hand auf den kleinen Tisch, daß Glas und Tasse auf der Marmorplatte
klirrten.
„Donnerwetter! Das war vielleicht eine Chance, ein Wink des
Himmels."
Dann las er noch einmal bedächtig, Zeile für Zeile, Wort für
Wort.
„Man fchreibt uns aus München: Die berühmte Berliner Malerin
Klara Möbins hat feit kurzem hier im Hotel Kontinental Wohnung ge-
nommen, un> eine Anzahl ihrer neuesten Werke gemeinsam mit den
,Elfern< auszustellen. Die Eröffnung der Ausstellung im Künstlerhaus,
die bereits für den neunten April bestimmt war, muhte noch um eine
Woche etwa hinausgeschoben werden, da Frau Möbius, welcher das Arran-
gement der Ausstellung obliegt — sie gehört bekanntlich als Ehrcnmit-
glied den .Elfern' an — sich, wie man hört, mit einem Teil der ein-
gereichten Bilder nicht zu identifizieren vermag, überdies ein oder zwei
junge Maler als Aussteller bei der Vereinigung einführen will."
Die fchöne geniale Schwägerin, die reiche Frau, allein in München,
ohne den Philister, den Klemens, — das verhängnisvolle Papier hatte
feine Frau heute morgen direkt vom Landsitz des Bruders her erhalten —
das war 'ne Nummer, auf die zu fetzen es lohnte.
Freilich hatten gerade die Niedingcrs, mich er felbst unter dein Ein»
fluß feiner Frau — Klara M'öbius nicht zum besten behandelt. Immer-
hin war sie, wie anzunehmen, in München in erster Stelle die berühmte
gefeierte Frau und erst in zweiter Stelle die Gräfin Kipping, der man
die Arme in der Familie nicht allzu weit geöffnet hatte.
Und er? Er war eben noch immer der fesche Rudi Riedinger, als
s-nvlrli«,- «<?rvt>,it<> in der fremden Stadt unter Umständen nicht zu vcr-
achten, so etwas wie ein pikanter Kontrast z» der, Malersileuten, mit
denen Klara Möbius doch jedenfalls ausschließlich verkehrte.
War er erst einmal so weit, würde sich schon Gelegenheit geben, die
momentane Misere durchblicken zu lasseu, und er zweifelte keinen Augen-

blick daran, daß die Schwägerin — wußte man sie nur zu nehmen — fern von Klemens, nicht abgeneigt sein würde, von dem Goldstrom, der ihre Existenz durchflutete, ein kleines Teitcnbächlein in die seine rinnen zu lassen.
In jedem Falle muhte die Möglichkeit dieser Chance genützt weiden. Wie aber, ans welchen Mitteln, unter welchen: Vorwand von heute zu morgen nach München gelangen?
Riedinger ließ seine Bekannten, alle alten Kameraden, so ziemlich jedermann, mit dem er irgendwo und irgendwie mal in Beziehungen gestanden hatte, Revue passieren.
Niemand wollte sich finden, der seinen Plänen und Wünschen hätte Vorschub und Hilfe leisten können.
Seine Miene verdüsterte sich mehr nnd mehr.
Er ließ sich einen Slibowitz bringen, stürzte ihn auf einen Zug herunter, steckte die achte Zigarette an und stützte den heißen Kopf in die Hände. Verfluchter Zustand. Nichts, gar nichts!
Aufgeregt blätterte er in der Neuen Presse weiter. Konnte ihm das dickleibige Ungeheuer aus seinem Weisbeitsschatz zu dein ersten Wink, wie sein Glück aufzubessern sei, nicht auch den Wegweiser zur Erreichung dieses Zieles liefern?
Wirtlich fiel, als ob die gedruckten Zeilen ihn äffen wollten, sein Auge auf bekannte Namen. Lächerlich, was sollten ihm in seiner jetzigen Verfassung Hofräte, Settionschcfs, gar Minister, in deren Häusern er als Oberleutnant verkehrt hatte nnd verhätschelt worden war! Sie würden weder Geld noch eine Mission nach München für ihn haben. Und doch, hin mußte er um jeden Preis. Wie eine fire Idee war der Plan plötzlich über ihn gekommen und ließ ihn nicht wieder los.
Er rief den Kellner herbei und zahlte seine Zeche, warf dem Pikkolo ein paar Kupferstücke ans die Marmorplatte und verließ das Caf6. Traußen im Frühlingsfonnenschein, im Gewühl der Straße würde ihm schon ein rettender Gedanke kommen.
Er bog auf den Niisg hinaus, dann nach einer Weile ging er wieder in die innere Stadt zurück. Ta ihm gar nichts anderes mehr einfiel, fing er verzn>eifclt die Schilder zn lesen an. Nichto. was ihn auf irgend einen Gedanken gebracht hätte.
Gerade hatte er den Stefan umkreist und war in eine der engen abzweigenden Seitengassen eingebogen, als er plötzlich, wie ans dem Pflaster herausgewachfen, ein bekanntes Gesicht vor sich sah, das er im eisten Augenblick nicht unterzubringen wußte.
Sein Gegenüber lachte ihn aufmunternd an. Ta erinnerte Niedinger sich. Wahrhaftig, der Pepi Härtung, mit dem er vor zwanzig Jahren in Traiskirchen auf der Kadettenschule gesessen hatte!
„Grüß dich Gott, wo kommst denn du plötzlich hergeschneit?"

„Ja, mein Lieber, das sind so Sachen. Ich bin für ein paar Tage
von Vrünn heraufgekommen, amüsiere mich famos und kaum daß ich
mitten drin bin, muß ich wieder fort. Mein Alter telegraphiert mir heute
morgen, ich soll für ihn nach Ammerland fahren und ein paar Iucker
ansehen, die er durch einen Agenten ausgekundschaftet hat. Ein Graf
Drexel, fcheint's, will sie um einen Pappenstiel los sein. Da ich aus
des Alten Tasche reise, was blieb mir anders übrig als ja zu sagen und
morgen früh in das elende Nest zu rollen."
„Du kannst ja wiederkommen, Pepi," tröstete Niedinger ben Miß-
vergnügten. „Wien läuft dir ja doch nicht weg."
„Für diesmal ja, mein Lieber. Ich Hab' nur noch drei Tage Urlaub,
unt> eh' ich da herunterkomme und wieder zurück —"
„Ist denn dies Ammerland so weit? Ich habe keinen blauen Dunst,
wo es liegt."
„Ein Nest am Starnberger See, wo der Drexel ein Schloß hat,"
sagte der andere wegwerfend.
Riedinger packte den wiedergefundenen Kameraden beim Hand-
gelenk, so fest, als ob er ihn nie wieder loslassen wollte. Ganz heiser
vor Aufregung raunte er ihm zu:
„Du, ich mach' dir einen Vorschlag, Pepi, laß mich statt deiner
fahren, dann ist uns beiden geholfen. Mein Roßverstand ist mindestens
ebenso groß wie der deine."
Ter andere sah ihn erst verwundert, dann mit dämmerndem Ver-
ständnis an. »
„Ah so, du Schlanker!, du hast ba Wohl was sitzen und denkst auf
einen Vorwand! Na, nicht übel. Das läßt sich hören. Wer ist's denn?"
„Eine alte Tante, daß du's weißt."
„Geh her," lachte der andere, „erzähl' das der Frau Blaschke."
Riedinger wurde Plötzlich ernsthaft.
„Alfo, Pepi, keine alte Tante, eine junge Verwandte, gleich viel
wer, jedenfalls mutz ich nach München. Dich sendet mir der Himmel.
Rück' raus mit deni Reisegeld, denn ich Hab' leine zwei Kronen mehr
im Sack, und sag' mir, was ich zu tun habe."
Riedinger zog seine Uhr. „Gleich eins. Wir haben keine Zeit zu ver-
lieren. Heute abend mutz ich auf dem Münchener Zug sitzen. Morgen
um diese Zeit sind die Iucker gekauft."
„Im Ernst, willst du wirtlich für mich fahren?"
„Frag' doch nicht fo töricht. Du siehst ja, daß mir die Sache
ernst ist."
„Alsdann freilich! Du bist ein Goldkerl, Rudi!"
„Schon gut. Und der Mammon? Was hat der Alte bewilligt?"
„Vierhundert Kronen. Wird das genügen?"
„Mnß. Gib nur her!"

„Hier auf offener Straße?"
„Gehn wir rüber ins Europe."
Sie ließen sich jeder einen Schwarzen geben und gingen daran, den Handel abzuschließen.
Binnen einer Viertelstunde war das Geschäft gemacht. Riedinger wußte, was er für die Drerelschen Iucker zu bieten hatte und unter welchen Bedingungen der Abschluß annehmbar war.
Daß bei dieser «ureut« eoräinle nicht nur ihnen beiden, sondern auch dem alten Härtung geholfen war, schien ihnen unzweifelhaft: Niedinyers Rohverstcmd überragte den seines Iugendtameraden noch um ein beträchtliches.
„Also ich höre von dir, Rudi?"
„Spätestens übermorgen."
Sie hatten beide Eile, davon zu kommen. Peftia, um dem wiedergeschenkten Wien seinen Tribut zu zollen, Riedinger, um seiner Frau sein Vorhaben mitzuteilen und sich seine Siebensackxm packen zu lassen. Hoffentlich rückte Frida noch mit ein paar Gulden heraus, damit er der schönen Schwägerin wenigstens mit einem anständigen Hut und ein paar feschen Kravatten aufwarten konnte.
Frida fand er in der Küche; sie schöpfte die magere Suppe ab und überhörte Dodo dabei französische Vokabeln, als Rudi hereingestürmt kam.
Er sah auf den ersten Blick, daß sie beide dickverwcinte Augen hatten.
Jetzt erst fiel ihm die böse Auseinandersetzung wieder ein, die ihm im Rausch des Münchener Projetts für eine Stunde aus dem Gedächtnis entschwunden war.
Für den Augenblick war sein Zorn auf das großmütterliche Doku» ment verflogen.
Er zupfte Dodo an ihrem langen goldblonden Zopf und fragte sie neckend, ob er weiter überhören solle?
Ein schwaches Lächeln flog über des Mädchens reizendes Gesicht. Das Französisch des Papa! Mit dem würde sie auch Ehre einlegen. Aber sie war froh, daß er wieder spaßte. Das Kind litt schmerzlich unter jeder Mißstimmung der Eltern. Sie betete bie sanfte Mutter an, aber auch für des Vaters keckes Drauflosstürmen, seinen unbezähm» baren Lebensdrang hatte sie, soweit ihre jungen Jahre sie dazu fähig machten, ein Verständnis.
Der Baron trat zu seiner Frau.
„Bist du noch bös, Frida?"
Sie schüttelte müde den Kopf mit den schweren blonden Flechten. Sie hatte es längst aufgegeben, mit ihn, zu rechten, im guten und im bösen.

leiden. -— 2?
Er zog den Küchenschemel dicht zu ihr heran und setzte sich breit»
beinig auf das wacklige Gerät, Dann, seinen hübschen, lecken, blonden
Schnurrbart aufdrehend, sagte er gutmütig:
„Schau, Frida, ich seh' ja ein, daß es vielleicht gut und weise ist,
wenn die Dodo das Ihre behält. Aber daß mich's verdrießt, kannst
du dir doch vorstellen! Geld mutz endlich mal wieder ins Haus. 3o
tann's nicht weiter gehn."
„Wenn man sich bescheidet —" unterbrach sie ihn leise und schwer.
„Das mögt ihr Frauenzimmer zustande bringen," brummte er.
„Ich pfeif' auf die Dauer darauf. Also kurz und gut, ich mag so nicht
weiter mittun — dir auf der Pelle sitzen ohne eine Krone im Sack —
und da Hab' ich mich entschlossen —"
Frida wandte sich um und sah überrascht und ungläubig zu ihm hin.
Sollte er wirtlich daran gedacht haben, sich eine Beschäftigung zu suchen,
die dem herangekommenen Hausstand in etwas aufzuhelfen im-
stande war?
„Also, da Hab' ich mich kurz entschlossen, — ich fahr' heut abend
ab — nach München. Es ist mir da ein Geschäft angeboten worden —
vielleicht, man kann nicht wissen — Fahrt und Aufenthalt sind mir im
voraus bezahlt — riskieren tu' ich nichts — in unserer Lage muß man
nichts unversucht lassen."
Er hatte anfangs stockend und vorsichtig gesprochen. Um nichts
wollte er Frida seinen geheimen Plan mit Klara Möbius preisgeben,
der nur auf Widerstand gestotzen sein würde.
Jetzt, nachdem er anfing sichern Boden unter den Füßen zu fühlen,
warf er sich auf den Brustton der Überzeugung.
„Am Ende, wer weiß, mein Kind, vielleicht bring' ich wieder Wohl-
stand ins Haus. Schließlich ist man ja auch nicht ganz auf der Straße
gefunden."
Frida hatte den Schaumlöffel mechanisch aus der Hand gelegt. Un»
sicher sah sie auf ihren Mann. Wäre es möglich? War es ihm ernst
mit dem, was er sagte? Oder lag dem ganzen Vorhaben doch wieder
nichts als ein abenteuerlicher, waghalsiger Gedanke zugrunde, der ihrer
aller Lage eher schlechter als besser machte?
Sie trat zu ihm hin und legte ihm, sich ein wenig zu ihm herab-
beugend, die Hand anf die Zchulter.
„Rudi, magst du mir nicht sagen, um was es sich in München
handelte
Er zupfte sie neckend am Ohrläppchen. Um Gottes willen jetzt nur
leine Auseinandersetzung!
„Nein, das will ich ganz und gar nicht," gab er liebenswürdig zurück.
„Es ist auf eine Überraschung abgesehen, und die will ich mir nicht
verderben lassen."

Mit leisem Kopfschütteln wandte Frida sich wieder ab. Aber ,sie
fragte kein zweites Mal. Sie kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen,
daß, nachdem er ihr einmal ausgewichen war, es im besten Falle auf eine
Unwahrheit hinauslaufen würde, um sich die ihn, unbequeme Frage
vom Halse zu schaffen.
Das wollte sie weder ihm noch sich antun.
Riedinger hatte inzwischen seine Tochter wiederum an ihrem langen
blonden Zopf ergriffen und hielt sie daran fest.
„Wie ist's, Viecherl, willst du nachher mit mir in die Stadt gehn
und Krawatten und einen Hut aussuchen helfen?"
Todo schmunzelte, aber sie sah doch erst fragend Zur Mutter hin.
„Wenn der Papa dich mitnehmen will, natürlich."
„So gib uns schnell was zu essen, Frau, allzu viel Zeit ist nicht
zu verlieren —^" er stockte — „Na und dann — mit einem kleinen Vor-
schuß wirst du nun schon herausrücken müssen — wegen Krawatten lind
einem Hut kann ich die Reisespcsen nicht anreißen. Ick, zahl' dir's mit
Zinsen zurück, wenn ich heimkomme.
„Schon gut, Rudi," sagte sie müde und ungläubig, und zog eine
kleine Geldbörse aus der Tasche, der sie zehn Gulden entnahm. Unter
dem kam er bei „Braun" — wo anders kaufte er aus Prinzip nicht —
doch nicht los.

IV.

Der München« Zug war nur schwach besetzt.
Rudi hatte sich's in seinem Abteil zweiter Klasse, das nur ein Rei-
sender mit ihm teilte, bequem gemacht.
Nun saß er in seiner Ecke, eine flotte Reisemütze auf dem Kopf, die
er bei „Braun" hatte auf Rechnung fetzen lassen, stieß kleine blaue Rauch-
Wolken aus seiner Timitrino uiid ließ sich's Wohl sein.
Er genoß das Alleinsein mit seinen waghalsigen, abenteuerlichen
Gedanken, genoß die leise schaukelnde Bewegung des Wagens, die das
Träumen und Gedankenspinnen so angenehm begleitete und förderte.
Es machte ihm Spaß, in den Gang hinauszublicken, die ab- und zu-
huschenden Gestallen zu beobachten, ein paar eleganten Frauen, offen-
bar Ungarinnen zuzusehen, die ihr Abteil erster Klasse verlassen, hatten,
Zigaretten rauchend am Fenster lehnten und in die linde dunkle Früh-
lingsnacht hinausblickten.
Das alles war Riedinger neu und reizvoll. Seit Jahren hatte er
keine größere Eisenbahnfahrt mehr gemacht. Zuletzt in jenem verhäng-
nisvollen Herbst, als er nach dem Manöver zu seinen Verwandten nach
Karlsruhe gefahren war, um einen letzten Versuch zu machen, sich durch
ihre Hilfe zu halten. Sie hatten ihn abschlägig bcschieden. Weshalb war
er nicht im Lande geblieben und hatte sich redlich genährt! Weshalb

hatte es ihn in das verlotterte Österreich getrieben, wo er, wie so manches
und so mancher andere zugrunde gehen mußte?
Mein Gott ja, sie hatten ja so unrecht nicht gehabt, aber damals war
er doch in Groll und Bitternis von ihnen gegangen, und seither war er
für immer von der Familie geschieden.
Nun also, weiter, vorbei und abgetan. Jetzt zu Neuem und Besserem.
Einmal mußte es ja doch gelingen, sich wieder hoch zu bringen!
Er lehnte sich wieder in seine Ecke und begann seinen Feldzugsplan
zu entwerfen, hübsch langsam und bedächtig, mit aller ilnnst der Stra-
tegie. Er hatte ja Zeit und ungestörte Muße dazu.
Zunächst — die Fahrt nach Ammerland und zu den Trexelschen
Iückcrn hatte Zeit — kam selbstverständlich Klara Möbius an die Reihe.
Direkt aufsuchen wollte er sie nicht. Nur so von ungefähr ihr in den
Weg laufen und erst mal Fühlung suchen, wie sie sich zu einem Riedinger
stellte.
Tos bequemste wäre gewesen, in demselben Hotel abzusteigen. Da
hätten sich hundert Chancen geboten, ihr „zufällig" z» begegnen. Aber
daran durfte er nicht denken. Das elegante, vornehme Kontinental
überstieg seinen Spesenetat um ein bedenkliches.
Einstweilen mutzte er ja doch mit den Hartungschen Kronen rechnen,
und zwar so sparsam, als es ihm möglich war, denn er konnte nicht im
voraus berechnen, wie lange er die Festung, vul^n die schöne Schwä-
gerin, würde belagern müssen. Ein tüchtiger Soldat, — und der war er
ja trotz allen Leichtsinns Gott sei Tank immer gewesen schaut bei-
zeiten zu, daß Munition und Proviant ihm nicht ausgehen. Vor dem
enteren war dem feschen Rndi weniger bange, als vor dem letzteren.
Er überlegte. Heute war Mittwoch, Donnerstag früh war er in
München, stieg in einem anständigen Hotel zweiten Ranges ab und nahm
das Lunch im Kontinental. Traf er Klara Möbius dort nicht, so konnte
er bei dieser Gelegenheit vielleicht ihre täglichen Gewohnheiten in Er-
fahrung bringen, allenfalls sich aus Zufall in das Kiinstlcrhaus ver-
irren. Jedenfalls mußte der morgende Tag ganz seinem Hauptplan ge°
hören. Am Freitag konnte er sich dann in München rar machen nnd nach
Ammerland hinausfahren, Übrigens ein fader Naturfer dieser Drexel!
Geradezu eine Nombcnidee in, April schon am Land zu wohnen. Wahr-
haftig, ganz überflüssige Zeitvergeudung!
Über allem Planen nnd Erwägen schlief Rudi Riedinger endlich ein
und träumte einen sehr merkwürdigen Traum 1 Klara Möbius, in einem
langen wallenden Gewände, einen Blumenkranz in dem goldbraunen
Haar, schwebte aus einer rollenden Kugel vor ihm her. In den Händen
hielt sie Gold, nncrmeßlich viel Gold, in kleinen und großen Münzen, und
köstliche Geschmeide. Ab nnd zu ließ sie von ihren reichen Schätzen
fallen, und er bückte sich danach und griff sie auf. Und sie hielt die

rollende Kugel einen Augenblick an und lächelte ihm mit heißem oer» fühlerischen Lächeln zu. Und so kamen sie von der großen Straße ad in einen stillen verschwiegenen Wald. Dichte Vaumreihen taten sich auf, und plötzlich fühlte er, daß er nicht mehr ««^n war mit der reizenden Glücksgöttin. Hinter ihm, im Dickicht des Waldes, regte sich's, jemand ging auf seinen Spuren. Und plötzlich fühlte er einen scharfen Schmerz im Rücken, warmes Blut rieselte an ihm hernieder, und wie gefällt stürzte er hinten über auf den weichen moosigen Grund.
Von einem jähen Ruck erwachte er und sah verwundert um sich. Alles war in Bewegung geraten, tramte und räumte Gepäckstücke zu» sammen. Er rieb die Augen.
„München, Zcntralbahnhof," rief der Schaffner.
Wahrhaftig fchon an Ort und Stelle. Er sah auf die Uhr. Es stimmte auf die Minute.
Schnell raffte er fein Handgepäck zusammen, da stand auch der Zug schon.
Er setzte sich in einen Hotclomnibus und fnhr in ein Hotel zum Karlsplatz, nahm ein Bad, frühstückte, ging zum Friseur und dann ins Hotel zurück, um seinen äußeren Menscheu so elegant, als es ihm für die Gelegenheit richtig erschien, herzurichten.
Es war ein wundervoller Frühlingstag, tlnr, milde und sonnig.
Riedinger schlenderte durch die Marimiliansstraßc mit weit größerem Behagen, als er gestern um diefelbe Zeit über den Ring geschlendert war. Er reckte sich in den Hüften und warf verstohlene Blicke auf sein Bild, das die blanken Ladenscheiben spiegelten. Er gestand, sich selbst kritisierend, ein, daß er ein riesig patenter Kerl sei und sich „sauwohl" fühle.
Ten, Hoftheater schräg gegenüber blieb er stehen und studierte die Anschläge auf der riesigen Platatentafcl: Theater, Konzerte, Parias, öffentliche Vergnügungen, Ausstellungen:
Ausstellungsgebäiide am Königsplatz Lenbach-Ausstellung. — Flcisck mann: Neue Bilder von Mar, Friedrich Stahl, Defregger. Das war alles nicht das, was er suchte.
Aha. jetzt hatte er'si Künstlerhaus i Separatausstellung von Klara Möbius, Ausstellung der Elfer. Eröffnung Sonntag den achtzehnten April.
Drei Tage noch! So lange war sie ihm also sicher. Danach fuhr sie jedenfalls schnurstracks nach Berlin zu ihrem viellieben Klemens und ihrem angebeteten Filius zurück, in den sie ja noch viel vernarrter als in den Gatten sein sollte.
Viel Zeit zu verlieren gab es unter diesen Umständen nicht. Zwölf Uhr vorüber, also weiter, ins Kontinental zum Lunch.
Als er am Marimiliansbrnnnnen vorüberging und durch die noch

kahlen Bäume, an denen kaum hier und da grüne Spitzen schimmerten,
nach dem Hotel herüber biegen wollte, sah er vor der Eingangstür
einen offenen Landauer halten. Im Vordersitz des eleganten Wagens
hatte eine Dame Platz genommen, hinter ihr stieg ein vollbärtigei Herr
ein: ein scheinbar noch sehr junger Mensch setzte sich auf den Rücksitz.
Die beiden gut gehaltenen Braunen setzten sich in Bewegung und
liefen in der Richtung auf Riedinger zu. Als der Wagen näher kam,
erkannte Rudi seine Schwägerin, die er jahrelang nicht gesehen hatte,
sofort an dem goldbraunen Haar und den dunklen Augen, deren sprühend^
Wildheit Frida einstmals so in Schrecken gesetzt hatte.
Der Wagen fuhr langsam, da ein schwerfälliges Gefährt sich ihm
vorgeschoben hatte. Riedinger konnte, ohne durch seine Betrachtung
geradezu aufzufallen, Marn Möbius und ihre Begleitung genau be»
obachten.
Sie war noch immer eine sehr schone Frau, und das helle, gelblich
weiße, reich garnierte Frichlingskostüm, das sie trug, stand ihr außer-
ordentlich gut. Auf ihrem Schoß lag ein großer Strauß tiefblauer
Veilchen.
Ter Herr neben ihr war jedenfalls ein Maler. Mit seinem langen
strohblonden Bart und dem eingedrückten Künstlerfilz machte er durch-
aus den Eindruck, einer „vom Bau" zu sein.
Was Riedinger aus dem jungen, vornehm aussehenden Menschen
mit dem feinen blassen Gesicht machen sollte, wußte er nicht recht. Er sah
weniger wie ein Künstler, vielmehr wie ein sehr junger Gesandtschafts-
attach^ oder ein Unterleutnant in Zivil aus.
Inzwifchen war der Wagen seinen Augen entschwunden. Riedinger
war auf die Möglichkeit, daß Klara Möbius ihm vor den Augen weg-
fahren würde, eigentlich nicht recht gefaßt gewesen.
Im ersten Augenblick wußte er nicht, wie er sich mit seinen, nnver-
mutet veränderten Programm abfinden sollte.
War es geratener, die sechs bis acht Mark, die ihm das Lunch
zweifellos kosten würde, im Sack zu behalten und nur den Portier
um Auskunft über Klara Möbius zu erfuchen, oder war es gescheiter,
das Lunch zu riskieren und dabei nicht nur Augen und Ohren anfzu-
sperren, sondern sich auch durch gute Trinkgelder bei dem Personal viel-
versprechend einzuführen? Rudi entschied sich für das letztere. -- Ge-
schäftsunkosten brauchte schließlich jedes Unternehmen.
Der Portier stand unter der Tür. Er grüßte Riedinger, in dem der
welterfahrcne Mann auf den ersten Blick den österreichischen Offizier in
Zivil erkannte, mit beflissener Artigkeit.
Riedinger lüftete den Hut ein wenig und fragte etwas von oben
herab, ob die Dame, die er soeben mit zwei Herren habe abfahren
sehen, nicht die berühmte Klara Möbius gewesen sei?

Der Portier verbesserte mit mitleidsvoller Nachsicht.
„Die Frcm Gräfin Kippina. ja Wohl. Tic Frau Gräfin wollten
eine größere Spazierfahrt unternehmen. Das Wetter ist schön, es wird
jetzt so bleiben. München wird wieder übervoll werden, wir haben kein
Plätzchen mehr frei."
„Beim Lunch wird ja hoffentlich noch einer zu finden sein?"
„Selbstverständlich, Herr Graf."
Riedinger wehrte lächelnd ab und ging durchs Vestibül bis an die
Einmündung des langen Ganges, der zum Speisesaal führt. Dann
kehrte er noch einmal um und fragte sehr nachlässig:
„Wo die Frau Gräfin hingefahren ist, wissen Sie nicht?"
„Bcdaure. Der Wagen ist für den ganzen Tag bestellt. Vielleicht
weiß es der Oberkellner, der die Frau Gräfin stets persönlich bedient."
Niedinger klemmte mißmutig seinen Bart zwischen die Zähne. Für
den ganzen Tag fort! Das war Pech! Schade um die schöne verlorene
Zeit. Und wer die beiden Herren waren, hatte er im ersten Schreck auch
zu fragen vergessen. Nun, vielleicht war der Oberkellner, der scheinbar
am höchsten in Klaras Gunst stand, besser beschlagen als der Torwart.
Einer der kleinen, mit Blumen geschmückten Tische in dem großen
reich dekorierten, etwas dunkeln Saal war noch frei.
Während er bestellte, stand der Oberkellner hinter dem bedienende'!!
Kellner und beobachtete ihn scharf. Nachdem er fich überzeugt hatte, daß
der Neuling die Bestellung richtig notiert hatte, war er im Begriff, seinen
Platz in der Nähe des Riedingcrschcn Tisches zu verlasse».
Der Baron rief ihn zurück, machte eine kleine Ertrabestcllung, und
da der Mann begreiflicherweise wenig Zeit hatte, ging Rudi ohne
Umschweife auf sein Ziel los. Am Ende stand seine Säfwäaerin in
der Öffentlichkeit, im Brennpunkt allgemeinen Interesses, man brauchte
nicht gar so viel Umstände ihrethalben zu machen. Das zugeknöpfte,
englisch zugestutzte Gesicht des großen Mannes belebte sich sichtlich, als
er den Namen Klara Möbius hörte und gleichzeitig erfuhr, daß er
einen Verwandten der Frau Gräfin vor sich habe.
„Die Frau Gräfin hat eine Tagestour unternommen, ja. Tic
Herrschaften wollten nach Vnchhof. Eine herrliche Fahrt. Der Herr
Professor - Pardon ich kann für den Augenblick ans den Namen
nicht kommen ein berühmter Kollege der Frau Gräfin, hat die Partie
vorgeschlagen. Frau Gräfin hat mich der Ehre gewürdigt, meinen Rat
einzuholen; ich konnte mir zustimmen. Wir gesagt, eine herrücke
Partie —"
„Und der junge Herr im Rücksitz?"
„Herr Maibrück, ein junger Maler. Er ist der Frau Gräfin ein
bißchen zur Hand bei der Ausstellung. Im Vertrauen gesagt, Herr
Maibrück wollte gern mit ausstellen bei den Elfern, aber da hat es

leiden. 33
dann eine» Konflikt gegeben. Wie die Cache jetzt steht, weiß ich nicht,
Heute morgen war schon grohe Sitzung im roten Saal drüben, Ter
Herr Professor hält ja sehr viel von dem jungen Herrn Maibrück und
hat ihn der Frau Gräfin empfohlen, die anfangs nicht recht was von ihm
wissen wollte. Jetzt ist es aber, glaube ich, allein Schuld vou einigen
Kollegen, n>enn der Herr Maibrück nicht zum Ausstellen kommt,"
Einer der aufwartenden Kellner war behutsam hinter den Ober-
kellner getreten und flüsterte ihm leise etwas zu,
Ter elegante Mann verneigte sich stilvoll gegen Rudi,
„Ich bitte sehr um Entschuldigung, der Chef läßt mich rufen, aber
wenn ich noch irgendwie dienen kann ^?"
Er war ganz nahe an Ricdingers Tisch getreten. Der Kellner hatte
sich entfernt,
Rudi fchob dem Oberkellner ei» Fünfniartstück n» den Rand des
Tisches,
Er verneigte sich ebenso unmerklich als vievsagend,
„Wenn Sic mir sage» könnte», wann man die Fran Gräsin mit
Sicherheit antrifft?"
„Uni zeh» Uhr im Frühftückszinnncr, mein Herr, Soll ich der Frau
Gräfin den Besuch des Herrn vorher- anmelden?"
„Tanke, »ei» ^ ich möchte sie überraschen,"
Mit einer weithin sichtbaren Verneignng verlieh der Oberkellner
Niedingcrs Tisch,
Der blickte dein willfährige» Werkzeug mit geringschätzigem
Lächeln nach,
„Ohrwurm," dachte er, „bei dem bin ich a» den Rechten gekommen,"
Während der aufwartende Kellner den zweiten Gang anftrng, fragte
der Varon nach den Züge» »ach Starnberg,
Unter den bewandten Umständen war es das geratenste, gleich
heute de» Trerclh'chcn Incker» ins Maul zu sehe»; da»» war er die öde
Geschichte los uud harte für seine eigenen AngelegenlMtcn freie Hand,
„Ter Herr tun am besten, mit den, Treiuhrzug zu fahren, wenn
der Herr nach Aminerland wollen, bis Tntzing oder Fcldafing und dann
mit dem Dampfer herüber,"
Das war keine fchlechte Idee. Anf diefe Weise konnte er in Ruhe
zu Ende esse», sich im Hotel »och umkleiden, behaglich nach dem Bahnhof
schleudern und noch bei guter Zeit i» Ammcrland ankommen,
Ter Abend freilich, den er gehofft hatte in Klaras Gesellschaft zu-
bringen Zn können, würde öde werden. Bekannte hatte er keine in
München, Bei seinen. Vorhaben mit Klara schien es ihm gewagt, sich
auf eine» beliebigen Flirt einzulassen. Um sich die Gunst der Viel-
begehrten zn gewinne», »nisstc er den Kopf frei haben und das ga,M

Arsenal seiner Galanteric einzig siir die Schwägerin zur Verfügung
halten.
Er erkundigte sich, ob zur Zeit ein Zirkus in München sei.
„Nein, aber ein vortreffliches Vari<^ in der Schlnmthalerpassage."
Na also, das mußte herhalten, wenn er von Ammerland kam, Ta
nach ging's dann ins Hofbräu. Das würde ja am Ende auszuhaltcn
sein. Immer noch besser als die Wiener Abende, die er ab und zu not-
gedrungen in der alten Baracke bei Flaschenbier und Schinken zubringen ^
muhte,

V.

Weit draußen, am Ende der Schwabinger Landstraße, abseits von
den neugebauten, vornehmen Villenvierteln, lag einsam, in einen großen
Garten gebettet, ein kleines, niedriges, einstöckiges Haus.
Der vordere Teil des Gartens, in dem die ersten Krokus und Schnee-
glocken blühten, und der durch das dunkle Grün der Zwergtannen,
des breit ausladenden Taxus und die halbbogenförmig um die Vccte ge
zogcnen Ilerhecken schon fast einen sommerlichen Anstrich zeigte, war
von einem Lattenzaun umzogen, der merkbare Spuren von Alters-
schwäche aufwies. Hier und da waren Sparren eingeknickt oder gänzlich
ausgebrochen. Der untere Teil hatte dickes grünes Moos angesetzt.
Von dem Haus, das nach der Front zu nur vier Fenster zählte, je
zwei neben der braungestrichenen Tür, führten ein paar flache Stufen
direkt in den Garten hinab.
Es war um die achte Stunde, als eine junge, sehr schlanke, lichtblonde
Frau diese Stufen zum Garten hinabstieg, bis an den Stakctenzaun
vorwärts ging und die Straße hinunterspähte. Ihre Augen, ein paar
liebliche graublaue, sanfte Kinderaugen, blickten unruhig und gespannt.
Ein paarmal fuhr sie darüber hin, als ob sie einen Schatten oder etwas
Feuchtes daraus fortwischcn wollte, das sie am Sehen hiirdcrtc.
Nachdem sie etwa zehn Minuten so gestanden, fast reglos, den Blick
immer nach der Seite der Stadt zu gerichtet, kam ein halbwüchsiges Ting
in ländlicher Tracht die Stufen herab gelaufen und rief laut nach
der still am Zaun Stehenden hin.
Von ihrem Posten scheinbar nur ungern aufgefcheucht, wandte die
schlanke Blonde sich um.
„Was gibt's denn, Lisi, daß du so schreist?"
„Ter Fritzl," manlte das Mädchen, ein halbwüchsiges ungeschicktes
Ting, „er gibt keine Ruh'. Wenn gnä' Frau mal nachfehn wollten —"
Die Frau wandte sich und folgte dem Mädchen — man sah es jeder
ihrer Bewegungen an - ungern und schwer.
„Tu wirst es nie lernen, mit dem Kinde umzugehen, Lisi, und, es
ist doch ein so braves, leicht zu leitendes Kind!"

leiden. 35
Das Mädchen brummte Unverständliches vor sich hin, jetzt hinter der
Frau hcrtrabend.
Als sie in den engen Flur traten, hörten sie schon das Geschrei des
Kindes vom Hinterzimmer her,
Rasch öffnete die Frau die Tür.
Der Kleine, ein allerliebster blonder dreijähriger Bursche, sah in
seinem Nettchen aufrecht, strampelte mit den Beinen und schrie aus
Leibeskräften, wie es den Anschein hatte, aus purem Vergnügen am
Schreien.
Als er die Mutier eintreten sah, zog er den Mund in die Breite und
fing unter Tränen zu lachen an.
„Warte, du Schlingel. Weshalb willst du bei Lisi nicht einschlafen?"
„Lisi ist dumm. . Mammi bei Fritzl bleiben soll," sagte der kleine
Kerl ganz ernsthaft.
„Nein, mein Herzl, Mammi wird nicht bei Fritzl bleiben, Fritzl
wird hübfch brav einfchlafen. Will er das? Mammi hat jetzt leine
Zeit, sie muß ans den Papa warten und ihm das Nachtmahl zurecht
machen, wenn er kommt. Verstehst du das, Fritzl?"
Der kleine Kerl nickte. Tann sah er die Mutier mit großen
Augen an.
„Wo ist denn der Papi? Warum konnni er nicht Heini?"
Tie junge Frau seufzie verstohlen auf, dann fuhr sie dem Kinde
liebkosend über den blonden Kopf.
„Der Papa ist cmsgefahreu, Liebling, mit einer fremden Dame,
nun wird er aber bald wiederkommen. Und du schläfst jetzt, Herzl, ja!
Damit Mammi ihn erwarten kann, unten am Staketenzaun weißt du,
wo die Pferdchcn immer trab, trab vorüberlaufen."
„Trab, trab," sagte der Kleine, nickte und legte sich gehorfam auf
die Seite, den Zipfel seines Kopfkissens über das kleine rotbäckige Gesicht
ziehend.
Frau Maibrück rief nach Lisi, die in der Küche stand nnd taute, und
ging dann wieder in den Garten, an den Stäketenzaun zurück. —
Es war inzwischen säst dnntcl geworden. Kaum zehn Schritt weit
tonnte man die Straße herunter sehn. In großen Abständen brannten
die Laterne»! die entfernteren waren von einem grauen Dunstschleier
umhüllt.
Der warme Apriltag war gegen Abend empfindlich kühl geworden.
Die junge Frau schauerte in ihren, leichten grauen Wollkleid zusammen.
Aber sie tonnte sich nicht entschließen, ins Haus zu gehen, nm ein Tuch
oder einen Umhang zu holen: sie wollte die Rücklcbr ihres Mannes nicht
versäumen, nach der sie sich bangend sehnte.
So ging sie hin- und herschreitcnd hinter dem Zaune auf und
ab. Viertelstunde um Viertelstunde!

Ein paarmal auch hatte sie die Pforte, zu der sie den Schlüssel in
der Tasche trug, geöffnet und ivar auf die Straße hinausgetreten. Am
Himmel leuchteten schon die ersten Sterne. Mein Gott, wie spät es schon
war! Wo er nur blieb? Tollte sich die Ausfahrt so weit in den Abend
hinein gezogen haben? Oder sollte Mar, so spät noch, eine andere Ver-
abredung haben, nicht gleich nach der Rückkehr von Vuchhof zu ihr ge-
kommen sein? Das Herz zog sich ihr zusammen. Laut klopfte das Blut
i» den zarten Schläfen.
Ob es wieder ei» Mädchen war, an das er sich gehängt hatte? Eine
Kellnerin oder eine aus dem Theatcrchor? Tränen verdunkelten ihren
Blick.
Ach, was tat er ihr für Leids an mit diesen Eintagslicbcleien mit
den schlechten Dingern, die er für seine Kunst zu brauchen vorgab!
Tann Plötzlich kam ihr ein anderer Gedanke, der sie beinahe mehr
noch erschreckte. Wenn er krank war? Wenn ein Unglück geschehen wäre
mit den Pferden oder auf dem Wasser?
Sie hielt den Kopf weit vorgebeugt, um besser iu die Tuntelheit
spähen zu können, schärfer hinaus zu hören.
Plötzlich war ihr's, als ob sie aus der Ferne Räder rollen hörte.
Ob es Mar war, der einen Wagen genommen hatte, um schncllcr bei
ihr zu sein?
Ein Lächeln huschte über ihr junges sorgenvolles Gesicht.
Freilich wiir's eine enorme Verschwendung gewesen. Von der Stadt
hier heraus mindestens zwei Mark, und er hätte grad' so gut die elettrisäie
Nah» benutzen können, und das letzte Stück Wegs zu Fuße gehen!
Aber am Ende, ivcnn er sich nach ihr lehnte, wie sie sich nach ihm!
Wenn er wie sie die Minuten zählte!
Das Rollen kam näher, jetzt wurde» zwei Lichter sichtbar, die in
gerader Richtung auf sie zukamen.
Sie duckte sich ein bißche». Er brauchte sie »icht gleich zu sehe«.
Wenn er im Garten war — er trug seinen eigenen Schlüssel bei sich -
wollte sie ihn überraschen, ihm im Tmileln um de» Hals falle» »»d seine
lieben Lippen küssen.
Ter Wagen kam näher, ganz nah, jetzt hielt er an der kleine» Pforlc.
Dann hörte sie plötzlich Stimmen, der Herzschlag stockte ihr einen Angcn-
blick — Mar. kam nicht allein. Tiefer duckte sie sich u»d sah durch eine
Lücke des Zaunes. Beim Schein der Wagcnlaterne unterschied sie dent-
lich eine schöne, sehr elegant gekleidete Frauengestalt, üppiges goldbraunes
Haar uud ei» blasses, nicht mehr junges Gesicht, ohne Zweifel, die
Gräfin! So, gerade fo, hatte Mar sie ihr geschildert!
Sie atmete für den Augcublick erleichtert auf. Gott fei Tank, da
drohte ihr keine Gefahr. Tic berühmte Malerin war im Vergleich zu
Mar ja beinahe eine alte Frau.

leide». 3?
Jetzt hatte er sich galant verabschiedet. Sie hörte die Gräfin sprechen.
„Also, lieber Freund, auf morgen, nicht zu spät, ich erwarte Sie
ungeduldig!" sagte sie halblaut in einem Ton, der Marie Maibrück nicht
gefiel und sie Plötzlich wieder beunruhigte.
Mar. beugte sich noch einmal auf eine unnatürlich weiße, mit blitzen-
den Steinen geschmückte Hand herab und sagte freudig: „Auf morgen,
ja, Frau Gräfin, und vielen Dank für alles."
Dann blieb er mit gelüftetem Hut neben dem Wagenschlag stehen,
bis das Gefährt Kehrt gemacht hatte und die Pferde zur Stadt zurück
trabten.
Die junge Gestalt hinter dein Zaun richtete sich gerade in die Höhe
und schritt zur Gartenpforte, die sie, während der Trautzenstehende nach
seinem Schlüssel suchte, von innen aufschloß.
„Latz nur," sagte sie leicht gereizt, „ich bin schon da."
Der junge Mann schien nicht eben freudig überrascht, seine Frau
gerade hier zu finden.
„Na, Mieze," sagte er, sie förmlich auf die Stirn küssend, „was
treibst du so spät noch hier draußen in der kalten Luft?"
„Ich Hab' auf dich gewartet. Mar," sagte sie kleinlaut, seine Hand
zwischen die ihren nehmend und sie leise und zärtlich drückend.
„Ein schöner Unsinn, anstatt zu Vett zu gehen."
„Ist es denn schon so spät?"
Er zog die Uhr beim Schein der kleinen Lampe, die Lisi auf die
steinernen Stufen gestellt hatte.
„Zehn vorüber."
„Weshalb kommst du so spät, Mari? Ihr könnt doch nicht bis in die
Nacht in Nuchhof geblieben sein?"
Ungeduldig und nervös zuckte er mit den Achseln.
„Nein doch, Kind! Natürlich nicht. Fängst du schon wieder mit
Fragen an. Daß du dir das nicht abgewöhnen kannst! Muß ich denn
immer noch wie ein Schuljunge über jede Stunde Rechenschaft ablegen?"
„Ich meine ja nur —" sagte sie eingeschüchtert, „wenn man sich
lieb hat, weiß man gern alles — eins vom andern."
Sie waren inzwischen in das kleine Wohnzimmer getreten. Beim
Schein der Lampe sah er ihr liebliches, junges, sanft gerötetes Gesicht,
ihre zärtlichen, verlangenden Augen.
Er fuhr ihr mit der Hand leicht über das reiche blonde Haar.
„Na ja, Mieze, gewiß, im allgemeinen, aber du weißt, ich vertrage das
Ausfragen nicht. Meine Nerven rebellieren dagegen."
Er hatte Kragenmantel und den weichen grauen Hut nachlässig auf
einen Stuhl geworfen und faß an. Tisch ihr gegenüber.
„Ich kann dir ja gern alles erzählen. Übrigens, hast du einen

Tropfen Vier, Von dem vielen Tckt bekommt man einen pyramidalen Turst."
Sie war schon aufgestanden, um das Verlangte zu holen. Jetzt blieb sie am Tisch stehen und sah ihn an.
„Selt habt ihr getrunken — du und die Gräfin?!"
Ein leichtes Rot flog Wer sein blasses Gesicht.
„Na ja doch, ist das vielleicht ein Verbrechen? Übrigens, es waren noch andere dabei, - Grappc auf der ganzen Partie, — beim Essen in de» »Jahreszeiten^ und unten in der Bar beim Sekt."
Ter junge Mann lächelte: „Dann, als er ein bißchen zu viel hatte, haben wir ihn nach Hanse gefahren, und schließlich hat die Gräfin mich hinausbegleitet, To, nun weißt d» alles. Und nun geh, kleines Schaf, und hol' mir ein Bier."
kopfschüttelnd verließ Marie Maibrück das Zimmer.
Sie wußte nicht recht, was sie aus dein allen machen sollte. Zuerst, als in ihrem Manu der ehrgeizige Gedanke aufgetaucht war, sich der berühmten Berliner Malerin vorzustellen, ihr icinen brennenden Wunsch vorzutragen, in die Gruppe der „Elfer" aufgenommen zu werden, hatte Klara Möbius fich keineswegs entgegenkommend gezeigt. Es hatte Grappes ganzen Einfluß bedurft, um sie überhaupt nur zu vermögen, sich Mar' Stimmungsbild „Wald", das sie und all' seine Freunde mit Enthusiasmus bewunderten, und das von Grappe ausgiebig gelobt worden war, überhaupt nur anzusehn.
Bei einer türzlichen Begegnung hatte Grappe ihr selbst gesagt: „Kleine Frau, ich glaube nicht, daß wir mit der Möbius weit kommen. Sie hat ihren Kopf für sich, vielleicht auch ihre Marotten, Von den jungen Münchenern will sie absolut nichts wissen."
Bis gestern war denn auch alles unentschieden gewesen. Mar' „Wald" stand noch immer im Kontinental, ohne daß, so viel sie wußte, sich anch nur eiu Mensch darum gekümmert hatte. Heut morgen, früh, ehe sie nach Vuchhof fuhren, sollte noch eine große Beratung stattfinden. Vielleicht hatte sich'Z da zu Max' Vorteil entschieden, und sie hatten beim Sekt so eine Art VersöhnungZ- und Ticgcsfest gefeiert.
Als sie mit dem Bier zurückkam, saß Mar so versonnen da, daß er ihren Eintritt gar nicht bemerkte, Sie sehte das Brett ab und legte ihm die Hand von hinten auf die Schulter,
„Tu, Mari, und die Hauptsache, Wie ist's mit deinem Bild?"
Er fuhr verdrossen herum. Im ersten Augenblick wußte er gar nicht, wo sie hinauswollte,
„Ah so, der ‚Wald°." Es kam langsam und nüchtern heraus.
„Da fragst du mich zu viel." Tann lächelte er wieder vor sich hin.
Sie saßen sich wieder gegenüber am Tisch.
Verwundert mrd beunruhigt beobachtete ihn die junge Frau.

„Ja aber ^ nachdem ihr den ganzen Tag beisammen wart, mutzt
du doch wissen, woran du mit ihr bist, was du zu erwarten hast. Dein
Bild ist doch die Hauptsache. Und wenn am achtzehnten eröffnet werden
soll —? Wovon'habt ihr denn den ganzen Tag gesprochen, wenn nicht
von dem Bild?"
„Entschuldige, liebes Kind, aber das verstehst du nicht. ^ So, ich
mochte sagen ‚gradaus' werden die Tinge im Leben nicht gemacht, am
wenigsten in der Kunst. Man lernt sich kennen, tritt sich näher, sucht
sich zu verstehen, und dann, wenn man sich gefällt —"
Marie schürzte verächtlich den Mund.
„Das sich persönlich gefallen oder nicht gefallen hat doch mit dem
Wert oder Unwert eines Kunstwerks nichts zu tun."
„Mehr als dn glaubst, mein Kind."
„Nu dachtest und sprachst sonst nicht so, Mar," sagte sie traurig,
„Man entwickelt sich eben, wird reifer; von der Gräfin kann man
viel lernen."
„Tas scheint so. Alt genug ist sie ja auch dazu," warf Marie gereizt
dazwischen.
Er machte ein sehr verstimmtes Gesicht und sah sie mit bösen
Augen an.
„Weißt du, wie alt sie ist? Ich nicht. Ick) habe den Gothaer nicht
zu Rate gezogen. Jedenfalls ist sie eine sehr schöne, sehr gesuchte und
sehr liebenswürdige Frau."
„Und jedenfalls hat sie, wie du mir felbst. gesagt, einen Jungen
von sechzehn oder siebzehn Jahren." .
„Und du nur einen von drei," neckte er einlenkend. „Wieder ein
Vorzug mehr, den sie vor dir voraus hat, Mieze."
Er stand auf, trat auf die andere Teile des Tisches und tützte
sie auf den etwas blassen Mund.
Sie pretzte sich heiß und zärtlich an ihn.
„Was macht er denn, unser Junge?"
„Er schläft endlich, der Strick. Willst dn ihn sehen, Maxi?"
„Später. Ist sonst etwas vorgefallen?"
Ein Schatten flog über ihr Gesicht.
„Ein Brief von deinem Vater ist gekommen."
Sie händigte ihm ein Schreiben ein, das in ihrem kleinen Schlüssel-
körochen lag.
Max öffnete den Umschlag. Er trug den Poststempel Verlin und
war mit einer großen, steilen, ausgesprochen kaufmännischen Hand
überichrieden.
Er las ein paar kurze Minuten lang und steckte den Vricf in seine
Brusttaschc.
Als er die Augen seiner Frau fragend auf sich gerichtet sah, sagte er:

„Nichts Besonderes, Mieze. Er fragt nach Fritzl und läßt ihn grüßen."
„Und mich?"
„Natürlich anch," fügte er mit beflissener Hast hinzu.
Sie lächelte traurig.
„Das sagst du nur so, Marl. Es wird wohl nichts von mir in dem Briefe stehen. Sic kommen ja doch nicht darüber fort, daß du ein armes, einfaches Mädchen geheiratet hast."
„Red' nicht so dumm, Mieze! Dein Vater war Kaufmann, wie t^r meine ist."
„Das läßt sich doch Wohl nicht vergleichen. Mar. Mein Vater hatte ein kleines offenes Geschäft, und der deine hat eine große Stellung in einem großen Bankhaus."
„Aber so laß doch die alten Geschichten ruhen," rief Mar gereizt. „Sie werden ja doch nicht besser, wenn man sie immer wieder durch-hechelt."
Dann zog er den Brief noch einmal aus der Tasche.
„Übrigens, was meinst du, Mieze? Papa bietet mir Geld an, wenn ich den .Wald' nicht gleich verkaufen sollte. Zweitausend Mark. Soll ich's annehmen?"
Die junge Frau schüttelte lebhaft ablnehrend den Kopf. „Wenn du meinen Rat willst, nein. Mach' dich nicht so abhängig von deinem Vater, Marl! Ja, wenn es durchaus nötig wäre, wenn du und Fritzl Mangel littet! Aber, gottlob, wir tönnen's aushalten, auch wenn der .Wald< nicht gleich fortgeht."
„Hast dn denn immer noch Geld von den beiden Porträts?"
„Dreihundert Mark," sagte sie stolz, „und keinen Pfennig Schulden."
„Das mach' dir ein anderer nach, Mnsterfraulc," sagte er heiter und zog sie auf seinen Schoß.
Ein paar Minuten war's still zwisck>en ihnen. In atemlosem Glück genoß das junge Weib die Seligkeit des Besitzes.
Dann sagte Max, sie in seinem Arn: wiegend:
„Ich Hab' übrigens auch der Gräfin von dir erzählt."
Marie biß sich auf die Lippen und atmete schwer.
„Schon wieder die Gräfin," dachte sie. Aber sie rührte sicli nicht. Zu wohlig lag sich'Z in seinem Arm.
„Sie möchte dich kennen lernen."
„Ach nein, lieber nicht, Maxi."
„Sie will uns besuchen, meine Studien ansehen."
„Wann?"
„Das wollen wir morgen verabreden."
„Sag' mir's vorher, wann sie kommt. Ja?"
„Willst du dich schön machen, eitles Fraule?"

leiden. H^
„Nein. Davonlaufen will ich."
„Aber Miezi. Eine fo liebe Frau."
„Laß sie doch endlich," bat sie und drückte sich fester in seinen Arn,,
mit ihren Lippen die seinen suchend.
„Kleines Schaf," sagte er und trug sie davon.

VI.

Schon zn«i>nal hatte Niedinger seinen Freund, den Oberkellner,
herausrufen lassen, um zu hören, ob die Gräfin Kipping im Frühstücks»
salon sei, und jedesmal hatte er einen verneinenden Bescheid erhalten.
Jean wußte selbst nicht, wo die Gräfin heute blieb. Es Ivar bereits
eine Riesenpost für sie eingegangen: mehrere Personen, die sie zu sprechen
gewünscht, waren schon abgewiesen worden: auch vom Künstlerhaus hatte
man schon telephoniert.
Es gab so viel für sie zu tun, sie mußte ja jeden Augenblick herunter
kommen. Der Herr Varon sollten sich nur noch ein kleines Weilchen ge-
dulden.
Mißmutig bog der fesche Nudi um die Ecke und ging zum dritten
Male mit langen, ungeduldigen Schritten in der Mar Iosefstraßc auf
und ab.
War er fchon nicht in bester Laune hergekommen, so gab ihm dies
unvorhergesehene Antichambrieren den Rest. Zeit er den Fuß nach
München gesetzt, hatte ihn das Pech verfolgt. Von dem Lächeln der
Glücksgöttin war bis jetzt verflucht wenig zu sehen gewesen.
Klara Möbins war ihm, wie es den Anschein hatte, in einer Gesell
ichaft, die die seine möglichenfalls recht entbehrlich machte, vor der
Nafe davongefahren. Das Geschäft niit den Iuckern hatte sich als ober-
faul erwiesen. Er hatte gestern abend, anstatt ins Varists zu gehen,
sofort nach feiner Rückkehr von Ammerland einen langen Er,preßbricf
an Pepi Härtung loslassen müssen. Der mochte selbst entscheiden, ob
die Biester des Kaufes wert waren, und um welchen endgültigen Preis.
Er dankte bestens ftir das Risiko. Er hätte die Drcrelschen Iuckcr
nicht geschenkt nehmen mögen, höchstens um einen andern damit rein
zulegen.
Mutmaßlich würde auch Härtung von dem Kauf zurücktreten, und
dann ging ihm die Provifion verloren, die ihm außer den Spesen nach»
träglich zugesagt worden war. Eine verfluchte Geschichte!
Und wenn der letzte lind höchste Trumpf, tvcnn Klara Möbius ver-
sagte? Ah bah, daran wollte er nicht denken. Die Coeur-Dame hatte
ihm von jeher Glück gebracht, damals schon, als er noch in Traistirchen
auf der Schulbank gesessen hatte.
Als er zum dritten Male um die Ecke bog, stand Jean vor der
Tür und winkte ihm mit Gönnermiene zu.

„Eben gekommen, Herr Baron, Zweiter Tisch, erstes Fenster links."
Niedinger griff in die Tasche, eine Manipulation, die der große
Jean ruhig abwartete, trotzdem er schon wiederholt im Frühftückszimmer
verlangt worden war.
Obwohl der Saal noch ziemlich besetzt war, entdeckte Niedinger Klara
auf den ersten Blick. Sie war sehr apart ganz in Schwarz gekleidet.
Um den Hals über dem oben im Viereck ausgeschnittenen Kleide trug
sie eine kostbare sckMarze Pclzstola, auf dem, ganz niedrig, tief in den
Nacken frisierten Haar einen großen fchwarzen Fedcrhut, der ihrem auch
heute etwas blassen Gesicht eine sehr malerische Umrahmung gab.
Während ihre Hand den Henkel der Tasse gefaßt hielt, las sie in einem
Brief, der ihr, dem Ausdruck ihres Gesichtes nach, keine sonderliche Freude
zu bereiten schien. Tennoch war sie fo vertieft, daß sie, als Riedinger,
den Hut in der Hand, schon neben ihrem Tische stand, noch ein paar
Augenblicke weiter las.
Endlich, da der Schatten, den die große Gestalt des Mannes auf
das Briefblatt warf, ihr lästig wurde, sah sie ungehalten auf.
Als ihr Blick auf den stattlichen Mann fiel, der da so plötzlich mit
dem unverkennbaren Ausdruck erwartungsvoller Freude, wie aus der
Erde hervorgewachsen, neben ihr stand, erhellte fich ihr Gesicht ein
wenig.
Mit lebhaft fragendem Ausdruck sah sie zu ihm hin.
Rudi verbeugte sich leicht und elegant.
„Muß ich mich wirtlich vorstellen, Frau Schwägerin — Nudi Rie-
dinger, immer noch Oberleutnant a. N.?"
„Ah, Herr Baron —" Sic war im Begriff, ihm die Hand zu
reichen: dann sah sie sich mit einem vielsagenden Lächeln nm.
„Ist Ihre Frau Gemahlin auch hier?"
Nudi verneinte lebhaft, noch immer neben ihr stehend.
„Aber bitte setzen Sic sich doch. Nehmen Sic eine Tasse Tee
mit mir?"
Niedinger dankte und zog ihr gegenüber einen Stuhl an den Tisch.
„Eine reizende Überraschung, daß ich Sie hier finde, Frau Gräfin
— oder —" er sah mit seinem gewinnendsten Lächeln zu ihr hinüber -
„darf es trotz des einstigen Familienhadcrs bei der ‚Frau Schwägerin'
bleiben?"
„Bitte, Baron, Sie haben ja nicht gehadert, sondern Ihre Frau.
Lassen wir die alten Familiengeschichten. Hier bin ich nur Klara Möbius,
welche nach München gekommen ist —"
Er unterbrach sie lebhaft.
„Um eine geniale Sonderausstellung zu veranstalten und die
stagnierende Atmosphäre dieses Knnstdorfs ein wenig in Bewegung zu
bringen."

teiden. H3
„Woher wissen Sie das?" fragte sie lachend, „Sie haben sich doch
sonst nur um Pferde und pardon um Karten gekümmert?"
Er spielte den tomisch Entsetzten,
„Aber, Gnädigste, vierundzwanzig Stunden in München und nicht
über Sie au tait sein, da mühte man ja Gesicht und Gehör verloren
haben."
„Und was hat Sie hergeführt?" fragte sie, mehr und mehr amüsiert,
„Eine alte Liebe," gab er nnt drolligem Seufzer zurück — „Pferde,"
Sie lachte laut hinaus, daß die Umstehenden nach ihr umsahen,
„Also Hab' ich Sie doch richtig tariert!"
„Dazu gehört nicht viel, Gnädigste, Solch ein armes Hascherl wie
ich ist leicht zu durchschauen,"
„Wie denn, geht's Ihnen nicht gut?"
Er zuckte mit den Achseln.
Da erinnerte sie sich plötzlich, daß Klcmens ihr vor einiger Zeit
wiederholt von der Dekadenz der Riedingers gesprochen hatte. Damals
hatte sie „der Tippe", insbesondere der blonden Heiligen, diesen Schick-
salsschlag gegönnt. Jetzt, da sie den Baron nach Jahren wiedersah, tat er
ihr eigentlich leid. Fatal für einen so flotten Kerl, so herunterzukommen.
Sie streifte ihn mit einen» raschen Blick, Dann lächelte sie wieder,
„Ich erinnere mich jetzt; ich hörte, es geht Ihnen schlecht, Schwager-
aber Sie müssen eineu erst daran erinnern, ansehn tut man's Ihnen
nicht, Sie sehen brillant aus, Baron."
„Liebste Frau Schwägerin, man tut, was man kann, und nimmt das
Leben auf die leichte Achsel, wenn es sich denn durchaus darauf kapriziert,
eine Last sein zu wollen. Und drückt sie schlichlich mal so, dah man gar
nicht mehr gegen sie ankann — dann fort mit der Last und sich selbst
— ins Nichts,"
„Nun, nun, damit werden Sic ja Wohl noch warten können, Baron.
Das kommt für uns alle noch früh genug. Sie gehören doch nicht zu
den Kippings, die alles schwarz in schwarz, im besten Fall grau in gran
sehen."
Sie nahm den Brief vom Tisch, in dem sie vorher gelesen hatte.
„Mein Mann schreibt mir da einen ganz merkwürdig anfgeregten Brief,
nur weil ich einmal acht Tage länger ausbleibe, als er es gewöhnt ist und
ich es anfänglich vorgehabt. Auch mein Junge schlicht sich mit einem
sentimentalen Seufzer an. Er ist ja ein Prachtbcngel und meine ganze
Wonne, aber er wächst sich letzthin doch gar zn sehr auf Kippingschc Art
heraus, den Dingen auf den letzten Grund zu gehen nnd sie so schwer
als möglich zu nehmen."
Dann sah sie Niedinger lachend an, ihre etwas zn grohen gesunden
Zähne zeigend.

„Nun soll ich partout beichten, weshalb ich so lange fortbleibe, und
ob auch nichts vorgefallen ist, was Klemens' Kommen nötig machte,"
„Das ist doch hoffentlich nicht der Fall, Gnädigste?"
„Gott bewahre mich, es geht mir vortrefflich und wird mir hoffent-
lich noch vortrefflicher gehen, wenn die Ausstellung erst endlich mal er-
öffnet ist. Ich fühle mich trotz manchen Ärgers und mancher Intrige,
die bei uns Künstlern ja unausbleiblich sind, wohl wie ein Fisch ini
Nasser."
Er beugte sich näher zu ihr herüber und sagte halblaut:
„Sagen wir lieber wie eine Nixe in ihrem Element, nach Ihren
suntelnden leuchteirden Augen zu schließen,"
Sie drohte ihm mit dem Finger. „Warten Sie, Baron, wenn Ihre
Frau das hörte! Sie soll ja damals ganz empört über meine Augen
gewesen sein."
„Was Frauen von Fraucnschönheit verstehen!" meinte er gering-
schätzig, indem er sich wieder aufrichtete und dabei wie von ungefähr
seine schön gepflegte aristokratische Hand in die Nähe von Klaras sehr
weißen, aber großen, etwas knochigen Händen schob.
„Also Sie fühlen sich Wohl hier, und das ist die Hauptsache."
„Und vergnügt." Sie lehnte sich in ihren Ttuhl zurück und dehnte
wohlig die Arme,
„Sie glauben nicht, Baron, wie wohl es tut, das vornehm abge
schlossene Familienleben, das wir kultivieren, einmal hinter sich zu lassen
und ein bißchen zu zigeunern. Das ist etwas, was Klemens trotz all
seiner Liebe zu mir nicht begreift, daß einem nach angestrengter künst-
lerischer Arbeit die sogenannten Zerstreuungen; die die gute Gesellschaft
bietet, ein Greuel sein können."
Sie schüttelte sich, daß ihre krausen Stirnhaare flogen.
„Ich habe mich von ihr zurückgezogen, wie eine Schnecke ins Haus:
hier -— ivie überhaupt auf meinen Nerufsreifen — leb' ich, wie ich
will, und tu' ich, was ich mag, und brauch' mich dazu nicht erst zu ver>
kriechen- habe überdies reizende Gesellschaft gefunden —"
Sie stockte und wurde ein wenig rot, als sie Riedingcrs aufmerksamen
Blick auf sich ruhen fühlte
„Hab' ich nicht ein Necht, Baron, mein Leben nach meinem Gusto
einrichten zu wollen?"
„Aber unzweifelhaft, Gnädigste. Clemens darf Sic nicht be-
schränken."
„O, das tut er auck nicht eigentlich, er läßt mir volle Freiheit, nur
daß man zwischen Mann und Sohn gar nicht dazu kommt, sie zu genießen.
Das Gewohnte reizt nicht mehr, regt nicht zu neuem Schaffen an.
Ich habe hier das Gefühl bekommen, daß ich nicht nur mal ganz andere

Verhältnisse, daß ich auch zur Abwechslung mal gany andere Menschen
brauche."
Sie geriet in Eifer und rückte ganz nahe zu ihm, so daß ihre Häni»e
sich berührten.
Nährend Riedinger ein freudiger Schreck durchfuhr, schien Klara
gar nichts davon zu bemerken, wie nahe sie ihm gekommen war.
„Sehen Sie, Baron, ich habe hier einen jungen Menschen gefunden,
aus dem ich einen großen Maler machen möchte; das ist eine Aufgabe,
die mich reizt, die mein eigenes Schaffen befruchten wird, oder vielmehr
befruchten würde, wenn man in ein persönliches - "
Sie biß sich ärgerlich auf die Lippen, so viel gesagt zu haben.
Er hatte ihre Hand ergriffen und drückte sie sanft.
„Warum sprechen Tic nicht weiter, Klara?"
Sie entzog ihm ihre Hand rasch und hastig.
„Weil Sie das doch nicht verstehe!!."
„Wissen Sie das so genau?"
Sie zuckte mit den Achseln.
„Keiner von euch andern versteht's," sagte sie gereizt. „Es gibt eine
Art Freimaurerei unter uns schaftenden Künstlern —" Sie unter»
brach sich.
Er wollte etwas erwidern, das ihr sein Verständnis bekunden sollte,
aber sie hatte augenscheinlich keine Lnst, das Gespräch weiterzuführen.
Sie sah ihn lachend an und sagte:
„Übrigens sind Sie ein kleiner Vokativ»?, mein Herr Baron. Sie
wären etwas für meine Schwester Selma."
„Ich trage gar kein Verlangen danach, Ihrer Schwester zu gefallen,"
sagte er gekränkt, sich so plötzlich abgeschüttelt zu sehen.
„Sic sollten sie erst kennen, das ist ein toller Kerl, der sein Leben
zu genießen versteht. Auch so ein krummer Punkt zwischen KIcmens
und mir, die Mutter und die Schwestern! Mein Gott, es können nicht
alle Leute geborene Aristokraten an Manieren nnd Gesinnung sein, es muß
auch cinc Boheme geben."
„Sie werden doch keine sozialdemokratischen Anwandlungen be
kommen, Gnädigste?" fragte Riedinger entsetzt.
„Ohne Sorge, Baron, dazu bin ich zu gut erzogen."
„Aber Ihre Schwester, der tolle Kerl?" fragte er skeptisch.
„Ach die!" lachte Klara, „die hat nur eine Überzeugung, einen
Grundsatz, eine Devise: Es lebe das Leben!"
Die Uhr hinter ihnen holte zum Schlage aus.
Erschreckt fuhr.Ulara herum.
„Halb zwölf, da haben wir uns nett verplaudert," fagte sie beinah
ärgerlich.

Sie stand hastig ouf und zog die Schleppe ihres lang wallenden
Kleides nach sich.
„Um elf halt' ich versprochen im Küustlerhaus zu sein!"
Ihre Stirn zog sich in Falten, die dichten dunkeln Brauen berührten
sich fast, Sie schien irgend eine, ihr wichtige Kombination zn erwägen.
Es war Medinger, als hätte er das Wort fatal gehört.
Was beschäftigte sie nur so intensiv? Teufel auch, diese schöne
Tphinr schien eine Welt von Geheimnissen in ihrem Busen zu tragen,
Tas war auch wieder mal «etwas, das ganz gegen sein Programm lief.
Ja, die Pferde und die Weiber! Wer sich se ganz mit ihnen aus-
kennte!
Klara hatte, ihm vorangehend, den Frühstückssaal schon verlassen.
Im Gang traf sie auf Jean.
„Ich suche Sie gerade," sagte sie halblaut. „Wenn Herr Maibrücl
kommt, soll er auf meinem Zimmer auf mich warten, tvie lange immer'
ich habe Wichtiges mit den: Herrn zu besprechen. Wenn sonst noch jemand
nach mir fragt: ich bin drüben im Künftlerhaus. Hier wünsche ich ausser
Herrn Maibrück niemand zn empfangen." Sie nickte dem Beflissenen
kurz zu und trat dann ins Vestibül, wo Niedinger auf sie wartete.
„Auf Wiedersehen, Baron. Oder wenn Sie mich noch die paar
Schritte zum Künstlerhaus hinüber begleiten wollen, ich Hab' nichts
dagegen."
Sie traten zusammen in den Sonnenschein hinaus.
„Wann seh' ich Sie wieder, Klara?"
„Wollen Sie heut abend von der Partie sein?"
„Mit tausend Freuden!"
„Wir sind eine kleine Gesellschaft beisammen. Tas Programm steht
noch nicht fest. Vielleicht holen Sie sich gegen Abend Bescheid beim
Portier. Mich werden 3ie dann tauin treffen. Ich bin bis neun oder
zehn Uhr mindestens beschäftigt."
Sie verabschiedete ihn kurz und trat ins Künftlerhaus ein, wo
Grappe sie schon ans der Treppe erwartete.
„Wie stehn die Chancen für Maibrück?" fragte sie hastig.
„Ich denke, leidlich." sagte der Professor und bot ihr den Arm.

wissenschaftliche Wahrheit und religiöse Gewißheit.

von
Urof. Dp. Ludwig Stein.
— Nern. —

Irtenntnistheorie nennen wir denjenigen Zweig philosophischer Disziplinen, welcher Unifang und Grenzen menschlicher Erkenntnis zu Uüterfuchen, Art und Grad unserer Gültigkeitsurteile zu prüfeu, Wahrsck>einlichkeit nnd Gewißheit gegen einander ab» zugrenzen, kurz, die Kriterien menschlicher Wahrheit aufzustellen hat. Die Gültigkeitsgrade menschlicher Urteile haben in Sprechen und Denken, in Grammatik und Logik, ihren reglementierenden Niederschlag gefunden. Wir sprechen im Indikativ, wenn von einem wirtlichen Erlebnis, einem, tatsächlichen Vorgang die Rede ist, im Konjunktiv, wenn Erlebnis oder Vorgang nicht als tatsächlicher, sondern als ein möglicher oder Nxchrscheinlicher, ineist an Bedingungen geknüpfter Fall hingestellt werden sollen. Die Gnechen hatten anch noch den Optativ, um die Wünfchbarkeit eines Vorganges oder Erlebnisses auszudrücken. Den Imperativ oder die befehlende Rede gebrauchen wir, wenn Erlebnis oder Vorgang nicht als gegenwärtiger oder vergangener Zustand, sondern als ein in Zukunft notwendig eintretendes Ereignis geschildert werben sollen. Der Imperativ geht nicht so sehr auf ein bloßes Sein, als vielmehr ans ein Sollen, das ist ein Sein im Futurum. Ganz parallel unterscheiden wir in der Logik verschiedene Sicherheitsgrade unserer Aussagen. Unser Urteil ist ein assertorisches („so ist es"), wenn es sich auf ein bestimmtes Erlebnis bezieht, nnd das nennen wir Wirklichkeit. Aber diese Aussage gilt immer nur für jetzt und hier, nicht für immer und überall. Von jeder erzählten Wirklichkeit (lunite, <»t tn^t bei Hume) ist das Gegenteil prinzipiell möglich, wofern es keinen inneren logischen Wider-

spruch in sich birgt, wenn dieses Gegenteil auch in diesem speziellen Fall infolge der Wirklichkeit des erzählten Vorganges ausgeschlossen ist. Unser Urteil ist ferner ein problematisches, n>enn es nicht ein Wirtliches oder Tatsächliches, sondern nur ein Mögliches zum Inhalte der Aussage macht („es tonnte, es dürfte, es möchte so fein"). Alle hypothetischen Urteile haben daher nur einen Wahrscheinlichkeitswert der Aussage. Was möglich ist, hat natürlich niemals jenen Grad der Sicherheit, der einem tat« sächlich erlebten Vorgange zukommt, vollends nicht jene unumstößlich« Gewißheit, wie er Naturgesetzen oder gar logisch-mathematischen, sogenannten ewigen Wahrheiten (v6rit^» ^ternelle«) .einwohnt. Erst im apodiktischen Urteil, das wir bedingungslos abgeben, das also an kein „Wenn" und an kein „Aber" gebunden ist, wird der Sicherheitsgrad unserer Aussage ein kategorischer („so muß es sein, anders kann es nicht sein"). Renan trifft einmal die Einteilung: <^ei tituct»«. 1'!-<>»iill>ilit<^, Növex. Tiefe drei Arten (Modalitäten) von der Gewißheit der Wirklichkeit, von der abgeschwächten Sicherheit der Wahrscheinlichkeit bis hinauf zur unbedingten Zuverlässigkeit der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit wollen wir an einem Beispiel unserer tägliche» sinnliche» Erfahrung illustrieren. Sage ich: die Sonne scheint, so kommt diefcm Urteil zunächst nur Wirklichkeitswert, kein Notwendigkeitswert zu. Es ist ein assertorischer Satz. „Tie Sonne scheint" heißt: setzt und nicr, für mich n»d zn dieser Sekunde. An anderem Orte und zn anderer Zeit hat dieses Urteil leine Gültigkeit. Sage ich aber: die Sonne dürfte morgen scheinen, so hat meine Aussage den abgeschwächten Sicherheitswcrt eines problematischen llrteils. Es ist möglich, wahrscheinlich sogar (nach dem Ttande des Barometers) und nach den mit Wahrscheinlichkcitsrechnungc» operierenden Lehren der Meteorologie. Problematische Urteile haben den orientieren den Wert von Wetterprognosen, die uns nach der Wahrscheinlichkeits» rechnung den Nat erteilen, ob wir den Regenschirm oder den 3o»»e»-schirm mitnehmen sollen. Sage ich aber: „die Tonne scheint" im Sinne einer bleibenden Eigenschaft, indem ich den Phpfikalischen Prozeß darlege, nach welchem der Sonncntörper funktioniert, d. h. Licht, Wärme oder ' Elektrizität ausstrahlt, so ist in dieser Aussage das Scheinen der Sonne kein einmaliger, sondern ein ewiger Vorgang, kein zufälliges, sondern ein notwendiges Erlebnis, kein Einzelnrteil, sondcrn ein Allgcmeinnrteil, also weder eine assertorische, noch eine problematische, sondern eine apodiktische Aussage. Tenn diese Aussage gilt nicht mir für jetzt und hier, sondern für immer und überall: sie ist also nicht bloß wirklich oder gar nur möglich, sondcrn sie ist notwendig und allgemeingültig. Tie drei Sicherheitsgrade von Wirklichkeit, Möglichkeit und Notwendigkeit ver halten sich grmnmatism zueinander wie Indikativ und >ionjnnktiv zum Imperativ oder auch etwa wie die Feststellungen des Thermometers, das die augenblickliche Temperatur, also die Wirklichkeit anzeigt, zu denen

des Barometers, das die kommende Temperatur ahnen läßt bis hinauf
znm zuverlässige!,, orientierenden Kompaß oder zu einer angekündigten
Sonnenfinsternis der Astronomen, deren Vorhcrsagungen nicht wie die
der Wetterpropheten eintreten tonnen und in 85 Prozent der Falle
etwa wirklich eintreten, sondern den unbedingten Sichcrheitsgrad
von 100 Prozent beanspruchen, unsere Erwartungsgefühlc daher
ins zuni Marimum der Zuverlässigkeit steigern, weil in der
bisherigen wissenschaftlichen Erfahrung noch niemals ein Fall
beobachtet wurde, der den genauen Berechnungen der Astronomen
widerspräche, Die beobachtete Einzelwirklichteit belehrt uns darüber, ivas
ist, die hypothetischen Urteile über das Kommende geben uns einen
Fingerzeig darüber, was nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung eintreten
d n r»st c, die apodiktischen Aussagen oder „Gesetze" der Astronomen, Phy-
siker. Chemiker und Biologen künden mit unbeirrbarer Sicherheit, d. h,
sie behaupten kategorisch, was unfehlbar eintreten wird oder m u ß. Tic
Wirklichkeit belehrt uns nur für die Gegenwart, die Möglichkeit gibt uns
Fingerzeige zur Erklärung der Vergangenheit und Deutung der Zukunft,
die Notwendigkeit endlich gibt uns feste Orientierungsmaßstäbe für das
Kommende, das eintreten muh. Dieses Müssen nun ist der Sphäre des
Glaubens entrückt und gehört zur unbestrittenen Domäne der Wissen-
schaft, der Naturwissenschaft zumal. An eine Sonnenfinsternis glaubt
mau nicht. Wenn auch zwischen Kant und Hume noch darüber gestritten
wird, ob die Grenze des Glaubens hinter Mathematik und Logik oder
erst hinter Physik, Chemie und Biologie beginne, so herrscht doch in dem
einen Punkte wenigstens auch zwischen ihnen volle Übereinstimmung, daß
die mathematisch-logischen Wahrheiten, die ,.v6rit68 öterneN«»", deren
Gegenteil undenkbar ist, weil es niit einem logischen Widerspruch behaftet
bliebe, in den Bereich des Wissens fallen müssen, also nicht mehr Gegen»
stand des Glaubens sein können. So weit nun die uns umgebende Welt
zähl-, wäg- und meßbar ist, lassen sich allgemeine Urteile oder apodiktische
Aussagen über das Seiende, aber auch über das notwendig Eintretende
formulieren, und diese kategorische Aussage belegen wir, wofern unter den
anerkannten Fachkcnnern Einstimmigkeit bezüglich der Geltung dieser
allgemeinen Formel besteht, niit dem Namen oder richtiger wir betleiden
sie mit der Würde eines Naturgesetzes, dem wir notwendige und all-
gemeine Gültigkeit zusprechen.

Kann nun eine religiöse Wahrheit jemals den Grad der Sicherheit
einer wissenschaftlichen Wahrheit erreichen? Die ewigen Wahrheiten
der Logik und Mathematik haben die unerreichbare Gewähr der Uudenk
barteit, d. h. also der logischen Unmöglichkeit des Gegenteils für sich,
aber auch noch die physikalisch chemischen Lehrsätze gewährleisten znm
mindesten die hohe Bürgschaft, daß in der bisherigen Erfahrung noch
niemals ein Fall beobachtet worden ist, der diesem oder jenem Physika-

lischen oder biologischen Gesetz widerspräche, zumal jede den: Gesetze zu.
widerlaufende Erfahrung das Gesetz, das ja nur eine Generalisation der
Erfahrung darstellt, in seinem Geltungswcrte aufhebt. Wie anders die
religiöse Wahrheit, sei es die geoffenbarte, sei. es die als gefühlsnotwendig
geforderte!
Hier ist, wie man glaubt, in allewege von Nissen, von apodiktischen
Lehrsätzen, kurz von einem Müssen keine Rede, sondern im günstigsten
Falle von einem Sollen, Die religiöse Wahrheit, heißt es gewöhnlich,
hat nicht, wie unser Naturertcnnen, die seiende Welt, den in Matz, Ge-
wicht und Zahl darstellbaren Ausschnitt des Universums zum Inhalte,
sondern die höhere, rein menschliche Welt der Werte und Zwecke. In die
Welt des Seins oder in die Natur ist der Mcmch selbst als Glied einer
unentrinnbaren Kausaltette unausweichlich eingeschlossen, also streng
determiniert, aber in der Welt der Werte und Zwecke, die er sich aus
Eigenem auferbnut, ist der Mensch nicht mehr Tklave, sondern Herr der
Natur, nicht ihr willenloses Wertzeug, sondern ihr Gesetzgeber. Soweit
wir Menschen daher dem Reick^e der Natur angehören, in unserni Mc»
chanismus und Chemismus, in unseren biochemischen Prozessen und
physiologischen Verrichtungen, in denen der Mensch, wie jedes andere
Lebewesen, den unwandelbaren Gesetzen des Lebens unterworfen ist —
gleichviel, woher diese Gesetze stammen und auf welche Rechtstitel sie sich
stützen — hat die Wissenschaft das letzte Wort zu sprechen und nicht die
Religion. Die drei Testamente der monotheistischen Religionen sind daher
in dieser Beleuchtung gesehen keine Erkenntnissysteme, sondern nur Er-
bauungsquellen. Wie Himmel und Erde entstanden sind, das haben wir
nicht aus Neligionsbüchern zu erfahren, sondern aus astrophysischen oder
geophysischen Werken. Und wenn uns die grotzen religiösen Urkunden
des Menschengeschlechts nebenher auch Kosmogonien bieten, die der wissen-
schaftlichen Einsicht jenes Zeitalters entsprachen, dem sie angehören, so
besitzen diese Weltentstehungslegenden, die übrigens ganz bestimmten
Sagenkreisen anzugehören pflegen, wohl geschichtlichen Überlieferunge-
wert für die Vergangenheit, aber keinen orientierenden oder gar ver-
pflichtenden Erkenntniswert für das Wissen der Gegenwart, Es be-
rufen sich die monotheistischen Religionen freilich ganz besonders auf ein
Kriterium der religiösen Wahrheit, und zwar auf Offenbarungen, Er-
leuchtungen, Eingebungen, die ihren Stiftern im unmittelbaren Verkehr
mit der Gottheit zuteil geworden seien. Wer sich bei diesen kraß-anthro-
pomorphischcn Vorstellungen, die der fetischistischen Phase der Religions-
entwicklung angehören, beruhigt und bescheidct, der gehört mit seinem
Denken und Fühlen der Längstvergangenheit, nicht der Gegenwart
an. Denn mit dieser äutzeren Offenbarung wäre die Natnrordnnng, wie
sie die Wissenschaft formuliert, zugunsten eines Wunders durchbrochen,
zugleich aber ganz aufgehoben. Hätte die religiöse Gewißheit kein an»

deres Wahrheitskritcrinm, als cincn unkontrollierbaren, auf Treu und
Glauben ungeprüft hingenommenen Ofsenbarungsakt, der in verschiedenen
Strahlungen und Brechungen Moses, Jesus und Muhammcd zuteil ge-
worden sein soll, so wäre es um den bleibenden Wahrheitsgehalt der
monotheistischen Religionen genau so wie aller übrigen Bekenntnisse und
Killte traurig bestellt. In diesem Falle wäre die vernichtende Kritik der
Sophisten und Epikurs, der Rennissanceatheisten und modernen Mate-
rialisten berechtigt. Denn alle diese religionsfthilosofthischcn Illusions-
thcoretiker sehen in jeder wie immer gearteten Religion nichts anderes,
als „ein Erzeugnis der wissenschaftlichen Phantasie, ein Produtt von
Furcht und Hoffnung, eine politisch-zweckmäßige Institution und Grün-
düng" (Tröltsch). Tics ist der Standpunkt des berüchtigten Buches'
llk rridus iiupostoribu«.
Hielte die religiöse Gewißheit krampfhaft daran fest, daß ihr Wahr-
heitsgehalt nur durch einen geschichtlichen Alt einer äußern Offenbarung
verbürgt werden kann, der auch dann auf Unfehlbarkeit seiner Geltung
besteht, wenn ihm die wissenschaftliche Gewißheit unserer Tage nicht nur
nicht entspricht, sondern geradezu widerspricht, so iväre n die historischen
Religionen unrettbar dem Untergange geweiht. Die religiöse Krise, der
wir seit der Renaissance verfallen sind, wäre dann nur ein Übergangs-
stadium, und der Prophet des Atheismus behielte mit seiner olasphcmischen
Weissagung recht, nach welcher es heißen werde i einst war Religion.
Zum Glücke für die monotheistischen Religionen trat die äußere Offen-
barung mit ihren-, vergilbten geschichtlichen Anrecht immer mehr in den
Hintergrund, um der inncrn Offenbarung im menschlichen Bewußtsein
selbst den Platz zu räumen. An die Stelle einer Osfenbarungstheologie
trat seit Humc eine Religionsftsychologie. Tie Religion hörte damit auf,
eine bloß geschichtliche Kategorie zu sein, die sich auf einen historischen Akt,
die supranaturale Offenbarung, berief, für welchen die Anhänger der
monotheistischen Religionen einen ebenso blinden Glauben aufbrachten,
wie die Verächter des Kirchenglaubens, das Ausklärungszeitalter, obenan
Voltaire, einen fanatischen Unglauben entgegensetzten. Seit Humes
klassisch gewordenen! posthnmcn „Dialoge über die natürliche Religion"
gelangten die Tieferdenkcndcn zu der Einsicht, daß die Religion eine
psychologische Notwendigkeit ist. Alles nur geschichtlich Gewordene ist
zeillich und örtlich begrenzt, befindet sich im ständigen Fluß des Werdens,
hat also eine relative, leine absolute Gültigkeit. Tenn alles, was ge-
worden, ist unfehlbar dem Prozeß des Werdens, der Veränderung und
Wandlung, dem Auf- und Abstieg, der Blüte und dein Verfall unter-
worfen. Was nur geschichtliche, aber keine psychologische oder logische
Beglaubigung aufzuweisen vermag, hat auch nur zeitlichen und örtlichen,
aber keinen zeitlosen, überörtlichen, d. h. logischen oder Nvigteitswert.
Toll der religiösen Gewißheit neben der wissenschaftlichen Wahrheit

Ewigkeitswert einwohnen, so mich sie sich, wie das Urbild aller Wissenschaft. die Mathematik, aus einer zeitlich örtlichen Wirklichkeit, einer v<?rit<> <;<» fl^il, zu einer überzeitlichen und überräumlichen Wabrheit, einer v6rit6 FterneNe erheben. Tie uralte, von Avicenna stammende Lehre von der doppelten Wahrheit erscheint seit Hume in einem ganz neuen Lichte, Es gibt logische Wahrheiten, die auf einem Denkzwang beruhen, und diese offenbaren sich in der Mathematik, und daneben gibt es psychologische Wahrheiten, die einem Anschauungszwang entspringe», nnd darauf gründen sich nicht bloß die beschreibenden oder erakten Naturwissenschaften, sondern auch die zeitlosen Neligionsformen, die sogenannte Pernunftrcligion, die bei Hnme ihre tiefere psychologische Begründung dadurch erfährt,- daß schon das Tasein einer Außenwelt nach ihm nicht mehr Sache des Wissens, sondern nur des Glaubens ist. Nur die logisch-mathematischen Wahrheiten sind ein unumstößliches Wissen mit dem Er-Wartungsgefühl von IM Prozent der Wiederkehr aller Fälle, nnd das allein nennt Hume unbedingtes Wissen, Daher sein stolzes Wort: „Ins Feuer mit allem, was nicht entweder mathematische Untersuchungen oder Beobachtungen über Tatsachen nnd über die Wirklichkeit enthält." Über neben dieser unversiegbaren Quelle ewiger d, h, zeitloser Wahrheiten, wie sie in der Mathematik und Logik vorliegen, kennt Hume eine zweite, minder zuverlässige, aber gleichwohl unerläßliche Onelle des Tenfeu5, nämlich den auf Assoziationsgesctzcn beruhenden AnschauungZzwüüg, dem wir die Kategorien der Tnbstanzialität und Kausalität danten. Hier haben wir nicht mehr die unfehlbare Sickierheit der logischmiarhematischcn Wahrheiten, deren Gegenteil undenkbar ist, aber doch die Sicherheit zweiten Grades, daß nämlich in der menschlichen Erfahrung noch niemals ein Fall beobachtet worden ist, der dieser Gewißheit Wider» spräche. Physikalische und chemische Gesetze gelten nach Hume freilich nur provisorisch und auf Widerruf, d, h, neue Erfahrung Vorbehalt.'!, — für das praktische Leben reicht die Sicherheit, daß uus bisher kein gegenteiliger Fall bekannt geworden ist, vollkommen aus. Aber das In teressante bei Hnme ist, daß wir von ihm zum ersten Male eine Psychologie der Religion erhalten. Damit rückt die religiöse Gewißheit in die unmittelbar, sehr willkommene Nachbarschaft von Physik, Chemie und Biologie. Freilich bieten die großen Religionstnpen kein unumstößliches Wissen wie die Mathematik, sondern sie fordern Glauben für die von ihnen verkündeten religiösen Wahrheiten, Worauf gründet sich dieie Forderung? Sagen wir mit dem supranatnralen Offenbarungsgläubigcn: auf einen geschichtlichen Akt der äußeren Offenbarung, dann hat die Forderung auf Anerkennung dieses angeblichen geschichtlichen Alte? nur räumlich-zcitliche Geltung, Niemand kann uns zwingen, an einen solchen geschichtlichen Akt zu glauben. Die verpflichtende Kraft, der auf äußere Offenbarung sich stützenden religiösen Gebote und Verbote fällt

daher für jeden dahin, der diese»! angeblich oder vermeintlich geschicht-
lichen Akt seinen Glauben versagt. Anders gestalten sich die Dinge, wenn
wir in der zeitlosen Religion, wie sie sich ihrem Kerne »ach bei allen
geschichtlichen Völkern im großen und ganze» parallel herausgebildet
hat, keinen willkürlichen historische» Prozeß, sonder» ei»cn innern see»
tischen Zwang, ein notwendiges Produkt des psychische» Mrck»anismus,
kurz eine strenge seelische Entwicklung sehen. Tann verliert die lndls
cnuv«i!ue der Atheisten und Religionsverächter, welche hinter jeder Ne>
ligion entweder leere Illusionen oder ilönigslng u»d Priestertrug Witter»,
jedes logisiije Dascinsrecht. Legt man »cimlich mit Hume de« Religionen
die psychologischen Kategorien statt der geschichtlichen zugrunde, dann
ist der Glaube an eine übernatürliche Weltordnnng, i» welcher je»e natür»
liche Weltordnung, wie sie uns die Wissenschaft begreiflich macht, nur ein
Glied in der Kette der Ersck>ein»nge» darstellt, psychologisch ebenso not-
wendig wie der Glaube an das Dasei» der Außenwelt oder der Glaube
an die Gültigkeit der physikalisch-chemischen Naturgesetze. Hat sich auf
alleir Linien menschlicher Gesittung in große» Züge» ein gemeinsamer
Glaube an eine vernünftige Weltcuordnimg herausgebildet, so ist Religion
in diese!» höhern Sinne ein unabtrennbares Charakteristikum jedes Kul°
turmensche» — keine Religio» habe» wolle», wäre dan» ebenso absurd,
wie keine Physik oder Chemie in ihrer gesetzmäßigen Gültigkeit aner»
kennen wollen, weil sie nicht jenes Manmum von logisch unfehlbarer
»Geltung bieten wie die Mathematik. Steht man also mit Hume auf
dem Boden einer Psychologie der Religio» u«d sieht ma» daher i» dem
mit jeden, Wissenschafts- und Kulturfortschritt wachsenden Glauben an
die kosmische Vernunft, an Sin» nnd Pla» der Welt, an Methode und
System im Universum, an Ordnung und Zusammenhang im gesamten
Fugenbau der Natur ciu notwendiges Erzeugnis in der Entwicklung des
menschlichen Geistes selbst, fo wird Religion zum uuaufhebbare» und
unaufgebbaren Nestandstück des kultivierten Me»sche»geistcs.

II.

Die religiöse Wahrheit unterscheidet sich grmrdwesentlich von der
wissenschaftlichen durch ihre größere Subjektivität. Die wissenschaftlichen
Wahrheiten, die logisch-mathematischen Gesetze, die „Mathematik der
Natur", wie sie bei den Romantiker» hieß, haben traussubjektivc Geltung,
wenn sie auch, wie Knut annimmt, subjektiven Ursprunges sind. Die
Naturgesetze sind Beispiele wissenschaftlicher Wahrheiten, die Menschen
nicht gefunden, sonder» vorgefimde» habe», Vevor es Menschen auf
unserem Planeten gab, übten diese Gesetze ihre unfehlbare Wirkung aus.
Anders die religiöse Gewißheit; sie gilt mir von Mensche» mr Mensche».
Die Naturgesetze sind früher als das Menschengeschlecht, das ja schon nach .
diesen Gesetzen ins Dasein trat und seine Entwicklungsrichtung von ihnen

vorgezcichnct erhielt. Tic Religionen aber sind vergleichsweise späte Er
zeugnisse des menschlichen Bcwlißtscins. Tenn Jahrtausende haben
nnsere halbtierischen Vorfahren ohne jede Religion gelebt, und heute
noch liegen die Tingc so, das; ein beträchtlicher Teil des Menschengeschlechts
immer noch ohne Religion auskommt. Religionen und Kulte sind vielmehr so
mannigfaltig nnd wechsclvoll, so vielgestaltig nnd entwicklungsfähig wie
Tprachstämme und Tialekte. Es gibt unzählige Idiome, ja im Grunde
genommen spricht jedes entwickelte Individuum seine persönliche Sprache,
wie es seinen eigenen Stil schreibt. So wenig es, nach einem bekannten
Worte Enlers, zwei Vlättcr in der Welt gibt, die sich in allen Stücken
gleichen (sonst wären sie identisch), ebensowenig gibt es zwei kultivierte
Menschen, die mit dein Gedanken Gottes genau dieselben Vorstellungen
nnd Begriffe verbänden. Jedem offenbart fich fein Gott in der indi-
viduellen Weife, die seiner Fassungskraft und Gcmntsbeschaffenhcit an-
gemessen sind. Und deshalb ist Religion nicht bloß Privatsache, wie eine
politische Partei dogmatisch kündet, sondern privateste Sache, das Aller»
heiligste unseres Selbst, das intimst Persönliche, das wir kennen. Tos
Vuffonfche Wort ,.!<? »tvle c>5t l'liommo" gilt doppelt und dreifach
in der Vicgung- 1« roli^inn c'ent I'nninme. Wie in Sprache und Stil,
fo gelangt der tiefste Kern der menschlichen Persönlichkeit in der Re-
gelung ihrer Veziehnngcn zum Übersinnlichen oder Göttlichen zu mar-
kontcster Ausprägung.

Soll dies heißen, daß die religiöse Wahrheit, die Offenbarung von
Innen, der Gott in der Menschcnbrust, in d e m Sinne individuell ist,
daß kein gemeinsamer Grundstock religiöser Gesamtnberzcngung vor-
handen wäre? Offenbar nein! Tenn mag auch jeder Gebildete seine
persönlich nnancierte Sprache reden oder seinen nur ihm eigentümlichen
Stil schreiben, so hat er doch für alle Fälle den Regeln der Grammatik
sich unterzuordnen, den Rhythmen der Sprache zn lauschen, den phonetischen
und scmasiologischcn, vollends den Gesehen der formalen Logik sich wider-
spruchslos zu unterwerfen. Was die Grammatik für die Sprache ist,
nämlich jenes ordnende Prinzip, das der Willkür der Individualität
Schranken seht, das sind die Zeremonielle und Kulte für die einzelnen
religiösen Bekenntnisse: das gemeinsame Vand, das zusammenhaltende
Prinzip, die Einheit des äußern Kultes in der Mannigfaltigkeit indi-
vidueller Glaubensschatticrung. Knltvorschriften lind Zeremonielle sind
gleichsam die Grammatiken des religiösen Teilkens, und sie verhalten sich
zur Religion wie das Sprechen zum Tenken, das Lautbild zum Gedanken-
bild. Ein Knltzwang hat nur den Sinn einer konventionellen Regel,
wie Gruß, Händedruck oder jede sonstige durch stilles Übereinkommen
sanktionierte Höflichkeitsbezcngung. Es ist ein äußeres Gebot der Schick-
lichkeit, der Sitte, des Kultgebrauchs, der Familientradition, aber bei.
Leibe keine innere Nötignng wie etwa die religiöse Überzeugung von

einem allwaltendcn Vernunftftrinzip in Natur und Geschichte, Es gibt
viele sprachen, aber nur eine einzige Logik für alle Mensche», ja sogar
für die Tiere (animalische Logik), Derselbe Begriff (z. B. Haus) hat
mannigfache Lautjymbole; es heißt in jeder Sprache anders. Der Satz
^X2 ist 4 ist hingegen eine logische, auf dem Satz der Identität beruhende
ewige Wahrheit, weil er zeitlose und überräumliche Geltung hat. Sein
Gegenteil ist undenkbar.
Bei logisch-mathematischen Wahrheiten gibt es keinen individuellen
Spielraum wie bei Sprachen, Ncchtsformcn, Moralnormcn oder kirch»
lichen Bekenntnissen. Ein Euklidisches Ariom gilt für einen Mathematiker
nicht uni ein Haar mehr als für jeden Laien in der Mathematik. Eine
solche überftersönliche Wahrheit, die für jedes denkende Wesen ausnahmst
los gilt, die jede Veränderung oder Entwicklung ausschließt, endlich weder
einer Erfahruug zu ihrer Beglaubigung bedarf, noch jemals von irgend
einer denkbaren Erfahrung aufgehoben oder umgestoßen werden kann,
das nennen ivir objektive, d. h. transsubjektive, an keine Bedingung, keine
Zeit, an kein Volk, vollends cm kein Individuum gebundene Wahrheit.
Mit der Anschauung erfaßt man die Wirklichkeit, mit dem Verstände
die Wahrheit; jene bietet sinnliche, dieser logische Gewißheit. Die Sinne
zeigen uns nur die Gegcmvart, der vergleichende, unterscheidende, zu-
sammcnsehcndc Verstand lehrt uns hingegen auf der einen Seite die
Vergangenheit kennen und verstehen, auf der andern gar die Zukunft
ahnen oder auch, wie bei astronomischen Voraussagen, mit unfehlbarer
Ticherheit künden. Für die Sinne gibt es nur ein Hier und Jetzt,
für den logisch operierenden Verstand allein ein Überall und Immer,
ein Notwendiges und Allgemeingültiges.
Gibt es nun eine zeitlose Religion ebenso, wie es eine zeitlose
Wissenschaft gibt? Läßt sich die religiöse Wahrheit zu jenein Grad über-
pcrsönlichcr, also transfubjettivcr Gültigkeit steigern, wie es die Mathe-
matik für Raum, Zeit und Zahl in demjenigen Ausschnitt ihrer Lei-
stungen vollbracht hat, den man die „Mathematik der Natur" genannt
hat? Läßt sich die religiöse Gewißheit, die auf einem Anschauungs-
zwang beruht, i» die Nachbarschaft der logisch-mathematischen Gewißheit
bringen, die ihre Legitimation einem unausweislichen Tentzwang ver»
dankt? Und wieder bietet uns das Verhältnis von Sprechen und Denken
einen wertvollen Fingerzeig. Auch das Sprechen ist nicht reine Willkür,
sondern, wie wir wissen, den Regeln der Grammatik, weiterhin phone-
tischen Grundgesetzen Untertan. Aber das grammatikalisch richtige
Sprechen hat nur den Charakter der Konvcntionalrcgel, nicht den einer
Legislation, wie die Gesetze der Phonetik oder Semasiologie. Es gibt
viele Menschen, die ungrammatikalisch sprechen, ohne damit aufzuhören,
Menfchcn zu sein, wie es viele Gläubige einer Konfession gibt, die das
vorgeschriebene Zeremoniell nicht befolgen, ohne dadurch aufzuhören, zu

dem betreffenden Bekenntnis gezählt zu werden, Zeremonielle sind wie alle Konventionalregeln nur Etitettenfragen der Konfession. Nicht so in der Logik, Hier ist das individuelle Belieben sehr bald ausgeschaltet. Einen kleinen Denkfehler verzeiht man vielleicht im täglichen Umgang noch leichter als einen syntaktischen Fehlgriff. Aber wer dauernd Tcnk-fehler begeht, wessen Denkvermögen logisch nicht funktioniert, den schliefen wir als Geistesgestörten unbarmherzig ans unserer Mitte aus. Wie wir Vergehen gegen Leben und Eigentum mit Gefängnis und Zuchthaus be» strafen, so konsequentes Versagen der Logik mit Irrenhaus. Wer uu-grammatikalisch spricht, wird nur aus der Liste der gebildeten Menschen gestrichen, !vcr aber irre redet, d. h. seine logische Funktion einbüßt, der wird aus der Gemeinschaft der gesunden Menschen gewaltsam entfernt. Wie sind nun alle Menschen einschließlich der höheren Tierwelt ohne Verabredung zu jener einen Logik gekommen, deren Gesetze zeitlose d. h. also überpersönlichc Geltung beanspruchen? Die Auskunft der Idealisten Hcgelschcr Artung oder Eohcnschcr Prägung lautet: Tie logischen Wahr-heiten sind deshalb allen Menschen und Tieren gemeinsam, weil sie zeit» lose Ideen der Wcltvernunft darstellen, der Weltschöpfnng also voran gehen, so daß unsere bestehende Welt in jenen Plan hineingebaut Und hineingebildet worden ist, die in jenen Ideen oder ewigen Wahrheiten vorgebildet waren. Tic Ideen Gottes gehen der Natur voran, ja sie Natur und ihre Gesetze sind nichts anderes, als Selbstoerwirtlichungen oder Offenbarungsformcu der göttlichen Ideen. Nenne man sie Ideen mit Platon oder ewige Wahrheiten mit Leibniz oder endlich Logos mit .Hegel — gleickwiel, sie sind überzeitlich, vorweltlich, zureichender Grund für die Entstehung der Natur nach ewigen Gesetzen. Tann versteht man auch, weshalb es nur eine Logik gibt, aber viele Sprachen, im letzten Grunde nur eine Religion, wenn auch viele Konsessionen. Es ist der-selbe göttliche Geist oder dieselbe vorweltlichc Idee, welche sich in der Form von Naturgesetzen oder der „Mathematik der Natur" der Materie mitgeteilt hat, der sich auf einer höheren Entwicklungsstufe der Natur, im Übergange von der unbelebten Materie zum belebten Organismus, in das Ueimplasma, in die lebendige Zelle, weiterhin in das tierische Cerebralsnstem, obenauf in das Ientralnervensln'tem des Menschen-geschlechts ergossen hat.

Die Vorstadien der religiösen Negriffsbildung, als da sind: Ani° mismns und Fetischismus, Allbefeelnng und Naturvergötterung münden bei reifer werdenden Denk- und Gefühlsforiuen allesamt in einen mehr oder minder klar empfundenen Monotheismus ein — nicil dieser dem abstrahierenden Einheitsbedürfnis der Mcnschennatnr am annehmbarsten erscheint, zumal es dem Kraftersparnisprinzip, das die Naturwissenschaft beherrscht, die wertvollsten Dienste leistet. Ter Eingott übernimmt, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe, siimtliä^ Funktionen der voran-

gegangene,, zahllosen Gottheiten oder Naturkräfte, Fetische und Geister. Ein eiirziger Begriff reicht für alles das aus, wofür die Fetischanbetcr Millionen von Wesen, aber auch der griechische Polytheismus noch eine recht erkleckliche Schar von symbolisierten Naturkräftcu gebraucht haben. Ein einziges Prinzip wird jetzt als zureichender Grund aller Ordnung in Natur und Geist, als Quelle aller Gesetzmäßigkeit der kausalen Zu» sammenhänge in der anorganischen Natur lind aller Zweckmäßigkeit in den Offenbarungsformcn der Geschichte begriffen. Hausgötter und Stammesgötter, die örtlichen uud zeitlichen Charakter an sich tragen, werden nach und nach aufgesogen von jenem Gott, der den offenkun» digen Prozeß der Vereinheitlichung mittels itraftersparuis zum vollen- detsten, weil unüberbietbaren Ausdruck bringt. Die geschichtliche Tat- sache, daß die gesamte weiße Rasse, unser westeuropäisch-amerikanisches 5tultursystem zu diesem Gottesglaubcn übergegangen ist, mag immerhin eine historische Stütze für die Gültigkeit dieses Glaubens sein, aber ein zwingender Nelwis für seine logische Zulängljchkeit ist dieser ^«u»en»n» ^«utiuin noch nicht. Denn die Übereinstimmung auch der vorgeschrittenen Völker der Vorzeit im Aberglauben war keine geringere als sie heute im Glauben an eine vernünftige Wcltregierung ist. Die s)c»iumuu 8en8e-Theorie, welche die Zuverlässigkeit der Wahrhcitstritcrien an der Breite ihrer Gläubigen mißt, hat logisch Schiffbruch gelitteil. Hätte der Gottesn,Iaube kein tiefergehcndcs, logisches Fundament, als es die Über einstimmung der Denkfähigcn und Teilkreisen aller Völker und Zeiten darbietet, so wäre er immer noch anfechtbar. Das historisch wirksame Argument ans der Übereinstimmung der zivilisierten Nationen über dn> Einheit und Vernnuftgemntzhcit der Weltordnung hätte alsdann nur dekorativen Wert.

Wie kommt nun die religiöse Gewißheit, der Gottesglaubc, unge° achtet seines subjektiven Ursprungs zu jener überzeitlichen logischen Gel- tung, wie er mathematischen Lehrsätzen innewohnt? Läßt sich Gott innre Mnruetl-iV'o demonstrieren, wie es Spinoza einst erstrebt hat? Ist das Dasein Gottes ein willkürlicher Glaubensartikel, den man annehmen, aber auch ablehnen kann, wie man einem erzählten Ereignis seinen Glauben erteilen, aber auch versagen kann, oder ist das Dasein Gottes als logische Notwendigkeit, deren Gegenteil undenkbar ist, zu erweisen? Ist die Forderung, die an jeden denkenden Menschen ergeht, den Grund aller Ordnung der Welt in einem einzigen Ordnungsprinzip zu suchen, nur eine Geschichtsnotwcndigteit oder eine bloße Gesühlsnotivendigkeit — oder ist diese Forderung eine unausweichliche Dcnknotwcndigteit? Das ist das religionsphilosophische Problem unserer Tage.

Ol««,,,,,.,,,,

ötephan öinding.

von

Mul ßlsner.

— Kopenhagen, —

r, bekannte Kunstmäcen Karl Iacobsen hat in der Kopenhagen« Glyptothek, die diesen Sommer eine großartige Erweiterung erfuhr, der nordischen und französischen Nildnerci eine mit erlesen«» Schätzen erfüllte Heimstätte geschaffen. Hier haben auch die meisten von Stephan Sindings Werken ihre Aufstellung gefunden, deren Gehalt Edelstes der Menschheit bildet, denen eine tiefe Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Natur und vor der Schönheit des Menschenleibes den Grundton gibt . . , Dieser große Künstler erblickte in der uralten Krönungsstadt der norwegischen Könige, in dem am tief einschneidenden Fjord gelegenen Dronthcim am 4. August 1846 das Licht der Welt, Einen tiefgehenden Einfluß hat seine Mutter Cäcilie, geborene Meidell. eine edle, von selbstvergessender Liebe verklärte Frau, auf ihre drei Söhne, Stephan, Otto, den jetzt in München anfässigen Landschafts' maler, und den nicht minder begabten, gegenwärtig in Christiania woh- nen'den Komponisten Christian Sinding ausgeübt. Leider widerfuhr der Familie das Unglück, schon in: Jahre 1860 den hochbegabten Vater, einen höheren Bergbeamten in norwegischen Staatsdiensten, zu ver- lieren, der ständig von einer, für seine Söhne höchst geheimnisvollen Atmosphäre umgeben in seinem Laboratorium hantierte nnd sich auch als Erfinder in der wissenschafilichen Welt einen angesehenen Namen er» worden hat.

Zur Winterszeit, wo die Sonne nur scheu und zögernd, als wage sie sich gar nicht am Himmel hervor, über Trontheims Tämmcrgrauen auf

steigt, bildete der Skilauf das Lieblingsvergnügen des Knaben und Jünglings. Dann ging es, umbrandet von den eiskalten Sturmwellcn, in sausender Fahrt in die Umgebung der Stadt hinaus, über endlose, blendend weihe Schnceflächen hin, aus denen beim Gestiebe der Flocken hölzerne, bon schimmernder Schneelast wie begrabene Häuser ober kahle, schwarz gefleckte Virkenstämme geisterhaft aufragten. Wahrend dieser Skilauf feinen Körper und Mut stählte, seinen Blick für plastische An» schauung schärfte, wirkte das Leben innerhalb der Stadt selbst, wo alles Vorzeit atmet, wo die Sage über den spitzen Dächern der altertümlichen Häuser lastet, phantasicanregend. Und wie anmutig wußte seine Mutter den Kindern Märchen zu erzählen, des Abends, wenn draußen in dieser totenstillen Wmterwelt des höchsten Nordens alle Töne und Dinge in weißem Dämmerschlaf zu ersterben schienen und drinnen die Dämmerung auf leisen Sohlen durch die niederen Zimmer schlich, nm sie behutsam in ihre grauen Schleier zu hüllen . . . Und doch bot ihm seine Kindheit und Jugendzeit durchaus nicht lauter ungetrübte Sonnenblickei die Schule mit ihrem Zwang, ihrer pedantischen Strenge warf tiefe Schatten auf den Lebensweg des jeder Freiheitsbeschränkung abholden Knaben, der nur ein mittelmäßiger Schüler war und nicht zu Ungewöhnlichem vorausbestimint erschien. Und diese Zchattcn verdichteten sich noch mehr, als er zwanzigjährig zum Studium der Ncchte die Universität Christiania bezogen hatte. Anstatt in die trockene» Pandekten, die gar keine An« ziehungskraft auf ihn ausübten, vertiefte er sich da in die Schätze der nordischen und indischen Literatur, was ihm später als Künstler von Nutzen war. Aber die Aussichtslosigkeit seines Plan- und ziellosen Daseins versenkte ihn in eine solche Schwermut, daß er fast der Verzweiflung an° heimfiel, bis plötzlich ein glückliches Ereignis seinen verdüsterten Lebens- weg mit blendenden Lichtfluten überschüttete. Zufällig an einem Pfeifen» köpf aus Meerschaum schnitzend, war, wie er selbst erzählt, unter seinen Händen ein menschliches Gesicht entstanden. Wie ein Lichtstrahl von oben hatte ihn da dte jubelnde Erkenntnis durchzuckt: „Aus dir kann doch noch ein tüchtiger Mcnlsch werden!" Mit einem Schlage war da seine Umwandlung ans dein energielosen in einen von Energie sprühen- den, von heiliger Begeisterung glühenden jungen Mann vollzogen, und jenes Feuer lodert noch heute gleich mächtig in dem auf der Höhe seiner Kunst stehenden Mann fort. Von diesem Augenblick an war Sinding ein Künstler. Denn wie im Spiel lernte er die spröde Materie souverän beherrschen, und wo andere sorgfältige Vorbildung hatten, wurde fein« Han'd. der das Instrument unmittelbar folgte, von der naiven Technik des Genies geleick.

Nach dem Besuch der Zeichenschule in Christiania reiste er, 300 Kronen in der Tasche, die Brust bon himmelstürmenden Hoffnungen geschwellt, nach Kopenhagen. Unterwegs sprach ihn ein Herr, der kürzlich verstorbene

Etatsrat Teidelin, mit den Worten an: „Ich höre, Sie sind ein Bild-
Hauer." „Das bin ich," antwortete Sinding. „Dann suchen Sie mich in
Kopenhagen auf, ich werde Ihnen dort eine Bestellung geben." Und
Sinding schuf daselbst für eine leere Nische im Hause des Etatsrats einen
Wölund, einen Schmied, der Mache brütet. Er erinnert sich noch heute
dankbar des Mannes, der ihm diesen ersten, seinen Mut wunderbar
stärkenden Auftrag erteilte.
Dem Rat des Profefsors Gudc folgend, beschloß er, sich dann nach
Verlin zu wenden, das damals einen gewaltigen Aufschwung auch ans
künstlerischem Gebiet erlebte. Er trat hier in das Atelier von Albert
Wolff, der sich des jungen NoNvcgcrs wie eines Sohnes annahm, und
dessen Andenken Sinding in unauslöschlicher Dankbarkeit heilig hält.
Viel stärker als Wolffs Einfluß hat in der Kunstmetropolc Paris
die französische Plastik auf ihn gewirkt. Aber weiter trieb es ihn in den
Süden, nach Italien, dem gelobten Land der Schönheit in Kunst und
Natur, nach der ewigen Stadt, die einem jeden seinen Platz anweist
und die hente noch für Bildhauer ihre alte Anziehungskraft bewahrt
hat. Von 1877—83 währte fein Studienaufenthalt in Rom, wo er unter
anderem seinen jetzt in der Kopenhagen« Glyptothek befindlichen, g«°
fesselten „Sklaven" schuf, der in seiner Qual nach oben blickt und in
finsterem Trotz gegen das Schicksal an feinen Ketten rüttelt. Die Reife
und Hoheit der antiken Kunst, der'er die edle Einfalt, die stille Größe und
monumentale Ruhe seiner Werte verdanken mag, trug dazu bei, feine
Formenanschauimg zu bereichern, seine individuelle künstlerifchc Sprache
zu steigern. Er hat ihr gegenüber aber feine Selbständigkeit bewahrt,
ohne sich den, sie beherrschende» plastifchen Ideal gefangen zn geben.
So kam es, daß der Künstler, als er feine Nandcrjahre abfchloß,
der ewigen Stadt den Rücke» wandte und sich in der, seine zweite Heimat
gewordenen Thorwaldsenstadt niederließ, schon seine persönliche Art und
Kunst gefunden hatte. Hier leuchtete ihm nach all den Kämpfen und
Sorgen feines römischen Aufenthaltes endlich wieder ein Strahl des
reinsten Glückes, als seine Gattin, die schönheitsberühmtc, gefeierte Schau»
spielerin Elga Vctzonit in sein Leben trat.
Tie ganze, in dieser Kopcnhagcner Zeit entstandene Reihe seiner
epochemachenden Bildwerke, in denen seine zu neuen Ansdrucksforme»
der Mcnschcnscele gelangte Kunst darum so überwältigend an unsere
Herzen greift, »»eil ihr seelischer Gehalt eine bisbcr noch von keinem
Künstler erreichte Vertiefung erfahren, N'eil sich das Innenleben ihrer
Gestalten mit ihren Qualen, ihren Wonnen, ihren Schmerzen uns hüllen-
los entschleiert, mit fast schmerzlicher Deutlichkeit entgegentritt, dürfen
als eine Huldigung an diese herrliche Frau betrachtet werden. Von ihrem
tiefen künstlerischen Verständnis hat er sich beim Schaffen stets die Hand
leiten lassen. Sie hat auf das zarteste in ihm Bedenken über die Nichtig-

feit des eingeschlagenen Weges auszulösen, ihn durch ihren Beifall
zu den äußersten Anstrengungen zu begeistern verstanden, und auch nicht
die kleinste Skizze hat der Künstler aus der Hand gegeben, ohne das
matzgebende Urteil seiner Gattin darüber gehört zu haben,
Frau Elga Sinding, Tochter eines Kopenhagen«!- Kaufmanns, die
sich schon in frühester Jugend der Vühne widmete und als echtes Sonn-
tagskind erquickenden Sonnenschein, diese schönste Gabe der Kunst, mit
sich brachte, hat am königlichen Theater vor allem als Tarstellerin der
„Pernille" in Holbergs Komödien so fasciniercnd gewirkt, daß sie als
die geradezu unvergleichliche Trägerin dieser in den Holbergschen Komö-
dien so bedeutungsvollen Rolle bezeichnet werden mutz. Aber auch als
Ibsendarstellerin hat sie Glänzendes geleistet, und sie, hinter der fast drei
Jahrzehnte des Ruhmes und eines rastlosen künstlerischen Wirkens liegen,
steht seht auf der unbestrittenen Höhe ihrer Kunst. Ihr einziger Sohn,
ein Chemiker, ist offenbar der glückliche Erbe des Genies feines fo früh
verstorbenen Großvaters,
Las Haus des Künstlervaares, dessen Frieden kein unfreundliches
Wort entweiht, liegt auf einer, vom pulsierenden Strom des groß
städtischen Lebens vornehm geschiedenen Villenstraße, Gleichsam der«
funken in die glänzeirde Laubflut eines stillen Gartens, gewährt es ein
gar friedliches und schmeichelndes Vild, Ein in orientalischem Stil ge»
haltcner Vorraum, dem eine Nordlandschaft von Otto Sinding eine fünft-
lerifche Weihe verleiht, führt in das Empfangszimmer, wo über dem
großen Schrcibtifch in der Mitte, einem kostbaren Stück holländischer
Renaissance, hohe Palmen ihre lang gesickerten Fittiche breiten und von
dein Meister selbst mit Schnitzereien verzierte Paneele einen kostbaren
Schmuck der Wände ergeben, Ter Zauber dieses echten Nünstlcrheims
hält Sinding so fest umfangen, daß er, von Natur ein Einsiedler, sich
ihm nur feltcn entzieht, Eingcsponnen in seine Pläne. Träume und
Arbeiten verbringt er fast den ganzen Tag in seinem hellen, geräumigen
Atelier, dessen Feiertagsfrieden der Gesang der Vögel in de» Kronen
der Päume oder das traumhafte Glockcnläutcn ferner Kirchtürme nur ein-
drucksvoller znm Bewußtsein bringt,
Tic Reihe seiner Wcrle, die das Motiv der mütterlichen Frnn
meisterlicher Lösung cntgegengeführt haben, wird eingeleitet durch die
kraftvoll gedachte „Narbarcninntter", ein Werk, das feinen Namen zuerst
in weite Kreise trug und das er noch in seinem, am Tiber gelegenen
Atelier in Rom, vom Fieber geschüttelt, schuf, Tiefe steingewordene
Vallade, voll Kampf, Sieg und Untergang, zeigt hier die mit mächtigem
Schritt vorwärts strebende Mutter, die den Mund zusammengepreßt, die
Unterlippe borgeschoben, die Züge in Schmerz verstcint, in ihren ner-
vigen Armen aus dem Schlachtgetümmel den gefallenen Sohn trägt, mit
ihren, tief unter herabgezogenen Vranen liegenden Augen, voll Mutter

leid, Haß, Lebenstrotz und strenger Gefaßtheit in sein totes Antlitz starrend. Bewundernswert ist hier die Turchgeistigung und glänzende Bewältigung der skulpturalen Probleme, und erschütternd wirkt der Kontrast des lebendigen Körpers der Mutter, in dem alle Muskeln zu gewaltiger Energie sich spannen, und des mit gelösten Scbnen uild schlaffen Gliedern hingesunkenen Leichnams, der nur noch dem Gesetz der materiellen Schwere zu gehorchen vermag.

Verwandte Züge weben ihre feinen Fäden von der „Narbanenmutter" zu der Gruppe „Verwitwet". Nach langem Suchen hat endlich die Gattin den in der Schlacht Gefallenen gefunden. Über seine», erstarrenden Körper gebeugt, versucht sie diesen unter Wehklagen aufzuheben, und mit hinreißender Ausdruckskraft spricht dabei zum Beschauer der aus ihren Augen leuchtende heiße Seelenschmerz, der wilde Jammer des unglück> lichen Weibes.

Eine wundervolle Verherrlichung hat das Motiv der mütterlichen Hoheit in seiner „Gefangenen Mutter" erfahren. Am Boden kniet hier die junge Mutter, deren vornehm vergeistigte Hände auf dem Rücken ihres von einein Liebreiz ohnegleichen umfpiclten, in feiner Herrlichkeit zur Andacht stimmenden Körpers gefesselt sind. Tief beugt sie ihr von göttlicher Liebe leuchtendes Antlitz mit den^in Hingebung gefenkteu Lidern zu dem vor ihr mit emporgestreckten Händchen liegenden Säugling hinab und reicht ihm in dieser Stellung die Brust. Und so ist es die aufopfernde Mutterliebe, die dieses Epos des Leids verklärt und ihm einen hoffnungsvollen, versöhnenden Schein leiht.

Völlige Verzichtleistung und Resignation charakterisieren den Typus der mütterlichen Frau, den der Künstler mit starkem Realismus in seiner „Alten" behandelt hat. Unter seinen Händen aber wurde das verhärmte, faltige, von einfachem Tuch umrahmte Angesicht der von ihm bei ihrem Kommen uiüd Gehen liebevoll belauschten Armenhänslerin mit ihren von durchwachten Nächten ermüdeten Augen, ihren schmalen, aufeinander ge preßten Lippen, die von dem mühseligen Tagewerk ihres arbeitsreichen Lebens berichten, zu einer, in zwingender Wahrheit wiedergegebcnen Peii'onifikation duldenden Weibtums.

In kaum überdietbarem Realismus und einer das Modell trotzdem aus der Wirklichkeitssphäre in mythologische Höhe emporhebenden Auffassung tritt uns dasselbe Motiv in seiner „Altesten des Geschlechts" entgegen. Nie mag die erhabene, Ehrfurcht weckende Schönheit des Alters ergreifender geschildert und vollkommener gestaltet worden sein, als in dieser wie von überirdischein Glang überfluteten Gestalt. In diesen!, die tiefste Empfindung mit herber Strenge zu einem unvergeßlichen Eindruck verbindenden Werk, in dem Sinding seiner Mutter pietätvoll ein Denkmal gesetzt hat und sich wohl zum Gipfel seiner Kunst erhebt, hat er an altnordische Traditionen angeknüpft und zur Technik der Holzskulvtur

gegriffen. In geraden, knappen, ruhig und symmetrisch sich nach oben
belebenden Falten umschließt das schmucklose Gewand und das schleier-
artig über die Schultern niederfallende Kopftuch die in starrer Monumen-
talität gehaltene, gleich einer Herme emporwachsende Gestalt dieser
Greisin, die des Daseins Not und Enge überwunden und sich zum seelischen
Schauen einer überirdischen Welt hindurchgcrnngen hat. Mit visionären!
Blick richtet sie die erloschenen Augensterne gen Himmel. Eine uncud-
liche Nuhe, eine hoheitsvolle Beseelung liegt über ihrem Gesicht, Die
mageren, ausgearbeiteten, über ihrer Brust gekreuzten Hmrde mit den
geisterhaft hervortretenden Adern drücken die tiefste Ergebenheit an».
Durch die Kühnheit des Vorwurfs frappiert seine Ricscnskulptur
„Mutter Erde", ein phantastisches Naturgebilde, worin der Meister die
Grenzen der Monumenwlplastik erreicht hat. Acht Jahre hat jetzt Sindina,
diefer grandiosen Schöpfung, einer jener Felsstulpturen gewidmet, wie
sie einst die Ägypter und Syrier aus den: naturwüchsigen Gestein aus-
meißelten. Er leitete ini vorigen Sommer persönlich die Punktierung
des Kunstwerks, die im Atelier von Professor Lazzerini in Carrara er»
folgte, 35 Stiere vermochten nur mit Mühe den 36 0UU Pfund schweren
Block carrarischen Marmors von den Marmorbrüchen zur Stckdt zu be-
fördern. Da das Atelier noch nie einem Block von solchen Dimensionen
hatte Einlaß gewähren müssen, erwies sich eine bedeutende Erweiterung
seines Portals als notwendig. Wie eine aus ossianischem Geist geborene
Steinphllntafie mutet die in mächtiger Größe geschaffene Gestalt der
Mutter Erde an. Auf ihrem Angesicht thront das unergründliche, ge-
fühllose Nichts, das Starre der Ewigkeit, während in ihrem Schöße, an
ihren Brüsten ein aneinander geschmiegtes Mcnschenpaar schlummernd
ruht. Als Symbol für die gesamte Menschheit gedacht, die aus dem
Erdenschoß hervorgeht, um nach einem Dascinstraum voll kurzer Lust
und langem Leid wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückzukehren, ruft
das Kunstwerk die ganze urewige Tragödie des Werdens und Vergehens
mit ihren unlösbaren Geheimnissen in der Seele des Beschauers wach.
Aber noch manches Jahr wird vergehen, bis der Künstler den letzten
Hammerschlag an dieser vorläufig im Hof der Kopcnhagcncr Glyptothek
aufgestellten, dem Grundgedanken nach großartigsten seiner Schöpfungen
getan haben Ivird, die den Namen ihres Schöpfers in die Unsterblichkeit
hinaushebt.
Wie der Grundton, der des Bildners ganzes Schaffen durchklingt,
die Liebe ist, so hat er diesem Thema drei Gruppen im besonderen ge-
weiht. In ein Land des Traumes, der Sehnsucht und völlig ver-
geistigten Lebens und Fühlens führt uns die „Nacht", ein köstliches
Kunstwerk von feinstem Empfindungsgehalt, hinaus, wo über den beiden,
in süßem Schlummer vereinten jugendlichen Gestalten ein duftiger Hauch
zarter Poesie, der holdselige Reiz knospender Jugend ausgebreitet ist.

Während hier mir Stimmung und Seele den Inhalt dieser ein
leises Weben unsagbarer Empfindungen aussöscndcn Schöpfung bildet,
herrscht in feinen „Zwei Menschen", dieser die Liebe von Mann und
Weib feiernden Gruppe, eine gesunde Sinnlichkeit von froher Kraft.
Hier halten sich in halb aufrechter Stellung ein Jüngling und ein Mäd°
chen voll stürmischen Nehmens und zärtlicher Hingabc in heißem Kusse,
in ungestümer Glut und durch die Schönheit gebändigter Leidenschaft
umfangen, Auch in dieser meisterlich geschlossenen Gruppe hat Sinding
die dargestellten Körper mit einer eigenen Keuschheit behandelt. Sie
haben keinen Zusammenhang mehr mit dem Modelle, das ihnen diente,
der Sinnenreiz ist in einer Weise vergeistigt und geläutert, daß er sich
fast in Herbheit verwandelt, und vor diesem, die Gestalten erfüllenden
tiefen, innigen Empfinden voll ursprünglicher Reinheit scheint jede sinn-
lichc Wirkung der geistigen untergeordnet.
In der von der gleichen keuschen Weihe geadelten „Anbetung" hat
sich die Vcrschlingung gelöst, der Jüngling ist vor der Geliebten, deren
Kniee er in hingchauchtem Kuß berührt, hingesunken. In der Haltung
einer Königin thront sie, der Inbegriff aller jungfräulichen Schönheit,
auf einem von Blumengirlanden umwundenen Sockel, während es um
ihre Lippen wie ein neckisches Belustigtsein über diese Huldigung zu
zucken scheint.
Eine Stellung für sich nimmt die NorÄandskriegcrin „Waltüre" ein,
eine weitere Erneuerung der Holzskulptur, in der ein Schwung und eine
Sicherheit in der Meisterung der kühnsten Bewegungen zutage tritt, deren
nur ein Künstler größten Stils sähig ist. Eine ungestüme Wucht belebt
dieses wild daherschnaubende Noß, das mit seiner Reiterin keuchend über
einen Felsenhang hinsagt. Im Sturmwind flattern feine Mahn« und
die Gewänder der Kriegsgöttin, deren prächtig modellierter Oberkörper
etwas zurückgelehnt ist, während unbezähmbare Kampfcslust aus ihren
Augen sprüht und das Schwert in ihrer hochgeschwungcncn Rechten blitzt.
Innige Verschmelzung reifer Formenanschauung und Formenbehand»
lung mit künstlerischer Offenbarung des seelischen Ausdrucks kennzeichnet
auch seine beiden letzten Werkei „Lebensfreude" und „An Lethes Ufer".
Während er feine „Lebensfreude" sudelnden Herzens geschaffen hat, steht
hinter „An Lethes Ufer" die Persönlichkeit des Künstlers, die von eigenem
Leid, von Wohl oft gehegtem Wunsch nach Frieden und Vergessen zu reden
weiß. Hier die jauchzende, überwallende Lebenswonnc, symbolisiert durch
eine schlanke ssrauengcstalt, die mit weitgeöffncten Armen und wehenden
Gewändern all den Seligkeiten, die das Leben noch für fie birgt, ent
gegen zu stürmen und sie mit einem, ihrem Mund entfliehenden Jubel
ruf zu grüßen scheint. Tort eine andere, deren Sehnen nach Vergessen
von des Lebens Qual durch Lethes Fnt gestillt ist und welche die Vor-
stellung des Schauens einer anderen Welt ahnungsvoll in die Seele ruft.

Hier der uns entgegentönende Schrei nach Leben, dort jenes erhabene Lebcndigwerdenwollc» eines doch so tief nnd keusch gefühlte». Gedankens, daß er sich nicht durch eine laute Geste entweihen will, daß cr nur durch das von allen Gleichgewichtsgesetzen förmlich erlöste Hingleiten des Ganges, durch den rätselhaften Anodruck des wuudcrsamen Gesicht? dieser Gestalt angedeutet wird, Tie im Vcsitz des Herrn Ludwig Ginsbcrg befindlickic „Lebensfreude" hat der Künstler aus Elfenbein geschnitzt, während die Gewandung aus Vronze gegossen ist, „An Leibes Ufer" ist soeben in seinem Atelier vollendet worden.
An der plastischen Ausschmückung von Plätzen nnd Gebäuden, die sonst den Hauptbestandteil der Wirksamkeit hervorragender Vibdhaucr ausmacht, beteiligte sich Sinding nur soweit, als dies seinen künstlerische» Intentionen entsprach. So schuf er das originelle Olc Null Monument in Bergen, das diefcn Virtuosen, sein Instrument im Arm, an einem Fclsabhang darstellt, dem Spiel der „Nötkens" lauschend, jener Nircn des nordischen Märckxms, die in Wasserfällen die Harfe schlagen. Seine Standbilder von Ibsen und Vsörnstjerne Vsörnson ragen als charak tcristischc Zeugnisse einer echten, geistig belebten Kunst vor dem Theater in Ehristiania empor, 3ie geben kein Porträt im Tinnc der herrschenden Tenkmaloknnst, sonder» betonen das geistige Leben mit solcher Energie, das; vor seiner Wucht die körperliche Erscheinung ganz zurücktritt.
Ferner wären außer seinen Reliefs in der Kreditbank zu Vergen fein? eigentümlich naiven n»d äußerst originellen fignrenreichcn Friese zn er- wähnen mit der scheinbar regellose», al>er trefflich abgewogenen Aufeim anderfolae der aufgerichlete» uud kniecnbe» Gestalten, die Sinding für die Glyptothek n»d Icsustirche in Kopcuhngcn entivarf. Eine ganz inner» licke Nolc der Hossnnng »nd dco Lebe»s finde» die scknvermütige» Ge- danken des Abschieds, der Vergänglichkeit nnd Trauer schließlich durch einige besonders schöne Grabdenkmäler in Kopenhagen,
Sicher wäre die Reihe seiner Schöpfungen viel größer gewesen, tvenn cr nicht in übermäßiger Strenge gegen sich selbst nenn Zehntel davon als seinen höchsten Ansprüchen a» vollkommene Schönheit nicht Rechnung tragend verworfen und zerstört hätte. Wie Thorwaldsen die Ttimmung und Anschauung der Zeit nm 1!><>0 i» sei»e» Werken spiegelte, so sticht in Sindings Werken der Geist der Gegenwart konzentrierten Ausdruck.
Denn Sinding, der nicht glaubt, daß die antike Kunst in ihrem tiefsten Wesen von der Auffassung eines modernen Menschen verstanden werden kann, hat nicht die Schönheit der Antike, sondern die von moderner Emp- findung beseelte Schönheit in Marmor z» ba»»e» gesticht. Er hat seine Kraft an Stoffen aus der Sphäre des allgemein Menschliche» erprobt, nnd alles, tnas an Natur- uud Me»sche»gefübl, an Sehnsucht und Trauer in ihn, nach Äußerung strebte, in der reinen Sprache der Form so wieder- zugeben versucht, daß jede Pore der von ihn, geschaffenen Gestalte» bis zu

ihren Fuß° und Fingerspitzen von echter Leidenschaft, von sprühendem
Leben durchfiebert, von echter Empfindung durchdrungen erscheint.
Der von leidenschaftlicher Energie flammende Künstler liebt zu betonen,
das; er weniger seiner Begabung als der in ihm lodernden, gewaltigen,
alle Schwierigkeiten endlich niederringenden, sich immer wieder und wieder
auf die begonnene Arbeit stürzenden Energie das bis jetzt von ihm Erreichte
verdankt. In jüngeren Jahren war seine unerschütterliche Arbeitskraft
fo unbegrenzt, daß er zwanzig Stunden des Tages hindurch unentwegtem
Fleiß huldigen tonnte. Seit dem Jahre 189(1 aber mutz er sich auf acht
bis zehn Arbeitsstunden beschränken, da er bei der Herstellung der Gruppe
„Zwei Menschen" in Marmor zur Ausstellung in Paris sechs Wochen
nicht aus den Kleidern gekommen war und seitdem infolge dieser furcht'
baren Überanstrengung an schwerer, regelmäßig wiederkehrender Migräne
leidet.
Er pflegt nie sich zwei Arbeiten gleichzeitig zu widmen, sondern nur
einem einzigen Vorwurf feine ungeteilte Kraft zuzuwenden, wobei er, un°
abhängig von Stimmungen, sich der Arbeit mit ruhiger, gleichmäßiger
Intensität, aber großer Energie hingibt, gleichzeitig befähigt, mit anderen
zu sprechen oder seine Gedanken abschweifen zu lassen, zumeist aber bei
Erwägung des möglichen Nichtgelingens von einem melancholischen Ge-
fühl beherrscht.
Bei keiner Kunstgattung offenbart sich der Einklang zwischen Per-
lönlichleit, Temperament nnd Schöpfung mittelbarer und intensiver als
bei Plast'kcrn, die zur Beseelung der von ihnen in Form menschlick>er
Köiper vergegenwärtigten Charaktere unh Symbole ein Stück ihres
eigenen Charakters und Temperaments verwerten müssen. Sinding,
der den Blick über die Enge des Alltags hinweg auf die letzten Fragen
und Probleme gerichtet Werke erschuf, die uns wie ein Evangelium der
Schönheit und Keuschheit, wie Volkslieder, wie Träume aus der Kinder-
zeit, wie alte Balladen anmuten, die unsichtbare Fäden von den elenien-
taren Empfindungen der Urzeit zur Sehnsucht der Gegenwart schlingen,
ist denn auch ein großer und gütiger Mensch. Eine Persönlichkeit, die
von Natur dem Guten und Edlen zugetrieben in sich fest geschloffen da-
steht, gewinnt er die Herzen ohne es zu wollen und zu wissen, zieht er
sie zu den Höhen seiner starken, stolzen Seele empor. In seinem Geist
lebt jener Wahrheitssinn, jene Empfindung für das im höchsten Sinn
Sittliche, der man nnr bei ganz bevoi-Zugten Menschen begegnet. Seine
tiefe und ernste Natur, in die doch etwas von dem heiteren Lächeln der
griechischen Statuen übergeflossen, ist durch die reinste Herzensgute, die
edelste Bescheidenheit und ein offenes Wesen ausgezeichnet, das den
Menschen die beste Seite abzugewinnen sticht. Sein durchgeistigtes,
feines Gesicht ist in den großen, tiefschauenden Augen konzentriert, i>ie
bald mit einem hinreißenden Ausdruck mächtiger Leidenschaft aufflammen.

bald in mildem Feuer innigsten, Empfindens erstrahlen, baN in trau-
inerijchein Glanz wie in weite Fernen gerichtet scheinen. Seine schmale,
kleine Gestalt erscheint verklärt, veredelt zur Größe durch seine tünst-
lcrischen Taten, Möge es Stephan Sinding, dessen Leben durchstrahlt
ist von der Tonne der Anerkennung und Verehrung seiner Zeitgenossen,
noch lange Jahre in ungeschwächtcr Schöpfungskraft beschieden sein, seines
göttlichen Amtes zu walten und die Reihe jener Werte fortzusetzen, die
durch seine Hand mit einem Hauch ewigen Lebens erfüllt in unvergäng«
licher Herrlichkeit ftrahle» und für das Kunstleben von unermeßlicher
Wirkung sind.

Die Entwicklung der ersten allgemeinen Menschen-
rechte auf deutschem Boden."
Wrof. Nr. Karl ^amprecht.
— leipzia, —
Icbnndene ilnlturcu vermögen grundsätzlich keine Toleranz,
keine Freiheit des Glaubens zu entwickeln, Denn da sie als
Zeiten starker Dissoziation der Gesamtpersönlichkeit für Neize
und Vorstellungen, die aus dein Festgewurzelten und Autoritären kommen,
einseitig empfindlich sind, so ist eine ihrer charakteristischen sozialpsychischcn
Erscheinungen der Fanatismus, und Fanatismus schließt Duldsamkeit aus.
Aber seit dem 16. Jahrhundert, mit den individualistischen Zeiten, die
zum ersten Male eine Verschiedenheit des Glaubens ermöglichten, ist diese
auch bei dem Volke der Tichtcr und Tenker eingezogen und hat, wenn
auch keineswegs Toleranz, so doch die Notwendigkeit der Toleranz mit
sich gebracht. Und so sieht man denn das 16. Jahrhundert und noch mebr
spätere Jahrhunderte um diese ringen, und immer größer, von den
Fürsten abwärts sich erweiternd, wird der Kreis derer, die der Freiheit
des Glaubens genießen.
Allein einen vollen Abschluß dieser Bewegung und als dessen Zeichen
die Glaubensfreiheit eines jeden Einzelnen hatte das individualistische
Zeitalter grunösätzlich doch noch nicht gebracht und konnte sie nicht bringen:
denn noch galten Bekenntnisse, die eine allen ihren Belennern gemein-
same Heilsvermittlung zwingend vorschrieben.
Da war es denn eines der entscheidendsten Zeichen des vollen Durch-
bruchs des Subjektivismus, seit Mitte des 18. Jahrhunderts daß man
gegen diesen Zwang anzukämpfen, daß man ihn abzulehnen begann.
*) Vorabdruck aus dem IX. Baude von de« Verfassers „Teutscher Geschichte",
welcher im Laufe des Jahres erschciueu wird.

Und nichts war natürlicher, als daß eben der Kampf und Sieg in diesen, Punkte, daß der Triumph der Gewissensfreiheit bei dein Volke der Reformation eine erste Phase öffentlicher Anerkennung des Subjektivismus ausmachte.

Als Hauptziel der Agitation erscheint volle Gewissensfreiheit schon bei den Popularphilosophen, vor allen den Berlinern, einem Nicolai, Mendelssohn, Biester, die unter der Ägide Friedrichs des Großen kämpf«! durften, „Intoleranz heißt die Furie, welche alles Glück vom Erdboden vertilgt, sie ist das empörendste Verbrechen gegen den Staat, gegen die Menschheit, gegen die Vernunft, gegen die Religion": diese Worte Biesters kann man wohl als das praktische Motto der „Berlinischen Monatsschrift" bezeichnen, iiant hat dann die Entwicklung öffentlicher Duldsamkeit schon als ein Huuptvcrdienst Friedrichs des Großen bezeichnen können. Aber war diese Entwicklung wirklich schon so bestimmt gesichert? Alsbald mit dem Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms II. trat die Diskussion darüber wieder ganz in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, Und mochte die Toleranz für die Gebiete des Protestantismus leidlich errungen sein, so fand sie doch innerhalb des Katholizismus nur eine Anzahl wenn auch einflußreicher Vertreter: hier standen Männer wie Sailer und Goßncr dein Pietismus uahe, und der katholische Historiker Ignaz Schmidt würdigte in seiner „Neueren Geschichte der Tentschen" (1785) voll die Verinnerlichung der Religion durch Luther, während er die Unduldsamkeit der lutherische!, Orthodoxie verdammte. Gesichert aber wurde dieser Zustand der Toleranz, wie er zunächst sicherlich auch einer gewissen Ermüdung in religiösen Kämpfe» mit verdankt wurde, doch erst durch jenes Selbstbewußtsein der geistigen Persönlichkeit und jenen Anspruch auf eigenes Teilten, die von der Er» startung der seelischen Haltung schon des Frühjnbjektivismus unabtrennbar waren. Und von diesem Hintergründe her kann Kants Schrift „Was ist Aufklärung?" (1784) allerdings wohl schon als das große Denkmal einer immer geistigeren Auffassung der Toleranz erscheinen. „Ein Fürst, der es seiner selbst nicht unwürdig findet zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdiugen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmütigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unmündigkeit, wenigstens von seiten der Regierung, entschlug und jedem Freiheit ließ, sich in allem, was Geistesangelegenheit ist, seiner eigenen Vcrnunst zu bedienen."

Aber einmal im Vollbesitze nun nicht bloß der Glaubens, sondern auch der Denkfreiheit — denn für den, der seines Glaubens eigner Sucher ist, fallen Glaubens- und Denkfrciheit zusammen -, verlangte man bald vom Staate noch mehr. Tie Forderung trat auf, daß er mit seiner

Macht auch die Kirchs» und deren amtliche Vertreter, die Geistlichen, wenigstens zu öffentlicher Duldsamkeit zwingen müsse. Und schon Joseph II, hat diese Forderung, wenn auch nicht ohne Härten, ver wirtlicht.

Im übrigen aber ist es charakteristisch, daß man im Gebrauche der neuen Freiheit, die sich unvermerkt fast überall einstellte, maßvoll blieb, eben locil man sie innerlich errang und darum verdiente, Sckxulz, ein typischer Vertreter der jüngeren Generation preußischer Aufklärer, ist im Jahre l7M entschieden für die in ihrem Dasein bedrohten Jesuiten ein getreten, und bloße Freigcisterei erschien ganz allgemein als unsittliäi und deshalb ^- dieser Schluß gehört ganz spezifisch der Zeit an ^ auch als öffentlich nicht berechtigt.

Gekämpft wurde somit eigentlich nur noch um die Verwirklichung^ formen der neuen Freil>cit, um die Freiheit des Wortes und der Presse, nicht aber mehr um das Prinzip der Freiheit selbst.

Volle Pretzfreiheit war dabei nicht leicht zu erreichen. Auch forderte man sie keineswegs unbedingt, sondern so maßvoll wie die Gewissens- freiheit; daß eine Zensur mindestens die guten Litten anch in der Presse aufrecht zu erhalten habe, galt als selbstverständlich. Aber innerhalb dieser Grenze lag die Gewähr sür eine freiere Pres'e anfangs und in vieler Hinsicht noch bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, sa gelegentlich' Wohl bis zur Gegenwart, doch nur in einem äußerlichen Moment: in der Zcrteilung des deutschen Staatskörpers in so viele Einzelstaaten, deren Regierungen über Pretzfreiheit nicht selten widersprechende An- und Ab- sichten hatten, Da war es denn leicht möglich, daß man von dem Nodcn des einen Staates laut in die deutsche Welt hincinrufeu tonnte, was im Verein^ eines anderen Staates selbst leise zn sagen verboten War; und immer gab es Staate», die den Anhängern auch radikaler Ansichten als lieln^iu i)p<,-»-l>torum dienten. Welche Sicherheit und Freiheit des Denkens diese Titnation der Presse schon im 18. Jahrhundert gab, zeigt unbewußt und deshalb besonders schlagend eine Polemik Schlözers, der sich in seinen» Göttingen sicher fühlte, gegenüber dem Herausgeber eines Wieuer Vlattcs, der „Brieftasche", „Was der Vrieftaschcnmonn," ruft da Schlözcr triumphierend aus, „Despotismus des Herausgebers nennt, ist Despotismus der Wahcheit, der Tatsachen, der Publizität. Das sind nun freilich fürchterliche Despoten, allmächtiger wie Sultane und Paschas, und schlechterdings, solange es Leute gibt, dir denken oder anch nur sich schämen können, unbezwinglich."

Aber über diese gleichsam negative Sicherung der Preßfreiheil hinaus waren doch auch' in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schon positive Garantien entwickelt: und eben die größeren Staaten zeich ncten sich durch sie aus. So ließ Friedrich der Große der kirchlichen und religiösen Erörterung freien Spielraum, ebenso der Kritik politischer

Personen bis zu ihm selbst hinauf, duldete dagegen, eine Bekrittelung und Herabsetzung seiner politischen Matzregeln nicht. So ging Joseph II. noch weiter; unter ihm war die freiestc Kritik auch aller Rcgicrungsmaß-nahmen möglich. In Hannover aber genossen die Göttingcr Professoren persönlich Zensurfrcihcit überhaupt, und das galt damit auch für-Schlözer, der freilich dafür auf etwaige Wünsche seiner Regierung sorgsam Rück-sicht nahm und ihr bedenkliche Artikel vor dem Druck freiwillig vorlegte. War damit die Presse namentlich der entwickelteren Zeiten des Sub-jektivismus im allgemeinen in den Stand gesetzt, die Forderungen und Fragen der öffentlichen Meinung zum Ausdruck zu bringen, so wird man die Bedeutung dieser Tatsache erst dann recht würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Presse im Grunde das einzige Mittel war, die Freiheit des Glaubens und Denkens gegenüber der gcfamten Nation zu veNmrklichen. Denn alle anderen Mittel, die Freiheit vor allem der parlamentarischen Rede, bestanden entweder noch nicht oder versagten. Dennoch gab es an vielen und eben mit an den wichtigsten Orten im Reiche eine Gelegenheit, auch das freie Wort, wenn auch nur in be-stimmten Materien, dafür aber auch unter besonderem Ernste zur Geltung zu bringen. Diese Gelegenheit boten die Universitäten. Was dies be-deutete, ergibt die Tatsache, das; Schlözer und ihm folgend auch andere Professoren sogenannte Zeitungstollegia, Vorlesungen über praktische und aktuelle Politik, abgehalten haben. Wichtiger aber war noch ein anderer Zusammenhang. In der Redefreiheit und der Tenksrciheit der Univer-sitäten wurden die geistigen Menschenrechte des Subjektivismus nun vor allem innerhalb der Entwicklung der Erziehnngsfragen, als auf dem zu-nächst bedeutsamsten Boden der Entwicklung öffentlicher Rechte und Pflichten, erst recht und zum ersten Male durchaus nnd stetig schöpferisch lebendig. Es ist der Zufammenhang, der die Universitäten schliesslich völlig umgestaltete, zunächst aber fast nnbesehens an die Spitze nicht blotz der geistigen, sondern auch der sittlichen und tieferen inncrpolitischcn Ent-wicklung stellte.

Ter Prozeß, der sich hier, langsam, aber schließlich mit außerordent-lichen Folgen, vollzogen hat, geht von der philosophisclM Fakultät aus. Diese Fakultät, bisher als ^il^ult»« nrtium mehr fast eine Vorberei-tungsfchule für die höheren Fakultäten der Theologie, der Jurisprudenz und auch der Medizin, die den Zutritt zu den praktisch wichtigen Studien gestatteten, begann im Laufe des ll>. Jahrhunderts immer selbständiger zu werden; ihr Zusammenhang mit den anderen Fakultäten gestaltete sich imnier freier; und um das Jahr 18(X) konnte schon hier und da vor-ausgesehen werden, daß sich das alte Verhältnis der Fakultäten, im Laufe des 19. Jahrhunderts genau umdrehen werde: denn heute ist die philo-sophische Fakultät der eigentliche Schoß der akademischen Tätigkeit, und die alten hohen Fakultäten der Theologie und der Rechte wie auch der

Medizin lehnen sich an diese ini Sinne von Applikationsanstaltcn der philo» sophischen Fortschritte auf speziell gegebene, praktisch besonders wichtige Stoffe an.

Tiefe innere Umwandlung der philosophischen Fakultät ging nun, entsprechend der Einteilung der Fakultät in natur° und in geisteswisien. schaftliche Fächer, von einer doppelten Seite aus. In den Gcisteswis'en- schaften, Geschichte, Philologie und verwandten Fäckzern, entwickelte sich gegenüber dein bisher wesentlich imitatorischen Betrieb, der nur auf Ver- ständnis nnd Genuß der alten Schriftsteller und auf Ubcrlieferuug einer destimmten Menge historischen Stoffes hinauslief, eine fubjcktiviftische Form des Studiunis: man trat aus dem überlieferten Stoffe heraus, suchte ihn vom eigenen Standpunkte aus zu begreifen: wurde in modernem Sinne kritisch-historisch und schlichlich evolutionistisch.

Es versteht sich, was das bedeutete. Es war die Emanzipation des Verstandes ans dem Gebiete der Geisteswissenschaften und damit der Kampf gegen die hergebrachte Überlieferung auch auf den Gebieten der Theologie und der Rechtswissenschaft.

Ein ähnlicher Prozeß, wie auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, vollzog sich aber auch auf dem der Naturwissenschaften. Hier drang jetzt die freie Forschung der mechanischen Naturanfchauung allmählich auch auf die 5lntheder der Universitäten, zerstörte die hcrkömmlickx,' Lehr- weise, die wesentlich auf die Fortüberlieferung der Ansichten der Alten gerichtet gewesen war, lehrte selbst denken und erperimentieren und ord- nete allmählich die Entwicklung auch der Medizin diesem Tenten und Er- perimentieren unter.

Es war die Emanzipation auf dem Gebiete der Naturwissen- schaften.

konnte sich nun unter diesen Vorgängen die Königin der Wissen- schaften von heute, die wichtigste Tienerin der Wissenschaften der oberen Fakultäten in früheren Zeiten, die Philosophie, in ihrem alten Zustande halte», der sie ebenfalls auf die Tradition von Wissen, insbesondere der Griechen und namentlich des Aristoteles, hinwies? Auch sie eman- zipierte sich, und indem sie sich anfangs vornehmlich auf das freie Tenken der Naturwisseuschaften, fpätcr auch auf das der Geisteswissenschaften zu stützeu begann, behauptete sie für fich das Prinzip freien Tenkcns auch für die Behandlung der Grnndproblemc der Weltanschauung als eine lidei-tu« >,llil<,«ni,bnn6i, und wahrte diese Freiheit siegreich im Kampfe vornehmlich gegen die Theologie, deren Magd sie bisher gewesen war.

Erreicht war damit die Tcnkfreihcit ans dem höchsten Gebiete ihrer Anwendung überhaupt, auf dem tm'ssenschaftlichen: erreicht damit zugleich eine außerordentliche Freiheit des Denkens in allen Fragen wenigstens des höchsten, des akademischen Unterrichts.

In diesem Sinne kam denn die neue Lehrfrciheit der Professoren

mich den Studierenden zugute; sie erhielt ihre Ergänzung in der Lern-
freiheit dieser: und das Ganze der akademischen Freiheit blühte damit
empor. Die akademische Freiheit ist also auf deutschein Boden älter als
die politische Freiheit, und sie ist zur Mutter dieser geworden,
Denn es versteht sich nun wohl von selbst: mit dem angehenden Sub-
jektivismus folgten vor allem alle akademischen Elemente, die Lehrer und
noch mehr die jugendlichen Schüler, enthusiastisch dem Wehen des neuen
Geistes; schon die Empfindsamkeit, noch mehr aber Sturm und Drang
sind in erster Stelle an deutschen Hochschulen zu Hause gewesen. Und
als nachher der neue Most sich klärte, als die stolze Blume des Klassi-
zismus erblühte, da wurde der Zusammenhang der Entwicklung der
Phcmtasietätigkeit mit der Entwicklung des wissenschaftlichen Denkens
auf den Universitäten erst recht nicht aufgegeben; Schiller ist Univer-
sitätsprofessor, Goethe nach modernen Begriffen als weimarischer Staats»
minister Universitätskurator von Jena gewesen. Und schon früh, im
ganzen lind großen früher wie die Mittelschulen oder gar die Elementar-
schulen haben die Universitäten den neuen Geist in ihre ganze Organi-
sation einziehen lassen und diese nach ihm gemodelt. So sind Heidelberg
und Würzburg schon 1803 reformiert worden; so wurde die Gründung
Berlins im Gegensätze zu den anderen preußischen Universitäten, die
„für die sogenannten Brotstndien ihre abgesonderte Einrichtung werden
behalten müssen", schon Ende des 18. Jahrhunderts in Aussicht ge-
nommen, 18<>1 beinahe verwirklicht und dann 1809 endlich durchgesetzt;
so unterlag die Universität Ingolstadt, die später, im Jahre 1826, nach
München verlegt worden ist, in den Jahren 1804 und 1805 durch die
Berufung zweier bedeutender Professoren ans Jena, längst der Hochburg
der neuen Bewegung, bereits einer beträchtlichen Abwandlung ins Mo-
derne; so ist zu gleicher Zeit etwa der Gedanke der Reform Königsbergs
aufgetaucht und 1811 die Reform Breslaus verwirklicht worden; Bonn
aber wurde 1818 alsbald im neuen Geiste gegründet.
Mußten nun aber, indem sich die wichtigsten der Universitäten so
dem neuen Leben öffneten, nicht darum auch dessen allgemeine sittliche
und vor allem dessen politische Ideale in ihnen einziehen? Schon der
Republitanismus des Sturines und Dranges ist nirgends stärker als in
einem Kreise von Göttinger Studenten, dem „Hainbund", gepflegt
worden. Die vollendetste Durchbildung der Politischen Anschauungen der
Übergangszeit erfolgte in Göttingcr Profcssorenlöpfen; Schlözer ist lange
Zeit hindurch der für die «Korsin, .Vnß;u«tn, signifikante Professor, ihr
llsro» epon.vinos gleichsam gewesen. Und als sich die politischen An-
schauungen der neuen Zeit in patriotische wandelten, als gemeinnütziger
Sinn in Vaterlandsliebe umschlng: da waren es erst recht die Univer-
sitäten und in ihnen wieder die akademische Jugend, in deren Herzen
die neue Empfindung emporlohte. Die deutsche Burschenschaft und das

ihrer Entwicklung zugrunde liegende Prinzip waren nicht erst eine Schöpfung der Zeit der Freiheitskriege und auch nicht der Zeit der vor ihnen liegenden nationalen Bedrängnis-, sie gehen bis in den Anfang Her neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts, wenn nicht noch weiter zurück. Fürwahr: es war innerhalb des Verlaufes der deutschen Geschichte zwischen 1750 und 1815 eine Entwicklung von einer Sclbstsichcrhcit fast ohnegleichen. Was damit auf wissenschaftlichen! Gebiete gewonnen wurde, kann hier nur gestreift werden. Renan hat dafür in eincw einzigen Tatze denkwürdige Worte gefunden:'» .,I,'^Uenm,Fu« a tirs de« Iluiv^rsits», llillklir» llv^u^Ies ^1 ul)«tiiu>e», !« uiuuverutiur iutelleo ruel le i)1u8 rieuc.', I« i»Ius tluxitil«, I« ^»lu» vliri»?, ckout Idistuire ck« 1'«»prit duuiluu 2,t ^urcl^ Is suuv^uii." Wichtiger sind in unserem Zusammenhange die politischen Folgen,

Tie Universitäten waren im 18. Jahrhundert und sind noch heute mehr oder minder selbständige Körperschaften ursprünglich Mittelalter lichcn Rechtes; als verfassungsgefchichtliche Ausnahmcerschciuungen waren und sind sie stehe» geblieben in einem Gehäuse von Staate», das sonst die mannigfachsten Um- und Ausbauten erlebt hat. Tas gab ihnen, so» bald sie nur im Geiste selbständig waren und wurde», alsbald auch eine besondere, selbständige, öffentliche und damit schließlich politische Stellung nach außen. Die Rolle, welche die Universitäten daraufhin in der Geschichte der deutschen Einheitsbewegung des 19. Jahrhunderts gespielt habe», ist bckainit. Sie war nicht ein Produtt der Umstände erst des 19. Jahrhunderts. Sic beruhte auf den Leistungen und der Stellungnahme der Universitäten seit den Frühzcitcn des Tubjcktiuismus. Und wenn heute noch, gleichsam jenseits der parlamentarischen Vertretungen der Nation, in besonders schweren Lauften der inneren Politik, in Fragen vor allem höchster geistiger Art die Univerfitäten fich in einzelnen ihrer Vertreter oder insgesamt zu äußern — und gehört zu werden pflegen als sichtbare Vertretung gleichfam der hinter ihnen stehenden großen Welt der Gebildeten: so wirkt in dieser privilegierten Stellung noch heute die führende Stellung nach, die sie als erste Inhaberinnen wirklicher Denk» frciheit und nicht geringer Freiheit des Wortes uud auch der Schrift schon vor mehr als vier Generationen, in den Zeiten der Genesis der modernen deutsche» Kultur, erworbe» haben.

') ^,!I«m»z;i!« «t IlHli« S. 231.

Ein griechisches Pompeji.

von

Arof. llr. Julius v. MugK-Mrttung.
— Nerlin. —

Griechenlands Edelwein trägt den Namen Santorin. Viele werden diesen Namen kennen, einige Glückliche haben auch das lüstliche Naß leibhaftig getrunken, aber nur wenige sahen die Stätte, wo es gedeiht. Und doch ist sie eine der eigenartigsten des ganzen mittelländischen Meeres, sogar Europas, an dessen Grenze sie liegt.

Die Insel hieh Thcra bei den Alten, Sie bestand ursprünglich, wie alle ihre Geschwister in der Aegaeis, aus hellgrauem Kcllkstein, bis sich ein Vulkan an ihr emporhob, der eine gewaltige Höhe erreichte und dann in sich selber zusammenstürzte. Von dem Vulkan blieb nur ein Teil des Randes stehen, während sein früherer Krater ins Meer der» sank, das jetzt an seiner Stelle blauet, Ter Rand steigt von der Krater» feite bis zu 400 Meter empor, ist aber nicht ganz geschlossen, sondern besteht aus zwei Teilen, ans den Infcln Theia und Therasia, während sich in der Mitte eine Anzahl Schlackcneilande nachträglich erhoben haben, die noch jetzt von Schwefel dampfen und ihre Gestalt verändern. Auf der anderen Seite dacht sich der Rand fchräge ab bis znm Meere, auf seinem Lavaboden den feurigen Wein erzeugend. Wegen des stets herrschenden Windes und des Sonnenbrandes irerdcn dessen Neben nicht an Stöcken gezogen, sondern in langen Reihen dicht am Voden, meistens in Korbform um sich selber gewunden. Wein nnd Nimstein sind die ein- zigen Erzeugnisse der Insel.

Neben der jüngeren vulkanischen Erhebung blieb das Urgestein bestehen mit dem Eliasbeige als bedeutendstem Gipfel. Längere Zeit

wird der Ort des Verderbens unbewohnt geblieben sein, dann lockte seine Fruchtbarkeit und der Wandertrieb griechische Ansiedler herbei, deren Ruhe wohl einige Jahrhunderte- später durch ein anderes griechisches Volk, das der Torer, gestört wurde, welche auf ihren Schiffen die Aegacis durchstreiften. Tic unterwarfen die älteren Bewohner und gründeten mit wahrem Fcldherrnblick ihre Ctadtniederlassung auf dem Urgestein des Mcssavuno, eines Bergrückens, der hoch über dem Meere gelegen, schützend auf drei Seiten von ihm umgürtet wird, während die vierte Seite nach dem überhöhenden Eliasberge zu liegt, der sie gegen etwaige Gelüste vulkanischer Naturgewalten wie eine Vorburg deckt. Diese Stadt gelangte ini dritten Jahrhundert« zu einer gewissen Blüte, als die Ptolemäer Könige von Ägypten einen Stützpunkt ihrer Macht in der Aegacis suchten und im festen Thera fanden, Sie wurde nun zu einer wichtigen Militärstation und bestand auch unter römischer Herrschaft fort, bis sie mehr und mehr zu verarmen und zu verfallen begann.
Das Frühchristcntum hielt seinen Einzng und verdrängte die heidnischen Knlte. Seeräuber kamen, und im 8. Jahrhundert erfolgte ein neuer Vulkanausbruch mit Erdbeben und Vimjteinregcn, Selten und seltener wurden die Menschen; die es noch gab, verließen die öde, windumbraustc Höhe und siedelten sich auf dem Fruchtboden an. selbst der Name Thera ging verloren.
Aber dieser Wandel alles Irdischen ist der Nachwelt zustatten ge> kommen. Die alte Stadt entschwand dem Auge, Staub und Schutt begann sie sorgsam schürend zu überdecken, bis neuerdings ein deutscher Gelehrter kam: Hillcr v, Gärtriugen, der sie aus ihrem Dornröschen-fchlafe erweckte, der die Hülle entfernte und dem staunenden Auge das Bild einer spätgriechischen Kleinstadt wiedergab: das eines älteren Pompeji.
Der heilige Elias wird durch einen tief eingeschnittenen schmalen Sattel, die Sellada, von dem Mcssavuno getrennt, der bis zu 370 Metern unmittelbar aus dem Meere aufsteigt. Auf seiner Nordscite lag die Stadt Thera nnd schloß sich den Unebenheiten des Bodens in Straße«' anlagen und Häuserbau an. Das Weichbild erstreckte sich ungefähr einen Kilometer lang: im Nordosten schmal beginnend, sich allmählich bis zu 200 Metern ausdehnend, um gegen Südosten, dem Felsgrate folgend, schmal auszulaufen. Nach allen Seiten schützte der Stcilabfall, weshalb man keiner weiteren Stadtmauern bednrfte. Erst zur byzantinischen Zeit hat man solche für notwendig erachtet, Nnr ein sckmalcr Zickzackwcg vermittelte die Verbindung mit der Außenwelt: er senkte sich in die Sellada, wo er sich nach links und rechts, nach den zwei verschiedenen Seiten der Insel gabelte. Auf der einen erstreckte sich die Ebene von Perissa, später mit einer weithin sichtbaren Kirche geschmückt. Hier befand sich wohl der Hafen; der flache Strand genügte, um die Schiffe

hinauf zu ziehen, Tic rechte Wegabzroeigung führte nach Kamari,
welches ani Anfange des großen schrägen Krateraufstieges liegt.
Wie das Weichbild der Stadt, fo entsprach auch ihre Gliederung
dein langgestreckten Gelände. Eine gepflasterte Hauptstraße durch-
schneidet sie der ganzen Länge nach, sich in der Mitte zum Marktplätze,
am Ende zur Apolloterrasse erweiternd. Links von dieser Hauptverkehrs-
ader und mehr noch rechts, dem Höhcnrande zu, dehnte sich das Häuser»
gewirr, fo daß hier die Straßen nur kurz fein konnten. Wegen der Be-
schränktheit des Raumes mußte er ausgenutzt werden. Deshalb waren
alle Straßen schmal, manche kletterten geradezu zur Hmiptgasse empor,
wobei sie bisweilen in Treppenstufen übergingen. Auch die meistens ein-
stöckigen Häuser erbaute man klein, fchmal und eng znfammengcdrängt,
selbst als bloße Schlafstätten. Die Menfchen lebten eben ivefentlich
in freier Luft. Neben den kleinen finden sich natürlich auch größere,
elegantere Wohnräume. Ter Felsen wurde für Fußböden, Wandteile,
Keller und Zisternen, felbft für Stücke des Unter- oder Obergeschosses
mitbenutzt. Die Ecken der Häuser pflegten aus regelmäßig bchouenen
Quadern, das übrige aus Backsteinen hergestellt zu werden, die der aus-
gezeichnete Vimsteinmörtel trefflich verband. Mit Holz verfuhr man
sparfam, denn es war rar auf der Insel und mußte wesentlich von aus«
wärts bezogen werden. Tic Wände zeigen Reste von Stuck und Be-
malung, aber leine figürlichen Darstellungen, sondern bloß einfache
Streifen und Felder. Immerhin könnte dies mit darauf beruhen, daß
wesentlich nur Unterteile, nicht stuckbckleidete Hochwändc erhalten blieben.
Vornehme Häuser sind in ihren Hauptränmen mit einfachen Mosaik-
fußböden geschmückt. Alles erscheint bescheiden und anspruchslos, fo
daß selbst die Säulenhalle des griechischen Normalhofes feiten ist, wo-
gegen es viele Hausaltäre gibt: die Zeichen einer spießbürgerlichen
Frömmigkeit.
Dort wo die Stadt ihre größte Breitenmisdehninig hatte, wo die
Straßenzüge am dichtesten waren, also das Hauptleben pulsierte, liegt
der Marktplatz mit einer Markthalle, die die Bezeichnung Basilika führte.
Es ist ein unregelmäßiges stattliches Viereck, dessen Längsseiten der
Streckung der Stadt entsprechen, während die Hauptstraße an den
Schmalseiten ein und ausmündet. Dem Tale zu blieb es teilweife frei
und gewährte dadurch eine schöne Fernsicht. Auf dem Platze sind noch
eine Menge Säulenstümpfe erhalten, während die Basilika auf ihrer linken
Seite lag. in der Richtung des Höhcnrcmdes: ein großes fänlengeschmücktes
Quadergebäude, ursprünglich Wohl gegen die Straße geöffnet. Rechts
neben der Basilika etwas höher befindet sich der Tempel des Dionysos,
zu den, eine Freitreppe aus römischer Zeit empor führt. Die Theräer
hatten allen Grund, gerade dem Gotte des Weins einen Tempel am
Hauptplatzc zu errichten, und auch die Ptolemäischcn Soldaten lebten

mit ihm i» beste»! Einvernehme», Auf der Agora (dem Marktplatze)
fanden sich die Bürger zusammen, flanierend, plaudernd, taufend und
verkaufend. Es gab Bänke zum sitzen, Ztatuen verkündeten den
Ruhm betamitei u»d unbekannter Größen, eine geräumige Bedürfnis
anstatt mit Wasserspülung lud zur Benutzung ein, auch aus den Privat-
häusern, von denen nur wenige eine solche besaßen. Gegen Winde lag
der Platz möglichst geschlitzt.
Auf der rechten Seite der Stadt waren die Hauptgebäude: das
bpzantinischc Stadttor, die Kirche des Archangclos und vor allem das
Soldatengymnasion samt der Kaserne, Nach steilem Aufstiege kam man
durch das Haupttor, von dem noch Platten und Säulcnstümpfc erhalten
blieben. Es bildete einen Teil der spätrömischen Befestigung, An dem
i» den Felsen gemeißelten Bildnisse eines Stadtwohltäters und an der
Archangclos-Kirche vorbei, deren stattlicher ursprünglicher Bau dem
dritten oder vierten Jahrhundert angehörte, schreitet man einlier auf
längerer noch dün» bebauter Straße, Es ist der alte Hauptweg mit
antikem Pflaster, der tcilweis über Stufen führt, daneben die Reste antiker
Häuser, Säulenstümpfe, wohlerhall cnc breite Seitcnstnfcn und öergl.
Schließlich gelangt man rechts seitwärts zürn Militär-Gymnasion
und zur Kommandantur oder Kaserne. Vo» crstercm blieb nicht viel
mehr als die Unifassungsmauer übrig. Wir haben einen geebneten
viereckigen Hof, der mit Bänken und Bildsäulen ausgestattet, als
Ererzierplatz und für andere militärische Zwecke diente. Tancden erhob
sich ein größerer Saal. Weit bessere Reste bietet die mehr nördlich
gelegene Kaserne, ei» Hof mit viele» Zimmer». Ans Stufen unt> Stein-
Pflaster führt ein rampcnartiger Weg zur Vorhalle empor, die den
Eintretenden stattlich mit Täulcn und Eckpfeilern empfing. Es berubt
sicherlich nicht auf Zufall, daß die beiden Militärbauten dem Stadtei»
gange zugewandt lagen.
Wesentlich mannigfacher erweist sich die entgegengesetzte Seite,
zwischen Agora und endendem Steilstnrze. Hier hat man nickt weit
zn gehen, nm links vom Hauptwegc, bergabwärts das Theater zu finden.
Man betritt es durch eine rechteckige Vorhalle, unter der sich die Sitz-
stufen hinabsenken, deren Halbkreis wegen Ranmmangels nicht rings
gleichmäßig läuft. Links und rechts befanden sich Logen, der Bühnen-
räum war hoch. Im Innern vermittelte» Treppen den Zusammen-
hang unter den Sitzreihen, während außen eine Treppcxgasse zu eine»!
zweite» schöne» Marmoremgnuge hinabführt. Wie vom Markte konnten
die Thcräcr auch vom Theater de» Blick über Meer und Inseltt»elt
schweifen lassen. Ungefähr dem Theater gegenüber zweigt eine Gasse
rechts vom Hauptwegc ab, die sich bei einem steilen Abfalle zurückbiegt.
Am Ende wurde sie später durch eine byzantinische Kirche verschönt, die
man mitten in Prwathänscr hincinbaute. Unterhalb befand sich ein

ägyptischen Göttern geweihtes Heiligtum, und besonders schmale Gassen
lassen die Gegend des ärmeren Teils der Bevölkerung vermuten.
Die Hauptstraße gelangt nun auf einen schmalen Felsengrat, wodurch
derRaum so eng wurde, daß man ihn nichtmehr für menschlicheWohnungen,
sondern im wesentlichen fiir öffentliche Zwecke bestimmte, als 2tätte der
Götter und der sich unter den Augen der Götter ausbildenden Jugend.
Ter Wanderer findet hier zuerst ein Heiligtum der Ptolemäer, dann
eine Säule der Artemis, um auf eine große Terrasse mit prachtvoller
Stützmauer zu gelangen: einen ungefähr viereckigen Platz, dessen Längs-
seiten dem Laufe der Straße entsprachen. Er bildete den Vorraum
zu dem an seiner linken Seite (der Nordscite) liegenden Tempel des
Apollo Karneios. Es war ein alter bescheidener Tempel ohne Säulen,
zum Teil aus dem Felsen gehauen, mit kleinsteinig gepflastertem
Hof und zwei halb in den Boden gearbeiteten Schatzkammern. Der
Apollo Karneios galt als Gott der dorischen Auswanderer, eng verbunden
mit der gymnastischen Ausbildung der Jugend, die auf seiner Terrasse
sich tummelte und dort auch eine Art Laubhüttenfest feierte. Jenseits
des Platzes, unterhalb der Terrassenmauer, wurde zur römischen Zeit
ein großes Bad angelegt, wobei man mit ungeheurer Mühe Horizontal-
flächen auf den Felsausläufern herstellte. In der Fortsetzung der Ter-
rasse erhob sich das Gymnasion der zu erziehenden Jünglinge, der
Epheben: ein bedeutendes Werk mit ausgedehntem Hof, um den sich
die übrigen, nur noch teilweise erhaltenen, ebenfalls geräumigen Säle
gruppierten, die sich streckenweise mit einer Säulenhalle nach den, Hofe
öffneten und mit allerlei Bildwerken geschmückt waren. Von einem
dieser Räume stieg man auf einigen Stufen hinab zu einer Höhle von
mittlerem Umfange, die, teilweif« natürlich im Felsen, teilweise aus-
gemauert, durch künstliche Nachhülfe eine ziemlich regelmäßige Gestalt
erhalten hatte. Sie war der ursprüngliche Mittelpunkt des gymnastischen
Ausbildungswcsens und dessen Schutzgottheiten: dem Hermes und dem
Herakles geweiht. Es findet fich auch noch eine Weihinschrift für die
Nymphen, und dann beginnen in der äußersten abgelegenen Felsecke
eine Menge von Inschriften, wodurch die Epheben ihre Knabcnliebe
höchst unverblümt dem Gesteine anvertrauten. Die Buchstaben sind
ziemlich groß, breit und tief eingeritzt und reichen bis in die älteste
Zeit zurück, bilden also ein äußerst wertvolles Denkmal damaliger An-
schauungen, dieauch wohlgeordnet in das deutsch-griechische Inschriftenwerk
übergegangen sind. Von dem Ende der schmalen Fclfenzunge genießt
man einen wunderbaren Fernblick nach drei Seiten über Meer, Inselwelt
und Land. Die Stadtmauer, aus mächtigen Quadern bestehend, ist hier gut
erhalten, zu ihr gehört wohl auch ein Rundturm, der mit dem Gym-
nasion zusammenhängt. Ebenfalls weiter unten finden sich Polygonal-
türme zum Schutze durch Feldsteinmauern verbunden. Alles in allem

war Thera eine verhältnismäßig reich ausgestattete Ortschaft, die mit ihren Säulen, Altären, Statuen, Reliefs nnd Inschriften weitaus ähnliche Anlagen der Jetztzeit übertraf.

Besondere Aufmerksamkeit hat man der Erlangung von Wasser gewidmet. Über den ganzen Stadtbezirk finden sich Wasserbehälter und Zisternen zerstreut, sa teilweise hat sogar eine Kanalisation bestanden. Jedes grössere öffentliche Bauwerk besaß seinen Wasserranm, und das römische Bad im Ephebenbezirke war eine in ihrer Art be> deuttude Anlage, weil das Wasser von oben hinab geleitet werden mutzte.

An die Stadt der Lebenden schloß sich die der Toten: lange Reihen von in den Fels gehauenen Gräbern. Sie beginnen dicht beim Toreingange und ziehen sich bis in die Ebene, zumal bis an die Südspitze der Insel. Die älteste Bestattungsart war augenscheinlich die Beisetzung des Toten, doch scheint von ihr nichts überliefert zu sein, viel» mehr beginnen die erhaltenen Gräber mit Lcichcnbrand. Die Asche wurde in Geräten aus Stein, Metall oder Ton geborgen, mit Leinwand umhüllt und in Familiengrüften aufgestellt. In Anlehnung an die frühere Beerdigung hat man dem Toten Speise, Trank und Salben mitgegeben. Vor und nach dem Begräbnisse fanden blutige Opfer statt. Die Felsengräber sind sehr verschieden, vom einfachsten bis zum Felsentemftel, und auch die Funde sind so mannigfach, daß sie im Tode geradezu das Leben der alten Theräer schildern. Schwerlich gehören sie sämtlich dem Hauptorte an, im Gegenteile, allmählich hatte der Vnltanrand feine Schrecken verloren und wurde weithin bebaut. Der beste Beweis liierfür ist ein kleiner, viereckiger Tempel aus hellenistischer Zeit, den man in eine christliche Kapelle umgewandelt hat.

Die beweglichen Gräber- und Ttadtfundc wurden in einem Museum vereinigt. Es enthält eine Menge Porträtbüstcn und Statuen nnd eine reiche Vasensammlung: Amphoren, Schüsseln, Schalen, Kannen, Töpfe nnd Tassen, Geräte mit Linearbemalimg, meistens dunkel auf Hellem Grunde, aber auch umgekehrt, und bisweilen durch Ticrdarstcllungcn bereichert. Manche erinnern an die Kamarrszeit, andere sind rein theräisch, berühren sich aber mit denen von Kreta nnd Böoticn. Ferner hat man Glasgcfäße, Terrakottenfiguren, Ringe, Ringsteinc, Waffen und Fibeln und anderes gefunden. Sie bilden Tenkmale von der Höhe, dem Geschmack nnd dem Erfindnngsrcichtume des Kunstgewerbes auf der einsamen Insel, die nach allen Seiten ihre Beziehungen besaß. Gros; ist die Zahl der erhaltenen Inschriften, unter ihnen die berühmten Angelos-Inschriften, solche von Grabsteinen, die den Schutzengel anrufen, also auf der Vorstellung beruhen, daß über dem Geschicke des Einzelmenschen ein Engel walte. Man hat dies ans Urchristentum deuten

wollen. Jedenfalls wirkte «ich auf Thcra die wunderbare griechische
Lintracht von Kunst unö Religion,

Das ist das Bild der Insel, der Klein- und Bergstadt aus der
Zeit der Ptolemäer, ein hellenisches Pompeji- freilich ein Ort des all»
mählichen Hinsiechens, ohne den intimen Neiz des bis zuletzt bewegten
Lebens, durch den sich die römische Schwester auszeichnet.

Jetzt hat sich auch auf Thera das Dasein umgestaltet: die Haupt-
stadt mit mehreren bedeutenden Nebenortcn liegt am Krnterrande,
während die Trümmerstätte hinter dem Eliasbcrgc ein weltabgeschie-
denes, man möchte sagen, archäologisches Dasein führt. Vom heutigen
Thira schweift der Blick einerseits weithin über die bauin- und schatten-
losen Neinfeldcr, und auf der anderen Seite fcntt er sich in den düstern
Schlund des Kraters, an dessen Fus; ein kleiner Landuugshafcn angelegt
wurde. Unheimlich ist es dort nnten. In weiten» Halbkreise dehnt sich
eine gewaltige, zerklüftete Mauer von Lava, Asche und Nimstcin, drüben
ragen Zchlackeneilande, alles wie tot und gestorben, alles grau in grau,
kein grüner Strauch, kein noch so winziges Bäumchen, Nur Nicifze
Häufer künden, daß auch dort noch Menschen wohnen nnd sich im An-
blicke des tiefblauen Meeres unter der Sonne Homers ihres Daseins
freuen.

Die Natur liebt nichts Totes. Sie erweckte Leben aus dem Tode
und fchuf aus der einstigen Vernichtung den lebenspendenden Trank
der Götter,

!'.*

Nordische segende.
von
Ottokar Staus von der March.
Wien.
I,
geschah in einer monddurchflutetcn Sommernacht, Weithin
flimmerten die Lande in tausendfarbigem Glasten, gleich als
hatte ein mächtiger Fürst sein wohlbestalltes Schatzhaus aus«
getan und mit freigebiger Hand die köstlichsten Kleinode über die Matten
hinausgestreut, um an dem Farbenspiele der herabrieselnden Himmels-
lichter seine Seele bah zu ergötzen. Wie greise Nordlandskömge in
leuchtenden Oermelingewanden ragten die schneeumwallten Gipfel des
hohen Snahllttan auf und sahen träumerisch-sinnend in die schlummer-
trunkene Welt zu ihren Füßen.
Leise atmete der See, ein Zur Erde herabgesurckenes Stück des nacht
lichen Äthers, und spiegelte zum Greifen klar die überhängenden, gelben
Blumen wider, die einer goldenen Mantelbrame gleich das Gestade um-
säumten. Und die würzige Nachtluft schäkerte mit den Blumen und
koste schmeichlerisch um ein Hageröschen, das einsam auf dem sandigen
Raine stand und um und um von rosigen Vliiten überschneit war. Wie
kostbare Smaragde glänzten die Blätter, und in den halboffenen Kelchen
blinkten die Tropfen des Nachttaus gleich wunderherrlichen Demanten,
Und das Vllumchen sah mit lachenden Augen in all' die Märchenpracht
und dehnte und reckte sich vor herzinnigen: Vergnügen, Und ein
trockener Zweig raschelte zu Boden und weckte aus tiefem Sinnen den
Wanderer, der da auf dem Raine faß.
Ein weiter blauer Mantel mit schneeigen Flocken, von fern wie
silberne Sterne zu schauen, umhüllte die mächtigen Glieder des Einsamen,

imd ein großer Vreithut, tief in die Stirn gedrückt, beschattete sein edles Antlitz, umrahmt von einem langen schlohweißen Barte, und ein großes Auge, blau, wie die Blüte der Kornblume, sah jetzt zu dem Näumchen empor.
Und der greise Waller sprach still vor sich hin:
„Meine Gedanken sagten mir immerdar — und ich schwur es, —
daß der Mensch das beste und edelste Geschöpf auf Erden sei, aber meine Gedanken haben mich getäuscht, und ich schwur einen Meineid. Weitum bin ich gefahren, landaus uni> landein, allwo meine Völker wohnen, aber überall fand ich das gleiche Elend, die gleiche Häßlichkeit des Leibes wie der Seele. Mein Auge sieht in den Schoß der Erde, und die Herzen ber Lebewesen sind vor ihm Kristall, es beherrscht die Schöpfung voni Auf» gang bis zum Niedergang, von Asgards Amethystentuppel hinab zum untersten Grunde des finsteren Helheim — und ich finde: das Er- barmungswürdigste aller ist der Mensch! Nastrands
grausige Eitertäler sind Veilchen besäete Matten gegen die Erde, und die fürchterlichsten Qualen der Meintätcr sind Himmelswonne im Vergleiche zu den Mühsalen der Erdgeborenen. Tausend und aber Taufend grimmige Gegner umlauern ihn und stellen ihm nach. Die Urträfte, das Siechtum, die Leidenschaften, das wilde Getier und sogar der eigene Bruder, der Mensch, verbünden sich zum Vernichtungskampfe gegen die Menschen! Um wie viel befser ist das Los des elenden Grases! Um wie viel
schöner und edler ist das Herz der Blume! Wie weit überragt dieses unscheinbare Hageröschcn das Wesen, auf dessen Schöpfung die Oberen so stolz gewesen sind! Alles, was sie dem Menschen erteilen wollten an liebenswerten Eigenschaften, was aber die Ränke der bösen Regin der« eitelt: Schönheit, Unschuld und ein mildes, heiteres Gemüt, auf dieser Blume ruht all' der Segen! Ihr naht keines von den Übeln, das
den Menschen bedroht. Selbst der Sturm umschnaubt sie nicht so wild; schier einem Hunde gleich, dem der Stab des Wanderers Scheu einflößt. Es weiß der Rauhe zu gut, daß er das Bäumchen trotz seiner Kraft nicht zu entwurzeln vermag, wie die hochragende Eiche. Unit» wenn er es könnte, er würde es nun nimmer tun, der Landverwüster, es düntte
ihm die größte Schande, an einem so schwachen Wesen seine Kraft zu erproben. Doch gegen den Menschen, der tausendmal schwächer als das Hageröschen ist, fährt er mit feiner wildesten Macht los, öenn er haßt
ihn aus tiefster Seele, Das Hageröschen aber haßt niemand auf der weiten Gotteswelt, seine Lieblichkeit, seine Unschuld und seine Freund- lichkeit schirmen es davor. Fürwahr, es ist tausendmal schöner, als alles, was erschaffen worden, und der Mensch ist dagegen nur ein Wurm."
Und der Waniierer seufzte. . . .
Dann sprach er wieder und sein Auge leuchtete: „Wohlan, ich will
ein Wesen erschaffen, das unter den Menschen das sein soll, Nxis die

Hagerose unter den Blumen ist, — Und geschehen soll es zur Freude der Äsen und zur Erhebung der Er'denbewohner! Ein Wesen voll Schön heit, Unschuld und Freundlichfeit, das soll unter- den Menschen wandeln und sie an Leib und Seele veredeln und zu dein machen, was sie nach dem Ratschlüsse der Waltenden hatten werden sollen. Und ich Witt alle Schätze der Erde und des Himmels in die Hand dieses Wesens legen und es soll ein Hans der Freude und des Überflusses sein. — Unt> dich Hageröschen erküre ich znm Herold des goldenen Alters! Wohlan denn! Ich singe den stärksten der Zauber! Verwandle dich, meine Vlumc, und tritt vor mich als Mädchen!"

Und er sang ein gar gewaltig Zaubcrlied. Und die Wellen des Sees erzitterten, wie vom Flügel einer Schwalbe gestreift, die Berge leuchteten auf, in breiteren Strömen rann das Licht der Nachtgcslirne hernieder und die Gestalt des seltsamen Fremdlings wuchs himmelhoch empor, und er sah aus, wie einer, der über viele Tausendschaften gebietet, und geheimnisvoller Mächte kundig ist. Und der hehlende Mantel fiel ihm von der Schulter, und er stand da in goldflimmernder Brünne, auf dem Haupte einen gleitenden Helm nnd in der Rechten den mächtigen W>urf»Ger, dessen scharfe Spitze wie eine Fackel loderte. Es war der wandernde Ase Wodan,

Und vor ihm stand eine Mädchengestalt: das verwandelte Hageröschen. Es war aber so lieblich anzusehen, daß selbst der allweisc Gott der Götter sein Werk bewunderte.

Und er sprach: „Du warst eine Blume des Feldes, sei nun die Blume meiner Gedanken und sprich!"

Und die Maid antwortete mit Demut: „Du hast mich verwandelt in ein lebendes Wesen, o Herr! Wohin soll ich nun meine Schritte lenken? Wo sott ich wolmen? Gedenke, o Weithinwalleudcr, daß ich bei jeglichem Windeshauche erbebte nnd ängstlich die Blätter an mich zog. Ich fürchtete mich vor dem Regen und vor dein Winde, ich schrak zusammen vor dem Tonner nnd vor dein Blitze, ich ängstigte mich vor den glühenden Pfeilen der Sommersonne. Nun hast du, Milder und Mächtiger, mich ver- ivandelt, aber die Natnr des Hageröschens ist mir geblieben, und ich habe Furcht vor der Erde und vor allem, was darauf ist, denn ich bin nun ein menschliches Wesen, ein Geschöpf, das von feiner Umgebung bitter verfolgt wird ..."

„Habe kein Bang, du Liebliche," unterbrach sie der Götterfürst, „ich will, daß du den Stempel der Göttlichkeit tragest nnd dir keiner mit böser Absicht nahe. — Dies aber ist mein Gebot: Gehe unter die Menschen und mache sie gut, edel und glücklich. Auf deinen Wunsch seien dir alle Schätze zur Hand, soviel deren die Welt hehlt. Du aber nimm und lindere das Elend deiner Mitmenschen und mahne und lehre sie, so gut zu sein, als du es bist. Und bereite die Wiedergeburt des Menschen-

geschlechtes vor. In siebe» Jahren aber tomm an diesen Ort zurück
und künde mir den Ausgang deiner hohen Sendung!"
Und das vermenschlichte Hageröschen neigte demutsvoll sein Haupt:
„Wie du befiehlst, o Allvater, so geschehe es! Dein göttlick>cr Segen
geleite mich auf dieser Bahn!" Und sie schieden voneinander . , .

II,

Und wieder war es in einer Sommernacht, voll Zauber und Schön»
heit, wie in jener) wo der Vater der Götter und Menschen das holde
Wunder getan. Und wieder saß unter dem Raine der Allweise und
wartete seiues Herolds, denn die Zeit war abgelaufen. Und bald stieg
die Jungfrau den Weg herauf, bleich wie eine Lilie, aber tausendmal
schöner als vorher.
„Heil dir, du Vielgetreue!" grüßte der Aseukönig nnd bot ihr die
Hand,
„Heil dir allein, dem Starten von oben!" gab die Maid zurück
uud verbeugte sich tief, „ich bin nicht würdig deiner Güte und übel
klingt den Ohren die Hunde, die ich bringe.
Wohl habe ich dein Geheiß getreulich erfüllt, aber die Menschen
sind das geblieben, was sie vordem gewesen, fa, viele sind noch schlimmer
geworden! Achtlos gingen die einen, spottend die andern vorüber,
wenn, ich mit flammender Zunge redete, von deinem Geiste durch»
leuchtet. Aber alle nahmen mit gierigen Händen das Geschmeide, das
ich willig darbot, Arme uud Reiche, Sieche und Gesunde, Schwache und
Starte, Elende und Mächtige, Hörige »nd Gebieter, und mit lüsternen
Augen betrachtete einer den andern und begann böse Pläne im Herzen
zu schmieden. Turch List suchte der Schwache den Starken, durch Ge-
walt der Mächtige den Machtlosen die Kleinode zu entreißen, und sie
haßten einander um des unseligen Goldes willen.
Und fruchtete weder List noch Gewalt, so entschied das Schwert,
der Pfeil, der Lolch den häßlichen Streit, und der Mörder legte fröhlichen
Herzens den fremden, blutbefleckten Schatz zu feinem eigenen. Und
trotziger, halsstarriger wurden die Menschen nnd sie verfolgten mich mit
Schmähungen und wiefen mich allenthalben von sich als Aufruhrstisterin,
als Wahnwitzige und von den Göttern Verfluchte.
Und wo ich hinkam, habe ich das gleiche erlebt. Tic Armen wurden
ärmer und gemeiner, die Reichen reicher und ungezügelter, die Hörigen
wurden zu vcrnunftlofen Lasttieren und die Gebieter zu nichtswürdigen
Tyrannen. Und Meinmut und Meintat schießt überall empor, gleich
dem Untraut im Felde, und Niederinge und NastrandZ Erben gibt es
mehr, denn Ameisen in den Rainen!
Q, zürne nicht, Allvater, aber nimm die Geißel — ein ritterlich
Gcwaff wäre ewiglich befleckt von der Schmach — und fchlage diese

Brut mit den Skorpionen deines Zornes, daß sie fahren zur finsteren
Hel, — mich aber, mich wandle wwdcr nm und gib mir den Tränt
der Vergessenheit, daß ich der erlebten Greuel und Bitterkeiten nimmer
gedenke!" Und sie schwieg und es schwieg auch der hilfreiche Äse.
Tann sprach er mit leiser Stimme: „So ist auch diese Hoffnung
entblättert, die mir die liebste Blüte meiner Gedanken gewefen. Nun
mag Ragnarök hereinbrechen, das Gericht über Götter und Menschen!
Wir sind reif, überreif zum Untergänge. Es geschehe, wie es die Wala
geweissagt!
Tu aber," fuhr er gehobenen Tones fort, „du weiht nicht, um uns
du bittest! Wer einmal nur die Freiheit gekostet hat, das kostbarste
aller Erdcngütcr, der wirb und kann nimmer von ihr lassen. Wieder
zur Blume geworden, müßtest du vor Sehnfucht eines frühen Todes
sterben, des schmerzlichsten aller! Tas Glück, so nannten dich die
Menschen, — bleibe es fortan. Wähle dir eine Wohnung im All und
von Zeit zu Zeit gehe wieder hinaus in die undankbare Welt und begäbe
alle mit herrlichen Schätzen. Tic Guten ebenso wie die Bösen. Veredle
die Guten und mache schlechter die Schlechten. Sei der Herold des
Schicksals von nun ab. Zeitige die Früchte ohne Unterschied, ob sie
des Himmels würdig sind oder der Hel, denn die Götterdämmerung ist
nahe, und mit ihr die neue .schuldlose Welt'! — Nun sage, wo willst
du wohnen?"
„D Herr," erwiderte die Maid, „ich bin fremd auf der Erde, befiehl
deinem Gcfchöpf, und es wird dir gehorchen!"
Und das Auge der Welt frug wieder: „Willst du auf den Bergen
nxlilen, hoch und weltfern?"
„O, mildester der Götter! Tort herrscht Frost und häuft sich
Schnee und Eis, — Schauer durchrieseln mich, wenn ich dessen gedenke."
„So will ich dir einen kristallenen Palast auf dem Grunöe des
Sees erbau'n."
„Sei mir gnädig, Allvater! Tie Tiefen der Wasser sind die Heimat
schreckhaften Getiers! — Ich fürchtete mich zu Tode!"
„Willst du die Einöde erküren?"
„Turch die Einöde brüllen die Winde und Wetter gleich einer
trutzigen Wisentherdc, o gütiger Wunschgott."
„Was soll ich tun? Was beginnen mit dir, o Blume, die du zum
Menschen geworden bist! ^ Ha, ich weiß eine Grotte, wo dereinst eine
Wala gehaust, . . . willst du, meilenfern von der Welt, in der Grotte
wohnen?"
„O, zürne nicht, mein Tchöpfer! In den Grotten ist es dunkel
und allerlei Spuk hat dort sein Heim; ich ängstige mich!"
In tiefem Sinnen stützte die Wonne der Welten das Haupt in die
Linke, und die Maid stand vor ihm, demüig und mit Beben . . .

Im Osten funkelte es rotgolden auf am dämm'rigcn Himmel: es war die Mähne des göttlichen Rosses Srmfari, das den Wagen der Sol, der gütigen Sonnenfungfrau, auf der Himmelsbahn einherzioht. Und die Strahlen fielen anf die Berggipfel des Snähattan, daß der Schnee wie Purpur aufflammte und die Wellen des Sees gleich flüssigem Golde leuchteten. Und die Tannenwälder schüttelten fich und erwachten aus dem Schlummer. Und ini Chore sangen die Vögel ihr Morgenlied, Zugleich ertönten, überirdischen Stimmen vergleichbar, die Saiten einer Harfe und die Worte eines Gesanges aus Menschenmund. Und voller und voller erklangen die Saiten, und mächtiger und mächtiger klang das Auferstehungslied des unsichtbaren Sängers. Und das Herz der Maid schlug vor Entzücken.

Da wachte der sinnende Ase auf und sagte: „Das ist Nroge, der Stalde, er grüßt die Herrin des Lichtes!"

III.

Auf deni leifeflutenden See schwamm eine zierliche Barte in Gestalt eines Schwanes, in welcher, hoch aufgerichtet, ein Mann ftan>d, einen Kranz von Eichenreifern auf dem Haupte und in der Hand eine große Mufchel, auf der glänzende Saiten aufgezogen waren. Und das Boot wiegte sich anmutig auf den rofig-schimmernden Wellen, gleichwie im Takte des Liedes, das der Sänger in heiliger Begeisterung der auf» steigenden Sonne entgegensang.

Als aber der Stalde die wundersame Maid erblickte, die dereinst ein Hageröschcn gewesen, verstummte er plötzlich und die Muschel ent glitt seiner Han'd und fiel tönend auf den Voden des Schiffchens, wie ein Wafsertropfen in eine silberne Schüssel fällt. Und der blühende Jüngling schüttelte verwundert seine langen, feuerblonden Locken und fein Blick hing an der Gestalt des Mädchens, gleich der Biene am Honigbescherenden Klee. Und feine Arme fcmken laß am Leibe nieder und er stand stumm da, als hätte ihn der zaubertundige Ase in einen Baum des Gestades verwandelt.

Ter Hohe aber freute sich, daß sein Werk so große Neiounderung erzeugte, und sprach dann:

„Wache auf, o Vrage, du Schönhcitstundigcr, nnd rede zu mir."

Und der Skalde raunte, wie im Halbtraum: „ ... ich liebe . . ."

Er konnte aber mir dieses eine Wort über die Lippen bringen, denn nur dieses war ihm im Gedächtnis geblieben i alles andere hatte er vergessen.

Da leuchtete Allvaters Antlitz mächtig auf, wie eine Fackel, die ein Windstoß entzündet. Unö er sagte zur Maid:

„Herrlichstes aller meiner Geschöpfe! Ich habe nun eine Wohnung gefunden für dich, die deiner würdig ist: du sollst im Herzen des

Tichters weilen und tun, wie ich dich geheißen, als ich dich in die
Welt entsandte. Mache die Midgardleute gut, edel und glücklich. Nicht
über irdische Schätze und Kleinode wirst du fürder gebieten, die wie ein
Hauch vergehen, aber ich will dir die Macht geben, ob allen Juwelen
und Edelgestcinen des Gemütes und der Seele, einen Hort, den niemand
rauben kann, Güter, die unvergänglich sind und ewig.
Turch den Mund des Dichters sollst du sie ausstreuen in alle Welt
und alle Menschen beteilen, ohne Unterschied des Standes und der Ge-
sinnung, durch den Mnnd des Tichters sollst du Unschuld, Milde und
alles Schöne predigen, sollst die Armen bereichern, die Siechen heilen,
die Schwann stärken, die Machtlose,: trösten und den Hörigen die
schwere Bürde erleichtern. Tie Reichen aber sollst du mahnen, die Ge-
sunden und Starten warnen und bei den Machtigen und Herrschern der
Anwalt der Freiheit, der Gerechtigkeit und Wahrheit sein, ^- Gehe denn
hin, zu erheben die Gnten, und die Bösen zu erniedrigen. Und von nun
an sei geheißen: ‚Tie Dichtkunst', denn das Glück dars nicht bei Dichtern
wohnen, nicht einmal dem Namen nach!"
Und Wodans Wille hieß die Maid in Nragcs Herz eingehen.
Fröhlich wie ein Sommertag und still, wie die Fluten des Sees,
trat die Maid in ihr künftiges Heim. Aber urplötzlich, als sie tiefer
in Brages Herz geblickt hatte, ward sie blaß und bleich, wie eine sterbende
Vlume, und die Furcht kam über sie und sie zitterte dem Kinde gleich
im Frostwctter.
„Vei"wandeltes Röschen," rief Tiegvater in tiefem Erstaunen, „auch
das Herz des Tichters macht dir bange?"
„O Herr," gab das Mädchen zur Antwort, „alles, was du in deiner
Güte mir als Wohnhaus zugewiesen, und was ich als furchterregend
verworfen habe alles findet sich in die se m Herzen vereint. O sieh!
In diesem einen Herzen sind himmelhohe Berge, bedeckt von Eis und
Schnee, abgrundlosc Seen, mit seltsamen Wesen bevölkert, unabsehbare
Einöden, gepeitscht von brausenden Orkanen und reich an furchtbaren
Gewittern, weite Grotten, mit undurchdringlicher Finsternis angefüllt,
unabsehbare Wälder, in denen viele Geschöpfe von wildem Aussehen
Hausen! Der Schrecken schüttelt mich, o hoher Gebieter, und ich bin mehr
tot als lebend!"
Toch der gütige und milde Wodan, der allweisc Lenker der Welt,
beruhigte das zarte Wesen und sagte:
„Bescheide dich, mein holder Liebling! Fandst dn im Herzen des
Skalden verschneite Gebirge, so sei du der wonnige Hauch des Lenzes,
um das starre Eis zn zerschmelzen; wirst du einer tiefgründigen See
gewahr, so werde znr Perle auf ihrem Grunde, kommst du in eine
trostlose Einöde, so säe Blumen der Seligkeit hinein und verscheuche
die Stürme und Wetter mit milden Sprüchen-, starren dir nachtschwarze

Grotten entgegen, so verwandle dich in einen Sonnenstrahl und bringe den Tag, und unischließt dich der wilde Wald, dann schmett're ein froh-gemutes Lied aus der Seele, und die Leuen und Tiger werden dir nichts zuleide tun!
Wohl kann ich das Herz des Dichters zum Paradiese umschaffen, daß dich nichts darin erschrecke urrd ängstige, daß es den Herzen der anderen Erdenbewohncr gleicht, dann aber ist es nicht mehr das Herz eines Dichters und Vrage ist ein Stalde gewesen.
Des Dichters Herz muß sein, wie die Erde, ein getreues Abbild all' dessen, was Midgard in sich faßt, mit Bergen und Abgründen, Grotten und Seen, Wäldern und Einöden, bevölkert von wilden und zahmen Wesen, von Schrecken und Wonnen, denn fein Herz ist das Herz der Menschheit, das Herz der Welt, Unit» Zorn und Güte, Liebe und Haß müssen darinnen wohnen, mehr als in jedem anderen. Und ich gebe dir, du Vielgetreue, die Macht: was ich auf dem All bin, das sei du im Herzen des Dichters — Herrscher und Herr, Geist und Gedanke, Seele und Sonne ..."
Uird Brage gewann da wieder die Rede uud vollendete in Vcr zückung:
„Und fei mir gesegnet für und für!"

'

Erziehung und Individualismus.

von
<-5eo Derg.
— Vcrlin, —

hinsichtlich der Erziehung gibt es dieselben Gegensätze wie in bezug auf Staat und Regierung. Die einen sind der Meinung, es müßte so viel wie möglich regiert und reglementiert werden, und streiten sich nur darüber, wer und in welcher Weise er regieren soll.. Sie sind, was immer geschieht, sofort mit Gesetzen bei der Hand und glauben, daß von oben herab alles geleitet werden tonnte. Dem Individualismus wollen sie so wenig als möglich Spiel» räum lassen und die Konsequenz ihres Systems ist eine Staatsform, die das Leben der einzelnen Bürger bis auf die alltäglichen Bedürfnisse regelt. Nie andern hingegen meinen, der einzelne Bürger sollte so wenig wie möglich vom Staat oder von der Negierung belästigt werden, und sie wünschen nicht, daß er in das Leben des Einzelnen eingreift, wo es nicht gerade zum Schutze eines andern dringend notwendig ist. Jene Auffassung führt zum absoluten Staat, der am Ende einer großen Kaserne ähnlich sieht; diese führt zum Anarchismus.')

Dieselben beiden Auffassungen findet man, wenn auch nicht gerade in der schroffen Form, auch bei der Erziehung wieder. Die Ver° treter jenes Gedankens haben es hier leicht, indem sie ausführen, daß das Kind sich ja nicht selbst leiten tonne und der Zweck jeder Erziehung darin bestehe, aus dem Kinde einen für Staat und Gesellschaft passenden Bürger zu machen. Daß die Erziehung einen Zweck haben müsse, darin besteht für sie lein Zweifel. Dieser Zweck aber dürfe nicht im Kinde,

*) Vergl. Th. Tuimchcu: Die Trusts und die Zukunft der ztulturmenschheit. !). Aap. (Verlin 1908.)

sondern müsse in. Ganzen gesucht werden. Ans diesen Zweck hin müsse das Kind mit aller Entschiedenheit erzogen werden, und es komme nicht auf Meinung und das Empfinden des Mndes oder sein Glück an, sondern auf seine zweckmäßige Bildung für das Staatsganze. Die Meinungen gehen darüber natürlich auseinander, wie dieses Staatsganze beschaffen sein soll und wie, wo und durch wen das Kind erzogen werden soll (die Schule, die Familie, Ttaatsanstaltcn usw.). Die andern wieder sehen den Zweck aller Erziehung nur im Kinde selbst und meinen, es müsse so erzogen werden, wie es für sein Glück und sein Wohlbefinden am passendsten sei. Freilich gibt es hier die natürlichen Vermittlungen und Überleitungen zwischen den verschiedenen Standpunkten. Eben weil wir t>as Kind um seiner selbst willen erziehen, müssen wir es möglichst so erziehen, daß es später in die Gesellschaft, in das Staatsganze hinein-passe, und was dergleichen mehr ist.

Wie aber erzieht man ein Kind so, das; es für sich oder die übrige Welt sich am besten entwickle? Welche Mittel sind anzuwenden, und ist es für das Kind selbst oder die Gesellschaft vorteilhafter, es fo viel, so schnell und so konsequent zu erziehen als möglich, oder erreicht man Dasselbe, wenn nicht Höheres, indem man das Mindestmaß von Erziehung anwendet, indem man sich auf die Entwicklung und die natürliche Anlage des Kindes verläßt.

Die da meinen, daß man das Kind um seiner selbst willen erziehen müsse, kommen in Verfolg ihrer Idee von Erziehung schließlich zum< Anarchismus der Erziehung genau wie die, die die Regierung fo viel als möglich einschränken wollen. Macht man nämlich das Kind selbst zum Zweck der Erziehung, so kommt man zunächst zu einer Individuali-sierung der Erziehung selber; denn die Kinder sind so verschieden wie die Erwachsenen, und noch verschiedener ist die Methode, nach der ein Kind am besten zu erziehen ist. Die Frage wäre also, ob man jedem Kinde eine individuelle Erziehung und das heißt einen besonderen Er» zicher geben tonnte. Noch wichtiger wird die Verschiedenheit der Er» zichungszwecke. Denn wenn man auch behauptet, daß das Kind, wie es erzogen wird, doch in seinem eigensten Interesse erzogen wird, so kann es doch stets anWorten: Ihr wißt ja noch gar nicht, wo der Zweck meines Lebens liegt. Ihr behauptet, mich zu meinem Besten in die Schule zu schicken, ich sehe sogar, daß es mein Vater unter Opfern und Entbehrungen tut; aber ihr wißt ja doch nicht, ob die Schule, wenn sie überhaupt etwas Gutes ist, für mich etwas Gutes ist, und ob gerade die, in die ihr mich schickt, so ist, daß ich in ihr das lernen kann, was für mich einmal von Wert und Nutzen fein wird. Die Mehrzahl aller späteren Künstler, die ein Gymnasium haben besuchen müssen, haben diese Er-ziehung als eine Vergewaltigung an ihrer Nntnr angesehen und fanden, daß sie nutzlos mit Dingen gequält wurden, die für sie gar keinen Zweck

hatten, imd beklagten sich meist über vergeudete Zeit und irregeleitete Geistestriebc.
Nun sagt zwar keiner, daß das Kind um der Erzieher und der Lehrer willen erzogen und unterrichtet wird, so wie man ja auch im allgemeinen nicht sagt, daß das Volk um der Regierenden willen regiert wird. Sofern Regieren und Erziehen aber Äußerungen des Willens sind, Nietzsche würde sagen des Willens zur Macht, insofern sind Regierung und Regierende, Erziehung und Erziehende identisch, und es handelt sich um weiter nichts als um Befehlen und Gehorchen, gleichgültig welche Formen Befehlen und Gehorchen annehmen. Indem wir gerade diesen Willen zum Befehlen und diefen Zwang zum Gehorchen als das Wesen der Erziehung ansehen, kommen wir dem Problem doch näher als durch idealistifche und humanistische oder praktische Betrachtungen, die beide ins Unbestimmte führen. Ich möchte dieses Verhältnis an dem einfachsten Beispiel, das zugleich das wichtigste und das typische ift, kurz beleuchten, nämlich an der Ehe, Wer soll in der Ehe herrschen? Das ist die große Streitfrage, solange es eine Ehe gibt, wenn sie auch meist zugunsten des Mannes entschieden worden ist, und soll überhaupt einer herrschen? Tatsächlich hat es nie eine glückliche Ehe gegeben, in der entweder nur der eine Teil oder überhaupt keiner geherrscht hätte. Denn wenn lein Wille vorhanden ist, der zwei getrennte Individuen zusammenhält, so kann es nie eine Ehe geben. Wie dieser Wille sich äußert, welche brutalen oder liebenswürdigen Formen er annimmt, ist eine Frage, die das Problem selbst nicht berührt. Wenn der eine Teil, z. N. der Mann, den andern, also die Frau, vollkommen unterjocht, dann mutz das zur Auslöschung der weiblichen Individualitnt führen, und das kann sein Glück nicht sein, da er ja diese weibliche Individualität zu seiner Ergänzung braucht.
Aber eben das hat es auch im Zeitalter rücksichtsloser Männerherrschaft nie gegeben,- höchstens in der Theorie. Denn mag der Mann hinsichtlich seiner Frau unbedingtes Recht haben, so wird er doch in den häufigsten Fällen nur einen teilweise» oder gar keinen Gebrauch davon machen, so daß in Wirklichkeit die meisten Frauen nur der Form nach unter einein Gesehe leben, das sie tatsächlich gar nicht zn spüren b«. kommen. Nun sagen manche, die Wahrheit läge in der Mitte. Das Recht zwischen Mann und Frau mich geteilt werden (das Wie und Was geht uns hier nichts an), doch so, daß sie in Wirklichkeit abwechselnd die Herrschaft habe», oder sie auf die verschiedenen Gebiete des ehelichen Zusammenlebens verteilen, so daß jeder. Mann wie Frau, sei es abwechselnd, sei es gleichzeitig, sei es verteilt, sowohl eine aktive wie eine passive Rolle in der Ehe spielen. Meine Ansicht darüber ist eine andere. Denn wie gerecht oder ungerecht diese Verteilung auch vorgenommen werden kann, so kommt es doch immer auf dasselbe hinaus, herrschen und sich unter-

ordnen, befehlen und gehorchen, und die Wahrheit liegt hier wie anderswo
eben nicht in der Mitte, Eine glückliche Ehe, ob dauernd oder zeitweise
glücklich, entsteht weder dadurch, daß die eine Individualität zur Ohn-
macht gezwungen, noch dadurch, daß jeder Wille ausgeschaltet wird,
sondern nur, wenn einem Willen ein Verlangen, einer Lust zum Herrschen
eine Sehnsucht zuni Gehorchen, einem aktiven ein passives Scclcntcil ent-
spricht. Und das geschieht im Laufe einer Ehe in tausendfachen Formen
auf beiden Seiten. Nur muß der Wille von oben ebenso verlangt werden
wie die Unterordnung von unten, und zwar gerade in demselben Moment
und in derselben Sache. Verühren sich Mann und Weib in diesen entgegen-
gesetzten Willcnsrichtnngen, so gibt das eine glückliche Ehe, deren Stö-
rungen nur dadurch entstehen, daß auch beim glücklichsten Zusammen-
passen es immer Dinge gibt, wo beide gleichzeitig befehlen oder beide
gleichzeitig gehorchen möchten. Auch die untertänigste Frau hat taufend
Mittel und Gelegenheiten, ihre Macht über den Willen ihres Mannes
zu betätigen, und auch der energischste und gewalttätigste Mann hat
Momente, in denen er sich nach der Herrschaft der Frau sehnt. Es lommt
mir darauf an, daß die Frau gerade in diesen Momenten und in diesen
Dingen nicht versagt. Tann ist die Ehe unter allen Gesetzen nnd Fornien
glücklich. Das Unglück in der Ehe entsteht mindestens so häufig durch
Mangel als durch Übereifer des Herrfchens auf beiden Seiten, am häu-
figsten aber dadurch, daß sie sich gerade diesem Manne, er sich gerade dieser
Frau und beide gerade in diesem Augenblick und bei dieser Gelegenheit
nicht unterordnen oder überordnen wollen oder können. Auf das Dürfen
kommt es dabei nur ausnahmsweise an.

Ähnlich ist es auch, um auf unser T7,em.a zurückzukommen, mit der
Erziehung. Ein Übermaß von Erziehung, das sa stets in einer großen
Strenge und einem öden Bureaukratismus uni> Schematismus besteht,
kann der 3inn nicht sein, weil damit alles individuelle Leben erstickt
würde, aus Kinder» Maschinen oder Maschinenteilchen, aus freien Bürgern
Sklaven würden. Und wenn jeder nur das Gehorchen gelernt hat, ist
schon im nächsten Geschlecht niemand mehr da, der befehlen kann. Ein
zu wenig von Erziehung geht auch nicht, schon deshalb, weil sich ja das
Kind selbst nicht leiten kann. Das Kind, dessen Wille nicht gezwnnacn
werden kann oder soll, wird sofort der Tyrann des ganzen Hauses, und
schon im Kindbett strampelt und schreit das Wurm ganz energisch gegen
die Eingriffe eines fremden Willens, nnd das Kind ordnet sich nur des-
halb unter, weil die andere Person die stärkere ist und es ohne sie ver>
hungern müßte. Ohne Erziehung (bei ganz kleinen Kindern nennt man
es Gewöhnung) würde sowohl die Mutter wie das Kind anfge-
rieben werden. Gerade bei den kleinen Kindern sieht man am besten,
wie sehr ihr Wohl von der Erzichnng und dem. was über sie bestimmt
wird, abhängt nnd wie sich trotz rücksichtsloser Gewalt des einen über

den andern die Interessen beider Teile vereinigen lassen. Tenn je größer die Macht ist, die einer über einen andern hat, um so mehr muß er auf dessen Natur eingehen, und größte Herrschaft ist zuletzt immer größte Unterordnung. Gerade weil sich die Frau dem Kinde so vollkommen unterordnen kann oder auf seine Natur einzugehen vermag, beherrscht sie es auch vollkommen, und weil sie es beherrscht, versteht sie es auch.
Nun meint man vielleicht, so ganz kleine Kinder hätten keine Individualität, auf die Rücksicht zu nehmen wäre, aber jede Mutter weiß es besser. Nur wir, die wir den kleinen und kleinsten Kindern fremd gegen» überstehen, fehcn mehr das Gemeinsame der Natur und Entwicklung, wie wir ja auch fremden Nassen gegenüber Individualitäten weniger unterscheiden als in benachbarten Familien. Aber tatsächlich tonnen mir auf die Individualität eines Kindes, von der Mutter abgesehen, erst dann Rücksicht nehmen, wenn sie sich erst etwas deutlicher bemerkbar macht. Wie ja auch unsere Erziehung um so einheitlicher, äußerlicher und brutaler sein muß, je ferner uns das Kind dnrch Alter, Vernunft, Art und Natur steht. Jemanden, mit dem wir uns nicht in unserer Sprache unterhalten können, tonnen wir eben auch nur durch äußerliche Gewalt erziehen und lenken, durch Lohn und Strafe, indem wir Furcht und Hoffnung erwecken. Tabei ist es vollkommen gleichgültig, ob wir dabei nur an das Wohl des Kindes oder an den Zweck des Staates denken. Tenn das Kind empfindet keinen Unterschied, ob ihm eine Sache verboten wird, lveil sie ihm selbst oder weil sie den andern schadet. Denn wenn es jenes bereits wüßte oder begriffe, daß es Schaden dadurch haben wird, so brauchte man es ihm nicht erst zu verbieten. Wenn es aber noch so dumm ist, daß es nicht einmal durch Schaden klug wird, z. V. sofern es sich um schädliche Speisen handelt, dann nützt nur äußere Strafe. Tic Prügel, die es bekommt, fühlt es gleich und verbindet es im Gedächtnis mit dem Verbotenen. Die Folgen einer verbotenen Speise zeigen sich vielleicht erst nach Stunden oder Tagen, und es besteht in dem kleinen Hirnchen kein Zusammenhang zwischen einer unreifen Frucht und den Beschwerden, die darauf folgen, so daß also selbst eine sehr harte Strafe für Ungehorsam eine sehr milde Form der Erziehung ist, verglichen mit den Folgen, mit denen sich das Essen verbotener Speisen selbst bestraft.
Nun darf man darüber nicht übersehen, daß das nur eine, und zwar die vcrnunftlose Form der Erziehung ist. Wie milde man auch immer mit Kindern umgehen mag und wie mannigfaltig es namentlich die Frauen verstehen auf das Gemüt des Kindes einzuwirken, ohne Lohn und Strafe, Furcht und Hoffnung kommt man niemals bei der Erziehung aus. Tenn je enger Verbot und Strafe, Vcfehl und Lohn sich im Gedächtnis des Kindes verknüpfen, um so sicherer ist die Wirkung und um so harmloser wirkt Lohn und Strafe. Vei der Ohnmacht des Kindes,

selbst zu handeln, zu erkenne» und zu unterscheide», muß ihm eben ein Wille von außen kommen, und die sogenannte Freiheit wäre das sicherste Unglück, wenn nicht der Unteraano. des Kindes. Nur darf man den Schein der Freiheit, in der manche Kind«' heranwachse», nicht mit der Freiheit selbst verwechseln: unmündige Kinder nicht erziehen, heißt sie vernachlässige», und es sind oft gerade die lieblosen Mütter, die ihren Kindern die meiste Freiheit lassen.

Befehlen und Gehorche», Strafe, ^ohn, Furcht und Hoffnung, das alles ist nur die eine Form, uud zwar die ursprünglichste Form der Erziehung wie der Regierung, die ja vielleicht auch nur wieder eine er» weiterte Form der Erziehung ist. Ten» um seinen Willen durchzu- fetzen, gibt es für eine», a»f den die ander» sehe» müsse», noch andere Arte». Vor allem ist es der Nachahmungstrieb, der im Kinde steckt, »ild mit deni wir zu rechne» habe». Ei»e fehr viel höhere »nd vornehmere For»' der Erziehung ist also das Beispiel, und die sicherste Erziehung bestünde darin, sich selbst zum Ideal dessen zu machen, wozu man die Kinder erziehen will. Tie großen Boltscrzieher, Helden, Priester, No ligionsstifter Wirten, abgefehen von allein anderen, dnrch diefes Mittel, und ei» Grund der Unzufriedenheit in Staaten und Schulen wird, daß die Negierten und Erzogenen nieist zu früh bemerken, wie wenig Ne- gierende u»d Erziehe»de dem Ideal eiirfvrcche», das sie predigen oder vertrete» müsse». Leim es ist leichter Gesetze als ei» gutes Beispiel zu geben.

In manchen Dingen ist es noch ziemlich einfach, z. B. waö Pünktlich leit uud Ordnung betrifft. Zur Sauberkeit und allem, was mit Ästhetik zusammenhängt, erzieht man fast nur durch Beispiel. Es ist cigeutlich dasselbe, mir im höheren Grade, »vas wir bei den Wickelkinder» als Gewöhnung erwähnt haben. In andern Tingen ist es aber schwie-. riaer, weil man Kindern manches verbieten und befehle» muß, was man sich selbst gestatten oder schenken kann und muß. In einer Abstinenzlerschrift las ich einmal, um des Beispiels willen sollte» sich auch die oberen Klassen des Alkohols enthalten, wen» er ihnen auch weniger südlich sei als den, Volte: erstens weil fie besseren trinken und zweitens weil sie fich auch fönst besser ernähren und halte» können. Aber sie wären es dem Volke schuldig, um der furchtbare» Wirkung des gemeine» Fusels Wille», den das Volk bei schlechter Ernährung »nd Lebensführung zu sich nehme. Indessen das hat seine Grenzen, und das Beispiel ist eben a»ch »ur eine Erziehmigsform nebe» anderen.

Auf eine sehr viel höhere Form der Erziehung kommt man dadnick, daß man schon bei sehr jungen Kindern etwas anderes neben Lohn uttd Strafe nebst Beispiel einsetzt u»d vor allem das Kind aus der rein passiven Forni heraushebt, nämlich durch die Gegenseitig feit i» der Erziehung: im Zögling muß schon früh

selbst der Erzieher geweckt werten, und das geschieht auf doppelt?
Weise, Erstens indem man ihn, selbst etwas zu erziehen
gibt. Bei kleinen Mädchen ist es bekanntlich die Puppe, die sofort
aus dem kleinen Kinde eine -kleine Mama oder eine Erzieherin macht.
Das geschieht ganz instinktivmäßig, und die ethische Bedeutung der Puppe
in der Entwicklung der weiblichen Seele kann gar nicht hoch genug an-
gesetzt werden und ist vielleicht noch nie so recht zu ihrer Anerkennung
gekommen; vermutlich weil sich die größeren Mädchen ihrer später
schämen, Die Puppe und nachher das Kind sind es, die Mädchen und
Frauen so viel äußere Gewalt ertragen lasten, weil sie nämlich hier
ein Gegcngebiet haben, ihr Reich, in dem-sie herrschen, unbedingter
herrschen, als sie selbst je beherrscht werden. Wichtiger wird die Er
zjchung am lebendigen Material. Kindern kleine Tiere zur Pflege und
zur Erziehung zu geben, ist von großem erzieherischen Wert, namentlich
Hund und Katze, auch Ttubenvögel eignen sich dazu. Der Hund aber ist
der beste Spielkamerad des Kindes, der den Willen zur Macht entwickelt,
aber auch lenkt. Denn er zwingt ganz anders wie die Puppe auf seine
Natur einzugehen und wird so selbst zum Erzieher. In Familien aber,
wo mehrere Kinder heranwachsen, Pflegen die älteren, besonders die
Mädchen, ganz von selbst ihrerseits die Erziehung der jüngeren zu
übernehmen, wodurch sie gegenüber ihren Erziehern in eine doppelte
Stellung kommen: einmal als Zöglinge nnd das andere Mal selbst als
Erzieher, Sic sind also nicht mehr bloß auf Passivität angewiesen, und
sie sehen nun auch die Stellung des Erziehers von zwei Seiten, kennen,
empfinden oder ahnen deren Verpflichtungen und Verantwortlichkeit,
verstehen den Sinn der Befehle und folgen, weil sie selbst wünschen, das;
man ihnen folgt, und zwar ohne das Gefühl mißbraucht zu werden.
Sie begreifen setzt dir Rangordnung der Menschen untcreinanlder, und
weil sie selbst eine höhere Vernunft gegenüber den Kleinen vertreten,
fangen sie an die Höhcrc Vernunft zu begreifen, die ihnen übergeordnet
ist. Tiei'c Erziehungsmethode, indem man die Zöglinge möglichst früh
und selbständig zu Erziehern macht, ist gewiß die moralischste, die prak-
tischste Erziehung, die es überhaupt gibt. Besonders wichtig ist sie des
halb, weil sie auch umgekehrt wieder die größeren durch die kleineren
Kinder erziehen läßt, denn die Verpflichtung und Verantwortung gegen
diese wird so groß, daß sie dadurch am besten zur Ordnung, Sauberkeit,
Aufmerksamkeit, Ruhe und Sicherheit angeleitet norden, viel besser als
durch Befehle und Anordnung ihrer Erzieher, gewissermaßen zwanglos
nnd naturgemäß. Alles das, wozu man ein Kind erziehen will, muß
oder wird am besten durch ein Interesse erreicht, in das man es hinein
zieht. Darum sind z. V. auch die Kinderspiele von so außer
ordentlich großer Bedeutung, indem sie die Aufmerksamkeit auf Dinge
lenken, das Kind zur Ordnung ufw. veranlassen, ohne daß es einen

Zwang dabei verspürt, so daß es in allen diesen Fällen will, was es mutz. .

Was bei den Mädchen der Erziehungstrieb, das ist bei den Knaben der Herrschertrieb, der ihren Willen aktiv nach unten werden läßt und es ihnen erleichtert, passiv und gehorsam nach oben zu sein. Man gehorcht freudiger, lvenn man sich selbst Gehorsam und Macht zu verschaffen weiß. Das Gehorchen schändet oder entwürdigt dann nicht mehr. Noch besser eignen sich Knaben zu einer andern Erziehungsform der Gegenseitigkeit, die eigentlich einWettcife rlst, dasselbe Ziel zu erreichen. Hier besteht die Aufgabe des Lehrers und Erziehers nur darin, das Ziel den Kindern erstrebenswert zu machen: alles andere besorgen sie dann von selbst. Wenn diese für das spätere Ttaatsleben sowie für die Wissenschaften und Künste so wichtige Erziehungsform, für die sich die höheren Schulen so außerordentlich eignen, immer mehr in Verfall gekommen ist, so hat das zwei Gründe und liegt erstens im allgemeinen an den Lehrern und unseren Schuleinrichtungen, dann aber noch besonders an den Schülern, die meistenteils viel zu bunt zusammengewürfelt sind, so datz das Gefühl der Gleichheit und der gleichen Zwecke völlig zurückgedrängt wird. Sie kämpfen gewissermaßen unter ungleichen Gesetzen und mit ungleichen Waffen und betrachten die Schule als Mittel zu den allerverschiedensten Zwecken. Deshalb erziehen sie sich auch gegenseitig nicht, sondern verdrängen sich, und der ganze schöne Idealismus der Schule ist zu öder Streberci geworden. Am deutlichsten wird man das natürlich in den großen Städten beobachten können. Dagegen findet man solchen Idealismus heute noch in Offiziers- und Kadcttcntorps, wo es sich wirklich um den Wetteifer Gleicher zu gleichen Zwecken handelt.

Die nächste Stufe der Erziehung setzt eine entwickelte Vernunft Zorans, und sie besteht in der Überredung, d. h. in der Wirkung auf den Verstand, die Einsicht und dnö Urteil. Hier braucht man natürlich alle roheren Formen der Erziehung nicht mehr. Nur muß man bedenken, daß es in der Entwicklung nicht von einander abgegrenzte Perioden gibt: solche, in denen die Kinder noch keine Vernunft haben, und, solche, in denen sie sie haben, solche, in denen man mit Lohn und Strafe wirken muß, und solche, in denen man auf beides verzichten kann-, eine Periode des Bcfchlens und eine Periode des Erllarens. Tatsächlich gibt es überhaupt keine Zeit in der Geschichte tu>5 Menschen, in der man damit auskommt, auf die Vernunft allein zu wirken. Denn die Vernunft ist im Haushalte des Menschen ein sehr winziger Teil. Eö geht immer nur weniges durch die Vernunft in die Natur, und dci5 meiste wird auf diesem Wege noch verdorben, und wo es sich um Gefahren, wichtige Situationen, 'ehr große oder kleine Dinge handelt, ist oft gar nicht die Zeit etwas 5» erklären, das unter anderen Umständen auch erklärt statt befohlen

werde» könnte. Andererseits ist aber auch in sehr jungen Kindern schon Erstand und bald sogar auch Vernunft rege, und es kommt nur darauf an, daß nian die Sprache findet, in der man zu ihnen reden tann, fo daß tatsächlich beide Forme» der Erziehung mcift abwechselnd angewandt werden tonnen, wenn auch bei aufrückendem Alter aus dem Zwange immer mehr Freiheit, ans dem Vefehl immer mehr Rede und Mitteilung wird, die schließlich auf den Hochschulen zu ganz mechanischen Vor tilgen ausarte». Im übrige» si»d,es natürlich ;e »ach Anlage und Ve schasfenheit des Kindes auf den verschiedenste» Stufen die verfchiedenstcn Tinge, die sie einsehen tonnen, unl> die man ihnen »icht zu befehle» braucht. Auf dieser Stufe der Erzichuug muß der Erzieher zum Freunde seines Zöglings werde», das heißt zu einem Gleiche» oder wcnigstens einem iii'iiun!-! int«!' ,>»>-?«, Tic Frage, wann der Erzieher, ob Vater, Lehrer oder Gouverneur, aus einem Herrn ein Freund und Genosse werden muß, macht die Erziehung zu dein Femsten und Problematisckrsten. was es für die höhere Kulturmcnschhcit überhaupt geben lau». Au ihr stumpfsinnig vorbei zn gehen, rächt sich allemal bitter, und wir fühle» es heute dentlich, das, wir erst wieder dort «»fangen müssen, wo wir schon im 18. Jahrhundert standen, als es in Teutschland »och Erzieher große» Stils und feinerer Art gegebe» hat. Wir habe» alle Erziehungs-aiistalte» zug»»ste» der Masse mechanisiert, und der höhere Erzieher ist überhaupt aus unserer Gesellschaft so gut wie verschwunden. Nichts bat mehr zur Verrohung der moderne» Gesellschaft beigetragen. Tics Erziehung-sproblem gilt für olle Alter u»d alle Klasse», uur daß es in de» oberen schwieriger u»d wichtiger wird. Höhere Erziehimg ist aber überhaupt nur anwendbar auf kleinere Gruppe», »icht auf die Massen und nicht auf die Einzelnen, die beide ungeeignete» Erzichilnasmatcrial abgcbe»i die Massen, weil sie zum Trill »nd zum Gleichmaß verführe» u»d jede I»dividualität ersticken müsse», 10 daß Maschine» oder Revo lutiouäre die Folge si»d: die Einzelne», »'eil ih»e» jeglicher Wetteifer fehlt und damit einer der wichtigsten Vestaudteilc der Erziel,»»g. Sie fallen entweder ganz aus dein Gesellschaft?orga»ism»s heraus, werden verfeinert nnd dekadent, also »ichi erzöge», den» die Verfei»er»»g und Teladence durch Tüchtigkeit nnd Brauchbarkeit zu überwinde», ist ja gerade eine Aufgabe der Erziehung: oder die Erzicbung wird bei ih»en gewissermnße» eine Privatangelegenheit, die mit ihrem Leben in der Gesellschaft nichts mehr zn tun hat, so daß sie geradezu in zwei Hälften zerfallen, von denen die eine »icht weiß, was die andere tnt, »nd damit der Hauptzweck der Erzieb»»g, eine geschlossene Periönlichteit zn schaffen, ausgehoben ist.

Tie höchste Form der Erziehung endlich ist die Srlbsterzieh « u g, die »'»dessen »nr auf den vier vorangegangenen Untern,isei, ldcr Gewalt, des Beispiels, der Gegenseitigkeit nnd der Wirkung ans den Verstand»

sich erheben tan». Erst wenn der Mensch — und schließlich endigt die
Erziehung duch erst mit den, Tode - - .durch die Phasen der Erziehung
durch andere hindurchgegangen ist und sie begriffe» hat, tnn» er die
Sclbsterzichung in die Hand nehmen, was für den Einzelnen aber auf
den verschiedensten Stufen der Entwicklung möglich ist. Mancher lernt's
nie, und mancher beginnt schon als kleines Kind damit, Die Aufgabe
des Erziehers ist es, zu wissen, zu erkennen und zu IMfe», wann dieser
Augenblick gekommen ist, während die »leisten Erzieher aus Pedanterie,
Dummheit oder Gutmütigkeit es gerade zu verhindern versuche», das;
der Mensch sein eigener Erzieher wird, so früh u»d so sicher als möglich
wird. Sobald der Mensch sich selbst zu erziehen vermag, wird er ein
ungeeignetes Mittel der Erziehung durch andere. Wie ja überhaupt viele
Kinder halsstarrig und schlecht gemacht werden dadurch, das; sie Willkür
lich auf eine tiefere Stufe herabgedrückt werden, als die ist, auf der sie
sich bereits befinden. Denn es gibt nichts Dümmeres und Gefährlicheres,
nls Kinder in ihrem geistigen uud moralijckie» Werte zu unterschätzen,
weit eher darf man sie gelegentlich einmal als etwas Höheres nehmen,
wie es denn überhaupt sich nützlich erweist, dem Menschen einzureden,
daß er etwas Höliercs ist, als er wirklich ist. Denn das spannt seinen
Ehrgeiz und feine Achtung vor sich selbst uud zwingt ihn, sich höhere
Ziele zu stecken. Das berühmteste Beispiel eines Erziehers, wie ich ihn
hier beschreibe, ist Sokrates, der durch seine Kunst zu fragen und
den Verstand des Hörers zu leiten diesen immer zwang, selbst das zu
finden, was not tat, und zu antworten, statt nachzuplappern,. Diese
dialektische Methode ist für einen einigermaßen geweckten snngen Menschen
weiter nichts als die Vorbereitung zur Selbsterziehung oder zu», Selbst
Unterricht in diesem Falle, um morgen dieselben Fragen an sich selber
gu richten, durch die mau gestern von seinem Lehrer zum Nachdenken
und zur Besonnenheit angeregt worden ist. Wie denn der Erzieher eben
zu jenen problematischen Erscheinungen gehört, deren höchste Leistung
darin besteht, sich selbst überflüfsig zu machen.

Je höher die Erziehung ihre Aufgaben stellt, nm so mehr nimmt sie
Rücksicht auf die einzelnen Individualitäten, und schließlich wird sie etwas
wesentlich anderes. Ursprünglich hat sie den Zweck, das junge Wesen
einzugliedern in das Ganze und es zu drillen, um es auf dieselbe Stufe
wie die übrigen zu bringen, es zu ciuem Gleichen zn machen, fähig und
berechtigt teilzunehmen am allgemeinen Leben der Gesellschaft, und
vor allen Dingen negativ: zu verhindern, daß es Leben und Ordnung
der übrigen störe. Ist das aber erreicht, dann hat die Erziehung eine
ganz andere Aufgabe, nämlich die Entwicklung des Individuums
felbst zu leiten, aus ihm gewifsermaßen alle Fähigkeiten und Eigen»
fchaftcn heraus zu entwickeln. Dies gilt besonders von den höher ge-
arteten Menschen, von der Entwicklung zu höherer Kultur, z, V, zur

Kunst, wo es eben darauf ankommt, alles, was an Kräften in einer äeel^.' schlummert, ans Licht zu ziehen. Hier ist die Stufenfolge der Erzichungs arten im allgemeinen eine umgelehrte, wie die vorhin beschriebene, In einem bestimmten Moment beginnt es mit der Selbsterziehung. Ter Umweg durch die Vernunft ist das zweite, beim Künstler heißt sie Ästhetik oder Kunstlehre; Wetteifer und Gegenseitigkeit in der Erziehung ist das dritte: das Beispiel derer, die es weiter gebracht haben, das vierte, das aber erst wirkt, wenn man durch Selbsterziehung, Erkenntnis und Wetteifer den Wert guter Beispiele begreift und sie nachahmend in sich aufnimmt; Lohn und Strafe (der Erfolg usw.) ist hier gerade das letzte, gewissermaßen nur die äußere Korrektur in der Entwicklung.

Das Individuum kommt jetzt erst zu seinem Rechte, es wird der letzte und höchste Avcck aller Erziehung, nur daß er vor einer be» stimmten Entwicklungsstufe noch nicht ins Auge gefaßt werden kann und soll. Wenn man von einer individuellen Erziehung spricht, deren Grenzen nach unten wir festgestellt haben, so bekommt dieses Wort von hier aus gleichfalls einen doppelten Sinn, je nachdem sich das Individuelle auf das Ziel oder die Methode bezieht: ob ich auf individuelle Art «wem Kinde gut zurede, einen vorgesetzten Znieck zu erfüllen, es feiner Individualität entsprechend, vorausgesetzt, daß ich sie kenne und sie zu behandeln verstehe, auf ein bestimmtes Ziel zu leiten: oder ob ich diese Individualität selbst entwickle, nicht um eines fremden Zweckes, fordern um ihrer felbst willen. Je nachdem mir die Individualität eines Kindes bei der Erziehung Hindernis oder Ideal. Mittel oder Zweck ist. Hier beginnt eigentlich erst, was bisher Drill, Disziplin, Unterricht war. die Erziehung. Wo sie aber im Einzelnen beginnt, das ist nur von Fall zu Fall zu entscheiden. Und meist wird es natürlich falsch entschieden. Denn wo vereinigen sich jene Begabung, jene feine Kenntnis 8er menschlichen Seele und jene Liebe zur Erziehung und zu ihrem Gegenstände, um den Erzieher zu geben, den wir brauchen. Im allgemeinen wird bei unserer heutigen Erziehung das Individuuni mehr unterdrückt und verpfuscht als erzogen. Und bei unseren Reformvcrsuchcn fällt man fast immer von einem Äußersten zun, andern Äußersten, und der Erfolg bleibt meist der gleiche. Die Auf- gäbe der Erziehung aber, wenn nur von ihrer höchsten Kultur abschen, wo es sich nicht mehr um Ausgaben, sondern nur nach um Glücksfall? handelt, besteht darin, und diese Aufgabe könnte sie auch heute schon leisten i die verschiedenen Methoden abwechselnd und zum Teil gleichzeitig zur Anwendung zu bringen, die aktiven und die passiven Kräfte des Kindes in derselben Weise zu entwickeln und zu überwachen. Die jähen Übergänge, z. B. von der Schule zur Universität, sind gefährlich. Nur der Mensch ist gut erzogen, der früh gelernt hat. felbst zu erziehen und dann sich selbst zu erziehen, und nur der Mensch erzieht sich selbst.

der »ie verlernt hat zu gehorchen und sich unterzuordnen. Und nur der
ist ein guter Erzieher, der im Zögling und Schüler den Genossen, den
Freund und t>en Meister zu finden weis;. Und nur der wird endlich
seines Schülermaterials Herr, der in der Masse das Individuum und in
dem Individuum die Masse zu finden weiß, der gerade hier erlannt hat,
daß das Mittel oft zum Zweck, und der Zweck noch öfter zum Mittel
werden kann, kurz, der die Rangordnung der Zwecke begreift. Man muh
wieder höhere Ziele abstecken können, aber wissen, daß der Weg oft wich
tigcr ist als das Ziel, man muh dem Individuum seinen Platz im Ganzen
finden, aber wissen, daß es Individuen gibt, die wertvoller sind als
das Ganze, und daß das Ganze auch nur die 3umme, höchstens das
Produtt von Individuen ist. Zunft wird's immer wieder die alte Schul
meisteret und nur in unwesentlichen Dingen ändert sich Schule und
Erziehung. Das Individuum ist nicht der Anfang der Erziehung, wohl
aber ihr Ziel.

öturmflut.
von
Sopyie Aloerss.
— ^chweii» i, M, —
5>e stehen und Hohne» l'om rage»de» Deich:
.Komm doch der! Komm doch her, blanker Hans!
was liegst du sc> träge in deinem Reich?
Komm herauf und beginne den Tanz!
Haha! Die Menschlein, das schwache Geschlecht,
Die waren zu stark dir. Geselle!
Nu» komm doch heran und zerreiß das Geflecht,
Nun komm und zerbrich un« die walle.
Vlanker Hans! Vlanker Hans! !vo bleibt deine Micht?" —
Drunten im Grun>e kichert's und lacht. ^
,,V!anfer Hans, blanker Hans, wir geben nach Hau«.
Der Deich, der hält für uns die wacht,
wir tanze» und singen und höhnen dich aus;
Vlanker Hans, blanker Hans, gute Nacht.
schlafe wohl, blanker Hans," — 3ic steigen vom wehr;
Noch von ferne ein dröhnend Gelächter,
Dann schweigen rmgsnm, — Nur Himmel und Meer
llnd der Deich, der einsame Wächter.
lind wieder im Grunde kichert's und lacht
Und rippelt und kraust sich und hebt sich sacht.
Und voller atmet der blanke Hans
Und schaut zu den Sterne» empor.
Da schiebt sich sacht vor de» funkelnden Glanz
Ein trüber, milchiger Flor,
Und kühler weht's über das lauschende Meer,
Es naht sich auf düsteren 5chwingen
l)on flatternden Wolken ein jagendes Heer,
In den lüften ein Vrausen und Bingen,
,,Vis» du's, Vruder Sturmwind? Komm, reich mir die Hand,
3,ehst hinter den Deichen das schlafende land?

Sturmflut, 1.03
lioho! Trotz beut mir das schwach.,' Geschlecht, —
Ich stopf' ihm den höhnenden Mnnd.
Der blinke lians nimmt sein Herrenrccht
Und reißt sie hinunter zum Grund,
Ihr glaubt mich gefesselt, gezähmt und still
In meinem smaragdenen deiche?
Ihr pocht auf die Mille? — Hoho! wenn ich will.
Dann jage ich über die Deiche.
steigt dort nicht im Gsten des Oollmonds licht?
Nun Springflut heran und tu deine Pflicht,"
Der blauke Hans atinet tief und schwer.
Gewaltig hebt's ihm die Vrust;
Da steigt es empor an Deichen und Mehr,
Und die Möwen kreischen vor tust.
Und er atmet zun» andern. Da ist der Strand
begraben von schäumenden Wellen,
Und er hebt das Haupt, und er streckt die Hand,
-eine Glieder wachsen und schwellen.
Vis zur Krone des Deiches reckt sich's hinauf-
,,Mensch!cin, Menschlein, jetzt weck' ich dich auf.
Der blanke Hans ist noch stark und jung
U„d spottet der schirmenden Wand," —
Lin Sausen, ei» Nmusen, ein Sprung und eiu Shwung, —
Und es donnert hinein >n das land,
V.'r Voden zittert, der Voden stöhnt.
Zerbrochen, zerschmolzen die Dämme;
Die Siegesfanfare des Sturmes dröhnt,
Und er wirbelt die schäumende» Aämme,
„Flutender Vruder. ich gcb dir Geleit,
Menschlein, jetzt mach dich zum Sterben bereit," —
Über die wiese», über das Feld
l?«rwärt5 in jagendem tauf,
Straße und Grab.» und Mauer hält
Und der ragende Wald sie nicht auf, —
verschlafen die Dörfer, kein Feind ist nah, —
Da dröhnt es wie Rosscs Gestampfe:
„Ihr habt mich gerufen! Jetzt bin ich da,
Der blanke,Hans kam zum Kampfe,"
H? rauscht an den Mauern, es pocht a» das Tor
Aus vielen und Fuge» quillt Wasser hervor.
Li» gellendes Schreie»! Sie fahre» empor.
Hilf Himmel, so brandet die Flut,
Und draußen am Fenster der höllische >^h«r
Tobt lauter in stürmender Wut.

<tin schlag an die scheiden! Es klirrt ins Gemach,
Der schannl spritzt an Decken und N?ände:
,,<Lmv»r die stiegen, hinauf auf das Dach!
Herrgott, gib ein gnädiges «Lnde." —
Da raufcht es heran, eine riesige wand —
verschwunden der Vlatz, wo das vörflein stand.
verschwunden die Dörfer, verschwunden im Meer
Die städte mit Mauern und Turm.
Nur schaumende woge,«; und hoch drüber her
Fliehende Wollen im stürm.
Und langsam über Verwüstung und Graun
Veginnt der Morgen zu tagen;
Da glättet der blanke Hans seine Vrau'n:
„Nun ist es genug mit dem Jagen."
Und streckt sich wohlig im Morgenwind
Und atmet so sanft wie ein fchlnmmerndes Vind.

^a^—.n^" ^

Henri Veyle (de ötendhal).

<Lin Kämpfer gegen seine ^eit.

Friedrich von Opveln-MroniKowsKi.

— Veilin. —

>enri Ncyle, der sich, angeblich nach Winckelmcmns Vaterstabt.
de Stendhal nannte, ist eine der seltsamsten Erscheinungen
der Weltliteratur, - seltsam als entschiedener Vorläufer des
modernen Individualismus uud als literarische Persönlichkeit, seltsamer
noch durch das Geschick seiner Werte. Es hat nach Nietzsches Wort zweies
Generationen bedurft, um ihn einzuholen, so weit ging er seiner Zeil
voraus; uud wir erleben heute das seltsame Schauspiel, daß ein fast
uerfchollencr Autor Plötzlich aufersteht und den Thron des Genies besteigt,
den seine Zeitgenossen ihm versagten. Dem rührigen Polen Casimit
Ztryienoii danken wir die Auffindung seiuer beiden Selbstbiographien,
seines Romans Lamiel, seiner Tagebücher, die ein unerwartetes Licht
auf den Menschen Neyle werfen: und seit dieser Anstoß einmal gegebeil
ist, mehren sich die Funde, Biographien und Veröffentlichungen, welche der!
Riesentorso seines unvollendeten Lebenswerkes bedeutsam ergänzen. Auch
in Deutschland ist man seit Nietzsches begeisterten» Preis auf dieses „vor.
wegnehmende Genie" auf Stendhal aufmerksam geworden, und die von
mir ins Leben gerufene deutsche Ausgabe seiner Werte tonnte soeben
durch einen autobiographischen Band bereichert werden. Es sind
die „Bekenntnisse eines Eg otiste n",*) die Arthur Schurig,
der Übersetzer von Stendhals Buch „Über die Liebe", aus seinen beide»
Autobiographien und zahlreichen Fragmenten, Briefen usw. geschickt zu
einem Lebensbild zusammengestellt hat.

*) Jena 1905, bei Eugen Diederichs.

Als Fünfzigsöhrigen überfällt Veyle auf der Acrraffc von 3a»
Pietro in Montorio, im Anblick des ewige» Rom, plötzlich der Gedanke
an sein Alter, und mit diesen! n><>i»^urn muri die Frage: „Was war
ich denn? War ich ein geistvoller Mensch? War ich zu irgend etwa?
befähigt? War ich eine heitere Natur oder ein Melancholiker?" So hält
er denn Gerichtstag über sich selbst, und „die tatsächliche Wahrheit über
seine Vergangenheit" geht ihm erst im Jahre 1^5 auf. Ho erklärt sich,
wie in jede»! Rückblick eines Fünfzigjährigen, leicht die Fülle von Ge»
dächtnisfehlcrn, Unstimmigkeiten und Widersprüchen, die sich in Veyles
Aufzeichnungen nachweisen lassen, seit die Stendhalforschnng in Frankreich
zur Wissenschaft herangereift ist, Vei ihm kommt indes noch eine zweite
Gruppe absichtlicher Irreführungen des Lesers hinzu, auf die ich gleich
näher eingehe, Jedenfalls hat Veyle durch beides dafür gesorgt, daß
Pedanten seine Glaubwürdigkeit auch da bezNnifelt haben, wo die Wahr
hcit bestimmt auf, feiucr Seie steht, während sie andererseits alle Selbst
betenntnisse, durch die sich Veyle in den Angcn des Philisters schadet, un-
besehen für wahr nehmen, Scheint es doch gewissen Stcndhcilforschern
nur daran zu liegen, ihr Forschnngsobsekt der skrupellosesten Verlogen
heil, der größenwahnsinnigsten Eitelkeit, der krassesten Selbstsucht, der
körperlichen und geistigen Entartung zn bezichtige», Dafür sind fie aber
tief unfähig, in feine seltsame Seele einzudringen oder die Seele eines
leiner Werte zu erschließen.') Ist es doch auch leichter, das Genie am
Iollstock der Moral abzumessen - ein Verfahren, das man sa anch bei
feinem Geistesbrndcr Nietzsche mit Glück angewandt bat als i» Dichters
Lande zn gehen! Von dn ist es dann nur noch ei» Schritt bis zu
Veyles Plagiaten, ein beliebtes Feld für literarische Spürhunde und
Henker. Gewiß hat auch Veyle sein Eigentum genommen, wo er es
fand, so, nm ein illustres Beispiel zn nennen, ans Goethes „Italienischer
Reise". Aber wie harmlos er über solche Entlebnnngcn dachte, zeigt
der Umstand, das; er seinem Weimarer Kollegen dasselbe Vuch, das jene
Aneignung enthielt, nämlich seine Reisebilder ..lion». Xur»!«?«. k'lo-
l«net>° znsandte, 1o daß dieser darauf aufmerksam werden mußte.
Aber Goethes vornehmer Sin» fand keinen Anstoß daran, viel'
mehr empfahl er das Vnch feinem Freunde Zelter zur Lektüre und An
Schaffung.

Andere Plagiate Veyles entstamme» der „Edinburgh Review":
sie sind teil? in die Reifebildrr, teils i» die „Geschichte der italicnisclxm
Malerei" übergcflofscn. Übrigens deckte die bcstohlenc Zeitschrift fie
schon 18lN auf, Veyle stieß sich nicht daran, „Wenn meine Bücher im
Jahre 189N zur Geltung kommen, wer wird da bei einem Goldkorn
denken, daß es im Schmutz gefunden wurde?" In der Tat, tver würde

*) 3, Ludwig PWM im «Pmer Lloyd" vom 20. mid ät. VIII. 1903.

heilte nach jene» Gedanken noch in den verstaubten Bänden der Edinburgh
Review graben, wenn Vcyle sie nicht, wie er sagt, „in Umlauf gesetzt"
hätte? Und so machte er denn beherzt weitere Anleihen; so benutzte
er den italienischen Gelehi"ten Lanzi für seine „Geschichte der Malerei"«
so später seines Freundes Crozet Bericht von einem Überfall durch
Räuber oder dessen historische Ausführungen über das Vrigemtentum
in Italien. So nahm er schließlich eine e»u8e eslöbre aus der „Ga^
zette des Triounanr" als Gerüst seines Romans „Rot und Schwarz"
und überarbeitete die von ihm aus alten Manuskripten übersetzten „Italien
nischen Novellen" — ganz wie es Shakespeare nnd Molidre, Voltairs
und Goethe, Maeterlinck und Nietzsche, ja alle Großen getrieben habend
Zagt dock) der Clavigodichier von sich selbst: „Wenn ich sagen könnte, was
ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig gewordeu bin, so
bliebe nicht viel übrig, , , , Wir bringen wohl Fähigkeiten mit, aber
ilüsere Eutwickclung verdanken wir tausend Einwirkuugeu einer großen
Welt, aus der wir uns aneignen, was wir können uud was uus gemäß ist/'
Zuletzt noch ein anderes Plagiat Veyles, sein erstes und drolligstes/
das uus eiue» unverhofften Einblick in feine Seele gewährt. In feineni
selbstverfaßten Nekrolog von l881 bekennt er, „in düsterer Laune über
de» Sturz Napoleons" eine Überarbeitung nach einem italienischen Ori.
ginal zu seiner Musiterbiographic über Saydn, Mozart und Metastasio;
seinen» Erstlingswerke, benutzt zu haben. In dem Vuche selbst gesteht
er freilich nur dünn: „Vielleicht enthält diefcs ganze Werk keine Zeile,
die nicht aus einer fremde» Sprache überfetzt ist," In der Tat ist seine
Muzartbiogrophie eiue Übersetzung nach Schlichtegroll, was er unum-'
wunden zugibt, während er für „Havdn" die Havdine von Carvani
benutzte, ohne dies einzugestehen. Freilich hat er manche eigenen Gedanken
hineiu verflöchte», ohne die das schlverfällige Puch heute längst vergessen
wäre, damals schlug der bestohlene Autor indessen Lärm uud zieh den
„Ee'ar Alerander Vombet" so nannte sich der Plagiator — des Dieb-
stahls. Nu» drehte Vcvle den Spieß um nnd bewies dem Anklägern
dessen Buch 1»l2 erschienen war, während Veple seine fingierten Hahdn-
briefe von I^M datiert hatte, daß Carpani der Abfchreibrr wäre....')
Tcrgleichen Maskeuscherzc darf man allerdings nicht unter dem Gesichts-
punkt des moderne» Urheberrechtes verurteilen. Sie sind, wie ich
schon vorwegnahm, charakteristisch für Vevles Proteusnatur: gibt es
doch über hundert Pseudonvme, deren er sick bedient hat, teils ans
Zwang, wie in Eivitavccchia, teils aus Purem Mutwillen, wie in» Falle
Carpani, teils aber auch ans Angst vor Indiskretionen/wie bei seine»

*) Ter ganze «'.'öM-l^ Briefwcckml findet iich abgedniett !„ ..c>o!i'6e^ <lu 5ten6!m1
c^ulv" Paris IWss.

Freund- und Liebschaften und — wie Nietzsche von ihm sagt „aus Scham vor den Heimlichkeiten der großen Leidenschaften und der tiefen Seelen". Beyle trug am liebsten eine Maske vorni Gesicht und verbarg seine kühnsten Ideen und zartesten Empfindungeil unter erdichtetein Namen. So geht es in seinen Werken und Aufzeichnungen, namentlich in feinem Buch „Über die Liebe", wie auf einem Viaskenball zu. Bisweilen trägt eine Person gar verschiedene Tecknamen; ja, Beyle selbst sührt mehrere Existenzen. Der Schriftsteller de Stendhal ist nicht derselbe wie der Mensch Henri Beule: und auch dieser führt ein Doppelleben, das eine vor sich selbst, das andere vor der Außenwelt. Ein Freund schreibt ihm über die Musikbiographien, ohne zu ahnen, daß er der Verfasser oder Übersetzer ist. Byron erführt erst nach Jahren, als er sicy zu seiner letzten Griechenreise rüstet, daß der Verfasser der Reisebilder, der ihm so manches Schmeichelhafte gesagt hat, niemand anders ist als Bcyle, den er seit 1816 sieht und schätzt . . . Derartige Züge muß man neben den Fall Carpani halten, um sich nicht in ein Winkelurteil zu verrennen, und es Pedanten überlassen, sich über das verwirrende Gaukelspiel von Neyles Phantasie zu ärgern. Ihm selbst war jene an Vewußtseinsteilung streifende Vielheit der Persönlichkeit, in der Arthur Schurig mit Recht „eine seltsame Abart des Egotismus" erkennt, nicht nur ein Versteckspiel, sondern ein hoher Genuß, eine Erweiterung der Persönlichkeit über ihre natürlichen Schranken hinaus. Unwillkürlich gemahnt sie uns an die illusionistische Wandmalerei in Pompeji, die ja den gleichen Zweck hatte, den Spielraum des Auges und dadurch das Machtgefühl der Bewohner zu erweitern. Veyle sah sein Lebensglück darin, sich seinen Phantasien ungehemmt hingeben zu tonnen. „Mein Kopf ist eine Intern» mn^icn". schreibt er; „ich belustige mich an den tollen und zarten Bildern, die meine Phantasie mir vorgaukelt." Aber ebenso groß wie als romantischer Träumer ist er als analytischer Sclbstbeobachter. Wie sein Zeitgenosse Benjamin Constant, dessen ..^nui-na! intim?" Paul Vonrget mit Recht neben Vcyles ..^»»v^mi»» c!' «^ntiniue" stellt, ist er ein Selbstzergliederer i>»i excelleuce, und er versteht es auch, wie Sckwvrnhcmer, seine glühendsten Intuitionen mit i>em Eiswasscr seines Verstandes zu übergießen und so zu „objektivieren". Selbst das Gran Malice feblt nicht, ohne das nach Schopenhauers Wort eine Objektivität, auch gegen sich selbst, nicht möglich ist. Veyle schont keine „Schwäche des Tieres" an sich, ja es läuft hier sogar ein wenig Selbstquälerei mit unter, eine jener selbstgeschaffcncn harten „Pflichten", die er sich bisweilen auferlegt, als Gegenmittel gegen den Fatalismus, mit dem er sich seinem Schicksal anzubequemen pflegte, ohne in dessen Lauf einzugreifen. Und er ist überzeugt, daß solch ein „aufrichtiger Egotismus" ei» gutes Mittel sei, das menschliche Herz zu schildern, „in dessen Erkenntnis wir seit Muntesmiiens .lettre« IV>r«nne5' s1721)

Riesenschritte gemacht haben, so daß jener Große uns dagegen bisweilen grob erscheint,"

So sind denn seine „Bekenntnisse eines Egotisten" der beste Leit° faden durch den Irrgarten seiner Persönlichkeit und seine verschlungene» Lebenswege.

Neyle wurde 1783 in Grenoble im Dauphins geboren. „Die dau° phincser Kultur," sagt er, „zeigt eine Zähigkeit und Tiefe, einen Geist und eine Feinheit, die man in der proven^alischen und burgundischen Kultur, ihre» Nachbarinnen, vergeblich sucht." Und er meint, daß Ludwig XI., „dieser tiefe, außerordentlich scheue und verschlossene Geist", der als Dauphin das Land regierte, ihm nicht allein seinen Namen, sondern auch seinen Geist aufgeprägt habe. Der italienische Volksgeist bat viel Verwandtschaft mit diesem dauphineser Charakter, vi elie mi fiö«. I>in mi ssuni<1i». lautet sein Wahlspruch. Auch einer von Beyles intimen Freunden, der in Grenoble geborene Naron de Mareste, ist voll von jener „tiefen piemuntesischen Boshaftigkeit, die im Grunde nichts ist als Menschen- und Schicksalsverachtung", und von der er so manches an den Römern wiederfindet. Auch wir erkennen viel von jenem dauvhinescr Charakter an Veyle wieder.

Diese Anlage sollte durch seine Erziehung noch verschärft werden. „Zwei Teufel waren gegen meine armselige Kindheit losgelassen, mein Vater und meine Tante S^raphie", klagt BeNlc in seinen traurigen Iugeuderinncruugen. Diese Tante S^raphie war die jüngere, unver- heiratete Schwester seiner Mutter! sie spielte im Hause eine nicht ganz klare Rolle, und da sie „ohne Szenen nicht leben konnte", so war sie fortwährend der Anlaß, daß der Knabe ausgescholtcn wurde. Sein Großvater, „der den Frieden über alles liebte", mischte sich nicht gern in diese häuslichen Szenen ein. „In jenen vier oder fünf Jahren," sagt Vevle, „füllte sich mein Herz mit de», Gefühl ohnmächtigen Hasses. Ohne meine epikuräischc Veranlagung wäre ich ein finsterer Bösewicht oder ein glatter heuchlerischer Schelm und jedenfalls steinreich geworden." Cr hat später in dein „Heuchler" Julian Sorel gezeigt, wohin jene Er ziehung bei seiner leidenschaftlichen Natur hätte führen können. Aber ebensogut tonnte seine innere Ztimmc durch so viel Zwang ganz erstickt werden. „Unsere Eltern und Lehrer sind unsere natürlichen Feinde beim Eintritt ins Leben" — mit diesem Worte will Vehlc sagen, daß wir mit unsere» Eltern und Lehrern oft auf Tod und Leben kämpfen müssen, weil sie uns die Persönlichkeit zu ersticken oder zu vergiften drohe». Zum Glück rettete er die feine unter der „Maske der Heuchelei", und warf diese flugs wieder ab, als die Tyrannin S^rnphie starb. Etwas freilich ist ihm davon fürs Leben geblieben: seine an Manie grenzende

Heinilichtuerei uud Rcizbarteit, Wie der iuuge Malivert (iu „Är»w»ce"»
seine inneren Erlebnisse in Anagrammcn »iederschrcibt, incilt auch der
5>s> jährige Venle noch Kabbala niit dein Stock in den Sand oder mit der
Feder auf die Innenseite seines Gürtels, und sein ganzes Leben ist, wie
wir schon sahen, ein Versteckspielen geworden. „Nie habe ich von dem ge-
sprochen, was mich innerlich bewegte: der geringste Einwand hätte mir
das Herz verwundet." gesteht er beim Rückblick ans sein Leben, Daher
anch seine „unglaubliche, tolle Verjcknmegenbeit in Tingen der Liebe"
und seine Verschämtheit seinen literarischen Arbeiten gegenüber. Schon
von ihnen sprechen zu hören, war ihm peinlich. Ja, er wünschte sich
sogar, „in der Gestalt eines gros.en blonden Tcntschen" durch Paris zn
wandern, nm nicht mehr auf der strafte ertannt und angeredet zu wenden,
deinen ersten Lateinnitterricbt gab ihm ein Abb«"' Raillane, „ein
schwarzer Halunke", „allem Anständigen ablwld", „aus Vriestrrinstintt
ein geschworener Feind aller Logik und seder wahren Vernunft", Venle
bat ihm später ein Tentnml des Hns'es in dem Abl^ Eastan>''de (in „Rot
und Schwarz") gesetzt, Tamals lernte er jenen lebenslänglichen „Ab-
icken gegen den Berns dieses Mannes und alles, was von Vcrufswegen
lehrte". So schwelte die Glnt seines feurigen Temperaments nach
innen und wurde zn ^as;. Wie seine Verletzlichfeit nnd Sckiamhastigkeit,
sein Mißtrauen und seine Heimlichtuerei, hat auch sein Rebellencharakter,
der feine Autorität achtete, sein Marchint'ellismus nnd Atheismus seiue
Wurzeln in jenen Ki»desjahre», Tamals wurde er der .,pl^b^!<i>
i-^vnlt^". den er in Julian gezeichmt hat, nnd lernte in der Religion
nichts als Pricsterlüge sehen. Als seine Tante S<">raphie starb, fiel er
auf die Knie, „um Gott für diese grosse Erlösung zu danken." . , ,
In der Tat hatte mm sowohl ihre Tvrannei wie die des Priesters ein
Ende, nnd er durste die neu errichtete Zentralschule besuchen, was die Tote
nie gelitte» hätte, so fand er endlich, was er sich so heiß ersehnt hatte,
Freiheit nnd Kameraden, Aber die Wirklichkeit kam ihm nach den
törichten Vildern, die ibm seine Pbantasie vorgegaukelt hatte, recht
schal vor: statt hochherziger Spielgefährten erschienen ihm jene als
„recht egoistische Gassenbengcl", von denen er sich stolz zurückhielt.
Andererseits schloß er schon auf der Tclmlbanf eine Freundschaft fürs
Leben mit seinem Vetter nnd nachmaligen Testamentsvollstrecker Romain
Eolomb. Einem Manne, dem Geometer Gros, lni dem er heimlich
Matbematikstunden nahm, sollte er noch in „Not und Schwarz" wegen
seiner republikanischen Tugend und Redlichkeit ein Tcnkmal der Liebe
setzen: er ist anck, dort eine der wenigen Ausnahmen in einer Galerie
baulicher Tmnfte, Tic Mathematik erschien seinem Wahrheitsdurst als
die einzige, gegen Heuchelei gefeite Wi"e»schaft: nnd es ist bezeichnend,
das; er gerade in ihr ei» Mittel ^nr Erlösung von Grenoblc sab. Er
arbeitete »lit Feuereifer, „wie Michelangelo in der Sirtini'cken Kapelle".

und erreichte es damit, daß er den ersten Preis bei der Schulprüfung
und die Einwilligung seines Vaters errang, die Polytechnische Hochschule
in Paris zu besuchen. Einen guten Rat seines Onkels Romain nahm
er zuletzt noch mit auf den Lebensweg: er betraf die Frauen und die
Karriere, die man durch sie machen könne.. So tat er, zum radikalen
Denker und zum Galan gleich vorbereitet, den ersten Schritt ins Leben;
auch der literarische Geschmack des frühreifen Knaben, in den letzten
drei Schuljahren durch Shakespeare und Ariost bedeutsam modifiziert,
lag seit 1796 fest: er hatte ihn durch heimliche Lektüre von Voltaire und
Rousseau sowie einer Reihe leichtfertiger Nokokoromane gebildet; seine
gleichzeitige Bekanntschaft mit Ton Quichotte erschien ihm später als
„der größte Wendepunkt in seinem Leben". Nieser Geschmack hat sich
in, Lauf seines Lebens kaum verändert, und Veyle nennt diese kleinen
Geschmackswandlungen „die einzige Arbeit seines Lebens".

„In Paris leben und Komödien schreiben wie Moliöre", war der
firc Gedanke seiner Jugend, Es kam anders. Zwei Tage nach Napoleons
Staatsstreich vom 18. Vrumairc war er nach der Hauptstadt gekommen.
Ein halbes Jahr später folgte er den Fahnen des großen Korsen über,
den Sankt Vernhard nach Italien, erst als Volontär in der Intendantur
kcmzlei seines Vetters, des nachmalige» Grafen Pierre Tarn, bald aber,
dank dessen mächtiger Protektion, als junger Dragonerleutnant, iiluUich
wie sein späterer Held Julian Sorel, der Tekretnr des Marquis de la
Mole, sich plötzlich als Kavallerieoffizier in Straßburg sieht. Veyle
sollte diese kurze Soldatcnzeit nie vergessen. Als er 183N in seinem
Roman „Rot und Schwarz" erzählt, wie Julian durch den Anblick der
aus Italien heimkehrenden sechsten Dragoner in ihren prächtigen Uni
formen zum Kricgsberuf begeistert ward, setzt er stolz in einer Anmer
kung darunter: „Verfasser war Leutnant bei den sechsten Dragonern".

„Jemandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt er-
schüttert hat, ist nichts unmöglich," dies Goethewort klingt wie auf
Ttendhnl gemünzt. Ter Krieg erst hat die männliche Leite bei ihm
ausgebildet, und selbst auf Gebieten, die mit dem Krieg nichts zu schaffen
haben, bekundet er militärische Anschauungen so auf seinem Üieb^
lingsschlachtfeld, dem der Liebe. . . . Taß er es im Duell für eine
Feigheit hält, mit der Wimper zu zucken, daß er lieber ein Duell pro-
voziert, als einen frechen Vlick, ein unverschämtes Wort einzustecken und
sich nachher ewig Vorwürfe zu machen - ist bei einem im Ehrpunkt
kitzligen Franzosen und Soldaten durchaus verständlich. Er zwingt
seine Furcht, die ihm die Gefahr im Hohlspiegel seiner hitzigen Dichter
Phantasie verzehnfacht, nieder, und wenn ihm auch die Haare zu Verge

stehen, geht er doch mit kalter Entschlossenheit zum Ziel. Aber auch in
der Liebe hält er es für seine Pflicht und Schuldigkeit, einer Frau,
mit der er fünf Minuten allein ist, eine Liebeserklärung zu machen
und sie, wenn sie ihn liebt, zu „attackieren", — oder aber sich selbst zu
perachten, Proben von beiden, gibt er nns in „Not und Schwarz", und
dort sehen wir auch die Folgen dieser frostigen „Verstandcsliebe", des
Korrelats seiner kalten Tapferkeit, die ihm jeden Genutz in der Liebe
vergiftet und erst nach völliger Intimität in ihr Gegenteil, die selbst
loseste, tollste, unbesonnenste :>monr-M»8i«n nmzuschlagen pflegt.
Und schließlich ist auch jene zur Schau getragene Kälte, wenn er die
leidenschaftlichsten Herzenswallungen schildert, ein letzter Abglanz seiner
strengen militärischen Selbstzucht. Noch dreißig Jahre nach jener 2ol>
datenzeit fand M6rim^e etwas Toldariiches in seinem Wesen, nnd vollends
Nietzsche kündet seinen Ruhm in militärischen Ausdrücken. Er nennt
ihn „ein erkennendes, vorwegnehmendes Genie, das mit einem napolco-
nischen Tempo durch sein unentdecktes Europa marschiert ist uud zuletzt
sich allein fand, schauerlich allein. . . . Jetzt, wie gesagt, kommandiert
er, ein Befehlshaber für dir Auserwähltesten."
Einstweilen freilich sollte er seine militärischen Talente nur vor dem
Feinde offenbaren, infonderheit im Treffen von Castel Franco, wo wir
ihn bereits zum Divisionsadjutanten des Generals Michaud aufgerückt
sehen. „Kalt, tapfer, berechnend, mißtrauisch, immer in Furcht, sich von
jemandem begeistern zu lasse», der sich heimlich darüber lustig machen
könnte," so schildert er selbst später die Jugend seiner Zeit. So müssen
wir ihn uns vor allem selbst denken. Er paßt fortwährend auf feine
geringsten Handlungen auf, um den erfahrenen Mann zn spielen, und
ist ewig in Angst, „düpiert" zu werden und lächerlich zu erscheinen. Im
Grunde ist auch dies alles, ebenso wie seine Tuellwut, seine Tapferkeit,
seine Liebespraktiken, aus einer übergroßen Empfindsamkeit zu erklären,
die ihn vollends zu verzehren drohte, als er zu Angela Pietragrua, der
Frau eines Mailänder Arztes, bei der ihn der Auditor Ioinville, ihr
Liebhaber, einführte, eine vorerst noch platonische Liebe faßte. Erst zehn
Jahre später, bei seiner Rückkehr nach Mailand, sollte er seine ar»
:>m»nc!i in die Praris umsetzen und zum Attackiere» uud Besiegen über-
gehen. Einstweilen harrte er — ganz im Gegensatz zu seinem Julian
Zorel ^ immer noch des Zufalls, der ihn in die Arme der Liebe führe»
sollte. So blieb er „stolz, scheu und verkannt". „Aber," fährt er
bei einem Rückblick auf diese Zeit fort, „wenn ich dnnmls i» Mailand
geliebt biitte, wäre »iei» Charakter ein ganz anderer geworden. Ick,
wäre ein Ton Juan geworden nnd nicht dno arme Nesthäkchen der
Empfindsamkeit, »-In» >>»,> x«>i'vi,'nn ,>«>! :,it<^." d. h. er märe nicht jener
sensitive Küm'ller geworden, der die Mailänder Scala, damals eine der
ersten Opern der Welt, an ertter Stelle imler seinen Ingendeindriickc»

nennt. Er wäre der Musit, der Malerei und der Frauen „bis zum Er
brechen überdrüssig geworden", wie er später einmal sagt.
Nach dem Minciofeldzuge stand sein Regiment in mehreren reizenden
oberitalienischen Garnisonen. Indes hatte Neyle nicht das Zeug zum
Friedenssoldaten, Er spottete später ost über diese „groben Helden",
„die so grob und dumm waren, wenn sie nicht auf dem Schlachtfeld
waren! und selbst da dachten sie nur an die Orden und den Ehrensold,
den ihnen eine Wunde einträgt." So nahm denn Beyle, zum großen
Verdruß seiner Familie, rasch seinen Abschied. „Ich bin nicht
Oberst geworden, was ich bei der mächtigen Protektion des Grafen
Tarn, meines Vetters, leicht hätte werden tonnen. Aber ich glaube,
ich bin so glücklich geworden." Dem jungen Vcyle schien nichts so süß,
wie in Paris „als Philosoph zu leben und Komödien zu schreiben", und
dies sollte, nach seiner militärischen Extratour, nun in Erfüllung gehe».
Er lebte also in Paris, nahm Teklamationsstunden, ging ins Theater,
wollte eine Zeitlang sogar Schauspieler werden und begann den erste»
Akt eines Verslustspiels „Letellicr", das er aber nie vollendete. Wir
kennen ähnliche Schwantungen bei Goethe, der sich bekanntlich eine Zeit-
lang ernstlich als Maler und Bildhauer berufen fühlte, und schließlich
auch einen indirekten Nutzen für die Dichtkunst aus diefen Tastversuchen
erntete. Auch Veyle sollte der vertraute Umgang mit der Theaterwelt
und der Technik des Dramas noch zugute kommen, als er seine Pam-
phlete „Racine" und „Shakespeare" schrieb. — Neben diese» Kunst
stndien, die ihn negativ orientierten, vollendete er seine „zweite Er
Ziehung", indem er sich in die philosophischen Schriften, di?
Romane und Memoiren des XVIII Jahrhunderts vertiefte.
Instinktiv sucht er den Anschluß an die von der Revolution
jäh verschüttete Kultur des uu<-i?n i-,^iiu»>, er geht zurück,
aber nur um weiten Anlauf zu nehmen und seine Zeitgenossen
zu überspringen^ mit Recht sieht Nietzsche in ihm und in Goethe
die beiden größten Versuche des europäische» Geistes zur Überwindung
des XVIII. Iahrhuuderts, So ward Cnbnms' .,Itlrpi»nrr cku ^llvizni.»^
<>< 6» lum-ul" seine „Vibel", »nd Tcstutt de Tracv, der Busenfreund
von Caoai'.is und Verwsser der „Ideologie", ward „der einzige, der ih»
je hat umlerne» lasse»". Er sollte dem letztere» später persönlich näher-
treten, ja seiner Familie dereinst viel Dank schulden, »nd beide haben
nachhaltige Spuren in leine» Werte» hinterlasse». Er »ennt seine
Schrift „Über die Liebe" ei» ..!iv>^ <l'!«l^'<»!<>8!e". und es ist ebenfo auch
eine Untersuchung über dir „Veziehunge» vo» Körper u»d Seele".
Vollends in seiner Geschichte der italic»ische» Malerei wendet er die von
Montesquieu begründete, vo» (!aba»is wcitergesvoimeiie Idee von der
bedingenden Macht des VUimas »nd des Milieus auf einen konkreten
Fall an und »immt io Tnines berühmte Milienlebre vorweg. Einst-

»
weile» freilich skizziert sich der künftige Beylc erst, „Die Jugendjahre
eines höheren Menschen/' schreibt er zehn Jahre später an seine Lieblings»
schwester Panliuc, „gleichen einem häßlichen Dornbusch. Nichts Liebens»
würdiges noch Änwutiges in eine»! Alter, wo der Turchschnittsmensch
es unwillkürlich ist," In seinen Briefen ans der damaligen Zeit er-
scheint er als ein licbcbedürftigcr, sehnsüchtiger Träumer, der immer
dem Phantom einer großen Liebe nachjagt, wie Iofsroy Rudel. „Ich
habe ihm einen Namen gegeben, Augen, ein Gesicht, Ich sehe es ohne
Unterlaß, Bisweilen spreche ich mit ihm, aber es antwortet mir nicht.
Und wie ein zfind, das feine Puppe umarmt hat, weine ich, daß es mich
nicht wicdertußt." Endlich sollte er die große Leidenschaft kennen lernen
und seinen Wunsch, mit einer Schauspielerin zusammenzuleben, erfüllt
fehen. Im Jahre 1504 lernte er bei seinem Teklamationslehrer die
junge Schauspielerin Melanie Guilbcrt kennen, „eine hohe Seele", die
er alsbald zu „vttackieren" beschloß. Er folgte ihr nach Marfcille, wo sie
ein günstiges Engagement erhalten hatte- dort wurde fie die Seine. Cr
gab ihr „nicht einen Groschen", vielmehr mußte der Dragonerleutnant
a. D., um seinen Unterhalt zu fristen, als Handlungsgehilfe in eine
Drogerie eintreten nnd „Schnapsfässer abwiegen". Sein Vater, für
den er „seit 1799 nicht mehr als ein Geldforderer gelvejen" war, entzog
ihm, durch diesen neuen Jugendstreich aufgebracht, selbst die karge Zulage
von 150 Franken. Vielleicht wäre ihm dieses romantische Abenteuer
an den blauen Gestaden des Mittelmeers zum ewigen Verhängnis und
zur Kette fürs ganze Leben geworden, — hatte er doch bereits die kleine
Tochter seiner Geliebten, die Frucht eines früheren Liebesverhältnisses,
gleichsam an Kindesstatt angenommen, — wenn sein Vater ihn nicht
schließlich diesem Zigeunerleben entrissen hätte, indem er ihn zwang, mit
Daru abermals zum Krieg auszurücken, diesmal gegen Deutschland,
wiederum als Intendanturvolontär, „etwas dem Soldaten Verächt
lickcs".

Am 27. Ottober 18(Xl war Beylc Augenzeuge von Napoleons Einzug-
in Berlin nach der Schlacht von Jena, dem Siege über den Staat
Friedrichs des Großen! Zwei Tage nach diesem Einzug, der Napoleon
auf dem Gipfel der Macht sah, wurde Beylc zum Adjunkten der Armee»
intendantnr ernannt und mit administrativen! Auftrage nach Braun
schweig gesandt, wo er bis 18l!9 blieb. In die gleiche Zeit fällt bekannt
lich Goethes denkwürdiges Zusammentreffen mit jenem „Kompendium
der Weltgeschichte". Und wie diese Begegnung Goethes höchstes Erlebnis
war, wie Napoleon ihn über den Menichen umlernen ließ und selbst
in der Uinprägnng der Fmistgcstalt sein Einfluß fnnlbar wird, so hat

auch der Rcbclle Veyle, der die Götzen der öffentlichen Meinung verspottete, der keinen Zwang und keine Autorität anerkannt«, diesen einen angebetet und ihm gedient, als Jüngling mit dem Säbel, dann als Beamter nnd schließlich mit der Feder als Schriftsteller, „Er hatte nur vor einem Menschen Respekt, vor Napoleon," heißt es im „Leben Henri Vrulards": das beweist auch sein Fragment „Napoleon", seine Widmung zur „Geschichte der italienischen Malerei": noch mehr aber beweisen es die Helden seiner beiden großen Romane, welchen überragenden Einfluß die Riesengestalt des Korsen auf sein gesamtes Geistes« leben ausgeübt hat.

Für die deutschen Verhältnisse, in die Beyle nun gesetzt ward, hatte er im ganzen ein freies und unbefangenes Auge. „Wo der Deutsche der Vertiefung bedarf, überblickt der Frcmzofe im Fluge," sagt Madame de Staßl. So fehlt es auch in seinem Fragment „Braunfchweig" nicht an treffsicheren Apercus, an Flüchtigkeiten und gewagten Verallgemeinerungen, Mit Kant und Fichte hat er sich herumgeplagt, um schließlich zu dem Resultat zu kommen, sie hätten „nichts getan, als gelehrte Kartenhäuser aufzubauen". Er glaubt, daß „Kant und seine Schüler die Deutschen ebenso irreführen, wie der Methodismus und die Bibel die Engländer irreführen". Ihm steht es fest, daß der Mensch jederzeit das tut, was ihm das größte Vergnügen bereitet: das Gegenteil scheint ihm widersinnig und unnatürlich: wogegen das Kantische Sittengefetz bis in die Kunstanschauung hinein das üHintei-cx^ine-nr fordert. Ihm war das Schöne eine prnmesse 6e doiiI,c>»i', ganz wie die Liebe: Kant dagegen sagt: „Schön ist, was ohne Interesse gefällt," Wir finden den gleichen Gegensatz zwischen Kant und Nietzsche wieder (s, Genealogie der Moral, 106), Auch die schroffen Urteile über die Burschenschaften und das Treiben an den deutschen Universitäten, die er trotz aller Bewunderung für die Koryphäen der Altertumsnnssenfchaft als direkt kulturfeindlich betrachtet, hat Beylc mit Nietzsche gemein: nicht so die Bewunderung von Luthers Revolution, die Nietzsche als „Bauernaufstand des Geistes" verhöhnt, während Bevle sie als „die größte Tat der Neuzeit" ansieht und demgemäß Zacharias Werners Lutherdrama „Die Weihe der Kraft" für „vielleicht das Beste seit Shakespeare" hält. Auch die Bewunderung für Goethe, den Nietzsche als das letzte Ereignis des deutschen Geistes und als Antipoden Kants feiert, sucht man bei Stendhal vergebens. Das schmerzt uns bei dem späteren tiefen Kenner italienischer Kultur um so mehr, als Stendhal in seinem sinnenfrohen Realismus, feiner Verehrung für Napoleon und Thakespare, seiner Schwärmerei für Italien und Lord Byron, seiner Stellung zum Ewig-Weiblichen und seiner Beurteilung Teutschlands als „Land des Respektes" viele Berührungspunkte mit Goethe besah und bei diesem später volle Anerkennung finden sollte, l'ibrigens verdankt er auch feine radi»

täte Stellungnahme gegen Racine und fiir Shakespeare einem deulschen
Werte, dem Vuch „Über dramatische Kunst und Literatur" von A. W.
Schlegel, das er 1809 in Wien während des Fcldzugcs frisch von der
Presse weg las. Daß diese ganze Tendenz freilich ihren Herold bereits
in Lcssing hatte, und daß schon Goethe dieselben Postulatc, die
Victor Hugo später mit großem Tpettatel aufstellte, längst er-
füllt hatte, leuchtete ihm nicht ein. Nur eine deutsche >!m>st
hat Veyle stets geliebt und bekannt- die Musik, Er preist es als
glückliche Schicksalsfügung, daß er >I^»<>- 1810 in Dentschland und
«814—1821 in Italien gelernt habe, was Musik sei, Mozart hat er
noch über das Grab hinaus geliebt, tjus^t' liniiu,, nckuluva)!<,»»>>.
s^inlaio»» ^ ^nllllegpeür«, schrieb er auf seinen Grabstcinentwuri.
Auch hierin gleicht er seinem Wahlverwandten Friedrich Nietzsche, dcr
bekanntlich zeitlebens ein leidenschaftlicher Musittenner und Liebhaber
geblieben ist. Der schönste Zug Bcylcs in Teutschland ist zweifellos sei»
vornehmer Kosmopolitismus. Jeder Chauvinismus ist ihm verhaßt.
Er tritt nicht als Sieger mit Erobererstieiel» auf: er kennt überhaupt
keinen „Feind", sondern nur Kulturvölker und Barbaren. „Die Well
ist ein Vuch, von dem man nur die erste Seite kennt, wenn man nur
sein Vaterland gesehen hat," und „das wahre Vaterland ist das Land,
wo man am meisten Menschen trifft, die einem gleichen," sind zwei Grimo
sätze des „Ncylismns". So nannte sich dieser Ausnahmefranzose denn
auf feinem Grabstein einen Sohn seines geliebten Mailand, wie es
an seinem Grabe auf dem Pariser Montmartrefriedhof in italienischer
Sprache zu lesen steht, Veyle stand über dem Zufall der Geburt und
des Vaterlandes. Er betrachtete sich als Abkömmling seiner mütterlicheil
Familie Gagnon und sah in seinem Vater seinen „Bastard", wie er
sich ausdrückt. Ebenso wählte er sich als Vaterland Italien, das
Land, dem er sich wahlverwandt fühlte, , , . Und wie er für kein
Land gegen das andere blindlings Partei nimmt, ebenso steht er auch
über dem Partcigctricbe innerhalb der einzelnen Staaten, Er glaubt,
daß „der Adel weniger prosaische Seelen zählt als das Bürgertum".
Er hat eine Menge aristokratischer Freunde und namentlich Freun-
dinnen, ganz wie der Jakobiner Julian und der große Demokrat Schiller,
Er lebt wie dieser von Fürstengunst. Aber er steht trotzdem ein, daß
„die Höflichkeit der oberen Massen sede Energie bannt". Wie „Helden»
mutige Schafe" haben sich die Adlige» Anno M abschlachten lassen, ohne
ein Wort zu sagen, „Ihre einzige Furcht beim Sterben war die, sich
geschmacklos zu benehmen," Er selbst ist durchaus Individualist.
„Ein Salon von Marquis und höchsten Ordensträgern, die mit Mural
protzen", ist ihm „ein ebenso widerwärtiges Schrecknis, wie ein Znlo»
voll reichgewordencr Bourgeois, die mit Lnrns protzen". Int«i- p»r^»
fühlt er sich nur „in einem kleinen Kreis von acht bis zehn Per'onen,

unter denen die Damen alle Liebhaber besitze», wo die Unterhaltung
launig, anekdotenhaft ist: das ist die beste Gesellschaft",
Doch ich greife hier seinen Lcbcnsschicksalcn vor. Einstweilen sehen
wir ihn in Wien als Liebhaber der Gräsin Tarn, der Frau seines
Vetters und Gönners, die er im kaiserlichen Hauptquartier, zu derselbe»
Zeit, da Napoleon mit dem Schwert um Marie Louise buhlte, zu „attak-
tiercn" unternahm und auch glücklich besiegte, Es war eine „Liebe aus
Eitelkeit", wie er sie später selbst definiert hat, nnd ihre guten Folge»
niögcn den Realpolitiker Vcyle über die A»fä!Ie von Scham, die ihn nach»
her in Paris befielen, hinweggrtröstet haben: dcmk dem Einfluß seii^r
Geliebten wurde er 1810 zum Inspektor der kaiserliche» Mobilien und
zum Auditor im Staatsrat ernannt. In dieser Eigenschaft wohnte er
den berühmten Staatsratssitznngen unter Napoleons Präsidium bei und
konnte das Getriebe amHofc aus nächsterNähe beobachte», Schon n>Deutich
laud hatte er seine» Psychologcnblick a» fremden Titten nnd Verhältnisse»
geschärft; während der Feldzüge verfchaffte ihm sein Quartierzettcl jed.n
Tag den Zutritt zu einer neuen menschlichen Komödie, und am nächsten
Morgen, wenn er weiter zog, hatte er schon Liebe und Haß erweckt
und Einblick in drei oder vier Charaktere gewonnen. Nun vollends cnt
rollte sich ihm ein Bild ohnegleichen. Er sah die Fäden, die ganz
Europa überspannten, in der einen kleinen weihen Hand zusammen^
laufen, fah auch die Schäden des Systems und die- Torheiten fci»er
Vertreter, Von Napoleons Oberzercmonienmcister hat er uns eine bc
luftigende itaritalur entworfen, mit dem fchmerzlichen Nachwort: ,,3o
weit hat die kleinliche Pariser Eitelkeit Napoleon, einen Italiener, ge-
bracht," Auch aus feinen Aufzeichnungen aus jener Zeit schrillt bereits,
wie ei» Sturmzeichen der nahenden Katastrophe, eine Wendung des
Widerwillens gegen die brutale Rnhm- und Geldgier derer, die den
Kaiser umwerben, „und dies alles im Beisein sehr entblößter Frauen
mit de»> Ausdruck der Bosheit und des sardo»ischen Lächelns für alles,
was nicht perfönlichen Vorteil bringt oder mit barem Gcnnsse bezahlt
wird". :
Als der russische Feldzug ausbricht, bewirbt er sich aus purer
Tatenlnst nnd Wißbegier um eine Mission an das kaiserliche Hanpt>
quartier und eilt der Armee nach, wiewohl er die „düstere Zukunft im
Schoß der cndlofcn rnffifche» Steppen, zumal bei dem verwegenen Geiste
des Fcldherrn" voransahnt. Er wohnt dem Übergang der zahllose»
Heeresmassen über den Dnjepr, der blutigen Schlacht an der Mostwa,
dem Brand Moskaus als „genießender" Zuschauer bei. Er bewundert
jene „ungeheure Flammenpyramide, deren Basis wie die Gebete der
Gläubigen auf Erde» ruhte, während die Spitze in den Himmel ragte",
und betlagt uach dem Wicdereinmarfch den Anblick dieser reizende»
Stadt, die nun in schwarze stinkende Ruinen verwandelt sei! Auch die

Barbarei im französischen Heere verletzt seinen durch Italiens Schön-
heilen verfeinerten Sinn. „Was mir den russischen Feldzug verdorben
hat, ist der Umstand, daß ich ihn mit Leuten gemacht habe, die das
Kolosseum und die Küste von Neapel geschändet hätten. , . . In
diesem Ozean von Barbarei kein Ton, der in nieincr Seele wiederklingt!
Alles ist roh, schmutzig, stinkend, im Körperlichen wie im Geistigen!"
Und er verschwört sich, sich nie mehr von seinem Ziel, seiner ear».
Italic, abbringen zu lassen. Ja selbst während des Feldzugcs hält ihn
der Gedanke an Italien hoch: er arbeitet in Rußland ^ an der „Ge-
schichte der Italienischen Malerei" . . . Aber alle seine Manuskripte,
auch seine Tagebücher aus Rußland und aus Teutschland gingen auf der
Iterrune 6e N<»8c>m, verloren: freilich, hat er dafür die gewaltigste
Tragödie des 19. Jahrhunderts miterlebt.
Noch zweimal folgt er der kaiserlichen Ordre, das erste Mal nach
Sagan, wo er als Armeeintendant wirkt, aber unter den Nachwehen
des russischen Feldzuges schwer erkrankt, und das zweite Mal, kaum
genesen, nach Grcnoble, wo er sich an der Landesverteidigung gegen die
einrückenden Verbündeten rege beteiligt. Napoleons Sturz reißt ihn
mit. Aus allen Himmeln seines politischen Ehrgeizes gestürzt, sucht er
Vergessen in seinem geliebten Italien, in den Armen der Liebe und
im Genuß der Künste. Nie Früchte dieses „doppelten Gartens" find
zahlreiche Werke: die „Geschichte der Italienischen Malerei", die Reise-
skizzen „Rom, Neapel, Florenz", die Musikerblograßhien „Mozart,
Haydn und Metastasio" sowie „Rossini", und endlich die „Römischen
Spaziergänge". Leben, Liebe, Schriftstellcrei fließen ihm zu einer groß
zügigen Dreieinigkeit zusammen. Vif<«e. «eri^o, »inü. sagt er auf
seinem Grabstein. Die Schönheit des Kunstwerks ist ihm eine l'i'oiue»^
<le doulieul-, ganz wie die Liebe; und „die Künste leben von den Leiden-
ichaften". So wird es auch verständlich, warum seine Angebetete auf
ihn wirkt „wie die Tochter des Hcrodias von Lionardo da Vinci" (wahr-
scheinlicher von Luini), und wenn er die Herzogin von San Tevcrina
in der „Karthause von Parma" als Kopie nach Corcggio bezeichnet.
Die Ion,bardische Schönheit ist ihm der ideale Fraucntypus; die rein
griechischen Köpfe der Bologneser Schule beginnen ihn zu „ärgern". Er
ist „verliebt in das italienische Mittelalter", und aus dieser Perspektive
heraus erscheint ihm Paris als kunstlos, weil es „das Hübsche liebt
und die Energie haßt". In der Kunst wie in der Liebe sucht er den
„ti'»it <ls In i»ll8»inn", durch den sich die Leidenschaft enthüllt, jenes
„lliviu impl'^vu". das plötzlich aus dem Instinkt hervorbricht und alle
Vernunft zuschanden macht, jenen „Blitzschlag der Leidenschaft", wie wir
ihn aus „Romeo und Julia" kennen, der zwei Herzen zusammenschmilzt

und im Liebestaumel zur Erfüllung des Glücksvcrsprechens treibt, ohne
Zaudern und Tugendbedenten, ohne Neue und Todesfurcht, Ter Natur-
zweck der Liebe entgleitet ihm dabei freilich gänzlich, ebenso wie der
Zweckbegriff in der Architektur; er berührt ihn nicht einmal. In Julian
Sorel hat er uns ein Stück feines Seelenlebens offenbart. Ihn entrückt
der tiefe feierliche GlockenNang in der Kathedrale von Befanden der
Erde: er denkt nicht an den Lohn für den Glockenläuter. ... So ist
sein Buch über die Liebe, wie Arthur Ehuyuet fein sagt, im Grunde
„eine Studie über die Macht der Phantasie in der Liebe", und ebenso
hat man seine Kunstgeschichte einen „Abriß des Beylismus" genannt.
Nicht lernen und lehren will er die Malerei, sondern zu ihrem Genutz
anleiten. Als ehrlicher Impressionist erzählt er uns immer nur das,
was er vor den Kunstwerken persönlich empfindet, oder in den Delirien
der Liebe an sich selbst beobachtet. So vollzieht er, dessen Blick keine
Schulweisheit trübte, jene Staroperation am Urteil Europas über
die italienische Renaissance, die Nietzsche fünfzig Jahre später für
Hellas nachholte, indem er seinen Zeitgenossen, die nur das Apollinische
der griechischen Kunst sahen, die Augen für ihren dionysischen Untergrund
öffnete, „Die erste Eigenschaft eines italienischen Herzens," sagt Bcyle,
„mit Ausnahme von denen, die durch Tyrannei oder Frömmelei zum
Stumpfsinn gebracht sind, ist die Energie, die zweite das Mißtrauen,
die dritte die Wollust, die vierte der Hatz, . . . Sie waren es, die den
Italienern des Cinquecento so viel Geist und Mut und ihren Künstlern
so viel Genie gaben." Taine mit seiner weltberühmten Milieutheorie,
die ihren Romandichter in Zola fand, Jacob Burckhardt mit seiner
Geschichte und Kultur der Renaissance sind in seine Fuhstapfen getreten,
und Nietzsche hat in seiner Philosophie die Bedingtheit aller Moral ge-
funden.

Nie „Geschichte der italienischen Malerei" hatte bei ihrem Er»
scheinen (1817) in Frankreich gar keinen Erfolg. Beyles Anfchauungcn
waren 'zu neu und ungewohnt, die französische Tradition zu starr und
zu zäh. Dagegen ward man in England ans den Autor aufmerksam,
freilich auch auf den Plagiator, und jedenfalls follte fein Buch ein Torso
bleiben: statt der sechs projektierten Bände erschienen nur zwei, über
Michelangelo und Lionardo; erst nach seinem Tode kamen noch zwei
Studien über Raffael und Andrea del Sarto zum Vorschein und er-
schienen posthuni im Jahre 18N7! Zugleich veröffentlichte Beyle, wieder
unter einem anderen Decknamen, jene italicnifchen Reisebilder, die Goethes
Entzücken erregten, und die auch Lord Byron mit Interesse gelesen hat.
Er möchte darin „nur von solchen verstanden werden, die für Musik
geboren sind", und in der Tat nimmt die Mnsik und ihre Bedeutung
im Leben der Nation einen breiten Raum ein, und überall finden wir
jenes sanfte Übrrichwellen des Gefühls, so. wen,n er das Avcläuten, ein

Bild Correggios, den nächtlichen Anblick des Mailänder Doms oder die
zarte Schönheit einer Mailänderin schildert, Solche Stellen müssen
es gewesen sein, die ein Goethe auswendig zu lernen wünschte; und auch
heute noch haben sie ihre ursprüngliche Taufrische bewahrt, Bcyle nennt
sich einmal den letzten „Italienreisenden". „Andere werden kommen
und die Kunstdcntmllller besehen," sagt er, „aber sie haben die Menschen
nicht gesehen und studiert," Nichts ist wahrer. Was sind Bourgets
„t5kn»nril»nk ck'ltnlie" und Taines „Reise in Italien" mit all ihren
künstlerischen und archäologischen Betrachtungen im Vergleich zu der
Kenntnis italienischer Verhältnisse, die wir in Bcyles Neisebüchern sindc»!
Darum hat auch lein Nordländer Italien so tief geliebt wie Beyle, sein
gründlichster Kenner, Er, dem jedes Pathos ein Greuel war, versteigt
sich hier zu Hyperbeln der Liebe, wie die bekannten Worte' „Wenn
du ein Herz und ein Hemd hast, so verkaufe es, um den Vatikan in
Rom und den Vesuv in Neapel zu sehen,"

Seine einzigen äußeren Erlebnisse in jener Zeit sind „große, schreck
liche Licbcserlcbnisse". Nachdem ihm die Pietragrua den Kummer be-
reitet hatte, ihn mit einem anderen zu betrüge», gab er den intimen
Verkehr mit ihr ans, besuchte ihren Salon jedoch weiter. Neue Fesseln
harrten seiner in der unglücklichen Leidenschaft zu Mathilde Dembowoka,
geborene» Viscontini, der Gattin eines in Mailand lebenden »apoleo
nischen Generals, eines geborenen Polen, Sie hat ihn nie erhört und
ihn durch ihre Hartherzigkeit schließlich zur Verzweiflung getrieben.

So zog er denn über den St, Gotthard nach Frankreich zurück, in einer
Geistcsverfasfnng, die nur der ihm nachfühlt, der selbst ein Stück seines
Herzens in Italien zurückgelassen hat, „Da ich nicht vergessen kann,
wäre es nicht besser, ein Ende zn machen?" fragt er fich hundertmal.
Alles, was iu Paris gefüllt, stößt ihn ab. Ein „tödlicher Ekel" treibt ihn
nach London, wo er sich wenigstens „der Ziererei nnd dem geräuschvoll
affektierten Wesen der Franzosen" enthoben fühlt. So beginnt er lang
fam zu genefen. Nach Paris zurückgekehrt, gewinnt er Freunde, die
ihn zerstreuen. Einer der ersten ist der zehn Jahre jüngere M'.»riim»e.
der Carmendichter und fpätere Akademiker, dessen Vorrede Veyles
,.('<)>-, ?«p«uck»n<>« iu^ckite" einleitet. Er hielt Bcyle anfangs für
paradox und originalitätssüchtig; er hat erst später eingesehen, daß an
Bcyle alles natürlich und ehrlich war. In der Tat mutzte dieser Mann,
dcni die unglückliche Leidenschaft ein unendlich differenziertes Gefühls
leben verliehen, dessen Geschmack die Vertrautheit mit der großen Kultur
der Renaissance gehoben hatte, in der Pariser Unterhaltung „eine Arven'
und in den „Pariser Puppen", die geistreiche Redensarten nachplapperten,
nichts als Unnatur und Affektiertheit sehen. Diese ganze Gesellschaft
schien ihm im Grcisenalter zu stehen, während er ihr wiederum „total
verrückt und affektiert" erscheinen mutzte. ..I! n<> ponvnit plniie. il

stuit lr<»l> ,1iN, ^ut", jagt er später von seinem in das gleiche Milieu
versetzten Julian Sorcl, »nd „stre äiM»^,,» eu^nlli'« liiline^. Als
er es ein Jahr nach seinen» Abschied von Mailand mit „tränenden
Augen" über sich brachte, sein V»ch „Über die Liebe", die Frucht seiner
dortigen Liebeserlebnisse, zu drncten, fand man es wegen seines Tones
wie wegen seines Inhalts kalt und frivol. Als er den Verleger nach
einem Monat fragte, wie es ginge, sagte er: „Es ist heilig, denn niemand
rührt es an," Von ll>23 bis .1833 wurden nur !7 Eremvlare vcrtaurt
-^ es ist ungefähr das Schicksal von Schopenhauers „Welt als Wille
und Vorstellung" ,Ich habe dem Piwlitnm nicht geschmeichelt.''
sagt er später, „nnd dies in einer Zeit gewaltiger Niederlagen und Er>
schütterungrn, wo die ganze Literatur nur den Zweck zu habeu schien^
unsere Eitelkeit über ihr Unglück zu trösten," Ans demselben Grunde
mißfiel sei» Vnch über Rossini-, das gereizte Nationalgefüb! sah in diesem
LobcshymnuS auf die italienische Musik — mau denke an die ähnlichen
Erscheinungen bei der berühmten Tannhäuserpremiere — einen artistischen
Vaterlandsverrat, So fühlte sich Veyle als Gefäß einer neue» ,Hnnst<
vffenbarimg immer mehr als „U»zeitgemäßcr". Einmal erzählt er nnsj
wie eins seiner prophetischen Worte von seinen Freunden belacht wird,
daß es aber die" Zeit binnen zwanzig Jahren bestätigte, Nim bestritten
feine Frcnnde seine Voraussagung, und der Ruf, nicht richtig im ,Uopf«
zu sei», blieb ihm, , , , vergleiche» Erfahrungen mußten ihm das Ver.
brechen feiner Neuheit recht fühlbar machen i er sah sich, ohne es zu
wolle», von Feinden umgebe», er empfand sich als dumpfes Tchiclsal
und sprach sortan immer mehr wie vor Feinden nnd gegen Feinde,
„Eiskalt und giftig wie eine Schlange wagte er fich auf die Stufen
und in das Heiligtum des offizielle» Tempels der dramatischen Ünnst,"
sagt Ludwig Spach von seinem Pamphlet gegen Racine, Es war Lcssii'gs
„Götzendämmerniig", die er hier nachholte, indem er gegen die „^I^^un, <^
nls»iil>!-<'In<zu?l," Nacines, die alle Staatsmnwälzungen siegreich iiber^
standen hatten, zu Felde zog. So wurde er zum Nobcspicrre der lite
rarifche» Revolution und z»m Herold Victor Hugos, der mit den»
Staatsstreich von „Hcr»a»i" alsbald die frcmzösischc Vretterwelt er^
ober» sollte. Nur um diesen Preis erlangte er schließlich einen gewissen
Einfluß, und umgekehrt begann fein Geist sich lnngfam mit Pariser
Esprit zu durchtränken — dem einzigen, was Paris seinem an der"
italienischen Renaissance gebildeten Charakter hi»z»zufügen hatte. Seit-
dem ward er auch in Paris geschätzt, wie er versichert, ja man hielt ihü
„für den heiterste» Mensche»", Trotzdem wurde er „geistreich aus Per-
zlvcifluiig": der Esprit die»te ihm »ach Cyranos Wort vor alle»! als
Maske, die sei» Geist dem Herze» vorhielt, als ei» neuer Liebeskummer
den alten, nicht mehr „herzzerreißenden", ablöste, „Mcnta", dir Gräsin
Curinl, verließ ihn nach zweijährigen vertraute» Vczielnmge» (182^ bis

182!,), wahrscheinlich durch die Schroffheiten und Wuudcrlichlciten sein« eigenwilligen Charakters abgeschreckt.
Abermals war es England und Italien, wo er Trost von seine»! Kummer suchte, Ten Jahrestag seines Unglücks beging er auf der Insel Ischia, Die Frucht dieser Reise waren die „Römischen Tpazicrgänge", die noch heute Eindrücke von nnuerweltlicher Frische und ein nm'chäv bares kulturhistorisches Material bieten. Manches freilich scheint darin veraltet, wie seine Schwache für Eauova, in denen frostigen Akademismus er so viel Leben und Natürlichkeit hineinsah. Er hat das Buch, wie er selbst sagt, geschrieben, weil er gewünscht habe, daß ein derartiger Führer cristierte- so ist auch dieses Werk einem wahren Bedürfnis seines Wesens entsprungen. .Massisch ist die kurze Vorrede. „Dem Verfasser schien nichts oder fast nichts der Mühe wert, es ernst zu behandeln. Das neunzehnte Jahrhundert denkt das Gegenteil nnd hat seine Gründe dafür. Die Freiheit zwingt eine Menge Biedermänner, denen die Zeit zur Urteilsbildung fehlt, zur Abgabe ibres Urteils und somit zu einer ernsten Miene, die dem großen Hansen imponiert uud die der Weise angesichts der Zeitverhaltnislc entschuldigt . . ."
Diese Maske des Spötters, dem nichts ernst zu nehmen düntt, sollte Beyle fortan nicht mehr lüften; fie wächst ihm vielmehr ^uf dem Gesicht fest; und als am Abend feines Lebens die Kerze erlischt, welche die „Laterna magica" seiner Phantasie bisher erleuchtet hatte, grinst uns aus seinen Aufzeichnungen nur mehr die Larve des voltairischen Spötters entgegen . . .
Die letzte Epoche von Behlcs Leben fällt ungefähr mit der Juli-reuolution zusammen; ihre Anfänge gehen ihr bereits voraus. Sie wird äußerlich umfchrieben durch Beyles Konsulat in Trieft und in Civitn, vecchia, innerlich dadurch, das; er aus dem Knnstschwärmer und Schrift-steller unversehens der große Romancier wird, der sich durch zwei Meister» Werke seinen Platz in der Weltliteratur erobert.
Bereits 1827 versuchte sich Beyle in dem Roman „Armancc", dessen etwas peinliche Fabel er einem Schmöker desselben Jahres entnahm, weil er ihm Gelegenheit zur Entwicklung starker Konflikte und heftiger Leidenschaften bot. Unüberwindliche Hindernisse und furchtbare Schwüre legte er zwischen zwei füreinander erglühende edle Herzen, die sich an ihrer eigenen Vornehmheit wnndrcißen und schließlich den Tod oder das Lebendigbcgrabenscin hinter Älostermcmcrn vorziehen. Freilich ist das Peinliche der Fabel so verschleiert, daß das Gebaren des Helden zum mindesten anfangs ein Rätsel ist. Auch daß ein impotentes Wesen wie Detave de Malivcrt einer so heftigen seelischen Leidenschaft fähig fern

soll, erscheint höchst unwahrscheinlich. Aber darüber sieht man hinweg, wenn man bedenkt, daß diese Handlung für Vcyle nur das Canevas zu einer psychologischen und gesellschaftskritischen Talentprobe abgab, ,.l-!ednk» ü'un ßlllou 6c> I'ni!t< en 1827" lautet der Untertitel des Romans, und in der Tat wird uns hier der Salon der Herzogin von Vroglie am Abend der Restnurationsherrschaft von einem unerbittlichen Psychologen geschildert, und seine Tarstcllung erhält durch die tultur historischen Urteile über das liberale Lager, die er seinen Liebenden in den Mund legt, eine wertvolle Ergänzung, Von diesem düstren Zeit-grund heben sich die Figuren der beiden Helden nb, die für ihr Jahr-hundert nicht geboren sind und sich in beiden Lagern gleich fremd fühlen, Sie allein vertreten das höhere Menschentum in diesem Roman, Nah er unter solchen Umständen nicht gefallen konnte, liegt auf der Hand, auch er war „zu anders". Man empfand diese haarscharfe Gesellschafts-kritik als eine Herausforderung, Und bald sollte Vcyle, nach diesem Vorpostengeplänkel, das die kommenden Schläge erst ahnen ließ, die Feindseligkeiten eröffnen in „Not und Schwarz",

Dieses Buch verfehlte seine Wirkung notwendig, zumal der Volts-sturm der Iulirevolution die von ihm gegeißelten Mißstände bereits fortgcfcgt hatte und nun erst recht die Politik alles verschlang. ..liou^« l>t Xoir", sagt L, Spach, „lieferte den unwiderleglichen Vetveis, daß eine Phantasieschöpfung, so merkwürdig sie sein mag, temporär zn Tode geschwiegen werden kann und oft auf ewige Zeiten in der anschwellen-den Flut der Makulatur untergeht," Aber wenigstens hatte Vcyle sich damit die düsterste Verstimmung seines Lebens von der Seele geschrieben, indem er den „unglücklichen Menschen im Kampf mit der ganzen Ge-sellschaft" schilderte. „Ich wurde leidlich glücklich seit Rot nnd Schwarz," heißt es in seinen Aufzeichnungen, Ter freiheitliche Umschwung der Verhältnisse vollendete sein inneres nnd äußeres Glück, „Nie werde ich den sonnigen Tag vergessen," erzählt er, „wo zum ersten Male die Trikolore enthüllt ward". Einen Monat danach ist er durch Vermittelung seiner Freunde, die diesen Ehrennamen wahrlich verdienen, insbesondere Madame Victor de Tracy, zum Konsul in Trieft ernannt; aber Mette» »ich, dessen Polizei ihn schon vor zwei Jahren ans Mailand fortgewiesen hatte, verweigerte ihm in gehässiger Weise das Ereauatur, und so mußte er sich mit einem Konsulat i» dem päpstlichen Hafen Civitavecchia bescheiden, den er übrigens oft für Monate mit Rom vertauschte, während er die Geschäfte dem Kanzlisten überließ, Tie päpstliche Regierung tvar freisinniger als die österreichische, Sie gab dein Konsul Vcyle das Ere-auatur nnd ignorierte den Schriftsteller Stendhal, der erst vor zwei Jahren seine vielgelescnen „Römischen Spaziergänge" veröffentlicht hatte. Veyle sollte sich au dem österreiämche» Teipotismns noch blutig räche», indem er in seinen, nächsten Roman, der „Kartbanse von Parma",

die Mißwirtschaft in Ober und Mittelitalien mit tarbonarifchem Haß
geißelte.
Indessen fühlte sich Äeyle in dem Fiebernest Ewitavecchia, „so groß
wie Saint-Eloud", unter diesen „afrikanischen Wilden" tief vereinsamt.
Jetzt sehnte er sich zurück nach den geistreichen Pariser Salons, deren
Unterhalt»»«, ihm zum Lebensbedürfnis geworden war, „Ich brauche
täglich drei bis vier Kubikmeter neue Ideen, wie ein Tampfschiff Kohlen
braucht," schreibt er an seine Freunde, Selbst die stummen Freunde,
die Bücher, finden dank der Zensurschnüffclei der Inderkongregation
leinen Eingang in Rom, So beklagenswert indes auch seine Verein-
samung ist, man darf sie doch nicht allzn sentimental beurteilen, denn
sie hat ihn zu seiner letzten Vcrinncrlichung geführt und die Früchte
seiner Autobiographien und italienischen Novelle» gezeitigt, „Da ich
nichts zu lesen habe," lautet die Randbemerkung zu einer schon i» Trieft
niedergeschriebenen Novelle, „so schreibe ich. Es ist dieselbe Art von
Vergnüge», nur intensiver," Noch emsiger grub er in Rom im Staub
alter Archive und hob ans ihnen seine „Renaissancenovellcn", Daneben
entstanden in einsamen Nachmittagsstunden die Werke „strenger Selbst-
Prüfung", das „Leben Henri Vrulards" »nd die „Erinnerungen eines
Egotisten", denen Paul Bourget einen Platz „neben den Bekenntnisse»
des heiligen Augustin, dem.luuinlil intime vo» Constant, de» Sonette»
Shakespeares »nd etliche» anderen erhabenen oder sündhaften Meister
werken von hervorragender Gesühlsverfcinerung" anweist.
Seinen großen Roman „Tic >tarthause von Parma", in ivelchcm
er die Summe seiner italienischen Reminiszenzen zog, schrieb er freilich
während eines dreijährigen Urlaubs in Paris „zwischen zwei Wachs-
kerze» in einem Stübchen des Hotel Valois", Tiefe drei Pariser Jahre,
die durch einige Reisen') nntcrbrock>cn wurden, bilden vielleicht seine glück
licbstc Zeit, Hier nahm er seine alten Lebensgcwohnheitcn »nd Ne
ziehnngen wieder auf, und die Zanl derer, die seinen Gedanken Ner
ftändni? entgegenbrachten, nahm sichtlich zu. Er w»rde eine bekannte
»nd beriilnnte Persönlichkeit, Wir besitzen aus dieser Zeit eine in-
teressante Tclbstschilderung Bcyles, der sich hier nach alter Gcwohilbeit
unter dem Namen Roizard maskiert, irgendwo aber zugibt: <-'?»t
I>omini<i»«^ »l^nli»^. d, h, er selbst, wieder«!» unter einem anderen
Pseudonym, mit dem er seine Briefe aus Civitavccchia z» signieren
pflegte, Telbll von seiner äußere» Erscheinung könne» wir uns dank
dem Medaillon von Tcwid d'Ängers, das seine Grabstelle ans dem
Montmartrefriedhof ziert, nnd nach dem schönen Porträt des schwedischen
Oberste,, 3oderwart ei» oentlichei' Vilo machen, Tas Medaillon zeigt

*) Tnnmter eine nach Südfrmikreia,, welche die >te'mnirez cl'un louri<te (1886) ge-
zeitigt hat.

ihn ?ü pi'util »ach W. Weigands hübscher Charakteristik als „breit
schultrige», stäm>»igen, stiernackigen Mann mit einem etwas verkniffenen
Mund, gewölbter Stirn und beweglichen, lüstern geöffneten Nasenflügeln,
die Sinnlichkeit und Geist verraten", während uns das 1840 in Rom
gemalte Porträt seinen „italienischen Fleischerkopf" mit den durchge-
arbeiteten Zügen und den kleinen, klugen Augen on tn»e zeigt.
Als sein Gönner, der Graf Mol6, demissionierte, muhte Veyle nach
Italien zurückkehren: er hatte dem gestürzte» Minister noch seine
Tiberiusbüste, seinen einzigen Schatz,« verehrt. Die Beschwerden des
Älter? stellten sich ein: das Fieber zehrte an seiner Lebenskraft, die nach
der Vollendung der „Karthause" rapide abnimmt.') Er sehnte sich zurück
„nach 150(1 Franken und einem Häuschen in der Rue Saint Roch". Ein
Schlnganfall setzte seiner administrativen Laufbahn ein Ende. „Ich
Iiabe das Nichts gestreift," schreibt er an einen seiner Freunde. Völlig
niedergebrochcn kehrt er »ach Paris zurück, von Nahrungssorgen bedrückt.
Ei wähnt, seine Aufnahme i» die so derb verspottete Akademie betreiben
5» könne», weil er sich eine kleine Pension davon verspricht; anderer-
seits überläßt er die dreitausend Franke», welche die Revue des Deux
Mondes ihm für eine Serie feiner italienischen Novellen zahlt, dem
stets in Geldnöte» schwebende» „König der Romanciers" Oonors de
Balzac, der ihm durch eine glänzende Kritik seiner „Karthause von
Parma" eine der letzte» Lebensfreuden bereitet hatte. . , . Unverhofft,
wie er es sich stets gewünscht hatte, ereilte ihn der Tod durch einen
zweite» Schlaganfall im März des Jahres 1N42. Sein alter Freund
M^rim^e, sein getreuer Testamentsvollstrecker Colomb und ei» Dritter,
Ungenannter, Ware» die einzigen Leidtragenden, die ihm das letzte Geleit
zum Montmartrcsricdhof gäbe». Tort ziert erst seit einiger Zeit ein
Grabstein mit David d'Angers schönem Medaillon und seiner sclbstver-
faßten italienischen Grabinschrift das heute vom Lärme der Weltstadt
»inbrandete Grab. Sei» Lebc»swerk ist ein Torso geblieben, wie das
Nietzsches oder Cvraiios vo» Vergernc, mit de»c» er nicht nur den
düstere» Lebensabend gemeinsam hat. Und andere habe» mit seinem
Pfunde gewuchert.
Benies Leben war trotz dieses schwermütige» Schlusses ein glück
liches. „Ich habe das seltene Glück gehabt, fast mein ganzes Leben
lang das z» tu», was »lir Vergnüge» machte. Ich darf mich also über
mein Schicksal »icht beklage»," sagte er am Abend sei»es Lebens. So
muß mm, lieb migcsichts seines Schicksals denn mit den Worten be-

*) Schon in cinei „Wtternachlstwmnelei" von 1«38 finden wir einen senilen
d'unismus, dir elloas Slmlich-ssaunisches, das zu Benles früheren Anschauungen in völliaem
«Gegensatz steht, verrät.

schcidei!, die Nostand seiücl» Cyrano von Nergerac nachruft: „II » v6<u
»an» ^>Ul:ie8, libr« ^ll»8 »l'8 ii<!N8l^8 »«Kllnt que clllns »S8 acte»."
Nur durch seine schrankenlose Ungebundenheit, seine eigenwillige
Selbstausbildung konnte er jene enge Fühlung mit der Kultur der Ne>
uaifscmce gewinnen, und nur ^ine ihr gleich gesinnte Seele konnte sich aus
der größten Nivcllierungsbeweguug Europas heraus zu einer scharf°
kantigen Persönlichkeit mit festem Ja und Nein, mit eigenem Urteil und
Geschmack, zum Todfeind aller Ungewissen Seelen, alles autoritäts-,
gläubigen Snobismus und PhlHscnheldeutums und zum Erzieher zu
freier Persönlichkeit emftorringen. Und wie die Antike ihren größten
Tichtcr mit Blindheit schlug, damit sein inneres Schauen sich verdoppele.,
wie sin Rembrandt all sein Hnb nnd Gut verlieren mußte, ehe er sein
Reifstes nnd Bestes gab, fo ift auch Veyle durch die Schläge des Schick-
sals, besonders aber durch sein letztes Exil, zur höchsten Perinnerlichuug
geführt worden. Und wer das Ziel will, der muß auch fiir die Wege
gntfagen.
^-^^I^-^^--/^
^

Gin Werk über Wirtschaftsgeschichte Schlesiens.
«erledigt und vielumstritten ist die Frage, ob die Wirtschafts-
Politik Friedrichs des Großen, die auch unter seinen Nach-
folgern bis 15M im wesentlichen die leitenden Gesichtspunkte
abgegeben hat, für den preußischen Staat und seine einzelnen Provinzen
segensreich gewesen sei oder nicht, Schlesien, die neu eroberte Provinz, mußte
dabei in den Vordergrund der Betrachtung treten, weil seine alten Be»
ziehungen zu den österreichischen und später auch zu den polnischen Landen
große und zivar nicht vorteilhafte Änderungen erlitten. Diese Frage hat
in bezug auf Schlesien nuumehr ihre Erledigung gefunden durch ein
im Erscheinen begriffenes Werk aus der Feder des Professors I»r, Her-
mann Fechner,') das den so wichtigen Stoff zum ersten Male in
neuerer Zeit vollständig und ausschließlich nach den Akten des Staats»
archivs zu Breslau, des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, des Ober-
bergamtsarchivs zu Breslau und des Ministeriums für Handel und Ge-
werbe zu Berlin bearbeitet und auf dieser Grundlage nicht nur Gelegen-
heit zur Berichtigung von Einzelheiten früherer Werke, soweit sie nicht
unmittelbar aus deu Akten geschöpft waren, bietet, soirdern auch nunmehr
in denStand seht, ein abschließendem Urteil über dieWirkuugen sener Wirt-
schaftspolitik in Schlesien und ein zuverlässiges Bild des daraus hervor-
gegangenen Zustandes der Provinz zu gewinnen. Was die Akten in
dieser Beziehung bieten, ist für alle, die für Wohl mtd Wehe Schlesiens
herzliche Teilnahme empfinden oder auch nur für seine Geschichte In-
teresse haben, von hohem Werte. Friedrich der Große selbst hatte eine
überaus vorteilhafte Vorstellung von den Hilfsquellen feiner Eroberung
und der Tüchtigkeit ihrer erwerbenden Bewohner. Als die von ihm be-
günstigte Sammetfabrik des Moses Nies in Potsdam Bankrott machte,
wünschte er für dieselbe cineu Unternehmer aus Schlesien zu erhalten,
weil er meinte^ die Schlesier verständen sich besser auf Geschäft und
Industrie, sie seieu fleißiger und billiger, als die Berliner und Pots-
damer. Als er von den Verbesserungen der schlcsischc» Landwirtschaft
aus der Zeitschrift der ötonomischpatriotischen Gesellschaft Kenntnis
erhalten hatte, sagte er, in den anderen, den alten Provinzen würde es
den Bewohnern nicht so leicht werden, den Schlesien! nachzuahmen, Tic
vorteilhafte Vorstellung, die der König selbst und seine Minister im Ge-
ncraldircktorium zu Verlin, von dem das schlesische Finanzministerium

*) WirtsclMsgeschichle der preußische» Provinz Schlesien 1741—1806.
fessor Dr. pliil. .Hermann Fechner. Breslau, Schlesische Vcrlaas-Anstalt v.
laender, 1907.

Von Pro.
S. Schott»

nicht abhing, von dein Wohlstände und der Leistungsfähigkeit der Provinz hatten, und die so weit ging, daß sie glaubten, diese könnte selbst durch ihr Widliche Maßnahmen gar nicht zugrunde gerichtet werden, führte leider dazu, daß sie harter mitgenommen, mit mehr Abgaben belastet und in weit geringerem Maße durch Ncgicrnngsbcihilfcn unterstützt und berücksichtigt wurde, als die alten Provinzen, Ein Sachkenner äußerte am Ende dieser Periode, es sei bei der Behandlung, die die Provinz' erfahren habe, ein Wunder, daß noch so viel Wohlstand in ihr zu finden sei, Schlesien diente Friedrich dem Großen nicht bloß zur Vermehrung seines Heeres nnd- zur zweckmäßigen Aufstellung seiner Streitkräfte, so- wie zur Füllung seiner Staatskasse, sondern mußte auch seine Mittel znr Verfügung stellen, um die VerlinPotsdamcr und die übrige bran- denbnrgische Industrie, das Schoßkind des großen Königs, lebensfähig zu erhalten und dadurch den Zuwachs der Berliner Bevölkerung zu er» nähren, Tie Berliner Minister haben dies offen und fast rücksichtslos ausgesprochen, Ter hochverdiente und vielgerühmte Minister Strucnscc fagte l?W, Verlin habe durch den Fabrikenzwang, d, h, durch die Nötigung der Schlcsier, den Berlinern ihre Waren abznnchmcn, nm 5lNXX) Seelen zugenommen- er rühmt die Schlesier wegen ihres Fleißes, ihrer Spar- samkeit uud ihrer auf Verbesserung ihrer Waren bedachten Betriebsamkeit und fänrt dann fort: „Aber eben deswegen, weil die Fabriken in Berlin schlecht angelegt sind, weil der hiesige (Berliner) Arbeiter nicht fleißig nnd sparsam genug ist, weil er zu eigensinnig auf dem einmal gelernten Schlendrian besteht, fürchte ich, daß der Schlesier, sobald ihm Freiheit gegeben wird, sich von Berlin wegwendet, nnd damit sind also lMOM Menschen und mehr außer Brot nnd Nahrung gesetzt, Tics Objekt ist für die Staatswohlfahrt »nichtiger, als der kausmä»nisä>c Verdienst einiger Partikulicrs in Breslau nnd Schlesien," Ter Minister v, Werder äußerte sich noch rücksichtsloser-, er gab zn, daß die Handels nnd Fa- brikenpolitik der Zcntralregiernng den Handel Schlesiens schwer geschädigt hätte: aber, sagt er, seine Lage sei so vorteilhaft, seine Waren seien so gut, daß es dies alles aushalten könne, nnd deshalb solle alles beim alten bleiben. Es geht hieraus hervor, daß Schlesien die Basis und der Nährboden gewesen ist, auf dem Preußen Großmacht nnd seine Haupt- stadt Großstadt hat werden tonnen, ein Prozeß, der sich nur unter großen Opfern der Provinz vollzogen hat, so sehr sich mich Friedrich der Große und unter seiner Leitung die Provinzialminister bemühten, die Natur- und industrielle Produttion der Provinz z» heben, was freilich beim Könige immer mit der Einschränkung geschah, daß seine alten Pro- vinzen von ihm bevorzugt wurden. So war es z, B, mit der Leder- fobrikation der Fall, die unter dem Robledereinkanwvrivileg Taniel ^tzigs in Verlin schwer litt.

Von den allgemeinen auf Hebung der Volkswirtschaft abzielenden Maßregeln Friedrichs des Große» sind wohl die wichtigsten die Einrich tnng einer Bankfiliale in Breslau nnd die Gründung des landwirtschaft- lichen Nreditinstilnts-. unter seinen Nachfolgern Nxir die Anlage des >,'lodnitzkanals die wichtigste Anstalt zur Hebung des Verkehrs, Der Landwirtschaft dienten die von Friedrich dem Großen angeordneten Ge°

mcinheitsteilnngcn und Verkuppelungen, später auch die Tismembration von Rittergütern, in der ganzen Periode die höchst umfangreiche Kolonisation, der Industrie nicht »linder die Herbeirufung von Ausländern, von denen die Herrnhuter, die evangelischen Tuchmacher aus Polen urtd die fremden Berg^ und Hüttenleute wohl die besten Elemente waren. Im Laudbau war die Einführung des Kartuffelbaus unter Friedrich dem Grossen und die des Zuckerrübenbaus unter Friedrich Wilhelm III. von größter Bedeutung. In der Rohprobnktion nahm das Berg- und Hüttenwesen eine hervorragende Stelle ein: Friedrich der Große gründete die Eisenhüttenwerte Mnlapanc und Kreuzburgerhüttc, Friedrich Wilhelm II. das Gleiwitzer, Friedrich Wilhelm III. das Königs» hütter Werf: Frie-drich der Graste rief auch in seinen letzten Lebensjahren den Blei» und Silberbergbau der Friedrichsgrube bei Tarnowitz ins Leben und errichtete die Friedrichshüttc. Dem Steinkohlenbergbau suchte er Absatz zu verschaffe», und, seitdem die Verwendung der Steinkohlen zum Eiseuschnielzcn erfunden war, breitete sich der Kohlenbergbau in ungeahnter Weise aus, ebenso wie seit 1780 durch die geniale Eisen-Handelspolitik des Bcrgwerksministcrs Freiherr» v. Hcinitz die Eisenindustrie einen staunenswerten Aufschwung nahm. Auch Kupfer-, Arsenik- und Kobaltbrrgbau, wie auch die Fabrikation der für die Leinwandindustric damals unentbehrlichen Kobaltblanfarbe, des für die Tuch» iudustrie wichtige» Vitriols und der Sch»>efelsäule rangen sich unter der weise» Fürsorge der Regierung empor. In der Industrie suchte Friedrich der Große die Fabrikation zu fördern, »m die ausläudischen Fabrikate wenigstens für den heimischen Konsum entbehrlich zu machen. Es gelang ihm auch, die Tamastwcberei, die in der Zeit der Rcligionsbedrückungcn aus Schlesien Vertrieben worden war, wieder einzubürgern und die A»fertigu»g Weißgarniger und buntgestreifter Leinwand zu vermehren. Tie Tuchfabrikatiou erreichte eine so hohe Stufe, daß sie im Anstände mit der englischen in Wettbewerb treten konnte. Die Scidcnindustric, die allerdings in Schlesien nicht solche Unterstützung fand, wie in der Mark, vermochte dagegen nicht reckt Wurzel zu schlagen, schon weil das Klima der eigenen Scidenprodnktion widerstrebte. Anch viele andere industrielle Untcrnchmnngen, die sich der Gunst der Regierung erfreuten, haben sich nicht behaupte» können, wie der Versuch, die Meiern«« «vrilx'i» als Gespinstpflanze an Stelle der Baumwolle einzuführen, die Fabrikation von Iuchteu, von Nähnadeln, von Wcdgewood, vo» Schmelztiegeln, von Spiegeln, von Spitzen. Dagegen gediehe» der von der Regierung unterstützte Leinwanddrnck, die Fabrikation von Kleineisen- und Stahlwarc» dnrch die Nreslauer Kaufmannschaft, die Inckerraffinerien von Breslau und Hirschberg, eine Lackier- und Wagenfabrit. die Strohhut- und die Fanenccfauril'ation. In allen Gebieten der Industrie war das Streben der Regierung nach Verbesserung der Technik, wie z. N. in der Bleicherei und in der Einführung von Spinnmaschinen, höchst rühmenswert. Wenn trotzdem der Erfolg nicht de» Bemühungen entsprach, so lag dies teils an der Form der Unterstützungen, die viele abenteuerliche Eristenzen anlockte, sie zn miß-

brauchen, vieles hervorrief, was keinen natürlichen Voden fand, und in der Verkcnnung des Werts, den der Handel für das Gedeihen der bodenständigen Industrieen hat.

Nie Differenz zwischen der von Friedrich den, Großen prinzipiell befolgten Wirtschaftspolitik, die das Gcneraldirektorium zu vertreten hatte, und den spezifisch schlesischen Interessen versetzte die Provinzialminister, die für das Wohlergehen der Provinz verantwortlich waren, in eine außerordentlich schwierige Lage, die noch dadurch erschwert wurde, daß der große König Einwendungen und Widerspruch nicht vertrug, Schlabrendorsf bekam darüber die bittersten Vorwürfe zu hören, und er schrieb einst, über des Königs unwillige Äußerungen fast verzweifelt, an einen befreundeten hohen Beamten: „Man hört auf, dasjenige zu sein, was man sein sollte, wenn man zu nichts zu des Herrn unö Landes Bestem sein freies Sentiment sagen darf, ohne sich der größten Gefahr zu exponieren. Dergleichen ti,ni«Iirs schlägt alles herunter, Herr und Land leiden darunter, und es wird einem redlichen Diener blutsauer, wider besseres Wissen Ja zu sagen." Er entging schließ, lich auch nicht der königlichen Ungnade, was ihm das Herz brach. Sein Nachfolger Ooym verstand es besser, mit seinen, königlichen Herrn aus» zukommen und doch das Wohl seiner Schuhbefohlenen möglichst wahrzunehmen: nach des großen Königs Tode offenbarte er dem Nachfolger desselben seine von den Grundsätzen jenes abweichenden staatswirtschaftlichen Ansichten, die wesentlich physiokratischer Natur waren. In diesen eilte er dem Generaldirektorium voraus und berührte sich, was bisher keineswegs bekannt war, mit den Reformern von 180?: insbesondere war er gegen Zunftschranken und Zunftmißbräuche eingenommen, was er schon 17 Jahre früher, als die Berliner Zentrallegierung, bekannte. Er klagte oft über die Zurücksetzung der Städte und des Gewcrbestandes gegenüber der Begünstigung des Adels und des flack>en Landes. Wenn er selbst, wie bekannt, beim Ncichsfreihcrrn von Stein eine harte Beurteilung gefunden hat, so konnte dies Wohl nur von dem Einfluß derer herrühren, mit denen er für die Interessen seiner Provinz, die ihn als Wohltäter und Vater verehrte, in fast fortwährendem Streite gestanden hatte.

Nicht minder wichtig ist die Berichtigung des Bildes, das in der Geschichtsschreibung von Friedrich Wilhelm II. und III. üblich geworden ist, durch die schlesischen Akten. Beide Könige erscheinen hier als stets sorgliche, treue Landesvätcr von gesundem Urteil und hohem Gerechtigkeitssinn: Friedrich Wilhelm II. milderte, soviel die Notwendigkeit der Finanzen es erlaubte, die schroffen und harten Maßregeln seines Oheims, des großen Königs, und schaffte dadurch den Schlesien, wesentliche Erleichterungen: bezeichnend sind seine Aussprüche, er sei ein Todfeind aller Monopole, und, er wünsche, daß das schlesische Glas in seine alten Provinzen Eingang erhalte, und wenn alle Glashütten der Ma,-k darüber zugrunde gingen: denn daran liege nichts, wegen des Holzmangels. Friedrich Wilhelm III., der wieder mehr in die Gleise Friedrichs des Großen einlenkte, war durch seine Geradsinnigkeit und Rechtschaffenheit, mit der er namentlich dem eingerissenen Unwesen, daß jeder Beamte

oder Privatmann für seine dem Staate und dem Gemeinwohl Pflicht-
mäßig geleisteten Dienste noch eine besondere Belohnung haben wollte,
entgegentrat, denkwürdig und hohen Lobes wert; er sagte, das müsse
sedes Pflichtgefühl ersticken.
Das Resultat der Forschungen des Verfassers betreffend den Zu-
stand der Provinz ist nicht besonders erfreulich und gegenüber den red-
lichen und eifrigen Bemühungen der Regierung fast fchmerzlich zu nennen.
Hieran waren außer den ungünstigen politischen Verhältnissen unstreitig
auch die Handels- und zollpolitischen Maßregeln schuld; der Gewinn,
den der Handel abwarf, hatte sich geschmälert, die Lebensmittel waren
im Preise gestiegen, der Wert des Geldes besonders infolge des land-
schaftlichen Kreditinstituts gesunken, die Arbeitslöhne der Handwerker und
der Bauern waren der Preissteigerung nicht nachgefolgt, fo daß fich ganz
offenbar die Lage der erwerbenden, arbeitenden, Stände verschlechtert
und der Gcsamtwohlftand nicht mit dem Steigen der Bevölkerung
gleichen Schritt gehalten hatte. Eine Folge davon waren die Bauern»
unruhen, die gerade durch die gute Absicht Friedrichs des Großen, die
Frondienste zu fixieren, ihren Ansporn erhielten, weil die Bauern
glaubten, er wolle diese gänzlich abschaffen, und die Webertumulte von
1793, die durch eine vorübergehende Handelsstockung verursacht waren.
So kann man denn sagen, daß die Provinz Schlesien große Opfer
bringen und Einbußen hat erleiden müssen, um dem genialen Plane
Friedrichs des Großen, mit ihrer Hilfe und ihren Mitteln den preu-
ßischen Staat groß und selbständig zu machen, die Verwirklichung zu er-
möglichen! sie kann stolz sein auf die Lösung dieser welthistorischen Auf-
gabe und ist stets dankbar gewesen dafür, daß sie einem großen Gemein-
wesen, eingeordnet worden ist, mit >dem sie, der größten Zahl ihrer Be-
wohner nach, die Sprache und Nationalität, damals auch die Konfession
und die Geistesbildung gemein hatte. Daß der Gesamtstaatstörper ihre
Opfer durch Gegenleistung in Beförderung ihrer Interessen entsprechend
vergolten habe, kann schwerlich behauptet werben. Dennoch hat sie ihren
idealen Sinn bewiesen, indem sie in den, schwersten Krisen treu zur
Hohenzollerndynastie gehalten und gestanden hat. Ohne das gut preu-
ßisch gewordene Schlesien hätte sich Preußen nie von dem Sturze von
1806/M wieder erholen können, und, schließen wir weiter, auch die
Heldenlllufbahn von 18M und 187(1, die zur Gründung des Deutschen
Reichs führte, nie beschreiten und durchmefsen tonnen. Dies darf der
Schlesier sich zum Ruhm und zur Ehre anrechnen. Möge ihm der
ideale Gewinn seiner Opfer niemals entrissen werden! Unvergessen
werden ihm die hochherzigen und tatkräftigen Männer bleiben, die für
das Deutschtum und die Kultur des Landes gewirkt haben, die Münchow,
Massow, Schlabrcndorfs, Hoym, Heinitz und Reden. Möge dies Buch
auch dazu beitragen, den idealen Sinn und die patriotische Hingebung
in den Schlesiern zu erhalten und zu fördern, im übrigen Preußen und
Teutschland aber die Vorstellung von der hohen Wichtigkeit der Provinz
und der welthistorischen Aufgabe, die sie in der Hand genialer Herrscher
und unermüdlicher Staatsdicner gelöst hat, wecken und verbreiten.

Literarischer Monatsbericht.

August Friedrich Krause (Breslau).

Romane.

Franz Adam Veyerlein: ,,<Lin Winterlager.^ — Geor^g Hermann: „Iettcben
Gebert."

ist selbstverständlich, daß zu alle» Zeiten in der Romanliteratur die Romane in
der Mehrzahl gewesen sind, in deren Mittelpunkt der Dichter das Schicksal oder den
Lebensgang einer Einzelpersönlichkcit gestellt hat; denn Meuschengestaltnng ist von jeher
der Zweck aller erzählenden 5limst gewesen, Ist des Dichters gestaltende Kraft
zu gering, oder ist sein Blick nicht weit genug, daß er größere Gebiete des Lebens zu über-
schauen vermag, so mag es ihm wohl selten gelingen, dem Charakter und den Handlungen
der Einzelpersönlichkeit typisches Gepräge zu gebe», und noch weniger wird er imstande
sein, in deni Einzelschicksal das Schicksal kleinerer oder größerer Gesamtheiten darzustellen.
Losgelöst vom Ganzen, unberührt und unbeeinflußt von ihm erscheinen in solchen Dich-
tungen die Menschen und ihr Erleben, lind vermag ihr Schicksal uns vielleicht auch für
den Augenblick zu erschüttern, dauernde Wirkungen werden von ihnen selten ausgeübt
werden. Nur dem starken Gestalter, der das Leben zu überschauen und es zu meistern
vermag, kann es gelingen, Menschen und Geschehnisse zu typisieren, in ihnen das Leben
von Gesamtheiten zn verkörpern, daß wir in teni Kampf und Sieg oder Untergang ihrer
Helden Kampf und Sieg oder Untergang einer Gesamtheit erleben. Sie sind die Dichter
großer Kultur- und Menschheitsromaue, von denen uns jedes Jahrzehnt nur einige
wenige bringt.

Zwischen diese» beiden Polen künstlerischen Gestalten? bewegt sich die große Masse
der Erzähler, die sich, da in ihnen das Bewußtsein der Zusammenhänge zwischen Indivi-
duum und Volk, zwischen Einzelschicksal und Gesamtschicksal wohl lebendig ist, strebend be-
mühen, Begehungen aufzudecken, Fäden zu knüpfe». Wenn es ihnen anch nicht immer
gelingen will, ini Individuum den Typus, im Einzcllcben das Gesamtleben darzustellen, so
wissen sie doch immer die Handlung ihrer Romane vor einem großen Hintergrund sich abspielen
zu lassen, ihre Menschen in ein Milieu hineinzustellen, das ihrem Wesen und ihren Hand-
lungen, ihrem Empfinden und ihren Gebärden eigentümliche Färbung gibt. Wie einen Rahmen
stellen sie um das Bild, das sie von dem Leben oder eine»! Lebensabschnitt ihres Helden
malen, die Stimmung einer bestimmten Ieitepoche oder das »leinleben eines Standes, cixes
Berufes, einer Volksschicht oder Landschaft, und von diesem Nahmen geht so viel am die
Menschen und Geschehnisse des Bildes über, daß ihre Lebensechtheit erhöht und die Wirkung
dadurch verstärkt wird.

In Franz Adam Beyerleins neuem Roman: „Ein Winterlager" (Vita,
Deutsches Verlagshaus, Berlin 1?.-^'. 52) bildet diesen Nahmen die an starken Kontrasten
reiche Zeit des siebenjährigen Krieges. Preußische »rast und Intelligenz rang gegen eine
Welt in Waffen. Es war der Winter von 1760 zu 1761. Die siegreiche Schlacht bei
Torgau war geschlagen, aber dieser Erfolg brachte der hartbedrängten Neumark keine Er-
leichterung. Von Xüstrin, das allein noch in den Händen der Preußen war, bis an die

polnische Grenze war das Land von russischen Truppen besetzt, die hier ihr Winterlager bezogen hatten. Das letzte Brot, das letzte Haferkorn wurde von ihneu und ihren Pferden aufgczehrt, den Bauern der letzte Taler erpreßt, ihre Weiber und Tochter entehrt; wer sich wehrte, sein Hab und Gut oder Weib und Kind verteidigte, wurde niedergemacht, erschossen, au den nächsten Baum geknüpft. Wild tobten Gier und Hotz, alle Leidenschaften waren entzügelt. Im blutroten zuckenden Schein brennender Gehöfte, die Fcindeshand oder die wilde Rache der Besitzer in Brand gesteckt, wachsen Sinnlichkeit und Habsucht, Wut und Haß, Liebe und Opfermut ins Uebermenschliche.

Dieses wilde, leidensckiaftdurchbebte Kriegsleben hat Neyerlein in knappen, kräftig gemalten Einzelbildcru mit heißen, oft grellen Farben vor uns hingestellt. Iu Zeichnung wie Kolorit hat des Dichters robuste Darstellungskraft, die wir schon von seinem ersten Ioldlltenromlln mit dem aufdringlichen Broschürentitel her kennen, genug tun dürfen. Mit mir wenigen, dafür nm so kraftvolleren Pinselstriche» hat er die einzelnen Figuren dieser Zeitbilder vor den blutrot erhellten Hintergrund gestellt, Wh sie scharf und plastisch von ihm sich abheben. Nicht die Originalität der Tnpen ist es, die auffällt: wir finden Menschen «nd Bestien wieder, denen wir in ähnlichen Romanen auch schon begegnet sind: der polnische Lüstling, der sich die Tage des Winterlagers kürzt, indem er mit seiner brutalen Gier, die iu unzweideutigster Weise das Letzte fordert, ein tapferes Freifräulein in das Schicksal einer Lukrezia treibt; sein Spiel- und Zechgenosse, der infolge einer leichtsinnigen Liebesaffäie sein' preußisches Leutuantspatent verloren hat und infam kassiert worden ist, der grobe, aber gutmütige Wachtmeister — Verzeihung: diesmal ist er Leutnant; der märkische Junker alter Struktur, der zähneknirschend um seiner Kinder willen dem wüsten Treiben der Feinde nicht wehrt. Eigenart und Plastik empfangen diese Figuren vor allem durch die prägnante, lebendige Art der Darstellung Benerleins, in der etwas von der Wucht uud der Raschheit lebt, die dem Kriegsleben eigen ist. In dem grobpolternden, aber durchaus gutmütigen Leutnant Mettmann ist trotz aller Schablone doch auch stärkeres persönliches Leben. Wie er sich in die blonde Schönheit des von dem Polen Kominski verfolgten preußischen Freifräuleius verguckt, aber doch auf sie verzichtet, weil er sich ihrer nicht würdig weih, wie er ihr dient, für sie lebt uud mordet, um sie zu rächen, und zuletzt zum Preuhentonig übergeht, weil bei den Russen .kein Sinn und keine Bernnnft dabei ist," das ist menschlich echt und ergreifend.

In gar keinem Verhältnis zu diesem nicht uninteressanten, kräftig modellierten Nahmen steht das Bild, das Bcycrlein in den Nahmen hineingesetzt hat. Die tzauvthandlung, die breit und langatmig einsetzt, tritt hinter dem episodische» Beiwerk immer mehr und mehr zurück, verschwindet zu Zeiten ganz, taucht kurz wieder auf, um aufs neue zu verschwinden, daß man sie bald ganz vergiht. Und wir wollen nur ehrlich sein: man vergißt sie gern. Diese Iiminena Ievennes ist eine der unmöglichsten und ungenießbarsten Nomanfillurcn, die man sich denke» kann. Spanierin, von brennendster Sinnlichkeit erfüllt, die in der öden Trostlosigkeit der märkischen Eiusamteit von Tag zu Tag glühender wird, lebt, liebt und stirbt sie wie die bekannte» Donnas auf der Bühne. Dem eisten russischen Abenteurer, den die Kriegsereiguisse nach iircipitz verschlagen, sinkt sie in die Arme, als er um ihretwillen ein englisches Vollblut, das sie abgeworfen hat, und seinen Stallbursche» niederknallt, trotzdem er nicht ganz schuldlos an dem Tode ihres Vaters ist, der erst wenige Wochen in der Kreipitzer Familiengruft liegt. Zlls aber dieser etwas sentimentale und schüchterne Fieischarenführer seiner Gattin gestehe» soll, daß er sie angelogen hat, als er ihr sagte, er sei von adligem Herkommen, »nd einräumen soll, daß er der unerlaubteu Liebe einer gräflichen Witwe zu ihrem Kammerdiener sein Dasein verdankt, daränmt sich dieser merkwürdige Held mit dem der römischen Geschichte cntnommenen >wm ä» ^neire kurzer Hand beiseite, Ebenso theatralisch und posenhaft wie die eigentümliche Liebes» uud Ehegeschichte dieser spanischen Donna ist anch ihr Ende: bei einem Aufstand i» Ge»ua, den sie angezettelt hat, findet sie den Tod. An dieser im Schweiße des Angesichtes erdachten Romllnfigur, die nichts weiter als schö», launenhaft und sinnlich ist, ist alles Pose und Affektiertheit von Anfang bis zu Ende, uud man ist wirklich froh, als sie endlich ihre Kugel im Halse sitzen hat.

Beyerlein scheint nach seinem erfolgreichen „Jena oder Sedan?" den Ehrgeiz zu besitzen, der Welt nuu auch literarisch kommen zu wollen, »m sich von dem Verdacht zu reinigen: er habe seinen ersten Solbatenroman der Masse znliebe geschrieben. Schon in seiner „Simildc Hegewalt" fiel das mühselig Erkünstelte des Problems auf, i» seinem neuen Roman tritt es noch bei weitem stärker in die Erscheinung, nnd so ist auch das

„Winterlager" wieder ein Wer! von unangenehm verstimmender Zwiespältigkeit: die Freude an den Partie,,, in denen er seinem gesunden, wirklichteitsfreudigen Eizahlertalent freien Lauf läßt, wird wesentlich herabgemindert durch die poscnhaften Theaterkünste seines literarischen Ehrgeizes, der, nach unerreichbarem Lorbeer strebend, wohl immer das Gute will, aber doch nur das Böse schafft.
Psychologisch feiner, in den Linien reicher, farbig diskreter wirkt das mit Liebe gc» malte Bild, das Georg Hermann in seinen Nahmen spannt. Sein Roman „Iettchen Gebert" (Egon Fleischet K Eo., Berlin ^'.1, der, im Herbst erschienen, jetzt bereits in siebenter Auflage vorliegt, ist das diesjährige Saisonbnch geworden, von dem alle Welt spricht. Hermann schildert, wenn auch das lieblich anmutige Iettchen mit ihrer Liebe und ihrem Leid im Vordergrund steht, in diesem Roman den Niedergang einer Familie, Mit den Geberts geht's mnter, sagt Jason sebert zn seinem Freunde, d^m Literaten Doktor Kößling. Von uns ist schon keiner mehr das, was der Vater war. Es hat auch keiner mehr das Ansehen in Berlin: sie haben sich eben verplempert. Dieser Vater war ein gesuchter, in Hofkreisen vorzüglich eingeführter Goldschmied, dem mau von oben herab, wenn er sich dazu verstehen würde, sich tanfen zu lassen, den erblichen Adel angeboten hatte. Was an gntem Geschmack, an feinem ikunstverstänbnis, an vornehmer Lebensart in der Gebertschen Familie ist, stammt von ihm. Seine Söhne aber — wenigstens zwei von ihnen — die haben sich „verplempert". Mit vornehmer Unaufdriuglichkcit und denuoch wahr und lebensecht schildert Hermann, wie in dieses, allen edleren Interessen zugängliche Bürgelgeschlecht die schlechteren Elemente eindringen, es degenerieren, vergröbern, verplebejern: wie so ganz allmählich in dieser Familie ein Element zur Herrschaft gelangt, das die beginnende Industrialisierung Berlins in die preußische Metropole lockt. Jason Gebert erzählt: er habe in seiner Jugend, da er noch eifriger Schmetterlingssammler war, eine schöne grüne Nanpe besessen, ei» stolzes, rares Tier. Er freute sich schon, wai für ein schmucker Falter daraus sich entwickeln würde. Aber eines Tages wurde die Naupe plötzlich matt und fiel im Augenblick in sich zusammen wie ein leerer Schlauch. Schlllpfwespen hatten ihre Eier in die Rcuwe gelegt, und wenn das Tier wuchs, wuchs auch das Geschmeiß mit, man merkte äußerlich nichts davon, nnd die Raupe schien es auch kaum zu spüren — aber ganz plötzlich brach sie in sich zusammen. „Wir Geberts, meine ich," setzte Jason hinzu, „wir Geberts gleichen ganz meiner grünen Raupe, ans der kein Schmetterling werden sollte — wie lange noch, dann wird doch das Geschmeiß uns völlig unterhaben." Dieses Geschmeiß, das die Oebertscke Familie aushöhlt nnd vernichtet, sind die Iacobvs aus Posen. Salomon und Ferdinand Geberi, mit zwei Schwestern Iacoby verheiratet, haben sich schon ganz unterkriegen lassen; nun soll die Reihe nn Iettchen kommen, die ihren ersten süßen Liebestraum im Herzen trägt: die Familie verklrppelt sie aus Versorgungsrücksichten, weil doch jedes Mädchen nun einmal einen Mann haben muh, an Iulins Iakooy, den Neffen der beiden ehrenwerten Dameu Riekchen und Hanuchen Gebert, geborene Iakobn, einer von denen, die mit acht Groschen in der Tasche nach Berlin kommen und mit vierzig Jahren in der «utsche fahren. „So etwas pflegt sich zu etablieren, reich zu heiraten und das Geld jungt bei ihni wie ilatzen im Mai." Iettchen freilich wird fürs erste von diesen Mächteleien ihrer liebwerten und ehrwürdigen Tante Riekchen nichts gewahr, ihr sind die Augen gebunden durch ihre Liebe zu dem etwas unbeholfen'schüchterncn Dichter, der lieber trimmt als handelt. Diese Episode ist von einem wunderbar süßen, lyrischen Zauber erfüllt. Es ist das alte Lied, das Georg Hermann hier singt, das aber doch immer neu in unseren Herzen widerklingt. Aber die Schliwf-Wespen setzen sich auch an ihr Glück, daß es zusammenfällt wie ein leerer Schlauch: kaum merklich, ganz allmählich weiß die Familie sie unterzukriegen, daß sie willenlos uud ergeben wie ein Opferlamm die Rechnung, die Oickcl und Tante für 25jährige Turchfütterung und Erziehung ihr präsentieren, mit ihrem Liebesglück bezahlt. Das freilich muß gesagt werden: es mindert unsre Anteilnahme an dem Geschick der beiden Liebenden, daß sie gar nichts unternehmen, ihr Los zu wenden nnd sich ihr Glück zu sichern. Es ist so gar keine Energie in ihnen, die sie ihr Leben selbst in die Hand nehmen und gestalten läßt. Man hat häufig sogar den Eindruck, daß diese Euergie vielleicht gar nicht groß sein brauchte, um eine andere Lösuug herbeizuführen. Jason ist nahe daran, Rohling zuzurufen: Ja, ja, deine Liebe hat recht, erkämpf sie dir und zwing die Familie mit ihrer gemeinen Nüchternheit nnd Bedachtsamkeit nieder. Und Salomon Gebert wartet nur auf ein Wort seiner Nichte, um die auch ihm unlieb gewordene Verlobung aufzuheben. Wenn wir dies zusammenhalten mit einer Bemerkung, die Georg Hermann cun Schlüsse seines

Romans über sein eigenes Lebe» macht, daß es unruhvoll und zerrisse» ist, so erkennen
wir, daß diese tatenscheue Energielosigkeit ein Teil des WesnO der Tichterpcrsönlichkeit ist,
die uns diesen Roman geschenkt hat. Tem ist es wohl auch zuzuschreiben, daß zwischen
dem Wollen und Vollbringen Hermanns eine unansgefüllte !><lnft geblieben ist. Wir
dürfen nicht an die Buddenbrooks denke», wenn wir diese Geschichte von dem Niedergang
einer Familie lesen. Ich glaube nicht, daß Georg Hermann so uiel Mast zusammen-
bringen kann, um eiu so umfassendes Äulturbild zu schaffen, wie Thomas Mann getan.
Wir wollen von der Fortsetzung des Romans, die von der Ehe der armen Henriette Iacoby
erzählen soll, das Beste hoffen, aber eine leise Befürchtung, sie möchte gegen die Geschichte
von Iettchen Gebert abfallen, kann ich doch nicht ganz unterdrücken.

Sein lnrischzartes Bild von Iettchen Geberts Liebe und Leid und von dem Nieder-
gang einer Familie hat Georg Hermann in einen kulturhistorisch interessanten uud sein ge-
zeichneten Nahmen gesetzt. Wir erleben das vormarzliche Berlin nm ltt40. Wo heute
Elektrische Bahnen, Droschken, Equipagen, Omnibusse und Automobile die Straßen mit
ohrenbetäubendem, nervenzerrüttendem Lärm erfüllen und das moderne Geschäftsleben sich
abspielt, das, bar aller Ideale, nur die Jagd nach der klingenden Toppelkrone kennt,
herrschte damals idyllische Rühe. Tie Blumenhändler stellten ihre blühenden Topfgewächse
bis hinüber an den Straßenrand, daß die Fußgänger nur gerade noch zur Not daran
uorbeiblllancieren konnten, ohne in die Pfützen des Straßendammes zu treten: behaglich
sitzen am Abend die Bürger noch vor den Türen, und aus jedem Hausflur kommen andere
Gerüche: hier von frisch gegerbtem Leder, da von ttattunballc», dort von 5laffee und Muskat.
Nie Schlächter haben in den Scharren auf dem Marienplatz, diesem Gcschachtel kleiner
Holzbauten, das an der ilircheumauer klebte, ihren Fleischvcrkanf aufgeschlagen. Man
gondelt noch im Tonvagen nach Eharlottenburg hinaus, das von seiner künftigen Entwick-
lung noch nichts ahnt und von den Bürgerfrauen als Sommerfrische benutzt wird. Man
redet von der zukunftsreichen Erfindung des Taguerre wie heute kaum uo» den wunder-
baren Resultaten der Radiumforschung, und wenn jemand eine größere Reise unternehmen
will, so wählt er doch lieber zu seiner eigenen und seiner Angehörige» Beruhigung den
sicheren Landauer als die gefährliche Eisenbahn. Es ist ein buntes, mit Liebe und feinem
künstlerischem Sinn entworfenes zlulturbüb, aber mit Iettchens Liebeslust und Leid oder
mit dem Niedergang der Familie Gebert hat es herzlich wenig zn tun. Georg Hermann
hätte seiner Romanhandlung auch ein zwanzig oder fünfzig Jahre später datiertes Zeitbild
als Rahmen geben können, und er hätte an ihr nichts als Aeußerlichkeite» ander» brauchen.
Notwendig und organisch mit den Geschehnissen verbunden wäre das Zcitinilicu nur,
wenn aus ihm heraus die Handluug des 'Romans nnd seine Konflikte erwüchsen.
Iettchens Liebesgeschichte freilich ist zeitlos, aber der Niedergang der Familie Gebert hätte,
weniger willkürlich, gut von Zeitumständen und Mlwrentwickluilgen abhängig gemacht
weiden tonnen.

Trotz diesen Ausstellungen brauchen wir uns die Freude an Georg Hennanns
gutem und tüchtigem Roman nicht nehmen lassen. Er ist mit so viel liebenswürdiger
Feinheit nnd vornehmem Geschmack geschrieben, daß man ihn wirklich ungern aus der
Hand legt.

Illustrierte Bibliographie.
3er Vlcnjch »od die Erde. Tic (5-ntstehnng, (Gewinnung i»id Venucrtung der Zchätze der t^rde als Grundlagen der Miilur. Herausgegeben von Haus >trae>ucr in Verbindung niit ersten Fachmännern. Mit ca. -P)M Illustrationen, bunten Beilage» und Klarten, sowie zahlreichen HrM-Beigaben. ^ief. 1—!,^. — Preis pro Lieferung 00 Pf. — Berlin u. Leipzig, Tcntsch« Perlngshaus Bong n. Co.

Dem großen Weile „Weltall und Menschheit", ws die Geschickte der Erforschung
und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker zur Darstellung brachte, folgt
nunmehr im gleichen Verlage und von demselben Herausgeber das noch großartiger ange-
legte Lieferimgswerk „Ter Mensch und die Erbe". In diesem auf 10 Bände be-
rechneten Werte sollen, gleichsam als Fortsetzung des früheren, die Entstehung, die Ge-
winnung und Verwertung der Ichäye der Erde als Grundlagen der .ttultnr betrachtet
werden: zunächst (1. Gruppe) der Mensch in seinen vielfachen Beziehungen zu den Tieren,
Pflanzen nnd Mineralien, alsdann (2. Gnippe) zn Feuer und Wasser, von de» primi-
tivsten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart, Es ist also eine Kulturgeschichte der Mensch-
heit im weitesten Sinne. Und der Itoff ist ein so gewaltiger und allumfasseuder, daß er
nur durch das ZusammeMvnken einer großen Anzahl von Mitarbeitern, hervorragenden
Gelehrten und Fachmännern, bewältigt werden kann. Daß bei solcher Mannigfaltigkeit
Religiöse liel'Panicmiini« im MönchiKIoslei zu Hin»i5 in Tide!,
lwb: „Dei Mensch und die Eide," heiauiaegeben non Hans Kioemer, — Veilin u.
Deutsche» Veilagshau» Bong u. lo.
Leipzig,
der Gebiete und der Bearbeiter auch eine gewisse Verschiedenheit der einzelnen Kapitel unter
sich — wenn auch immer innerhalb des von dem Gesamtnnternehmen vorgezeichnetcn und
festgehaltenen Rahmens — unvermeidlich ist, war vorauszusehcu nnd wird schon durch die
ersten 13 Lieferungen, die hier zur Besprechung stehen, bestätigt. —
Nachdem der Herausgeber in der Einleitung einen kurzen Ueberblick über den Inhalt
und die Einteilung des ganze» Werkes gegeben, wird der erste .Hauptabschnitt „Ter
Mensch und die Tiere" mit dem «npitel: „Tierkultus und Tierfabel" vou Julius
Hart eröffnet. Mit anerkennenswerter Beherrschung des einschlägigen Materials nnd mit
gewissenhaftester Gründlichkeit tritt der Berf. an nie Frage des Tiertultus heran, die mit
den Uranfängen der Religion im engsten Insammenhange steht und wohl zn den schwierigsten
Fragen in der Geschichte der menschlichen Geistesentwickelung gehört. Er deguiigt sich nicht
damit, die bisher von den verichicdencn Forschern geäußerten Ansichten vorzutragen im»

^^^!»«MM»WM"
uebeueiuanderzustellen, sondern sucht eine eigene Anschauung zu gewinnen, die in der Behauptung gipfelt, daß .das älteste Wesen der Religion ein Verwandlungsglauben" sei, indem er sich hauptsächlich auf die Beobachtung der Naturvöller, ihres Glaubens und ihrer Gebräuche stützt. Daß diese Hypothese das Nichtige trifft, kau» allerdings nicht ohue weiteres zugegebeu werden. Man wird der stärkereu Hera„zieh»ug einer uergleicheudcu Mythologie der ältesten Kulturvölker kaum entraten können: und Nef. wenigstens glaubt, daß bei der «Hntwickelnug der menschlichen Neligiou vielmehr die Naturerscheinungen (insbesondere die Gestirne) und die überwältigenden Naturträfte das Primäre gebildet haben, daß die religiösen Vorstellungen des Menschen im niedrigen >l»lturzustand: einfacher, natürlicher gewesen sein müssen und nicht von so philosophischen Spekulationen getragen sei» können, »nie der Verf. annimmt. Im einzelnen bietet das Xapitcl eine Neihe treffender und vor allein anregender Gedaukeu <z. N. über de« Ahnenkult). - Auf festeren Boden führt der nächste Abschnitt: „Die Verbreitung der Säugetiere" vo» Prof. Paul Matsch ie: denn selbst über den Tierbestand fernster Vergangenheit touueu die Ueberreste, die sich allenthalben in älteren Erdschichten gefunden lxlben, zum Teil eine» sicheren Aufschlug gewähren. Im großen und ganzen nimmt hier die Darstellung niehr den Charakter einer Aufzählung und Beschreibung sämtlicher für die einzelnen Tiergruppen ermittelte» „Gattungen" und „Arteu" a«, mit einer überreichen Fülle von Namen uud Detail-
, /F^ angaben, die von der gründlichen
!j^M 1>M^ ""5 gediegenen Arbeit des Verfs.
Zeugnis ablege», die Lektüre dieses Kapitels aber nicht immer zu einer ergötzliche» uud unterhaltsamen gestalten, Maitcher Leser würde vielleicht eine die Einzelheiten des Rohmaterials mehr verarbeitende und allgemeiner zusammenfassende Darstellung vorgezogen haben, aus der er einen dem Gedächtnisse sich leichter einprägenden Ilcberblick zu gewinnen vermöchte. — In jeder Hinsicht vortrefflich und meisterhaft ausgeführt ist die folgende Abhandlung, mit der wir in das eigentliche Thema, die Beziehung des Menschen zu den Tieren, eintreten: „Die Haustiere als meuschlichcr Kiulturerwerb" vou Prof. Dr. Conrad Keller. Zunächst S. 174 die hübsche Definition des Haustierbcgriffes: „Haustiere sind solche Tiere, die mit dem Menschen eine dauernde Symbiose eingegangen sind, vom Menschen zu bestimmten wirtschaftlichen Leistungen verwendet weiden, sich in dieser Symbiose regelmäßig fortpflanzen und der künstlichen Züchtung dauernd oder nlich nur zcitiveise unterworfen werden." Ferner in Kap. II. (Die tierische Umgebung des Menschen während der paläolithiscken Periode) der wohlbegründete Nachweis, daß der Mensch der älteren Steinzeit noch leine Haustiere kannte. Aber auch alle übrigen Probleme, die sich in diesem und den weiteren Abschnitten (Die .Haustiere des babylonisch-assyrischen Xnlturkreises, in Mägnpten, zur

Zeit des klassische,! Altertums iu Griechenland »nd Nom) erheben, hat der Verf. aufs glücklichste gelöst, dank seiner außerordentlich vorsichtigen Methode sowohl, wie dank seiner Heilig« Lüer der Keltischen Druiden.
Nusi „Der Mensch und die Eide," Herausgegeben von H»n» Kraemer, — Verlin u Leipzig, Deutsche?, Pellagsh.au», Bong u ll«.

tiefen Gelehrsamkeit und vorzüglichen archäologischen .Xcuntnissc, die nur der Fachgelehrte gebührend zu würdigen vermag. Gerade der Archäologe und Historiker erhält manchen Wink und manche beachtenswerte Anregung, für die er dem Verf. Tank wissen wird, z. B. 2. 232 die Deutung der Vage von Jason und deni goldenen Vlies: oder S. 2!N, wo in dem auf einem geschnittenen Stein von Vafio dargestellten Schaf ein ans AegWten importiertes Hausschaf vermutet wird: und vornehmlich auf S. 24<iff. (vgl. S. 164 > die Bemerkungen uli« die Stiere auf den Goldbechern von B>fio. Bou diesen Vafio-Bechern ist eine prächtige Wiedergabe in Gold-!>telief-Piäguug beigefügt (iu Lief. 2), wie deuu überhaupt die Auswahl der Abbildungen gerade bei dem Kapitel über die Hausticrc noch instruktiver und wertvoller als bei den vorhergehende» ist uud geradezu als mustergültig bezeichnet werden kann: es seien hier nur dic.Neproduktionen altägyptischer Wandgemälde und Reliefs P«il'3i«I«I <!->>,>!,„(1P>>!!„!! «!,!!!,l!,5) au« Eüdruilond.

Aus-. „Der Mensch und die Erde," tzerauigeueben o»n ßan» jiraemer, — Berlin u. Leipzig, Deu>!che» VerloZshllUS Vong u, llo.

mit Tierdarstellungen hervorgehoben, namentlich die buntfarbige Beilage zu Lies. 7 (Altägyptische Tierdarstcllnngen ans dem Ti-Grab bei Sakkara, 5. Tnn.'>. Eine aroftere An' zahl der bnntcn Beiblätter ist dem Thema: „Tie C'ntwickelung der Jagd" gewidmet, dessen Behandlung, von Forstmeister Dr. A. Schwavpach, noch in Lief. 13 beginnt. Taft bei der Ausführung aller Beilagen, Illustrationen lind >larten, wie auch bei der gesamten durchaus vornehmen Ausstattung des Wcrkcs das Beste geleistet ist, braucht für den, der „Weltall und Menschheit" kennt, nicht erst ausdrücklich erwähnt zu werden.

8. N.

Bibliographische Notizen.

H„S «ätsel der Vrdpole. Mit zahlreichen Abbildungeu. Von Dr. Wilh. Meyer. — Stuttgart, Verlag des ilosmos, Franckh. —

Der durch seine uaturwissenschaftlichcn Schriften rülnnlichst bekan»!e Verfasser gibt in dem vorliegenden, gut ausgestatteten Büchlein zunächst eine Veautlvortung auf die Fragen nach dem Zwecke der Polarforschimg, inwieweit bei letzterer Errnngenschaften auf geographischem, biologiWm und erdmagnetischem Gebiet erzielt worden sind und was in dieser Beziehung der Zukunft noch vorbehalten bleiben muß. Ter Verfasser zieht hierzu die wichtigste» der bisherigen Nord- und Südpolreisen in den ^ Kreis näherer Betrachtung und aibt dem Leser einen interessanten Ueberblick über das, was hierbei bisher erreicht worden ist.

X.

VletaHhysll. Von 0. Dr. Georg Runze, a.o. Professor an der llnioersität zu Berlin. Leipzig, Verlag von I. I. Weber.

Mit Recht erstrebt der Verfasser in diesem fleißigen Werke, das auch als philosophisches Nachschlagebuch von Wert sein kann, eine erhöhte Geltung der Metaphysik in der Gegenwart. Ter metaphysische Trieb ist das Hauptmerkmal des menschlichen Wesens, er bricht sich immer wieder Bahn und darf nur nicht zu rein-dichterischen Phantastereien ausarten, sondern muß sich in exakter Forschung an die Erfahrung halten und auf ihr weiterbauen. Metaphysik ist nach ihm „die Wissenschaft von den allgemeinsten Fragen, die sich dem Nachdenken über das Weltganze ergeben. Diese Fragen konzentrieren sich >un das Grundproblem des Verhältnisses von Vorstellnngswelt und Wahrnehmungswelt, von Teilten und Sein." In einer Reihe von Kapiteln erörtert er dann die Probleme der Möglichkeit, Notwendigkeit, de« Seins, des Raumes, der Zeit, der Bewegung, Materie, Kausalität, Teleologie, er wirft die Frage nach .Tualismus oder Monismus" auf und gibt zum Schlich seine „metaphysi'chen Prinzipien". Stets verfährt der Verfasser historisch; er breitet vor uns die Anschauungen der Tcnkcr von den ältesten bis zu den jüngsten Zeiten aus, hält aber auch mit seiner eigenen Meinung nicht zurück. (Irkenntnislritiscke Voraussetzung Runzes ist die Abhängigkeit des Urteilens von der metaphorischen, bildlich gefärbten Sprache: aber er hegt zu der Sprache, welche Probleme for-

muliert, auch das Vertrauen, daß sie im-
stande ist, zur Lösung der Probleme bei-
zutragen. — Ei» Namenregister wäre für
das umfangreiche Buch von größter Wichtig-
keit gewesen.
Dr. I'r»u?, I.üätKs.
Lanncnsalza l 8S« »n» »as O»»c »es
««»igrcichs Hannover. Von Friedr.
Regensberg. Mit Illnstrat. von
Georg Lebrecht und zwei Karten. —
Stuttgart, Franckh.
Nach einem Ueberblick über die Ent-
wickelung der Kriegswirren im Jahre 1860
in Teutschland gibt der Verfasser eine kurz
gefaßte, aber recht klare Tarstellung von dem
blutige» Gefecht bei Langensalza. Indem
er hierbei mit größter Objektivität zu Werke
geht und sich streng, bei Vermeidung jeg-
licher tendenziöser Färbung, an die historisch
verbürgten Tatsachen hält, verdient seine
Arbeit allgemeine Anerkennung. Eine Ueber-
sichtsskizze, sowie ein Plan vom Gcfcchtsfcld
mit eingezeichneter Truppenstellmig dient znr
Erläuterung des Textes. Nicht nur die noch
lebenden Mitkämpfer ans jener Zeit, sondern
auch jeder, der für Kriegsgeschichte ein Inter-
esse hat, seien auf das gut ausgestattete
Buch hingewiesen. K.
Mexe Mexe Tele! UPharsiu'. Englands
Ueberwältigung durch Teutschland. Von
einem englischen Generalstabsoffizier. —
Autorisierte Uebersetzung von einem deut-
schen Stabsoffizier. — 1.—5. Tausend.
— Hannover, Adolf Spanholz.
Wie der Verfasser in der Vorrede hervor-
hebt, bezweckt er die öffentliche Meinung
Englands auf die Unzulänglichkeit der
englische» Streitkräfte zu Lande hinzu-
lenken. Es ist leine feste Ueberzeilgung, daß
eine feindliche Invasion an Englands Süd-
küste ni^t zu den Unmöglichkeiten gehört.
Unter dieser Annahme entrollt der Verfasser
das Phantasiebild einer deutsche» Invasion,
ähnlich der Schilderungsweise iu der vor
einiger Zeit erschienenen Schrift „Ter See-
stern", jedoch von dieser dadurch vorteilhaft
iiuterschiede», als iu dein vorliegende» Buch
alles Sensationelle vermiede» ist. Dadurch,
daß der Verfasser sehr offenherzig alle
Schwächen aufdeckt, welche der englische»
Landesverteidigung anhafte», gewinnt die
ganze Tarstellimg. mit der Möglichkeit
eines deutsch-englischen Krieges rechnend, ein
allgemeines Interesse. Im ersten Teil des

Buches wird a» der Hand von 4 Plänen
die Landung und weitere Operation einer
deutschen Armee in verschiedenen Phasen dar-
gelegt, während im zweiten Teil eine nach
deutschem Vorbilde durchgeführte Reorgani-
sation des gesamten britischen Heer- und
Wehrwesens in den Kreis näherer Betracl)-
ning gezogen wird. X,

komment «t puur«>u»i lu kraue« «loit
rvnaneer ^ I'^I8»«;«l.<»rr»ine. 1'ar
l,so2 liollllolc. —I'üri«, X. lariäe.

Eine interessante Arbeit, in der der Ver-
fasser bezweckt, auf die deutsch-französische
Annäherung und weiterhin auf den allge-
meinen Frieden hinzuwirken. Vor einen»
allgemeinen Kongreß sollte Frankreich für
alle Zeit auf Elsaß-Lothringen unter der
ausdrücklichen Bedingung allgemeiner Ab-
rüstung und Einsetzung eines Schiedsgerichts
zwischen allen Mächten verzichten. — In
einzelnen Kapiteln behandelt der Verfasser
diese hochwichtige Angelegenheit in sehr an-
regender Weise. Was er hierbei u. a. über
die Phusiologie der Völker und Regierungen
sowie Wer die zwischen den Nationen be-
standenen oder noch bestehenden Streitsachen
vorführt, ist reckt beachtensniert. ü.

ßrinuerunaen eines Nihilisten. Von
W. Tebogorp-Mokriewitsch. Mit
einem Vorwort von Illexander Ular.
Deutsch von Dr. H. Röhl. Stuttgart,
Verlag von Robert Lutz.

Es gibt Jammer, für den man keine
Worte findet, und solchen erwecken diese
Memoiren. Das Mitleid mit den Hunder-
ten, taufenden unschuldig Gemordeten erstickt
selbst die Bewunderung für die ideale Be-
geisterungsfähigleit der russischen Märtyrer.
Nie Zeit, in welcher der Verfasser wirkte,
liegt ein volles Menschcnalter znriick. Er
wollte sein Volk aufklären, es vermensch-
lichen; das war seine Todsünde. Deswegen
wurden er und seine Freunde zu lebens-
länglicher Zwangsarbeit in Sibirien verur-
teilt. Im Jahre 1881 gelang es ihm,
nach Elimpa zu entkommen. West-Europa
war ihm nicht unbekannt. Ms ganz junger
Mann hatte er in Locanio schon zu Vaku-
ums Füßen gesessen und hatte sogar, von
der Idee getrieben, mir phnsische Arbeit sei
eines Mannes würdig, geistige Arbeit führe
zur Ausbeutung des Nebenmenschen — am
Gotthardtunnel mitgearbeitet. Tas Buch
ist lehrreich und spannend, vor allem aber
tief ergreifend. Charakteristisch für das
System, dem der Verfasser zum Opfer fiel,
ist eine in der Vorrede «wähnte Notiz, das;
>m Jahr 187« Fürst Tscherkasoff bloß des-

wegen znr Deportation verurteilt wurde, weil er gesagt, geschrieben uud bewiesen hatte, daß der russische Bauer täglich durchschnittlich etwa fünf Pfennig zn verzehren hat! I«. «.

Ooeinebrevler. Auszüge aus Goethes Briefen und Gesprächen nebst einem Zitatenschatz aus Goethes Werten. Herausgegeben von Prof. Dr. MI. Heinemann. Gießen, Verlag von Emil Roth.

Des Herausgebers Tätigkeit an diesem Brevier beschränkt sich, wie er im Vorwort sagt, darauf, daß er die Stellen bezeichnet hat, die aufgenommen werden sollten: alles andere habe der Herr Verleger übernommen, <» sein sei Verdienst oder Schuld. Ter Herausgeber hat wohl daran getan, sich so zu salvieren, da von Verdienst leider wenig zu sprechen ist. Es beruht, und das soll nicht verschwiegen werden, darin, daß die in weiteren Kreisen weniger bekannten Briefe und Gespräche Goethes verwertet sind. Mit diesem ersten Teile, etwa der Hälfte des 884 Seiten zählenden Buches, hört dann das Verdienstliche ans, die „Schuld" beginnt. Der zweite und dritte Teil enthält .Gedichte" nnd „Sprüche in Prosa", unter diesen letztere» merkwürdigerweise viele gereimte Zitate, darunter 35 Seiten Faustzitate. Am Schluß finden sich zwei Register: „u. zu den Briefen nnd Gesprächen", das völlig unbrauchbar ist: denn mit sehr wenigen Ausnahmen enthält es nichts als da« Datum des Briefes oder des Gespräches, statt eines Stichwortes, das den Leser über den Inhalt unterrichten tonnte. Was interessiert es ihn beispielsweise, zu wissen, daß Goethe am !>. Juni 1807 ein Gespräch mit Riemer gehabt hat, wenn nicht zulllnch der Gegenstand der Unterhaltung zu ersehen ist. ' Ebensowenig brauchbar ist das „Register K. zu den Zitaten aus Goethes Werken". Dessen Zweck soll nach der Vorrede der sein, einen Ausspruch Goethes, dessen Inhalt nns nur im allgemeinen vorschwebt, in den Werken zn finden. Das ist aber bei der getroffenen Anordnung unmöglich. Schwebt' jemandem vor, um nur ein Beispiel anzuführen, das mutati« muw,^1iz auf alles zutrifft, daß Goethe in eineni Verse über den Wert der alten Sprachen spricht, so läßt ihn das Register völlig im Stich: denn wie soll er darauf verfallen es aufzuschlagen unter „Das mußt du als ein" ? Kurz, der Zweck des Breviers, den die Vorrede angibt, ist in der vorliegenden Zusammenstellung durchaus verfehlt, und somit das ganze Buch. II. 3cli.

Also sprach Shakespeare. Ein Brevier, gesammelt und eingeleitet von Rudolf Presber. Neilin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Zn der Herausgabe dieses Breviers führten R. Pr. folgmde Gedanken: 3er ganze Shakespeare wird stets nur ein Herzeusschatz weniger sein. Die auf der Schulbank eingepflanzte, im Theaterparkett gefestigte Verehrung für den großen Briten gründet sich in der breiten Masse lanter Literatnrfreuude a»f ein starkes Drittel seiner Dramen. Er hat weder in einem Lehrgedicht noch in einem Roman seine Weltanschauung knapp und deutlich darge-, legt. Wir erfahren sie nur aus seinem Urteil über die Menschen, ihre Tugenden und Laster, ihre Größe und ihre Niedrigkeit, mir aus seiner Weisheit, die in unzähligen guten Worten über seine Werke gestreut, blitzartig Probleme erleuchtet, mit denen seit Tausenden von Jähren im Kampf um Brot und Licht und Ehre die denkende Menschlieit ringt. Die wesentlichsten und besten solcher erleuchtenden Worte bringt dieses Buch. Es ergänzt und übertrifft au Gehalt ein ähnliches Album, das bereits zum 26. April 1864, dem dreihundertsten Geburtstage Shakespeares, von C. E. R. Alberti, (Berlin, A. Eharisius) zusammengestellt wurde. X.

I. Memoiren des gmallö. II. Aus den Papieren eines Grüblers. Bon Geora u. Oertzen. Freiburg (Baden), I. Bielefeld.

Wer Leben geben will, muß aus der Tiefe der Erfahrung schöpfen tonnen, muß bei dem besten Lehrmeister aller derer, die im Geiste schaffen: bei dem Leben selbst in die Schule gegangen sein. Die Memoiren des Zufalls zeigen, daß ihr Verfasser ein aufmerksamer Schüler dieses Meisters war. G. v. Oe. ist sowohl ein erprobter Dichter als auch e!u erfahrener Weltmann. In seinen trefflichen Nitornellen: „Vom Heimwege" (Heidelberg 1W2, Karl Winter) sagt er: „Nicht das Ereignis bildet unser Leben, nur das Gefühl, mit dem wir stark es packen und Einigkeit in unsrer Brust ihm geben." Dieses Gefühl besitzt er in böchster Macht. In den vier Teilen seines Buches gibt er, was der Zufall ihm bescherte. 1. Von Wegen und Stegen. 2. Unterm Olühlicht. 6. Im Schatten des Traumes. 4. Allerlei Herrgottskinder. Wie reich er ihn begabte, davon zeugen u. n. die Gedichte auf S. 13. 20. 38. 40. 48. 98. 107. 151. 162. 165. 173. 174. Das zweite

Buch: „Aus den Papieren eines
Grüblers" enthält nur Aphorismen. Auf
diesem Gebiet wird G. v. Oe. von keinem
Dichter übcrtroffen. Mehr als ein Dutzend
solcher Sammlungen beweisen die Tiefe
seiner Lebensanfchauuug, die Schärfe des
Blicks, die Sicherheit des Urteils, den Reich-
tum seiner Weit- und Menschenkenntnis.
Nur einige Proben: Drei Sorten von Nil-
dung kennt der Beobachter: gebildet, ein-
gebildet und angebildct. Die Nörgelei ist die
Skepsis dn- Urteilslosen. — Freiheit? Es
gibt nur eine, die diesen Namen verdient:
die Freiheit von Vorurteilen.- Die Neu»
gier ist eine warme Teilnahme ohne Herz.
Menschenkenntnis ist aller Leiben Anfang.
Wo der Neid atmet, stirbt die Freude an
Atemnot. Ter Witz l>at immer Eonrage.
— Beim Geiste zu Gast fein ist wie in der
Sonne liegen. Dauernd erträgt man's
nicht. — Empfindlichkeit ist die Dummheit
der Eitelkeit. — Die Freundschaft lebt von der
«raft der Gewißheit, zu Hause in dem .Herzen
eines andern zu sein. Kein Laster wird so
oft bereut, wie die Tugend der Aufrichtig-
keit. Aphorismen sind Tropfen aus dem
Harze vom Baume des Lebens. A.

Mobil. Roman von Frh. U. Schlicht.
München. Albert Langen.

Ter Titel dieses Buches ist ernster als
der Inhalt. Der beliebte, bewährte, immer
auf die beste Unterhalt!»«; der Leser be-
dachte Verfasser läßt es nicht bis zum
Äußersten kommen. Das geharnischte Zauber-
wort: mobil, das ganz Teutschland in ein
Heerlager verwandelt, wird nur zur Stim-
mung benutzt; es wird nur erwartet, nicht
an entscheidender allerhöchster Stelle aus-
gesprochen. Der so kriegerisch klingende
Roman spielt natürlich in militärischen
Kreisen, endet aber sehr friedlich und be-
friedigend mit zwei Verlobungen. Wer sich
ein paar Stunden in angenehmer, anstän-
diger Gesellschaft bewegen und liebe, heiter
anregende Menschen kennen lernen will, lese
ihn. >'.

Sehnsucht. Von Komtesse Mathieu de
Noailles. Übersetzt von Nora Tanneck.
Berlin, Dr. Franz Ledermami.

Dies Buch soll, einer Notiz nach, in
Frankreich großen Erfolg gehabt haben. In
Teutschland wird man ihn schwer verstehen.
Denn die Nonne, die an ihrer irdischen
Liebe stirbt, ist in der Weltliteratur nicht
neu. All die traurigen (Entdeckungen, die
jene iunge Nonne im eigenen Herzen macht
und ihrem uns vorliegenden Tagcbncke an-
vertraut, sind uns uur zu bekannt. Darum

überraschen und erschüttern sie nicht. Die
Übersetzung ist gut.)I. X.

Vle Legende von der Frau Welt.
Von Albert Geifer. Karlsruhe, I.
Bielefelds Verlan.

Diese Legende ist eine in altertümelnder
Sprache nicht ungeschickt geschriebene Vari-
ante des „Armen Heinrich". Ein junger,
hocliqeinutei Graf, de» die Frau Welt
— die Welt hauptsächlich als böses Weib
gedacht — herzenshart gemacht, wird von
de»! infolge von Ansteckung in einen: Ge-
fängnis erhaltenen Aussatz durch die Hin-
gabe seiner Iugendgespielin, des unschuldigen
Mtellan-T'ochterleilis, geheilt. Alle Ge-
stalten in dieser Prosa-Dichtung haben
typisches Gepräge, der Narr wie der Knecht,
der Priester wie die holde Maid, man ist
allen schon oft begegnet, aber mau trifft sie
nicht ungeru wieder. ZI. X.

Tristan. Lin Minnedrama in zwei Teile».
Von Albert Geiger. Karlsruhe, I.
Bielefelds Verlag.

Es mutet eine» wie künstlerische Naivc-
tät an, wenn ein Dichter den „Tristan"
»och einmal zu behandeln unternimmt. Dem
Thema gerecht wird man selbst auf 221
Teilen Versen nicht, wenn die packende
Leidenschaft fehlt. Verse wie:

„Wir feiern geme Feste — und wir dürfen'»"

oder

„Sind Weiber wo im Spiel, fällt auch der
Neste.
„Das ist das Nein, das uns der Teufel
stellt"

oder gar in Tristans letztem Rasen:

„Du weißt nichts vom Weib! Lein grader
Sinn
„Hat sich nie von der Heldenbahn entfernt,
„Schicksal und Schuld sind niemals dir
genaht
„Wie dieses Weib — wie dieses, dieses
Weib" -

überzeuge» uus nicht von der inneren Not-
»ocndigkcit dieser Dichtung. Tristan und
Isolde sterben ober schließlich gemeinsam.
Hl. X.

Vom Vaume der Erkenntnis. Neue
Gedichte uon Iennv von Neuß-
tzoernes. Breslau. Schlesische Vcrlags-
Anstalt v. S. Schottlaender.

Das günstige Urteil, das die Kritik dem
ersten Buch dieser Dichterin („I«mpi
r»»8likti", Graz 1898) zollte, kann ohne
Eiuschräutung auch der vorliegenden zweiten
Gedichtsammlung zugesprochen werden. I.
o. N.-H. besitzt Glut und Mut. Glut, in
Liebe zu entbrennen — Mnt, die Liebe zu

bekennen. Ihr leidenschaftliches Gefühl reiht
sie aber zu keiner Unbesonnenheit, Unklar-
heit, Unschönheit fort, sondern wird von
einem starken Geist gezügelt. Deshalb ent-
behre» ihre Gedichte weder des Wohllauts
der Sprache noch des wertvollen, echt weib-
lichen Gehaltes. Poetischer Gehalt — sagt
Goethe — ist Gehalt des eigenen Lebens.
Nach diesem Ausspruch gemessen überragt
die Dichterin manche ihrer berühmten streites-
nnd sangesfrohen Mitschwestern. Frei
kämpft sie für die echte Moral des Dichters:
die Wahrheit, und wider das sexuelle böse
Gewissen: die Prüderie. Welch ernste Sache
ihr das Dichten ist, sagen die Worte: Ein
wehes Klagen, ein bittrer Verzicht — das
gibt ein Lied, so wird ein Gedicht! Be-
sondere Erwähnung verdienen: O meine
Liebe. Drei Krenzlein. Sonnentag. Freund-
schaft. St. Sebastian»?. Atelierbesuch.
Die letzte Fahrt. Lust.
Ten Wunsch, die temperamentvolle
Dichterin auch äußerlich kennen zu lernen,
erfüllt das schön ausgestattete Buch durch
Beigabe ihres wohlgetroffeueu Bildes. N.
Gedichte von ßrnft H«ws. Berlin,
„Harmonie", Verlagsgesellschaft für Lite-
ratur und Kunst.
In der ersten Hälfte seines Buches er-
scheint E. H. als ein loser Spötter, der
wie Wilhelm Busch mit heilige» Dingen
Scherz treibt. Bald aber entpuppt er sich
als eiu Dichter, der erust genommen werden
muh, dessen Herz voll warmer Menschen-
liebe nnd tiefer Sehnsucht nach dem Gött-
lichen ist, der etwas zu sagen hat. 5l.
Vunte «eimaebilde. Von Albert
West ermann. Ttrahburg i. E., Josef
Singer.
Wenn auch manch kleines Lied in dieser
Gedichtsammlung gelang, größere Probleme
wie: „Ein Schicksal", „Der Anarchist"
zeigen, daß dem Verfasser der hohe Flug
des Dichters versagt blieb. Trotz des Reimes
siud die meiste» der längere» „Gesänge"
sehr alltägliche Prosa.
„O Weib, wohl war entsetzlich des Anar-
chisten Wahn!
O Weib, ist's so entsetzlich, was er im
Traum getan?"
(sein Weib hatte ihm nämlich abgeraten, die
Bombe zu werfen, die ihn selbst tötete)
kennzeichnet die lobenswerte, unparteiisä,«
Auffassung des „Dichters". „Ein Leut,"
als Einheit von Leute, fällt dem unkundigen
Norddeutschen in diesem Buche auf: vielleicht
ist es ein Provinzialismus, der sich allmäh-
lich einbürgern läßt? „Es kam ei» Leut
gegangen ans fernem Norderland:" heißt es

;qq
Nord und 3iil>.
Seite 71. In Berlin hält man „Leut"
womöglich für die Abkürzung von Leutnant!
,<3in fahrend Lent im hehren Schönheits-
bann", finden wir auf Seite 153 wieder.
PaS Tagebuch eines glücklich Ver»
heirateten. Unterschlagen nnb mitge-
teilt von Stallchen. München und
Leipzig, Georg Müller.
Allen ssrennden eines gesunden Hnmors
wird Kärtchen, das ist der wohlbekannte
Redakteur der „Jugend", «arl Mlinger,
mit dem vorliegenden Büchlein, welcl«3 be-
reits in vierter Auflage erscheint, eine ver-
gnügte Ttniide bereiten. Wer ein so ge»
snudes Lachen auszulose« vennag und »och
dazu mit zwar urwüchsigen aber auch durch-
aus dezenten Mitteln, verdient den Dank
aller fröhlichen Leser. mi.
Aus den« deutschen vften. Fünf
Künstler-Zeichnungen von Arthur
Vcudillt. Mit einem Vorwort von
I>r. Kiite Schirmacher. Leipzig-Berlin,
Verlag B. G. Teubner.
Vorzüglich reproduzierte Bilder, die all-
gemeine Anerkennung verdienen, und sicher-
lich nicht nur für Leute aus dem Osten
interessant. ^, Nalbert.
Gemelli <lßs imIllWen lMelMbn-HlMW.
L»Ä«v«»»n, ü«>it»<>u«». ln v«r?n.ne«n«n
1»8«n. Von Nr, Xilres Mstw. VW !,'»>-
»ol,nu XI, 8 (!«, ledruar 1907).
Oll^clucel, <3!o»u«. Von Nr. albert Ü2eber,
N»» l>»I» W'ni t. VI, 2» <«!lrl 1W7).
vl«n,tlinn»t un<! Xonv«ntl»n. Von ^iex»u-
Ndo IX.I1 »Ur« 1907),
lZ«rn«,r6t, ?»n1n». 2» 8eln«<» >!reinunHert8!en
cieourtzt»«« <I2. Mi-?, 1907>, Von IneoÄor
Xnppzteln. >Ve»term»nn» Xon»t3uelte 51, ^I
<Mr?. 1907).
Uostne» 6«ut»llK» <3«^nnnn^> Von Nr,
Nni«t rrieciilnder. IÄ:!c»rt I, 5 <?edr, 19^7).
<3o«ti, ^««n»nn, uncl »«ln» 0i>«in. l>!it
Hu«lUMn »U5 nnL«<!ruo!lt«n Urielen, Von
cleorg NIou»rc! Kru^e. Liüine u. Veit IX, 9
<I?ebru2r 1907).
<H»ni>tln»,nn.) — I)»» ^V«l>i <3«rn«,it
^»nl>tln»,nn». Von ?»«« 8erv»«>, V»«
»ternri'c!,« 6e!io. IX, 10 !?ebru»r 1907),
^«n«en, ^linilin. Van V!!!,elm ^rminius,
Nilllrt, I, 5 (k'edriiur 1907!,
^on»», 8lr R<!v»icl 2nin«, cl«i l»t»t«
?i»,i«,<l»,«Ut. Von ^o!>»nn Kl>nlt!, U«cn-
I»n6 IV, 5 <i>:><ru»r 1907),
^nn«zu<u»«un QviIIl. Von 8. U>>I»«I«, »Hz
IIte«rizene Le!,o IX, N (»llrl 1907).
XUn^er, H»». Va» l', v, Oilini, VI« »eit«
Veit 2L, 7.
Xüni^in l>nl»» In H«in«I, Von Un»t»v

Ileinrieu 8e!>nei<!e<:Ii. Vegicrulsnug ülonllt«-
nette bl, t> <Wr« I9N?>.
iXun»t^»vselb«.> — VI« 2«,l«ntnns cl»«
Xun»t««^ern«». ^iülnnu^reHe in Hen
Vorlegungen !!!>'r monerne« Xunglze^erbe »u
Her II»ll(!eI»I>ocn8L!»!l« in Leriin, Von iier»
in»nu I>Iutn««Ill», Nie Xun»t VIII, 5, (Februar
190?>.
ll»ll» 8tn»It ln ÜII»»I>«tn» <3«l»,u^«N'
»ov»tt. 0!« erzl« I'u^z« ,1508—1573), Von
I^Hv L!enner!>»8»«tt. Deuten« Nunäzclm»
,'!2, 5 lrebru»r 1907),
H««r in clei n«><!«iu«n H»I»l»l, D»»
Von srioHrieb I'ucnz. V«8term»nn8 >Ioi!Nt<-
nefle 51, S (!Mr2 1907».
H»r«<!ittl, Nsui^s, «,1« ?»?<!nol05. Von
ürnüt <!rot!>. Die Nrenldolen ««. 7 <I4. se-
>>runr 19N7).
llllUttl»!»«!!» ^u^«ncl«i»I»Ii>«i^. Von Mtt-
m^tzter v,» >VNl!»^n, Nie ürenidoteu üü, 7
(14. I?edr»ar IR>7>,
H!tt«I»It«i>l<>Il«> l)Ii»i«l>ite!i a«, Xl«!lt-
U«Ii»n ?iot«»t»nti»llll», O«i. Nn«
rei!j?!on»p!!llo8<)pl!i».'lie Ltndie, Von I°erä!>
»,inH .I«!:oi> tzciuniät. ^wnüZise!»: ^«iir-
dliciier 127. 2 <redrn»r l9^>7z.
!N»t«eIi«« V^ll!» »ur H»<!bt. Vo» V,
8»!t»!«!ci, Hoeii!»!,«! !V. 5 (renru»r 1907),
Iiolaküsts LliMsn«. H,n a«r. Von Nr. ,<Ue-
xnuser Ilumpeit, >,Ve8teriu2n«» Uun»!»nell«
51. L «iir« 1907!.
I>I»!t<1««it»el!«n I<lt«i»tur, l3«^«n^»it u.
2ulnlnll «lsi. Von Vülielin roeoil. I^Il»rt
I. 5 (rebnmr 19N7).
?ulti«llusr, ^Ibsit» von. Von L«r»N2ri UUn«,
V,'ezt«rm»nn» zionutsnelte 51, 6 <Mrl 19<)?>,
Ilelcll», Veoi«. Von rieinrlcu 8pl«ro, 0«
ütemrizciie l!cl>o IX. N> <redr»»r 1907,.
<Itt><!ll«I,> — ^ri« <!e,ü Iu««na^»!>i»ll 6s»
vreixln«! Hu«I!laii«Kt«r» H,u»u»t
»«eil»!. Von Nr, Nnve^t Lrmlzen, Ober-
i egierun^r»t, llenlzclw NunÄ«:!!»u 33, 5
<redr»»r 1907).
Zolivptlln^ v>»i 8i»i»,<:Ii», VI«. Vo» Nr,
ürnzt li^vl'r. Nie Uieulduleu 6l>, 5 (31. ^»-
nu»r 1907).
8Itt«n«!«»eti Ä«r 8«ll»nu«lt, Voui. Von
I'ii,>n Xe.v, Xun»I uns üNnzller V,5 <I^ew.1»07),
1?i«>rl»Ii»,»pI«li, 2»» I,»,>i<!. lleizeerinne-
runden von II, loepler. Nie cireuluoteu
««. 8 (2>, l'edn«,' 19U7>,
^M»tl«r. I»m«« H,1,dc>tt H«u> IfnlU. Von
albert N,evlu«. Nie Xnn«t VIII, 5 r«i>r. I9l)7>.
2U^«I, 2«In5l«u. Von L. dünner. Nie I(unzt
VIII, 5 <?ebr,mr 1907).
5i»ß«MNss<>!!<! LIieder, N««or««bi!nz n»ed Xu»»»!il 6«r N«i»>it!on ?ordeim!t«n.
^u» IllttUI IlNÄ 0«I»t«»v«It. 8»MM>UNss
v!»»«n»<:n!>ltllel! - ßeineinverItlnHIIoiier I)»r-
«teiiunßen, Lilnllonen 34, 43. II? »n<! 129.
I^e!nll,l, U. a. leudner,
2«nn», Kl»ll«»I,ni»», Ne<iie!,i!!, Lerlin I^eip-

ilz, UuäerneÄ Veriak^durean, (!urt >ViMnä,
2«iI«Iit Udsi 61« Vsrnlln<!I>il!««n <!«7
^»ffuufr von ^o«u«<!ilu!I«nie>in «nr
2«r»tnn^ Uosi vnlll»tlllnll«n» »<x>ü>
»onuivoltrlt»« lln ä«nt«<:ll»n l3p«u>u-
?«dl»t«. (weiter Heutzciier Vaii^noen-
i«liul!»k.> I.elpliz, L, <3, ?eul>ner.

NllnÄoVs. ?il«ü5l, üin dun!«,' 8!r»u»3, Nr-
!>Äu,n!e» und Hrd»cute». I!er!inl>e!p«!ss,
Anderue« Ver!»ß»dure»u, Ourt ^VißHüd,
2non vom lilnui«, v»». I?in 8llmmeiver!i
l»r die ^ieutissülen l',«i!«n 6er Xindneü,
unter llltllibeit «lUireleder t'ucnieu!«!>er»u»-
«Mben von Hdele 8oure!bur, I^!p«!ss, 13, 0,
leubuer.
Llll^rln, H,U8il»t, !'t de Orot ^u«tiu»ei>« DoK,
Lire ut Ninnepommern, Ijerlin-Deiplik, Uu-
derne» Veril»ß»dure»u, Ourt ^Vißxnd.
S»I>?v, NltMn Al»il» vl««<!«no«, Line Uerss-
l»!irt »nd «ndere IleiZebiider. liellw I^lpü!!;,
lloderne» Veril>g8bure»u, Ourt ViMud,
c?»>H»ool, »io»nü, Hilzgeviüiüe Nedienle,
Obertiussen von Otto linendier, Dresden,
0»r! rle!»»ner,
Ciind»>U, Lcluelläo, I^I ?o!it!«H 0«!«nll>i« enn-
lnrmn »I nuov« Indiriülo del dir^tlo Inlern»-
2ion»>« e »!!» ver» elvilt», liuinl,, I!«!-
n»rdn Lux.
cionlt», lonn. ?ue Difin» Visdom n» reve«!ed
K7 t!,e Ueüiud» ol 0uri8t »nd ol lue 8n!rit,
m»n!i«Äinss tue N»rm»»v »ud ünitv In !<»-
ture, U»n ^ lue LiKIe. London: «»tlnn«!
Nv^ionic L»>np»n7, Limited, ?»!>II»!ier», ete.
2»n»l'»n, I,., üü!«!i», Novelle. IZerlln-Leipülg,
IlloderneZ Ver!»8»burel>u, Ourt VVlMlld,
2»vlt«l>tl»t, ül»», üllelil!»«!! s!e»eb!ei!ten, II»-
morezlie». llerliu Le!>>?.!Z, zloderne» Verl»ß»-
t>»r^»u, Ourt ^Vig»ud.
Ds^r«, VsNdollN, ?'»ml!!e von fliegen. Ilo-
,u»n. I. u, II, Land, LerlinLelpllL, Ilo-
derne» Verl»8»I>uie»u, Ourt VlF»ud,
Doiu»»>i?, X»il, V^nnderblledlcin, Xeniuteu
uu6 iliineuen, ^o». K8»el5<:l!« Ijue!,>,»lldlunß.
llnin»», l)»«lnli von, ^roplen im Ileer«
dei»»oner Dielnunz, I!er!ln-Leiß«i>;, Moderne»
Verl»8»dur«!<>u, Ourt Aiß»ud,
No«i»bll«n«n, I., ^ ^. Vv«ol<U, Die Xlutler
«I» Xinderürülin. lilllucnen, 8e!t2 K 8cd»uer.
RlÄlNQNn, Liuno, Der ßrline l'ruplen, Ho-
velleu, Ueriin-Leipüig, zioderu,>« Verlaß»-
bure»u, Ourt Vißnnd.
Nrin»»«iun^«n <!. Il«ll,«iin X»tn«liin» II.
Von ldr «elwt M«cnriebei>. r>»eli HIex»uder
von Her««n» Hu5«»de neu nei»n»ße8ebe»
von 6. Dmt«e. «U i^enrewn ?oNriit» uiiH
einem K»e!!!r»8 n»» den l)< iuneruukeu der
I'llr»t!n ogzenlioli. 3, >ul!»ee. «ultMrt,
Ilobert Llltü.
N?v»o!>«n <!ei F«»1s, !)»,». Kued de,» ^,»-
bilden de» Ib» ?ulm!. üit einer lünleltunß
von vr, ?<lu! Lrunuie, Hu» dem Lnzlizonen
!lder»et«t von H, ll. Uewell. limloeli, C, ^, 15,
Volellmllim,
?r«lU«i»tn, ?«rain»na, 8ein I>e!«n und
Lenullen von I>udvlz Lourüder, llit 2 Lud-

>>!z»en, 2 Hdblldnu^ei, und einem Lriele »I»
Illudzcuriitnrode, Ixiiiliß, A»x IIe»ze»
Verinz;.
I^en», Üllun», Der Narlen »,it den, llusen-
bl!»eu. «omlln. LeipliL, Leu»!« ^ Ilueüer,
<?»U«it, ?., Her Wnger« vom Unjnwt. Diu«
Lllilulunss »u» dein Xi!n»t!«r- uu<! 8«>duten-
leben, wrii» I>:iu7.!ss, zloderne» Vering«-
imrelm, <^urt ^Vig„nd.
(3«I>«II»on»N, DI«. II«r»u5Lesseu«n vo» Mitiu
Luder. Lund V. Luvid, Ui« Xeitunß, X»rt.
Uond VI. Vir!!,, De, Vieitveriieur. K»rt.
liüud VII. ZeiiveninMr, Der Hrxt, Xur!.
>r«n!>surt ». ll,, I>!te<«>i»cne Hn»t»It Illltle»
», Ixeuinz,
<3o«tu«« «tliulUod,« ^Vsi!«. ^ul,i!llum«-Hu<!-
ss»b» In vierÄß lliinden, !!<!, u, Ä?, Land.
«diilten «ur l.IIer»tur I. ». II, leii. 8tuu-
K»rt, ^. s!, OotlH»<cke Uuc!,n»n<!iuni; Xücnligr.
<3o«««ninn», UouÄl^emil! lUi reiieid»«
NledtK,,,,!,!. IIer»u»ssesseden von ?. H,>?ss»r
!'«!I,„HU„. 5>. 1l>I,reli>!« 18«?, 1. u, 2. Nell.
ziiinüter i, ^',. Veiw« der Hlnuon8n»ducnb,
<3uUl»u, ?ilt», s!eld„!eu»:>!en, «elmtteudilder
»u» dem l»>en, Üerlin-I^ell'lle, lioderne»
Ve,i!>^«!>„rea!,, Lu,t Vissllnd,
»»»ti-slt«?, 0b»?«t»,r>»»i« » 2., vi. in«!.,
>V»? leder ^un^e !>I»nn 2ur rccliten 2ell er-
lnwen Wüte, zilmclien, 8eitl ^ 8el>i,uer.
N«in«, Nednrlon, H„«,vl>l!> »u« «einen nr««2l-
»eben »nd poeti»e!,eu 8o>,rille» von Henim
von ^inlerleld. I^elp«!^, lelii vietrieb.
^«nliol, ?i., Ilormnnn und die c!l!«ru«!ier,
Hin d^ut»c!><!» 1>«uer»nlel !n sUnl Hulll!>«u.
I^r»n»ii>?.lss, llodemes Ver!l>^»bui'e»u, Lurt
V>8»nd.
Neidlsl'^Voite. Hu88«nilnlt und mit Mn-
leltung veröden von >clilm von Vlnterleld,
l>ip«l!i, lelix Dietried,
II NInnovllinsnto. Illviütll cültle» dl Ide«
e dl latti l!X1? (I. .lulüßl l».««, I, «llanu,
V!» Lißli 15,. »Mein» IlfußreHe» L. Illarinoni,
I.ndl, vi» IU»r»»!» 20,
Ilo», Uin»t, Von Liru« und »id. Nedicute
und 8Ii!ülen, Lerlln-I^eipllß, üoderne» Ver-
Izz<bu,elln, Ourt ^Vi^»nd,
^»v»,u» ?I»,N«N undl ^Illnonlnoi»!. Vu»
8nl»L»ro ?»IiuI»l!l Hu» de,,, Lnßlwclieu
llder»«!?,t von X. I»I, Il^lnell, Noütoeli.
d. ^. ü. Vo!e!im»nu,
X»iniI»Hr, l3i»«I», I'inuen von ueule. !io-
vello». I^rlin-I^isüig, iloderne» VcrlüL»-
bureau, Ourt Wlss«»d.
X«,i>»6i», 8. H., Die I»iren de» 2or«ll»ter
und die ?!>ll<>»upli!« der I'irLen-Ilelizlon.
Hu» dem I5nLli»cI,«n l!der»«t?!t von H. U.
UelnoK. llo»tnelc, 0, ^. N. Vololim^un.
XoUor, (HotterleÄ, 8I«bon Vnrleuunßeu vu»
Hlnert L!i)»l«r. 2. Hullllße. iHlpülz, U. N.
Büdner,
Illsinol, ?, V., Hntoui», Or»mi> lu drei

Hlite», U«r!ln-I<elPlIß, üo^erne» Verwz»-
bure«u, Ourt VlMnd.
Ho»ino». rl»ndvel»cl lUr Kllturlieunde, ner»u«-
reMbeu vom Kosmos, 0««»»el!»lt der l»lltur-
li^uude. i!u»d IV, 1Ü07. Hell l. 8tu«e»N,
I^!ÄN«Icli5eK« Verl»83!,d!ss.
I>i«»».u«i, Lin»t, Oer Heller, Dlolrtunzeu.
Vien, Nueo Heiler «^ 0«.
H«u»n, ri»n»l»K», Xinder. 8tult8l>rt, Hie!
^uuclcer Verl»g,
Ullinit», I>. von, Nu»5i»cll ^ap»ni»oliel Krieß
»llüli »mlllolien VeriMeutllelmnLen. Huzn«»
villilt und mit Hnenten ver»euen, Lelplil:,
L»!m»nd <3erl,»rd.
»« 0»itKv. Iu«Un 2»ntlv, >Ve»n iou der
. Küniz vvilr'! Dueeluoru.5 »üüeiuelne Ilnmlln-
lllliüotliell. 23.)»KrL»NL, L»nd!2. 8tutt-
8»rt, ^. ün^elliorn.
H«v«i, Loinnlu?,!, Oedlelite, Lerliu-I^einii,;,
Uuderne« Verl»«»uu>'e»,u, Ourt Mß»ud,
üono. ver <!>und»loell einer IInnu»»mm!unü,
zilüielien, ^lono-Verlup, 7.ind»urm»tr»««: 24,
Hn»l!l»IIllpI>«, lll», Ll»,? L»»,m!u»!; von
NriLin»l-K»u!»<>»ltionen moderner !dei»t«r
»eu»t einer leiüieiiHß« und weitei-en vier
slwliZ'XotenbeiMben. U»nd I. Ilelt 29,
8!,I«u5Ule!ie, Lelpxiss, ^V. Vodoeli H O.
XonI», N»>n», I>er V?eß lur Könne, ljezeulebten
mid Milien, Uerl!» Lelp^lZ, Moderne« Ver-,
wx«IiM'e«u, <^urt ^Vinnnd,
!^itn»«Ii'3l»>in. IVlUttl»!-, Der «ittwr. ««-
»,!«!. II»i!e ». 8., ^. I'rleK«» Verlnz ft, 1,'it-
b»o!c 8tl>!in >.
Ifottboob, ?ii«<ziion von, Lrlebn!»«« und l)>-
lnueruuLen »,,» dem ,u«»!»c>!^lli>!>n!»ede»
Kriege, rlerlin I.elu?,!ß, Noderne» Verlllß»-
bureou Ourt ^Viglind,
10»

Vo«l»<!oitl, 2itlün Il»nv von, Nie darin-
der«!«:« 8»m»r!t»nerin Ilann». ilvel wiener
Uegeblclnell, Le>lln-I>«ipl!ig, lluäerne» Ver-
Ilgzdureau, (!urt VViL»u<1.
0ll»n. ?i„ kennt», L«rl!nl«!p«iß, zl<xlerne»
Verin^zdureau, Cur! Wl^znä,
?2u^l«M«l, ^tt», AenLeden cxler De» 8ünsser«
?oÄ, Nr»ml> in vier Xliten, l^erlln-I^elplig,
»oserneü Verl«8»dure»u Ourt Wlssan«!,
?d,«t«>lil»i>nl««b,« llorre«p<»«I»u», 8ep>
temder I!«« », rcdruar isll?. Wien, Verwg
Hei lc. !>, f'lwtoLi'nplilüelien Cesellüebatt.
Il»»b, Di. I,,, Huliliiirunssen »der sag Wezen
>!er Ke, v^n- n»>1 Ilerülirlinlilielten uu6 sie
neueste ileüiose llirer Led»n<llun<l. 2. ver-
iinllerie Huilage. ziiineden, 8e!t« H 8cdl>uer,
»»tinaei, X,, ?N»n«e, Ner, Uenzcb. N!»
Nl>turvl5»en8ed2l!!!eue3 t!>»uben«be!cenntnl»,
Mine!,«,,, 8ell» H: 8c!«iuer.
Nltt«l, Il»il. Nie ?di!o««pl!en. I.«8t5pie! !n
vier 4K!en. Lellln!>lpl!li, !>I<x!erne» Ver-
wßsburellu, Ourt Wlluuä,
lt««<i«>7, N»v»I<l, IXKdelnnüela, lln Le!ti»F
«nr Xennln« »eine» 8e«lenleben», Leriln-1»p-
«Iß, ÄnHerne,^ Veril,Mdure»u. Onit Wiü»n<!,
ll,<iln»nn, ^VlUi«!ln, szvclie I^^xnno». Xo-
vellen. Lerün I^ipliss, zinserne« VerlüM-
dureou, <?urt Wlßün^I.
Ilun<l»<>un,u,D«r>t««b,», tUl <3«o^l»pul» un<!
8t»U»U!l. UnterUitvirieunli»nclererK,!»»«-
ssess«b«n v»u ?rot, Nr. I-'rlenrieb l?m!l>ult.
23, ^»drenn?. 6. Nett. Wien, ^, lwrtleben«
Verlud-
N»»a»Il, Ilobeit. «»»8« W«l8li«lten. Line
iHzsovzommliM!;, Ilerlin, Verlluz Ou-
ünent, <i, m. d. ll.
LnUlnlllt, lUaw^H, Uesuicl. Uerün-^eipüiz,
IU»i!«,ne« V«rl>lf»bui-e2u, Lurt WiMn<!.
8«lin»oll«nl>ui^, H»x, i!e!!8e>!Iel>te u. l!»!-
ürumme, 8eriin»!p«!ss, l!»<lerne« Verl»^«-
du>«»», Ourt W>ß!>»3.
8«bv?iu8«I, ?»ul, I-'ipz, Her Fcdneiäer. unä
»n<Ier« luztie« l'uzzeu unH »cuviluk«. Neriiu-
I>eip«Il?, U«Äerne8 Ver!«ss8bure»u, 0<rt
WiWlnä,
8onn«i>t«l«, ?»lk von <l,. v, ü), WanHer-
lieäer, Ler!Iu-I.eii>«iss, zlolieine» Verili^-
dureltu, Ourt WlMuc!.
8t»v«nli»^«i!, ^»rlptnliln» ». v. ^.,
l!c,veu, LnnHeratxIrueli »u«i „Nie miiitülizolie
Welt". 1907. üett 11. Wien, C. W. Llein
(NucbdlliiHlL, I>, I!c>«llel.
Ober d!ell!tss>ieo!n«cde i!i!!Ml'8cIu'!tt«t«Uese!.
8«nsei'»bc>lu<ck »u«: ,v!e inlüt»!'!«:!!« Well".
!»>?. Uelt I!. Wien, 0, W. 8tew <Nlleti-
nünälunli 1^,, Ilosuet).
— Vder »lm!n«I«bellb»eKtun^en ln mllltitrl«del
Ileleuebtunss, deüünäerz >Il>H Xureeutünclen

n«eli 6en Le«l!tnen im NelilnÄe, sllr Ulli-
«lere aller WliNen <le» Heere» un<! <ler U»>
rlue. l<ii einer 8!i!ll« !n> Text un<! eine,
8!erntl>lel. Ijerlin, Verl»« >!er Irent»^-
8!ern«2r!e,
3t»iii <i« ^V«l»»»> 2«7. lüuütrlert« rl»!!>
«!on»t«c!ir!lt lur Uüug u, ?2»ii>«, 2«, ^»w-
ü»n^ 1307. llett 2. 3. 4. uns ü. Wien,
>. !!»rt>eben» Verl»!?.
8t«ino«l^, !<«», Indnen. lleölebl«, Leriln-
»ipilg, zinäerne« Ver>2gZburc»u, Lurt
Wl^lnÄ.
^^ LUniln!««?, 8!nt!ss»rt. Hxel ^unccker» Ver!«z,
8tol««nv«i^, VMn«!n>, «e<llcdte. Lerlln-
I^elnüiß, Mosern«« Verl»Mmre»u,(Ärt Wizgnä.
Lbisl«, XÄolt Rb«iluli«l, llutterzclmlt.
LeliauHniel In clrel .^Klen. Verlin-»iplix,
Äu<!«r!!e» Verla^dnreclu, Ourt Wlßgn».
IlUs», L„ Vu^ierne ^utnien mit ^ll«eii!en, Mfien-
lider8t«!,e!i<Ier vörliielier l?Ke, «etlünx. rrn^e»
u, Wüi^er-Ve>«ie!>nl«. lNuzzizen« X»tl»n»!-
«idlloüiell. UÄ. III.! I.llelt:^. I»ebecl>°!7.
2»el Izpler«. 2. Ueli: ^. Lzclieelin«'. ll«z
LnUmilleun. »Inliss, N«!iuuns!!erl>»><!.
Li^Huotsui, I.«. r!ult>n!on»t»»e!»!lt «um 8tu-
äium üer lrouüiiLizoKen »i»I <!eut«cben 8mÄcl>e.
XV. ^»drl»nss. 130?. «<>. l, 1^ cwlli so
k«i!<l« <8cd»«ll!), Verl»^ <le« ,'lr»<iuet«ur".
1e»u»l»t«i, 1!»«. r!»ibmon»t««:I>r!tt «um
8lusium <!er «N8li»el«!n uns cleutzcnen
8pr»cne. I V. Kn. l, 1^ ci>»ui cle-ronÄ«
(8cnve!l), V«r!»ss «!e« „?r»n«Ialur".
V<>I>i»llU<>b«r, Il«U»i<>u»««««t!i«IltIioIi«.
UerluzeeL^l!«» voa I'r. Meli»«! 8eniele.
IV. Nelke. 2. Ilelt. r»u!uZ Ueruzrst. IU-
dingen, ^. L. ij. llonr,
Vs«,ncl!l»I«i><i«,r 1807 von ü«i»«no»<>!i,
IU»»itli H llo., Xun5t»n«t»Ilen, Lerlln-
8onüneb«lg.
V^olt, ?t>oto^i»i>ul»<!li«. irrllner »Der ^m»-
leur lIi<>t<>Lr»i>u",> UoiiÄilseurltt lllr Hm»-
teur- uns r'uonpiiotnxrünnen. L»nÄ XXI.
llett 2. lebru«!' 130,. I^Ipiiß, ücl. I>ie»e-
ß»NI« Verillss,
^««lpd»I, »u»l»v, Die Ostmurlc. vr»m» In
3 Tillen. v»!!«!ß, (iu«t»v Menlinll.
V^olt«i, ?il«aillld, NeÄiedte. Lerlw-I^lnÄß,
Noderne» V«rl»^«durellu, Lurt WI^nÄ.
V«l»nt»»rtl!ch«i N«l>»it«ul: Nr. kylow» Viuck in V«»!»u.
LchI«I!>ch« Vuch»ruck«lt!, Kunlt» und N«illlg»>Anft<>It ». L. Cchottlanidei, Vl«l«u.
Und««ch»!gt«l Nachdruck au» dem Inhal» d!«I« geltlchilft un««il«gt. Überl«hu«»««ch! vorlxhol!«!.

^r^Ã¤-Ã¶,e"!?Â°?Â«^^ ,^^H7^2^n,

Aord und öüd.
l »i e deutsche Nl c» n a t s s ^ r'! l
xx^. Vand. — Mai iM. — Heft 20?
>Ml! «!«m P»l»lc>il in R»t>!»l»n«! Nu doli Pl«l!>ll!
>chot!laci,>ei5 5chlcsischc Oerla«^ Anstalt,
!», m, d, h
Berlin ^. ^5'.

^<^^

V". 7^'^'?^.'.Â°"'!"'"- ' ' , > ' ',,^.^-^^ â€”"'" "'

Aord und Süd.
Line deutsche Monatsschrift.
0XXI. Vand. — Alai ^M. — hch 562,
<mu «!««m Poitlal! in üllldieiun«: Nudolf Pl««bll,>
-chottlacnoeis Zchlesische Verlag? . Anstalt,
«. m. b. tz.
Berlin >V. 35.

seiden.

Der Roman eines Uncwen.

von

Zora Juncker.

- Vellin. —

VII.

eit über eine stunde schon wartete Mar Maibrück in den» Inruriösen Salon der Gräfin, der gleich ans den erste» Blick etwas seltsam Anheimelndes für ihn gehabt hatte. Nicht nur das Gefühl in einer Umgebung zn sein, welche für den Augenblick »venig slens die Frau umfaßte, die feit kurzem all seine Gedanken beherrschte, ließ ihm in diesem Zimmer nichts fremd erscheinen.

In der Ungeduld des Wartens hin- und herschrcitend, war er mehr und mehr zu einer wehmütig erinnernden Empfindung gekommen. Tic Muster der feidencn Möbel, die schweren weichen Teppiche, die Farbe der Vorhänge, das kapriziös umhcrstehendc di i<' ü di'ae, das man für gewöhnlich in einem Hotelzimmer nicht zu finden pflegt, Palmen und grüne Pflanzen, die Fülle der Blumen in Vafen und Schalen, ja selbst die ein wenig schwüle, von einem Gemisch feiner Parfüms und welkender Blumen getränkte Luft, ^ alles erinnerte ihn an den Salon feiner Mutter, in dem sie vorzugsweise gern sich aufzuhalten Pflegte.

Ein paar kurze Augenblicke lang hatte Mar das Gefühl, das; die Tür zum Nebenzimmer sich öffnen müsse, nm die schlanke feine Gestalt seiner Mutter einzulassen.

Ganz deutlich hörte er ihre weiche, sehr leise Stimme fragen'. „Wie geht's, mein Junge?", fah er sie in ihrer etwas lässig kühlen Art in einen dieser weichen Polstcrslühle sinken. Und neben ihr stand der Vater und legte ihm die Hand auf die Schulter nnd sah ihm mit jenem sclt

samen Geniisch vo» New»»dernng »»d Sorge in die Augen, das sei»
Blick angenomme», seitdem der Sohn de» Beruf des Kaufmanns gegen
den des Künstlers vertauscht hatte.
Einen Augenblick wallte die Sehnsucht nach dem Baterhause, aus
dem er sich freiwillig verbannt hatte, weil man seiner Ehe nicht Wohl
wollte, in ihm ans, Tann »vurde sie znrückgcdrä»gt durch das Bild der
Frau, die er mit fiebernder Ungeduld erwartete.
Wo blieb sie nnr? Was tonnte sie so lange zurückhalte»? Hatte
sie nicht selbst gestern beim Abschied ihm zugeflüstert:
„Nicht zu spät, lieber Freund, ich erwarte Sie ungeduldig!"
Mar Maibriick »lachte sich's selbst nicht klar, was er stärker herbei-
sehnte, die Gegenwart der Frau oder die Botschaft, die er vou ihr er-
wartete.
In Klara Mo'bius floß für ihn alles zusammen, was er dnrch Jahre
ersehnt und erstrebt hatte: all seine heißen ehrgeizigen Künstler-
wünsche, all seine junge Begeisterung für das, was ihm erringcnswert
düntte, alles, was er in der bescheidenen Gewöhnung der letzte» Jahre
zurückgedrängt hatte, nnd das doch seine eigenste Natnr, ein schon von
Jugend nnf anerzogenes Bedürfnis »ach dein äußere», frohen, heiteren
Glanz des Gebens war.
I» tausend kleinen Verzettelungen, in fortwährenden Abzweigungen
von dem geraden Wege, de» die Verhältnisse ihm vorgezeichnet, hatte
sich seine eigentliche Natur bisher zu ihrem Recht vcrholfen.
An Stelle des harmlose» Getändels mit a»der» Franc» »»d Mäd-
chen, das seiner Frau so viel heinilichc Trä»e» abgepreßt, weil sie es
nicht begreifen konnte, daß für einen Künstler andere Lebensbedingungen
galten und gelten mußte» als sür de» DurchschmttBmciische», an Stelle
der kleinen Ausschweifnnge» an Gelagen, plötzlichen Reisen, kostbaren An-
schaffungen, in denen seine künstlich z»rückgedämmte Natur sich bisher
ausgetobt, war jetzt diese merkwürdige Frau iu sein Leben getreten,
Unzersplittert, ungeteilt flutete fein ganzes ungeheures Lebensdrängen
ihr entgegen.
A» ihrer Hand eine Strecke weit durchs Lebe» gehen, mit ihren Angc»
in die Welt sehen, das letzte Geheimnis ihrer ilnnst von ihr erlauschen,
seinen ganzen Menschen von ihrer Persönlichkeit durchdringen zu lassen,
dahinter verschwand alles, was ihm bisher des Lebens luert gedünkt.
Und doch hatte er seine Frau nicht belogen, als er gestern nacht,
ihren jungen Leib ini Arm, all' ihre Frage» nnd Tränen unter Küssen
erstickt hatte.
Er liebte Klara Möbius nicht.
Max Maibrück sank i» einen Sessel »nd bedeckte die Augen mit der
Hand, Das Fieber der Erwartung hatte ih» matt gemacht. Lange iaß
er io und dachte über das unergründliche Wesen der Frau nach, die ihn

so ganz in ihren Bann geschlagen hatte, Schroffer, unausgeglichener Übergänge war es voll.
Hinter der Dame mit de» vornehme» Gewöhnungen tauchte plötzlich etwas Wildes, Ursprüngliches, durch keine Bildung, dnrch teine Erziehung Gezähmtes auf, eine künstlerische Boheme, wie er sie in de» tollsten Kreisen männlicher ilnnstgenossen nicht angetroffen hatte. Nebe» der ausgeglichene» Harmonie der reife» Iran brauste wild und schäumend ein nicht zu ziigelndes Temperament, Ihre Selbstsucht, ihr herrisches Wesen kannte gewisse» Me»sche» und Verhältnisse» gegenüber keine Grenze», Da»» wieder war sie die Gutmütigkeit selbst, hätte das .Hemd vom Leibe gegeben, wenn es not getan, die selbstloseste» Dienste ge leistet.
Auch ihm war sie zuerst schroff, kalt, ablehnend entgegengetreten, bis sie ein Stückchen Individualität in seinem Menschentum und seiner Künstlcrschaft erkannt hatte. Da war ihre Ttimniimg umgeschlagen in eine gütige Wärme, in eine Hingabe ohnegleiche» für seine ehr geizigen Pläne,
Als er an diesen, Punkt angelangt war, schreckte er ans a>>5 seinen matten Träume»,
Gleichzeitig verspürte er. von irgendwoher eine Bewegung, eine» eigentümliche», schweren, berauschenden Tust,
Ehe er »och Zeit fa»d, sich umzuwenden, fühlte er eine warme, schmei-chelnde Ha»d a» sei»cr Wange,
Er zuckte zusammen und wandte sich hastig. Hinter ihm stand Klara Möbius.
Ihr bleiches Gesicht war gerötet, ihre Augen strahlten,
„Sieg, Sieg!" rief sie ihm entgegen, „Sieg auf allen Linien!"
In wortlosem Entzücken nah», er die Hand, die sie ihm entgegen-gestreckt hatte, und küßte sie,
„Dank!" flüsterte er bewegt.
Mit einer raschen Bewegung nahm sie de» schwarze» Hut vom Haar und riß die Pelzstoln heruüter, so daß ihr weißer Hals i» dem schwarzen Kleidansschnitt leuchtend sichtbar wurde.
Dann zog sie ihn »eben sich ans einen kleinen Diwan unter einer Palmcngruppe,
„Hören Sie, Mar, wie es kam," Sie sprach sehr rasch und auf-geregt,
„Grappe empfing mich mit der Nachricht, daß es leidlich stehe, Dies.leidlich' reizte mich a»fs äußerste. Ich u»d Ihr .Wald', wir beide sollten und mußten der Mittelpunkt sein."
„Gräfin," flüsterte er heiß und haschte nach ihrer Hand, die sie ihm willig ließ,
„Als ich in de» Ha»ptsaal kam, sah ich, daß die Hängekommissio»

ihr« Arbeit so ziemlich bewältigt batte- mir Ihr Vild, Mar. war noch
immer auf der Staffelei, allerdings nicht mehr im Winkel, sondern
i» der Mitte des Saales. Trei Weise standen herum nnd schüttelten
die Köpfe, Wie sie Heine», brauch' ich nicht erst H« sagen. Ich trat auf
die Gruppe zu Grappe wollte mich zurückhalten - - aber das Blut
lochte in mir, lange genng war ich dielen Banausen gegenüber geduldig
geblieben, .Nun, meine Herren, zum letzte» Male. Entschließen Sie
sich schnell, den Maibrück zu häugen und zwar in de» ersten Snal, oder
ich ziehe meine Ansslellimg zurück —"',
„Gräfin," rief Mar entsetzt n»d begeistert zugleich, „das wollte»
Tie für mich tn»!"
„Still," sagte sie nnd drückte seine Hand, „es kommt noch besser.
Sie brnmmten n»d mnrmelte» und koimte» z» feiner Entschließung
komme», Grappe, Moos, Lernfüller, Harmsbrock, Feldt'irchen entschieden
für nns. Ich stand beifeite »nt verschränkten Armen, Plötzlich wnrde
die Tür aufgerissen. Blas; und aufgeregt stürzte der Tiener auf mich zu.
„,Fran Gräfin, Seine Hoheit Prinz Artnr sind vorgefahren und
bestehe» darauf, die Ausstellung schon hent zn sehen/"
Tie Herren stoben entsetzt anseincmder,
„Ich ers»che Seine Hoheit mir die große Ebre zn schenken. Grapfte,
Tie empfange» den Prinzen wohl,"
„Wir kennen nns feit lange, Prinz Nrtnr uud ich. Er gehört zu
den weuigen Fürstlichkeiten, die wirtlich etwas von der Nnnst verstehen
nnd nicht »nr darüber fafeln. Ich enoarte Hoheit an der Tür. Er ist
entzückt, mich persönlich anwesend zn finde», und bittet mich, ihn umher-
zuführen, Grappe geht a» seiner ander» Teile, Hi»ter uns schreitet
der Chor der Rache,
Der Prinz sieht mein Porträt Helmnt5 a» n»d bewimdert de» Herr
liche» Knalx'», Tann bleibt er vor Ihre»! .Wald' stehe»."
Mar Maibrück stockt der Ate»,.
„Er rückt an seinem Glas, räuspert sich, nimmt das Augenglas ab,
beugt sich dicht anstdas Pild, um die Unterschrift zu lesen, Tann wendet
er sich fehr lebhaft »ach mir um,"
...Maibrück, Gräfin, wer ist das? Hab' den Name» »och nicht
gehört.'"
„Ein jnnges Genie, Hoheit, das jeder Pewnndernng wert ist nnd das
nur Vananse» verkennen können," sage ich mit Nachdruck und amüsiere
mich königlich über die dnmm drei»glotze»de» Wichte.
„.Eminent. Gräfin, ganz eminent/ sagt der Prinz, .eine Stimmung,
wie ich sie seit Vöcklins besten Werke» »icht wiedergefunden habe/ Tann
fügt er galant hinzu: .Ich tue Ihnen damit nicht web, Gräfin, Sie
kultivieren die Landschaft nicht/ Tann versenkt er sich wieder in den
,Wald', stumm, lange, bewegt. Tann dreht er sich rückwärts.

leiden, l.5>l
.Geben Sie dem Vild einen hervorragenden Platz, meine Herren,
Tic ehren sich selbst damit, wenn Sie ein so ausgezeichnetes Talent in
Ihren Schutz nehmen,'
Sie dienerten und bücklingtcn und blieben zurück. Ter Prinz und
ich verschwinden in meiner Sonderansstcllung.
Nun Mar?" Sie beugt sich über ihn und sieht ihm in die Augen,
Maibriick ist bleich geworden; die Worte versagen ihm. Zuviel des
Lichts nach der langen Tnnkelheit. Überwältigt sinkt er vor der Frau
nieder, die ihm das Glück gebracht hat, und birgt sein Gesicht in ihrem
Schoß.
Eine heiße, dunkle Röte steigt in Klara Möbius' blassem Antlitz auf.
Ein Schauer der Leidenschaft geht über sie hin, als sie den jungen
hingebenden Mann sich so nahe fühlt. Aber sie beherrscht sich und richtet
sich rasch in die Höhe.
„Stehen Sie auf, Mar, Sic sind ei» Kind, kommen Sie!"
Sic zieht seinen Arm durch den ihren. So gehen sie im Zimmer
auf und ab.
Sie erzählt ihm dies und das, vom Prinzen, von Grappe, auch von
Riedinger spricht sie ihm, von dein heruntergekommenen, flotten, forschen
Verwandten, der eigentlich zn schade zum Verkommen ist. Mar wird
ihn sehen heute abend.
Er sagt nichts, hält sich still neben ihr, zitternd vor Glück.
Vor dem Schreibtisch bleibt Klara stehen. Einen großen Teil der
unteren Platte nimmt eine Photographie von Helmut nach einem Vilde
Klaras ein.
„Ist er nicht ein schöner Vursch?" fragt sie stolz. Mar' Arm in dem
ihren pressend.
„Ein wundervolles Vild," sagt er leise, warm, bewundernd.
„Ein wundervoller Mensch. Ihr werdet euch kennen lernen!"
Mar sieht sie fragend an.
Ta plötzlich legt sie ihre beiden Hände auf seine Schultern.
„Tu kommst zu mir. Ich will euch alle beide haben," sagt sie heiß.
Langsam und schwer schüttelt er den Kopf.
Sie lächelt ihn au mit einem Lächeln, wie er es noch nie an einer
Hrau gesehen. Heiß, verlangend, gewährend, triumphierend.
„Tas wird sich finden, dummer Vub'."
Tann läßt sie ihn und fährt einen Augenblick mit der Hand über ihr
heißes Gesicht und sagt rasch und unvermittelt:
„Kommen Sie, Mar, es ist spät, wir wollen cssen gehen. Irgend'
wohin, wo es lustig ist."
Er sieht sie traurig und beklommen an.
„Ich kann nicht — ich muß —"
„Ah so," unterbricht sie ihn verstehend, mit einem leicht spöttischen

Anklang iiu Ton, „Ick vergaß, wir sind junger Ebemnnn. — Tann
also auf beute abend,"
3ic reickt ibi» kurz die Hand, die er festbält,
,Si»d wir allein?"
Sie schläft ihm leickt mit der freie» Hand über die Backe,
„Nein, Kindskopf, Tinicre» tonnten wir z» zweie», beut abend
bat sich große Gesellschaft angesagt. Aber Tie dürfen mich abbolen, wenn
3ie brav sind, U»> acht Ubr, Ist das recht?"
Seine Augen lcnckte» ans,
„Tank, Tank," flüstert er nnd eilt davon.

VIII,

Am achtzclmte» »wrgens »», elf Ubr ist die Ausstellung Klara
Möbins' nnd der „Elfer" unter große»! Zndrang des P»blikums er-
öffnet worden.
Sämtliche Blätter babe» die Notiz über die Borbcsichtig»»g durch
Prinz Artnr »nd sein begeistertes Urteil über den größten Teil der
Ausstellung gebracht. Wer nicht tan,, »in Klara Möbins' Bilder zu
scbcn, den lockte dies prinzliche Urteil,
Schnell batte sich's bernuigesproche», das; Pri»z Artnr sich besonders
günstig über eine Landschansslimnnmg von Maidrück geäußert babe»
sollte. Maibrück? Wo batte man doch de» Name» sckon gebort? Tie
wenigsten erinnerten sich des jnngen Malers,
„Auf der Iabresansstellnng im GlaZpalasl sollen ein paar talentvolle
Porträts von ilun gewesen sein,"
„Aus der Gesellschaft?"
„Bewahre, nein, Nretbi n»d PIctbi, Maibrück war »och ganz
Bobine, geborte zu den Älleriüngslen
„Wer batte ib,n denn beigebracht in 5iese Eliteausstellnng?"
Man nickte die Achseln, Einige bebaupteten, die Protektion des
Prinzen, Andere wollte» winen, das; er mit der Möbins bekannt sei
von Berlin ber. Maibrück war ja anch Berliner, ein 2cküler Artur
Kampfs, Man lachte »nd eri»»erte sick der kleine» Kollision ziviscken
Kampf und dem dcntscke» >laiser gelege»tlich der große» Berliner Ans-
stellung. Es war schon eine Weile ber.
Tann snchte man Maibrücko Bild, »in das sick das Publik»», in
Scharen drängte. Jeder war urteilslos entzückt,
Tic Möbins batte es angebracht, der Prin; es a»sgezeick»et. Es
war durchaus überflüssig, sich noch mit einem eigene» Urteil abz»
strapaziere»,
Tie einzige» Nörgler fanden sich in de» Neibe» minder begünstigter
Kollegen,
In der 3o»dera»sslel I»ng der Gräfin wimmelte es von bohen und

leiden. ^53
allerhöchsten Persönlichkeiten, Klara war umringt von vornehmen
Tamen, ordenbedcckten, hohen Offizieren, Minister» und ersten Staats
beamten. Auch Prinz Artnr mit seinen Brüdern hatte sich eingefunden,
Prinzen Adelgnnde wurde gegen ein Uhr erwartet,
Niedinger, dem ,Ulara eine Einladung zugeschickt hatte, bewegte sich
znxmglos und liebenswürdig zwischen der aristokratischen Gesellschaft,
Pinnen kurzem Wichte jedermann, das; er ein naher Vcnuandtcr der
Gräfin war, Teine gescheiterte Eristenz sah und merkte ihm niemand an,
Graf Trerel hatte einen unbändigen Respekt vor dem firrn Kerl bc>
kommen, der sich seine Iucker nicht ohne weiteres hatte aufschwatzen
lassen, Arui in Arm schritt er mit Riediugcr nml,er nnd amüsierte sich
köstlich über die witzig-frivolen Bemerkungen des Barons.
Rudi war es, wie er sich gestand, „sauwohl" zumute. Obwohl er
längst keinen Groschen mehr in der Tasche hatte und Klgra nicht die
geringsten Anstalten machte, seine heimlichen Wünsche zu erfüllen, hatte
er sich lange nicht mehr so ganz in seinem Element gefühlt. Er flirtete,
schwatzte nnd spasste und war wieder einmal der Allerweltskerl, dem nie-
mand fo leicht Widerstand.
Das einzige, was ihn ein „bisset fuchste", war der Umstand, das;
seine berühmte gefeierte Schwägerin hent gar kein Ange für ihn hatte.
Tem Prinzen war er zwar vorgestellt worden, aber damit hatte es auch
sein Bewenden gehabt. Wen» >!lara jetzt ans Augenblicke von den Hoheiten
loskam, suchte sie einen Blick in das Rebenzimmer zu erhaschen, in dem
das Bild ihres Prot>'g^ Maibrü« hing,
Tie Geschichte mit dem junge» Menschen wollte Riedinger nicht recht
gefalle». Allzuviel Gunst wandte die schöne Schwägerin ihm zu. Nicht
mir als Künstler, auch als Mensche» poussierte sie ihn. Tas war durch-
aus nicht nach seinem Geschmack. Wie nun, wenn dieser junge Mann
ähnliche Ziele bei der Gräfin verfolgte »nie er selbst? Zweifellos standen
des Malers Ehaoce» für de» Augenblick günstiger als die seinen.
Bei dem lustigen Bummel vorgestern abe»d hatte eigentlich nur
dieser Maibrück für 5>lara Möbius eristiert. Was battc sie nnr an dem
langweiligen, scheuen, verschlosse»e» Bnischen, der verträumt uud ver-
ronnen vor sich hiugeblickt hatte? Amüsant war der doch wahrlich nicht!
Einmal nnr im Lauf des Abends hatte er eigentlich den Mund
ordentlich aufgctan, nnd da war er gleich frech geworden, wie das Grün
zeug es so an sich hat.
Riedinger hatte beim 3ckt eiue saftige kleiue Geschichte zu erzählen
begonnen. Noch ehe die Pointe heraus war, hatte der dumme Junge
ihn uüterbroche» uud, i» durchaus höflicher ssorm allerdings, ihn er-
sucht, dergleichen Tinge in Gegenwart der Hra» Gräfin lieber nicht zu
erzählen. Einfach lachhaft. Ans Rücksicht für Klara, - die dem 5üng
ling, nicht widersprochen, sonder» ihm mit leichtem Erröten so etwas wie

einen dankbaren Vlick zugeworfen hatte, — war man ohne Aufsehen rasch auf ein anderes Thema gekommen.

Immerhin, die Geschichte war dem jungen Herrn nicht geschenkt. Es würde sich schon Gelegenheit finden, ihm die gebührende Antwort auf fein wichtigtuerisches Moralisieren zn geben, das. nebenbei gesagt, gar nicht am Platze war. Seine schöne Schwägerin hörte dergleichen ganz gern. Sie war überhaupt gar nicht „so"! Das hatte er nun auch schon heraus.

Für den Augenblick war Mar Maibrück jedenfalls nicht aufzufinden, weder von Klara, deren Blicke ihn unausgesetzt zn suchen schienen, noch von Riedinger, der ihm ger» auf der Stelle eins ausgewischt hätte. Dagegen wollte mau seine Fran gesehen haben.

Rudi fragte den Grafen Trercl nach Frau Maibrück, der sie ebensowenig kanote, als irgend seniand von den anwesenden Herrschaften. Wie sollte „die Gesellschaft" auch zur Bekanntschaft dieser kleinen Malersfrau kommen!

Erst Professor Grappe konnte Aufschluß geben.

„Die sungc Dame in der Tür, in dem einfachen grauen Kleide."

„Die Hellblonde?"

„Ganz recht."

„Die sieht sa noch wie ein Vackfisch aus."

„Frau Mieze ist noch fehr iung," sagte Grapve lächelnd und trat z» dem Prinzen, der ihn befohlen hatte.

Niedinger sah sich die schlanke Gestalt im granen Kleide näher an. Trotzdem diese Frau schon Mutter sein sollte, lag etwas eigenartig Herbes, Jungfräuliches über der ganzen Erscheinung. Das schmale Gesichtchen war blaß und zart, beinahe kindlich, nur in den Augen lag ein seltsam reifer, spähender, sorgenvoller Ausdruck.

Unablässig waren diese Augen auf die Gräfin gerichtet, jede ihrer Vewegungcn schienen diese Augen zn verfolgen, jeden Wechsel des ausdrucksvollen Gesichtes sich einprägen z» wollen.

Der fesche Nndi war kein großer Menschenkenner, aber auf eifersüchtige Frauen kannte er sich aus, diese Spezies hatte er sein Leben lang zu studieren Gelegenheit gehabt. Kein Zweifel, das; er auch hier wieder eine Neinkultur der Art vor sich hatte. Die qualvoll nach der Gräfin hinschauendru Augen des jungen Dings verrieten ihm mehr, als Worte es vermocht hätten.

Er drehte seinen blonden Schnurrbart noch »in ein wenige? kecker in die Höhe und lächelte vergnügt.

Wenn die Dinge so standen, konnte man vielleicht gleich zwei oder gar drei Fliegen mit einer Klappe schlagen: die kleine Frau zu größerer Wachsamkeit reizen, dem jungen Vnrschcn zur Strafe für seine unzcit gemäße Splitterrichterei den Weg zur Gräfin sperren oder wenigsten?

mühsamer machen, für die eigenen Pläne Vorteile ans der verbesserten
Titnatioi, ziehen.

Freilich, viel Zeit war nicht zu verlieren, wollte er diese neue seit«
lichc Attacke wagen. Morgen abend wollte die Gräfin fort, unWider
ruflich. Er hatte selbst das Telegramm an .<,tipping gelesen, das ihre
Ankunft für Tonnerstag früh anmeldete.

Ungeduldig wartete Ricdingcr darauf, das; die Unterredung des
Prinzen mit Grnppc r>n Ende nahm. Sobald er frei war, sollte der
Professor ihn mit der kleinen blassen Maibrück bekannt machen, die noch
immer im Türrahmen lehnte und unbekümmert nm die Siege, die das
Bild ihres Gatten, kaum zwanzig Schritt weit von ihr entfernt, feierte,
nach der Gräfin hinsah.

Jetzt endlich verbeugte sich Gravpe vor dem Prinzen. Er war in
Gnaden entlassen.

Riedinger wand sich geschickt durch die Menschen, die sich zwischen
ihm uud dem Professor stauten. Tann, als er ihn erreicht hatte, hielt
er ihn fest beim Arm.

„Professor, tun Sie mir den einzigen Gefallen und stellen Sic mich
der kleinen Maibrück vor. Scheint ein herziges Haschcrl zu sein."

„Gern, gern," sagte GraPPe hastig. Froh, der prinzlichen Huld ent-
rönnen zn sein, drängte er eilends weiter. Tabei gingen seine Augen
suchend durch den Nanm.

„Sie brauchen gar nicht umzuschauen. Ta in der Tür steht die
kleine Frau."

„Ich weif;, ich weiß," brummelte der Professor, „ich schan' auch nicht
nach ihr, nach den, Jungen, dem Mar seh' ich ans. Die Hoheiten haben
schon verschiedentlich nach ihm gefragt, und er ist nicht zn finden. Tie
Gräfin ist fehr verstimmt. Tas ist ganz Maibrück. Plötzlich unsichtbar
geworden, durch die Lappen gegangen, wen» er am nötigsten gebraucht
wird. Gott wein, wohin er sich verkrochen hat, anstatt sich seinen Ruhm
einzuheimsen."

Tie Frau würde ja etwas wissen, meinte Niedinger, „kommen Tie
nur endlich."

Grnftpc lachte auf.

„Tie Frau - da sind Sic schlecht berichtet, Baron. Wenn der 's
Verschwinden kriegt, weiß die Fran am allerwenigsten, wo er steckt."

Ricdingcr lächelte verständnisvoll.

„Also ein grosser .Haderlump! Tas hätt' ich ihm gar nicht zuge-
traut."

„Keiue Spur. Er amüsiert sich gern mal mit den Weibern. Das
ist alles. Tas andere, das plötzliche Ausbrechen ans sedcr Gesellschafts-
form sind Nerven, Künstlermarottcn, was weiß ich. Plötzlich kommt

ei» traukbaftcr, nnbezwinglicher Drang über ihn. allein zu sein, oder
sich unter wildfremden Menschen zn verstecken,"
„So, so," meinte Riedingcr skeptisch,
Jetzt standen sie vor Fran Mieze, Grappe stellt« vor. Dann ent°
fernte er sich eilends wieder, um nach Mar zu sehen. Riedinger zog
sofort sämtliche Register seiner liebenswürdigen Galanterie auf und
spielte den angenehmen Schwerenöter, Zn seiner Überraschung muhte
er bemerken, das; die'blasse, zerstreute Fran auf, diese Manier ganz und
gar nicht zn haben war.
So lenkte er denn ohne viele UmMr-eife das Gespräch dahin, wo
cr's haben wollte, auf die Gräfin nnd den Gatten, Er erreichte damit
wenigstens, das; Marie Maibriick ihm zuhörte, olmc allerdings Klara
Möbins aus den Augen zu lassen, Dabei verharrte sie dauernd in
ihrer regloien, apathischen Stellung,
„Eine merkwürdige Frau," dachte Niedinger, „Das ganze Wesen
die verkörperte Lethargie, und dabei diese Angen!" Nun, er wollte sie
schon aufrütteln,
„Gnädige Fran wisien, das', die Gräfin nach Ihrem Gatten sucht?"
„Ja, ich weiß,"
„Wollen Sie ihr nicht verraten, wo er steckt? Oder soll ich den
Mittler machen?"
Kaum merklich zuckte Marie die Achseln,
„Ich weif; nicht, wo mein Mann ist,"
„Aber, aber, gnädige Frau, wer Ihnen das glaubt! Solch ein
junges Pärchen wie Sie und der Herr Gemahl!"
Da sie nicht antlrwrtete. sich auch nicht rührte, fuhr er ein wenig
stärker akzentuiert fort,
„Übrigens, da fällt mir ein, am Ende haben Sie doch recht! Tas
kommt davon, wenn um» zn liberal ist und den Herrn GemM zn viel
allein seiner Wege gehen IM! Weshalb haben Sie nicht mitgrtan
nach Vnchhof und vorgestern abent» bei dem großen Vnminel? Schon'»
Sie, da gehört eine so iunge, liebe ssran hin nnd nicht ins Hans, Trüb-
sal blasen,"
„Ich kann nicht fort von meinem Pnbrn," sagte sie kurz.
„Uijeh, die Kinderstube! Ja, das ist auch so ein Kapitel zur Ge°
schichte der modernen Ehe, Die gute Mutter zieht bei dem Mann gar
leicht den kürzeren."
Sie sah ihn mm doch fragend an, ^hre Angen hatten etwas Kalte?,
Feindseliges angenommen,
„Wie meinen Sie das, Herr Baron?"
„Nun, ich meine sehr einfach das; der Mann leicht geneigt <sl,
die Zeit, die die Frau ihm der Kinder wegen entzieht, nach seinem Gusto

leiden, ^5?
anzuwenden, und daß dieser Gnjtu nicht immer der Gusto der Frau sein dürste,"
Da sie nicht antwortete, sondern beinahe unhöflich über ihn wegsah, fuhr er in einem aufreizend mitleidigen Ton fort.
„Schau'n Sie, Gnädigste, wie die Gräfin sich aufregt um Ihren Herrn Gemahl, und keine Ruhe gibt sie, bis sie ihn gefunden hat —"
Niedinger bemerkte mit Vergnügen, daß endlich so etwas wie eine Ne wegung durch den starren Körper des jungen Weibes ging — „Über Haupt diese Gräfin ^- weih der Teufel, fic ist noch immer eine gefährliche Frau."
Jetzt wandte Marie Maibrück ihm das Gesicht zu und sah ihn mit ihren großen, reinen Augen durchdringend an.
„Für meinen Manu nicht, Herr Baron," sagte sie kalt und verließ den Platz an der Tür, ohne noch einmal nach ihm umzufehn.
Niedinger zerrte mißmutig an seinem Schnurrbart.
Abgeblitzt, glatt abgeblitzt. Lomierwetter, das'war ihm lauge nicht passiert. Außer bei seiner eigenen Frau überhaupt bei keinem Weibe noch.
kruzitürken! Sollte er schon ausgespielt habe», oder trug nur diese kleine Person, die es doch allem Anschein nach nicht nötig hatte, die Nase fo hoch, daß fic ihn schlimmer als den ersten besten behandelte!
Er nahm den Schnurrbart zwischen die Zähne nnd wünschte diese Maibrücks zum Teufel, die ihm bei dem Spiel mit der Gräfin einen Trumpf nach dem andern ans den Händen wanden.
Na, am Ende, wer zuletzt lacht, lacht am besten, und trotz dieser kleinen blonden Heiligen war er noch immer der Rudi Niedinger.
Wirtlich schien ihm, kaum fünf Minute» später, wieder die Sonne des Glücks.
Prinz Artnr fchicktc seine» Adjutanten nach ihm.
Mit strahlender Liebenswürdigkeit gab er dem hohen Herrn die Informationen über österreichische Militärverhältnisse, die er von ihm erbat.
Und als ihm Prinz Artur am Ende vor aller Welt freundschaftlich die Hand fchüttelte, wurden die Maibrücks ihm Hekuba.
Ihm, Nndi Niedinger, eröffneten sich am Ende noch ganz andere Türen als die der Gräfin Kipping, wenn er deu richtigen Augenblick am Schopf zn packen verstand, nnd das war immer seine Force gewesen.
Gegen Abend sprach Nndi im Hotel vor, nm sich bei seiner Schwägerin melden zu lassen.
Sein Gönner Jean zuckte fkeptisch die Achseln.
Er könne beim besten Willen nicht sagen, ob die Fra» Gräfin den Herrn Baron heute empfangen würde. Frau Gräfin sei eben jetzt, ziem» lich aufgeregt nach Haufe gekommen und habe Order gegeben, anßer einer gewisse» Persönlichkeit niemanden vorzulassen.

Riedinger trat einen Schritt näher ans Jean zu und ließ das letzte Treimarkstück in der Hand spielen.
Wer denn diese gewisse Persönlichkeit sei? Die Massense oder die Mauicurc?
Jean zuckte mitleidig'nnd vielsagend zugleich die Achseln,
Ter Baron machte Miene, das Geldstück in der Westentasche der-schwinden zu lassen.
Jean besann sich.
„Keine Dan«, wenn ich so sagen darf, Herr Baron — vielmehr ein Herr."
„Ein sehr junger Herr?" fragte Rudi mit Nachdruck.
Jean verstand sofort.
„Sehr jung, .Herr Baron, ja — ein Herr Kollege der Frau Gräfin."
Das Geldstück vcrfchwand in der Hand des Allwissenden.
„Es ist gut, Jean. Vei-suchen Sie's immerhin, mich bei der Gräfin zu melden. Sagen Sie ihr, ich wolle nur auf einen Moment vor-sprechen, durchaus nicht stören."
„Sehr wohl, Herr Baron."
Nach wenigen Augenblicken tam Jean mit dem Bescheid zurück, die Frau Gräfin lasse bitten, ans ein paar Minuten. Sie sei sehr angegriffen und wolle sich zeitig zu Bett lege».
Als Riedinger bei seiner Schwägerin eintrat, fand er sie in einem Halbdunkel!! Teil des großen Salons in eine Eauscnse gedrückt. Tie Hand, die sie ihm reichte, war heiß und fiebrig.
„Sind Sie tränt, Klara?" fragte er, für den Augenblick wirtlich beunruhigt.
„Nicht krank, nein," sagte sie hastig, „nur verstimmt."
„Hent, an einem Ihrer Ehrentage! Meinen Glückwunsch, Frau Schwägerin."
Sie wehrte nervös ab.
„Lassen Sie das, Rudi. Übrigens Hab' ich Sie nur empfangen, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich habe meinen Entschluß geändert; ich fahre fchon morgen früh nach Berlin."
Er erfchrak sichtlich.
Sie sah ihn verwundert mit so etwas wie einem halben Lächeln an.
„Morgen früh oder morgen abend," sagte sie leichthin, „das bleibt sich ja am Ende gleich,"
„Nicht für mich, Klara," flüsterte er bedeutungsvoll.
Sie zuckte die Achseln. Tau» mit kaum unterdrückter Leidenschaft fnhr es heraus.
„Ich muß fort. Ter Boden brennt mir unter den Füßen."
„Ja, um Gottes willen, was ist denn geschehen?"
„Denken Sic —" sie rückte ganz dicht an ihn heran und legte ihre

leiden, ^59
heiße Hand auf seinen Arm. „Sie wissen, heute mittag in der Aus.
stellung wurde nach Max Maibriick gefragt —"
„Hat sich der verlorene Sohn inzwischen gefunden^" unterbrach er
spöttisch.
„Visher nein."
Um Riedingers Mund zuckte ein kleines mutantes Kücheln, das
Klara auffing.
Hart lachte fie auf.
„Ah, Sie glauben, ich sorge mich um den Ausreißer! Keiue Spur.
Es handelt sich um ganz etwas anderes, um eine Insolenz dieser Gans
von Frau."
„Aha," dachte Riedinger. „also ist die Kleine doch aufgewacht! Das
ist mein Werl."
„Da Maibrück sich fcheinbar nicht finden lassen wollte, gab man das
Suchen auf. Ich dachte mir, nach Tisch wird er ja Wohl glücklich wieder
in den Ehehafcn eingelanfe» sein, ich werde ihn also, wie schon vorher
geplant »var, in seiner Wohnung aufsuchen und einiges mit ihm be>
sprechen. Ich nehme einen Wagen und fahre hinaus. Ein täppischer
Vauerntrampel empfängt mich und sagt mir, der Herr sei noch nicht
wiedergekommen, und fügt grinsend hinzu: ,Tas kommt öfter bei uns
vor.' Da ich bei dieser Gelegenheit wenigstens Maibrücks Atelier und
seine Studie» ansehen will, lasse ich mich bei Frau Maibriick melden,
obwohl sie es heut morgen nicht der Mühe wert gefunden hat, sich mir
vorstellen zu lassen. Mit einem dummdreisten Gesicht kommt das schleim-
perte Ding zurück uud sagt mir: ,Die Frau bedauert, aber sie ist nicht
zn sprechen. Ter Vub' ist nicht ganz Wohl.'"
„Schau, schau, die Kleine hat Schneid'", dachte Riedinger amüsiert.
Laut aber sagte er: „Sie haben ganz recht, Klara, empört zu sein. Ein
ungehobeltes Benehmen. Aber am Ende, Sie können von solchen Leuten
nicht viel Besseres erwarten."
Sie fuhr auf.
Er ist aus einer ersten Berliner Familie.
„Mag sein. Aber sie!"
„Unbegreiflich, wie er zu diefer Pute gekommen ist. Es gibt
keinen ersichtlichen Grund dafür."
„Liebe Klara, wenn fich einem die Gründe der Eheschließungen
offenbaren wollten, feltsame Dinge würden zutage kommen."
Die Gräfin seufzte beklommen auf und fah an ihm vorbei. „In
diesem vertrackten Leben findet man den oder die Richtige meist zn spät,"
sagte Riedinger mit einem Anflug von Sentimentalität, die seinem
forschen Wesen sehr drollig stand. Tann bcngtc er sich auf die Hand
der Gräfin uud küßte sie bedeutungsvoll.
Klara fuhr zurück und sah ihren Schwager verwundert an. Sic

Wußte ganz und gar nicht, was sie aus Niedinger mack>en sollte. Spielte er auf Dinge an, die sie sich selbst uoch »icht eiiunal tlar geuiacht hatte, klar machen wollte, oder trug er eigene Gefühle sentimental zu Markte? Jedenfalls war es höchste Zeit, das Thema abzubrechen. Viel zu tief hatte sie ihn fchou hineinsehen lassen in das, was sie bewegte und nicht wieder loslassen wollte.

Ernste Gespräche mit Rudi Niedinger! Welch ein lächerlicher Einsall!

Sic sprang auf und drehte sämtliche elektrisäfe Flammen auf, so daß der halbdnnkle Salon in einem Augenblick in strahlendes Licht getaucht war.

„Kommen Sie, trinken Sic eine Tasse Tee mit mir, oder einen Grog, es ist kühl geworden heute abend, und erzählen Sie mir ein bißchen was Lustiges. Mir scheint, ich habe Sie angesteckt mit meiner närrischen Grillcnfängerei. Das Los von uns Künstlern, daß wir der fatalen Stimmungen nicht Herr werden können. Sie kommen über uns wie der Dieb in der Nacht. Sagen Sie selbst, Nudi, was gehen mich Leute wie diese Maibrücks eigentlich an? Gar nichts! Und da laß ich mir den halben Tag, noch dazn einen Siegestag, durch sie verderben."

Sie hatte inzwischen geklingelt. Jean erschien nach diskretem Klopsen in der Tür.

Ein plötzlicher Gedanke überkam sie. Niedinger mußte um jeden Preis vergessen, daß diese Maibrücks sie ernsthaft beleidigt hatten.

„Wissen Sic, was wir machen, Nudi? Wir trinken ein Glas Sekt zum Abschied! Jean, eine Flasche Heidsieck drv."

Jean verschwand mit einem blöden Lächeln auf den glattrasierten Lippen.

Dies ging ihm über den Verstand. Den einen erwartete sie, und mit dem andern trank sie Sekt. Eine merkwürdige Sorte, diese Berliner Malerinnen.

Für ein paar Augenblicke hatte Klara Möbius sich von ihrem Gast beurlaubt.

In ihrem Schlafzimmer sank sie in einen Stuhl und preßte die Hände wild zusammen.

Was in aller Welt war nur über sie gekommen, daß sie dieses kleine Reiseabenteuer so ernst und immer ernster nahm? Was über ihn, daß er's ihr antun tonnte, vor ihr davonzulaufen, wie ein dummer Vub', nach allem, was sie für ihn getan, nach dem, wie sie sich ihm gezeigt hatte! Und sie, sie war ihm nachgelaufen - hatte ihn gesucht durch die ganze Stadt, bis in fein Haus! Was hatte dieses halbe Kind aus ihr gemacht mit seinem seltsam verträumten Wesen, seiner hingebenden Dankbarkeit, seiner genialen Kunst!

Ihr wurde sehr warm ums Herz, als sie daran dachte, sollte sie Niedingcr fortschicken, allein auf ihn warten? Sic wußte, es würde

Max bitter weh tun, sie beim Sekt in Gesellschaft eines Mannes zu
finden, gegen den sein ganzes Wesen sich aufbäumte.
Tann wieder regte sich der Trotz in ihr.
Mochte er! Er hatte ihr Leid genug bereitet.
Ter Sekt war schon aufgetragen, als Klara den Talon wieder betrat.
Niedingcr hatte sich eine Zigarette angezündet und fich in einen Sessel
der Tür gegenüber gestreckt, deutlich die Ungeduld markierend, mit der
er auf sie Nxirtete.
Mit einem dreisten Lächeln sah er ihr entgegen.
In diesem Augenblick verwünschte sie es wieder, ihn bei sich be-
halten, ja, ihn überhaupt nur empfangen zu haben.
Gerade an der Stelle, an der sie Mar vor wenig Tagen die Vot>
schaft seines Sieges übcrbracht hatte, an der er glühend von Dank ihr
zu Füßen gesunken war, hatte Jean den silbernen Tekttübel auf drei-
beinigem Gestell sediert.
Klara zog die Stirn zusammen, daß ihre schwarzen Brauen sich
fast berührten.
„Stellen Sie den Sett »eben die Causeuse, Baron."
Äiedingcr sab die Gräfin erstaunt an. Tiefe Frau war die reine
Sphinr! In heiterer Erregung hatte sie das Zimmer verlassen, jetzt,
nach wenigen Minuten kehrte sie wieder, unverkennbaren Zorn auf der
Stirn.
Sollte die Gunst des Augenblicks, mit der er so stark gerechnet
hatte, schon wieder vorübergehuscht sein, ohne daß er sie festgehalten
hatte? Sollte er das grandiose Pech haben, daß diese Gunst sich kein
zweites Mal zeigte, oder daß sich im letzten Augenblick etwa „die gewisse
Persönlichkeit" zwischen ihn und seine letzten Chancen stellte?
Sic erwartete Maibrück wohl tanm mehr, sonst hätte sie ihn schwer»
lich zun, Sekt gebeten. Dennoch, er mußte den Kopf oben behalten
für alle Fälle.
„Schon wieder Wolken, schönste Fran Scknvägerin?" fragte er nicht
eben begeistert.
Sie antwortete nicht und setzte sich in die Ecke der Causeuse, in
der er sie zuerst gefunden hatte.
Riedingcr schenkte ein und stieß sein Glas an das ihre.
„Auf gute Reise, Iran Schwägerin, und auf frohes Wiedersehen."
„Sie gehen auch morgen, Nudi?" fragte sie mit einer gewissen Be-
flissenheit.
Er zuckte mit den Achseln und sah sie halb belustigt, halb resigniert an.
„Ich möchte Wohl - aber ich kann nicht."
„Weshalb können Sic nicht?"
Er zupfte an seinen Taschen und lächelte.
„Ebbe, teuerste Klara! Vollständige Ebbe!"

„Erwarten Sie Geld?"
„Wenn Härtung auf den noch immer schuldenden Iuckerverkauf Vorschuß am Anteil gibt —!"
„Eine ungewisse Sache?"
„Sehr ungewiß, ja,"
Eine kleine Pause trat ein, Riedinger nippte an seinem Glase und sah über den Rand desselben fort zu der Gräfin hin.
Die faß ganz still und dachte darüber, ob es nicht am Ende das klügste sei, ihm auf und davon zu helfen. Trafen Max und Riedinger sich heute abend noch in ihrer Gegenwart, so würde sie die Dinge schon nach ihrem Wohlgefallen lenken.
Nach ihrer Abreife von München aber sollten diese beiden besser nicht mehr zusammen kommen. Sie hatte das bestimmte Gefühl, daß eine folche Begegnung in keinem Fall glatt ablaufen würde.
Zweifellos würde Riedinger mit diefcm Abschiedssekt unter vier Augen renommieren, ebenso zweifellos Max, dem das frivole Gebaren des Eroffiziers von Grund auf zuwider war, es an einer gereizten Antwort oder Schlimmcrem nicht fehlen lassen. Zum mindesten war ein Skandal gewiß, und es lag absolut nicht in Klara Möbins' Interesse, die Dinge zwischen den beiden zu einem Skandal kommen, zn lassen.
Daß fie im tiefsten Grund ihrer Seele davor zitterte, Maibrück könne durch Riedinger eine ernste Gefahr drohen, gestand sie sich selbst nicht ein.
Während sie überlegte, fühlte sie Riedingers Blick gespannt auf fich ruhen.
Sie kannte die Männer zu gut, um nicht zu wissen, daß er jetzt einen ganz bestimmten Vorschlag von ihr erwartete, ein« Hilfeleistung, um derentwillen er sie vielleicht überhaupt nur aufgesucht und sich i hartnäckig ihrer Gesellschaft bemächtigt hatte.
Sie war gern bereit, ihm anf die Reise und auch noch ein Stückchen darüber hinaus zu helfen, gegen die Zusicherung, daß er wirklich morgen in der Frühe München verließ. In welcher Form aber ihm dies Ver° fprechen abnehmen, wie es begründen?
Endlich nahm Riedinger selbst das Wort und sagte mit gewinnender Ehrlichkeit:
„Teure Frau Schwägerin, sollte Ihre Nachdenklichkeit sich mit meiner geringen Person beschäftigen, fo bitte ich um die Erlaubnis, ein Wort zu dieser Nachdenklichkeit beisteuern zu dürfen. Hegen Sie freund« liche Absichten für mich, fo täten Sie ein gutes Werk, wenn Sie dieselben zur Tat machten. Ich bin wirtlich in großer Verlegenheit und wäre Ihnen ehrlich dankbar, wenn Sie mir so ein bissei heraushälfen. Daß ich — felbslverständlich auch ohne das — mit Leib und Seele z» Ihrer Verfügung bin, wissen Sie."

leiden. <62
„Topp," jagte ,«larc> jetzt ohne Nesnme» und hielt ihm die Hand
hin, die er feurig ergriff, „Ich helfe Ihnen gern. Rudi, aber Sie müssen
mir einen kleinen Gefallen tun."
„Jeden, teuerste Klara."
Sie lachte ein wenig gezwungen.
„Eigentlich ist es eine Albernheit. Diese Dummheit geht mir
schon nach, seit ich ein Kind war und Kindergefellschaften besuchte.
Ich mußte immer die letzte sein, und wen» ein Mädchen unglücklicherweise
später abgeholt wurde als ich, schleppte ich sie niit auf die Straße, und
sie mußte mir mit heiligen Eiden schwören, nicht wieder herauf zu
gehen. Ich hab's nie vertragen tonnen, daß jemand länger als ich genoß,
Verstehen Sie mich, Rudi?"
„Nicht so ganz, Klara."
Sie machte eine sehr ungeduldige Bewegung. Tann besann sie sich
rasch und sagte nicht ohne Koketterie:
„Also, wir sind hier in München zusammen fidel gewesen. Ich
mag es nicht, daß Tic noch hmter mir her fidel find. Versprechen
Sie mir, daß Sie morgen früh nach Wien fahren, und ich mache mir ein
Vergnügen daraus, Ihnen fünfhundert Mark :'l cki»< i^tiun zur Ver-
fügung zu stellen. Sie tonnen sie mir verzinsen oder nicht verzinsen,
wiedergeben oder nicht wiedergeben, das ist mir ganz gleich. Sind Sic
einverstanden, Rudi?"
Ricdinger stürzte sich auf die Hand der Gräfin und bedeckte sie mit
glühenden Küssen der Dankbarkeit.
Sie lachte ihn ans über seine Emphase.
„Was ist denn da weiter dabei, Schwager, Sie tun ja, als hätte
ich Ihnen mindestens das Leben gerettet."
„Ungefähr ist es so," meinte er mit trockenem Humor.
Sie gingen an den Schreibtisch, Klara Möbius übergab dem
Varon die Scheine.
„Soll ich Ihnen etwas Schriftliches geben, Klara?"
Zuerst wehrte sie ab, dann besann sie sich eines andern,
„Ja, bitte." Sie schob ihm ein Papier und ihre Füllfeder zu.
„Schreiben Sic: Von Frau Gräfin Kipping fünfhundert Mark zu
freier Verfügung erhalten gegen das Versprechen, morgen Montag, den
neunzehnten April, mit dem Morgenzug nach Wien zurückzufahren, und
so weiter."
Riedingcr lächelte und schrieb. Tann hielt er ihr das Papier hin,
„Ist es recht so?"
„Ganz recht, Varon."
„Nochmals Tank, Klara."
„Es bat nichts zn bedeute». Ich tue es gern. Aber nun gebe»

Sie auch, Baron. Es ist bald zehn Uhr, und wir müssen morgen beide
früh heraus,"
„Nochmals glücklich« Reise, Frau Schwägerin,"
„Gleichfalls, Baron."
Nachdem die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, atmete sie er-
leichtert auf.
Gottlob, daß er fort ux>r m>5 das Komodienspicl ein Ende hatte!
Sie hatte sich einen Augenblick in einen der Sessel nahe der Tür
geworfen.
Jetzt sprang sie nervös wieder auf und llingeltc.
Jean erschien in der Tür.
„Wenn Herr Maibrück noch »achfragen follte, bis elf Uhr bin ich
zu sprechen, langer nicht."
Jean verbeugte sich ehrerbietig und verschwand.
Klara trat an den Schreibtisch und nahm das Bild ihres Jungen
zärtlich zwischen beide Hände. Nachdem sie es eine Weile angeschaut, zog
sie es an die Lippen. Tann stellte sie es an seinen Platz zurück und
sagte trotzig, was sie vor wenig Tagen Mar Maibrück gesagt hatte:
„Ich will euch alle beide haben."
Als die Gräfin gerade in den Wagen gestiegen war, um zur Bahn
zu fahren, wurde ihr ei» Telegramm übcrbrncht,
Jean ließ den Kutscher, der im Begriff Nxir fortzufahren, noch ein-
mal halten, falls das Telegramm einer Antwort bedürfte, «lara las
mit verhaltene!» Atem,
„Tachau, Sonntag Nacht, Verzeihung, Gräfin, ich tonnte nicht
anders. Ich mußte mit mir allein sein. In Anbetung Mar."
„Ist eine Antwort, Frau Gräfin."
„Nci»," sagte sie kurz.
Ieau verbeugte sich und gab dein Kutscher ei» Zeiche». Ter griff
i» die Zügel und suhr in schlankem Trabe dem Bahnhof zu.

IX.

Graf Klemens lies; seinen Sohn nur ungern nach Berlin fahren.
Er fah es viel lieber, wenn Helmut draußen feine Unterhaltung fand,
feine jugendlichen Freunde zu fich lud, sich auf dem Wasser bewegte,
ritt, radelte oder sich ans langen Fußtouren erging. Von den Berliner
Freuden wollte Mpping für einen so jungen Menschen nicht viel wissen.
Tann und n>ann freilich mußte er wohl oder übel seine Einwilligung
geben. Er durfte den rcichbegabten Knaben, den werdenden Jüngling
nicht jeder Anregung der Großstadt berauben.
So hatte cr's Helmut auch heute abend nicht abschlagen möge»,
als er ihn gebeten, am morgigen Sonntag auf ein paar Stunden nach
Berlin fahren zu dürfe». Fra»z hatte ih» eingeladen, n»d dann — es

leiden. ^65
war etwas zögernd herausgekommen ^ dn die Mama sich für Tienstag
endlich zurück gemeldet halte, müsse er doch zuguterletzt wenigstens ein
mal nach der Großmama nnd den Tanten sehen, Tic Mama würde
sonst traurig und böse sein.
Mit Unbehagen hatte Clemens sich eingestanden, daß der Junge
recht hatte. Mochte er also gehen und sich einen frohen Tag machen.
Er selbst hatte Helmut ohnedies in letzter Zeit nicht viel zu geben ver-
mocht. Tie Unruhe nm seine Frau hatte ihn nicht losgelassen, sie war
im Gegenteil mit Klaras seltenen, stets lakonischen Nachrichten eher ge-
wachsen.
Morgen endlich war der große Tag der Ansstellnngseröffnung, und
am Tienstag wollte sie wieder bei ihnen sein. Tann würde er sa e»
fahren, was sie in Minch^n so augenscheinlich verstimmt hatte, wes-
halb sie ihn nicht gerufen hatte.
Vis zum heutigen Abend hatte er fest auf ihre Bitte gerechnet her
über zu kommen. Er hatte sich's vorgesetzt, Helmut mitzunehmen und
Klara mit dem Jungen eine unerwartete Freude zu bereiten. Es hatte
sie in den letzten Jahren oft gcnng betrübt, dnß er der Arbeit halber
nicht wie früher sonst fortgefollt. Und gerade diesmal äußerte sie leinen
Wunsch, weder nach ihm, noch nach dem Jungen!
Tie kleine Uhr auf dem Schreibtisch wies auf zehn, Ter letzte
Münchener Zug war fort, ^n spät, selbst roenn noch ein Telegramm
gekommen wäre.
Ter Graf beugte sich wieder über seine Arbeit. Allzusehr war sie
in letzter Zeit trotz aller Mahnungen des Verlegers, trotz des eigenen
festen Vorsatzes, sie eifrig nnd konseauent zn Ende zu fördern, vcrnach
lassigt worden.
„Tarf ich einen Augenblick stören, Papa?"
„Gewiß, mein Junge."
„Ich wollte dir Gntenacht sagen, Pnpa, und dann hätte ich mich eine
Bitte: darf ich morgen ein paar Stunden früher nach Verlin?"
„Weshalb nicht, mein Junge, wenn dir daran liegt."
„Es liegt mir viel daran. Ich möchte eine kleine Überraschung für
die Mama besorgen, solange die Läden offen sind. Und soll ich gleich
Blumen bestellen bei Schmidt? Ich tann dann etwas Schöneres aussuchen,
als wenn wir nur telephonierrn. Dder wolltest dn morgen selbst zur
Stadt, Papa?"
„Wenn du mir Schmidt und Uranzler für Mamas Lieblingskncchen
abnimmst, nehme ich's dankend an. Tann bleibt mir morgen der ganze
Tag für die Arbeit. Ist die Mama erst zurück, gibt's doch Abhaltung
genug."
„Herrlich, Papa, daß du mir da5 übergibst."
Klemens sah mit lückielndem Stolz ans seinen eifrigen, beglückten

Jungen, der jetzt in den Lichtkreis der Lampe, ganz nahe zu ihm getreten war,
Ter Graf hatte alle Ursache, stolz auf den prächtigen Burschen zu sein, der da gesund an Leib und Seele vor ihm stand und mit seinen ehrlichen wanne» Augen offen und glücklich in die Welt blickte.
Er hätte ihm am liebsten einen herzhaften .Uuß nnf die bräunliche Wange gedrückt, auf der das sanfte Rot der Jugend und Gesundheit schimmerte, aber er hielt an sich, um den Knaben nicht zn verzärteln,
Kipfting hatte seinem Jungen die Hand ans die Tchnltcr gelegt,
„Also, mein Sohn, mach' deine Sache gut, Tchmidt soll das schönste heransfchicken, was er zu geben bat. In jedem Fall viel Veilchen und Mar<^chalNicl Rosen."
Helmut nickte. Er tonnte den Geschmack der Mntter ebenso gut wie der Papa.
„Und Kranzler?" fragte er lachend.
Klemens zog den Jungen am Ohr.
„Nichtsnutz! Als ob du es nicht selbst am besten wüßtest! Tu und die Mama, ihr zieht jn in bczug auf Kuchcngeschmack trenlich einen Strang."
„Tun wir das nicht immer, Papa?" fragte Helmut lächelnd zurück.
Er wollte gehen, um den Vater nicht länger in der Arbeit zu stören, aber Kipping selbst hielt ihn znrnck.
„Setz' dich noch auf eine Viertelstunde zu mir, ,Aelmnt. Tas macht mir nichts. Wir sehen uns morgen den ganzen Tag nicht. Ich nehme leinen Besuch an und babe gute Arbeitszeit,"
„Und wenn deine Anbeterin, die Kommerzienrätin, kommt?" neckte der Junge.
Klemens lachte.
„Tann laß ich mich zweimal verleugnen, llbrigens gut, das-; du davon sprichst, ich will mich gleich nachher Panl und die Mädchen in'strnieren. Wir wollen nichts von Mamas Ankunft verlauten lassen, sonst kommt uns gleich die ganze Gesellschaft über den Hals mit Gratulieren und Fragen und Ausspionieren, Tn weißt, wie Mama das haßt,"
„Tas tut sie, ja, aber eigentlich ist es schade. Ich finde es furchtbar amüsant, wenn sie alle um Mama 'rnmstehcn und ihr Tchmcicheleien sagen; man kann so nlkige Vcobachtimgen machen, Erstensmal deine Kommerzienrätin, Papa —"
„Unnützer Vcngel," lachte Klemens,
„Nicht leugnen, Papa, es hilft dir doch nichts, fie ist in dich verliebt. Wenn dn keine Frau bättest, sie würde bestimmt um dich anhalten."
„Aber ich nicht um sie."
„Das hoff' ich von deinem Gefchmack, Papa, Wenn sie so dastebt und dich aus ihren kleinen 2ckM'einsaugen anhimmelt nnd der Mama

gute Lehren über Sitte und Anstand gibt, bis die Mama den Hnmor
verliert und grob wird, das ist das reine Theater,"
„Und — jetzt werde ich mich revanchieren, Helmut — deine Flammen,
die Veckersmlldels?"
„Äch, die kühlen Munden! Tie machen den Kohl nicht fett, Papa,
Wenn man nicht gerade sehr munter ist, können die einen einschlafen
machen, Sie norden nur lebhaft, wenn sie klatschen und jemand was
Böses anhängen können. Franz nennt sie immer die angenehmen Mit-
bürger,"
„Da hat er recht. Tie kühle, boshafte M»»disa»ce in Person, die
ganze liebe Familie,"
„Von allen», was setzt hier draußen wimmelt, sind Vanmeisters
eigentlich die Nettesten. Tarf ich denen nicht sagen, das; Mama kommt?
Tic habe» sie wirklich gern und ohne jedes (Aetuc und nehmen auf»
richtigen Anteil an ihr."
„Laß es lieber, Helmut. Wein, die Mama Lust hat, besuchen wir
Vanmeisters einen der ersten Abende."
„Recht, Papa."
„Und NN» gute Nacht, mein Junge."
Helmut zögerte.
„Hast du noch was aus dem HerzenV Noch eine wichtige Vc
sorgnng?"
„Nein, Papa, keine Besorgung, es ist wegen Heidelberg! Ich
wollte nicht wieder davon anfangen, ich dachte, du würdest es selbst tun."
„Aber, Junge, das hat ja noch ein Jahr Zeit."
„Tu kennst Franz nicht auf diefem Punkt, Papa; wenn ich mir auch
alle Mühe gebe mich zn gedulden, er brennt auf eine Entschließung, ein
festes Versprechen."
„Tu weißt, Helmut, ich vermag weder die eine zn fassen, noch das andere
zu geben," sagte der Graf ernst. „Wir sprachen wiederholt davon, und ich
muß es dir noch einmal wiederholen- wie die Dinge liegen, hängt dein
Ttudicngang, deine Karriere von deiner Mntter ab. Wären wir beide
allein auf der Welt, du müßtest dich bescheiden, mein gutes ^tindi für
das Studium reichte es wohl, nicht aber für deine weit anstehenden
Pläne, zu denen es eines nicht unbedeutenden Privalvermögens bedarf.
Tn siehst also, ich kann keine bestimmte Entschließung treffen, tan»
mich nur mit der Mama beraten, nnd das will ich von Herzen gern,
sobald sie zurück ist, wen» ihr, ungeduldige Füllen, so sehr auf eine
Entschließung brennt. Tas kannst du deinem Freunde sagen. Mehr
kann ich trotz aller Vorliebe für den strammen Inngen nicht für
ihn tun."
„Tanke, Papa, ich werde es ihm sagen. Und nuu gute Nacht. Veim
Frühstück fehn »vir uns doch noch?"

„Selbstverständlich, Wann möchtest du fahren?"
„Mit dem Elfuhrzug, Papa, Ich bin dann gerade um zwölf Unter
den Linden, kann meine Einlaufe machen, gehe dann zu Großmama
und treffe mich nm halb drei mit Franz,"
„Wo wollt ihr essen?"
„Ich wcitz es nicht, Papa, Franz hat mich eingeladen. Er macht
ein großes Geheimnis daraus. Du kennst ja feine drollige Art, Ich
weiß nur, daß wir uus um halb drei beim Steindenkmal auf den« Tön-
hoffsplatz treffen wollen,"
„Recht, Daß ihr leine besonderen Dummheiten macht, darauf sann
ich mich fa wohl verlassen. Also, gute Nacht, Junge."
Vom Bahnhof aus ging Helmut zunächst zu Schaper, wo er eine
tleine goldene Kapsel für fein Vild bestellt hatte. Monatelang hatte
er für dieses Gcschenl gespart. Eigentlich sollte es eine Geburtstags-
Überraschung für die Mama Norden, aber bis zum Juni war es noch
lange hin. Lieber gab er's ihr Dienstag gleich nach der ungewohnt
langen Trennung.
Er fah schon im Geist ihre Äugen leuchten, fühlte, wie sie ihn zart
lich an sich preßte, hörte ihr liebes Schelten, daß er so viel Geld für
sie ausgegeben hatte.
Der kleine Schmuck, der an der Uhrkette oder am Kettenarmband
getragen werden folltc, war sehr geschmackvoll ausgefallen, gerade fo,
wie die Mama es liebte: eine ganz glatte goldne Kapsel, an der Vorder
seite mit einem kleinen grünen Stein, auf der Rückseite mit einem vcr
schlungencn C, M, K. verziert.
Auch das kleine wohlgetroffene Porträt war fchon eingefügt,
Helmut war sehr befriedigt. Mit Stolz zahlte er. was er fchuldig
war, schlug dann den Weg nach den Linden ein und machte seine Blumen
und Kuchenbestcllnngeü, Um ein Uhr sehte er sich auf die eleltrifche
Bahn uud fuhr z» der Großmutter, die im Südwesten, in der Tresdener-
strahe ihre Wohnung hatte.
Die noch sehr rüstige und lebcnsfrische Frau empfing ihren Enkel
mit einer Flut sentimentaler Vorwürfe nnd zerfloß in Tränen darüber,
daß er sich so lange nicht habe sehen lassen. 3ie N>ar bitterlich gekränkt
über die Vernachlässigung seitens der gräflichen Familie,
„Zu einem einzigen Enkel," klagte fie mit vorwurfsvollen Blicken
auf ihre Töchter Selma und Pnnla. „lmt man es nnn glücklich gebracht,
und von dem hört und sieht man nichts."
Helmut entschuldigte sich, uicht ohne eine gewisse Herzlichkeit, Er
wußte besser wie der Papn, wie die Mama an der Mntter nnd den
Schwestern hing.
Die Tanten unterstützten Helmut auf ihre Art,

leiden. —- !6H
Burschikos meinte Selma, die eine besondere Pike ans Kipping
hatte:
„Was kann den» der Junge dafür, Mutter, weuu sei» Alter ibu
nicht hcrlafsen will? Ta ist doch nichts zu wollen, Willste was zu
trinken, Helmut, oder 'n .Happen essen?"
„Tanle, liebe Tante, Bitte, Großmama, höre doch mit Weinen aus.
Gewiß, ich werde jetzt öfter'kommen. Es ist gar nicht Schuld des Papa,
Ich habe selir viel zu arbeiten und komme nur selten von Hause fort,"
„Warum hast du dich nicht wenigstens angemeldet? Heut ist gar
nichts Besviidei^cs los mit unserem Tountag?csseu, Schmorbraten,"
„Na, ich danke," rief Sclma entsetzt dazwischen,
„Ja, aber —" Helmut stockte verlegen - „ich kann aar nicht bleiben
— ich bin bei Franz Waßmann eingeladen,"
Tic Tränendrüsen der alten Frau öffneten sich aufs neue, Paula,
die das Hauswefeu führte, sagte beleidigt!
„Wie denn, du bist nicht zn Tische gekommen?"
Nur Selma lachte,
„Na, weißt du, Helmut, mit deinem Lebrrrsjungcu nehmen wir's
an Vornehmheit auch noch auf. Las; ihn laufen, Ich geh' nachmittag
mit dir bummeln, Junge,"
Helmut schüttelte ernsthaft den Kopf,
„Nein, ich kann nicht, es tut mir leid, Franz hat mich eingeladen,
ich habe „zugesagt. Sein Wort »ms; man halten."
„Ganz der Vater," schluchzte Frau Möbius vorwurf5voll.
„Ein mnüfanter Tonntag, Schmorbraten mit Tränen, Hätt' ich
das gewußt, wäre ich mit Partlnmins ausgegangen,"
Helmut wurde aufmerffam.
„Hat er dich denn überhaupt eingeladen?" fragte Paula zweifelnd,
„Na ob,"
„Bist du so mit Parthenius befreundet, Tante, das; er dich einladet?"
Die beiden Mädchen stießen sich verstohlen an, Paula prnschte vor
verhaltenem Lachen,
„Ja doch, gewif; bin ich mit ihm befreundet. Er malt mich setzt,"
„Weshalb läs'.t dn dich nicht von der Mo,na malen, wruu du gemalt
sein willst, Tante Telma?" fragte Helmnt heftig,
„Gott, Junge, das verstehst du nicht," mischte sich Mutter Möbius
ins Gespräch. „Er malt sie doch nicht Porträt, sie sitzt ihm für ein
Bild — das lricgt sie bc —"
Paula hielt ihrer Mutter den Mnnd z» und tusckMei
„Wozu braucht der Junge das zu wissen."
Frau Möbius stieß die Hand der Tochter fort.
„Dummes Zeug. 5lläre weif, es doch auch uud fiudet's sehr ver-
nünftig."

^?d Voia Duncker in Verli»,
Telma hatte sich zu Helmut gewandt, um seine Aufmerksamkeit
von den beide» andern abzulenken,
„Übrigens hatte Parthenins heute morgen Nachricht von deiner
Mama,"
„Parthenius!"
Etwas Heißes, Zorniges wallte in Helmut auf, dessen er nicht Herr
werden konnte.
„Tas ist nicht wahr, Tante Sclma."
„Na, ich muß doch bitte». Junge!"
Helmut hatte es auf der Junge zu sagen: Wir, der Papa nnd ich,
haben keine weitere Nachricht, als ein Telegramm, und dieser Parthenius
sollte —
Aber diesmal bezwang er sich.
„Liebe Tante Selma, was hat die Mama denn an — Parthenius
geschrieben? Hast du's gesehen?"
„Na, gerade keine Epistel. Eine Ansichtskarte aus der Nar, sehr
vergnügt in fidelcr Gesellschaft. Herr Gott, was machst du denn für'n
Gesicht? Tu siehst ja aus, als ob du eine lebendige Eidechse verschluckt
hättest. Warum soll sich denn deine Mutter nicht amüsieren? Hat
sie's euch vielleicht verbrieft nnd versiegelt gegeben, daß sie ohne euch
nicht fidel sein darf?"
Helmut erwiderte kein Wort. Er würgte etwas herunter, von dein
er das dunkle Gefühl hatte, daß es um keinen Preis an die Ober-
fläche dürfe.
Tann griff er nach seinein Hut und trat zu der Großmama.
„Schon wieder weiter, Helmut?"
„Ich muß, Großmama, ich habe mich nm halb drei mit Franz ver»
abredet."
„Herrje, du bist ja plötzlich ganz beiser, Junge -" rief die alte
Frau. „Willste Ei mit Zucker?"
Helmnt räusperte sich.
„Tanke, es geht schon vorüber."
Dann verabschiedete er sich von den Tanten. Er hätte es gern ver-
mieden, Telma die Hand zn geben, aber er war noch zu ungelenk nni»
gesellschaftlich zu unerfahren, nm eine Forni für dicfe Umgehung zu
finden.
Unten ans der Straße atmete er auf. Er lüftete den Hut und ließ
den Wind nm seine heiße Stirn spielen. Am liebsten wäre er gleich
wieder in die stille See- nnd Waldeinsamkeit des Vaterhauses zurück
gefahren.
Langsam fchritt er weiter und versuchte sich klar zn machen, was
in» eigentlich so aufgeregt hatte. War es nur Eifersucht auf die Freund
lichleit, die die Mama Parthenius erwiese» hatte? Oder war es der

leiden. ^?!
Umstand, daß sie sich in München amüsierte, während der Papa und
er glaubten, daß eine Verstimmung sie so schweigsam gemacht?
Er wollte keins von beiden gelten lassen. Tas eine wie das andere
wäre klein und erbärmlich gewesen. Niemand war froher als der Papa
und er, wenn die Mama beiter und glücklich war. Tos also war es nicht.
Vielmehr, nach und nach inachte Helmut sich das klar, war es die Art
Tante Selmas, mit der sie ans ihn eingeredet hatte, das ganze geheimnis-
volle Getnschlc und Kctue, der intime Verkehr mit Pnrthenins, das ihn
so aufgeregt hatte.
Zum ersten Male ging ihm eine Ahnung darüber auf, weshalb der
Papa ihn so ungern z» den Verwandten lies;, zum ersten Male witterte
er instinktiv etwas von der ungesunden Atmosphäre, die über dem
Leben dieser drei Frauen lag.
Von der Inkobikirchc schlug es ein Viertel. Er schritt schneller
aus, um Franz nicht warten zu lassen.
Als er den Freund schon von weitem in den Anlagen, die das Denk»
mal umgeben, auf und abgehen sah, wnrdc ihm wieder frei und leicht
ums Herz.
Seine Ingend, sein gesunder Frohsinn bäumten sich dagegen auf,
sich von Tingrn, die er nur halb verstand, die Vorfreude auf die Mutter
und den Tag mit dem Freunde verderben zu lassen.
Tic schüttelten sich die Hand. Franz überquerte den Platz nach der
Icrnsalemerstraße zu.
„Wohin gehen wir, Franz? Offen gestanden, ich Hab' einen Mords
Hunger."
Franz Watzmann lächelte verschmitzt und wurde dabei ein ganz klein
wenig rot.
„Erst mufjt du meine Vude sehen. Nachher
„Einverstanden, aber dann uvnnti. Wahrhaftig, ich Hab' ein form-
liches Loch im Magen."
„Es sind ja nur ein paar Schritt," vertröstete Franz.
Von der Iernsalemerstraße bogen sie in die Schützcnstraße ein, in.
der Franz, nahe der Markgrafeustraße, in einem der ältesten Häuser
sich bei einem Schneider eingemietet hatte.
Tic schritten durch einen langen, Halbdunkeln Torweg auf einen
Hof. der sich für Berliner Vauverhältnisse »»gewöhnlich breit öffnete.
Der große lichte Raum wurde hinten durch ei» niederes Que»
gcbäudc abgeschlossen, in dem sich eine lithographische Anstalt befand,
^u dem einstöckige» Mittelbau, der sich vom Vorderhaus nach dem Quer
gcbäude zog, hatte ganz im Parterre der Schneider eine Wohnung von
vier Zimmern innc, von denen er eines an Franz vermietet hatte.
Eine nette, appetitliche kleine Frau mit einem Vürschchrn an der
Hand, das eben seine ersten Gehversuche machte, öffnete die Tür, noch

oho sie die altmodische Lüingel gezogen hatten. Tic Tchncidersfrau musterte den jungen Grafen mit bescheidener Neugier.
„Mahlzeit auch, Herr Watzmann."
„Alles in Ordnung, Frau Kollc?"
Tie Frau zwinkerte Franz vergnüglich zu.
„Na, denn komm, Helmut, denn sich mal erst meine Vude an. Er- laube —"
Er ging seine»! Besuch voran uud öffnete eine Tür gleich link? am Flui" dann trat er mit dem Freunde in cin sauber aufgeräumtes, fast viereckiges Zimmer, in dos, durch blendend weifte Vorhänge, hell die Frühlingssoime fiel.
In der Mitte des Zimmers stand ei» kleiner gedeckter Tisch, mit einer eben aufgekorkten Flasche Rotwein.
„Nauu!" rief Helmut ehrlich erstaunt und ritz Mund n»d Augen auf.
Franz. rieb sich die kleinen dicklichen Hände mit den etwas abge- stumpften Fingern.
„Was sagst dn zu meiner Überraschung? Eigentlich wollte ich dir 'nc lithographierte klarte schicken .Franz Wcchnmnn beehrt sich Herrn Grafen Helmut Kipping auf Tonntag den achtzehnten April zum Tiner nnf zwei einhalb Uhr cinznladen. U. Ä. w. g/"
„Uno abends wird getanzt!"
„Warum nicht? Läßt sich alles machen. Aber im Ernst, was sagst du?" Ter junge Mensch lies; die Angen vergnügt durchs Zimmer schweifen.
„Ganz famos, Franz. Urgemütlich. Iehntausendmal netter als im Nestanraut."
„Tu wirst aber erst Angen machen, wenn dn siehst, was Frau itolle uns gekocht hat. Tiefe >iolle ist eine Perle. Ta kommt sie schon mit der Suppe."
Vom Gang l»er kam die kleine nette Schneidersfrnu mit der Suppen- schnssel.
„Eben Hab' ich Inr Lob gesuugen, beste Frau Kolle."
„Wcun's nur nicht zu früh war, Herr Wastmann, wenn nur dem Herrn Grafen meine Küche fchmeckt," sagte sie bescheiden.
„Was wird sie nicht! Setzen Sie di<> Suppe nur hin, Uollechcn/
„Toll ich nicht lieber vorlegen?" sagte sie ängstlich, alo sie be merkte, wie ungeschickt Franz nach dem Löffel griff.
„Immerz»! Tnn Sie Ihre» Gefühlen keinen Zwang an."
Helmut stürzte sich sofort auf die Bouillon. Franz schenkte W<in ein.
„Von »empinsky — ich sage dir, großartig."
Sie lachten nnd stießen an.
„Nein, wie ich das nett finde! Wirklich eine famose Überraschung."
Franz schmunzelte.

leiden. 5?2
„Nachher gibt's Rindfleisch, das heißt Rinderbrust mit Brühkartoffeln, Frau Kolles Spezialität, und dann Griespudding, warm natürlich, im Ofen gebacken, mit Himbeerfaft."
„Hast du das alles allein arrangiert?"
„Selbstverständlich, Das Menü, den Tisch, alles. Nur etwas Hab' ich vergessen, was für deinen feinen Geschmack ans den Tisch gehört hätte, ein paar Blumen."
„Schade, die hätte ich von Schmidt mitbringen können. Ich Hab' gerade Blumen für Mama dort bestellt. Sie kommt Dienstag früh."
Einen Augenblick dachte Helmut daran, das Medaillon ans der Tafche zu ziehen und es Franz zu zeigen. Dann zog er die Hand wieder zurück. Er kannte die Eifersucht des Freundes auf die Mutter. Er wollte ihn heute nicht ärgern, wo er ihn so freundlich zu Gaste ge-laden hatte.
„Dem Papa wird das Spaß machen. Ich wcrd' ihm erzählen, welch' ausgezeichneter Hansvater du bist. Im Ernst, Franz, du hast ein famofes Talent dafür."
„Ich werde mich auch sehr bald verheiraten," sagte Franz mit Würde.
Helmut schlug ein unbändiges Gelächter an,
„Du bist wohl nicht ganz bei Tröste,"
Waßmann ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen,
„Mein vollständiger Ernst, Helmut,"
„Dann wird also Wohl nichts mit Heidelberg," uzte Helmut den Freund.
„Das hat mit meinen Heiratoplänen nichts zu tun. Erst das Studium und der Doktor natürlich."
„Und das nennst du bald?! Ich danke bestens. Bis dahin muß noch mehr als genug gebüffelt werden."
„Ich meine damit," fuhr Franz in seiner unerschütterlichen Ruhe fort, „daß ich, fobald ich fertig bin, heiraten werde, nicht erst die Freuden des Iunggesellenlebens auskosten will. Übrigens, was sagt dein Papa zu Heidelberg?"
„Er wird mit der Mama sprechen. Mehr kann er nicht zusagen."
„Immer deine Mutter," seufzte Franz ungeduldig.
In diesem Augenblick kam vom Gang her Frau Kollc mit dem Rindfleisch und den Brühkartoffeln. Die Unterhaltung erlitt eine kleine Unterbrechung.
Nachdem die Frau hinausgegangen war, bemerkte Franz lakonisch:
„Übrigens Hab' ich sie setzt gefunden."
„Wen denn?"
„Meine zukünftige Frau. Sie ist ziuar ebenso alt wie ich, aber es schadet nichts,"

„Sag' mal, rodest dn nun im Ernst, oder willst du mim uzen?"
„Im vollständigen Ernst,"
Helmut schüttelte lebhaft den Schwarztopf.
„Tann stimmt^ nicht. Die höhere Tochter war doch vor etlichen
Tagen erst vierzehn Jahre alt, Klasse 1 d>."
Franz legte resigniert Messer und Gabel nieder,
„Es ist ja gar nicht die höhere Tochter,"
Helmnt zog ein sehr ernstes, tadelndes Gesicht,
„Tu, da tu' ich nicht mit. Erst das kleine Schneidermädel, dann
die höhere Tochter, und jetzt eine dritte. Ist das die Reinheit und Sitt-
lichkeit, die wir uns dem Weibe gegenüber zugeschworcn haben?"
„Hör' doch erst zu, n»d predige dann. Im übrigen wirst du sie
heut' nachmittag kennen lernen,"
„Ich danke,"
„Tas gibt's nicht, Ich habe für uus beide zugesagt."
„Ich mach' deine Ton Inancrien nicht mit, Franz, Ein anständiger
Mensch liebt nur einmal wahr nnd ehrlich,"
„Ganz meine Meinung, Helmut, Tas Schncidermädel »ud die
höhere Tochter - - übrigens heißt sie Elli Walter, und man kann sie
ruhig bei Namen nennen - waren eben nur kleine scherze. Tu wirst
nicht behaupten wollen, das', ich jemals anders über diese Episoden
gedacht habe. Jetzt aber ist die wahre, echte Liebe da,"
Helmuts Gesicht hatte sich noch nicht entwölkt, Skeptisch und miß.
billigend sah er auf den Freund, der allgemach auch seine Ruhe verloren
hatte und sein Stück Rindfleisch mit Messer nnd Gabel heftiger bear»
beitete, als die vortreffliche Zubereitung der Holle es nötig machte.
„Glaubst du vielleicht, dein Vater, den du mit Recht verehrst, habe
vor seincr Verheiratnug nicht seiue kleinen Passionen gehabt? Turch
Nacht zum Licht. Turch Irrtum zur Wahrheit."
„Tas weiß ich nicht, mag sein. Aber du wirst doch die Liebe
meiner Eltern nicht mit dieser deiner neuen Liebelei vergleichen wollen,
die in ein paar Wochen ebenso gut vorüber ist wie deine übrigen Ge»
schichten. Ich begreife dich nicht, Franz —" Helmut fing an fich zu
erhitzen, „eine Heirat ist doch keine Spielerei, man schließt doch einen
Bund fürs Leben nicht so von heute zu morgen, so — nimm mir'Z
nicht übel, ich bin es ja selbst — so als grüner Junge. Sich deine
Eltern, sieh meine Eltern an! Ter Papa hat mir oft erzählt, daß er
mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hat, ehe die Mama
feine Frau wurde: ich glaube, hauptsächlich durch Großmama Kipping,
die sich nickt darein finden konnte, daß Mama Künstler!» war. Schließ»
lich aber waren es dock» reife Menschen, die diesen >iampi gekämpft. Und
dann, als alles überwunden war, gibt es ein größeres, reineres Glück
als das meiner Eltern? Kann man inniger miteinander leben? Hent'

noch erwartet der Papa die Mama nach kurzer Trennung, wie ein Bräu-
tigam seine Braut erwartet. Und so wird's bleiben bis ans Ende ihrer
Tage. Oder könntest du dir vorstelle», das; irgend etwas zwischen sie
komnien könnte, wie bei den modernen Ehen, von denen man nur
schreckliches hört und liest, Scheidung und Unwahrheit nnd Untreue, oder
Zank und ewiger Streit, wie wir ihn als ‚Mnder draußen bei Kom-
mcrzienrats zum Beispiel oft genug beobachtet haben. Sag' mal, Franz,
könntest du das?"
Franz war inzwischen wieder ganz ruhig geworden. Geiniitliä,
sagte er:
„Gott bewahre, wie käme ich dazu, so was zu deuten? Mit dem-
selben Recht tonnt' ich ja denken, es tonnte mal was zwischen meine
Alten kommen. Aber ob du's glaubst oder nicht, meine Ehe wird nicht
minder solide uud glücklich werden."
„Vor kurzem erst sagtest du mir, wir wollten die große Leiden
schaft noch eine Weile beiseite lassen, und nun? Bleibst du uoch immer
dabei?"
„Heute und alle Tage, wenn auch von Leidenschaft gar keine Rede
ist," sagte Franz mit großer und herzlicher Bestimmtheit. Tann füllte
er dem nun wirklich verblüfft Dasitzenden anfs neue das Glas und hob
das seine gegen ihn.
„Sei kein Frosch, Helmut, und sioß mit mir ans das Wohl meiner
Zukünftigen an."
Helmut hielt sich ganz gegen seine Gewohnheit fühl zurück.
„Wie heißt deun die Nachfolgerin Elli Walters?"
„Annchcn Wilde."
„Meinetwegen Annchcn Wilde und - vivut «c^ucn«."
Franz stieß sein Glas auf den Tisch.
„Das ist niederträchtig, Helmut."
Ten, juugcn, feinfühligen Mcufchcn stieg die Nöte ins Gesicht. Er
hätte das nicht sagen dürfe», es war ihm nnr fo entschlüpft.
„Na also, es war nicht bös gemeint. Franz. Gib mir die Hand.
Sei wieder gut. Wir werden uns doch »m eine wildfremde Perfon nicht
entzweien, nachdem wir elf Jahre Freunde nnren!"
„Mir ist sie keine wildfremde Person. Aber schließlich -^ von
deinem Standpunkt aus — da' —"
Sie gaben sich die Hände und schüttelten sie kräftig.
„Und nu» erzähl' mal."
„Nachher beim Pudding ^ jetzt iß schnell »och ein Stück Flcisck,,
sonst dentt die‚Uo!!e, es bat >ms nicht geschmeckt, »nd macht mir eine»
Krach."
Nachdem der Pudding aufgetragen >var — eine zehntöpfige Iamilie
hätte sich daran satt essen tonnen — fing Franz zu erzählen an.

„Ich hatte sie schon ein paarmal gesehen, als ich zu Ostern draußen war, aber wir hatten noch nicht miteinander gesprochen. Sie ist nämlich die Nichte des Herrn Lepke, der hier die lithographische Anstalt bat. Hauptsächlich fabriziert und verlegt er Ansichtspostkarten. Ännche» arbeitet vei ihni in» Geschäft; sie zeichnet Blumen und Ornamente für die Um rahmnngen. Sie ist leine große Künstlerin, aber sie macht es ganz nett nnd geschickt und verdient dabei ganz hübsch. Ihre Mutter, Lepkes Schwester, ist Witwe und hat außer AnnckM vier unversorgte Binder. Tu siehst, eine Partie aus lauterer Neigung, ohne jede Berechnung."
Helmut sagte nichts als „Weiter, bitte."
„Am ersten Tage, als ich von den Eltern kam, begegnete mir Herr ^epte auf dem Hof. Er redete mich n» nnd sagte, da er gehört habe, ich sei ein ausnehmend gelehrtes Haus, hatte er eine Bitte an mich. Es handelte sich um ein paar lateinische Inschriften siir Postkarten, hauptsächlich Studentenjnr. Ob ich nachmittags mal auf einen Sprung herüber kommen könne, die Karten mit ein paar kernigen Redensarten zu der sehen, er würde sich natürlich dafür erkenntlich zeigen. Tas letztere lehnte ich au, fönst sagte ich natürlich ja, du weifst, so was macht Zpaß. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Annchen Wilde kennen. Sie saß am Fenster - inan tan» es leider von hier nicht sehen und zeichnete ein paar etivas unwahrscheinliche Blumen. Ich neckte sie und sragte, ob sie je solche Maiblumen gesehen habe? Onkel Lepke war ganz meiner Ansicht, meinte aber, man könne, besonders in der schlechten Jahreszeit, nicht alle Tage lebendige Modelle kaufen, nnd obwohl Wildes in einem alten Garten wohnten, erlaube der Wirt nicht, daß auch nur ein Blatt abgepflückt würde.
Ich versprach, aus Mutters Garten allerlei Frühlingstram kommen zu lassen, und sagte ihr, lucnn's erst wirklich schön wäre, müßte sie mal mit mir kommen nach Ttolp. Annchcn wurde rot und sah zum Abknutschen aus. Na und so ist es denn nach und nach gekommen: du wirst sie ja nachmittag sehen uild sagen: Franz, ich begreife dich."
Helmut schüttelte noch immer den Kopf.
„Ihr habt euch doch nicht etwa wirklich verlobt?"
„Nein, aber wir haben uns ausgefprochen und sind fest entschlossen, uns zu heiraten, sobald ich meinen Doktor gemacht habe. Sie ist mit allem einverstanden. Sie legt fchon jetzt alles, was fic nur irgend erübrigen kann, für die Ausstattung zurück, und ich werde, fobald ich das Abitur hinter nur habe, noch mehr Stunden geben als bisher, im übrigen jede unnütze Ausgabe vermeiden. Meine Käfersammlung habe ich für dreißig Mark an unfern illaffenältesten verkauft. Tas ist der Grundstock unseres Vermögens."
Helmut wurde mm doch stutzig. So überlegt und zielbewußt hatte

leiden, ^??
er Franz noch nicht reden hören, Teltsam, wenn es wirklich ein ernst
Haftes Gefühl sein sollte, das ihn mit diesem Annchen Wilde verband!
Er dachte wieder an seine Eltern, deren schönes, ausgeglichenes
Empfinden der Maßstab für feine eigenen unreifen, tastenden Ansichten
war, in denen vorerst nnr eines fest nnd unverrückbar dastand: die
Treue, die das einmal Geliebte nicht losläßt bis in den Tod,
Tollte der Freund, fast ein Knabe »och wie er selbst, wirtlich schon
setzt die Gefährtin gefunden haben, die sein Leben bis ans Ende zu
beglücken und ansznftillen imstande war!
„Tu bist sa so schweigsam geworden, Helmut,"
„Es geht mir so allerhand durch den Kopf,"
„Tu wirst ein Tpintisierer da draußen in deiner Einsamkeit,
Übrigens, wenn dn genug von Frau Kolles Griespndding hast, gesegnete
Mahlzeit, Es ist jetzt halb vier, nm fünf sind wir drüben bei Leptes
zum Kasfee eingeladen, wenn es dich nämlich nicht geniert, zu dicfen
einfachen Menschen zu gehen —"
Helmut machte eine beftig abn'ehrendc Pewcgimg,
„Wir haben noch reichlich Zeit zu einem Vnmmel, Hast d» nichts
dagegen, tonnen wir Annchrn abhole», Tic wohnt drans^n in der
Vendlerstraße, das ist ein netter Weg,"
„3o fein!"
„Hat fich was mit fei». Na, du wirst ja sehen."
In den Ttraßen nach dem Westen ging es sehr lebhaft zn.
Was die Ostertage versagt hatte», spendete dicier Tonntag: lachen
den Tonncnschein, wohlige Frühlingswärme.
Auf de» Ttraßendämmen rasselten Automobil, Elektrische, Tara
Nieter, Omnibusse und Eigenf»hrwerfe lnstig dnrchcinander. An den
Haltestellen der Ttraßenbah» staute sich die bunte Menge, Auf den
Trottoirs drängte nnd schob man sich, Tiefer achtzehnte April war so
recht eigentlich der erste Frühlingstag, au dem es jeden hinaustrieb
aus der langen Wintcrhaft,
Tic Frauen nnd jnngen Mädchen hatten ihren fchönsten Ttaat an-
gelegt, Tic neue Mode feierte Triumphe: Niescnhütc am Hinterkopf
niedergetlappt, mit reichem Feder, Band» und Blumenschmuck, lustig
i»i Frühliugswind flatternde Volants an den Nocken, weit ausfallende
Ärmel mit breiten Teidenbanscl>en.
Kleine weißgekleidete Mädchen mit fliegenden Tchleifenenden, Knaben
in frischen Matrosenanzügen, die Marinrmützc keck auf dem Kopf,
trotteten zwischen den Envachsenen her,
Tie Freunde ginge», ohne sich durch das bnnte Gewühl anfhalten
zn lassen, geradeaus ihres Weges durch die Leipzigcrstraße über de»
Potsdamerplatz, die Vcllevneslraße nach der Ticrgartenstrnße herunter
und' bogen dann in die Bendlersiraße ein.

Sie hatte» auf dem lange» Wege »ur wenig gesproäien. Äeioe
waren vollauf mit ihre» Gedanken beschäftigt.
Franz Waßman» dachte an Annchc» mit jener herzlichen, warmen
Zuneigung, die ihm das schlichte junge Geschöpf eingeflößt hatte.
Kein stürmisches Wünschen und Dräugen, keine zügellose, unreife
Leidenschaft brannte in ihm, riß ihn zu dem lieben, jungen Ding.
Die schlichte, b^sonncnc abgeklärte Wesensart seines Vaters war schon
frühe bei ihm zum Turchbruch gekommen. I» dem Gefühl, das ihn
zu Annchen Wilde zog, und das ih», so ju»g sie beide noch waren, schon heut
die zukünftige Lebensgefährtin in ihr erblicken ließ, war nichts von,
jenem starke» Zug des werdenden Jünglings zum audern Geschlecht, der
mehr die Art als das Individuum sucht; vielmehr war Franz Waßmanns
Zuneigung aus jener stillen, frohen Sicherheit entsprungen, welche nur
die vollständige Harmonie zwischen ztvei gleichgestimmten Naturen gibt.
So regte ihn auch die Frage, wie Annckien dem Freunde gefalle»
würde, nicht sonderlich auf. Er wußte, was er au dem feinen, lieben
Geschöpf hatte, und das genügte ihm. —
Obwohl er sich heftig dagegen sträubte, dem Gang seiner Gedanken
fortwährende .Hemmnisse i» den Weg stellte, war Helmut mit feinem
Denken wiederum bei der beklemmende» Stunde angelangt, die er heute
mittag bei der Großmutter verbracht hatte.
Noch nie war es ihm so stark znm Bewußtsein gekommen, wie tief
sich die Kluft zwischen dem Leben dieser drei Frauen und dem Lebe»
seines Vaterhauses dehnte, und doch hing die Mama mit Zärtlichkeit
an der Vetter und den Schwestern!
Wie er so grübelnd ging, erinnerte sich Helmut plötzlich eines Worts
des Vaters, das vor langer Zeit gesprochen, worden war, und das er da-
mals nicht verstanden hatte, wohl auch nicht verstehen sollte. Es war
die Rede von de» Möbins genasen.
„Wenn du »icht fühlst, was ich meine, liebe Klara, erklären läßt
es fich nicht. Ich mache deiner Mutter, deine» Schwestern ja keine»
bestimmten Vorwurf, aber es weht eine Luft i» ihrem Hause, die meine
Konstitution nicht verträgt, sie spreche» eine Sprache, die ich nicht
verstehe —"
So ungefähr hatte der Papa damals gesprochen. Taraufhi» >var
die Mama heftig iMvorde», »»d a»f eine» Wi»t des Vaters hatte er
daß Zimmer verlassen.
Mehr aber als all dieses, für das das rechte Abschätz»»gsvermöge»
ihm auch heut »och fehlte, beschäftigte Helmut die Freundschaft seiner
Verwandten mit Parthcniiis, welck>e beso»ders Tante Selma so stark
betont hatte.
Parthcmus war ei» Freund seines Vaters, ein Freund, vielleicht
der beste, auf de» der Vater große Stücke hielt. Wie kam es, daß gerade

er z» den Vettva»dte» stand, »>it denen der Vater sozienilich jede Füblnng
aufgegeben hatte, mit denen er nur notgedrungen überhaupt noch ver
lehrte?
Und mit wie seltsamem Gctuschel und Gelvisper >uar von dieser
Freundschaft Selmas mit dem so viel alteren Mon»c die Rede gewesen!
Was bedeutete es, daß Panla der Großmutter den Mund verschlossen,
als sie darüber hatte reden wollen, das; Parthcnins die Tante male?
Was hieß die Bemerkimg, die er recht gut gehört: Was braucht der
Junge davon zu wissen?
Ob seinem Vater diese Vorgänge besannt waren, der doch als
Parthennis' Freund die erste Anwartschaft darauf gehabt hätte, ins-
besondere da, wie die Großmutter bemerkte, die Mutter darum wußte?
Helmut zerbrach sich den Kopf, ohne Licht in diese verworrenen
Tiuge bringen zu können.
Und zwischen all diese ungelösten Fragen stahl sich mit leisem
Wehgcfühl der Gedanke an die Karte, die die Mama an Parthenius
geschrieben hatte, während er und der Vater seit Tagen auf Telegramme
angewiesen waren.
Aber alsbald machte der Gedanke an die nahe Wiederschenssrende
ihn wieder froh, und das Bewußtsein, daß die Heimgekehrte dem Papn
und ihm dann allein gehören würde, ließ seine nachdenklichen Augen
in IMer Freude wieder aufleuchten, —
Franz war vor einem der ältesten Häuser der Vcndlerstraßc stehe»
geblieben, das grau und rußig zwischen vornehmen Neubauten lag.
„Hier ist es," sagte er kurz und schritt Helmut voran, durch einen
offen stehenden Torweg auf ein altes ver-wildertes Gartengrundstück,
in dem ein paar niedere Häuser verstreut lagen.
Auf einem feuchten Wege erreichten sie das letzte dcr drei bau-
fälligen Häuschen, in dem zu ebener Erde Frau Wilde mit ihren fünfeu
hauste, und mit Hilfe ihrer zweitältesten Tochter Martha eine „Puppen-
klinik" betrieb, die die Familie recht und — zumeist schlecht nährte.
Franz klopfte an das niedere Fenster neben dem Eingang, an dem
Martha, ein hübsches, zartes Mädchen, über die Arbeit gebeugt saß
und einen blondlockige» Puppcnkopf mit einer großen Ttopfnadel am
Balg befestigte. Tie erkannte Franz trotz ihrer kurzsichtigen A»ge»,
nickte freundlich und bedeutete einem et»'« zehnjährigen Junge», der
ihr zusah, die Tür zu öffnen.
Enttäuscht trat Franz in das kleine, sehr niedrige Zinnner, Helm»!
bielt sich hinter dem Freunde.
„Tag, Martha. Wo ist dem, Aimchen?"
Martha war aufgestanden, Franz die Ha»d zu reiche». A»ch die
ädrigen Geschwister sprangen herzu.
„Sie wird gleich wieder hier sein, Franz. Tie ist »nr mit der

Mutter uach der Hohenzollernstraße herum gegangen, eine große Wickel
puppe abzugeben, Mutter hinkte heute wieder so stark, da wollte Annchen
sie nicht allein gehen lassen — ein bißchen Bewegung soll Mutter sich
ja immer machen -7- ich tonnte nicht gut von der Arbeit fort, nud auf
die Iungens ist kein Verlas;,"
„Tann werd' ich mich also gedulden müssen," meinte Franz resigniert,
„Wird Ännchen auch nicht gleich uon der Hohenzollernstraße zn Onkel
Lepke gehen?"
Martha schüttelte den blonden Hopf,
„Nein, sie bringt Mutter erst nach Hanse und über de» glitscherigen
Gartenweg."
„Sie wollte sich auch noch fein machen," bemeicktc einer der Iungens
wichtig,
Helmut stand noch immer auf der schwelle dro engen Zimmere.
Jetzt drehte Franz sich nach dem Freunde um,
„Wir wollen im Garten warten, Helmut," Tann wandte er sich
an Martha,
„Ihr könntet übrigens auch die Fenster aufmachen an solchem Herr'
lichen Tag, Tie Luft ist gräßlich muffig hier,"
„Hans hustet so arg," sagte Martha verlegen, mit einem entschul-
digenden Blick auf den Fremden, den sie fehl erst bemerkte, trotzdem
die Iungens sie schon seit einer geraumen Weile mit geheimnisvollen
Zeichen auf ihn aufmerksam gemacht hatten,
„Tchickt den Jungen in die Luft. Was ihr ^tadtleutc verpimpelt
seid! Nicht wahr, Helmut, da macheu wir's andero! Wozu habt ihr
denn einen Garten! Tc>5 einzige, was die Baracke erträglich macht,"
„Cr ist so feucht," meinte Martha, durch die Anwesenheit des
fremden schönen Menschen auf? äußerste verlegen gemacht.
Jetzt erst bemerkte Franz, daß er es versäumt hatte, die beiden
bekannt zn machen,
„Ach so, ich vergaß, Fräulein Martha Wilde, Assistentin ihrer
Mutter, mein Freund Helmut Vlipping,"
Helmut warf dem Freunde einen dankbaren Blick zn, daß er zart-
fühlend den „Grafen" fortgelassen hatte, Zn Worte kam er dem schlich'
lernen Mädchen gegenüber nicht, denn in eben diesem Augenblick rief
der jüugste Iuuge mit gellender Posannenstimme:
„Fetzt kommt Mutter und Annchen!"
Martha lief den Ankommenden entgegen, die eben in der Biegung
des Gartensteiges sichtbar wurden, die Mutter zu unterstützen nnd Annchen
abzulösen! die Inngeno, auch der hustende Haus, hinterdrein.
Franz und Annchen schritten sich rasch entgegen.
Gespannt mb Helmut auf die Begegnung der beiden.
Mit Genugtuung bemerkte er, daß sie einander nur herzlich die

leide», -^ ^
Hand schüttelte» und sich srcnndlich in die Augen iahen. Vor so etwa«
wie einer Licbcsbezcugung iu Gegenwart anderer, gegen die sich die
ganze herbe Keuschheit seines Wesen? sträubte, bättc er vermuttiw Reitzaus
gemacht.
Nach rasch erledigter Vorstellung machten sie sich alle drei auf den
Weg nach der ^chüuenstratzc zurück. Annchen sah so niedlich iu ihren,
dunklen Zonntagotleide aus, das; Franz ein entschiedenes Veto gegen
ein besonderes „Icinniachcn" einlegte. Überdies war es höchste Zeil,
zu Outcl Lcpkc zu gehen.
Nachdem Annche» die erste Verlegenheit abgestreift, Vlaudertcn sie
wie gute Kameraden miteinander,
Helmut erzählte von, Hause feiner Eltern, von dem herrliclx'n
Garten am See, aus dem er auch seinerseits Beiträge für ihre Kunst
Übungen zu schicken versprach.
Schüchtern fragte Annchcn nach der Gräfin, von der Franz ihr
kürzlich ein ^>aar Vilder in photographischer Nachbildung gezeigt hatte,
„Ich möchte so gern mal ein Originalbild sehen," sagte sie errötend,
„Dazu taun leicht Rat werden, gnädiges Fräulein,"
Franz warf ihm einen empörten Vlick zu; Annchen schlug glührot
die Äugen zu Boden,
„Willst du nicht lieber Tnrchlaucht sagen, Helmut!" knurrte Franz.
Helmut lachte,
„Also, liebes Fräulein, dafür kann leicht Rat »verde». Wenn Sie
mal in 3tolp sind, haben Sie'« nur noch eine kleine halbe Stunde bis zu
Mamas Atelier. Tort und in unserem Hanse tönneu ^ie dann eine
Menge Vilder mit Mutze betrachte»,"
Tas Mädchen bedankte sich vor Freude errötend.
Nach einer kleinen nachdenklichen Pause sprach Annchen bescheiden,
aber doch nicht ohne eine gewisse zielhewntztc Energie den Wunsch aus.
zu lernen, sich weiter zu bilden, wenn anch nur sür ihre sehr bescheidene
Vtuustrichtuug,
„Ich Hab' schon mit Onkel ^epke darüber gesprocl>e». Tu mutzt
entschiede» ein, zwei Jahre ans die Knnstschnle. Abteilung: Ornament
und Vlumenzeichnen."
Tas junge Mädchen schüttelte den zierlichen .Kopf.
„Wo- denkst du hin. Fra,v,, da« tnnn nicht sein. Ich darf der
Mntter nicht auch noch zur i^ast fallen."
„Tns laf; nnr Onkel Lepkes und meine Sorge sein. Mit halbem
können kommt man beute nicht weit und soll's auch uicht. Ta ball' ich
mich an nieines Alten Wort: Was du tun willst, das tue ganz. Man
kann anch sagen: Ganz oder gar nicht, Tas ist noch klüger nnd kürzer."
Annchen sah bewundernd zu Franz auf, wie er so bestimmt nnd
ruhig sprach, und auch Helmut konnte dem Freunde sciue stille Aner-

kennung nicht versagen. Wahrhaftig, Franz machte sich höllisch heraus
imd ermunterte zur slachahmnng. Ter Papa hatte e» jüngst auch lobend
anerkannt: er ivußte durchaus, was er wollte. —
Iu Onlel Lepkc lernte Helmut einen Berliner vom besten alten
schlage kennen, ein „gemütliches Haus", der nach der angestrengten
Wochenarbcit Sonntags gern frohe Gesichter um sich sah.
Man faßte sich bei Ontcl Lcpke nicht mit Glac^handfchnhcn an, aber
man schlug auch nicht ungehobelt aufeinander ein. Es wehte eine gute
gesunde Luft in dem kleinen Kreis, und was gesprochen wurde hatte
Hand und Fuß. Weder Leute«, noch ihre Gäste wollten mehr sein, als
sie waren, rcdliäie Arbcitsmenschcn mit einer annchinbarcn Lurchschnitts
bildung uud einem offenen Blick für das fic umgebende Leben. Modern
waren sie ganz und gar nicht, und die dekadenten ZritkranNicitcn nötigten
ihnen weder Achtung noch staunende Bewunderung ab. Ganz im Gegen
teil traf diese tränte Zeit der gesunde Spott des unverbildeten Berliners
mit ehrlichen Gcißclhicbcn.
Als Helmut abends aus dem kleinen Kreise schied, hatte er das be
stimmte Gefühl, für sein Gleichgewicht wiedergefunden zu haben, wao
ihm im Verlauf des Vormittags durch den Bcfuch bei der Großmutter
verloren gegangen war. Froh und heiter traf er »in die nennte Stunde
bei dem Vater ein.
Graf Kipping saß noch immer am Schreibtisch und arbeitete. Als
er das Gesicht von den beschriebenen Blättern zu seinem Sohne aufhob,
sah Helmut mit freudigem Staunen, daß die Sorgcnsalteu der lebten
Wochen daraus verschwunden waren.
„Eine Überraschung, Junge, rat' einmal!"
.Die Mama?"
„Ja. Sie kommt schon morgen. Sic hat sa Wohl auch SehnsnäN
nach uns gehabt."
Helmut stieß einen lallen Iuchzcr aus uu5 flog seinem Vater um
de» Hals.
<Foi!Ietzung solg!.!

Rückblicke auf den russisch-japanischen Krieg.

vo»

Oberst a. P. Mchard OaedKe.

— Steglitz, —

vielleicht begegnet keine Erfahrnngswisscnichaft so große» Schwierigkeiten, wie die Taktik und die Strategie, so oft sie ans eben beendeten Kriegen ihre Lehren für die Zukunft ab zuleiten versuchen, Tie Hindernisse, die sich uns hierbei entgegentürmen, bestehen zunächst in der Feststellung der Tatsachen, Unter den sinnbe torenden Eindrücken des Kampfes ist es schnür, die Ereignisse mit der Ruhe des Forschers zu verfolgen, die Einbildungskraft arbeitet mit unerhörter Stärke, Todesfurcht und die Last der Verantwortlichkeit wirken mit hypnotischer Gewalt auf deu Geist, dessen ganze Spannkraft sich im günstigsten Falle auf ein einziges Ziel richtet nnd nicht wahrnimmt, was rechts und links davon vorgeht, Tie menschliche Eitelkeit treibt bei der Wiedergabe der Tatsachen bewußt oder unbewußt ihr Spiel, die direkte Entstellung der Geschehnisse ist nicht fetten, die Unterdrückung der Wahrheit aus militärische» oder politischen Gründen findet gelegentlich bei alle» Kriege» nnd bei allen Nationen statt. Nirgends mehr wuchert die Legende, die schlichte Wahrheit uutcrdrückend, als gerade im Kriege, Haben wir aber endlich alle diese Hindernisse so tvcit überwunden, daß wenigstens ein Kern von annähernd Wahrem herausgeschält vor unsercu Augen liegt, so ist unser weiterer Weg noch immer mit Tornen umsäumti es handelt sich nun erst um die Vedeutung nnd die Vewertnng dieser Tatsachen, Welchen Einfluß hatten sie auf den Gang des Krieges, auf Sieg und Niederlage? Haben diese oder jene Erscheinungen, diese oder jene Maßnahmen nur zufällig ihre fördernde oder schädliche Ve deutung erlangt unter den zufälligen Verhältnissen beim Feinde, unter besondere» örtlichen oder zeitlichen Uniständen, oder haben wir in ilmen

allgemein gültige Gefctzc vor uns? Welcher Anteil cm Sieg oder Nieder-
läge entfällt auf die Maßnahmen der Führung, welcher auf das Glück,
die Bewaffnung, die Ausbildung, die Organisation, die Zahl, die
Manneszucht? Hiermit aber find die Elemente, die für den Erfolg ent-
scheidend find, noch bei weitem nicht erschöpft: Verpflegung, Klima, Gc»
snndhcitszustand, die rein seelischen Faktoren melden sich ebenfalls.
Vor alle» Tingen dürfen wir eins nie vergessen; der Erfolg jeder
Maßnahme im Kriege hängt in hohem Maße von den gleichzeitigen Ma>>
nahmen des Gegners nb, wird oft entscheidend durch sie bedingt. Tarum
ist es so schwer zn sagen, ob ctn»as schlechthin gut und richtig oder
vielleicht gar ein Fehler war, der nur durch größere Fehler oder Unter
lassungen des Gegners zum Erfolge geführt hat, 2o urteilte Mottle
über Napoleons Operationen bei Negensburg im Jahre 180!», insbe
sondere über die Heranziehung Tnvonsts an das Hmiptheer über die
Tonan hinüber, im Flanlcnmarsch bor der Front des Gegners entlang:
.,e'st»it un« fn,ut>>. <)U(> I« »m-ei?» »cul n ^U8ti!u^."
Wie hier eins immer das andere bedingt, es steigert oder aufhebt,
das zu entwirren erfordert eine große Schärfe des Urteils, eine große
Vertrautheit mit kriegerischen Tingen, eine oft mühselige Untcrsnchnng.
Und, gestehen wir es nur, auch dann noch ist die Lösung der gestellten
Aufgabe in merklichen! Maße von festgewurzelten Auffassungen, aber auch
uon der militärischen Erziehung des Untersuchenden, oft von seinen narür
lichen Vorurteilen abhängig, Ten» schließlich ist der Krieg nicht einmal
eine reine Erfahrungswifsenschaft, Gemüt nnd Wille wirken auf jed°
nx'de kriegerische Handlung, jeder Lehre, jedem Gesetze Hohn sprechend,
in stärkstem Maße ein.
Alle diese Schwierigkeiten werden fich vergrößern, wenn es sich um
einen so eigenartigen Krieg in so fernen Gegenden und mit so auf°
fälligem Verlaufe lMidelt, wie es der russisch.jnpanische Krieg gewesen
ist. Mau ist denn auch nicht müde geworden, vor übereilten Schluß
folgcrungen zn warnen, hat geradezu behauptet, daß sich die dortige»
Erfahrungen auf europäische Verhältnisse gar uicht oder doch uur in be
schränkte,» Maße übertragen ließen. Indessen in diesen Warnungen
liegt doch eine gewisse Übertreibung, Wenigstens meine ich, daß wir
das, was wirklich von europäischen >iriegssch<uiplätzen und militärischen
Verhältnissen abweicheud war, sehr wohl übersehe» nnd in seinem Ein
slnsic abichäNen kö»»e».
Wenn ich hier den Versuch wage, die allgemein gültigen Erfahrungen,
die wir dem großartigen Ringen im ferne» Osten entnehmen können,
klar zu legen, so »verde ich mich doch von alle» rein militärisch technische!!
Erörterungen frei halten. Meine Tarstellnng soll sich vielmehr »vesent'
lich innerhalb der Grenzen der geistigen nnd seelischen nnd Politischen
Einflüsse benagen, die meines Ernchtens für den Ausgang jedes Krieges

noch immer entscheidender waren, als die Elemente materieller Natur,
wie Zahl, Bewaffnung, Organisation, Kampfcsweisc,
Man ist »ach dein Kriege und zum Teil schon während des Ariele?
rasch mit dein Urteil bei der Hand gewesen, daß auf den Schlachtfelder»
der Mandschurei das System der russischen Staatsverwaltung zusam
mengebrochcn sei. Wobei man denn Wohl hauptsächlich den Absolutismus,
das Willtürrcgiment, die Unterdrückung jeder Freiheit, die Unsähigkeit
und Bestechlichkeit des Beamtentums meinte. Es liegt weder in meiner
Aufgabe noch in meiner Absicht, das zarische Ncgiernngssystcm zu ver-
leidigen, das zlveifelsohne zahlreiche Sünden anch für die Vorbereitung
und Turchführnng dieses Krieges auf seinem Gewissen hat. Nur möchte
ich raten, diese Seite der Sache nicht zu übertreibe» und ibrcu Einfluß
auf den unglücklichen Ausgang des Krieges nicht zn hoch zu bewerten.
Wo in der Tat Unfähigkeit und Korruption einen wesentlichen Anteil
an den Niederlagen haben, das war in der arg verwahrlosten Flotte. Das;
immerhin selbst hier ein anderer Ausgang im Bereiche der Möglichkeit
gelegen hätte, beweist die kurze Episode, während der Admiral' Makarow
die Flotte vor Port Arthur führte, Iu dem Heere der Mandschurei aber
ist das „System" im banalen Sinne des Wortes für die Mißerfolge nicht
verantwortlich zu machen. Es ist das nur eines der Schlagwortc, mit
denen wir uns weiteres Nachdenken zn ersparen pflegen.
Auch Japan ist im wesentlichen absolutistisch oder zum nnudcstcn
oligarchisch regiert; die Konstitution ist nicht mehr als eine Draperie,
die das ehrgeizige Volk sich umgehangcn hat, um den äußeren Anschein
europäischer Höchstkultur auch auf diesem Gebiete hervorzurufen. Aber
auch Bcifpiele starker Korruption haben sich in Armee und Verwaltung
während des Krieges gezeigt: unr daß man in Japan wirksamere Mittel
, hatte, sie vor dem Anstände zu verbergen. In den Vereinigten Staaten
von Nordamerika grassiert die Korruption wie in Ruhland, oder in noch
großartigerem Maßstabe, und hat doch den siegreichen Ausgang des
Krieges gegen Spanien nicht verhindert. Dabei sind während dieses
Feldziigcs erschreckende Betrügereien der Lieferanten zutage getreten,
Tic Korruption aber, die auch im russischen Landheerc immerhin zutage
trat, ist die von einem gewissen Kulturzustand n»zertren»liche, fast naive,
die zugleich eng mit der kärglichen Besoldung der Beamten und der Offi
ziere zusammcnhänlit. Zj? hat nicht gehindert, daß die Truppen gut
bewaffnet, gut verpflegt, gut gekleidet und in ärztlicher Beziehung gut
verschen waren. Wie denn überhaupt die Fürsorge der Borgeiehten
aller Grade für ihre Truppeu durchschnittlich eine hingebende und manch
mal fast eine weichliche war, die gerade durch übertriebene Sentimen
talität und Schonung den Kriegszwcck hie nnd da gefährdete,
Ter Krieg ist gewiß in erster Linie ein Ringen sittlicher Kräfte; nur
muß mau diese Sittlichkeit nicht mit dem Maße des Spießbürgers

messen. Es sind durchaus die mänulichcn Tugenden, im ursprünglichen
^inne des Worte« vi,'«»«, es ist dir Mannhaftigkeit, die auf dem Schlacht
feldc den Ausschlag gibti und weder durch den Trunk, noch durch die Liebe,
oder durch Tiebstahl und Rohlcit braucht sie notwendigenveise herab
gedrückt zu werden, Tie Heere Napoleons des Großen standen a» bürger
lichcr Moral vielleicht nicht so hoch, als das Heer Kuropattms in der
Mandschurei.
Nun hat man allerdings gemeint, daß gerade auf dem Gebiete der
rein militärischen Moral, ich möchte fagen der kriegerischen Wildheit, der
Todesverachtung das javanische Heer dein russischen, und nicht nur diesem,
sondern allen europäischen Heeren, weit überlegen sei. Man hat hierin
geradezu eine Gefahr für den Bestand unserer herrschenden Stellung,
ja für den dauernden Bestand unserer eigentümlichen Kultur zu sehen
gemeint, In Tonen hoher Begeisterung hat man von dem Vuschido, den
Lehren des altjapanischen Rittertums der Samurai, hat man von der
Abhärtung, dem Gehorsam, der Trene und Ergebenheit des Volkes ge-
sprochen. Man hat gemeint, daß unsere verfeinerte Zivilisation, unsere
Gewöhnung an die Genüsse und selbst an den Luxus einer gesteigerten
Lebenshaltung die männlichen Tugenden der europäischen Völker, die
auf dem Schlachtfeldc allein den Ausschlag geben, verringert habe,
Ich glaube nicht, daß das die Erfahrungen sind, zu denen uns die
Ergebnisse des ostasiatischcn Krieges führen dürften. Wie gewöhnlich,
bat man den Sieger nach seinem Siege idealisiert und hat in ihm, weil
er gesiegt hat, obnc weiteres eine Herrenrasse zu sehen gemeint, Tas
ist uns selbst nicht anders gegangen nach den Kriegen von iWN und ?s>:
sogar in unserer eigenen Wertschätzung haben wir jahrelang auf die
Franzosen als auf ein niedergehendes Volk von der Höhe unserer Über
legcnhcit mit einem nn Verachtung streifenden Gefühl herabgesehen.
Wir haben unserer edleren Art zugeschrieben, was zum Teil zufälligen,
zum Teil besonderen örtlichen nnd zeitlichen Ursachen entsprang,
Ich habe einer Reihe von Schlachten als Augenzeuge beigewohnt,
babe 10 Monate hindurch da? russische Heer in nächster Nähe beobachtet
und am Werke gesehen, seine Schwächen wie seine Vorzüge kennen gelernt,
nnd ich habe die gesamte Literatur über den Krieg, soweit sie mir irgend
zugänglich war, aufmerksam verfolgt. Nuu Wohl: ich glanbe nicht, dos;
der japanische Soldat dem europäischen nach irgend einer Richtung krie
gcrischer Tüchtigkeit bin überlegen sei. Auch nicht dein russischen!
Im Veginn des Feldzuges >var die Moral des russischen Soldaten
der des japanischen mindestens ebenbürtig- heldenmütiger, als die
Schiitzenregimcnter 11 und 12 am Ialu in verzweifelter Lage kämpften,
kann keine Truppe der Welt sich schlage», ?ie ersten beiden Siege der
Japaner, am Ialu und am Nanschan, waren mit vielfacher Überlegen
heit und dennoch mageren, Erfolge errungen. Es bedurfte einer Reihe

von Niederlagen und zahlreicher Mißgriffe der Führung, mn die Sieges-Zuversicht der Truppe endgültig zn brechen und de», japanischen Soldaten aas unbedingte moralische Übergewicht ans drin Schlachtfelde zu geben. Er bat sich zn dieser Überlegenheit erst allmählich hcrangesiegt, Trohdcm aber sind selbst bei dieser vorzüglichen Trnppc gelegentliche Augenblicke des Vcrsagens ans dein Schlachtfelde eingetreten: vor Port Arthur ist es vorgekommen, das; ein Regiment sich eines Tages weigerte zn stürmen, und in einem weiteren Falle erblickte ein Tivisionskommandenr, der ein Regiment bor einem schnüren Angriff musterte, „Furcht in den Äugen der Soldaten", so daß er eine andere Truppe bcranbolte. Allerdings hatte jenes Regiment schon zahlreiche opfcruoNe Stürme ausgeführt, deren grausige Eindrücke ans den Scclcu der Soldaten lasteten.

Nun darf man bei einer Vergleichnng des moralischen Wertes l>eider Heere allerdings nicht vergessen, das; die ostsibirischen Trnppen, die die ersten Schlachten des Krieges durchkämpften, die besten Bestandteile des russischen Heeres waren, Tic europäischen Truppen standen ihnen im Augenblick, wo sie im Osten anlangten, an militärischem Werte keines Wegs gleich, Tie Ostsibirier hatten wenige Jahre vorher den chinesischen Fcldzng mitgemacht, sie vertranten sich selbst, kannten das Land und hatten einige Kriegserfahrnng, Das war nicht die Hauptsache! Aber sie waren auch durchgängig aus snngcr und zum großen Teil ausgesuchter Mannschaft zusammengesetzt, die gern nnd fröhlich in den Krieg zog, und zählten in ihren Reihen zahlreiche Offiziere, die sich freiwillig beim Beginne des Fcldzugcs gemeldet hatten, Tie europäischen Truppen hingegen mußten in recht schwache Stämme - sie hatten bereits Abgaben zugunsten von Ncnformationen gemacht ^ zahlreiche und alte Mannschaften des Veurlaubtcnstandes einstellen, Dnrch ein seltenes Ungeschick der Heeresvel-Waltnng hatte man Reserve nnd Landwehr nicht jahrgangswcise, sondern mit bequemer Nücksicht5losiglxi> distriktsweisc einberufen, so daß die mobilisierten Truppen den ganzen Vestnnd eines gewissen Verwaltungsbezirks, darunter Leute von mehr als ll) Iahreu, in sich aufnahmen. Man kann sich denken, mit welcher Freude diese Mannschaft, Familienväter, die ihre Weiber und Kinder oft in Sorge nnd Not zurückließen, dem Rufe in den unbeliebten Krieg und in das ferne, unbekannte Land folgten.

Und da liegt eine der großen Erfahrungen dieses Krieges! Keine ganz neue, aber er predigt sie mit besonderer Eindringlichkeit! Ein VoIkshecr, das einen Angriffskrieg durchfechten soll,
m u ß j u ug an Iahren sei n — um so jünger, je mebr der Krieg ein rein politischer Krieg ist nnd die Seele des Volkes nicht ergriffen hat. Nur junge Mannschaft hat den körperlichen Schneid, den Wagemut, die Abenteuerlust, die Unkenntnis der Gefahr, die für den schweren opfrr° vollen Angriff in der Feldschlacht erforderlich sind. Nur junge Mann

schaft zieht mit ungeteilte!!! Heizen in den Krieg, die alten Leute lassen
die Hälfte ihres Herzens, die bessere, in der Heimat zurück- sie haben
andere Pflichte», haben andere Liebe, andere Sorgen! Tazu kommt
der geringere Grad an Übung, der größere Verlust an militärischer Aus
oilduug, der weniger bereitwillige Gehorsam! Tas sind die Gründe,
die eine in starte Fricdensstämme eingegliederte Linicntruppc einer
Reserve- und besonders jeder Landwehrtruppe immer überlegen machen:
bei lauger Feldzugsdauer mag letztere dem rein militärischen
Wert der crsteren schließlich nähe? kommen', ihren moralischen Wert
wird sie nicht leicht erreichen, mit zu starten Klammern sind die
Ausziehenden an Haus und Hof gefesselt, ihre Gemüter schauen nicht
frei und unbefangen, sondern sorgenvoll in die Zukunft! Tic wird
nie die stürmische Angriffslust der junge» Truppe besitzen!
Tarum sollte man auch für die Mannschaft der Nefcrvetrnppeu das
Lebensalter auf höchstens 3U Jahre begrenzen und sollte starte Friedens-
flamme für sie bereitstellen,
Uub ferneri Es ist immer gefälnlich, Truppen zu improvisieren,
wie auch wir das im chinesische» und im südafrikanischen Fcldzugc getan
und wie es die Russen im großartigsten Maßstäbe während des mand-
fchurifchen Krieges zu ihrem Schaden durchgeführt haben. Alle neu auf°
gestellten Truppen bedürfen einer gewissen Zeit, um sich zu festigen, um
innere» Halt, Vertrauen, Übuug zu gewinne», Tic Bataillone Orlows,
die bei Irntäi am ^, 3eptember fortliefe», waren schwach eingerahmte
Reservebataillone, die ungeschickt nnd schwerfällig mobilisiert auf die
Vahn geworfen wurden und "< Wochen lang fuhren, um erst acht Tage
vor der Schlacht auf dem nngcwolmten nnd fremden Kriegsschauplätze
anzulangen, wo damals gerade der 3 bis 4 Meter hohe Kaolian (Hirse)
die ganze Ebene wie ein dichtes Gebüsch bedeckte. Unter diesen Um°
ständen unvorbereitet in den Kampf geführt, wurden sie bei dem Mangel»
haften Aufklärnngsdienft der Russen von den gewandten Japaner» plötz-
lich überrascht und warfen sich in wilder Panik rückwärts.
Improvisierte Truppen werden erst nach einiger Zeit ci»e,n gut orga-
»ifierten Gegner gewachsen fein, selbst wen» a» sich ihre Moral n»d Aus.
bildung auf der gleiche» Höhe mit jener steht, Tari» liegt nun des
weitere» die Warnung, bestehende Verbände nicht leichtfertig zu zer-
reißen uud durcheinander ,;» würfeln, sondern de»' taktischen und stratc
gischcn Notluendigteiten der Lage möglichst im Rahmen der einmal gc°
gcbcnen Hccresgliederung gerecht zu werden. Man wird es nicht immer
können, man sollte immer danach streben, Tie Russen, die unsere Lehre
in dieser Beziehung als deutsche Pedanterie verspotten, besaßen diese
Achtung vor dem lebenden, dem moralischen Organismus nicht, den jede
Truppe darstellt. Tic Folge davon war, daß in dem Riescnlampfe von
Mulden ihr Heer fchließlich eine breiartige Mafie bildete, in der kein

Befehl mehr durchdrang, die zu energischem Handeln schon durch ihre mangelnde itonsislenI unfähig war, iluropattin beklagte sich, daß seine Befehle nicht ausgeführt wurden, und ahnte nicht einmal, daß dem nicht böser Wille zugrunde lag, sondern die platteste Unmöglichkeit. Tic Nervenstränge, die Hirn und Glieder verbinden, waren zerrissen. Tie Japaner hingegen handelten durchaus nach den Lehren nnd dem Beispiel ihrer deutschen Vorbilder; ihre Tivisioncn wurden nur in einzelnen wenigen Fällen für ganz bestimmte Zwecke getrennt, die Verbände sofort wieder hergestellt, wenn die Notwendigkeit der Entsendung aufhörte. So blieben auch die Armeen möglichst in ihrer ursprünglichen Zusammensetzung-, nur Okns Heer scheint öfter die Tivisionen gewechselt zn haben. Eine gnte, tüchtige und geschmeidige Friedcnsorganisation gibt darum eine mächtige Hilfe für die Aufgaben des Krieges, und man sollte sie nie unterschätzen. Die Russen kamen durch ihre Improvisationen um so mehr in Nachteil, als es ihnen im allgemeinen an Fleiß und Gewissenhaftigkeit fehlte, die lockeren Verbände durch tägliche Übungen in dem unbekannten Lande möglichst zu festigen. Sic liebten das Exerzieren nicht nnd betrieben es selbst dann nur lässig, als es von oben befohlen wurde. Erst der greise Lincwitsch scheint darin einigen Wandel geschaffen zu haben, soweit die Bequemlichkeit aller Grade, der Hauptschaden des russischen Heeres, es eben zuließ.

Und doch wäre gerade für diese Truppen fleißiges Exerzieren schon deshalb notwendig gewesen, weil sie ohne Ztveifel mit großen Mängeln der Ausbildung in den ,Urieg gingen nnd ivcil man nicht Wohl leugnen kann, daß wenigstens das japanisch Fußvolk dem russischen Fußvolk, daß aber auch das japanische Führerpersona'l dem russischen in mancher Hinsicht überlegen war. Tas betraf in erster Linie den Aufklärungs- und Sicherheitsdienst, sodann aber die taktische Ausbildung der Truppe auf dem Gefechtsfelde. Tie Schießknust stand bei beiden Heeren bei weitem nicht auf der Höhe — auch die Japaner waren mangelhaft ausgebildete Schützen , aber der Angreifer litt hierunter weniger, als der Verteidiger.

Bei allen ihren Mängeln wäre die russische Trnppe dennoch imstande gewesen, der japanischen mit Aussicht auf Erfolg gegenüber zu treten; ihre Unterlegenheit in taktischer Beziehung war keine derartige, daß sie den Sieg, auch den Sieg im Angriff schlechthin ausgeschlossen hätte. Man mußte ihr nur einmal erst die Möglichkeit geben, einen Sieg zn erfechten.

Und hierbei komme ich nochmals auf das zurück, was ich vorhin über die moralischen Eigenschaften beider Heere gesagt habe. Man hat vielfach eine Unterwcrtigkcit der russischen Truppen in der Rückwirkung der Volksstimmung auf die Ctimmnng des Heeres finden wollen, hat der Begeisterung einen hohen kriegerischen Wert beigemessen, mit der

das japanische Volk, völlig eins mit seiner Regierung, in diesen Keif;
begehrten, nationale!! Krieg ciugeti-eten sei, und hat andererseits in der
dumpfen Unlust des russischen Voltes, die sich auf das Heer übertrafen
habe, ein entschcideudes Element der Schwäche finden wollen. Diese
Auffassung, die einer von nationaler Begeisterung getragene» Truppe
einen höheren Wert auf dem Schlachtfelde beimißt, als einer nur auf
Befehl in den itampf ziehenden, ist besonders von de» rein journalistische!!
Uiiegsberichtcrstattcrn vielfach vertreten worden, Sie fcheiueu den
ganzen Verlauf des Krieges als EidesIMer aufrufen zu können.
Ich glaube dennoch, daß man gerade in diesen» Punkte die vermeint'
lichcu Ersahruugeu des ostasiatischeu Krieges wird richtig stellen müssen,
wenn man nicht Zu ganz irrigen Schlußfolgerungen gelangen will. In
>l»te»»t»is der Faktoren, die im Kriege wirtfam sind, ist hier die Be
deutung der nationalen Begeisterung ans ein Gebiet übertragen worden,
wo andere Kräfte weit entscheidender sind.
Die Tatsache flammender Begeisterung auf der einen, mürrischer
Unlust ans der anderen Seite ist unbestreitbar.
Tas sichere Bewußtsein, ihr ganzes Volk geschlossen hinter sich zu
haben, gab der japanischen Regierung selbstbewußte Stärke, verlieh ihrer
politischen Handlung Nachdruck und Entschlossenheit, so daß sie de»
lichne» Schritt ohne Zaudern wagen durfte, dem mächtigen Zarenreich
den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Sie wußte, daß sie ihrem Volte das
Schlurfte zumuteu, dessen Kräfte bis zur äußersten Grenze anspannen
tonnte: was an Machtmitteln in diesem Volte steckte, konnte sie rücksichts
lo? herausholen. Und selbst hierbei darf mau dock) nicht vergessen, daß
mindestens ebenso ftart das Vertrauen auf die sorgsam bereitgestellten
militärischen Machtmittel nnd sogar der glückliche Leichtsinn eines ehr
geizigen Voltes war, das die tatsächliche Störte Nußlands im fernen
Osten unterschätzte. Die Voltsbegeistcrung war auch auf dem politischen
Gebiete eine angenehme Hilfe, aber kein aNein ausschlaggebende?'
Moment.
Als Preußen mit ähnlicher Kühnheit im Jahre 18W feinen Krieg
gegen Österreich begann, konnte die, Regierung König Wilhelms I. sich
schwerlich ans die begeisterte und begeisternde Zustimmung ihres Volke?
stützen, wohl aber rechnete sie mit Sicherheit auf dessen Gehorsam und
nnf die kriegerische Überlegenheit ihres Heeres. Im Jahre 187« tvar
die flammende Begeisterung des deutschen Volkes wohl imstande, die
Zerrissenheit der deutsche» Stämme zu überbrücke» und sie zn gleickieu,
triegeriscbe» und politische» Ziele zu eine»: doch ist es zweifelhaft, ob
diese Begeisterung ernsthafte Rückschläge überdauert hätte.
Alle Faktoren seelischer Natur müssen sich schließlich, solle» sie wirk-
sam werden, in materielle Kraft umsehe»: die Begcister»»g des Voltes
gewinnt nnr dann Einfluß auf seine Geschicke, wem, sie der Regierung eine

gesteigerte Machtvollkommenheit i» die Hand drückt: wo das nicht der
Fall ist, verpufft sie wirkungslos. Der vergebliche Freiheitskampf der
Buren gegen die Engländer ist ein schlagendes Beispiel,
Die russische Regierung entbehrte dieser wirksamen Unterstützung!
ein großer Teil der Intelligenz des Landes stand ihr feindselig gegen
über, hatte jedes Vertrauen zu ihr verlöre», sprach es offen ans, daß er
den Sieg des La»dessei»des wünsclx'. Das hat zweifellos auf ihre poü-
tische Haltung eingewirkt, hat sie unsicher gemacht, hat sie zn schädlichen
Eingriffen in den Gang des Krieges verführt und sie schließlich zu einem
ungünstigen Friedensschluß veranlaßt, den die militärische Lage auf dem
Kriegsschauplatz nicht nötig machte. Nun aber darf man nicht vergessen,
daß eine mißmutige Volksstimmung sofort umschlägt, sobald der Sieg die
Fahnen des Heeres nmglänzt. Auch in Rußland — ich habe mit vielen
Personen darüber gesprochen ^ hätte ein Sieg die Stellung der Re
gierung gekräftigt, die Mißvergnügten zum Schweigen verurteilt.
Nationale Begeisterung ist leicht zu eNvccken, sobald der nationale Rnhm
die Seelen des Volkes in Schwingnngen versetzt.
Auf den, Sieg also kam schließlich alles an; wurde er durch den
Mangel an nationaler Begeisterung zu einem ewig fliehenden Phantom?
Wer das behauptet, verkennt, daß auch heutzutage noch jedes stehende
Heer, auch ein Voltshrer, ein besonderer Organismus ist, mit eigener
Überlieferung, eigenem inneren Leben, eigenen Gefühlen und Kraft-
ciußerungen, und daß die Stimmungen, die im Volke vorherrschen, nicht
immer zu gleicher Zeit im Heere den Ton angeben müssen. Der Geist
des Heeres wird von dessen dauernden Elementen, den festen Friedens
stammen, denen der Kriegsdienst znm Lebensberuf geworden ist, getragen,
Gewohnheit und Manneszucht, die ungeheure Gewalt einer langen Über
lieferung, in der die früheren Ruhmestaten des Heeres wie leuchtende
Sternenbilder funkeln, ziehen auch die wechselnden Elemente in die At
mosphäre hinein, in der ihre Führer leben nnd atmen. Ter Lebensodem
aber eines Heeres ist der Krieg, leine Ideale sind Sieg nnd Ruhm!
Seine Kraft ist sein Selbstvertrauen.
Unschwer werden sich die Berufssoldaten sogar für einen Krieg be-
geistern können, für den im Volke Nxmig Stimmung vorhanden ist.
Stellt ihnen kriegerischen Ruhm in Aussicht, gebt ihnen einen Feldherrn,
dem sie vertrauen, unb sie tragen ihre wallende» Banner ohne Murre»
von einem Ende der Erde zun» andern! Wer möchte behaupten, daß in
den Heeren Friedrichs, oder gar in denen Napoleons, in denen Ha»»ibal5
und Cäsars nationale Begeisterung rege gewesen sei?
Ihre Begeisterung heftete sich an ihre Fahnen, klammerte sich an
ihren Waffenstolz, schaute empor zu ihrem Feldherr»! Stärkere Va»de
für jedes .Heer als die Begeisterung seiner Volksgenossen z» Hause!
Seit dem zweiten punischen Kriege hat Rom keinen wahrhaft nationale»

Krieg mehr geführt, und dennoch haben seine Heere siegreich den damals bekannte» Erdkreis »»terworfc».
In diesem Sin»c dürfte man nicht sagen, daß das rusiisck)e Heer von allem Ansang an unlustig in den Krieg gezogen sei. Viele Offiziere meldeten sich srciwillig voll abenteuerlustige» Zinnes, nicht anders als deutsche Offiziere sich zu den Einöden Tüdweslafrilns drängten, Tie sunge Maunschaft zog frohen Mutes, luftig Humus, die ReseNüste» Sibiriens gingen gern in den Krieg gegen die Gelben, der bei ihnen seit dem' chinesischen Feldzugc populär war, Tas ganze Heer aber hatte zn Beginn des Krieges unbedingtes Vertrauen zu seinem Fcldhcrrn, ein Vertrauen, das die ersten Niederlagen ungeschwächt überdauerte. Und diese moralischen Xräftc sind dauerhafter, als das flackernde Feuer erregten Nation^lgefühls, das von dcu erstcu Plage» und Entbehrungen des Krieges leicht gelöscht wird, das Hunger, Kälte, Kot und die erschütternden Eindrücke des Kampfes nur schwer überdauert.
Erst dann, als Niederlage auf Niederlage kam, als kein Angriff ernsthaft durchgeführt wurde, als keine noch fo starte Stellung gehalten ward, Rückzug auf Rückzug folgte, als das Vertrauen der Führer ficht lich schwand, erst da entstand jene müde Resignation im Heere, die sich wohl noch schlug auf Befehl und um der Waffcnehrc willen, aber ohne Hoffnung auf Sieg! Erst da ward der japanisck>c Soldat den, russischen moralisch überlegen. Ter Sieg hat den Sieg geboren! Ter 3ieg ist für die Moral des Heeres entscheidend: die sittliche Tpannkraft des besten Heeres der Welt läßt nach, würde »»bedingt auch bei einem deutschen Heere nachlassen, wenn der >Iricg ans einer Kette verlustreicher Rück ziige besteht,
Tas uicht erkannt zn haben, ist einer der schwersten Vorwürfe, die »m» der Führungskimst ,^nropatti»s mache» muß.
Man hat gemeint, daß der Feldzng darum verloren worden sei, weil man sich in Japan feit zehn Iabrcn planvoll ans dicfe» Krieg vorbereitet habe, während die Vorbereitungen Rußlands gänzlich ungenügend waren. Man glaubte vielfach, hier!» ci»c der großen Lehren des oftasiatische» Krieges sehe» z» wolle».
Das ist richtig u»d ist auch nicht richtig, Taß Rußland sich auf dieseu Krieg — uud zwar zun, geringer-cn Teil durch die Schuld der Heeresverwaltung ^ uicht genügend vorbereitet hat, ist richtig. Seiner Politik fehlte in den entscheidenden Jahre» vor de»! Kriege das Äugen» maß für das Erreichbare, der sichere Blick für die E»tschlossc»heit und die Pläne seines Nebenbuhlers, überhaupt eine klare Einsicht in Die

folgen seines Handelns. Tadelnswerter noch war dir Finanzverwaltnng, die in unzeitgemäßer Tparsamkcit alle Anträge des.Kriegsministeriums abniies und nicht einmal die nottvendigsten Mittel zinn Ausbau der Festung und des Kriegshafens Port Arthur bereit stellte, nachdem vorher Millionen für den Bau der ostchinesischen Bahn und aber Millionen für die ganz phantastische Gründung des Handelshafens Talni der- sclMxmdet waren. Ein Fehler war es anch, daß man nicht sofort an den zweigleisigen Ausbau der sibirische» Bahn, an die Anfstellnng stärkerer Streitkräfte im fernen Osten ging, nachdem man sich einmal fiir eine weitcmsgreifende Politik, für die Festsetzung in der Mandschurei u u d in Korea entschieden hatte, -

Rußland stand dadnrch bei dein unvermuteten Anobrnch des Krieges vor einer sehr ernste,! und gefährlichen Lage, Hätte es fich um einen Feldzug in Europa gehandelt, so wäre er zweifelsohne schon vor der ersten Tchlacht verloren gewesen, gerade wie Napoleon III, seinen Krieg im Jahre 1870 verloren hatte, uoch ehe Wörth und Spichern geschlagen waren. In Europa sind die Räume so eug, die Bahnen so zahlreich, die Heere schon, im Frieden so dicht aneinander gerückt, alle Verhält- nisse derart zugespitzt, das; hier ein Mangel an Vorbereitimgcu, ein Vor- sprnng der Rüstungen beim Gegner im Verlaufe des Feldznges kaum mieder gut zu machen sind,

Ter ferne Osten aber bietet doch andere Verhältnisse-, die ungeheure Größe der Räume, um die es sich dort handelt, die nns Europäern freilich kaum zum Bewußtsein kommt, der Mangel an Bahnen nnd die Beschaffenheit der Straßen bilde» ein retardierendes Moment, das einer geschickten Kriegführung tue Möglichkeit bietet, den Mangel an Vorbereitungen dadurch auszu° gleichen, daß man der Waffeueutscheidung solange ausweicht, bis man die Lücken der eigene!? Kriegsrüstung geschlossen, hat. So war wahr- schcinlich der nrsprünssliche Plan Knropatkins; nnd dieser Plan war zweck- entsprechend. Dazu kam, daß die Kriegführung der Japaner in deu ersten Monaten des Krieges keineswegs der Kühnheit ihrer Politik entsprach. Es ist heutzutage kein Geheimnis mehr, daß das Ergebnis des Flotten Überfalls in der Nacht vom l>,/9. Febrnar 19M von ihnen als ein Fehl schlag empfunden wurde. Trotz der Beschädigung mehrerer russischer Kriegsschiffe glaubten sie, die Herrschaft über die See nicht in solchem Maße gewonnen zu haben, nni die Überführung ihres Landhecres in die Mandschurei und die sofortige Belagerung Port Arthurs wagen zu können. Wahrscheinlich kam noch ein schwerer Rechenfehler hiuzu: sie glaubten es keineswegs sehr eilig zu haben, weil sie die Leistungsfähig- keit der sibirischen Bahn, wie beinahe alle Welt, erheblich unterschätzten, die Schwierigkeiten und die Zeit der russischen Mobilmachung zu hoch veranschlagten. So gewannen die Russen eine kostbare Zeit, die sie gut

ausgenutzt haben und bei besseren Anordnungen sogar noch besser hätten ausnutzen können.

Die anfängliche Ungunst der Verhältnisse milderte sich erheblich, der Maugel an Friedensvorbereitunacn ward nahezu ausgeglichen: es gelang, nach Port Arthur Mannschaft, Munition, Gerät, Lebensmittel zu senden und die Festung auszubauen: gelang, in der südlichen Mandschurei de- trächtlickfe Streitkräfte zu versammeln und schlagfertig zu machen: gelang endlich, die Verteidigung des Landes durch die Anlage befestigter Stütz- punkte zu verstärke».

Erst 3 Monate nach Beginn des Krieges überschritt das erste feind- liche Heer, noch nicht ein Viertel der gesamten organisierten Streit macht Japans, die Grenze der Mandschurei, Ter russische Führer hatte in diesem Augenblick ein dem Gegner überlegenes Feldheer zur Stelle, Ich glaube nicht, das; der Mangel an militärischen Vorbereitungen den Gang des Krieges merklich beeinflußt hat, umsoroeniger, als die Japaner starke Kräfte auf die Belagerung Port Arthurs verwandten nno hier durch den ruhmvollen Widerstand der Festung bis zum Ende des Jahres N><>4 gefesselt wurden.

Nicht die Ungunst der Verhältnisse, nicht mangelnde Begeisterung, nicht die Lückenhaftigkeit der Vorbereitungen, nicht die Minderwertigkeit der russischen Truppe erklären in genügendem Maße den Verlans des Krieges,

Was also dann?

Viele Schriftsteller haben auf den ungemeinen Wert anfänglicher Er^ folge für den ganzen Fortgang des Sieges hingewiesen, Tiefe ersten Erfolge aber waren überall auf feiten der Japaner! Ter energische Abbruch der Verhandlungen, das kecke Vorgehen der Flotte auf Port Arthur, die schwere Beschädigung mehrerer russisck>cn Schiffe daselbst, die sichtliche Verblüfftheit und gedrückte Stimmung, die sich der Russen bemächtigte, die Zerstörung zweier weiteren Schisse im Hafen von Tschcmulpo waren zweifelsohne in den Augen der Welt bedeutsame Ereignisse, von glück- verheißender Vorbedeutung für die Japaner, üble Propheten für die rnft'ifche Sache, Und wiewohl sie den hochsliegenden Hoffnungen der ersteren keineswegs ganz entsproclien hatten, wurden sie gewandt zur Hebung der Siegeszuversicht ausgenützt, während der Jubel der Feinde und fast der ganzen Welt die beklommene Stimmung der letzteren noch weiter niederdrückte. Alles, was in Rußland an den Fähigkeiten der re- gierenden Vureaukratie zweifelte - das war die große Masse der Be- völkerung aller Stände, die unteren Klassen der Vureaukratie selber — fand feine trüben Vorahnungen bestätigt, Tann kam der Tod des Ad- miral Mnkarow, der geradezu ein nationales Unglück bedeutete, der

Untergang eines stolzen Panzerschiffs, endlich !>cr siegreiche Ül>ergang der Japaner über den Ialu, der Verlust von Geschützen schon in dem ersten leichtsinnig angenommenen Treffen, Zu Lande ebenso wie zur See wurden die Russen gleich im Beginn geschlagen! Das mutzte allmählich feine Schatten auch auf die Stimmung der Truppen, auf die Zuver-ficht des Heeres werfen, die von größerer materieller Bedeutung ist, als noch so flammende Begeisterung, Mit dem Schwinden des Selbstver-trauens sckfivindet gemeinhin die Hoffnung auf den endlichen Sieg, schwindet die stürmische Angriffslust, mindert sich schließlich sogar die passive Widerstandskraft, verliert sich die Zähigkeit des Ringens.

Darum wird der unglückliche Beginn eines Krieges ihm so leicht den dauernden Stempel aufdrücken; er wirft Unficherlseit und Verzagt heil in die Reihen der Besiegten, stört die ruhige Entwicklung der Tingc, wirft oft genug die ersten .«ricgspläne über den Haufen, bringt Ver-wirrung in die Entschlüsse der Leitenden, trübt ihr Urteil und verleitet zu überhasteten Matznahmen. Jede neue Niederlage aber »ätzt die Aus-sichten des Sieges wie ein Phantom, wie eine Fata Morgana, nach der man vergebens die sehnenden Arme ausstreckt, in. immer nebelhaftere Ferne fliehen und zcrflattern. Tic inneren moralisclien Bande, die dem Heere seine unüberwindliche straft geben, lockern sich; das Mitztrauen aller gegen alle erhebt drohend sein Haupt, die Kritik löst die Bande der Ehrerbietung und schließlich die des Gehorsams', alle Schäden, die in keinem Heere fehlen, erscheinen auf einmal riesengrotz, man findet ein wollüstiges Behagen, darin, sich selber zu prostituieren!

Es ist das fchwcrste, was es auf Erden gibt, ein folcl>es, in seinen Fugen krachendes Heer wieder zu einem brauchbaren Kriegswerrzeng zu gestalten. Selbst eine große Zahlenüoerlegenheit über den Gegner wird dann nicht immer das einmal verlorene Selbstvertrauen herzu-stellen vermögen.

Eine alte Erfahrung vielleicht! Aber sie ist selten so eindrucksvoll in die Erscheinung getreten, wie im ostasiatischen Kriege.

War es ein blinder Zufall, der den Russen alle ersten Zusammen-stöße unheilvoll werden ließ?

Wir nähern uns dem Kerupunkt unserer Untersuchung.

Seit Napoleon, dem Großen, hat die Welt keinen Feldherrn mehr gesehen, der die Phantasie der Massen erregt hatte, der sich dauernd in die Erinnernng der Völker als eine anßcrgolnöhnliche Erscheinung ein gegraben hätte. Und selbst er war schließlich geschlagen worden. Welchen Anteil haben die Führer, welchen die Trnppe», welclM die Zahl und welchen die politischen Verhältnisse an Sieg oder Niederlage? Weder die polnischen noch die türkischen Feldzüge im 1!<. Jahr-

lyß Oberst ci, D, Richard Gacdte i» »trglisi,
hundert, Ireder der nordamcritanijche Krieg, »och die Feldzüge von
1854 und 185!» gaben eine zweifelsfreie Äuttnort darauf, Im Kampfe
der Sezession schien schließlich die Masse, in den anderen die Organisation,
die Ausbildung, schließlich selbst die Verpflegung gesiegt zu haben.
Höchstens im Jahre l.^lN trat der Name Raderckns als eines bedeutenden
Führers hervor.

In de» Kriegen, die zur Wiederaufrichtnng des Teutfchen Reiches
führten, erwarb sich Fcldmarschall Graf Molttc allerdings nationale An-
erkennung und eine geschichtliche Stellung, Indessen seine Bedeutung
für den siegreichen Ausgang zweier denkwürdigen Kriege blieb nicht un-
bestritten. Noch immer erkennen die Franzosen seine Feldherrngröße
nicht an: auch in der kriegsgerichtlichen Literatur der übrigen Völker
schwankt das Urteil darüber, was einer Schule, was der Persönlichkeit ange-
hört. Ist Mottle nur der glückliche nnd begabte Vertreter einer strategischen
Lehre nnd Schule, die auf dem Untergrnn,de napoleonischer Hecrführung
emporgewachsen ist, oder sehen wir in ihm einen Fcidhcrrntypus von
originaler straft und Größe, eine l>edentende Persönlichkeit bor uns?

Tic Beantwortung der Frage wird dadurch schwieriger, daß bei den eigen-
tümlichen Verhältnissen in der deutichen .Heeresleitung und angesichts
der monarchischen Vollgewalt in Teutschland die Person eines „Tieners"
hinter der des Herrschers nach anßen hin zurücktreten mußte, er durfte
schließlHMnicht mehr als „ein Handlanger" sein, und aus der ehi'würdigcn
Gestalt Kaiser Wilhelms des Siegreichen machte monarchisches Selbst
bewnßtfein den „a/roßen" Kaiser. Tazu kam die besondere Charakteranlage
des Feldherrn, die bescheidene Zurückhaltung feiner Person, und — seien
wir ganz ehrlich ^ ein wenig auch der Neid der Standcsgenos'en, der
Sterne zN»citcr uud dritter Größe. Tic Franzosen sind noch heute der
Meinung, nur durch die überlegene Zahl und allenfalls die überlcgcue
Organisation der deutschen Streitkräfte geschlagen worden zn fein.

So lieferten auch nicht die deutschen ^eldzügc und ebensowenig die
späteren Kriege andel-er Völker ein reines nnd zwcifelsfrcies Vild von
der Bedeutung des Feldberrntnms im Kriege,

Sein entscheidender Einfluß aber ist meineo Erachtens im ostafia
tischen Kriege klar hervorgetreten und zwar nach deu beiden Seiten hin,
die ich foebcn berührte, derjenigen der allgemeinen Führerschnlnng durch
die Friedcnsausbildnng imd derjenigen der persönlichen Bedeutung
des obersten Feldherr»,

Gleich zu Beginn des Krieges gerät die russische Flotte durch die
Fehler der Führer in schwere Bedrängnis. Nicht weil sie an sich minder-
weltig war — obwohl auch hier der Führung manche Versäumnisse
zur Last fallen — fondcrn weil sie angesichts der drohenden Lage zcr-
splittert war. Bei den, Hanptteil der Flotte in Port Arthur werden

dann die einfachsten Vorschriften des Sicherheit^-, Aufklärungs- und Meldcnx'sens versäumt: der Führer befindet sich am Tage de?' Überfalls 'an Land,

Unter dem Eindruck des doch nur halb geglückten Handstreichs verliert er jede Initiative, jeden Wagemut und überläßt den Javanern ohne Grnnd die Seeherrschaft. Wie wenig die Stärkeverhältnissc der beiden Flotten dazu nötigten, zeigte sofort die Ankunft de5 Admirals Makarow. Er gibt Offizieren und Mannschaften ihr Selbstvertrauen wieder, beendet das faule Schlnmmerlebcn, iu das die Flotte versunken war, und zeigt seine Flagge unaufhörlich im Gelben Meere, Die Javaner aber wagen es nicht, ihre zweite Armee, die marschbereit im Heimatlande staub, nach der Liaotunghalbinscl zu werfen, solange die russische Flotte die See hält, Ädmiral Makarow hat der Festung Port Arthur, hat dem General Kuropatkin einen vollen Monat Zeit gewonnen.

Sein tragischer Untergang am 1:-!, April beendet sofort diese Zeit ernster Tätigkeit, sein Nachfolger sinkt alsbald in die vollkommene Passi vität zurück, der Makarow die Flotte zeitweise entrissen hatte, Tie Javaner aber überschreiten IN Tage später mit fliegenden Fahnen den Jalu nnd lassen bald darauf Oku gegen Port Arthur vorgehen.

Schon einen Monat nach Makarows Tode gleichen sich die gegen seitigeu Stärkevcrhältnisse zur See von neuein aus, indem die Japaner am 15, Mai zivci große Panzerschiffe durch russische Minen, einen Kreuzer durch einen Zusammenstoß verliere». Aber die Russen haben keinen Führer, der das zu benutzen wüßte; sie klammern sich nach wie vor mutlos an den Hafen nn. Endlich erhält Admiral Witthöft von Petersburg den gemessenen Befehl, nach Wladiwostok durchzubrechen'. es kommt am IN. August zur Teeschlacht von Port Arthur, die Japaner erleiden schwerere Verluste als die Nüssen, aber Witthöft fällt, nnd die Kopflosigkeit des noch unfähigere» Fürsten Uchtomski gibt das Treffe» verloren. Vei der Rückkehr zerstreut sich die russische Flotte. Seit der Zeit gab sie ihre Geschütze zur Vcrteidifmng der Festung ab, au der sich die Marinetruppen tapfer nnd ruhmvoll beteiligte», die Führer aber ließen ihre Schiffe durch japanische Geschosse im Hafen zerstören und versenkten sie schließlich in den letzten Tage» vor der Übergabe der Festung, ohne noch einen einzige'» Kampf zu wagcu. Selten ist der ausschlaggebende Ein floß der Führung fo hervorgetreten, als in dieser Episode des Seekriegs, lind so im Landkriege!

Ich führte schon ans, daß die Nnssen überlegene Streitkräfte in der südliche» Mandschurei versammelt hatten, als die erste jnpanisckie Armee am l, Mai 1»<U den Jalu überschritt, Tiese zählte nur «3«W Ge° wehre, 1ÄX) Säbel, IM Geschütze. Kuropntkiu hätte ihr 5,7 MN Gewehre, ÜtXX> Tadel, 2<><! Geschütze entgegensetzen könne».

Aber der russische i>eldherr hatte erst t<> Tage vorher seinen Generalen
die Lehre gegeben: „Vir sind in der Verteidigung stärker, eine bewußte
Offensive gelingt uns nicht häusig," Ter Verlauf des Fcldzngs lag in
diesen Worten,
Tie Besorgnis, das; in seinem Rücken Landungen der Japaner stall
finden könnte», die »»genügende Ausrüstung des Heer« mit Trains
ließen in General Knropatkin den Gedanken gar nicht keimen, das; er
den Übergang 5tnrokis über den Ialu, die Landung weiterer japanischer
Armeen auf der Liaotungbalbinsel und damit auch die Belagerung Port
Arthurs verhindern könne, wenn er sein ganzes Heer am Ialu ver-
einigt bätte, 3o schwer ist es gewöhnlichen Natnre», einen einmal ge-
faßten ^triegsplan zn ändern, wenn die ursprünglichen Verhältnisse sich
gewandelt haben. Man würde dem russischen General aus seiner Zurück
Haltung in diesem Augenblicke, die einer kiibnen Kriegführung allerdings
nicht entsprach, keinen sehr großen Vorwurf machen dürfen, wenn er
feiner Auffassung der Lage gemäß n?enigstens kousegucnt gehandelt bättc.
Er dnrstr dann die an den Ialu zur Verschleierung und Grenziicherung
vorgeworfenen schwache» tröste nnter Tassuliti'ch nnter keinen Umstände»
einer Niederlage aussetze», durste überhaupt sich in keine nachteiligen
Gefechte verwickeln lasse», bis er zur eigene» Offensive stark genug war.
Es handelte sich ja nicht »>» die Tecknng heimatliche» Bodens, bandelte
sich um keine u>ertvollen 'Ürtlichteiten, ei» beliebig iveiter Rückzug näherte
ihn de» eigene» Verstärkungen, entfernte den Gegner von den seinigen,
Tiese ^olgerichtigteit des Urteils und des Handelns aber war dem
schwanken, vor Verantwortlichkeit z»rückschrecke»de» Charakter Genera!
>l»ropatti»s »»möglich, 3o beließ er sei»en Unterführer mit l^!X>l>
Mann ani Ialn, während die Japaner mit fas! dreifacher Überlegenheit
sich zum Übergänge anschickten. Von diesen l^<!<«> Mann aber babcn
bei Tjnrentschön nnr ,',l><ll< geschlagen: die Überlegenheit des Gegners
wurde dadurch eine mehr als sechsfache, die an Geschützen (<^ gegen !^)
sogar eine 7"/, wche. Nicht die russische Truppe bat sich dort der japa-
nischen taktisch oder moralisch unterlegen gezeigt. Besiegt wurde die
russische ^ührnngstuust.
General Tassulitsch bat keinen bestimmten Auftrag erholten, welche»
^weck sei» Anfentbalt am Ialu habe, wie lauge er ihn ausdehnen, ob
er einem ernsten Angriff Widerstand leiste» solle, ^o hing er völlig in
der Luft' er selber aber hatte »icht de» Mut der Vcrautwortlichkeit. ei»cn
eigenen selbständigen Entschluß zu fasse», als er am Tage vor dem Gefecht
Nachrichten erhielt, die völlig genügend waren, ihn über die uugehrure
Gefahr feiner Lage anszukläreu, Er wagte uicht. dru ihm anvertrauten
Posten ohne Gefecht zu verlassen, war aber auch während des Gefechts

nicht am entscheide»dcn, am angegrisfenr» Punkte, sondern weit entfernt davon auf dem ander» Flügel, So verteilte sich die Verantwortlichkeit des Mißgeschicks besser. .
Wir sehen also sofort die beiden Punkte, in denen die russische Uricg- führnng der japanischen allerdings tveit unterlegen war, nnd die die entscheidenden wurden für alle russische» Niederlage!!: der Oberfcldhcrr ohne Wagemut, ängstlich, den Angriff fürchtend, nnd unter ihm keine Gehilfen, die von ihm fachgemäß aufgeklärt ihn ihrcrfcits mit Verstand- nis und eigener Initiative unterftützt hätten. Es fehlte die Zchule-Preu- ßischcr Unterführer, die niifcr Rnhm im Jahre 1^70 >var, die Gehorsam und Freiheit in glücklichein Maße zu vereine» wußten, es fehlte aber auch die 3chulc des Befehlend die schwerste Kunst, die es für de» Feld Herr» gibt. Ter Vollkommenheit nahe hat sie n»r Mottle beherrscht.
Nun dürfte man nllerdiügs nicht sagen, das; die preußisch Führer schule, deren Hcrangiehnng das eigenste Verdienst des großen Feld- Marschalls ist, de» Russen ganz unbekannt geblieben sei, Tas beste Werk über den Feldzug Itt?!>/71 nnd über die Ursachen unserer Ziege ist von dem russische» General Woide geschrieben worden, Tie Russen haben also die Technik unserer Nefehlsgebimg nnd unserer Führerknnst wohl studiert. Aber ans diefem Gebiete, wo niemals die Technik allein ent- scheidet, sondern Wille nnd Charakter das entscheidende Wort haben, nützt die beste Tbeorie nicht nnd kann nicht in Fleisch »nd Blut über' gehen, wenn die EHichung des täglichen Gebens, die Vedürfnisje der Lcmfbahn, der Trieb der Selbsterhaltnna, in der lange» n»d maßgebcn' den Zeit des Friedens eine ganz andere Sprache rede», „Weder Schule noch Leben haben in de» leisten :'<<> Jahren i» dem großen Rußland starke, unabhängige Chiuaktere heranzuziehen vermocht!" klagt (Hencral .Unropatki» selber in seinen Abschiedsworten an die erste mandschurische Armee, Er hat das lösende Wort gesprochen!
Tns nntotratifclie und bnreankratische Sustem hat noch zu allen Zeiten die Charaktere gebrochen, das Perantwortlichkcitsgefu'HI u»tcr drückt, die Vehutfamkeit großgezogen, rnfches Handeln verhindert, den Vlick nach oben gewendet, vo» wo alle Gnadenspcnde» ausgehe», wo sich alle Macht vereint, Leuten, die in solche» Verhältnisse» großgeworden sind, mag man noch so sehr die Vorteile frisä>er Selbständigkeit, ver- stänoniovollen Hand in Handorbeitens, predigen: sie mögen durch eigene Ttudicu davon überzeugt sei», möge» die technische Seite der Tachc noch so sehr beherrschen: im gegebenen Augenblick wird das persönliche In terrsse mächtiger sei», als die sittliche und technische Überzeugung, Bei solchen Leute» mag ein grober Ungehorsam immer »och möglich sein, irenn sie den Vesehle»de» für gutmütig, kurzsichtig oder machtlos halten: ein verständnisvoller Gehorsam, ei» bewußtes Abweiche» von dem Wort laut des Befehls, nm seinen Zweck zu sicher», ein Zurücksetzen der eigene»

Persönlichkeit hinter die Tack)«, wird nicin bei ihnen vergebens erwarten,
— Und so geschah es durchgängig im russischen Heere: bald sklavisches
Anklammern an gegebene Befehle, bald leichtherziges Nichtbefolgen
zwcifelsfreier Weisungen, nnd dazwischen ein stetes Mißtrauen von oben
wie von unten, und zugleich ein ewiges Einmischen in den Vcfehlskreis
der Untergebenen, Tic Folgen mußten verhänguisvolle sein, jluro
patkiu aber beklagte sich über den Ungehorsam seiner Unterführer, über
den Mangel an Unterstützung, den er bei ihnen fäude — und wußte
nicht, daß seine eigene VefehlSgrbnng die Hauptschuld daran trng — sie,
die jedes Detail von oben her regeln, jedes Handeln an bestimmte Be
dingungen uud Voraussetzungen knüpfen, alles vorher bestimmen wollte,
nnd schließlich in dem Trange des Augenblicks, wenn die Geschicke sich
anders entwickelten, als der Ol>erfcldherr gemeint, die Unterführer in
gnnlvollcr Ungewißheit über die Absichten und Wünsche ihres Vorgesetzten
ließ. Und die Tinge kamen immer nnd ausnahmslos anders, als
»uropatkin gemeint: und die Befehle schienen immer mir gegeben, um
in jedem Falle die Verantwortlichkeit des Mihlingens auf die Schultern
der Untergebenen abwälzen zu tonnen.

Im geraden Gegensätze dazu war die Ncfchlstcchnik, war das gegen-
seitige Verständnis nnd Vertrauen zwischen oberster Leitung und Unter-
führung bei den Japanern in vorbildlicher Weise entwickelt, Tas eitle
Volk hat Wohl gemeint, seine deutschen Schulmeister bereits übertrosfcn
zn haben. In diesem einen Punkte enthält sei» Te/bstlob vielleicht nicht
allzu arge Übertreibung. Ein besseres Znsammenarlx'iten, eine edlere
kameradschaftliche Unterstützung, lebendigeres Verantmortlichkeitsgcfübl
hat es vielleicht noch niemals in der Kriegsgeschichte gegeben. Ticien
Eigenschaften hauptsächlich verdanken die Japaner ihre Erfolge. Ob
wir Teurscheu unter den verderblickxm Einwirkisngcn politischer Verhält-
nisse nnd persönlicher Einflüsse gerade ans diesem wichtigen Gebiete nicht
Rückschritte gemacht haben, will ich hier nicht nntcrsnchen. In der Lehre
sicher nicht; aber im Leben?

Besonders verhängnisvoll für den Geist der russische» Unterführung
mußte es werden, daß der Obcrfcldhcrr, anstatt hochherzig die Folgen
unglücklicher Ereignisse ans fich zu uchmeu, seine Generale zn vertreten
nnd ihnen dadurch Vertrauen einzuflößen, im Gegenteil für jede Nieder-
läge, für jedes Mißgeschick einen Sündenbock suchte. Für den Ialu
General Saffulitsch, für Wafaugou General Ttackelberg, für Taschiyao
den tapferen Sarubajew, für Liaoinn Vildcrling nnd Orlow, für den
Schaho Stackelberg, für Sandepu Grippenberg, für Milden ^laulbars
und fo fort. Wie sollten dadurch Generale nicht unsicher werden, die
gerade umgekehrt der Erziehung znr Selbständigkeit bedurft hätten!

Tic Art und Weise ferner, wie der Oberfeldhcrr durch Befehle die Selbst
tätigteit seiner Untergebenen einschränkte, ja diese lahmlegenden Wei

suugcu zugleich au dere« Untergebene mit erliest, — nur uiu ihrer Beach-
tung sick^er zu sein und die Vorgesetzten durch die Untergebenen zu kon-
trollieren — brachte es mit sich, daß iu entscheidenden Augenblicken »ie-
mcmd ohne Befehl zu handeln wagte. So blieb aiu 28, Februar IM",
General Kaulbars angesichts der Umgchnngsbewegnng Nogis in seiner
arg gefährdete» Stellung zwischen Hun und Liao regungslos, wie zur
Salzsäule erstarrt, stehen, während damals noch der Tchlag mit leichter
Mühe zu parieren war. Aber durch Befehle des Obcrfcldhcrru waren alle
an die ihnen zugewiesene Linie strenge gebunden. Tie Armccbefehls-
Haber waren im Sinne General Kuropatkins nicht mehr als Polizei-
meister, die die Ausführung seiner Befehle zu iiberwache» hatten.
Ein Heer mit solchen Führern wird schv>er deu Sieg erringen. Tie
Hcrauziehuug selbständiger nnd doch gehorsamer Unterführer ist eine
der allerwichtigste» Aufgaben ieder Friedensschülc. Tic großen Herbst
übnngcn sind das vornehmste Erziehungsmittel für diesen Zweck. Aber
sie müssen richtig angelegt nnd durchgeführt werden. In Nnftland war
das bis zum ostasiatischen Kriege nicht der Fall, Und soll auch anderswo
oft versäumt werde»!
Immerhin gab es doch eine beträchtliche Zahl tüchtiger Männer
auch in den Reihen des russischen Heeres in der Mandschurei, die durch
einen begabten Feldherr» sehr wohl zur Höhe ihrer Aufgabe hätten hinauf-
geführt werden tonne». Zudem trete» alle erwähnte» Mängel in einem
Angriffskriege weniger zutage. Er stellt die F ü h r u n g vor leichtere
Aufgaben, gibt weniger Rani» der Uugewifcheit »nd dem Schwante».
Tie ganze Handlung wird einfacher' der Tieg an einem Punkte be
deutet ineist den Sieg überhaupt. Tie innere» Reibnngeu sind bei»! An-
griff geringer, als bei der Verteidignng- man hat diesen Porteil des
Angriffs meines ErnchtenZ »och immer zu Ivenig betont.
Ist das aber der Fall, so liegt die letzte nnd entscheidende Ursache
der russische» Niederlage in der Person des Feldherrn allein. Und zwar
nicht nur i» 'einer i,»z>,längliche» »nd schwerfällige» VefeUstrckmik,
sondern in den, innerste» Wesen leiner Feldherrneigenschafte». Oder
vielmehr i» seinem Mangel an Feldherrneigenschaften!
Ter rnnische Feldherr hat den Krieg in der Mandschurei verlöre»,
der sehr Wohl zu gewinne» war. Er ist der Verantwortliche.
Mo.» hat zwar auch für i'eine Unzulänglichkeit das System bnreau
kratischcr Erziehung nnd Bevormnndnng anklage» wollen. Gcwis; ist
General Knropnttin? Heerführnng zahlreichen Einflüsscu dieser Art
uuterlegcu; selbst in Kleinigkeiten! Er nmschmeicheltc Adjntanten, die in
Petersburg mächtige Verbindungen hatten: er lieft sich in seiner nächsten
Umgebung Peli'one» i» wichtige» ötellnugen gefalle», deren Unfähigkeit
ihn, nicht zweifelhaft iei» konnte, we»n sie nur nnf de», Parkett des
Hofes gut angeschrieben Ware». Er horchte ängstlich nach Petersburg,

Was man dort vo» ihm spräche. Vor alle» Tingen, er lief; sich Eingriffe
in seine Fcldherrntätigleit gefallen und gab Anregungen nnd Befcblen
nach, die seinen eigenen Ansichten von der Kriegslage, seinen eigenen
Operationsplänen schnnrftracks zuwiderliefen. Wo ein selbslbewns;ter
tatenfroher Feldherr sofort sein „Entweder oder!" gesprochen hätte.
Eine Forderung, die denn freilich leichter theoretisch zu stellen als
praktisch zu erfüllen ist, e5 gekört dazu ein starker Charakter, aber auch
eine sichere Zut^ersicht des Erfolges, Fcldbcrrn dieirr Art sind zn allen
Zeiten, bei allen Poltern und unter allen Negirrnngssystemen spärlich
gesät gewesen. Tic kommen aber andererseits auch unter der Autokratie
vor: der große Znworow, und auch Tiebitsch, Totlelx'n, Tlöbeljew bc
»reifen ce>, selbst ein Vennigien ragte noch iibcr Kurovatkiu hervor.
Taruin wird man doch wieder sagen müisen, das; die falsche Änowabl
des Feldherr» allein nnd das zähe festhalten des Zaren an dieser nn
glücklichen Persönlichkeit den Verlust des Krieges verschuldet dat.
Am 2<>. Mai wurde die Schlacht am Nanschan sin der Enge vou
Kintscha») geschlagen, durch die Oku deu Japanern den Weg nach Port
Arthur öffnete. Auch hier kämpfte eine sehr grosse Übermacht der Japaner
nnd erfocht den Zieg nur durch grobe Fehler der russischen Führung.
General Ztössel hcwies an diesem Tage zum ersten Male 1'cine Nn
fähigfeit.
Von nu» an war die Fcldherrntiinst General >lnropatkin5. solange
er den Oberbefehl führte, d. h. bis zur Niederlage von Mntden, ei»,
gekleiumt zwifckeu de» Einwirkungen vou >3kt. Petersburg, welche zur
Offensive drängten, nnd den eigenen Neigungen, die dieser Offensive
widerrieten. Auch die Wüttsche der zarische» Negierung gingen nicht
rein ans strategischen Erwägungen hervor. Politische Nmtsichten und
die Furcht vor dem Fall von Port Arthur hatten ibren grossen Anteil
daran! besonders in letzterer Hinsicht schlug deu Machtlx>beru das Ge
wissen, denn sie kannten die Fülle ihrer ^ündenschnld um die Festung.
Aber so wird e? meist sein; ganz srei von Einflüssen politischer Art
wird der Feldherr nur selten seine Pläne entwerscn können, lind zudem
zeigte» die Petersburger Stratege» mit ihrer Beurteilung der krie-
gerischen Lage wiederholt ein klareres Urteil als der Feldherr, der a»
Ort und Ttellc beseitigte, der von ewigen Bedeuten nnd Ängstlichkeiten
geplagt war nnd alle seine Maßnalmien in jeder einzelnen Phase vou
den Nachrichten über den Gegner, d. h. tatsächlich von dem Handel» des
Gegners ablmngig machte. Nie ging ihm die löniglichc Größe des Gc-
danlens auf, das; man nur dnrch kräftiges, eigenes Handcl« Klarheit
gewinnt, den Gegner einschüchtert und 3icgc crsicht. ^o klagte er
ewig, daß er schleckt mit Nachrichte» bedient würde. Wen.n dicier Vor
ivurf einige Berechtigung hatte gegenüber der Neilerei, deren Tätigkeit
ungenügend und nngewissenbast war, so war er dagegen gänzlich verseblt

gegenüber seinem iluudschafterdieuft, der recht gut arbeitete, Turch-
ichnittlick war er in entscheidende» Ängenblickcn besser mit Nachrichten
versorgt, als Napoleon und Moltte in den ruhinvollstc» Augenblicken
ibrer Ieldherrntätigkcit. Aber er mißtraute allen Nachrichten, die ihn
zum Handel» spornten, und nahm willig nur die an, die behutsames
Abwarten anzuraten schienen, So hat er die Stärke der Japaner un»
anfhorlich überschätzt, so durch jede Meldung japanischer Umgchungs
vewcgiingen sich zu Entsendungen verleiten, durch jede Drohung eiues
feindliche» Angriffs die eigenen Offcnfivabfichten durchkreuze» lasse».
So geriet er in immer drückendere Abhängigkeit von dei» japanische»
Feldherr» »»d wagte es »iemals ernstlich, ihn« das Gesetz des Handelns
seinerseits vorznschreibcn, führte eine solche Absicht wenigstens »iemals
durch! bezeichnete jcdei» seiner Angriffe eine Grc»zli»ie, die »och »icht
die »»widerrufliche Entscheidung herbeiführte: lies; selbst im Vorgehen
seine Truppe» sich mühselig vo» Stellung z» Stellung guälcu, die jedes-
mal ausgiebig verschanzt »verde» mußte, u»d gab so erst durch die Saum-
seligkeit seines Vorgehens den, Gegner die Gelegenheit und die Möglich-
keit zu Gcgeumnßregelu, Hat nie den entscheidenden Wert der Zeit
erkannt! Wo doch in, Kriege Zeit »och mehr als Geld ist: wo sie
schlechthin alles bedeutet! Hat auch nie verstanden, was Napoleon mit
dein Worte: „Masse bilden!" nieinte, durch das er seine Schlachten ge-
wann! Tas gleiche, was Friedrich durch seine gestaffelte» Flügelangriffe
erreiche» wollte, was der Siun und,>!ern der Siege aller großen Feld
Herrn ist. Mit ander,, Worten: er wußte nie überraschend in kurzer
Zeit überlegene Massen gegen einen Punkt der feindlichen Linie zum
rücksichtslose» Entscheidungsstoße anzusetzen: wollte überall alles decken,
und »lachte daher das weitere Vorgehe» jedes Hcerestörpers vo» dem
Siege der Nebenstehende» abhängig. Und so schonte jeder »ach dem
Nachbar, und so siegte nie»,and! Wobei den» freilich hinzukam, daß die
gegenseitige Unterstützung ohne Vefehl in, rnssischen Heere ohnehin schwach
entwickelt war, 2o daß der Feldherr seines Heere? Fehler potenzierte,
anstatt sie mit aller Greift seines Geistes und Willens zu bekämpfen, da
mit fic für den Erfolg nicht mehr hinderlich wären.

Tiefes Vild zeige» alle seine Unternehmungen! 3ei» Zug
»ach Wafnngon, für de» bis zum Vorabend der 3chlacht er und nicht
fein Unterführer ^tackelderg die Veiantwortuug trägt! Seine schwäch-
Iick>c Verteidigung im Gebirge sInli August MM), wo er weder wagte
rechtzeitig Nanm anfzngebe», sich dadurch eis! einmal vom Gegner los-
zulösen und die Freiheit seines Handelns wieder zu gewinnen, noch
auch zu einem entschiedene» Angriff gegen das eine der weit voneinander
entfernten drei .tzeere des Gcgncrs (5l»rot1. Nodzu, Oku) konzemtrifch
vorzugche». Sonder» sich passiv von Stellung z» Stellung werfe» und
zum Teil herausmarfchieren ließ, i» dem Wahn, seine Nnssen würde»

durch die Rückzüge »uütendcr und staudhastcr, die Gegner durch ihre Siege geschwächt Norden! Ahmte mit Vewusckscin die Strategie Kutusotvs »ach, die im Jahre 1812 unter ganz anderen Voraussetzungen uud Ve° dingnngcn zum Erfolge geführt hatte! Tadurch allein seiucu Mangel an Feldherrnblick beweisend, So schlug er sich bei Linosau, obwohl über legen und in sehr starker Stellung, mir darum, nxül die Generale rhu überzeugten, daß entgegen seiner Auuahme die Moral seine? Heeres durch die ewigen Rückzüge bereits empfindlich gelitten hatte, Lies; sich daun r>o» dem sch»vächeren Gegner, der ihn 2 Tage lang vergeblich bestürmt hatte, aus der Stellung durch ciue Umgebnugsbewegung geringer Kräfte hinnusmauövrieren und »nagte keinen herzhaften, geschlossenen Gegenangriff,

So ging er anch im Oktober schwäch!ick, zaghaft mit stark», zurück gehalteneu Kräften langsam nnd ohne Zusammenhang zum Angrisf gegen den Schilihoflusi bor »ud berlor die vieltägige Schlacht dadurch, das; er de» Japanern die Zeit zum Gegeuaugrisfe gab, die sie entschlösse» nnd kühn ausnuhteu. Von da an suchte er den Erfolg des Krieges uur noch im Anhäufen überlegener Massen, die allmählich durch das Schwergewicht der brutalen Zahl anstatt durch seine Führung den Sieg erringen sollten. Wagte im Januar feiueu entscheidenden Angriff, obwohl er mindestens l><X»X1 Mann mehr als der Gegner hatte, uud gibt dem Falle bon Port Arthur die Schuld am Verlust der Schlacht bon Mntden, weil sie diese seine Überlegenheit mit einem Schlage ^- für etwa :^ Wochen — aufhob! Kuropattins gan^e Feldherrnknust bestand in der brutalen Logik der Zahl! uud irrte sich darin!

Die Zahl an sich entscheidet wenig im Kriege, vielleicht gar nichts. Erst in der Hand des Feldherrn wird sie eine lebendige Größe,

Ter Feldzng in der Mandschurei ist das hohe Lied des Feldherr»-tumsi er ging für die Russen verloren nicht wegen der besonderen Schwierigkeit der Verhältnisse, nicht »regen des Mangels an Vor-bereitnngen, nicht wegen der ungenügenden Zahl der Russe», »och wegen der taktischen Untüchtigteit oder der Begcisternngslosigkeit des Heeres, sondern weil die Führerkunst Kodamas uud seiner Generale derjenigen Kuropattins und seiner Lente weit überlegen war.

Es ist unwahrscheinlich, das; in den kommenden Völkerkämpfen irgend eines der europäischen Heere vor de» audercn einen entscheidenden Vorsprnug in Bewaffnung, Ausbildung, Gliederung, Moral besitzen wird: die Kunst des Feldherr» uud die Schulung der Unterführer werden über Sieg oder Niederlage entscheiden. Tie Völker, die es am beste» verstehe», Persönlichkeiten beranzuzieheu, »verde» die grossen Aussichten des Erfolges haben.

Rudolf Presber.

von

Aarl Wenenstem.

— Marburg ii, d. Vmii. —

n dem Gedickte „Poetenwnnfch", das seinen eilten Lyritband eröffnet, »ennt Rudolf Preslx'r die Bücher, die er der Welt hinterlassen möchte. Es sindi ein Liederband voll Lenz und Tonne, einer voll Myrtendnft und Liebe, ein Buch, das seinem Haß zum Köcher dient, mit mildem Geist soll das vierte begabt sein, nnd das fünfte sollte von Tanz nnd Elfenfpicl, von Königstöchterlein nnd Feen-fegen erzählen nnd für blonde Kinder bestimmt sein.

Tiefer Wunsch ist für des Tichtcrs geistige Sonderart sehr bezeich-»end. Er wünscht nicht, der Welt eine große Tragödie zu hinterlassen, die mit Shakesvearescher Wucht über die Bretter schreitet nnd noch nach Jahrhunderten die Gemüter schauernd ergreift, er sehnt sich nicht nach dem Lorbeer Homers, nnd ebensowenig lockt ihn der Trcmm, den viele moderne Dichter träninen, der Welt einen Roman zn geben, in dem sich unsere Zeit in ihren tausendfältigen Erscheinungen und Ttrebnngeu wie in einem Spiegel malt. Mit folch hochgespannten ttünstlerwünschcn hat Presbcr nicht zu tnn' er will nur alles, N»as im Leben schön und hold, genießen und zum Tante dafür der Welt diese Genüsse in seinen Büchern zurückgeben. Wenn sie jemand in die Hand nimmt, dann soll ihm nicht die Parfümwellc kunstvolle» Ästhctentnins entgegenschlagen, sondern der volle Odem des Gebens eines Menschen, der Kopf nno Herz auf dem rechten Fleck hat, der das Leben mit ganzer Seele liebt nnd doch nie Veraelfen hat, daß über diefcr Welt ewige Sterne stehen, zn denen nur die geweihten Flügel der Sehnsucht cmportragcn,

Ten ganzen Reichtum seines großen nnd tiefen Herzens hat Rudolf Presbcr iu seine vier Gedichtbücher: 3l nsde m Lande der L i e b e.

2Uti Karl Vieneüslei» in Marburg a, d. !>rai>,

.>l e 6 i ll in v l t u , Treitlang und Spuren i in
Saude (sämtlich bei Cotta erschienen) ausgeschüttet. Eine autzcr-
ordentliche Beherrschung der Form, eine seltene Sprachmeisterschaft
zeichnen diese Gedichte schon äußerlich aus. Man kann es aus^ dem
natürlichen Flutz der Verse herauslesen, wie leicht sie dem Dichter i» die
Feder quellen, wie sich jeder Gedanke sozusagen von selbst in die ihm
entsprechende rhythmische Form kleidet, wie spielend sich die Reim« ein.
stellen. Prcsbers Gedichte werden eben schon als Gedichte geboren, denn
ihr Mutterschutz ist ein klingendes Poetenhel-z, Was aber dieses Herz
zum Klingen gebracht hat, das ist jene innige Daseinsfreudc, die sich nicht
anzüchten läßt, die einem als Fecngabe schon in die Wiege gelegt werden
mutz. —

Wenn der Dichter in die Vergangenheit zurückträumt — und er
träumt als echter Deutscher gerne! ^ dann steht eine frohe, selige Kinder-
zeit vor seinen Blicken auf, Da leuchten im Sonnenglanze die Wein-
gchänge der rheinischen Heimat, da schimmern die Kerzen des Christ-
baums, die Elternliebe entfacht hat, und alles Schöne, woran sein Kinder-
herz gehangen hat, kehrt zurück und hebt in fützschmerzlicher Erinnerung
die Brust. Da wird er wieder ganz Kind, und eine heitze Sehnsucht uach
dem versunkenen Iugcndlande befällt ihn, die ihm Worte von ergreifen-
der Innigkeit über die Lippen drängt. Und weiter denkt er an die
fröhliche, tolle Studeutengeit, da der Wem in den Bechern perlte und
die Schläger blitzten, an durchroste uud durchkoste Nächte, und wie weit,
Unit das nun liegt. Eine tiefe Wehmut schattet dann über seine Sccle
nud er denkt daran, wie viele, die er geliebt, nun schon der grüne Nase»
deckt, wie viele der Alltag eingesargt hat, und wie so vieles in ihm selbst
zur Ruhe gegangen ist, was einst sein Leben mit Licht und Schönheit
erfüllte. Ja, „aus jungen Tagen weht ein Tust", aber er trägt den
bangen Abschiedsschmerz auf dcu SckMingen und die Töne des alten
wehen Liedes: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umgeben."
Und da senkt er die Ttirnc und denkt an den Sieger über alles Leben,
Dann wird's im Witzen Herzen stille werden, ganz stille, und er wird
dem Tode die Hand reichen und ohne Klage mit ihm dahin gehen, wo
durch das Tranbcngold der geliebten Heimat die ernsten Zypressen
dunkeln. Und auf den Wegen, dir er gegangen, werden andere wandern
und seine Tpnren verwischen, denn alle Mcnscheuwege sind nur Spuren
im Sande, Das ist der Tränmcr Rudolf Presber,

Aber das Träumerische ist nur eine Seite seines Wesens, die, n^lche
er in stillen Stunden zeigt, wenn er sich, ans dem Trubel des Lebens
flüchtend, anf sich selbst besinnt und Einkehr im eigenen Herzen hält.
Die andere Teile ist ein starles Wirklichleitsgefühl, das wie einen stolzen
Schlachtruf sein ..!,nms» »um'' in die Welt schmettert, Presber fühlt
sich, ungleich vielen modernen Dichtern, nicht als einer, der himmelhoch!

über Mcnschenlnst und 'Leid steht, und er steht auch nicht in der Menge
untere >n ihm braust das starke, rote Manncsblut, und als ein Voll»
mensch schreitet er seinen Wer,, Mit roten Liebesrofen umkränzt er
sein Hanpt, mit wackeren Freunden fchwingt er den Becher, und mit den
Feinden kreuzt er die Klinge, „(^arpe clißiu!" ist seine Losung. Mögen
auch die Basen zischeln und die Philister zetern, er kümmert sich nicht
darum und bleibt, was er ist: ein frühlickx'r Ledeiisbejaher, treu sich
selbst und dem Besten in ihm: dem Idealen, Frei und stolz, froh und
mannhaft, so siihrt der Dichter sein Leben, nnd so klingt auch das Lied,
das er dem Leben singt. Eine innige Liebe zu allem, was ist, erfüllt
sein Herz, und sein Haß gilt nnr dem, was das Leben verneint und
fchiver macht: der Gemeinheit, der Niedrigkeit, dein heimtnckisck>en Gift
des Neides und der Verleumdung, Über alle andern kleinen Schwächen
der Menfchen setzt er sich mit laclfcndcm Hnmor hinweg, Prcsbcr ist ei»
sN'oßer Zpötter, und wo die Geißel seiner Satire niedcrfanst, da trifft
sie bis ins Mark hinein, Tas moderne Leben hat an ihm einen Kritiker
gefunden, der seine konvcntionellen Lügen mit schneidender Schärfe bloß-
legt, vor dessen durchdringendem Ange sich alle Schäden in voller Nackt-
heit darstellen. Aber er ist kein eifernder Zelot, er hat dafür'ein, wenn
einch oft wehmütiges, Lächeln der Verzeihung, Tcnn - und das ist das
schönste an ihm — er besitzt einen unergründlichen Fond von Menschen-
liebe uud eine» unumstößlichen Glauben an das Edle in der Menschen-
notur, der am schönsten dort zum Ausdruck kommt, wo er in seinen Ge-
dichten schlichtes Menscl>cnleben Widert, Gedichte wie: Alte Briefe,
Das Pferdchen, Erinnerung, An Se, HockMohlgeboren, Ballade auf Mi,
Begnadigung, find Verherrlichungen der einfältigen, gnten Menschcnseele,
die man nur mit tiefster Ergriffenheit lefcn kann, und die allein ge-
nügcn würden, dem Tichternamcn Rudolf Presber vollen Klang zu
gebeu.

Faßt man alles zusammen, was uns der Lyriker Presber bietet,
dann kann es in dem einen Worte geschehe'»: Tonne. Tic trägt er mit
vollen Händen in das Herz sedes Lesers seiner Dichtungen, und in diesem
Sinne ist er ein Erbe aller großen deutschen Künstler, die ihni voraus-
gegangen sind. Er selbst bekennt sich ja zn den Alten, nnd wie diese
betrachtet er die Aufgabe der Dichtung nicht darin, quälende Fragen
zu »»ecken, soziale und politische Tendenzen zu verfechten, fondern Schön-
heit ins Leben zu tragen, die Menschen für den Kampf ums Dasein
zn stählen durch die Freude, ihnen zn zeigen, wie reich und schön das
Leben ist, wie viele tausend Blumen nm seine Pfade blühen, uud wie
hell die Sterne leuchten, die über allem Irdisclien an die Unendlichkeit
mahnen, welche sich im menschlichen ,tzerzen als Sehnsucht nach dem
Idealen manifestiert,

Ter warmherzige Optimismus, der das gesamte lyrische Schaffen

Presbers durchzieht, kennzeichnet auch seine Novellistik. In seil«!» No-
vcllcnbnch „Das Fella h m ä dche n " (Fleische! nnd Co,, Berlin!
schildert er zumeist arme Menschen, die aber einen unerschöpflichen Schatz
von Liebe im Herzen tragen. Wie eine Perle leuchtet aus dein orie»
tauschen Schmutz das Fellahmädchcu, das dem geliebten Fremden in
scheuer Liebe sein kostbarstes Gut, ein schlichtes Halsband ans Glasperlen,
das aber aus den Händen eines Tchciths stammt, opfert. Auch die
Lady, der als Erinnerung an die Tochter nichts geblieben ist als eine
häßliche Katze, die sie nun überall hin mitnimmt, gehört zu den Figuren,
denen der Dichter all den Liebesreichtum verliehen hat, den er selbst
kennen gelernt hat. Dazu kommt noch die rührend einfältige Gestalt
des italienischen Leiermanns, der den Verlust ieiues Äffchcns nicht übcr^
leben kann, und wie ein dunkler Hauch mss den Herzcuslauden des
Dichters weht es durch die mhstifche Geschichte des jungen Russen, den
der tute Vater bor dem Selbstmorde beschützt. In diesen einfallen, ge-
mütvollen, aber mit zarter und stimmungsvoller Knnst vorgetragene»
Geschichten zeigt sich so recht deutlich des Dichters inniger Glaube an
die Güte und Größe des Menschenherzens, und. er tritt um so mächtiger
und wirkungsvoller liervor, als diefe Güte an Menschen gezeigt wird,
denen das Leben nichts von Glücksgütern gegeben hat. Und das ist ec-
ja, was der Dichter in vielen ieiner Gedichte direkt sagt, und was er hier
zwifchen de» Zeilen heraus zu uns reden Iaht: daß es Einfachheit und
Einfältigkeit sind, worin sich reines Menschentum am schönste» vcr-
körpcrn.

Die letzten Geschichten dieses Novcllenbandes leiten zu drei andcrn
Büchern hinüber, Zu den humoristischen Ekizzenbücheru: „Die T i v c>
und Ander c", „Von Leutchen, die ich lieb gewan n" und
„Von Ki» dern u » d jungen Hunden" (sämtlich erschienen:
Eoncorida, Deutschc Vcrlagsanstalt, Berlin). Diese Bände enthalten niit
Ausnahme des letzten, der ein paar längere Stücke aufweist, durchwegs
kurze, scharf pointierte Skizzen, Prcsbcr ist heute unstreitig der erste
Meister dieser Form, dem sich kein anderer an die Seite stellen kann, auch
der vielgeuannte Roda-Roda nicht, der sich nach verheißungsvollen An
läufeu in platte und öde Anekdotenfabrikation verloren hat, Rodas
Humor — weuu mau überhaupt von einem solchen sprechen kann — setzt
sich aus lauter äußerlichen Dingen zusammen: ans komischen Situationen,
Figuren, denen das Komische nur aufgehängt ist, und aus Wortwitzen,
Es ist alles bloße Verstandessachc, und man erkennt deutlich, daß auf
die komische Wirkung direkt hingearbeitet wurde.

Ganz anders Presbcr. Er tritt ohne jede Voreingenommenheit
unter die Menschen, er gibt sich Mühe, sie zu verstehen und in ihrer Welt
heimisch zu werden, und da er eine außerordentlich scharfe Beobachtnngs
gäbe besitzt, gelingt es ihm auch. Dadurch lernt er die Menschen in ihrem

innersten Wesen lennen, er dringt bis auf die Grundlagen ihres Eharak^
ters vor, scheidet alles Nebensächliche ans nnd erhält so Typen, die er
nun in voller Natürlichteit darstellt. Daß sie humori,lisch wirken, ist
freilich Sache des Dichters, Ausslnß seiner Weltanschauung. Humor ist
Herzenstraft. Und die besitzt Presbcr in ausgiebigstein Matze. Wo ein
anderer zornig wird, predigt und donnert, da findet er ein herzliches
dachen, das da sagen will: „Die Menschen sind ja nicht schlecht; sie leben
nur im Wahn, sie deuten, nicht richtig, sie wandern auf Irrwege»! und
fühlen es nicht. Wozu fie also züchtigen? Viel besser ist es, sie lachend
»ct lib8Ul-«tuiu zn führen." Und dann: wie öde und eintönig müßte das
X^eben sein, gäbe es nur lauter torrette und verständige Menschen! Die
Lächerlichen aber sind wie die transen Arabesken, die dem Geradlinigen
Reiz geben, und auch deshalb mutz sie der Dichter lieben, der ja überall
darauf aus ist, das zu finden und den Menschen zn geben, was das
Leben schön uud froh macht. Dieser Liebe entspringt das so herzliche
Wohlbehagen, mit dein er sich in das Leben seiner Gestalten vertieft, mit
dem er ihre Gewohnheiten, Meinungen und Taten erzählt. Und weil
er fo ganz aus dem Innern dieser Leute heraus fchöpst, erhält sein
Humor auch satte Lebens nnd Eharattcrfarbe, wächst das Lustige so
natürlich ans dein Boden der Wirklichkeit cnipor, datz wir darüber ganz
die feine Künftlerhand vergessen, die da formend tätig war.

Es würde zn weit führen, wollte man alle die köstlichen Lcbenstyven,
die Presbcr in seinen drei Stizzcnbüchern vor uns hingestellt hat, im
einzelnen betrachten. Es wäre das eine Aufgabe für sich, nnd wenn
vielleicht einmal ein Literarhistoriker daran geht, eine Studie über
moderne humoristische Charaktere zu schreiben, dann wird er unbedingt
auch eine Analyse der Prcsbcrscheu Gestalten vornehmen müssen. Sie
lassen sich in zwei Gruppen scheiden. Die einen sind Menschen, in deren
Seele irgend eilt idealer, über den gewöhnliä>en Horizont des Philister^
tums erhabener Gedanke Wurzel geschlagen hat, dem sie aber, ohne ihn
mit den notwendigen Forderungen der Vernunft in Einklang zn bringen,
mit dem Eifer des Fanatikers nachhängen, wodurch sie, da vom Erhabenen
zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, komisch wirken. Die anderen da-
gegen sind Träger von Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten, wie sie unser
gesellschaftliches, künstlerisches oder wissenschaftliches Leben gezeitigt hat.
Werden jene in gemütvoller Art, wie sie einem Raube un>d Heinrich
Seidel eigen ist, dargestellt, so schlägt hier der satirische Ton vor, der
sich gelegentlich ^ ich nenne nur das Terzett: Diva, Dichter und Kritiker
— zu vernichtender Schärfe steigern kann, aber nur dann, wenn es,
wie hier, darauf ankommt, nackte Gemeinl>eit zn geißeln. Wenn auch
folche Stücke keine Bitterkeit in dem Lefer anftommen lassen, dann liegt
dies darin, daß es der Dichter wunderbar versteht, ihn auf seinen Stand-
puntt zu erheben, von dem auch die Niedrigkeit nur als Vcrirrung er-

scheint, die zu dem allgemeine» Bilde der Menschlichkeit gehört und den Glauben an die angeborene Güte der Menschcnnatnr nicht zerstören kann.

Daß unsere moderne Literatur einem satirisck^n Genie, wie es Presber ist, reichen 3toff geben muß, bedarf wohl feiner langwierigen Begründung. Es geht durch unser gegenwärtiges Tchrifttnm ein bedenk lichcr Zug, um jeden Preis sensationell zu wirken. So sind wir denn glücklich in den Sackgassen mystisch aufgepnkten Wortgeprängcs und lebensfremder Pose einerseits, schreiender Tendenz andererseits ange- langt, und ein Großteil der .Nritit leistet diesem Unfug Vorfchub, indem, unbeschwert von literarhistorischem Wissen, all das scheinbar Neue sofort in den höchsten Superlativen als tünstlerisMs Messiastum in die Welt posaunt wird. Tas muß einen gesunden, nnbestechlichen Geist zur Satire geradezu I>era»sfordern und Presber, der die Traditionen des guten Alten hochhält und der richtigen Meinung ist, daß auch die Kunst unter dein Gesetze der allerdings langsameren, aber natürlichen Enrwickelung steht, ganz besonders. Wenn er seine Spottlnst manchmal auch gegen be deutende Weistcr losläßt, so ist sie weniger gegen diese selbst gerichtet, als vielmehr gegen ihre Nachlretcr, welche wohl das Räuspern nnd Spucken jener begriffen haben, nicht aber den Geist, der sie beseelt. Vor allem muß man in diesen literarischen Satiren bewundern, mit tvelch' erstaun- licher Schärfe und Feinfiihligkeit Presber das Ebarakteristischc an den Objekten seines 3pottes herausgefunden nnd mit lvelckier Originaltreue er dasselbe nachzuahmen vei'steht. Man sehe sich dmaufhiu in den beiden Retlambändchen „T e r U n t e r m e u s ch" uud „DasEichhor »" etwa folgende Stücke an: Weihnachten in einer kleine» Garuison, Tos Eich born. Ein Geheimnis, Ealonie, Florian Geher, Tic alte Ziege, Ter Apfel träger, Traumulns. Ter Ehezwist im Hause Nolte. Ter rüde Klatsch basenton Vilses. die Lchicksalsshnibolik Maeterlincks, die orientalisch auf- geputzte Perversität der Salome, der grobianische Archaismus in Florian Geher, die philosophische Gesprächsform des Lucian, die tragikomifche Naivität des Traumulus, die Silbenstecherei mancher Kommentatoren: so verschieden sie sind, der Tichtcr hat sie mit einer Natürlichkeit getroffen, daß wir nicht anstehen, ihn neben Hans von Gumppenbcrg, der uns das teutsche Tichterroß in allen Gangarten vorgeritten hat, das größte Talent in satirischer Nachahmung zu nennen, das wir zur Ztunde be> sitzen.

Am wenigsten bekannt ist Wohl Rudolf Presber als Tramatiter. obwohl er auch als solcher etwas geleistet hat, was entschieden mehr An- ertennung tx'rdient, als vieles, dem dieselbe oft so freigebig zuteil wird. Presbers Tramcn haben nicht nnr einen ethischen Kern, sondern auch ein festes dramatisches Rückgrat, das einen sickeren Vühncntcchniler erkennen läßt. Taß die psychologische Tnrchbildnng seiner Bühnen^

gestalte» nichts zu wünschen übrig läßt, braucht „ach all dem, was schon über seine Kunst der Mrnfchcnschildernng gesagt wurde, nicht eigens betont zu werden. Beso»der5 hervorgehoben »ms; nur die knappe und scharfe Szenen führung vornehmlich in de» ernsten Stücken werden, die ei»e» sich stetig steigernden Fluß der Handlung hervorruft, so daß man schon bei»! bloßen Lese» mit größter Spannung folgt. Tabei wird das Stimmungsmoment, das wir nicht mehr missen wollen und können, nicht außer acht gelassen. Mit vollem Akkord wird die Grundstimmung an geschlagen »»d durch alle Nuancierungen, welche die Handlung mit sich bringt, festgehalten.

Welche Grazie liegt z. V. über der dreiaktigen Rotototomödie „T e r Vicomtc" (Stuttgart, Cotta), in der uns die Bekehrung eines Lebe- mannes aus der galanten Welt Ludwigs XIV. zum Glück, das wahre Liebe geben kau», vorgeführt wird. Im Menuettschritt tänzeln die fein gefügten, tadellosen Verse einher, in denen das Stück geschrieben ist, steigern sich mehr und mehr zum Ausdruck tiefsten Empfindens und klingen aus wie ein Mozartsches Rondo. Frisches, heiteres Leben voll Sohelmerei füllt die einzelnen Szene», die mit dem Auge eiues Watteau gesehen, aber mit der Innigkeit deutschen Humors durchtränkt sind.

Aus dem modernen Leben hat PrcSbcr die Stoffe zu den beiden Schauspielen „Ter Schuß" (Stuttgart, Cotta) und „Venus Ana- dyomeue (Leipzig, Netlam) geholt.

Tas erste Stück führt uns in die moralisch sehr starb wurmstichige Gesellschaft, die fich um die Witwe Wcrnile und ihre beiden Töchter gruppiert. Tic Stickluft der mit bürgerlicher Wohlanständigkeit not- dürftig verbrämte» moralische» Fäule liegt über den« ganzen Milieu. Nu» aber tritt ei» reiner, hcrzcnsstarter Mensch in diesen Kreis, der Vastorssohn Johann Kantor und bringt den Atem gesunden und ehr- liehen Lebens mit sich. Ein Quirlen und Treiben kommt in die Tünste, und der Schuh, mit dein er de» frühere» Geliebte» seiner Vraut nieder- streckt, bringt die Reinigung. — Tas Stück hat einen fortreißenden dra- matifche» Nerv und enthält eine Reihe mit hartem Griff aus der Wirt- lichkeit genommener Gestalten. Besonders gelungen ist die Gegenüber stellung der Familie Wernike nnd der Pastorsfamilie. Dort Fäulnis, Lüge uud Gier nach äußerlichen Glücksgütern, hier reines Menschentum, Liebe, Wahrheit. Es ist das Ideal deutschen Familienlebens, was uns. Prcsber da gezeichnet hat, und der Grundgedanke, daß »nr von der Er füllung dieses Ideals eine Gesundnng unsere? durch den krassen Mc> terialismus vergifteten Voltslebens ausgehen kann, tritt mit aller Tcnt lichleit zutage.

Tas zweite Stück, das bereits am Stadttheater i» Frankfurt a. M. mit Erfolg aufgeführt wurde, ist die Tragödie eiues bedeutende», aber willcnssckMichen .Künstlers. — Um aus der drückenden Enge zn kommen,

in die ihn ein schlimmes Fa!»ilie»swicksal gebracht hat, heiratet der Maler Hermann die Tochter des reick>e» Konsuls Hagemunn, obwohl er sie nicht liebt, sein Herz vielmehr der armen Näherin Else gehört, die sich tapfer an seine Seite gestellt hat, ihm den Glauben an seine Kunst erhalten und Modell zn dem Bilde gestanden hat, das ihn später berühmt macht. Hermanns Fran liebt ihren (Matten über alles, aber sie ist als Schwind süchtige dem Tode verfalle», und ihr Vater hat nur den geliebten Mann für sie geworben, »m ihr für das letzte Äestchen des Lebens Sonne zu geben, Tic junge Frau geht nach Tavos, und hier wird Else, die aus Schmerz über den Verrat Hermanns 5tranke»pslegeri» geworden ist, ihre Pflegerin. Mittlerweile wird das Bild Hermanns, Venus Auadyomcnc, zu dem Else Modell gestanden, in München mit der große», goldenen Medaille prämiiert, und Hermann bringt seiner Frau die Photographic des Bildes. Tiese ertennt barin ihre Pflegerin, unb die Erkennt-
nis, das; ihres Mannes Herz einer anderen gehört, bricht die wette Frauenblnme. Aber auch jetzt, wo sich,Hcrmcm»s Verbindung mit Else nichts mehr in den Weg stellt, ist er zu schwach, das Glück trotzig an sich zu reißen, er kann über die Erinnerung an die .Tote nicht hinweg, und in einem Anfalle von Wahnsinn, in bei» ihm seine Frm> im Totenlleid erscheint, stürzt er sich ans dem Fenster. Ticser Stoff ist von Presber mit packender Gewalt gestaltet worden, die sich von Alt zn Att steigert und im letzten zn Ibsenscher Wucht hera»wächst. Wie dieser spricht auch Prest>er sein tunstlerisches Vcrdammnngsnrteil über die Lebenslüge, die Untreue gegen sich selbst, nnö wenn man dem Dichter vorgeworfen hat, daß der Tod des Malers nicht gerechtfertigt sei, Iveil er ja seiner Frau gegenüber keine Schuld ans sich geladen habe, so tann man nur sagen, daß dieser Vol-wnrf allzusehr nach turzsichtiger, tonuentionellcr Moral riecht. Hern,an» ist schuldig, den» er hat seine Frau und Else uni die Liebe, er hat sich selbst betröge» ans Feigheit, die vor dem Lebens-
kämpfe zurückschreckte. Sein Tod ist der notwendige Abschluß eines schwachen Lebens.

Zui» Schluß mnß mich noch de,» Übersetzer Presber ein Wort ge-
widmet werden. Als solckM hat er sich ausgezeichnet durch die Ver dentschung von Elcon Nangab^s Tragödie: ,,'Tie Bilder
stürm er" (Eoncordia, Teutsche Verlagsanstalt, Berlin). Ra»gab<'.
der griechische Botschafter am deutschen .Uaiserhofe, ist einer der bedeu-
tendsten griechische» Tichtcr der Gegenwart nnd das Hanpt jener Tichter schule, die sich die Aufgabe gestellt hat, durch die Pflege des klassischen Griechisch ein Band zwichen dem Griechenland der Gegenwart und seiner großen Vergangenheit zn knüpfe». Unter seine» historischen Tramcu nehmen „Die Bilderstürmer" ei»e hervorragende Stellung ein. Tas Stück schildert den Kampf zwifchen der fchrecklichen Kaiserin Irene, dcr Witwx: Leos IV., und ihrem Sohne nnd Mitregenten >lo»sta»tin VI.

Es ist zugleich ein Kanipf zwischen feilem, heimtückischem Byza»ti»ertu»>
und ehrliche»! Patriotismus, Man wild es Wohl mit auf das Konto
des Übersetzers zu stelle» haben, der auch mit Bewilligung des Dichters
dramaturgische Eingriffe vornahm, wenn uns trotz des fernliegenden
Ttoffcs die Tragödie im tiefsteu Innern ergreift und erschüttert und
den Wunsch in uns weckt, ihre düstervrächtigen (Gestalten, ihr wildes
Leben über unsere Bühne schreiten zu sehen. Jedenfalls ist unter den
künstlerischen Verdiensten, die sich Presber rttvorben hat, die Übersetzung
dieses auch an süßen lyrische» Tönen reichen Tramas nicht das letzte.
Rudolf Presber steht heute im besten Mannrsnlter, Wen» er auf
sciu bisheriges Tckaffen zurückblickt, dann mag er wohl zufrieden sein,
denn vieles von dem, was er wollte, hat er erreicht. Lenz und Tonne
leuchten aus seinen Büchern, von Myrtenduft und Lie'bc quillt es in
seinen Liedern, manchen scharfen Pfeil hat er aus dem Köcher seines
Hasses verschossen, und wer zwischen den seilen zu lesen versteht, der
wird auch den Geist verstehender Milde nicht txwmissen, die Welt und
Menschen innig ans Herz schließt, Bleibt nur noch eines: 5ns Buch von
Königstöchterlri» und Feensegen für die Hand der Kinder, die der Tickiter
vielleicht deswegen so sehr liebt, weil er selbst im Herzen immer Kind
geblieben ist,, das mit dankbaren Hände» die Gaben des Lebens ent
gegcnnimmt, um sie, geliintert im Feuer des eigenen schönbeitsfrohcn
Herzens, in den goldene» 3chalen der Kn»st an die Menschen weiterzn»
geben.

Französische Eherechtsreform.

von

lls. Ludwig Zuld.

— Mainz, —

e Gestaltung und Entlvicklnng des El)crechts in Frankreich verkörpert seit den Teigen, in welchen der Konvent die Ab schaffung der Monarchie und die Errichtung der einen und unteilbaren Republik dekretierte, in weit erheblicheren, Maße, als dies auf anderen Gebieten des Nechtslebens der Fall ist, die ticsgebenden Än- dern,igen, »reiche in Politischer, sozialer nnd religiöser Hinsicht seit einem Jahrhundert senseits des Wasgauwaldes konstatiert iverden können. Ter Einfluß der Geistesrichtnng, welche nian, oft in miswerstandener Weise als cxpril uoovnu bezeichnet bat, inachte sich wäbrend lx>s ganzen XIX. Jahrhunderts dein bürgerlichen Recht gegenüber uur in Verhältnis- mäßig geringem Maße geltend. Während Teutschland, im politischen Leben durchaus konservativ, im Laufe des verflosfenen Töknlnms sich ein neues bürgerlichesRecht gab, bebielt Frankreich, im politischen Leben so fort schrittlich, das bürgerliche Gesetzbuch Rapoleo»? I. iu der Hauptsache un verändert, nnd erst im Laufe des letzte» Ialirzehnts wagte man es, t>a nnd dort Änderungen des <<>l1<> dvil vorzunehmen, die, so wuchtig sie auch im Einzelne!! sein mögen, doch die Grundgedanke!! nicht berühren, auf welchen das Gesetzbuch beruht, das heute noch eine Popularität ge- nießt, wie sie keinem zweiten Gesetzbnche zuteil geworden ist. Es war also doch keine Übertreibung, wenn Napoleon während seines Aufent Haltes, auf dem von den brandenden Wellen des Ozeans umfchlossencu Felfeneiland den Ausfpeuch tat: „>la, ssloir« n'c»t M» dilvoii' nnF»l<5 ,>»iU'l>.u» tült^ull«» ... (^« <^i« ric>>» n'otlklrec»!'«.. >e czui vivin <5ro!-> M'lll'Mlmi, l'e«t mon s'oel<> civil, e« «out: !<'» inncc^-voidllux c!u s'«u3«.'il <I'I<'l:>.«." Iu der Tai, das Gesetzbuch des Mannes, dessen ge Ivaltiges Genie auf allen Gebieten des Ttaatslcbcns in gleichem Maße sich verkörperte, es hat die sonstigen Schöpfungen des ersten Imperators überstanden und fast allein überstanden. Ein Jahrhundert und mehr ist verstriche», seitdem der schlachtengewaltige Korse an der Spitze der Garde durch das Branoenburger Tor in Berlin einzog: es gibt >r»enig

staatliche Einrichtungen in Frankreich, die nicht während dieser Zeit in
einschneidender Weise Änderungen erlitten haben. Der s'näe civil
allein gilt in der Hauptsache heute noch unverändert, und die fortschrei-
tende Tcmokratisicrung Frankreichs ist bislang nicht imstande gewesen,
den Anschauungen, die von ihr vertreten werden, auch in dem bürger-
liclfen Recht Anerkennung zu verschaffen. Eine gewisse Ausnahmestellung
nimmt nur das Ehcrecht ein, und es scheint, daß die neuen Ideen, welche
die radikalisierte französische Temokratie mit fencm fanatischen, von
einer gewissen Intoleranz nicht ganz freien Eifer vertritt, der von jeher in
Frankreich für die Geltendmachung politischer Forderungen charakteristisch
war, zuerst in dem Eherecht zu positiven Nechtssätzen werden verdichtet
werden, welches die dritte Republik für ihre Bürger mrd in noch höherem
Mähe für ihre Bürgerinnen vorbereitet. Gewisse Reminiscenzen an
die gesetzgeberische Tätigkeit, der Männer von drcinndncnnzig drängen
sich bei der Betrachtung dieser Bestrebungen von selbst auf, die sicher
lich mit den tatsächlichen Zuständen in weitaus dem größeren Teile
der französischen Gesellschaft nicht im Einklang sieben.
Als die Männer der Revolution daran gingen, das auf den Satzungen
des kanonischen Rechts nnd demgemäß vor allem auf dein Grundsätze 'der
Unlöslichkeit des ehelichen Bandes beruhende Eherecht zn reformieren,
standen sie unter der Herrschaft des Gedankens, daß mich hierbei der
individuellen Freiheit weitgehender Spielraum gelassen werden müsse
und der Staat nicht berechtigt sei, den Bürger zu zwingen, eine Ehe fort-
zusetzen, wenn die Voranssetzungc» in Fortfall gekommen seien, unter
welchen er dieselbe abgeschlossen hatte, Echo» die Konstitution vom
Jahre 1791 stellte den Grundsatz auf, der allerdings der Rechts- und
insbesondere der Narurrechtsphilosopbie des XVIII, Jahrhunderts ent-
sprach, daß das Gesetz die Ehe lediglich als Vertrag betrachte, ein Grund-
sah, der in den sittlichen und gesellschaftlichen Anständen der Zeit seine
Stütze fand. Von diesem Grundsätze ausgebend wurde zunächst die dein vor
revolutionären Recht nickt bekannte Ehescheidung eingeführt: die weitere
Entivicfinng führte dahin, die Ehescheidung auch wegen Unverträglich-
keit der Charaktere zu gestatten — i»snnipat!l»iU<^ «I'lium^ur — und
in dem zweiten Jahre der Republik wurde die Ehescheidung nach ver
schiedenen Richtungen noch mehr erleichtert, so daß fast den äußersten
.Uonfegncnzen der Bertrngstbeorie Genüge geleistet war. Wie auf andern
Gebieten so suchte auch hier der <'<><Ic »'ivil seine Aufgabe darin, eine
Lösung einzuführen, welcke den bestehenden Sitten entsprach. Es ist sehr
interessant zn konstatieren, daß Napoleon selbst auf diese Regelung des
Eherechts einen großen Einfluß ausübte: er hatte für die Übertreibungen
der Revolntionsgefctzgebnng auch insoweit nur Worte harte» Tadels,
er bezeichnete es als notwendig, den Roman der Revolution zn schließen
und mit der Verwirklichung spekulativer Ideen in der Gesetzgebung

Halt zu mache»', die Gesetze sind nach ibm, nicht am wenigsten ans dem
Gebiete des Familiriirrchts, für die Sitten gemacht, l^« lni!< »uin lnitl^
,,<„!,' >s>^ ,>>s»l'!nx, Ter <'<>«1<> <ivi! hielt die Ehescheidung aufrecht,
er beseitigte die ^ulässigkeit der Scheidung »regen Uut'crtrasslichkcit der
Charaktere, lief; dagege» die Scheiduug ans Grund gegenseitiger Überein
stimmnng zu, Letztere »vnrde aber durch ein schwerfälliges Verfahren
so erschwert, das; fie Praktisch nur wenig in Betracht kam, dies um so mebr.
als die mit ibr verbundeneu Vlosten außerordentlich hoch >rx>re„. Nach
der Restauration wurde die Tcheiduug abgeschaift nnd 'dnrch die Trennung
von Tisch und Bett ersetzt, Tiese Negeluug, welche der dramatischen
uud novellistischen Literatur den 3toff für eine fast unübersehbare Ne-
Handlung bot, blieb in Kraft bis zu dem Jahre 1^>: weder das Bürger-
königtn», Liidung Philipps, noch die zweite Republik, noch endlich das
zweite Kaiserreich konnten siel, dazu entschließen, die Vcstimmnngcn des
s'cx!«' eivil insoweit iviederherzustellen, obioohl doch zweifellos das
Scheidungsverbot eine» »anteilig!,» (iinflnf; auf die sittlickx'n Verhält-
nisse in Frankreich nnd die Zustände innerhalb der franzosischen Gesell'
schaft ausübte. Erst unter der dritten Republik gelang es, den stark«'!,
Widerstand gegen die Scheidung zu übenuiirde» i die Wiederzulassung
geschah aber nicht in de»! Umfange, i» welche»! das Gesetzbuch Napoleon?
sie anerkannt hatte, sondern man beseitigte die Scheidung auf Grund
gegenseitiger Übereinstimmung, Tie Wirkungen des Gesetzes von 186l
»verden in Frankreich sehr verschieden beurteilt, ie nach der politischen
Parteislellimg' die Veurteilnng hängt mit der Stellung zur Reform
des Eberechts überhaupt ,'usamu'en. Es hat sich auf Gruud des Ge
fetzes ei»e gaine Literatur entwickelt, die einige Werke ausweist, welche
mit Fug und Reckt al-5 Meisterwerte der schöne» Literatur bezeichnet
werde» können. Während der Historiker Sorel behauptet, das; die Kon
segnen,; des Gesetzes z» einer Lockerung der Ehe im bedenklichste» Maße
geführt habe und Frankreich vor der Wiederkehr von Zuständen stehe,
wie sie in de» Tage» bestanden, i» welchen eine mit ihren Reizen der-
schwcnderische Fra» de» Kultus der Göttin der Vernunft im
nichts verschleiernden Gewemd verkörperte, während Vonrget, der geist°
volle Analytiker der Pwcbologie de5 weiblicke» Herzens nnd der Frauen
liebe, die Ebeüheidung grundsätzlich verwirft und sie für den Rückgang
der Bevölkerung zum Teil verantwortlich macht, wird die geltende Re
gclnng von anderen als hinter den berechtigte» Anfprüche» des In»
dividnnm? bei weitem nirückbleibend erklärt. Ans diesen, Standpunkte
stehen vor allem die geistvollen Vrüder Paul und Victor Marguerite.
die Söhne des tapferen Rcirergcnerals, der l>ci 3edan an der 3pitze
seiner Geschwader de» todesmutigen Ritt ausführte, welcher unfern alten
Kaiser zu vorbehaltloser Vewimderimg hinriß, Tas Tioskurcnpaar Mar.
guerite verlangt eine n>eitherzigere Ordnung der Ehescheidung, es fter

wirft die tiinstlicke Aufrechtcrholtiing einer iuuerlich gebrochene» Ehe
als unsittlich, es tritt niit slanimeüder Vegeisterung für die Rechte des
Individuums gegenüber de» A»sordcr»»ge» de? 3taat<? und der Ge-
sellschaft ei», Vrieur, Hervie» u, a, vertrete» Anffassunge», die
nur teilweise hiermit übereinstimme», aber auch sie reden einer Reform
des Eherechts das Wort, Hei-vieu ist Mitglied der Kommission, welche
von dem Instizministcrinm zur Vorbereitung und Vorbereitung der
Reform des Eherechts eingesetzt »norden ist, er ist der Pater des Antrags,
>I"elcher der Witzblattliteratur so reiche» Ttoff bot, das; zu den Pflichte»,
welche »ach de>» Gesetzbuche die Ehegatte» gegcu einander zu erfülle»
habe», auch die Liebe gerechnet würde, Artikel 212 des l'n»l<> besagt
zlunr, daß die Ehegatte» ei»a»der Treue, Hilfe nnd Beistand schulden ^
N<lelit<>. «<'<'»»,'5«. »^xlxi!,„,'<>. ^ aber er schreibt nicht vor, daß sie ver
pflichtet sind einander z» liebe», Zollte der Gesetzgeber des vorigen
Jahrhunderts, welcher sich mit der obigen Formel begnügte, nicht ein
besserer Kenner der Volksseele gewesen sei», als der geistvolle Akademiker,
welcher glaubt, die Ehe in Frankreich dadurch heben' nnd bessern zn
könne», das; er die Liebe zu einer Rechtsvflicht macht?
Die Arbeite» der Gesetzgebnngskommissio» sind »im seither der-
art gefördert worden, das; Inhalt nnd Ziel der Reform des Eherecht?
deutlich zu erkenne» ist, Tie Vorschläge, welche de»! Parlament nnter
breitet werde» solle», machen ei»mal dem Femini?»!»?, soda»», aber dem
Individnali?mns i» N'eitgeheiwem Mane Zugeständnisse, Tie Reaktion
des Individnali?!»»?, zn welche», a»ch der sogenannte Zlsthetizismns
gehört, der verständlicher und richtiger als ästhetischer Individualismus
bezeichnet wird, gegen die Lehre, welche die Preisgabe der individuell«,'!!
Reckte zugunsten des Interesses der Gesamtheit verlangt, bot i» Front'
reich außerordentliche Fortschritte gemacht, und bierauf ist'es nicht am
wenigsten znriickznsühre». wc»n !» weiten Kreisen der französischen Ve
völkernng und insbesondere der weibliche» eine Erleichterung der Tchei
dnlwe» verlangt wird, die mit dem Gedanken nnvercinbarlich ist, daß
die Ehe die geistig leibliche Gemeinschaft darstellt, >velche grundsätzlich
nur mit dem Tode des einen Ehegatten anfhöi-en soll. Gewiß, ein
großzügige? nnd liberales, ein weitgehende? 3cheidnng?recht ist »übe-
dingt notwendig, nnd der Ttant sorgt Umbruch am beste» für die Moral,
>velcher e? ablehnt, eine,» Togma zuliebe, die 3cheidnngsmöglichkeit
in unangemessener Weise zn heschränken. Gewiß, eine Ehe, die inner
lich gebrochen ist, entlxchrt de? sittlichen Fnndaments, und e? entsvricht
iveder dem geläuterte», vo» konfessioneller Beeinflussung befreite»
Zittlichkeitshegriff »och auch de» soziale» Interessen, die Möglichkeit
zur gesetzlichen Auflösung einer solche» Ehe zu versage». Mit Rücksicht
hierauf sind gegen die Erschwerung der Ehescheidung in Teutschland,
wie sie dnrch das Bürgerliche Gesetzbuch herbeigeführt wurde, seinerzeit

die ernstesten Bedenken geltend gemacht worden, allerdings ohne Erfolg, Ob die Erwartungen, welche der Gesetzgeber ans diese Erschwerung gesetzt hat, in Erfüllung gehen werden, darüber läßt sich ein abschließendes Urteil heute noch nicht abgeben, wahrscheinlich ist dies nicht. Über so sehr wir auch diesen Standpunkt vertreten, ebenso sehr müssen wir uns andererseits gegen Vorschläge aussprechen, welche die Ehescheidung auch in solchen Fällen zulassen, in welchen nicht gewichtige Gründe ersten Ranges dieselbe rechtfertigen, sondern nur Erwägungen dafür geltend gemacht werden können, die dem Gebiete der subjektiven Willkür an- gehören. Dies muß aber gegenüber den Bestrebungen betont werden, welche die Ehescheidung innerhalb einer Frist von zwei oder drei Jahren nach Eingehung der Ehe wegen Unverträglichkeit der Charaktere sank- tioniert wissen wollen, Tie französische Gesetzgcbnngskommission hat sich hiergegen nicht ablehnend verhalten, sie hat sich vielmehr zugunsten derselben ausgesprochen nnd eine Gesetzrsvorschrift in Vorschlag gebracht, welche diesen Ehescheidunnsgrnnd in das französische Recht einführen soll, Tamit begibt man sich aber ans einen überaus gefährlichen Weg, ans den Weg, der zn den fortwährende» Ehesä>idnngen der Äevolutions ,z<eit führt, die am letzten Ende dazu beitrugen es ist dies von den Männer» selbst anerkannt worden, welche voll und ganz auf dem Vode» der großen Grundsätze der Revolution standen daß die Ehe in eine Art freier Gescklechtsgemeinschaft nmgewandelt wnrde, Als ein Zeichen be sonderer Nurzsichtigkeit und Rückständigkeit muß es bezeichnet werden, wenn die französischen Franen sich zum Teile so sehr sür diese» Vorschlag begeistern, denn es kann doch nicht ztoeifclhaft sein, daß gerade die Franen unter den. Folgen desselben zu leiden haben werden, wie es sa auch die Frauen sind, denen die Ersetzung der Ehe durch das, was man die freie Geschlechtsgemeinschaft nennt, sehr zum Nachteil gereichen würde. Wie verhältnismäßig leicht ist es für den Mann, dessen Gefallen ein andenes Weib erregt hat, sei eo, daß dasselbe in höherem Maße als seine Gattin seinen Sinnen schmeichelt, sei es, daß es seinen Geist stärker anzieht, den Scheidungsgrnnd der Unvereinbarkeit des Charakters zn konstruieren, ins besondere dann, wen» eine starke Strömung, innerhalb der Gesellschaft, die selbstverständlich auch auf die Rechtsprechung einwirkt, den Indivi dnalismns in den Vordergrund nnd das Recht ans das „Eichansleben" über die Pflicht stellt! Und »nie we»ig Rücksicht nimmt der Gesetzgeber, wen» er die Scheidung cmch i» diese»: Falle znläßt, ans das Schicksal der aus einer solchen Ehe hervorgegangenen Binder! Ist es wirklich mit den Anforderungen einer gesunden Ethik verträglich, daß der Staat es den Ehegatten gestattet, sich wegen Unvereinbarkeit der Eharaktereigen schaft zn trennen, obwohl ihrer Gemeinschaft ilinder entsprossen sind? Tas heißt denn doch, ans schnödeste» Egoismus nnd antisoziale Pflicht Vergessenheit geradezn eine Prämie setzen, und c5 inntet uns seltsam mi.

diese Vorschläge als der gesetzgeberischen Weisheit Endergebnisse i» einem Zeitalter preisen zn höre», das sich uns div soziale Gesinnung »nd den Altruismus besonders viel zugute tut, noch dazu in dem Lande, das zu, seinen hervorragendsten Tentern den Mann zählt, >vclck>er dem Ältrnis mus das philosophische Bürgerrecht verschafft hat! Inm inindesten müßte, wenn überhaupt dieser Tcheidnngsgrnnd zugelassen iverdcn soll, die auf ihn gestützte Scheidung davon abhängig gemacht Iverdcn, daß die betreffende Ehe kinderlos geblielxm ist, aber auch dann noch blieben die obigen Bedenke» gegen diese Reform teilweise bestellen. Nicht auf diesem Wege kann eine Gestaltung des Eherechts herbeigeführt werden, welche eines hochentwickelten Kulturvolks würdig erscheint, und es würde dieser halb nur wieder einmal dargetan werden, das; die Geschichte in der Hauptsache nichts lehrt, wenn Imndert Jahre nach der Beseitigung des die Wurzel» des französische» Familienlebens bedrohenden revolutionäre» Ehcrcchts die französische Gesetzgebung die Fehler der Män»er von drei- undnenuzig wiederholte,

We»n die Gesetzgebnngslommission die Ehescheidung auf Grund gegen» fettiger llbrrei»stimmu»g wieder einführe» Null, so kann man sich damit einverstanden erkläre», vorausgesetzt, das; die Gesetzgebung die nötige» Kantete» g<'gen Mißbrauche schafft, Tie Beseitigung dieser Scheidung, theoretisch gerechtfertigt, Hot praktisch nicht günstig gewirkt, sowohl in Frankreich läßt sich dies konstatiere», als anch i» Teutschland, Voll und ganz »ms; ma» aber dcm Vorschlage der Kommission beipflichten, welcher durch Einführung des Systems der Gütertrennung als des gesetz lichen Systems der Gestalt,>»a der güterrechtlichen Verhältnisse der Ehe gatten der Ehefrau die selbständige und von dem Manne'unnbhängige Stellung einräumt, auf welche sie in dem modernen Wirtschaftsleben Anspruch hat, Ter Fortschritt, welcher hierin zn erblicken ist, muß gerade in Frankreich als ein enormer erachtet werden, da der <7nä» »ivil die verheiratete Fran fast vollständig nnter die Vormundschaft des Mannes stellt, dessen Genehmigung selbst zu der Vornahme des unwich tigsten Geschäfts erforderlich ist, Seltsam genug, das; in dem galanten Frankreich, wo doch der Einfluß der Fran ans das ganze Leben ei» so außerordentlich weitreichender ist, viele Menschenaltcr vergingen, bis die Notwendigkeit sich allgemeinere Anerkennung verschaffte, auch der verheirateten Frau die Selbständigkeit in rechtlicher Hinsicht zu fsewährcn, welch? dem unverheirateten Weibe nicht versagt wird, In Deutschland ist es bei der Kodifikation des bürgerlichen Nechts leider nick't gelungen, das eheliche Güterrecht ans dem System der getrennten Güter aufzubauen, die Bemühungen, N'elchc die deutschen Fraucnvereine zu diesem Behnfe entfalteten, blieben erfolglos, obwohl man sich nicht mit Unrecht darauf berufen kounte, daß in einem Lande, in welchem doch mit zähestem Konservatisinns an der Familie in ihrer historischen

Stellung und Bedeutung festgehalten wird, in England, das System
der Gütertrennung besteht, ohne das: irgend welche Nachteile sozialer
oder Mischer Art daraus hervorgegangen wären, Ter französische Staat
wird mit einein kühnen, aber keineswegs zu tnhuen Schritt die Konse-
quenz aus der Entwicklung unt> Verschiebung ziehen, die seit dem
Untergange der Bonrbonenmonarchie eingetreten ist, wenn er die moderne
Frau, gleichviel ob verheiratet oder nicht, als befähigt und berechtigt
erachtet, unter denselben Voraussctzungeu und mit denselben Wirkungen
Rechtsgeschäfte aller Art vorzunehmen, wie der Mann,
Verdienen insoweit die Vorschläge, auf welche sich die Gesetz'
gebungskounnissio» geeinigt hat, vollen nnd uneingeschränkten
Beifall, so gilt das gleiche anck von den auf die Erleichterung
der Eheschließung bezüglichen Beschlüssen durch Beseitigung lästiger
uud im Laufe der Zeit vollständig zn>ccklos gewordener For-
Nullitäten, es gilt anch von der Beseitigung des Verbots der Ehe-
schließung, welches das geltende Recht dem androht, der während der
Ehe nnerlaubte Beziehungen zn einer andern Person unterhalten hat.
nnd seinem Mitschuldige», Gerade vom Standvunkte der Moral ist es
besser, daß denjenigen Peisonen, welche sich im Nansche der Leidenschaft
vergessen habe,,, die Möglichkeit geboten wird, ihre Geschlcchtsgemein
schuft in die Ehe umzuwandeln, als das; sie ständig gezwungen bleiben,
in wilder Gemeinschaft zu leben. Tas Verbot der Eheschließung der
mehrt nicht die Verletzungen der ehelichen Treue, es vermehrt u»r die
Hahl der wilden Ehe»' bat aber irgend ein Staat Interesse daran, diese
zu vermeiden, so ist es der französische Staat, der sich vollkommen darüber
klar ist, in welchem Maße die geradezu auf dem Tiefstand angekommene
Volksvermehrimg anch hierdurch beeinflußt wird,
Tie Reform de? Eherechts ist für jeden Gesetzgeber eine ebenso delikate
wie schwierige Aufgabe- bandelt es sich doch dabei um die Berücksichtiaung
des Einflusses der stärksten Leidenschaft auf die menschlichen Hand
lungcn. handelt es sich doch darum, die berechtigte» Ansprüche des In-
dividuums in Einklang zu bringen mit den Forderungen, die im In
teressc der Erhaltung der monogamischen Ehe, in, Interesse der Erhaltung
der Familie nnd ^ nicht am wenigste» im Interesse der heranwachsenden
Generation gestellt werden mülie». Tie bisherige französische Gesetz
gebnng ist de» Rechte» des Individuums uicht ganz gerecht geworden.
und daraus erklärt es sich auch, daß nunmehr eine Orduuug befürwortet
wird, welche auch die letzte» Folgeruugcu des Individualismus zieht,
eine Ordnung, welche neben vortrefflichen nnd der Nachahmung ander
wä'rts würdige» Vorschläge» auch solche enthält, die keine» Fortschritt,
soiider» einen Rückschritt bcdenten würden, Tie französische Gesetzgebung
bat die Aufgabe, die ersteren ausznnehme», die letzteren aber zu der
vx>rfen, und es wird für die Rechtsentwickelnng in Frankreich geradezu

eine Probe bilden, ob sie imstande ist, das Gnte, unbelastet durch bedent-
lichstc Bestimmungen, zu verwirkliche». Ten Ausschreitungen der revo
lutionären ühegesetzgebnng folgte ziemlich rasch die Reaktion; die Wir»
lnngeu jener waren derartige, daß selbst die Urheber der betreffenden
Bestimmungen ihr Wert später bereuten, soweit sie nicht der Revolution
zum Opfer gefallen Ware», Nicht am unmigsten waren es die Frauen,.
Welch« bald erkannt hatten, das; die scheinbare Wohltat, welche die Männer
de» ilonvents ihnen erweisen wollten, für fie zur Plage geworden war.
Mit Sicherheit darf angenommen werden, daß auch heute die Reaktion
gegen eine Ehcgcsetzgrbung, welche die Anfrechterhaltung der Ehe iu
Frage stellte, sich iu verhältnismäßig kurzer Zeit einstellen würde, zum
Schaden auch derjenigen Veränderungen, die als wirtlich wertvolle Re-
formen anerkannt n«rden müssen. Von der französischen Volksseele gilt
das italienische Sprichwort, das jenseits der Alpen zur Eharalterificrung
des weiblichen Geschlechts angewendet wird: I">, <i«ui>l!. i> mnl»iw. Es
Uxire nicht das erste Mal in der französischen Geschichte, wenn die Volks
feele durch' die übermäßige Anwendung eines an sich nicht unrichtigen
Prinzips nach der einen Richtung veranlaßt würde, dem entgegengesetzten
Extrem ihre Sympathien zuzuwenden. Zweifellos besteht in der heutigen
französischen Gesellschaft eine nicht zn unterschätzende Bewegung zugunsteu
einer möglichst freien Gestaltung der Ehe, die »nwu lidre hat zahl>
reiche Anhänger nnd Anhängerinnen, nicht nur in Paris, sondern auch
in andern Städten, welche freilich oft gcnng zu spät einsehen, daß das
Weib sich selbst seine Stellung untergräbt, wenn es dem Manne, dessen
Genußsucht gesättigt ist, die Möglichteit gibt, sich seiner gleich einer bis
zum Überdruß genosseneu süßen Frucht zn entledigen. Man wird von
dem Irrtum, auf dem diese Bewegung beruht, schon zurückkommen,
bleibt es doch nur zu wahr, was Marcel Prewost, gewiß kein rückständiger
Geist, gesagt hat, daß das Gefühl und die schwächste Natur immer zu
öer Ehe zurückführen, uubetüminert nm alle Gründe, mit welchen eine
gewandte Sophistit das Gegenteil darzutun sich bemüht' desscu sollte auch
die französische Gesetzgebung bei der Reform des Eherechts eingedenk fein;
nur dann wird sie diese feit einem Jahrhundert von der französischen
(Gesellschaft gewünschte Reform befriedigend zum Abfchluß bringen, wenn
sie das Wort Montesanieus stets als Richtschnur beachtet, das für jeden
Gefetzgeber gilt, aber vor allem für den französischen: I/o8i»rit <te lunäs-
l-tUwu ckoit »^til! eolni clu I^ixlilwul-. Es waren immer kritische
Zeiten der französischen Rechtsentwicklung, wenn die Bedeutung dieses
Ausspruchs seitens der Gesetzgebung verkannt wurde. Tie Männer von
dreinndnenzig haben sich über die Weisheit des Verfassers des „Geist
derGcsctze" hinweggesetzt, nicht ungestraft; sollte die heiitigeGcfehgebnng in
der Tat kurzsichtig genug sein, nm das gleiche zu tu»? »xü«,!, wrrmir!

Theaterehe.

0<M

Mrl Aans Strobl.

— Viiimi, —

as Ereignis, da:' Amelies Nulmi begründete, ihren Namen in aller Leute Mund brachte, niler Augen ans sie lenkte und ihren Stern rnsch zum Zenith anfsteigen ließ, trug sich folgendermaßen zu.

Eines Abends wollte der Kritiker der „dienen Tageszeitung", »ach dein er seinen Pelz mit der sorgenvollen Miene eines Priesters der iiunsl in der Garderobe abgegeben hatte, eben den engen Gang aus dem Foyer in das Parkett des Zuschauerraumes durchschreite», als sich ihm ein sunger Mann in den Weg stellte nnd ihn aushielt,

„Sie entschuldigen!" sagte Nottor Eisner und wollte an ihn, vorbei.

Ter juuge Mann aber wich nicht von der Stelle: „Auf ein Wort, Herr Doktor."

Mit leichter Betonung seiner Nervosität fragte der Kritiker: „Sie wünschen?"

„Die Kritik, die im heutigen Morgenblatt der ‚Nenen Tageszeitung' über die gestrige» Leistungen des Fräuleins Amclie Manfred abgegeben wird, stammt von Ihnen? Ich habe zwar Ihr Zeichen gesehen, aber ich möchte doch von Ihnen selbst hören,- ob Sie dies Todes urteil selbst geschrieben haben?"

„Selbstverständlich! Warum fragen Sie?"

In diesem Augenblick erhielt Tottor Eisner, der gesürchtcte »rititer, der Hohepriester ohne Gnade und Erbarmen, anstatt einer Antwort eine !o gewaltige Ohrfeige, daß er an die Wand flog. Mit der wunderbaren Witterung der Mitmenschen für Skandal, hatte sich lünter den beiden

Männern eine Menge von Leute» i» dein e»gen Gang gestaut und war Zeuge des Auftritts geworden. Man hielt de» Tottor zurück, der sich mit geballten Fäuste» aus den junge» Mau» stürzen wollte, „Ich heiße Konrad Ielinck, bin Bankbeamter nnd Leutnant in der Reserve," sagte der Verteidiger Amelies, vollzog mit einer Verbeugung die Zeremonie der Kartenübcrgabe nnd ging dann rnhig ans seinen Platz in der ersten Reihe. Von dort richtete er sein Operngläs auf Fräulein Monfred, die eben die Bühne betreten hatte, nm es bis zn ihrem Abgang nicht von ihr zu wende».

Noch während des Aktes verbreitete sich die Nachricht von dem Skandal im Foyer, ging i» de» Logen um, übersprang die Reihen der Parkettsitze, zischelte auf den Galericen, murmelte i» de» Winkel» der Garderobe», bei de» Plätzen der Thenterdicner und Wachleute, drang hinter die Bühne, ins Orchester, stieg bis ans die wollige» Höhe» der Soffitte» u»d scmt ins Inferno der Verse»k»»gen, nnd als Frä»Iei» Manfred den Att mit ihrem herzlichen Lachen beschloß, befreite sich die Unruhe durch eine» Zyklon von Beifall.

„Höre» Sic," fragte die Büfettdame in, ersten Rang den Logen schließer, „also ohne weiter ein Wort z» sage» , . . ohne ei» Wort z» sagen, eine Ohrfeige . . . köstlich, köstlich!" nnd vor Lachen kam ihr ei» Stück der Schokoladentorte vor die Luftröhre, daß sie keuchend und hustend auf ihren Sessel sank.

Nach Schluß des Theaters verlangte man in allen Gasthäusern hestig »ach dem Morgenblatt der „Neuen Tageszeitung", las die Kritik des Tottors Eisner, stellte sich dazn die graziöse» Bijouterie» der Maufrcd vor, ihre schlcmke» Bewegungen, ihre schelmischen Auge», ihr Lachen, das mau dem Klingel» veuctianischen Glases verglich, und fand die Manier des Doktors i» rascher Steigerung der Temperatur grausam, empörend, niederträchtig, gemein. Es war höchste Zeit gewesen, daß dem Treiben dieses Betrügers, dieses Verfälschers der öffentlichen Meinung, diefes Torquemada der Kritik ein Ende gemacht worden war, Ma» stieß auf das Wohl der Künstlerin an, feierte ihren Ritter als St. Georg, der den Trache» der Bosheit erlegt hatte, erhitzte sich in Lobsprüchen und betrank sich vor Begeisterung. Daß man die Maufred lcmge »ur durch den Nebel des elenden Kritikers erblickt hatte, war ein Ansporn mehr, alles gut zu »lachen, und Stimmen wurden laut, die erklärten, das Me trcpolthcater sei keineswegs die ihrer Kuust würdige Stätte, uud eine solche Schauspielerin verdiene als Wirkungskreis die erste Bühne der Stadt.

Im Törlcn ^tiibel des Eaf»> Austria stießen die liebenswürdigen Dänionen des Sekts knallend de» Verschluß ihrer Kerker auf.

„Zum Teufel," sagte der Fabrikant Mendl und klopfte de,» St, Georg auf die Schulter, „das habe» Sie gut gemacht. Meinen Respekt vor

Ihrer rasche» Lösung der Frage!" Und der höfliche Freiherr von Puch
stein, der es nicht «der sich brachte, einen Satz anders als mit einer
Entschuldigung einzuleiten, fügte hinzu: „Erlauben Sic! Ich stelle mich
Ihnen ganz zu Befehl, verfügen Sie über meine Dienste."
Ans die Exposition des kleinen Tramas folgte sehr rasch die Ent>
Wicklung, ganz nach dem zwischen Ehrenmännern üblichen Schema, und
nachdem «an sich durch das Nitardando der unerläßlichen Zeremonien
hindurchgearbeitet hatte, begab sich die Katastrophe in einem verschneiten
Wald, zwei Bahnstationen vom Ort des ersten Auftritts entfernt.
Tottor Eisner erhielt zur Strafe einen Schuß in den rechten Arm und
wurde auf längere Zeit unfähig gemacht, fein Schinderhnndwcrl aus»
zuüben.
Inzwischen War das Ereignis zur Affäre und die Aifäre zur Sen-
sation geworden, auf deren Wellen der Name Aniclie Manfreds fchwamm,
von einer itüsle zur andern getragen, bis anch die toten Wafser nnd stillen
Buchten der Theaterfremdheit laut von ihrem Ruhm und ihrer ilunst
zu reden begannen. „Tas Morgenrot einer nencn Epoche bricht für
Sie an," versicherte ihr die gefällige Onartierfran, die mit einer Aus-
wähl fertiger Phrafeu für jede Lebenslage aufzuwarten vermochte. Tie
kleine Schauspielerin aus dem Metropoltheater zog elektromagnetische
kreise, in deren Wirbel die Lebewelt der Stadt alle Besonnenheit verlor.
Im „Illustrierten Theaterlurier" war die geschmackvolle Wendung von
einer Mauserung zu lesen, die sich über Nacht vollzogen und das graue
(Gefieder einer Grasmücke in die Federpracht eines Paradiesvogels ver
wandelt hatte. Am Abend kam der Tircttor des Theaters auf seine
muntere Liebhaberin zu, nahm mit spitzen Fingern einen Zwirnsfaden
von ihrer Hüfte nnd-sagte: „Fränlcin Paradiesvogel, wann fliegen Sie
von uns fort?" Er wagte es nicht mehr, das geringsäMtzigc Tu zu gl>
brauchen. Ten» Neid der lieben Kollegen hatte der unglückselige Er-
sinder des ornithologischen Vergleiches das Stichwort gegeben. „Laß
dir die Beine abschneiden, wenn dn einen Paradiesvogel vorstellen willst,"
rief die Heldenmutter im Stil der hohen Tragödie, als Chorfiihrcrin
einer unverschämten Bande. Bon der Gewöhnung der Bühne wnrdcn
alle sofort zu einem Zusammenspiel geführt, rotteten sich »in Amelie
zu einem Haufen, machten „Volk", „Auflauf" und „Stimincngeinnrmel",
umringten sie, ließen sie nicht entkommen und vereitelten lachend alle
Versuche, ihren iireis zn durchbrechen, indem sie ihren Zorn hinter Glück-
wünschen verbargen nnd das aufgeregte Zucken ihrer Finger in Gesten
der Großartigkeit verwandelten. Viel zn harmlos, um den wahren Sinn
der Grimassen zu erkennen, ergab sich Amelie in die Improvisation, deren
Mittelpunkt sie war, und erst die nnaushörliche Wiederholung des ge-
schmacklosen Vergleiches vom Paradiesvogel, der gehässige Ton, mit dem
er vorgebracht wurde, gab ihr endlich die Spnr. Weinend ging sie aus

dem Theater, und als St. Georg am Nachmittag sich bei ihr melden ließ, wollte sie ihn erst nicht vorlassen, besann sich aber, noch nntcr dem Einfluß der Szene auf der Probe, anders nnd gab die Erlaubnis einzu-treten. Konrad Ielinet war der werbende Knappe, Amelie Manfred mar Erz und Stein. Sie legte einen arktischen Ozean zwischen sich und ihn. „Bei Gott, ich habe es gut gemeint," sagte er, mit der Hand auf dem Herzen, als ihre Vorwürfe etwas zu ebben begannen.

„Man wird meinen, Sic hatten von mir den Auftrag gehabt."

„Wenn Sie es wünschen, schlendere ich der Welt eine Erklärung ins Gesicht, daß sie sich nicht blicken soll, ste als Fehdehandschuh aufzu-heben."

„Hören Sie auf. Warum haben Sic das getan?"

„Ich denke, daß Sie das doch erraten können."

„Ach was, mit Ihren Dummheiten. Und der ‚Paradiesvogel'? Jetzt lachen sie alle über mich und verlangen, daß ich mir die Beine abschneiden lassen soll!"

„Um Gottes willen!" Ielinet war zn scherzhaft aufgelegt und der» diente einen Verweis.

„Machen Sir doch keine Spaße. Jetzt haben Sie mir durch Ihren Wahnsinn die Karriere verdorben. Sie haben mir in meine Laufbahn ein Hindernis gewälzt, das ich nicht überspringen werde."

„Im Gegenteil, ich habe Ihre Vahn freigemacht. Das ist ein Er-folg, den ich nicht bedachte, der sich so nebenher eingestellt hat. Vor allein wollte ich den boshaften Kerl, der Sic mit seinem Gift be» spritzte . . ."

„Gott, wie dramatisch!"

„Jawohl ^ mit Gift befpritzte, unschädlich mache». Aber nach allem, wis ich so höre, hat Ihnen die Affäre nicht geschadet. Sie werden ja sehen. Warten Sie noch ein Weilchen, ehe Sie mich zum Tode vcr» urteilen."

Man mag sagen, was man will, eine Frau, für die man Ohrfeigen ausgeteilt und das Ausstattungsstück eines Zweikampfes — dreimaliger Kugelwechsel mit Vorrücken — aufgeführt hat, ist leichter geneigt zu der» zeihen, als es den Anschein hat, selbst wenn sie vom Kompromittieren und von Hindernissen in der Laufbahn spricht. Conrad Ielinet ging mit einem Fünkchen Hoffnung und nährte es an den guten Nachrichten, die er von den in der Statik nnd Dynamik der Theaterverhältnisse bewan-derten Leuten empfing. Man machte seinen „Einfluß" geltend, schaute durch Schlüssellöcher in das Gelaß, wo von den Maßgebenden die Mei-nungen nnd Verdienste gewogen werden, und begrüßte das Schreiben, das endlich aus dem Sekretariat des Stadttheaters an Amelie Manfred erging, mit dem Jubel der Befriedigung. Dieses Schreiben war die Aufforderung zu einem Probegastspiel an der ersteil Bühne der Stadt.

Anielie sah dir Propbezeiimgen ihrer rasch zu einem Haufen von Trabanten angewachsenen Leibgarde erfüllt und geriet in eine maßlofe Anfregnng, Trutz aller Zureden, sich die Vesinnnng zu bewahren, begann sie ihre Garderobekoffer zu packen, als ob sie am selben Abend aufzutreten habe, stopfte alle Vrokatgcwänder der klassischen Stücke zu untcrsl. legte dann eine Schichte Alt Wie» ^ Banernfcld lag ibr besonders gut - darüber und baute einen Berg von Salcmtoiletten für Vlumcntbal darauf, riß dann wieder alles heraus und sab, inmitten einer Moräne von Röcke», Robe», Jacken, Taillen, Vlnse» und Tücher», tiem»»ig in den leeren Korb, als ob sie auf seinem Grunde des Rätfels Lösung finde» wollte, Tie Auserkorene» unter de» Trabanten, die Wächter mit den stets gezückten Schwerter», Ielmet. Mcndl und der Freiherr, bcmübten sich, sie znr Vernunft zu bringe» »nd an der Säule sicheren Telbstbewnßtsems anfznrichten, „Sie werden es erleben, daß ich ausgezischt werde, daß ma» inich mit faule» Apfel» bewirst, daß mich am »»der» Tage alle Kritiker i» der Luft zerreißen, fo daß mein armer Leichnam »icht einmal bestattet werde» kann, Ich spüre schon den Geruch der brennenden Lunte. We»» ich die Vülme betrete, erplodiert die Mine, Toktor Eis»er wird dafür sorge», daß in allen Redaktion?» für seine Kollegen die bitterste Malle an Stelle der Tinte steht. Und das Publikum, das mich im Metropoltheater geduldet bat, wird sich endlich von der Kritik überzeuge» lasse», daß ich »icht spreche» kcm», daß ich voll von Mätzche» stecke, daß ich ei» Tchensal bi», »»d zum Schluß wird alles rufe», schreie», brülle» i Zurück i»s Metropoltbenter! Tas überlebe ich »icht. Ich schneide mir die Ader» am u»d setze mich ins warme Vad. Ich lege mir ei»c Schlange an die Nrnst . . ."

„Blutegel, Fräulein 3l»telie, N'äre» bester, »m Ihre Aufrcgu»g einlas zu dämpfe»," sagte Mc»dl, der immer in Sartasme» plätscherte, und Ielinek rasselte mit seiner Wehrbaftigkeiti „Toktor Eisncr wird eo »icht wage», seinen Heerbann gegen 3ie aufzubieten. Er wird sich hüten!" Und der Freiherr fetzte hinzu: „Uud »>en» die Bosheit verhmdert ist, ihre Kü»ne spiele» zu lafscn. io tonne» Sie davon überzeugt sein, daß ma» Ihre Pferde ansspa»»e» wird,"

„Sie glaube» alfo cm meinen Ert'olg?"

„Ja!" versicherten die drei Getreuen in der Haltung der Horatier.

Da faßte Anielie de» nächste» vo» ihnen, Mcndl, den Gewichtige», drehte ih» durch das gnuzc Zimmer, riß ihn im Wirbel fort, trotzdem er mit ironischen Vemcrfimge» bis cm de» Rcmd gefüllt war, uud warf ilm endlich, seines Atems beraubt, auf das Sofa, packte Jelmek, walzte mit ih», zwifchen dem zerbrechlichen Kram der Quarticrfrau dahin, hielt ihn feil, bis er die Besinnung verlor, »»d schlenderte ilm dann in den Lehnstuhl nebe» dem Ofen. Ter Freiherr hatte seine Würde zur Tür hin gerettet, aoer Anielie verschonte ihn nicht, betäubte ihn und ließ

Den Taumelnden in ein Fautcuil fallen, wo cr sich mit den beide» anderen zu einer wirkungsvollen Gruppe vereinigte. Trotz ihres Widerstrebens mußten die drei das herzliche Lachen Amelics endlich mitlache,',. So hatte Ainelie noch niemals ans der Bühne gelacht, es n>ar ein artesischer Binnncn von hellen, klingenden Tönen,

„Also wirtlich, also wirtlich," rief sie, „glauben Sie . . ," Sie stockte, uer,mdertc das Gesicht, zog dir Mundwinkel herab, wandte sich »in nnd begann hinter der vorgehaltenen Hand leise zu weinen,

,Sie sind ein Kind," sagten die drei, von dem Ungefähr ihrer Seele ergriffen, uud fühlten in diese»! Augenblick ihre Begehrlichkeit nach der Fran nicht mehr,

„Tic ist ein Kind," wiederholten sie ans der 2traßc, als sie von Anielie fortgingen. Und Mcndl, der sein Gleichgewicht zuerst wieder-gefunden hatte, sagte- „Sie ist noch nicht zum Weib erwacht. Es fehlt nock die große Leidenschaft, um sie aus dem Kinderzimmer zn führen," Jeder der drei war fest entschlossen, die große Leidenschaft zu beschwören und die Verwandlung zum Weib zu bewirken, und setzte als Zeitpunkt des Hauptangriffs den großen Abend ihres Probcgnstspicls fest. Während sie schweigend nebeneinander gingen, dachte Ielinet an Rosen und schöne Verse, die cr sich von einem Bnrennkollegcn verschaffen wollte, Mcndl an einen Schmuck in einer Kassette, nnd der Freiherr an einc geworbene 3char uon Enthusiasten, die Amelics Pferde ausspannen sollten. Mit einem Male- erkannten sie im Schweigen den Verrat ihrer Gedanken, saben einander mißtrauisch an nnd begannen von Politik zu sprechen.

Tarin hatten sie recht, daß Anielie noch immer ein Kind war nnd daß sie ihre Liebhaberinnen bloß spielte, nicht anders, als sie ein anderes Fach gespielt hätte, falls es für snngc Mädchen ans der Bühne überhaupt eines gäbe. Noch bedeckte die Schminke bloß ihr Gesicht nnd hatte sich noch nicht znm Herzen dnrchgcfressen, noch nahm sie das Rampenlicht nicht in sich anf, sondern reflektierte es, ohne einen Strahl davon zu absorbieren, noch stand sie glatt nnd schlank wie einc Statue aus Marmor in der wechselnden Beleuchtung der Bühne, nndnrchlässig für die Ver° derdtbciten nnd Redensarten ihres Standes, Alle Anspielungen klangen an ihr vorbei, trohdem sie ihren Sinn erfaßte, die gewagten Situationen srmizösischer Schwanke erweckten nichts in ihr, sie widerstand den ätzen-den Tänren ihres Berufes, blieb nnporös für schädliche Einflüsse, ohne Ohren für Einflüstcrnugeu, fest und untadelig in der Schale wie im >ler». Wen» sie die durch die Gelegenheit nnd die Ermunterungen der Szene hervorgerufenen kleinen Liebesabenteuer der Kolleginnen sah, fand sie nnr die komischen Seiten der Angelegenheiten, lachte herzlich über die Symptome eines Zustaudes, dessen Bedingungen sie bei sich nicht zugeben konnte, ohne die geringste Angst vor Feuersgcfahr, vor einem Übergreifen des Brandes der Kerzen, Liebenswürdige Kollegen

versuchten die Partnerin zu erwecken, übten alle unfehlbaren, durch lange Erfahrung erworbenen bimste und standen endlich, von dem de» ständigen Gelächter Amelies verletzt, davon ab, ihr näher zu kommen. Mit Puppengefühlen hatte sie ihre Ausgaben bei der Durchführung einer Rolle bestritten, gab den vollkommenen Schein der Hingabc an eine Leidenfchaft, die sie nur dem Namen »ach kannte, die sie nicht aus irgendwelchen moralischen Bedcntlichkeiteu verwerflich, aber dafür umso unbegreiflicher fand. Das Gebiet der Liebe war das ultima l'kule ihrer von unbefangener Heiterkeit erfüllten Welt.
Nach einigen Wochen der Aufregung, in der sie tagsüber vom Zuspruch ihrer Leibgarde crhobeu und nachts von Mutlosigkeit tief unter- getaucht wurde, kam der große Abend. Das Publikum, das sich an ibrcn Namen gewöhnt hatte, war gespannt, nahm ihre Kunst in gnädiger Stimmung auf, ließ sich von ihrem Lachen hinreißen und unterwarf sich ihr endlich ohne jede Bedingung. „Tie behalten wir," orakelte die Souffleuse im Zwischenakt zu dem Feuerwehrmann, der schon lange eine stille Verehrung fiir ihre breit ausladenden Formen in sich trug. Dieses Gutachten einer Kenncrin wnrdc der Debütantin von dem jungen Cha- rakterspieler übcrbracht. Er näherte sich ihr mit dem Schritt eines Ge- sandten, der einer jungen Königin die Votschaft feines besiegten Herrn auszurichten hat, verbeugte sich mit parodistischcr Feierlichkeit und rief, indem er tat, als könne er es kaum über sich bringen, seine Begeisterung zu dämpfen: „Ihre Aussichten sind die allerbesten. Hetate selbst stieg aus der Unterwelt, um dies zu verkünden."
„Wer?" fragte Amelie und nahm eine Rose aus dem Strauß, den ihr Iclinet vor der Vorstellung überreicht hatte, um sie an der Brust zu befestigen.
„Dort steht sie!"
„Tie Soufflcufc?"
„Jawohl! Sie sagte: Amelie Manfred ist ein Stern,"
„Hetate?" Amelie lachte so herzlich, daß der Inspizient sie durch ein Zischen zurechtwies. „Hckate? Nein, das ist köstlich."
„Hetate aus dem Schwitzkasten."
„Hören Sie auf! Sagen Sie, find Sie immer so lustig?"
„Immer!"
Ter zweite Akt begann. Wenn die Verwicklungen der Bühne Amelie in die Nähe i>es lustigen Kollegen brachten, winkte sie ihm, durch die Gunst des Publikums ermutigt und sicher gemacht, zu, als wollte sie ihn an Hekate erinnern, versuchte ihn zu verwirren und ließ nicht nach, bis er das Spiel aufnahm und mitten in einer Szene hinter ihrem Nucken flüsterte: „Hetate als Dunstobst!" Mit Mühe unterdrückte sie ihre Heiter» keit, gab ihre Repliken so sprudelnd und unmittelbar und wirbelte, von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, herum, als habe sie vergessen, daß

in dem Talon an Stelle der vierten Wand der Hexenkessel des Zuschauer»
raumcs klaffte. In der Loge der drei getreuen Wächter neigten sich drei
55öpfc einander zu, „Sie ist entzückend!" „Sie ist bezaubernd!" „Sie
ist ein Zatan!" Überall, wo die Wetter des Theaters vorher gefühlt
werden, bei den barometrisch organisierten Weibern und Männern der
zwei unteren Grade, war man darüber einig, daß Amelie einen Erfolg
haben müsse. Ein Logenschließer schwor, daß der Kritiker der „Nolts-
zcitung" bei seinem Besuch auf Loge 2!i ausdrücklich geäußert habe: „Ter
Doktor Eisner hat sie wirtlich etwas zu schlecht behandelt."
Ter Tottor Eisner hat sie schlecht behandelt. Das war auch die
Meinung des Publikums, von dem zwei Drittel in alle Windungen dieser
Geschichte eingeweiht waren, und als sie nun die Heldin in ihrer jungen»
hasten Beweglichkeit, in ihrer Laune, die noch etwas vom Schulmädchen
in ihr hervorhob, auf der Bühne fahen, als fie das Vertrauen fühlten,
mit dem fich Amelie ihrem Urteil auslieferte, und die Rührung, mit der
sie das Interesse entgegennahm, da entschied sich ihr Erfolg in einem
Beifall, der wie ein Katarakt über alle Ränge brauste. Von allen Seiten
begann die Schar der Hoffenden mit einer Beschießung durch Rosen.
Inmitten eines Blumengartens verbeugte sich Amelie vor den gnädigen
Richtern.
„Also, mein Fräulein," sagte Mendl, als sie nach Schluß der Vor-
stellung im Törley-Ttübel des Eas6 Austria die Palme des Sieges mit
Sekt befeuchteten, „haben wir richtig prophezeit? Hatten Sic es nötig,
fich aufzuregen?"
„Sie hatten recht."
„War nicht alles da, als ob die Bernhardt gespielt hätte. Rosen,
Rosen, Rosen, Beifall und eine brausende Voltsmenge, die Ihnen die
Pferde ausspannte."
„Auch andere Dinge noch. Geschenke und so. Ich danke Ihnen, Herr
Mendl."
„Er verdient Ihren Tank nicht," rief ein Toggcnburg vom anderen
Ende der Tafel, der eben erst von einer schweren Influenza genesen war,
die er sich unter ihren Fenstern geholt hatte, „er hat Sie mit der Bern»
hardt verguckten. Um wieviel sind Sie mir lieber, als die Französin, die
sich zu Tode stilisiert. Sic sind die Natur, das Leben. Die Bernhardt ist
ein »plastischer Wald-, Sie sind der Wald selbst."
Die Leibgarde überbot sich in Überschwcnglichtciten, raubte den
Sternenhimmel und alle drei Reiche der Erde zu Vergleichen aus, machte
eine Razzia durch die ganze Mythologie aller Völker und riß die goldensten
Blätter der Theatcrgeschichte aus, um sie zum Kranz um Amelie
Manfreds Haupt zu winden. Selbst die beiden Kritiker, die vom Golf»
ström der allgemeinen Begeisterung hierher getrieben worden waren,
hielten nicht zurück und gaben Entwürfe denen preis, was sie morgen

zu schreibe» gedachten. Nach allen Seiten nickend saß Amelie in der Flut, ließ sie an sich hinansteigen, indem sie den Enthusiasmus wie ein töit liches Nad genoß, und unterbrach sich im Eifer, mit dem sie die Hummer-Pastete ah, nur ab und zu durch ein Lachen oder den Blitz eines Wortes, das wie ein Edelstein sofort aufgenommen und von geistreichen Iiielenrrn mit einer Fassung umgeben wurde. Man reichte das Kleinod dann von einem zum andern, bewunderte das Gefnnkel und die Leuchtkraft des Steins und wartete begierig auf das nächste Geschenk, Amelic gegenüber saß Richard Tchnrigl, der junge Eharakterspieler, den man auf Nmelics Bitte mit verbindlichen Worten, obwohl einigermaßen er-staunt, eingeladen hatte. Auf seinem gutmütigen Gesicht lag die Ver tlnrung, die bei einem vortrefflichen Menü und einer guten Anzahl von Sektgläsern für einfache Gemüter niemals ausbleibt, und mifchte sich mit einem Rest von Verwunderung über die Gründe dieser Bevorzugung, Als er zu Ende war und das Gerüst der letzten Malagatraube auf seinen Teller legte, begann er den dünnen Strahl seines Humors in die Unter-haltung fließen zn lassen. Wie auf Verabredung nahm man seine scherze mit einer Höflichkeit hin, die jenseits des Polarkreises lag, und ging leicht zu anderen Themen über, bis man an der Aufmerksamkeit, mit der Amelie seine Bemerkungen aufnahm, ihren Wunsch erkannte, daß man den Kollegen für voll ansehe. Aus dem Hintertreffen wurde er rasch nach vorne gerückt, und da man auf jeden Fall die gute Laune der Siegerin erhalten wollte, gab man sich mehr mit ihm ab, zog ihn in den Wirbel der Unterhaltung und behandelte ihn als Bundesgenossen der Eroberin, Da man sah, wie herzlich sie über seine Spaße lachte, lachte man mit und fügte sich darein, den Eindringling an der allgemeinen Sonne teil nehmen zu fehcn. Nachdem die Tafel abgeräumt worden war — nur Rosen und Scktgläser stellten Stilllcben auf dem Damast des Tischtuches — öffnete sich eine Tapetentür uud das kleine, achtjährige Mädchen des Eaf^tiers schwebte vor Amelie, In ihrem clfenhaften weißen Kleidchen machte sie einen Knicks und begann stotternd und bei allen „s" leicht mit der Junge anstoßend ein Sprüchlein herzusagen, das Amelieus Kunst und Schönheit pries und zu dem großen Erfolge, Glück- wünschte, Sie schloß:

„Sso ssaa ich dir am Ende noch:
Tic Zukunft deiness Ssternes: hoch".

„Die Zukunft, die Zukunft!" riefen die Ritter und Knappen, und klingelten mit den Kelchgläsern, nnd ein strammer Verehrer der prcu« ßischen Gewohnheiten warf ein dreimaliges rasselndes „Hurra!" empor. Amelie aber stieß nicht mit an. Sie hatte das Kind auf de« Sckwß genommen und hielt die Zaghafte fest, indem sie ihr Gesicht und Hände mit Küssen bedeckte: „Ach, du mein süßer Engel, du reizendes, kleines

Mädel, hat's lang gedauert, bist du das Sprüche! erlernt hast? Gelt,
das war schwer. Aber nun ist es überstanden. Sehr schön war es. Tu
hast dich wacker gehalten. Und so lang bist dn aufgeblieben, um nur das
Gedicht aufsagen zn können. Bist schläfrig, gelt. Aber jetzt gehst du
ins Vett, wirst dich bis zum Hals zudecken und vierzehn Engel mit ganz
blanen Flügeln werden bei dir stehen. Geh, du Süßes, sonst fress' ich
dich auf. Und morgen schick' ich dir eine Schachtel mit Bonbons und noch
was; was möchtest du den» am liebsten?"
^Eine Puppe mit wirtlichem Haar,"
„Eine Puppe mit wirtlichem Haar. Wirtlich muß es sei». Ist
sie uicht allerliebst? Tu sollst eine große Puppe mit wirtlichem Haar
bekomme». Aber setzt geh ins Nett n»d träume was Schönes. Träume
von mir, das bringt mir Glück/'
Froh, der stürmische» Zärtlichkeit entkommen zu sein, lief die kleine
zu ihre»! Vater, der mit feuchten Augeu iu ehrfurchtsvoller Entfernung
an der Türe ftaud, und ging, nachdem sie Amelic »och eine. Kußhand
geschickt hatte.
„Gibt es was Süßeres, als so einen kleine» Frauen," sagte Ämelie
zu ihrem etwas verstimmten Hofstaat. Sie begann zn schwärme»!
..Wen» sie im Bett liegen und verlangen, daß man ihnen vor dem
Einschlafen Märchen erzählt, sind sie am entzückendsten. Ta »lochte
um« noch immer etwas Schöneres erfinden, was ganz Feines, nichts ist
gut genug für sie. Ich beneide meine Schwester nm ihren vierjährige»
Vengel und habe schon hundertmal gewünscht, er märe mein."
„Um Gottes willen, nur keine Binder;" der Freiherr von Pnchstein
schüttelte sich und trank ein Glas Sekt ans, als wolle er einen wider
wältigen Geschmack überwinden."
„Ja, warum dcun nicht? Wer Kinder nicht lieb hat, ist gar kein
'guter Mensch." Ta hatte der Freiherr einen schwarze» Punkt auf seiner
Liste.
Obzwar Mendl dem Freund den Schlag ans aufrichtigem Gemüt
vergönnte, suchte er ans dem gefährlichen Wasser heransznstenern: „Wenn
Sie durchaus Ihr Herz an etwas hänge» wollen, fo suchen Sie jetzt »ack
einem soliden Verhältnis. Es ist an der ^eit. Nun siud Sie eine erste
Künstlerin nnd haben die Pflicht dazn."
Tic Schar der Hoffenden stürmte dem Fahnenträger nach, warf sick
iu die Vrcsche, drängte vorwärts, stieß um sich, nno jeder war bei sick
entschlösse», de» Preis seiucr Tapferkeit zu erwerbe», „jawohl — ei»
folides Verhältnis -- es ist a» der Zeit ^ Sic haben die Wahl nnter
den Allerersten,"
Mit ihrem klaren Lachen hielt Amelie die stürmenden auf: „Was
uenneu Sie denn ein solides Vcrbältnis?"
„Nun, ein danerndes Verhältnis, Womöglich nicht mit eine,» so-

genannten Jüngling, die sind alle zu leicht und haben die Augen überall zugleich, sonder» mit einen, Ehemann,"
„Pfui, ich würde niemals mit einem verheirateten Mann ein Verhältnis eingehen."
Da lag Mendl hingestreckt. Er war verheiratet und Vater vvn drei Kindern. Mit ihm zugleich waren drei oder vier von den andern gefallen. Die Überlebenden drangen über die Leichen vorwärts, und einigen ruchloseu Anhängern der Freizügigkeit wuchs der Mut,
„Ach, das ist doch ein Unsinn, das ist uur Ihr Widerspruchsgeist, dem Sie folgen," sprach Mendl noch aus dem Jenseits.
„Nein, ich finde wirtlich, das; die Ehe etwas Heiliges ist."
„Vielleicht gar ein Sakrament?"
„Gut, ein Sakrament."
Der Kritiker der „Vollezeitung" sah Amclic hinter flimmernden Augengläsern an: „Sic sind ungemein interessant, Fräulein Manfred. Sie sind ein Problem. Ein Fall sozusagen. Vjörnstjerne Vjörnson sagt ..."
Niemand erfuhr an diesem Abend, was Vjörnstjerne Vjörnson gesagt hatte, denn Richard Schurigl fiel dem Kritiker ins Wort und sagte, indem er mit der Hand auf den Tisch schlug! „Ich kannte einen Kollegen, einen verheiratete!, Kollegen, dessen Fall Fräulein Manfreds Ansicht bestätigt. Ter sagte immer, wenn er von seiner Frau sprach, am Schlich eines jeden Satzes: Himmelsakrament. Er war ans Tcgernsce in Vayern und trank täglich fünfzehn halbe Liter Vier."
Damit war der Angriff abgeschlagen, und lachend deckten die Hoffenden ihren vorläufigen Rückzug mit Scherzen, die sich an den Ton Schnrigls anschlössen. Ein bequemes Mittel, sich über Verlegenheiten hinwegzuhelfen, da ihnen noch dazu Amelies Großmut leine Verfolger nachsandte. Die leichte Reiterei ihrer Laune tummelte sich, anstatt im Hnsarentempo den Fliehenden nachzusetzen, in einer prächtigen Fantasia, zeigte alle Künste des Friedens, als ob nicht erst eben noch in einem Go tümmcl der Ausgang des Kampfes entschieden worden wäre. So hatten die Stürmer nicht bloß Zeit sich zn retten, sondern auch schon wieder neue Entschlüsse zu fassen, die bei allen darauf hinaus liefen, das Wagnis, das ihnen allen zusammen nicht gelungen war, bei besserer Gelegenheit für sich allein zu uutcrnchmcn.
Als mau erfuhr, daß Ainelic Manfred von der Direktion des Stadttheaters für die nächste Spielzeit verpflichtet worden war, betrachtete jeder ihrer Freunde, der sich für diefe Erhöhung eingesetzt hatte, seine Ansprüche auf ihre Gunst für bekräftigt, las zwischen den Zeilen des Kontraktes eine ungeschriebene Anweisung ans Amelies Entgegenkommen und war ungeduldig darüber, daß sie leine Miene machte, auch nur einen, von ihnen ein wenig mehr als ihre lächelnde Freundlichkeit zu erweisen.

Man stand um sie. wartete, bis sie einen von ihnen wählen würde, und murrte, als dies nicht geschah. Mit der seltsamen Solidarität, die in solchen Fällen alle Bewerber verbindet, hätte man sich zufrieden ge° geben, wen» einer ausgezeichnet worden wäre, auf dessen Abfall, Tod oder Ruin die andern dann ihre Hoffnungen setzen konnten.
Tas Ende der Spielzeit brachte Amelie in einige Sicherheit. Sie verschwand aus der Stadt und verwischte ihre Spuren. Nur durch Zufall fand sie einer ihrer Verehrer in einem kleinen, änßerst bescheidenen Bad am Fuß der Beskiden und brachte Nachrichten von ihrem Leben. Man sah sie tagaus, tagein mit diesem . . . diesem ... na — Schnrigl zu» sammen, die beiden liefen im Wald herum, saßen im Kurpark — drei Bänke und zwei Boskettc- auch ein Kurpark — spielten Tennis und lachten, lachten nnanfhörlich. Als es nicht mehr anging, den Bekannten zu übersehen, hatte sie ihn gnädig herangewinkt, mit den kühlen Höf- lichkeiten einer Audienz abgefertigt nnd dem Geschenk vieler Grüße an alle guten Freunde entlassen. Je mehr sich der Entdecker bemühte, das Bad als von Gott und Menschen verlassen, abschreckend, niederträchtig, allen Komforts bar und völlig interesselos hinzustellen, je mehr er die Landschaft zur Wüste machte und je tiefer die Temperatur in feiner Schilderung Amelies sank, desto mehr bestärkte er in drei Zuhörern einen gewissen Entschluß, der sie am nächsten Morgen zum selben Zug nach dem Bahnhof brachte. Nachdem Mcndl, Ielinck und der Freiherr alles versucht hatten, um einander zu beweisen, daß sie nicht da seien, fanden sie sich in einer Szene harmloser Verwunderung, schlössen eine Koalition und stiegen in denselben Wagenabteil. Den fahrenden Rittern wurde eine Fahrt durch die Slowakei fchlccht gelohnt. Ter Hansknecht nn Hotel „Viktoria" brachte ihnen die „Kurliste", nachdem ein liebenswür- diger Badegast dieses Verlangen durch die Übersetzung mit „Einschreibe- buche!" seinem Begriffsvermögen zugänglich gemacht hatte. In dem blauen Heft, das eher dem durch allerlei fchmntzige Lieferantenhände gegangenen Rcchnungsbuch einer Hausfrau glich, fanden sie endlich Amelico Name» über dem Richard Schurigls und in der Kolonne der Abfahrt bei beiden dasselbe Datum.
„Zum Teufel," sagte Mendl, „sie ist uns entwischt. Gott weiß, welches Nest seht die Ehre hat . . ."
„Ach was," der Freiherr erhob sich auf dem Sockel des Gleichmuts in statuarischer Ruhe, „wir halten sie ja fest. Im Herbst mnß sie ja wiederkommen."
Aber Ielinck, der seine Sehnsucht am schwersten trug und einen grimmigen Haß gegen den glücklichen Begleiter nährte, sagte getrübten Blickes- „Es will mir aber nicht gefallen, es will mir durchaus nicht gefallen, daß . . ."

Ale Änielie zum Antritt ihrer neuen Stellung zurücklehrte, übcr°
zeugten sie sich davon, das; Ielincks unausgesprochene Ve'orgnis nnbe
gründet >var, kindlicher als se, von der Freiheit erfrischt und zn neuen
Streichen aufgelegt, zerzauste Amelie die Wünsche ihrer Verehrer, ^3ie
war wieder zur Kaaba, zu dein voni Himmel gefallenen Ziein aller
Mettapilger des Genusses geworden, und je melodiöser sie tlcmg, desto
toller wurden die Terwischtiinze um sie. Eines !agcs aber drang ein
Gerücht in die Scharen der Gläubigen, Es kam von irgend wober,
vielleicht ans dem versteckten Winkel ihrer Sommrrrnhe, schlich verbüllt
umher und blinzelte zunächst nur durch dichte Schleier, Tropfenweise
fiel ein Gift auf die blühenden Hoffnungen, Man tonnte es nicht
begreifen, forschte weiter nach, um endlich Gewischcit zu haben, nnd riß
die verhüllenden Schleier ab, Ta sprach es sich offen herum: Fräulein
Amelie Manfred hatte sich in aller Stille mit Nichard Schurigl verlobt.
Ter Erstarrung folgte »ngemenenes Erstaunen, Ielinrk tmt als sein
Wortführer vor Amelie. Eben verlies; sie ei» vor Begeisterung halb-
toter Gymnasiast, In seinem Albnm trug er eine Widmung des geliebten
Weibes, ihre Schrntzüge, und war außer sich bei dem Gedanke», daß
sie ein glühendes Liebesgedicht von ihm angenonunen nnd sogar ver
sprachen hatte, es bei gelegener Zeit zu lesen. Fast bis zur Erde gebückt,
verharrte er in der Haltung eines Zklaven, der im Begriffe steht, den
itleidersaum der Herrin zu küssen.
„Gehen Sic an Ihre Aufgaben, jnnger Mann," sagte, Ielinek
mit rauhem Ton, „denken Sie an Ihre Pslichten und las'en 2ie keine
Würmer in Ihrem Uopf anfkommen,"
„Mit Ihnen, mein Herr, habe ich nicht zn reden," widersetzte sich der
Freche und ging, nachdem er noch einen langen Vlick ans das Weib seiner
Träume gerichtet hatte.
Amelie lachte hinter ihm drei». ‚Sie vertreiben mir meine wärmsten
Verehrer, Er hat mir gestanden, daß er die Nächte im Freien verbringt,
wenn er mich im Theater gesellen bat, das; ihm das Zimmcr zu enge
wird nnd daß er imstande wäre, nni mich seinen z'llassenvorttand zu
ermorde». Sein illasscnvorstand hat mir nichts getan, nnd ich habe ibin
deshalb davon abgeredet. Aber ich behalte mir seine Verwendung sür
später vor, wenn ich vielleicht einmal einen Vravo brnnclie. Man kann
nicht wisic», was die Znknnft bringt,"
„Eiüiges gla»be ich doch zu wisse»," sagte Icli»ck mit 3turm im
Vlick.
„Was gibt es denn? ^ie sind umwölkt. Geben Sie das Tunner
blech weg und »lachen ^ie heiteren Himmel."
Aber Ielinek war nicht geneigt, ück ablenken zn lassen, „Ist es
wahr, Fräulein Amelie, daß 3ie verloht sind?"
„Ol, weh. Es ist heraus. Es sollte noch nickt ans Licht kommen.

bevor nicht die Tatsachen sprechen. Nu» also, Sie wisse» es »»d
sind . . ."
„Erstaunt!"
„Warum? Ist das so gar sonderbar? Wir st»d verlobt und werden
sogar bei raten."
„Ich habe nicht das Recht, Sie davon abzuhalte». Aber ich will
Sie warnen. Haben Sie alles bedacht, was damit zusammenhängt?
Eine Theaterchc, mein Fräulein, ist gefährlich. Ihr Verlobter ist
sa ein reckt guter Mensch, etwas einfach im Meiste und ein recht niederer
Schauspieler . . .".'
„Halt, lieber Freund. Vergessen Sie nicht, das; er mein Verlobter
ist. Ich will Ihnen auch meine Gründe sagen, damit Ihr Inquisition?'
tribunal in die Versenkung stürze. Vou hinten angefangen, sind es
diese. Tritteus: meine alte Freundin Arnstetten, die 3e»time»talc vom
Mctropultheater, heiratet einen Arzt und beginnt mich aus der Vogel-
Perspektive zn betrachten, als ob ich wie ein Relief unter ihr läge.
Zweitens - habe ich von Jugend an niemals die Wärme eines eigenen
Heims empfunden nnd sehne mich darnach, endlich i» meine» eigenen
Betten zn schlafen nnd meine Garderobe in meinen eigenen Kästen
unterzubringen. Und erstens: ist Richard ein gnter, lustiger Kerl nnd
ich habe ihn lieb. Genügt das?"
Es blieb Iclinek nichts übrig, als sich mit diesen Gründen zufrieden
zu geben und den Freunden Bericht zn erstatten, das; Amelie fest auf
ihrem Willen beharre. Mcndl und der Freiherr erklärten sich den Vor-
gang dadnrch, das; Zchnrigl die Kollegin gewonnen habe, indem er sie
wie ein Kind behandelte, während sie das Weib an ihr gesucht hätten.
„Glauben Sie mir, meine Herren," sagte der Kritiker der „Voltszeitnng",
der es Amelie trotz aller Verbeugungen vor ihrer Kunst nicht vergessen
konnte, das; er einmal dnrch ihre Mitschuld darum gebracht worden war,
zu sagen, was Björnstierne Vsörnson gesagt hatte: „Glauben 2ie mir,
das sind Vhilistcriustiukte. 3ie ist im Gruude 3pies;bürgerin, hat
nichts vom Theciterblnt in sich nnd ist der Freiheit des Voh^melebens
wesensfremd." Nachdem sich die Ritter vom Erstannen erholt nnd an
die neue Lage der Tinge gewöhnt hatten, durchdrangen sie allmöblich
den Nebel ihrer Verstimmung und fanden, von dem unwiderstehlichen
Reiz einer frischen Persönlichkeit, durch ihre nuveränderte Heiterkeit und
die Triumphe ihrer Kunst verlockt, von einer Höhe bessere Aussicht.
„Lassen wir ihr den Willen," sprach einer die allgemeine Meinung ans,
indem er so tat, als ob es noch immer bei ihnen stünde, sie daran zu
verhindern, „es ist besser so. Zie soll ihren Richard habe». Warum
nicht? Sie wird dann um so freier werden, und vielleicht haben wir
mehr Hoffnung, sie zn erwerben, wenn sie znr Fran geworden ist."
Man stimmte ihm zn, in gänzlichem Vergesse» der so klar ausgesprochene»

Ansichten Umelies von der Ehe; und wenn sich einer an die kleine Debatte im Törley-Stübel des Caf<^ Austria erinnerte, so wußte er sich mit der Wandelbarkcit der Zeit und der Finnen zu trösten. Man ließ Amelie nicht fallen.

Die in aller Stille vorbereitete Hochzeit wurde zu einem intimen Fest, zu dem der Geist wiederkehrte, der damals bei der Feier ihres ersten Sieges am Stadtthentcr über allen schwebte. Als Amelie, die in ihrer Etraßentoilette irgend einer bürgerlichen Braut glich, auf die daheim bloß ein Frühstück unter Verwandten und ein Rnndreiscbillctt wartet, die Kirche betrat, sah sie Ielinek au, dessen Freundschaft ihn zum Brautführer verpflichtet hatte, und drückte leise seinen Arm.

„Lieber Kerl." sagte sie.

Die kleine Vorstadtkirchc war zu eiueni großen Empfang gefchmückt, Rosen schwammen in der giaueu Dämmerung des frühen Winter» morgens, Vom Chor hingen Gewinde von Blume», alle Heiligen strahlten in der festlichen Beleuchtung des Hochaltars. Eine auserlesene Gesellschaft mit Weißen feierlichen Gesichtern über einer festen Masse schwarzer Fräcke murmelte etwas zur Begrüßung,

Amelie wandte sich nach Richard um, der ihr mit einer alten Liebe, der Soubrette des Stadttbeaters folgte, „Liebe Kerle," flüsterte sie noch einmal.

Und noch ein drittes Mal gewannen die Gäfte das zitternde und wortkarge Lob, Als sie nach der Zeremonie der Einsegnung im kleinen Speisesaal des Grand Hotels anstatt des kleinen Frübstücks, das sie bestellt hatten, eine große Tafel bereitet fand, als sie ans dem Geschenk» tisch sah, daß man alle ihre kleinen Wünsche bewahrt hatte und ibr einen Stranß von Erfüllungen zur Bro.ntgabe überreichte. Die Gegenstände, die den Lurus eines neuen Haushalts bilden, die Zuckerzangen, Tafelaufsätze, Basen, Torteutcllcr und Lichtträger, alle niedlichen Über« slüsügkeiten, die man einmal in einer vorübergehenden Laune begehrt hat oder die von der bedrängten Erfindungsgabe der Freuude ausgewäblt worden sind, entzückten sie; sie konnte sich nicht von dem Tische trennen, nahm dies und jenes in die Hand, hob es hoch, betrachtete es, stellte es hin und sah es wieder an. Dann, als man sie drängte, ihren ^itz einzunehmen nnd das Zeichen zum Begiuu der Tafel zu geben, ergriff fie einen Kelch des Champagnrrserviees, bei dem die Karte Iclineks lag, ließ ihn füllen und, mit einer Hand auf den Rand des Tisches gestützt, trank sie ihn rasch aus. „Liebe Kerl'.!" sagte sie nnd warf das Glas hinter sich, daß es zersplitterte. Und sie fügte hinzu: „Ich will mich immer an euch erinnern, wenn mir das zwölfte Glas fehlt."

Zu feinem Nachbar gewandt, gab der Kritiker der „Volkszeitung" einen Kommentari „Sie hat Ierstörungstriebe, die kleine Frau. Sie ist dämonischer, als ich dachte."

Die Tafel verlief in heiterer Zufriedenheit. Und man war noch
lange nachher zufrieden. Frau Amclie Schurigl, weil sie sich endlich
vor den, Angriff ihrer Trabanten gesichert glaubte. Ihr Gatte, weil
er in die kleine Frau wirtlich verliebt war und weil er nebenbei feine
eigene Stellung durch die Beliebtheit feiner Gefährtin gesichert hatte.
Tic Hoffenden, weil sie eine reiche Ernte erwarteten, fobald einmal die
Flut der Zärtlichkeiten bei den jungen Gatten von der Ebbe der Ge-
wöhnung abgelöst sein würde. Nur in der lyrischen Mappe eines Gym-
nasiasten häuften sich die Blätter an, auf denen Zorn, Enttäuschung,
Weltübcrdruß sich in düsteren Rhythmen aneinander drängten. Unzählige
Male reimte sich Herz auf Schmerz, und am Schluß eines jeden Gedichtes
stand unabänderlich der Tod, immer in anderer Gestalt und immer grau-
siger, je zahlreicher die Blätter wurden. „Gestorbene Liebe" war als
Titel über dieser zweiten Dichtcrperiodc angebracht, und je mehr der
Schmerz in Reimen dahintlang, desto schwermütiger wurde der Sinn des
Dichters. Abends ging Ernst ins Theater, um sich noch einmal an
dem Anblick Amclics zu laben, weil er doch am nächsten Morgen gewiß
mit gebrochenem ,Pcrzen tot in seinem Nette aufgefunden werden würde,
und er fühlte die unverminderte Heiterkeit der Schauspielerin als spitzen
Stachel in seinen Eingeweide».

Amclie strahlte in klaren Höhen, und die erhoffte Ebbe wollte sich
nicht einstellen. Schon wuchs die Ungeduld der Verehrer, und die rech-
nerischen Genies unter ihuen begannen es zu bedauern, das; sie sich an
Amelies Hochzeit mit einein allzngroßen Anlagekapital beteiligt hatten.
Sic hatten volle Freiheit, sich bei ihr einzufinden, und eine bcfcheidene
Gastlichkeit machte den Aufenthalt gemütlich. Man saß nm den kleinen
Tcctisch in dem mit Lorbeerkränzen geschmückten Zimmer, das Amelie
gerne ihren Salon nennen hörte, aber die Wirtin, die lachend und
plaudernd mitten unter ihnen saß. war ferner als se. Erst gegen Ende
der Spielzeit glaubten die Scharfsichtigsten einen leichten Schatten über
dem Glanz zu bemerken, eine dünne Wolke, die zerriß und wiederkam,
die ersten Anzeichen einer Trübung. Die Meteorologen der Seelen be-
gannen zu orakeln. Die Astronomen stellten ihre Gläser schärfer ein.
Tic Empiriker suchten im Lcrilon ihrer Erfahrungen.

An einem theaterireien Märznbcnd unterbrach Mendl ein Tchwcigen
zu Zweien, indem er an das Fenster ging und dort angelehnt, in jener
Pose, die er sich für diesen wichtigen Augenblick zurechtgelegt hatte,
fragte- „Sie sind verstimmt, Frau Amclie? Mir entgeht so etwas
nicht. Da ich die Kenntnis Ihrer Seele zu meinem Spezialgebiet ge-
macht habe, kann ich behaupten: Sic haben irgend einen unerfüllten,
Wunsch, eine verschwiegene Sehnsucht." Und mit einem bcichtväterlichen
Lächeln schlug er nn: „Offnen Sie Ihr Herz dem FrcundeshcrIen.
Amclie. Z» teuer kann ich Ihre Ruhe nicht erkaufen."

Amclie witterte den Teufel im Beichtstuhl und nüch ausi „Wenn Tie ein Tcelenkenner sind, so werden Tie wissen, woher die Vcrsiiim mnngen der Franc» zumeist kommen. Von dorther, wo die Quelle der Träume ist, au? dem Magen,"

„Sie hängen nur ein groteskes Mäntelchen um einen Schmerz; um eine» echten Tchmerz, den Tic vielleicht nur noch nicht deutlich fühlen, sondern bloß ahnen,"

„Ich glaube, daß Sie einen Patienten für Ihre Wunderkuren suchen, Tic erinnern mich an die Iahrmarttsärzte, die dcn Leute» eine Krankheit einreden möchte» und dann die Heilung durch Handanflegen und (Hebet vollbringen,"

Ta drang Mendl mit Versicherungen auf sie ein, das; er dura' eine Länternng verwandelt sei, daß er einen nrncn Menseln» angezogen habe und nichts sehnlicher erhoffe, als einmal den Beweis seiner uneigen» nützigen Frenndschaft ablegen zn können, Tie größte und am seltensten geübte ,Uunst eines Freundes sei es, gut zuzuhören. Er sei bereit zuzu- hören, Amclie möge cs nur versuchen, Sie möge ihn betrachten, als was sie wolle: als Vrunnen, als Tpiegcl, als Grab, als jedes beliebige aus der Reihe der leblosen oder belebten Dinge, an die man sich mit seinem Pertranen zn wenden pflegt, „Hier stehe ich. Ich bin ganz Ohr, ganz Schweige», ganz Empfängnis, die Wachsplattc des Phono- graphen, die Membran des Telephons, die Werthcimtasie.ihrer Gedanken, Zielten Sie mich am die Probe, benutzen Tic mich, Geben Sie mir einen Auftrag, «nd Tic werden zufriede» sei»," Über diese Phrase des Geschättsstiles, die dem Fabrikanten wider seinen Willen entkommen war, stolperte er. Er raffte 'ich auf, bcmiibte sich, den Eindruck zn verwischen, und stellte ein zweites Ttockwerk von Vitien nnd Versicherungen über das erste. Von seinen Worten bedrängt, verwirrt und zur plötzlichen Erkenntnis gebracht, daß ihr wirklich etwas fehle, und zugleich durch feine allz» zuversichtliche» Wendungen gewarnt, durch seine rednerischen Fertigkeiten abgestoßen, suchte Amelic in sich, Tas Unbehagen der Leere, ein kaum noch erkanntes Gefühl mar durch die Erwähnung seiner Ge- genwart Plötzlich lebendig geworden nnd hatte ,<!raft bekommen. In diesem Augenblicke dachte sie, daß es eigentlich das Recht nnd die Pflicht ihres Mannes geivefcn wäre, dieses Gefühl zners! zn bemerken. Mit der naiven Ungerechtigkeit der Frau beschuldigte sie den Gatte» der Ackt losigkeit auf ihre Regungen, der Unaufmerlsainkeit, ohne ihm die Ent> schnldigung vorzubehalten, daß sie ja selbst bis setzt nichts davon geahnt hatte, Tie sah sich der Front cines Valaües von frenndscbaftlichen Rücksichten und Versprechungen gegenüber, von dessen Schwelle man ibr zuwinkte, sich seiner heimlichen Zimmer zu einer vcrtrantcn Aussprache zu bedienen. Mendl hatte das Fenster geöffnet und stand, gegen die zaghaft grünenden Wipfel der Bäume im Rachbargarten gesehen, in der

Haltung cme5 Mannes, der eine Serenade bringt- seine Finger klim-
pcrtcn auf den Saiten einer nnsichtbarc» Mandoline, griffen Akkorde
in die Luft, zupften und glitten. Mit leicht geneigtem Kopf wartete
er auf das Ertönen feines Instrumentes,
„Man muß es zugeben, daß Sie sich darauf uerstebeu, Geheim-
schriften z» lcfen," sagte Ameliö.
„Ich sagte es Ihnen ja, das; ich mich seit jeder gerne mit Paliln-
piesten beschäftigte,"
„Es ist nichts Bestimmtes, Keine Unznfricdenbeit, de»» unsere
Ehe itt glückliche ich tan» mich nickt über Niederlagen in meiner Kunst
beklagen. Aber es ist dock etwas da — oder vielmehr es fehlt etwas,"
‚Sagcn Tic es mir, ich will es Ihnen verschaffen,"
Tas herzliche Lacken Amclies erinnerte an wolkenlose Tage' „Das
darf ich von Ihnen nicht nehmen. Wenn ich mir so unsere Zimmer
betrachte, die immer gleiche Ordnung, den geregelten Gang der Wirt-
schaft, so sehne ich mich »ach der Störung und Verwirrung , . , ich
möchte so gern den kleinen Kram herumliegen sehe» ... ich möchte
ein Kind."
In dem heimlichen Zimmer des Vertrauens zerriß eine Erplosion
die Wände, hob die Teckc ab und wars den zärtlich zugeneigten Freund
zurück. Er hatte sich selbst verpflichtet, bloß zuzuhören, nnd nach seinem
Rat wurde nickt gefragt. Nun mußte er die Phantasieen eines starken
Mutteriustinttes hinnehmen, mußte anhören, wie der ans Licht getretene
Wunsch sich durch Entzückungen immer deutlichem bewußt wurde, wie
er mächtig von Amclie Besitz ergriff und ihrem Wesen ein neues
Ziel gab.
Nachdem er im Caf<^ Auftria eine Schale Tee getrunken hatte, lehnte
er den Nucken an den roten Plüsch seines Sihcs nnd sagte: „Ich bringe
eine betrübende Nachricht. Unsere Hoffnungen, meine lieben Freunde,
sind gestorben und können begraben werden. Ich spüre schon den Per»
wcsungsgeruck, und wir haben ti>cder Scheintod nock Auferstehung zu
besürckteu."
Ter Freiherr war eben eingetreten nnd übergab seinen neuen Früh-
inhrsüberzieher, ein höchst fashionables Kleidungsstück, das hoch oben ans
dem Rücken geschlitzt in zwei Flügeln bis zur Erde hing, dem Kellner.
Er sah Mcndl an nnd sagte i „Sprechen Sie nicht wie ein Indianer in
der Versammlung, sondern wie ein Fabrikant. Keine geblümten Reden,
wenn ich bitten darf,"
„Also unverblümt: Ämelie wünscht ein Vabp. Und wenn Frane»
so etwas wünschen, dann Pflegt die Erfüllung nickt auf sich warten zu
lassen."
„?onnerwetter!"

„Tann war also ihre Kindernarrhcit nicht bloß Stileinheit mit ge>
wissen Rollen."
„Und der Tottor Rüdiger hatte recht. Zie hat Philisterinftinktc,
Hausfrauenzügc ... es ist zn dumm. Nein, sie ist zu dumm!"
Unter der Leibgarde erregte die Nachricht Murren und Empörung.
Jene, die im äußersten Kreise standen, fielen ab, und nur die Aller-
getreuestcn blieben übrig. Auf die bloße Andeutung hin begannen die
Wankelmütigen, die stets zu Veränderungen bereiten Kometen neuen
Sonnen zuzueilen. Amclic, die sich immer mehr in die heiligen Legenden
der Mutterschaft vertiefte, bemcrtte kaum den schwachen Besuch ihrer
Empfänge und die gesunkene Stimmung der Zurückgebliebenen. Nach-
dem sie sich einmal Mcndl geoffcnbart hatte, zog sie auch Ielinek und
den Freiherrn herbei und gab sich ihnen in der ganzen unverstellten, der
Mutterschaft zustrebenden Natürlichkeit. Ohne zu bemerken, daß sich
die Freunde bei solchen Anfällen von Schwärmerei auf unzugängliche
Türme zurückzogen, daß sie sich in eiserne Mißbilligung panzerten, sprach
sie ihnen von den süßen Gewohnheiten der Babys, von den kleinen,
krabbelnden Fingcrchen, dem Geruch der frifchgcwaschcnen Körper, dem
köstlichen Anblick der Kinderhäubchcn, der winzigen Hemdchen und der
blauen und roten Wickelbänder. Tie Freunde, die sich als Preis ihrer
Beharrlichkeit eine Alhambra von Liebeswundcrn erhofft hatten, mußten
Amclie in eine Kinderstube folgen, wo es nach Kamillentee und grüner
Salbe roch, wo zwifchen Stickereien und Medizinfläschchen ein schreien-
des Nabu lag. Es ist übel angebracht, von seinen Verehrern den Herois-
mus zu verlangen, sich für die Weisheiten der Ammen zu erwärmen
und auf tausend Fragen nach dem besten System künstlicher Ernährung
zu antworten.
Es ist entmutigend, seine Freunde während einer Wagenfatui
mit der Beschreibung verschiedener Spirituskocher und der Auf»
zählung der Gefahren, die einem neugeborenen Kinde drohen, zu uiner»
halten. Bald beschränkte sie sich nicht mehr auf den engsten Kreis ibrer
Vertrauten, sondern zog jeden ihrer Bekannten heran, um mit ihm von
deni zu sprechen, was sie ganz erfüllte. Für die Veränderung, die darauf,
hin rings um fie eintrat, war sie blind. Selbst die eifrigsten Vulkane
zogen ihre Rauchfahnen ein, die Lavaeruptioncn hörten auf, und die
Erdbeben der Leidenschaft wichen einer großen Ruhe, als sei das innere
Feuer in ihrer Welt Plötzlich crlofchen. Von ihrer unerbittlichen Wieder»
holung des in taufend Varianten vorgebrachten Themas ermüdet, kehrten
ihr die Trabanten den Rücken und verließen sie wie eine Königin, die
der Krone zu entsagen beabsichtigt. Nur die drei Intimsten blieben,
mehr, um sich einen guten Abgang zu sichern, als, weil sie noch irgend
eine Hoffnung hatten.
Seltsamerweise hatte Amelie nur zu einem nicht von ihrer Sehn»

sucht nnd ihren Wünschen gesprochen: zu ihre»! Gatten. Wenn er an
wcscnd war, zwang sie sich von andern Dingen zu reden und errötete
iininer wie ein Bürgcrmädchen, wenn ein anderer mit einein scherzende»
Wort daran rührte. Ans Umwegen, durch die nnterirdischen Leitungen
des Bühnen- nnd Kasfcehnusklatsches kam die Nachricht zu dein ver-
wunderten Ehegatten,
„Aber, Doktor," sagte er zu den, Theatcrarzt, „ich weih kein Wort
davon. Ich ahne nichts. Das geht doch nicht, das muß ich ihr ausreden.
Wo kämen wir hin, wenn sie sich , , ,"
Ter Theaterarzt warf ein Stück Zucker in seinen schwarzen' Kaffee,
rührte mit dem Silberlöffcl darin und fah neben Tchurigl vorbei zum
große» Gassenfenstcr hinaus. „Sie können es ja versuchen, aber ich
glaube kaum, das; es Ihnen gelingen wird. Es gibt nichts Stärkeres
als diesen Trieb, die sogenannte Liebe, der Ruhm, die Kunst sind damit
verglichen nur blasse Wandmalereien nebe» einem Stück wirtliche»
Lebens."
In gedrückter Stimmung verlieh Tchurigl das Kaffeehaus, ging
eine Stunde lang in einem feinen Nieselregen fpazieren und kam un-
gewöhnlich spät nach Hause.
„Wo warst du so lauge," fragte Amclic aus einem Satz der neuen
Nolle heraus. Beide Arme auf den Tisch gestützt, saß sie da, und ihr
schwarzes Haar war von schlanken Fingern zerwühlt. Während der
Arbeit des Lernens bliebe» diese Fi»ger nicht eine» Augenblick ruhig,
tasteten über das Kleid, öffneten und schlössen Spangen nnd Knöpfe und
zausten endlich lange Strähne aus der sonst immer untadelige» Frisur.
Nichard nah»! die Zeitung vom Schreibtisch. „Ich war etwas ans'
geregt und habe einen längeren Spaziergang gemacht."
„Hast du es denn schon gelesen?"
„Was denn?" — Eine unbedachte Bewegung Amclies wies auf
das Blatt. „Hier drin?"
„Gib her, lies es nicht." — Ein zärtlicher Kampf um die Zeitung
wogte kurze Zeit dnrch das Zimmer. Amelie suchte Nichard das Blatt
zu entreißen und zu vernichten, nnd Nichard hielt es hoch empor, das;
sich die kleine Fran umsonst darnack zerdehntc. Nachdem sie sich dreimal
um den Tisch gejagt hatten, sprang Nichard ans das Ledersofa und ent-
faltete die Zeitung. - Erschöpft lieh es Amelie geschehen: „Es ist unver
zcihlich. Ich hätte es verstecken sollen."
„Donnerwetter!" schon flog die Zeitung zusammengeballt in die
Ecke, „das ist doch niederträchtig. War mein Mohr im ‚Fieseo" wirtlich
so schlecht? Tiefer Kerl behauptet, es fei weniger als ei» mäßig au»
gesetzter Durchschnitt gewesen. Was schreibt er?" Und Nichard troch
auf den Kniecn hinter den Ofen, holte die Ieitnng nnd glättete sie auf
dem Tifch. Mit der erzwungenen Gleichgültigkeit des Schauspielers,

der eine schlechte Kritik tot lächeln möchte, las er die wichtigsten Stellen daraus: ,man wird gut tun, Herrn Schurigl keine so verantwortungsvollen Rollen mehr airzuvertrauen' , . , ha, ha, bin ich ein Chorist? . . , ,sein Mohr hatte nichts Dämonisches an sich, er war bloß ein Zirkusclown' , , , Idiot! Aber ich bemerke schon seit einiger Zeit eine gewisse Gehässigkeit gegen mich,"
Amelie war bemüht, ein Opiat zu finden: „Ich komme auch nicht gut fort."
„Wo ist denn . . , ach hier! . . . Zum Teufel, das ist kühl bis ans Herz hinan, »Strohfeuer" . , , daß man so was Lämmernes noch abdruckt. Jawohl, meine liebe Amelie, auch gegen dich ist man nicht mehr so liebenswürdig, wie früher,"
Mit einem Achfelznckcn nahm Amelie diefe Feststellung hin. Auf seine langsame Weise kam Richard dem Zusammenhang auf die Spur. Während Amelie wieder die Arbeit aufnahm, ging er im Zimmer auf und ab, murmelte einiges, ohne sich zur Klarheit eines Monologes zu erheben, nnd legte, als er endlich die schwerfälligen Räder seiner Gedantenmühle eingestellt hatte, die Hand auf Amelies Schulter: „Ich weiß, woher das alles kommt, diese Gehässigkeiten gegen mich und diese flaue Anerkennung deiner Kunst . , , du bist daran schuld, du einzig und allein, mit diesem albernen Gerede von Mutterfreuden und Mutter» pflichten. Eine muntere Liebhaberin, die ihren Verehrern von Babys vorschwärmt , . , es ist unerhört,"
„Richard!"
Wenn Amelies Augen so alle Farben verloren und ihre Hände plötzlich wie abgeschlagen in den Schoß sanken, wnrde Richard immer ganz verzagt: „Na also, ich meine ... du wirst doch das nicht im Ernst wünschen? Es ist ja ein Unsinn,"
Amelie erhob sich und öffnete im Nebenzimmer den Wä'schekasten, dessen Schlüssel zu Richards Verwunderung seit einer Woche abgezogen war und nicht aus der Verwahrung feiner Frau kam. Die beiden untersten Fächer waren dicht mit köstlicher Kinderwäsche angefüllt. Ganze Ttöße von Häubchen, Hemdchen und Windeln, ans denen der Tuft des Veilchenpnlvers kam, drängten sich zwischen den Eichenbrettern, Jede Garnitur war mit einem farbigen Seidenband umwunden, und die kleinen, vorne angebrachten Maschen zeugten von liebevollster Sorgfalt
„Tu hast schon alles . . ." Richard war geschlagen.
Aber Amelie war eine tapfere Frau, so tapfer, daß sie ans ihren öieg verzichtete. „Es war vielleicht wirklich recht unüberlegt von mir. Wenn ich es bedenke, fo hast du recht. Ich null nicht mehr davon sprechen,"
Trotz Richards Rückzug beharrte sie ans ihrem Entschluß, Sie sprach nicht mehr davon. Aber sie konnte es nicht über sich bringen, auch nicht mehr daran zu denken, nnd da sie sich verpflichtet hielt, auch

zu den Freunden davon zu schweigen, trug sie schwer m> ihre»! Ver-
sprechen. In Richards einfache!» Gemüt stand der Aberglaube unter
den herrschenden Mächten. Er war von der Kraft des „Vcrschrciens"
überzeugt und gab den ältesten Weibern in dem Glauben an die Wunder
Wirkungen des Wortes nichts nach; das Wetter, selbst den Erfolg auf der
Bühne sagte er nach gewissen Zeichen, der Schnelligkeit eines Wagens,
der geraden oder ungeraden Zahl der Buchstaben in einem Satze vorher
und hielt viel von der Wirkung gewisser Redewendungen oder des
Schweigens zur richtigen Zeit, Sobald er einmal den Eindruck von
Anielies Entsagung überwunden hatte, war er ganz zufrieden und schob
den Gedanken an eine Gefährdung ihrer Ehe weit von sich.
Aber Amelic litt unter ihrem freiwilligen Opfer, Tchntten um
klammerten ihre Heiterkeit, und die Zuversicht ihres Lächelns, der Klang
ihres Lachens glich alternden Perlen, die ihren Glanz verlieren, Sie
hatte fich vorgenommen, zu tun, als enthalte der Wäschckasten in feinen
beiden untersten Fächern nichts anderes, als Leinen, dessen Veslimmung
noch nicht feststand, aber sie vermochte es nicht, beim offnen der Türen
den herabglcitenden Bück abzulenken. Um der Versuchung und dem
immer wieder aufgewühlten Schmerz der Sehnfucht zu entgehen, ent-
schloß sie sich, alle diese Pakete von Häubchen, diese blau und rot umwind
denen Stöße von Hemdchcn zu verkaufen. In der Nacht vor der Aus-
führung dieses schmerzlichen Entschlusses verließ sie das Bett, schlich auf
ivcichen Füßen zum Wäschekasten und legte die unzähligen schimmernden
Pakete ans ihrer Ichatzkammer rings um sich auf die Tilbcrfliese» des
Mondscheins. Tns Fenster stand offen, und ans dem Nachbargnrten
gesellte sich der Tnft von Veilchen dem verwandten Geruch des Wäsche
Pulvers. Inmitten der für ein künstiges Wnndcr vorbereiteten Tinge
saß Amelie auf dem Boden. Ter Mond küßte ihre bloßen Tchnlter»,
Als die tiefen Atemzüge ihres Mannes plötzlich aufhörten, erschrak fic
und verharrte regungslos. Tnnn begann er wieder schwerer und gleich-
mäßig zu atmen, und Amelie machte sich daran, ihre Schätze znm letzten
Male zn verschließen.
Am Morgen trat Richard an das Fenster und sah nach dem Himmel:
„Es ist ein wunderbarer Maitag, Amelie, und ich möchte gerne einmal
anfs Land hinans. Nimm einige Kleinigkeiten mit, und ich will einen
Wogen besorgen, daß wir noch vor Mittag fahren können."
Amelie war von dem Gedanken entzückt, hob ihn wie ein kostbares
Meinod in der Schale ihrer Freude hoch nnd machte sich sofort fertig,
die Eintänfc von Obst und Konserven zu besorgen, die Richard vor
schlug. Neben der Aussicht auf einen schönen Nachmittag und einen
romantischen Abend an der Berglehne, einer alten Bnrg gegenüber,
anf den Mondschein im Wald nnd die Ungetümen Betten eines ländlichl'ü
Wirtshauses stand noch etwas anderes. Ein Aufschub, der schon an sich

beglückte, war dadurch entschuldigt. Mit einer wiedergewonnenen Lust
an der Stunde ging Amelie in die Stadt, Die Arnstetten rief ihr nach,
eben als sie mit einigen Büchsen Sardinen beladen die Straße kreuzte.
„Die Arnstetten! Ach ^ siehst du prächtig aus. Tu hast dich ver»
ändert, meine Liebe."
„Nicht wahr, es geht mir gut. Wir waren sechs Wochen an der
Riviera. Ich sage dir, diese Toiletten — es ist fabelhast." Das Lieb,
lingswort der Freundin rief die Vergangenheit herbei. Amelie suchte
im Gesicht der Frau. Die vom Doppelleben der Schauspielerin einge-
grabenen Spuren, die Tätowierungen der Schminke waren verwischt,
die Falten der Nühnengrimassen ausgeglichen, und die behäbigere Eleganz
der Vürgersfrau hatte über die exzentrischen Allüren der Künstlerin
den Sieg erfochten. „Mein Gatte trägt mich anf den Händen. Ich bin
wie neugeboren." Von dem Phänomen dieser Ncugeburt handelte der
heftige Schwall von Worten, der Ausrufe des Entzückens wie Spritz-
wellen emporschleuderte und dessen Vrandungsmelodie aufdringlich
genug von einem gesicherten Glück orgelte. Auf den Armen einer slo-
wakischen Wärterin jauchzte ein von Spitzen umkräuseltes Kind.
„Das ist dein Junge?"
„Das ist mein kleiner Vub. Ist er nicht allerliebst?"
Amelie bedurfte keiner Aneiferung. Sie fiel über den Kleinen her
und befreite eine lange verfchlosscne Zärtlichkeit, bis das Kind der Küsse
und Kosenamen überdrüssig nach der Wärterin zurückverlangte. Vor
dem Glück der Freundin loste sich Amclies kristallene Heiterkeit in eine
trübe Lauge des Neides. Vergebens suchte sie sich darauf zu stützen,
was sie vor der Mutter voraus hatte: die Freiheit, die Erregungen der
Kunst, die Wirkung auf die Menge. Und als sie sich von der Arnstetten
verabschiedet hatte, fühlte sie sich tief gedcmütigt, in der Region der
Ausgeschlossenen.
Selbst die Wagenfahrt durch einen maigrüncn Laubwald, ein Spa-
zicrgang zwischen Haselbüschen auf dem raschelnden Laub des vergan
genen Herbstes, die Mahlzeit auf einer weichen Wicfe gaben ihr nichts
von dem, was sie an diesen: Tage erwartet hatte. Dann sahen sie auf
der Terrasse des kleinen Gasthauses, und die Burg gegenüber stand wie
eine Festung, die den Eingang durch die purpurnen Pforten des Abends
bewacht. Richard hatte sich vergebens bemüht, seine bescheidenen Scherze
auf Amelies Stimmung Wirten zu lassen. Nun faßte er in einem
Schweigen ihre Hand: „Sag mir doch, was dir fehlt. Ich dachte mir,
daß dieser Tag dich erheitern würde,"
Mit einem Wort an den Wirt und einer wenig geglückten Ve
mcrkung über die Schönheit dieses Abends suchte Amelie abzulenken.
Aber Richard, der sich um den Erfolg seines Planes gebracht sah, ließ
nicht nach, vergaß seine abergläubischen Vorsichten, drängte sich an seine

Frau heran und wies ihr feine Bereitwilligkeit alles zu hören, bis sie, außer sich und ganz aufgewühlt, losbrach, Ihre Begegnung nnt der Freundin hatte die Tiefen ihres Wesens erschüttert, alle Sehnsüchte an das Licht gebracht und, nachdem sie das Baby bis in alle Einzelheiten, die blonden Härchen, die blauen Augen, die Falten des Halses beschrieben hatte, begann sie zu weinen. Auf dem Tische stand ein Windlicht, um vor der herankommenden Nacht einen kleinen ilreis zu retten, in dem eine Flasche und zwei Gläser mit rotem Wein glitzerten. Zwei Schatten an der Wand neigten sich gegeneinander und verschmolzen. Richard flüsterte: „Ich wein es, ich weiß es!"

Als Amelic fortfuhr zu schluchzen, fagte er: „Ich habe heute nacht gesehen, wie du die Wäsche nutz dem Kasten nahmst. Und da ich sah, wie schwer es dir wird, zu verzichten, wollte ich dich darauf wenigstens einige Stunden vergessen lassen."

Da fühlte sich Amelie von seiner Liebe aufgesogen, wie in Flammen erglühend und trug die heiße itrone der Dankbarkeit. Die derben Maser wurden zu Glocken eines Festes, im roten Wein erwachte die Kraft der Sonne, nnd die unüberstciglichen Mauern, die den Mensche» von seinem Nächsten trennen, sanken unter den Posanncnstötzen einer entfachten Leidenschaft. Auf der Drehbühne des Schicksals war eine Verwandlung fchon bereitet.

(Schlich solg!.)

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-^chillingsfürst,

seine politischen Anschauungen und seine politische Tätigkeit bis zum Jahre 5870.

von
»
Dr. Grnft Salzer.

— tlpilottcnbnlg. —

^s ivnr kein Vorteil für die „Tenkiluirdigkeiten des Fürsten Hohcnlohc",') das; sofort nach dein Erscheinen des Werkes die Tagespreise spaltcnlauge Aussige ans ihm brachte, Ten» da vorwiegend das Tensntionellc, namentlich die Aufzeichnungen aus den letzten Jahren, abgedruckt wurden, erhielt man einen falschen Eindruck von dein Buche,

Erst nach ruhiger Lektüre des ganzen Werkes ist es möglich, seinen Wert als Rohmaterial für eine Biographie sowie als Quelle für die Zeitgeschichte richtig einzuschätzen und der Persönlichkeit Hohenlohes gerecht zu werden.

Naturgemäß überwiegt bei der Lektüre der ersten Abschnitte das biographische Interesse im engere» Zinne- Wir gewinnen einen Einblick in die Erlebnisse nnd die innere Entwicklung des Fürsten, Indem Hohen lohe dann in deu Vordergrund der Politischen Bühne tritt, werden die Denkwürdigkeiten in steigendem Maftc zn einer ganz hervorragenden Quelle der Zeitgeschichte ^ um so mebr, da sie nicht erst geraume Zeit nach den Ereignissen und nnter einem einheitlichen Gesichtspunkt verfaßte Memoiren sind, sondern ^ überwiegend gleickizeitig niedergeschriebene — tagebuchartige Aufzeichnungen, Korrespondenzen, Abschriften und Konzepte von Berichten, Reden und Zeitungsartikeln eut halten. Leider sind die Angaben über die äußere Beschaffenheit mancher Stücke (ob Konzept oder Abschrift, ob eigenhändig .'c,) mangelhaft, und

*) Vgl. die uorlcmfisse ?l»ze!ssc im Ionuaihcft dieser Zeitschrift S. 13ft,

die Autorschaft des Fürsten wird dadurch sogar stellemveise zweifelhaft;')
vielfach hätte freilich wohl nur er selbst über Zeit und Bedeutung der
einzelnen Aufzeichnungen Auskunft zn geben vermocht,

I.

Fürst Chlodwig Hohenlohe wurde am 3l. März 1819 zu Rotenburg
an der Fulda geboren. Der Vater, Fürst Franz Joseph, war öster-
reichischer, dann preußischer Husarenoffizier gewesen und hatte später
die Herrschaft Schillingsfürst übernommen, mit der die Würde eines erb-
lichcn, bairischen Reichsrats verbunden war. Er wird als ein guter
Familienvater, als ei» liebenswürdiger, von Standesvorurteilen freier
Mann geschildert, mit lebhaftem Interesse für Geschichte und Politik,
mit einem gewissen melancholischen Zug, in seinen guten Stunden von
geistreichem Witz — Eigenschaften, die mehr oder minder auch auf seinen
Sohn Chlodwig übergegangen sind, Tagegen scheint tue streng aristo-
kratische Gesinnung, die besonders in der Jugend hervortritt, mehr ein
mütterliches Erbteil gewesen zu sein, Die Mutter, Fürstin Konstanz«,
eine geborene Prinzessin von HohenloheLnngcnbnrg, war protestantisch,
und in dieser Konfession wurden auch die Töchter erzogen, während die
Söhne dem katholischen Bekenntnis des Vaters folgten. Es war folgen-
reich, das; so von Jugend ans Hohenlohe religiöse Toleranz auszuüben
lernte. Er besuchte das Gymnasium zu Ansbach, später zu Erfurt (1832
bis 1837) und studierte darauf an den Universitäten zu Güttingen, Bonn,
Lausanne. Heidelberg und wiederum Bonn Rechte (1837—1811), Da-
zwischen fallen Reisen innerhalb Teutschlands sowie nach der Schweiz,
Italien und England,

Früh schon regte sich das Interesse sür Politik in dem Prinzen,
In Lausanne führt sein Kreis so heftige, politische Dispute, daß „alle
blas;, grün nnd rot werden". Er besucht hier auch häufig die legislative
Versammlung des Waadtlandes, von der er einen sehr schlechten Ein-
druck empfängt, welcher ihn in seinen monarchistischen nnd aristokratischen
Anschauungen bestärkt, Ebensowenig Gnade findet in der Heidelberger
Zeit der badischc Landtag vor seinen Augen, den er in jugendlicher Leiden-
schaftlichkeit als „Lumpenpersammlung" und „Schwätzeranstalt" be-
zeichnet, weil er zwei seiner „besten Professoren, Mittcrmaier nnd Ran,"
von Heidelberg fernhält,

Hohenlohe erscheint in seiner Jugend als eine weiche, gefühlvolle
Natur/') mit künstlerischen Neigungen — er dichtet, musiziert, zeichnet,

*) Von der Auf,eichnu»g aus d. I. 1862 I, 113 ff. — offenbar einem Aussatz «der
Zeitungsartikel — erfahren wir nicht, ob es eine Mschrift oder ein Original-Konzept ist-,
im enteren Fall wäre es mögüch, das, der Fürst gar nicht der Verfasser wäre, sondern
den Artikel bloß abgeschrieben hätte.

**) „Ich muß umsichtig sein, sonst gehe ich in Hingebung unter". 1843.

will einen Roman schreiben — überwiegend passiv und bcsckMilich,')
sehr stark abhängig von seiner Umgebung. Er erkannt das selbst ganz
klar, mißt die Schuld daran zum Teil allerdings der langjährigen. Hof-
meisterlichen Leitung bei nnd setzt sich zum Ziel, „seinen Charakter zu
erhärten" (12, IV. 1«42). Tnrch das Bestreben, seine CharattersckMichen
zu bekämpfen, bekommt er einen gewissen Zug von Bcrechnetheit,"')
die ihn dann aber wieder ihrerseits zur Anpassung an seine Umgebuno
bestimmt,'")

Auf seine geistige Entwicklung war der idealistische Individualismus
Wilhelm von Humboldts vorübergehend von Einsluß: Zeitweise schwebt
es ihm als Ideal vor, in friedlicher Zurückgczogcnhcit seinen Studien
,zn leben, „sich als Individuum auszubilden und nach Vollkommenheit
zu ringen" — ein quietistisches Lebensideal, das mit gewissen Zügen
seines Charakters übereinstimmte, das aber später doch dem Trange
nach praktischer, politischer Betätigung gewichen ist.

Von Philosophen scheint ihn besonders Spinoza angezogen zu haben
— mehrfach führt er dessen Satz an: „Man soll die menschlichen Dinge
nicht beweinen, nicht belachen, man soll sie zu verstehen trachten" — ein
Satz, der Hohcnlohes rationalistischer und etwas kühler Art, die Dinge
zn betrachten, wie sie in seinen späteren Jahren immer mehr hervor-
tritt, durchaus entspricht.

Und wenn er wohl einmal das Hegel'schc Wort zitiert, daß „alles
notwendig, zweckmäßig und gut ist, weil es ist," so ist das bezeichnend
für seine konservative Richtung sowohl, als für einen gewissen opti-
mistischen oder wenigstens opportunistischen Zug.

Übrigens war er nicht stark philosophisch veranlagt und doch mehr
ein Mann der praktischen Tätigkeit als der Spekulation. Seine Re-
flexionen über Glauben nnd Wissen zeigen, daß er von einem der Grund-
gedanken der ilant'schen Philosophie, der reinlichen Scheidung von Glauben
und Wissen, gänzlich unberührt geblieben ist.

In religiöser Beziehung war er in seinen früheren Jahren ein auf-
richtiger Anhänger des Christentums. Die rationalistische Aufklärung
war ihm ebenso verhaßt, als das Muckertum. Von dem Dogma einan
zipicrte er sich allmählich, nicht ohne Kampfs) immer mehr, suchte

*) Ei gewinnt „die Einsamkeit des Krankenbettes" bei einer Erkrankung an den
Masern lieb, da ihm „durch die einsamen Studien und Betrachtungen gar manches klarer
geworden ist."

**) Vgl. T. 247, Anm.2 und die Fortsetzung „Ein Prinz muß überall berechnen und be-
obachten mit dem äußeren Schein der größten Gemütlichkeit nnd Freundschaft" zc.

***) So klagt er über „die Verderbtheit unseres jetzigen Menschengeschlechts" und über
die Notnxmdiakeit, gewisse jugendliche Sünden zn begehen, „nm sich ans das Niveau seiner
Umgebung stellen zu tonnen, nm den Schlechten nicht unbehaglich zu werden."

-j-) I, 28: Ich kann mich übrigens, soviel ich mir in letzter Zeit habe vorlügen
»vollen, in alle Dogmen nicht mehr hineinarbeiten (1846).

aber doch sei» religiöses Bewußtsein zu bewahren und hielt den Rückgang
des religiösen Sinns für eine große Gefahr der staatlichen und sozialen
Entwicklung.- So sehen wir auf diesem Gebiet ebenso wie auf dein poli-
tischen konservative und liberale Ideen in ihm verbunden, Tem Pro-
testantismus gegenüber war er nicht nur tolerant — er besaß zeitweise
für denselben sogar eine große Sympathie, Er identifizierte ihn in feiner
weitesten Bedeutung geradezu mit „der freien Entwicklung des mensch-
lichen Geistes" (1847) — aber es war doch mehr die kulturelle Bedeu-
tung des Protestantismus für die Entwicklung des gesamten modernen
WcistcBlebrüs, die ihn mit Bewunderung erfüllte, und deren Leugnung
ihn zu Beginn feiner parlmnentarifchen Tätigkeit in der boirischcn
Reichsratskammcr zu einem fast leidenschaftlichen Gegner der ultramon-
tancn Partei machte.') In rein religiöser Beziehung dagegen hat er
wohl »venig Verständnis für den Protestantismus besessen, dessen Wesen
er darin erblickt zu haben scheint, daß das Togmn sich auf die Schrift
gründe. Tiefen protcstantifchcn Togmatismus verwirft er ebenso, wie
den katholischen Autoritätsglauben und kommt zu einer mehr mystischen
Religiosität, zu dem Streben nach einem Zustand reiner Beschaulichkeit
auf Grund der Erkenntnis von der Nichtigkeit der Welt und der Verderb-
lichkcit der Sünde.

Äußerlich ist er aber doch Mitglied der katholisclien Kirche geblieben;
de» Anschluß an die Altkatholiten lelmte er ab, weil er kein Interesse
daran hatte, daß sich eine nene Sekte bilde, und wünschte, daß sich die
katholische Kirche aus sich selbst heraus reformiere. Da er dies hofft, bleibt
er in der Kirche, ohne aber Ultramoutaner zu werden, ein Begriff, den
er dahin definiert, daß der Nltramontanc seine Meinungen und Hand-
lungen durch die Instruktionen des Jesuitenordens bestimmen lasse. Und
er ist immer einer der vordersten Rufer im Streit gegen Nltramontanis-
mns und Iesnitismus gewesen.

In seiner Jugend erscheint der Prinz wenig selbständig ^ in den Vor-
urteilen seiner Standesgenossen befangen: Nach dem Abschluß seiner
Studien und der Anlegung des Ausknltatoreramens (Koblenz, April
1841) wünschte er in den preußischen, diplomatischen Ticnst einzutreten,
aber unter Dispens von dem nicht standesgemäßen, vorgeschriebenen
Vorbereitungsdienst bei den Justiz- und Verwaltungsbehörden. Erst als
Friedrich Wilhelm IV. ein dahin gehendes Gesuch abschlägig bcschieden,
überwand der Prinz sein Vorurteil und trat als Auskultator zu Kublenz

*) „Die Unduldsamkeit, den Haß genen de» Protestantismus, die Idee, das; die
Reformation mit allen ihren Folacn ... das; unsere philosophischen, literarischen und
anderen Glanz- und GMenpnnkte „ur Verirrunaen aewesc» seien, erklärt er für eine
absurde, feinem innersten Wesen diametral entiWcnaeschte Perfiditclt, für eine, auf innere
Verworfenheit zeiamde Korruption." (Taqcbuch Mai 184!>.)

in de» preußischen Staatodieust') lApril 1842). Nach Ablegung des Refercudarerameus ini Sommer l813 und längeren Reisen wurde er im Frühjahr 1844 Referendar bei der Potsdamer Regierung. Es war wohl nicht eigentlich Vorliebe für den preußischen Staat, die ihn zum Eintritt in dessen Tienst bestimmte: Er war immer mehr ein Anhänger süddeutschen Wesens, hat für die konservativen Grundlagen des preu Mischen Staates nie das rechte Verständnis besessen und noch im hohen Alter den preußischen Junker durch die liberale Brille betrachtet. In den früheren Iahreu namentlich fühlte er sich als Immediatcr außerhalb eines einzelnen Staates stehend - heimatlos.") Es war Wohl mehr die Rücksicht auf seinen in Preußen gelegenen Grundbesitz, die ihn auf Preußen hinwies: er hatte von seinem kinderlosen Thcim, dem Land grasen Viktor Amadcns von Hessen Rotenburg, das Fürstentum Eorvcv"") in Westfalen und die .«Herrschaft Treffurt im Regicrungs-bezirk Erfurt ererbt, während feinem älteren Prüder der schlesische Allodial besitz des Oheims, das Herzogtum Ratibor, zufiel und der dritte der Brüder nach dem Tode des Vaters die Herrschast Schillingsfürst über--nahm,

Alsbald empfand der Prinz in Koblenz „die Wonne" regelmäßiger Arbeit, Tie Abneigung des Immcdintcn gegen Vureaulratismus freilich verleugnete er nie: 184N dichtet er die launigen Verse:

Mcs möcht' ich, nur nicht einsam
Hinter staub'gcu Arten sitzen
Il»d in Schlafrock und Pantoffel»
Gähnend mir die Feder spitzen.

Aber andererseits gewann er die Überzeugung, daß „der Adel nur durch geistige oder moralische Vorzüge oder wenigstens Anstrengungen die Stellung behaupten kann, die ihm überall streitig gemacht wird" sl843). Diese libernlaristokratischc Stimmung nimmt dann im Laufe der vierziger Jahre zu, je näher der Prinz den Ausbruch einer Nevo> lution kommen siebt — „eine Zeit, wo auf den Stand nicht mehr gesehen wird" — und er mahnt die Aristokratie, „sich zu waifncn , , , mit den, Wort voll Kraft, das sie ans der Wissenschaft schöpfe, damit sie eine feste, wahre und undurchdringliche Stütze für den Thron und für sich selbst fein könne" l1844), Vald darauf klagt er über „die Verwirrung und die Unklarheit der Begriffe in den höchsten Regionen" in Berlin, „wie man jeden Wunsch des Volkes, der mit den Absichten der Regierung nicht

*)E« .beruhigt" ihn noch im Mai 1812, bei einem Nestch in Neuwied, da« ihn die fürstliche Familie wegen des Anskultator? „nicht schief ansieht, wie er gefürchtet, sondern ihn als ein besonder? merkwürdige? Subjekt betrachtet."

**) Vorübergehend dachte er auch daran, in englischen Militärdienst zu treten und am Opiumlriea gegen ^hina teilzunehmen.

*»') Ein vorübergehender Aufenthalt in yower, z» ynde 1N11 hatte ihm .die II». Möglichkeit dargetan, sich dort zu etablieren."

übereinstimmt, für ein Staatsverbrechen ansehe," Er fühlt, daß er der Regierung im schlesisckicn Provinzial Landtag Opposition niachcn mutzte, falls er dort die Vertretung feines Bruders übernähme — „wenn er nicht," wie er fchr diplomatisch bemerkt, „als Anfänger das Recht hätte, wenig zu fprecheu und feine Prinzipien noch möglichst im Tnnkel» zu Kalten,"

Infolge des Todes seines Bruders Philipp Ernst, der sein bester Frennö war und an dem er mit rührender Liebe hing, übernahm Chlodwig im Jahre l5U5 Tchillingsfürsl und überließ Corvcy seinem ältesten Vrndcr, dem Herzog von Natibor, Im nächsten Jahre schied er aus dem preußischen Staatsdienst aus, Im Jahre 1!<l? begründete er durch seine Vermählung mit Priirzessin Marie zn Taim-Wittgenstein-Verlebürg ein eigenes Heim, Tie Ehe muß eine sehr glückliche gewesen sein, Ten Verlust der Fürstin, die im Jahre 15M7 starb, hat Hohenlohe nicht mehr verwunden — ihr Tod »var „der Riß, der alles zerstörte", und „die Gewißheit, daß dieses lange, gemeinsame Leben, gang und gar zu Ent>c ist, liegt auf ihm wie eiuc Last, von der er nur durch den Tod befreit werden kann."

Hohenlohes Gegnerschaft gegen den Nllramontanismns, den wir fchon oben berührt haben, war wesentlich mit bedingt durch seine starke, nationale Gesinnung,

In einem Aufsatz über den politischen Zustand Teutschlands (Ende 18^7) erblickt er die eigentliche Gefahr in der allgemein verbreiteten Unzufriedenheit nnö fübrt diese nicht zum mindesten zurück „auf die Nullität Teutschlands gegenüber den anderen Staaten", Österreich und Preußen sind zwar — wenn auch schwache ^ Großmächte aber „das übrige Teutschland spielt immer die Nebenrolle und den kannegießern den Zuschauer"*) — „für einen denkenden, tatkräftigen Mann ist es ein trauriges Los, in der Fremde nicht sagen zu können: ich bin ein deutscher , , , sondern sich sagen zu müssen: ich bin ein Kurhesse, Tarmstädtcr . . . mein Väterland war einmal ein großes, mächtiges Land, jetzt ist es zersplittert in 38 Lappen," Er erklärt es daher für einen verhängnisvollen Irrtum, die Revolution durch liberale Reformen in den Einzelstaaten obne Reform der Gesnmtverfassnng Teutschlands Verbindern zn wollen — dieser Fortschritt führt seiner Ansicht noch zur Re>volution, und demgegenüber will er „nltrakonservativ" sein, »vcil er dar!» mehr Garantie für die Nube des Vaterlandes findet. Er war also, obwohl im Grunde Liberaler, aus taktischen Gründen konservativ nnd gegen

*) Hier zeiat sich schon der spezifisch süddeutsche AusaanoMmtt seiner nationalen stksinnmia, der später noch stärker hervortritt.

liberale Reformen, solange keine starke, deutsche Zcntralgowalt vor»
banden war.
In dieser Stimmung trat der Fürst in das Nevolutiousja.hr ein.
Er verurteilte die klägliche schwache der Negieruugcu auf das schärfste
und forderte statt der Berufung einer konstituierenden Nationalversamm
lnng die Berufung eines'Parlai»cnt«Z, die Bildung einer Fürstcnkannncr
und die Ernennung eines Viiudesbaupt^Z durch die Regierungen
— nur auf diese»! Wege scheint ihm die Anarchie abwendbar. Aber
bald wurde er doch von der Bewegung mit fortgerissen: Mit begeisterten
Worten trat er am ^, April in der Kammer der Rcichsräte als Referent
für das Wahlgesetz zur konstituierenden Nationalversammlung ein, und
am 24, Mai begrüßt er das bairückc (besetz über die Ministerverantwort
lichkeit als „einen Übergang zum wahren, konstitutionellen Prinzip".
Von dem Doktrinarismus der deutschen Liberalen blieb er freilich
frei: Sehr streng beurteilt er die Nationalversammlung, die kostbare
Wochen mit der Beratung von Grundrechten des deutschen Volkes ver-
brachte „mit dummen, einfältigen Schwatzereien", wie er erbost
schreibt,
Ter Frankfurter Putsch und die Ermordung Lichnowsfps und Aucrs»
Walds am 13, September — „die grausenhaftcste Tat, die je die Welt-
geschichtc gesehen hat" ^ erfüllen ihn mit einer „Hoffnungslosigkeit ohne-
gleichen": „zu dem Aufblühen eines großen, freien Teutschlands, an
das ich noch vor 2 Monaten geglaubt, gebort ein gesundes, kräftiges
und fr o nun es Volk: mit Skeptikern uud da, wo der Zweifel in die
uutersteu Schichten der Gesellschaft eingedrungen ist, kann man kein
staatliches Leben mehr hervorrufe»," Man sieht, wie seine im ganzen
liberale Staatsgesinnuug doch eine stark konserpative Nnicrströmung
bat, die als eine natürliche Folge seiner sozialen Stellung sowohl, als
seines ganzen Charakters erscheint, der allem Radikalen abgeneigt war
Er vergleicht die Zeit ^ in allzu starke», Pessimismus ^ mit der des
untergehenden römischen Reich? und meint. „Christentum und Zivili»
sation werden sich eiu anderes, gesunderes Volk aussuchcu als das curo-
päische". Aber diele pessimistische Stimmung war doch nur vorüber
gehend, In „jugendlichem Selbstbewußtsein" übernahm er von feiten
der provisorischen Reichsregierung in, November die Mission, de» Höfen
von Athen. Rom und Florenz den Regierungsantritt des Erzherzogs-
Rcichsverwcsers Johann anzuz^ige», Hier im Orient -- von Athen
machte das fürstliche Paar einen Abstecher nach Palästina und Ägypten
-^ kam der Fürst ans die etwas dilettantische und verfrühte Fdcc deutscher
Kolonisationen in, Orient ^ er denkt in erster Linie an Cnpern — ferner
an Nhodus-, Svrien und Kleinasien.
Nach der Beendigung jener Mission beschränkte sich die Politische
Tätigkeit des Fürsten wieder auf den bairischeu Reicbsrat, Hier be

kannte er sich in der Sitzung vom 12. November 18^U als einen per-
sönlichen Anhänger der preußischen Unionspolitik, des Dreitönigsbünd»
nisses, da er nach wie vor von der Notwendigkeit einer starten, monar-
chischen Zentralgewalt neben einem deutschen Parlament überzeugt war
und eine Lösung der nationalen Frage im großdeutschen Sinne nie siir
möglich gehalten hat — aber er respektierte als musterhafter Konstitutiv
neller „den Willen der Mehrzahl des bairischen Voltes, dem gegenüber
die persönliche, subjektive Überzeugung des einzelnen zurücktreten müsse".
Das süddeutsche, standesherrliche Leben in Schillingssürst befriedigte ihn
auf die Dauer wenig, „weil es die Faulheit zum Lcbcnsberuf stempelt".
Dieser Mangel an innerer Befriedigung über seine Tätigkeit gibt ihm
— schon in der Volltraft der ersten Mannesjahre — bisweilen einen
gewissen müden, resignierten Zug: so bemerkt er im Jahre 1851 in einem
Briefe, daß er nicht mehr, wie vor zehn Jahren, „noch voll Lebenshoff'
nung und Erwartung von zu, verwirklichenden Idealen sei". Aber das
sind mehr Stimmungen, Es war in ihm in jenen Jahren doch ein
förmlicher Drang nach Betätigung und eine starke Unternehmungslust
lebendig. So übernahm er gern im Herbst 185>1 die Verwaltung der
litauischen Güter feiner Gemahlin und ihres Bruders. Schon im Herbst
1853 indessen gab er infolge von Meinungsverschiedenheiten, mit seinem
Schwiegervater die Verwaltung dieser Güter wieder auf und lehrte
nach Schillingsfürst zurück. Das Stilllebcn daselbst — durch den regel-
mäßigen Wintcranfenthalt in München und durch längere Reise» nach
Italien, Berlin und England unterbrochen — ließ bald von neuem den
Wunsch nach dauernder Beschäftigung und einem Lebensberuf rege
werden: „Je älter man wird, desto nötiger ist ein Beruf. Was uns
das Leben nimmt, muß die Pflichterfüllung ersetzen." Er hielt sich
persönlich für ungeeignet zur bloßen Erfüllung des aristokratische»!
Lebeusberufs, der „gut durchgeführt, achtungswert ist und Anerkennung
finden wird, oder in Zersplitterung und mit der Sortierung von goldenen
Tosen und Weihnachtsgcscl)enken endet".
Bezeichnend dafür, wie sehr er Politiker geworden und alles zur
Politik in Beziehung setzt, ist eine Stelle aus einem Briefe aus Paris
(18N2): „Was ich hier fehe, erfüllt mich insofern mit Ärger, als ich eine
große Nation mit einem nationalen Zentrum, großen, weltumfassenden
Interessen, Plänen und Gedanken erblicke, während daheim Uneinigkeit,
Zersplitterung nationaler Kräfte, Pläne nnd Gedanken herrscht und
Deutschland nicht die Stellung einnimmt, die es . . . einnehmen sollte.
Wir werden hier angesehen wie die Polen, wie eine überlebte Nation ..."
Um die Wende des Jahres 1859 machte er dcu — übrigens erfolg-
losen — Verfuch, im bairischen, diplomatischen Dienst Verwendung zu
finden. Mit jener Anpassungsfähigkeit, die einen der Grundzüge seines
Charakters ausmacht, betonte er in einem Gespräch, in dem er König

Mar II, diesen Wunsch aussprach, daß jetzt eine Zcntralgewalt im 3inne
des Jahres 1^>> nicht mehr möglich sei, und daß der itönig sich auf das
bairische Volt stütze, das von einer preußischen Hegemonie nun einmal
nichts wissen wolle.

Im Grunde seines Herzens aber blieb Hohenlohc selber einstweilen
nach wie vor illcindcntscl^er und Anhänger des Nadowitz'schen Union-?-
Programms: Bundesstaat unter Preußen und Bündnis mit Österreich,
obwohl stets der Ausgangspunkt für seine nationale Gesinnung die Ohn-
macht des außer-preußischen und äußer-österreichischen Tüdwcstdeutsch'
lands war.

Tie Lösung der deutscheu Frage im großdeutscheu Tinne hielt er
nur auf dem Weg« der Revolution und in der Form der großen, deutsckjen
Republik für möglich. Er erkannte, daß der großdcutschc Föderativst««:
^>er Monarchien „unmöglich" sei, da innerhalb eines solchen, weder
Preußen sich Österreich/) noch dieses jenem sich unterordnen tonne, und
die deutschen Fürsten leine Hohcitsrechte aufgeben wollten.'*)

Er wünschte die katholische Partei für das tleiudeutschc Programm
zu gewinne!, und versuchte ans sie in diesem Tinne durch den Grasen
Montalembert, einen der Führer der französischen Katholiken,"') ein°
zuwirlen.

Ter Fürstentag führte Hohenlohe in, Jahre 1863 nach Frankfurt.
Er fand das Verfafsnngoprojekt anfangs so übel nicht.f) tarn indessen
doch bald zu der Erkenntnis, daß der österreichische Coup verfehlt war.

Vorübergehend hat er dann die Politik der Trias — der Organi-
siernng des dritten Teutschlands außer Österreich und Preußen — ver-
fochten: Er glaubte, daß durch die schleswig-holsteinische Verwicklung
die deutschen Mittelstallten zu einer größeren, politischen Geltung ge-
langen tonnten, und forderte daher im Februar 18t>4 von dem bairischen
Minister Tchrenck die Iusammcnberufnng eines mittelstaatlichen Par-
laments und eine entschiedene Politik — erkannte aber bald, daß in den
Bestrebungen, Vaiern an die Tpitzc der Mittelstantcn zu bringen,
Vorsicht nötig sei <MU). Und im nächsten Jahre wurde er
sich darüber klar, daß in der Abneigung der Tnnastien, der
demokratischen Partei, sowie Österreich:' und Preußens gegen den

*) Für die Unmöalichkeit eines Bimdesverhältnisses mit Österreich führte er auch
als Beweis cm, daß es nie aelnnaen sei, den Zolluerein auf Österreich auszudehnen, daß
also eine wirtschaftliche Interesseiniemeinschaft mit ihm nicht bestehe. Völderndorsi, Vom
Fürsten hohenlohe 3. 4.

**> Daß der Neindcutsche ebensowohl wie der aroßdeulsche Föderatwstaat da? ,,Anf-
aebcn aewisser hohcitsrechte von seite» der deutschen Fürsten voranssehte", scheint er z«
üben'ehen.

^) >Ix>henlohe lebte im Febrnar n„d März 1W2 in Pmis.

1°) Nach Völdenidons, 3. 4 tadelte., er besonders die aerinae Berückstchtigmia der
materiellen Interessen.

Triasgedanke» diefcm noch „viele zunächst unübersteigliche Hindernisse" entgegentreten. Er fürchtet daher, „daß die Mittelstaaten dazu verdammt sein werden, nach wie vor in dem gegenwärtige» Znstand zn verbleiben, bis sie einmal in einem großen europäischen Konflikt als Opfer von notwendigen Terrltorialveränderungen fallen werden," Tennoch sieht er nur in der Konstituierung der dritten Ttaatcngrnppe die Lösung des deutschen Rätsels — denn daß Preußen seineu Bundesstaat organisieren könnte, halt er nur unter der Voraussetzung für möglich, daß Österreich von der Karte von Europa verschwinde — eine mertwürdige Vcrtcnnung des Machtverhältnisse? zwischen Österreich und Preußen. Er hält es im Interesse von Preußen und Osterreich sogar für zweckmäßig, daß diese beiden Mächte durch ihren Einfluß die Organisierung der Trias zustande bringen! Ihm schien bei dem deutschen Partikularismns eine föderative Verbindung der Mttelsiaaten z>var schwer, aber immer noch leichter, als dieselben einem 2taat wie Preußen oder Österreich staatlich oder bundcsstaatlich zu intorpo» riercn — eine Anschauung, deren Unrichtigkeit durch die spätere, tat» sächliche Entwicklung erwiesen wurde, Hohenlohe kam übrigens selbst bald wieder vom Triatzprogramm ab: Als sich die deutsck)e iirisis näherte — im März 18(i»i erkannt« er die Unmöglichkeit einer Einigung der Mittel und Kleinstaaten und der Berufung eines Triasparlaments und stellte dem Prinzen 5lnrl von Vaicrn die Gefahr vor Auge», daß Preußen, ein derartiges Programm übertrumpfend, auf die Unionsidee von I^ül zurückkommen tonne.

Als dann Preußen seinen Nesormcntwurf eingebracht hatte, erkannte Hohenlohe sehr richtig, daß Prcußen jetzt nur die Suprematie im Norden erstrebe, und suchte Ludwig II, z» bestimmen, sich mit Prcußen zu verständigen, das Vaiern eine ansehnlichere Stellung im Süden zuzugestehen bereit war.') Er vermochte indessen mit diesem Programm nicht durchzudringen.

Für die Stimmung des Jahre? 1806 in München sind die Aufzeichnungen des Fürsten aus diesem Jahre eine sehr wertvolle Quelle — im übrigen enthalten sie aber natürlich auch viele falsche Nachrichten, besonders über die preußische Politik/')

Hohenlohe glaubte, der Arieg werde lauge dauern. Tcine Stim» mung war sehr pessimistisch. Ti? Mittclstaate» hielt er für verloren und meinte, Preußen werde sich im Norden arrondieren, und die Mittel stauten würden unter französischer oder österreichischer Protektion fort, vegetieren, bis sie an diese Staaten fallen würden.

*) I, 134, vgl. auch o. Völderiidorff 5, 6 und Nibel IV, 288, 328, wonach Vismnrck entschlossen war, Naiern eveiü. den militärischen Oberbefehl im Süden zuzugestehen.

") S. 151 Nismarck steht nnler dem Einflnst der Jesuiten! T. IL!» Äismarcl will Napoleons Wunsch einer Landabtrelung erfüllen!

Als dann der Kampf entschieden und der Austritt Österreichs ans
Deutschland besiegelt war, da trat Hohcnlohc nachdrücklich siir eine»'
engeren Anschluß an Preußen ein, da weder die Gründung eines südlvest
deutschen Bundes („Winkcldcntschlands") noch eine selbständige Stellung
Baierns inmitten der Großmächte noch eine Anlehnung an Frankreich
möglich sei. Und zwar riet er, diese Annäherung an Preußen sofort zu
vollziehen, noch bevor das Haus des Norddeutschen Bundes fertig sei,
weil man so lange noch für die Selbständigkeit Vaicrns und seiner
Dmmstie günstige Bedingungen erhalten könne (Rede im Rcichorat vom
81. August 18l)6). Bald sollte der Fürst Gelegenheit erhalten, als lei-
tender Staatsmann selbst sich mit diesem Problem zu befassen: Im
Herbst des Jahres I5W kam es in München zu einem großen Umschwungs
Der König entschloß sich zu einem Persoualwcchsel im Ziuilkabinett und
im Ministerium. Am ?>1. Dezember t8W erfolgte die Ernennung Hohen
lohcs znm Minister des königlichen Hauses und des Anßcren und zum
Vorsitzende» des Ministerrats.

II.

Es waren sowohl persönliche als auch sachliche Gründe, die den
Fürsten bestimmten, den bairischcn Ministcrftosten anzunehmen. Eine
spezifisch bairische Staatsgesinnung hat er ursprünglich wohl kaum be-
sessen.') Er war im Grunde doch immer in erster Linie der Mediatisierte.
So bringt er einen Winter in Rom zu, um sich dort eine Stellung in
der Gesellschaft zu machen und damit feinem Bruder Gustav, dem Kar-
dinal, sowie den: ganzen Stand der Mediatisierten zn nützen; im Jahre
ll>«l! ist er sehr empfänglich für Noggenbachs Vorstellungen, daß die
Stellung der Standesherren eine allgemein-deutsche fei, ihre Politik des
halb auch ciue allgemcindeutschc werden, müsse: nnd auf dem Frank
furter Fürstcntag hofft er, im Interesse der Mediatisierten Wirten zu
können. Noch ein halbes Jahr vor der Übernahme des bairischcn Mi
nisterinms bemerkt er gar, daß die Katastrophe von 18W „den Mittel
und Kleinstaaten ihre Nichtigkeit uni> Erbärmlichkeit recht klar «<! !>mn!
nen, demonstriert habe". Je weniger er sich mit einem der deutschen
Staaten identifizierte — denn er war natürlich noch weniger Preuße ^
um so stärker war seine nationale Gesinnung, die nur insofern einen
gewissen stammcs-partiknlaristischcn Ausgangspunkt hat, als er größeren
Anteil Cüddeutschlands an der Lenkung der Geschicke der Nation wünschte.
Auch ein Gefühl persönlicher Hingabe für Ludwig II, nxn ihm wohl
fremd.") Aber die Stellung eines bairischen Ministers hat offenbar

*) Man gewinnt eher den Eindruck, das; ei erst durch sein dänisches Ministerium
Vaier wird.

**) Vssl. die scharfen Aen!>nmaen !, t'>7, 1«0, 1«>9ff.: nach I, t7N aNerdinas ent^
sclmldisst er de» >lönia teilweise dadurch, bah ihn das Kabinett uon den Geschäften fernhielt.

seinci, Trang nach Betätigung, seinen Ehrgeiz gelockt. Er fühlte, das; er der Aufgabe gewachsen sei, und fand andere Projekte „so dumm und landcsgcfährlich, das; er bei aller Bescheidenheit feinen Eintritt ins Ministerium als eine Notwendigkeit" ansah - also als eine sachliche Notwendigkeit, im Interesfe der Erhaltung Baierns — aber zugleich auch im Interesse Teutschlands, d, h, einer Einigung mit Preußen nnd dem Norddeutschen Bunde. Gerade diese nationale Rücksicht war schließlich das Entscheidende, was ihn bewog, den Ministerposten anzunehmen, auch ohne daß man ihm eine vollständige Neubildung des Ministeriums übertrug:

Nachdem er von dem geheimen Bündnis Kenntnis erhalten hatte, das fein Vorgänger v, d, Pfordten zugleich mit dem Frieden mit Preußen abgeschlossen, hielt er es vor alle!» für nötig, das bairische Hecrivesen möglichst schnell zu reorganisieren nnd die Südstaateu wenigstens militärisch zusammcnznfassen ^ die Hauptsache aber, so äußerte er zu seinen» Vertrauten, Freiherr» v, Völderndorff, sei, daß im entscheidenden Moment in Vaiern ein Mann Minister des Auswärtigen wäre, der die gegen Preußen eingegangene Verpflichtung unbedingt nnd ohne Zaudern erfülle,*)

Nie in feiner Rede vom AI, Angust nnd ans denselben Gründen hatte er auch im November in einem vom König erbetenen Gutachten gefordert, mit Preußen ein Ver fas sn n g s b ü n d n i s abzufchließcu, das allein Baiern sichere Garantien biete, und für das setzt noch günstige Be> dingungen zu erhalten seien. Ter Abschluß eines derartigen Bündnisses war auch die vornehmste Forderung seines ursprünglichen Ministerprogramms. Erst als er vom Prinzen Neuß, dem preußischen Gesandten in München, gehört, daß man in Berlin aus Rücksicht auf Frankreich zunächst keine Verhandlungen mit Tüddeutfchland anzuknüpfen wünfche, akzeptierte er ein vom Grafen Taufftirchen ausgearbeitetes, „entschiedeneres" Programm,") das als entfernten, aber unverrückbaren Zielpunkt der Politik Vaierns ^ etwas verblümt den klein-"") deutschen Bundesstaat bezeichnet, „geschützt gegen außen durch eine starke Zentralgcwalt und im Innern durch eine parlamentarische Verfassung, unter gleichzeitiger

*) Völderndorff 2. 8. Tic Erzählung ist wohl anfrechtnierlMcn, obwohl die Tenkwürdigkeiten sie nicht direkt bestätige,,. Tab der Fürst in seinem Tagebuch und in Gesprächen mit anderen Ministem (I, 191) sowie in seinem Programm nichts von der tatsächlich ab' geschlossenen Allianz erwähnt, beweist nicht, daft er sie nicht kannte — denn sie war Ttaatsgeheimnis, über das er nicht rede» „nd schreiben durfte; V, aber war sein Vertrauter, dem er wohl selbst die Allianz mitgeteilt hat.

**) Tas I, 184 gedruckte Programm scheint »ach I, 183 nicht das m-sprüngliche, sondern das nom Grafen Taufftirchen ausgearbeitete zu sein. Leider fehlt auch hier jede Angabe über Hand, Zusätze:c.

***) „Die Vereinigung der Gesamtzahl und, soweit dies unmöglich, der gröneren Zahl der deutschen Stämme zu einem Bundesstaat."

Wahrung der Integrität des Staates und der Krone Naicrn," Die
Bildung eines süddeutschen Bundesstaates unter östcrrcichisäier Führung
oder eine? südw<.'stdcntschen Bundes wird darin abgelehnt — ebenso der
Eintritt Naicrns in den norddeutsche» Bund ^ „das Streben nach
solchem Aufgehen im preußische» Ztaatc" wird sür gänzlich unvercin-
bar nnt de» Pflichten der Näte der bairischen Krone erklärt."') Auch
ein „Versuch, mit Preußen in diesen: Augenblick und ehe Norddeutsch
land selbst das Bedürfnis solck)er Einigung fühlt, über eine Vereinigung
zu irgend einer andere» Form des Bundesstaats i» Unterhandlung zu
treten, wird als inopportun abgelehnt,") Dagegen wird die sofortige
Anbahnung einer Allianz mit Preuße» gefordert, und zwar in der Form,
daß in: Kriegsfall Vaier» gegen bestimmte Garantie der Souveränität
seines Königs sich der Führung Preußcns unterstellt, worauf bei Organi-
sation der bairischen Wehrkräfte Bedacht zu nehmen sei. Daneben wird
die Wahrung guter Beziebungen, namentlich zu Österreich, u»d der An-
schluß der südwcstdentschen Mittelstaaten an das preußisch bairische Bund»
nis gefordert, ferner gleichartige Regelung von Gesetzgebung nnt» Ver»
kehr i» den deutfche» Staaten, fowie Organisation des Heeres nach den
Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht,
Tas Programm -zeigt zwar das Festhalten Hobenlohes am Ziel des
Neindentschc» Bundesstaates. Aber indem er bairischer Minister ge»
worden, übernimmt er doch zugleich die Pflicht, die bairischc Selbständig-
keit aufrecht zu erbalten i das sah er, wie er einmal zum Großherzog
von Baden bemerkte, als „eine Ehrensache" gegenüber dem König an,
die ihm, als bairisck^em Minister, in seiner nationale» Politik bestimmte
Grenzen ziehe, während der Großherzog als Souverän darin so weit
gehen könne, als er wolle. An der Gruudtendenz dieses Programms
hat Hohenlohe während seines Ministeriunis — das doch den Höhe-
punkt seiner staatsmännische» Tätigkeit darstellt — unentwegt festgc-
halte». Aber im Einzelne» haben die Verbältnissc dasselbe doch etwas
modifiziert, Ei» Hauptpunkt, die Allianz mit Preuße» und Uütcrstellu»^
des bairischc» ‚Hceres »nter preußische» Oberbefehl im Kriegsfall fowie
die Garantie der bairische» Integrität, war bereits erfüllt.
Es galt daher jetzt zunächst, das Heerwesen zu reorganisiere», und
zwar nach preußische»! Muster und in möglichster Übereinstimmung mit
Württemberg, Baden und Hesse», Dies war die erste Aufgabe, die der
Fürst in Angriff »ahm. Auf seine Initiative einigten sich die siid'

*> Vielleicht war dieser Passus im ursprünglichen Programm etwas wemger „ent-
schiede,!" gefaßt (vgl. I, 183).

**) Dieser Passus scheint eist durch Tauffkirchen zugefugt worden zu sein. T<im
Hohenlohe sagt I, 183, er habe dessen Programm um fo eher zustimmen können, als er
von Reuß gehört, das, man in Verlin mit Süddentschland noch nicht verhandeln wolle.

deutschen Regierungen auf den Ministerkonfcrcnzen zu Stuttgart')
(!'., bis 5. Februar 1867) über die Grnndzüge einer gleichmäßigen, militärischen Reorganisation, Tic weiteren Verhandlungen rückten aber nur sehr langsam von der Stelle und führten erst am 10. Oktober 1868 zur Einsetzung einer gemeinschaftlichen Festungskommissiou der süd deutschen Staaten und im Juli 1869 zur Bildung einer gemischten nord und süddeutschen Inspizicrunaskomnnssion für die Festungen Ulm, Rastatt, Landau und Mainz,

Todann suchte Hohcnlohc eine Verständigung mit den anderen siid» deutschen Regierungen darüber anzubahnen, auf welcher Basis nach der Feststellung der Verfafsung des Norddeutschen Bundes das Verhältnis der süddeutschen Staaten zu demselben zu regeln sei.

Die Vorschläge, die Hohenlohe hierfür Baden und Württemberg machte, blieben freilich von dem „Zielpunkt" seines Programms — vom Bundesstaat ^ noch recht weit entfernt. Hohenlohe hatte eben dabei eine doppelte Rückficht zu nehmen: Einmal auf die internationalen Verhält» nissc, insbesondere den Wortlaut des Prager Friedens, der den süddeutschen Staaten die Bildung eines besonderen Vereins freistellt, „dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt, und der eine internationale, unabhängige Existenz haben wird:" sodann auf die Abneigung König Ludwigs II, sowohl, als anch weiter bciirischer Kreise gegen eine Beschränkung der bairischen Selbständigkeit. Und er war doch nicht energisch genug, um diesen Widerständen, stark entgegenzuarbeiten ^- er >var kein Kämpfer, sondern von Natur zu Kompromissen geneigt") — den Willen des Königs und der öffentlichen Meinung nahm er als gegebene Größen hin, mit denen er zu rechnen hatte — er war nicht der Mann, seinen König in von ihm gewiesene Bahnen zu zwingen, wenn er es auch gelegentlich nicht an Festigkeit den, König gegenüber fehlen ließ und dadurch manches bei ihm durchsetzte,'") Dazu kam noch, daß er selber nach 1866 von Besorgnissen vor zu straffer, bundes» staatlicher Zentralisierung unter preußischer Führung, vor der Hinein» drängung Baierns in den Norddeutschen Bund nicht ganz frei blieb.

Er schlug daher zunächst einen weiteren (Staaten-) Bund zwischen dem Norddeutschen Bund und den Südstaaten nach Analogie des früheren.

*) Dieses wählte H., um den „Verdacht bajuvarischer Hegemoniegelüstc zn vermeiden". Voldernborff 13.

**) So gab er zum Äeisviel dem König gegenüber seinen Widerspruch gegen die lirueunnng Hünnanns zum Minister des Innen: nuf!(I, 297 f.), aber er bestand darauf, daß ihm der König vor der Ernennung eine Audienz erteilte! nach der Aiysburger Allgemeinen Zeitung vom 30. März 1868 hatte er tatsächlich am 28. März eine Aiüiienz was der Herausgeber der Denkwürdigkeiten in einer Note hätte erwähnen können.

***) Z. N. die Begegnung mit König Wilhelm in Augsburg im Oktober 18«7 <I, 2N0—268), vgl. auch I, 397.

deutsche» Bundes vor ^ freilich mit »vesentlich weiteren Vundestom
petenzen — die Erweiterung des Bundesrates Des Norddeutsck»» Bundes
durch Hinzutritt von Vertreter» der Siidstaaten und möglichst weit,
gehende vertrag smätzige Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten,
Dagegen wünschte er vorerst nicht die Erweiterung des Parlaments
des Norddeutschen Bundes zu einem allgcmeindeutMn Parlament,
sondern wollte die Mitwirkung bei der Gesetzgebung den Klammern der
süddeutschen Einzclstaatcn und dem Norddeutschen Reichstag vorbehalten.
Außerdem wünschte er eine Alliang dieses nxütercn Vundcs mit t^ster.
reich/) um internationale Verwicklungen zu vermeiden und „die Inte^
grität der Einzelstaatc» und namentlich Baierns zu wahren." Ter
Grotzherzog von Bade», mit dem Hohcnlohe über diese Frage in eine»
sehr interessanten, vertraulichen Briefwechsel trat, sowie das badische
Ministeriuni haben sofort die Tchwächen dieses Projekts klar erkannt:
Einmal die Unmöglichkeit, in absehbarer Zeit durch Vertrag die gc-
meinsamcn Angelegenheiten bis ins Einzelne zu regeln, und sodann die
Unmöglichkeit für den Norddeutschen Bund, jeder der acht süddeutschen
Kammern ein liliei uiu votc» in den gemeinsamen Angelegenheiten zu»
zugestehen. Ter Glotzherzog deutete schon im März Hohenlohe a», daß
Preutzcn an eine Reorganisation des Zollvereins mit Iollbundcsrat und
Zollftarlamcnt denke, und das; diese Reform am ehesten die Lösung der
Gesctzgebnngsfrage ^ auch für andere Gebiete - vorbereiten werde.
Freilich wollte auch Hohenlohe den „Ausbau zu einem Bundesstaate mit
parlamentarischer Verfassung vorbehalten" und hat König Ludwig II.
gegenüber sofort betont, datz „auf die Tauer sein Entwurf den berech'
tigten Wünschen der deutschen Nation bezüglich ihres Anteils an der
gemeinsamen Gesetzgebung und der kräftige» Wahrung der dcutsck>en In»
teressen nach nutzen nicht genügen werde". Aber einstweilen haben sich
Baicrn und Württemberg in einer Minifterialerlläruug über die Hohen»
lohe'fchen Vorschläge als Basis für Verhandlungen mit dem Norddeutschen
Bunde geeinigt, und auch Baden trat ^ allerdings in Erwartung späterer
Veränderungen ^ dieser Übereinkunft bei.

Ter Inhalt der Hohenlohe'fchcn Vorschläge, über die Baden in Berlin
sondiert hatte, war sicher nicht ohne Einslutz darauf, datz Vismarck als-
bald die geplante Reform der Zolltx'ieinsverfassung in die Hand nahm,
um diese dringlichste Frage in einer für den Norddeutschen Bund be>
friedigenden Weise zu erledigen.

Er sah, datz der Ausbau zum Bundesstaat einstlueilcn im Frieden
unmöglich sei — das; wohl nur unter dem Lentripetaldruck eines
äutzeren Krieges die Lösung der »ationalen Frage möglich sein werde.

*) Vssl. darüber auch Snbel VI^ 205 ff. und besonders Meyer, die Reichsgriindung
und das Gioschelzoawm Baden 2. 15? ff. nach babischen Wen.

Eben in! Frühjahr 186? scheint er doch näher, lllß man bisher annahm, die Möglichkeit erwogen zu haben, ob zu diesem Zweck ein .Urica, mit Frankreich wegen der Lurcmburgcr Frage zu wagen sei. Am 3. April ließ er Hohenlohe durch seinen Gesandte» vertraulich über den Stand dieser Frage orientieren und ihn, mitteilen: „Nach Stand der Dinge in Teutschland müssen wir meines Erachtens eher den Krieg wagen, so wenig auch das Objekt Luxemburg an sich des Krieges wert ist, Tic Auffassung der Sache in der Nation, deren Ehrgefühl ins Spiel gezogen, ist das Entscheidende, Jedenfalls sollten wir beide den günstigen Einfluß des Inzidenzfalls auf Konsolidierung der nationalen Sache nach Kräfte!! ausbeuten," Hohenlohe sowohl als der König') haben übrigens in jenen Tagen unerschütterlich am Allianzvcrtrag festgehalten und waren bereit, denselben zu erfüllen, haben aber allerdings zugleich doch sehr nachdrücklich erklärt, „weit entfernt, zum Kriege zu drängen, bereit zu sein, an allen zur Erhaltung eines ehrenvollen Friedens geeigneten Schritten teilzunehmen, überhaupt alle hierzu geeigneten Mittel zn erschöpfen,"

Tic Luxemburger Frage benutzte dann Hohenlohe zu dem Versuch, eine Annäherung zwifchen Osterreich nnd Preußen herbeizuführen. Tiefer Versuch, die Mission des Grafen Taufftirchen nach Verlin und Wien lApril 1867), steht im engsten Zusammenhang mit der deutschen Politik des Fürsten: Als Preis für das Zustandekommen einer Allianz zwischen Preußen, Österreich und Vaiern sollte Graf Tauffkirchen von Preußen „günstige Bedingungen bei den über die Stellung Naierns nnd der übrigen südwcstdeutfchen Staaten zum Norddeutsckie» Bunde zu eröffnenden Unterhandlungen erziele» und ein Übereinkommen hierüber unter Vorbehalt der königliche» Genehmigung abschließen",") Tas ganze Projekt scheiterte dann bekanntlich an der ablehnenden Haltung Ostencichs.

Nachdem »och einmal der Krieg vermieden war, war Nismarck über»zeugt, daß für die Lösung der nationalen Verfassnngsfrage vorerst keine Aussicht vorhanden sei: Tic Vorschläge Hohcnlohes waren für Preußen einfach unannehmbar. Und er hat daher die bairifchen Projekte feiner»seits durch die Iollvereinsrcform durchkreuzt, Hohenlohe hat das noch im Jahre 1868 nicht verschmerzen können ^ so sehr hatte er sich doch mit seinen Projekten identifiziert ^ nnd das Vorgehen Vismarcks als einen Fehler getadelt ^ sehr mit Unrecht natürlich. Es war vielmehr ein meisterhafter Schachzug Vismarcks: In der Frage der »ationnle»

*) Dieser meinte freilich später einmal (1869), Vaiern tonne jeden AiWnblick den Allimttvertrag lösen, »oas H. natürlich bestritt, l, 381.

**) Dieler Zusammcnhana wirb erst jetzt durch die Instruktion für Taufftirchen (I, 229) bekannt.

Einigung durch eine Verfassung konnte und wollte er nicht drängen ^
aber in der Zollvcrcinsfrage tonnte er mit dem ganz brutalen Gebrauch
der tatsächlichen Übermacht und der sachlichen Notwendigkeit seinen Willen
durchsetzen und Einrichtungen schaffen, die nun — nach dein definitiven
Ausscheiden Österreichs aus Teutfchlcmd ^ doch in ganz anderem Matze
als der frühere Zollverein zur staatlichen Einigung Teutschlands über-
leiten tonnten,
Bismarcks Programm für die Organisation entsprach freilich keines-
Wegs den,, was Hohcnlohe selbst wünfchte und in Baicrn durchsetzen zu
tonnen glaubte. Insbesondere sträubte er sich gegen den Eintritt fnd-
deutfcher Abgeordneter in das Norddeutsche Parlament (Zollvarlanient),
da Vaiern dadurch nach und nach und indirekt in den Norddeutschen
Bund gefühlt werde! das widerstrebe Baiern, erklärte er — wenn es
eintreten wolle, werde es schon von selbst kommen; er wünfchte daher
eine besondere Versammlung für die Zollvcreinsangelegenheiien, Als
aber Nismarck nicht nachgab und mit der Auflösung des Zollvereins
drohte, hat Hohenlohe fchlietzlich feinen Widcrfvrnch fallen lasten:') Auf
die Auflistung des Zollvereins wollte er es nicht ankommen lassen und
machte das dem König Ludwig II. gegenüber zur Kabinettsfrage."')
Und meisterhaft hat er dann auch den anfänglichen Widerstand der
Kammer der Reichsräte gegen die Annahme de? neue» Zollvercinsvcr
trags überwunden.
Ursprünglich hatte H. geglaubt, datz durch den neue» Zollvereins»
vertrag weitere Bundesverfasfungsberatungen unnötig würden. Und
die Bildung eines Tüdbundcs hatte er stets als ansstchtolos bezeichnet.
Aber alsbald, im November 18(I?, hat er doch — franzöfifcher und öfter
reichifcher Preffion nachgebend'"') — Projekte über den im Prager
Frieden uorgefehenen süddeutschen Staatenvcrein und über eine nationale
Verbindung desselben mit dem Norddeutschen Bunds) ausarbeiten lancn
und darüber mit den füddentfchen Negierungen und Preußen verhandelt.
Obwohl er ängstlich bemüht war, das Ttreben Vaierns nach einer liege'

*) Er wollte keine gemeinsame Gesetzgebung durch Bundesrat und Zollparlameut,
die die Anndesstaaten mediatisiere, sondern Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten durch
Vertrag. Hi sandte noch einmal den Grafen Taufftirchm zur Vertretung dieses Stand-
punktes nach Neilin! dieser konnte aber hmr in drei Nebenpunkteü Zugeständnisse durch«
setzen (6 statt 4 bairischer Stimmen im Bundesrat, Zuziehung von Vertretern benach»
barter Staaten bei Verhandlungen mit Österreich und der Schweiz, Name „Zollparlament",.

**) Vgl. auch Völberndorff S. 17.

***) I, 278 ff. vgl. auch Meyer 166 ff., wonach der badische Minister v. Frevoorf
eine sehr viel energischere Haltung gegenüber dieser französischen Pression angenommen bat.
Ferner Völderndorff 51, 52, wonach Bismarck zunächst sich nicht ablehnend verhielt.

s) Ten zweiten Entwurf hat der Herausgeber leider nicht abgedruckt. Beide Ent-
würfe in etwas abweichender Form sind schon von Völderndorff, dem Verfasser derselben,
publiziert in Hirths Annalcn 1890 S. 282 ff. u. 285 ff.

nionischen Stellung sowie eine straffe, bundeostaatliche Einigung nach
Analogie des Norddeutscheu Bundes in den Entwürfen zu vermeide»,
war er wohl von vornherein doch selbst von der Aussichtslosigkeit derselben
überzeugt und hat den Versuch nur unternommen mit Rücksicht auf
Österreich und Frankreich, ut uliyuick ti«ri vick^lllur.
Bedenken des Königs selbst und der übrigen Minister, die Erkaltung
der französisch-österreichischen Entente und das mangelnde Entgegen
kommen der übrigen süddeutschen Staaten sowie Preußens haben ihn
alsbald bewogen, diese Projette vorerst nicht weiter zn verfolgen, Fest
gehalten hat er aber doch sowobl an den Grundgedanken jener Eut
würfe') als an der Forderung eines Berfnssnngsbündnisses mit Oster»
reich.")
Auch iu der zweiten, großen Frage, die Hoheulohe während seines
Ministeriums anfchnitt, einem gemcinfchaftlichen Vorgehen her Ne-
gierungen gegenüber einseitigen und in die Sphäre des Staates eingrei
fenden Beschlüssen des vatikanischen Konzils war ihm ein Erfolg uicht de
fchieden, Tnß er aber die Gefahren, die hier dein Staate drohten, deutlich
erkannte und denselben entgegenzutreten wagte, zeugt von feine»!
politischen Scharfblick und Mut, Tiefe Aktion ebenso wie ein Schulgesetz
in lilx'ralem Sinne, das er den Kammern vorlegte, das aber am Wider
stand der I. Kammer scheiterte, zog ihm den unversöhnlichen Haß der
ltltramontnnen zu — seine nationale Haltung den der Großdeutsclien uud
Partikularisten, uud dem vereinigten Ansturm dieser Gegner ist er dann
schließlich trotz feiner vortrefflichen Verteidigungsreden in der Kammer
erlegen: Im Februar 1870 erhielt er von der II, Kammer ein Miß
trauensvotum, und darauf reichte er feine Entlastung ein, Ter König
wollte ihu halten"") — er hatte das richtige Gefühl, daß i« Hohenlohes
Entlastung „eine Schwäche und ein Nachgeben" liege. Und mich Graf
Bismarck wünfchte, daß Hoheulohe bliebe: Er meinte, des Königs könne
H. jetzt sicher sein: Ludwig II. habe die Überzeugung, daß er mit der
ultramonta»en Partei nicht regieren könne — der Kampfplatz fei geöffnet,
H. brauche nur den Kampf durch Auflösung des Abgeordnetenhauses
und einen Pairsschnb aufzunehmen. Aber Hohenlohe war kein Kämpfer
wie ViZmarcki) — er wollte keinen Konflikt und trat zurück.

*) Auch Bismarck gegenüber noch im Juni 1869 l, 378 380; vg'. aber seine Rede
vom 29. Jan. 1870 (I, 42«. 427).

**) Nicht einer bloßen Allianz — dein, diese „sind leicht lösbar und bieten niemand
eine Garantie, wenn der Zweck erreicht ist, zu welchem sie geschlossen wurden".

***) Er hatte die Annahme der Adresse der I. Kammer, die ein Mißtrauensvotum
gegen Hohenlohe enthielt, abgelehnt.

5) Auch im Juli 1870 schreckte er vor der Aufgabe zurück, went. als Minister gegen
den Widerstand der Kammern gemeinsam mit Preufzen in den zirieg gegen Frankreich
eintreten zu müssen. II, 13.

III.

Ter zweite Band der Tcnkwürdigtciten nmfaßt die Zeit der Tätig-
keit Hohenlohc? im Reichstag (1870—74), die Jahre, in denen er Bot-
schafter in Paris (1874—1885) und Ttatthaltcr in Elfaß-Loinringcn
(1885—1894) war, und bringt auch einige Aufzeichnungen aus der Zeit
der Rcichstculzlerfchaft (1894—190!!). Tiefer zweite Band enthält zwar
viel Klatsch, ist aber doch eine sehr wertvolle Quelle für die ersten Jahre
des Reichstags/) für die französischen und dann für die Elsässer Per-
Hältnisse." > Von nock allgemeinerem Interesse sind die Aufzeichnungen
über die Reisen nach Berlin, Fricdrichsruh, Varzin und Gastein — über
die zahlreichen Unterredungen mit Kaiser Wilhelm l. und II., Kaiser
Friedrich III. und viele» anderen hervorragenden Persönlichtcitcn,"')
vor allem auch mit Bismarck. Letzterer hat vielfach mit Holxmlohc über
die äußere Politik gesprochen. Hohenlohcs Auszeichnungen darüber
bestätigen die schon bekannte Tatsache, daß in den siebziger Jahren Bio-
niarct5 Hanptslrcl>en darauf gerichtet war, Frankreich nicht bnndniöfähie,
werden zu lasse»,f) und daß er deshalb die republikanische Ttaats
form und innere Wirren in Frankreich als eine Garantie des Friedens
ansah,ff) dabei aber nicht verkannte, daß ein« starte Republik für
das monarchische Europa ein schlimme? Beispiel sei.-s'1'l')
ilber Allianzen und Allianzmöglichtcite» hat er mit H. viel gesprochen.
Wie sonst häufig, hat er auch Hohcnlohe gegenüber die Ansicht ausge-
sprochen, daß auf England lein Verlaß sei. da seine auswärtige Politik
mit den Ministerien wechsle.'i) Auch auf eine Allianz mit Italien
legte er 1875 uoch keine» Wert, da seine Armee schlecht und seine Politik
unzuverlässig sei. Vor dem Abschluß des Zwcibundes mit Österreich
l187!>) bat Biomarck ans Holsteins Rat auch Hohe»lohe anfgcbote», «rn
de» Widerstand des Kaisers zu überwinden. Hohenlohc war übrigens

*) Besonders hervorzuheben ist hier Hohenlohes starker Anteil an der lirchenpoliil-
scken Gesetzgebung.

**) Hier ist besonders interessant Hohenlohes Widerstand gegen die von Bismarck ge-
»orderte Einführung des Pnfzzwanges.

***) Sehr wenig stmpathisch erscheint die Wirksamkeit und Persönlichkeit Vleickröders.
ungemein charakteristisch für ihn selber ist sein Urteil über Nismarct: er sei zu reich ge»
worden. II, 437.

1-! Vgl. Nord und Süd, April 190« S. 7«.

-j-f-) In erster Linie galt es ihm, Frankreich allianzunfähig zu machen — auch mrf
kosten der Solidarität der monarchischen Interessen I, 221. Hohenlohc hat sich diese An-
schauung Bismarcks vollkommen angeeignet.

-f-s-f) Tas bestätigt meine Ausführung?» Nord und Süd, April 1906 S. 84 ff.

*f) Vgl. a. a. O. Mai 19Nss S. 2N2 ff. Auch diese Anschauung Bismarck« hat
.^ohenlohe sich vollständig angeeignet. II, 528.

anfangs ebenfalls gegen das Vündnis n>it Österreich, wurde aber dann durch Nismarck von feiner Notwendigkeit überzeugt.')
Zehr stark tritt auch iu H,'s Erinnerungen der Gegensatz Nismarcks gegen Kaiserin Augusta und ihren Kreis, der sich an den französischen Botschafter Gontant°Niron anschloß, hervor. Für die Kenntnis der Personen und Zustände der regierenden Kreise sind die Tenkwürdigteiten überhaupt eine hervorragende wenn auch natürlich mit Kritik zu be° nutzende — Quelle, Auch auf die Geschichte der Entlassung Nismarcks fallt manches scharfe Licht ^ allerdings mehr auf das „Milieu", als auf die beiden Hauptpersonen des Dramas: über das Verhältnis der letzteren bringen die Tenkwürdigteiten nicht ganz Neues, bestätigen viel- mehr die Tatsache, das; die einzelnen Tifferenzpurckte über die Kabinetts° order von 187,^, über den Empfang Windthorsts, über die Tozialgcsetz» gebung nnd über die äußere Politik'") uur fckundäre Bedeutung neben dem großen, persönlichen Gegensatz zwischen Kaiser lind Kanzler hatten, der eben mit psychologischer Notwendigkeit ans dem einen oder anderen Anlaß schließlich zur Trennung führen mußte.
Taß Hohenlohe diese Tragödie so kalt ansieht, wirft ein wenig schönes Licht auf ihn, wie denn überhaupt fein Verhältnis zu Bismarck in dcu späteren Jahren ein Wunder P'inkt ist, während es früher zeit» weise ein fast herzliches war."')
Bismarck hat Hohenlohe als Staatsmann stets hoch geschätzt. Er ließ ihn als dritten Bevollmächtigten zum Berliner Kongreß kommen, übertrug ihm im Icwre 188« interimistisch das Staatssekretariat des Auswärtige» »nd hätte es ihm gern definitiv übertragen'. doch konnte Hohenlohe das aus finanziellen Gründen — er hätte mit dein Gehalt in Berlin nicht auskommen können — nicht annehmen.
Andererseits hat auch Hohenlohe Nismarcks Größe Wohl anerkannt — noch im Jahre 18N0 feierte er ihn im Bundesrat als den „eigent- liehen Schaffcr des Reichs"f) — aber er hat doch fein wirklich inneres Verhältnis zu ihm besessen. Nur so ist es verständlich, wie er den klein- lichen Verdacht in sich anftommen lassen konnte, daß Nismarck auf ihn

*) Nach Hohenlohe II, 27? hatte der Kaiser den Verdacht, daß Bismarck eine Koalition auch mit England »nd Frankreich plane — vgl. den Brief bei Busch, Tagebnch- blätter, Englische Ausgabe, S. 285 ff. — ein Verdacht, den Hohenlohe als nnbegrimdet ablehnte.

**) Vollkommen auf Mifwerstiindnissen beruhen die Ausführungen des GrotzherzogL uon Baden (II, 436, 458), wie am deutlichsten ans Bismarcks eigenen Worten (II, 460, 461) hervorgeht.

») Vgl. Z. B. den Briefwechsel zn Neujahr 1878 (II, 225 ff, auch schon Bismarck, Gebanken und Erinnerungen. Anhang II, 506 ff.)

s) II, 524. Freilich mokiert er sich im Jahre 1891 darüber, bah er in Itraßburg einem Nismaicklommers beiwohnen und eine Rede „auf den getränkten Einsiedler im Sachsenwalde" halten soll. II, 476.

persönlich neidisch sei (weil er erblicher Statthalter in den Ncichslanden werden sollte, während Vismarck selber nicht erblicher Herzog von Lauen' bürg geworden) und ihn deshalb stürzen wolle. Und im Jahre 189-t fürchtete er. daß er im Falle eines neuen Vismarclischcn Regimes nicht mehr lange Statthalter bleibe, sondern einen. Freunde Bismarcks Play macheu miisse!

Wie in dem Verhältnis zu Vismarck treten auch sonn in den spateren Teilen der Denkwürdigkeiten die persönlichen Schwächen Hohenlohes — Eitelkeit, Neigung zn Msdisance, ein bisweilen an Eharakterlosigteit grenzender -Opportunismus und eine gewine >Mte bei aller Wärme der Empfindung und Weichheit des Gemüts, mit der er an einigen wenigen Menschen - den nächsten Angehörigen und etwa Kaiser Wilhelm I. - hing, in steigendem Maß hervor — aber darüber soll man doch nicht die unzweifelhaften Verdienste vergessen, die sich der Fürst sowohl durch seine nationale und entschieden anti-nltramontane Haltung während seines bairischcn Mi° nistcriums, als auch in seinen späteren Stellungen erworben bat, und die ihm, trotz feiner sehr starken, persönlichen Schwächen, einen ehren vollen Platz in der deutschen Geschichte des XIX, Jahrhunderts sichern.

Vor dem Städtchen.
o°,l
OHrista Mesel-^essentym.
— Friedland V, 5, —
<Iun grüß' ich dich, du alt« Nest.
Der einst im stürmischen Aid'wcst
Des lenz von dir geschieden.
Dein Kirchturm steht im Nebelffor,
Im sturpurlanb dein morsches Tor,
Du stehst in tiefem Frieden,
Den Frieden aber floh ich just.
Und darum Hab' ich fort gemußt
Und ging mit Prunk und strängen,
Nun aber kehr' ich still zurück.
Und nach der Welt und ihrem Glück
Trag' ich nicht mehr verlangen.
Nu» wehe deine? Friedens Hauch
Um meine müde 3eele auch,
Du traute, stille 5tätte!
Daß sich der wilde Überschwang,
Der mich durchdrang und fast verschlang,
Fein stille und fein glätte,
Nach einer Heimstatt steht mein 3inn
Mit lieb und Fried' und Freude drin
2amt einer holden Fraue,
Und ist das blonde Nachbarskind
Mir noch so treu als einst gesinnt,
3o weiß ich, wo ich baue.

Kunstliebende Fürsten im alten deutschen Reiche

von

Wrof. N,-. Hrtßur Aleinschmidt.

— Dessau. —

enn man i» unserer Zeit, mit Recht stolz auf das neugeeintc
Deutsche Reich, voll Geringschätzung und Hohn auf die alte
Zeit hinn>eist und die Kleinstaaterei geißelt, so tut man damit
bitter unrecht. Man dichtet den Kleinstaaten lauter Lächerlichkeiten und
Laster an, man schildert sie als Brutstätten der Versnmpfung und der
Vaterlandslosigkeit, als absolut antinationale und egoistische Schmarotzer»
pflanzen, um von diesem Hintergründe das glänzende Bild der Groß-
stanten als allein achtunggebietend, allein lebensfähig und lebensberechtigt
sich abheben zu lassen. Welch verkehrte und ungerechte Auffassung, welch
augenfällige Verdrehung und Verleugnung der Geschichte und der Wirt»
lichen Entwicklung! Tics Verfahren ist nichts weiter als die in Napoleon
und in seiner Schöpfung, im Rheinbünde, Fleisch gewordene Ansicht vom
unbestreitbaren Rechte der Macht, als die nackte Verherrlichung der Ge-
walt des Stärkeren. Gerade der eminente Vorzug des deutschen Voltes
in der Weltgeschichte war seine Dezentralisation i kein Regensburg, kein
Wien und lein Verlin sog alle Lebenskräfte aus Alldeutschland an sich,
wie dies seit Jahrhunderten in Paris geschah und die Provinzen völlig
veröden und versumpfen ließ. Wir hatten nicht eine Universität
Paris, fondern ein halbes Hundert Universitäten, manchmal in ganz
kleinen Staatsgebilden. Wir entgingen der Gefahr der Stagnation,
der Möglichkeit eines Stillstandes unserer geistigen Entwicklung gerade
durch den Segen, eine lange Reihe von Einzelstaatcn zu besitzen,
deren jeder seine Aufgabe darin erkannte, seinen Beruf auch
geistig zu erfüllen. War der Staat zu kleiu zur Entfaltung
von politifchcr Macht, zu ohnmächtig, um durch Waffengewalt
und Heer zu imponieren, so pflegte er in seiner Sphäre mit

besonderer, manchmal mit berechneter Vorliebe die geistige Ver-
volltommnnng-: er machte geistige Eroberungen, die nicht Blut,
sondern Hirn erforderten, nnd kleine Fürstentronen strahlten oft reiner
und Heller für Mit- und Nachwelt, als die in blutigem Nordlichtfchcine
funkelnden Siegesbanner der Großmächte.

Zum Glück haben die meisten Deutschen ein weiteres
und engeres Vaterland, in unseren Mittel» und Kleinstaaten
lagen die Wurzeln großer Gräfte. Von ihnen aus entwickelte
sich einst die Reformation, diese größte Tat des deutschen
Gefühls und Willens, die Reformation fand bei den Fürsten der Mittel»
nnd Kleinstaaten ihre Gönner und Beschützer, nicht am Kaiier oder an
den mächtigsten Reichsfürsten. Ebenso ging es in den Tagen, in denen
nnferc Literatur ihre Wiedergeburt feierte. Was bedeutete da Wien?
Und Friedrich der Große verachtete unsere Literatur geradezu, sah
höchstens Gellert als beachtenswert an und gab der Karschin zwei Taler,
während er Frankreichs Sprache vergötterte. Nicht von Wien und Berlin
kam unsere geistige Renaissance, sondern von den geschmähten Kleinen
im Reiche, von Weimar, Mannheim, Braunschweig :c. Solche Schen-
kungen aber wiegen kriegerische Großtaten bei weitem auf, die Förderer
von Kultur nnd Geistesbildung verbreiten ja über ihre Untertanen den
nachhaltigeren Segen. Ein Blick auf einige Fürsten zu Ende des alten
Reiches möge meinen Anssprnch bestätigen!

Tas schönste Erbteil des Hanfes Witteisbach ist sein fahrhunderte-
lang geübtes Mäzenatentum für Knnst und Wissenschaft. Herzog
Aldrecht V. (f 1579) legte, von den meisten Zeitgenossen nicht ver-
standen, den Grund zu den herrlichen Kunstsammlungen m München,
kaufte Bibliotheken, Manuskripte, Münzen, Waffen ?c., machte dabei
freilich enorme Schulden. Ebenso sammelte sein Sohn Wilhelm V. (dankte
IM? ab» Gemälde nnd andere Schätze. Neide förderten dabei die Musik,
und unter Orlando di Lasso wnrdc die Münchcncr Hofkapelle die erste
der Welt. Ter „große Kurfürst" Marimilan I., Wilhelms Sohn,
(i 1l,51) legte 1W7 die „Reiche Kapelle" an, die mit ihren unermeß-
lichen Kostbarkeiten unser Staunen erregt, und iu der Schatzkammer liegt
der herrliche Hausschmuck der Wittelsbacher. Alle NachfolgcrMarimiliansl.
sahen es als Familienerbc an, Kunst und Wissenschaft zu pflegen. Wie
blühten diese unter dem letzten Kurfürsten der Ludwigslinie, Maximi-
lian lll. Joseph, der 1758 die »och heute üppig grünende Akademie der
Wissenschaften in München stiftete! Derselbe Sinn für Kunst und Wissen-
schaft lebte in den Fürsten der Wälzer Linien des Hauses Wittelsbacb.
Kurfürst Karl Ludwig <i 1l>8<>) hob dir gesunkene Heidelberger Hoch-
schule aus dem Schutte des dreißigjährigen Krieges empor, wurde ihr
Restaurator und Rektor, in ihrem Senate saßen Spanheim, Cocceji,
Pufendorf. Kurfürst Johann Wilhelm sf 1716) aus der Neuburger

Linie sammelte in seiner Residenz Düsseldorf eine weltberühmt gewordene Gemäldegalerie, die setzt in München ist, weilte gern iin. Atelier seines Lieblingsmalers Adrian van der Werff und legte den Grund zur Düssel° dorfer Kunstakademie'. Welchen Ruf genoß sein Nachfolger Kurfürst Karl Theodor von der Sulzbacher Linie als Mäccn und Mediceer! Wie» lcmd feierte seine Residenz Mannheim als „Herd des Lichts", Lessing ward Mitglied der Acadcmia Theodoro-Palatina. Von Karl Theodors glänzendem Hofe ginge» die bestimmenden Elemente zur Förderung deutsch-nationaler Bildung aus, die „Deutsche Gesellschaft" regte 1775 zur Gründung des ersten deutschen Hof- und Nationaltheaters in Mann^ heim an, mit dem die Namen Dalberg, Iffland, Schiller uulüsbar ver knüpft sind: Schiller flüchtete 1782 aus Württemberg nach Mannheim. Da feierte die Musik goldene Zeiten uuter Ttanitz und dein Abte Vogler, der verschwenderische Kurfürst förderte die bildenden Künste und schuf in Schwetzingen ein kleines Versailles, seine Sammlungen von Antiken und Gipsabgüssen übten auf Lcssing und Goethe großen Zauber aus, die Porzellnufabriken in Frankenthal, dann in Nymphcnburg leisteten Großartiges, zahlreiche Künstler eilten in die fröhlick)e Pfalz und folgten dann Karl Theodor nach München, als er Bayern 1777 erbte. Von neuem blühte München empor, und alle Welt weiß, was die Nirkeinelder Linie, Karl Theodors Erbin, seit 17W für Kunst und Wissenschaft, an Teutschlands Spitze, getan hat; man braucht nur die Namen der Könige Ludwig I., Maximilian II. und Ludwig II. zu nennen.

Sachsen war keine Großmacht, suchte aber, zumal seit der Kurfürst auch die polnische Königskronc trug, eine große politische Rolle zu spielen und auf die Geschicke Europas einzuwirken. Friedrich August I.. als König August II. (f 173IY, besaß an der Wissenschaft und Kunst an und für sich wenig Interesse, begünstigte sie jedoch, um seiner Eitelkeit zu trönen und um seinen Hof zum glänzendsten im Reiche zu stempeln. Er schuf das Angustcum, eine Herrüche Antikensammlung, legte die zu ihrer Zeit einzigartige Sammlung Meißener wie chinesischen und japanischen Porzellans an, taufte Sammluugen von hohem Wert, zum Bei« spiel Münzen, gründete nach des großen Leibnitz Plan 1697 eine Malerakademie und »varb für feine Theater ein Nünstlcrpcrsonal, um das ihn jeder andere Hof beneidete und in denen Schatten Johann Sebastian Bach heranreifte. Unter seinen Bauten war der Zwinger in Dresden die anmutigste und glänzendste Verkörperung des Barockstils. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Augnst ll.. August III. s!7V-«',3> besaß wirklichen Kunstsinn und feinen Geschmack, der sich auf dem Gebiete von Malerei und Musik fast ausschließlich Italien zuwendete. Ter Kurfürst, die Kurfürstin und ihre ganze Familie trieben Musit. Auf der Bühne führten der Komponist Hasse und seine schöne Frau, die Sängerin Fanstina Pordoni, die unbedingte Herrschaft, ein .Mustlerpaar, das bis

ans Lebensende im Vollbesitze des Ruhmes und der Gunst blieb. Und
neben ihnen leuchtete der Stern Naumanns, des letzten bedeutenden Ver»
treters der ganz im italienischen Geiste wirkenden und lebenden deutschen
Musiker. Aus Dresden zog Friedrich der Große seinen Flötenlehrcr
Onanz nach Verlin, Tic geistvolle Knrprinzeifin Maria Antonie, Tochter
Kaiser Karls VII,, war eine Meisterin im Gesänge, am Klavier, im
Komponieren, sie malte niit Geschmack und beschützte mit nie ermüdender
Liebe alle aufstrebenden Talente, Die Kunstsammlungen wurden be
reichert und erweitert, kostbare Antiken erworben, August III, kaufte
die große modcnesische und die Raphael ° Galerie, die Madonnen
Raphnels und Holbcins hielten ihren Einzug in Dresden, Es schien, als
wollte Dresden den Prinzipat in der Kunstpflegc an sich reiften. Unter
der leider so kurzen Regierung Friedrich Christians (s 1763) wurde die
Verwandlung der alten Malakademie von 16N7 in eine Akademie der bil-
denden Künste in die Wege geleitet. Neben Sachsen kam aber auch
Preußen seit Friedrich dem Großen für Kunst und Wissenschaft in Betracht.
Wäre es unter Friedrich Wilhelm I. eine bare Ironie gewesen, in Prenßen
von Kunst zn reden, so erwarb Friedrich II, zahlreiche Antiken, z, V.
den „Betenden Knaben", der so oft den kunstsinnigen Prinzen Eugen
von Sauoyen entzückt hatte, die große Sammlung des Kardinals von
Polignac, nnd legte bei dem neuen Palais in Potsdam den Antiken»
tempel an; diese Antiken gaben Winkelmann die entscheidende Richtung
auf Rom. Im Fahre 1744 wurde in Berlin die königliche Akademie der
Wissenschaften gegründet, die unter Friedrich Wilhelm II, ihren fran-
zösischen Charakter mit dem deutschen vertauschte: der nene König pflegte
nationale Wissenschaft nnd Kunst, hob die t^rfallene Akademie der
Künste empor „nd gab ihr 17W in Chodowiecki einen berühmten Direktor,
Schadows Laufbahn als 'Bildhauer begann, und in Ncichard besaß die
Musik eine Zierde.

In Württemberg trieb Herzog Karl Engen s'!' 17V) den Tespo-
tismns auf die Spitze und wurde nach dem Ausspruche des Frciheits-
dichters Daniel Tchnbart. den er zelm Jahre auf dem Hohenasperg
schmachten lieh, die Inchtrnte seines Volkes: seine Prunklust kannte keine
Grenzen, sein Hofstaat war riesenhaft wie seine Ausgaben, die Tchlösscr
Solitude und Lndwigsbnrg suchten ibrcsgleichen. Aber sein Andenken
bleibt in Ehren, denn er stiftete auf der Tolitudc die Karlsschnle, die
1775 nach Stuttgart verlegt nnd 17«1 zur Hochschule erhoben wurde, jene
weltberühmte Anstalt, die unter ihren Schülern Cnvier, Dannecker,
Schiller zählte: er übernahm 1758 aus Privathandel, die Ludwigslmrger
Porzellan- nnd Favencefabrik, die bald mit Siwres wetteiferte, jedoch
im Anfange des 19, Jahrhunderts als zn kostspielig eingehen mußte.
Der Hof in Kassel zeichnete sich zumal unter Landgraf Friedrich II.
(t 1755) dnrch Pomp aus, in Kassel und anf Wilhelmshöhe ging es hoch her.
^

Ist Nrannschweig nur ein kleines Land, so vereint es dock> eine Fülle von Geistesnahrnng; Museum und Galerie in Braunschweig, die Bibliothek in Wolfcnbüttel sind Institute ersten Ranges. Vor Jahren besuchte ick beide. Ter Oberbibliothctar Nr. Otto von Hcinemann, der nun leider schon gestorben ist, der Herausgeber des <'<xlt>x liililoinaticu»» .Xulinl rillu», führte mich lange in der Bibliothek umher, deren Pracht wie Zweckmäßigkeit der Einrichtung ich bewunderte; sie ist erst seit 1887 in diesem Neubau italienischer Ncnaifsance. Herzog Heinrich Julius (-f Kilii) war unstreitig der gelehrteste Fürst seiner Zeit, schon als >tnabe Nettor der 157(i von seinem Vater Inüns gegründeten Universität Helmstedt, einer der tüchtigsten Juristen, der den Köder Instinians lieber als einen Roman las. Tabei war er ein fruchtbarer dramatischer Tichter; seine in Prosa verfaßten elf Trnnicn, die sehr weitschweifig angelegt sind, zeigen aufs entschiedenste den Einfluß Englands. Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel (f 16<><>) galt für ein Mirakel unter seinen Zeitgenossen, für den gelehrtesten unter den frommen und für den frömmsten nnter den gelehrten Fürsten. In dem reizlosen Stadtchen Hitzackcr, seinem „Ithaka", sammelte er ungewöhnliche Kenntnisse und legte den Grund zu der Bibliothek, die er bei seiner Thronbesteigung 1634 nach Braunfchiveig überführte uud die bei seinem Tode über 1!>!!<XX> Bände, darunter kostbare Handschriften, enthielt. Tic galt als Unikum im deutschen Neichc nnd ist noch heute eine unersckÖpfte Fundgrube des Wissens. Unter seinen Büchern war Augusts Licblingsaufenthalt, er leitete selbst die Ankäufe, stellte die Neuanschaffungen auf, verfaßte den fehr deutlich geschriebenen Katalog der Bibliothek in fünf Folianten nnd besorgte die gefamte Korrespondenz! das Ideal eines Bibliothekars! Seine Korrespondenz gelehrter und politischer Natnr füllt dreißig starke Foliobände und harrt noch auf gründliche Ausbeutung. Er arbeitete, an einem nngchcure» Schreibtische stehend; dieser Schreibtisch ist höchst einfach, eine Walze mit breit ausliegcnden Schaufeln, ans denen die größten Bücher Raum finden; derselbe steht in der Bibliothek zu Wollenbüttcl. „Ter göttliche Greis", der Freund des großen Gelehrten Georg Calirtus, schrieb mancherlei, besonders über Schach und über kirchliche Tinge: er hatte für alles, nur nicht für Kriegführen Sinn. Seine dritte Gemahlin, Sophie Elisabeth, Prinzessin von Mecklenburg Güstrow, teilte seine Neigungen: sie verstand eine Reihe Sprachen, komponierte Kirche», melodicen und setzte die Musik zu deu Kirchenliedern ihres Stiefsohns, des Herzogs Anton Ulrich. Tiefer Sohn Augusts (s 171-l) schlug dem Vater nach und war, wie wenige Standesgenosscn, begabt, aber er begnügte sich nicht mit dem Ruhm des stillen Gelehrten. Anton Ulrich war vielmehr einer der prachtliebendsten nnd galantesten Fürsten, ein Ludwig XIV. im kleinen, er ahmte den Sonnenkönig an Prunk nach, und sein Hof war üppiger als der manches Königs, französische Sprache

und Sitte gelaunten zur Herrschaft, ein für jene Tage großartiges Schau
spiclhaus entstand in Brannschlueig, eil« italienische Oper in Wolfen-
viittel. Nach dem Muster des französische» Lustschlosses Marly wurde 1<>95
Das Lustschloß Salzdahlnm erbaut, dessen gezierte Pracht aller Beschrei-
bung spottete und dessen Gemäldegalerie eine der kostbarsten der Welt
genannt toard; zur IM von I6r«nnes Herrschaft wurde das ganze
Schloß auf den Abbruch versteigert, die Bilder aber gelangten zum Teile
in das Brannschweiger Museum, Anton Ulrich schrieb ungemein viel,
neben Gedichten und Singspielen machten ihn Kirchenlieder sehr bekannt,
cm denen freilich sein Lehrer Schottelins viel verbessert hat. Seine
Romane wurden Lieblingsbüchcr der feinen Welt nnd fanden bis tief
ins l8. Jahrhundert hinein begeisterte Leser; sie spielen eine Rolle in
der Literaturgeschichte, denn Anton Ulrich ist der eigentliche Schöpfer
des historischen Romans, feine Romane dienen nnserm Volk zu Ruhm
uud Ehre. Anton Ulrich pflegte wie Angnst der Starte Kunst und
Wissenschaft weniger ans tiefen» Gefühlsdrange und aus Wisfcudurft, als
aus Prunksucht nnd Ostentation, aber seinem Ländchen kam es doch zu-
gute. Er hob die alte Inlins Universität in Helmstedt, die unter I6rmne
I^lill aufgehoben wurde, eine Hochschule, n» der die erlauchtesten Ramen
glänzten, er erbaute 17M für des Vaters Bibliothek in Wolfenbüttel
ein prächtiges Heim nach dem Vorbilde des Pantheon, nnd sie blieb
darin bis 1887, wo das Hans dem oben erwähnten Reubau Platz machen
mußte. Herzog Karl I. (f 17M) rief Lessing als Bibliothekar nach
Wolfenbiittel; dort steht noch das bescheidene Haus, in dem dieser Heros
des Geistes lange dichtete nnd arbeitete. Emilia Galotti, die Wolfen-
büttler Fragmente, Rathnn der Weise sind Wolfenbüttlcr Kinder, Emilia
Galotti erlebte auf dem Brannschweiger Hoftheater am 1^. März 1772
ihre erste Anfführung. Karl pflegte die deutsche Bühue nach Kräften,
er legte das Kunst- und Raturalirnkabinett in Brannschweig an, aus
dem das l8«7 vollendete herzogliche Mnsenm mit den herrlichen Bildern,
zumal Holländern, mit den einzig dastehenden italienifchen Majoliken
und mit den historischen Prunkstücken wie das mantnanischc Onyrgcfäß
hervorging, er stiftete 1715 das Brannschwcigcr Karoliuum, die tech
uische Hochschule. Mit seiner Tochter Anna Amalie kam der Sinn für
die Pflege der geistigen Güter nach Weimar, sie wurde Karl Augusts
Mutter und lebte im Geistesverkchr mit Goethe, Schiller, Herder, Wieland.
Über den Hof von Weimar brauche ich nichts zn sagen, über ihm schwebt
die Strahlcnkrone der Unsterblichkeit.

Anch unsere Askanier haben sich reiche Verdienste um Kunst und
Wissenschaft erworben. Roch heute ruht die anhaltische Kirche auf dem
Glaubensbekenntnisse Georgs Hl. des Gottseligen, des Merseburger
Bisthumsverwesers (f 1553), des Freundes der Reformatoren, dessen
Bibliothek, die seinerzeit bedeutendste in Anhalt, sich in der herzoglichen

Hofbibliothek in Dessau befindet, Sein Neffe, Fürst Joachim Ernst
(f 1586), machte sich durch seine 8»eill rmeuialll einen Namen als
geistlicher Dichter, und Fürst Johann Georg I. (f 1618), ein Freund
theologischer Studie», brachte in Dessau eine Bibliothek von über 30X)
Bänden Zusammen. Die Gemahlin Johann Georgs II. (f 1693), die
reiche Orameri» Henriette Katharina, führte kostbare Gemälde nach
Dessau über, und diese» schätzen entstammen die Galerie» des herzog-
lichen Schlosses, des Amalieustifts und in Mosigkau. Die glänzendste
Zeit aber für Defsau wurde die des Vaters Franz, des Fürsten, dann
Herzogs Leopold III. Friedrich Franz (f 1817). August von Rode,
einer seiner Näte, schreibt über ihn 1795 an einen anderen, Friedrich
Wilhelm von Erdmannsdorff: „Kaum sind es vierzig Jahre, als noch
der Name Dessau de»! Ohre des gebildete» Ausländers gleich Thrazien
und Taurica tönte. Krieg und Jagd war die Hauptbeschäftigung meiner
Landsleute, Wissenschaften und mildere Künste waren ihnen fremd. Erst
unser Fürst lud die Musen zu uns ei». Vor ihm, dem Kadmus seines
Landes, verschwand bald Finsternis und Roheit, und die Wüste ward ein
Elusium." Und Karl August schrieb 178(1 aus Wörlitz au Knebel: „Der
Fürst ist doch eine der schönste» Seele», die ich kenne. Ich habe nie
jemand gesehen, der durch seine bloße Existenz allen, die um ihn sind,
mehr wohlwollende Treuherzigkeit und Menschenliebe mitteilt, als dieser
Fürst. Ma» ist ordentlich besser bei ihm." Karl August tonnte ihn
beurteile»; wie oft »'eilten er und Goethe bei dem Freunde in Dessau
und Wörlitz! Mit seinem Freunde Erdmannsdorff schuf Vater Franz
den Wörlitzer Garten ans dem Nichts, schuf Anlage», die Goethe und
Fürst Liguc als einzig in der Welt bezeichne» konnte», Luisium, Geor
gium, Großtulmau usw. erstände», die Kunstsammlungen i» Wörlitz.
das Gothische Haus usw. schössen aus den» Boden auf. Ten Freund
Goethes und Wintelmanns umgab ein Stab bedeutender Männer; die
kunstsinnige Gemahlin Luife und der Dichter Friedrich von Matthisson
bestärkte» die Kunstneigung des rastlos tätigen Landesherrn. Der 1771
nach Dessau gerufene Basedow opponierte den, bisherigen Lehrsystcm und
errichtete 1774 das durch ihn, Campe und Wolke berühmt werdende
Philanthropin, er schrieb sein Elemcntarwerk, und Moses Mendelssohn
kam 1729 i» Dessau zur Welt. Die Chalkographischc Gesellschaft (179«
bis 18N6) und die „Buchhandlung der Gelehrte»" richtete» aller Äugen
auf Dessau, und das Hofthcnter mit der Hofkapellc hatte in Ruft einen
Leiter ersten Ranges. Kaum »>i»der war die Pflege von Kunst und
Vifsc» i» Anhalt-Käthen. Hier hatte der fcingebildctc Fürst Ludwig
(f 1650), dem jetzt vor seiner Residenz ein Denkmal errichtet »'erden
soll, im Jahre 1617 den „Palme»orden" oder „Die fruchtbringende Gc-
iellschaft" zur Ausbildung der deutschen Sprache gegründet, im Schlosse
war der Mittelpunkt dieser wissenschaftliche» Verewigung, der Fürst und

seine Tochter Luise Amöne dichtete», sein Freund Tietrich von dein
Werder übersetzte Tajio und Ariosto ins Deutsche, nnd Wolfgaüg Ratichius
hob das Schulwesen, Fürst Leopold (f 1726) legte den Grund zur
Schloßbibliothck in ^löthen, die Musik fand die glücklichste Pflege an ihm,
dein musitalisch Begnadete», und Johann Sebastian Bach wirtte 1717
bis 1723 als Hoftapcllmeister in Köthc».
So erwarben Mittel- und Kleinstaaten in reicher Reihe vorderen,
die nicht auf der Spitze des Bajonetts grünen, und zeitigten Geistes-
fruchte von unschätzbare!», nachhaltige»! Segen,
Wenn auch die Kirchenstaate» im alten Reiche durchschnittlich die
angefanltcsten Teile des gotische» Baues wäre» und die iiirchenfürste»
viel zu wünschen übrig ließe», so gab es doch auch uiiter ihnc» genug
Freunde der Künste und Wissenschaften, würdig hier angeführt zu
werde». Ter Mainzer Kurfürst Johann Philipp (i 1673), aus Her»
gräfliche» Hause Schöübor», de» seine Schmeichler „t?l>Iuiu<) <.:«l»illuill<i"
nmmte», hob »icht »ur die Hexenprozesse i» seinen Landen ans,
sonder» sammelte »m sich i» Mai»z, wohin er 1667 Leibnitz berief, einen
geistigen Hofstaat von Koryphäe» aller Wissenschaften »»d stellte, zugleich
Fürstbischof vo» Würzburg, diese Universität wieder her. Ter Kurfürst
Franz Georg vo» Trier (1' 1756), auch ei» Schöübor», hochgeschätzt vo»
beide» Parteien, von Maria Theresia wie von Friedrich dem Große»,
führte, von dem seiner Familie eigene» Baust»» beseelt, herrliche
Schlösser und il irchc» a»s u»d vollendete die stolze Festung Chrenbreitstcin.
Welch große Zcite» hatte die Universität Wiirzburg miter ihrem Stifter,
de»! durch das Julius-Hospital »och heute bekannte» Fürstbischof Julius
Echter von Mespclbrun» (f 1617) und unter dem Fürstbischof Franz
Ludwig von Erthal (f 1795), der auch Fürstbischof von Bamberg war!
Wahrhaft königlich zeigten sich die Hofhaltungen des Kurfürsten Clemens
August von Köln, eines Bruders Kaiser Uarls VII., u»d des letzte»
Kurfürsten vo» Trier, Clemens Wenzcslaus (i 1812), eines Prinzen
des fächsifchc» Kurhauses, Sie beide bauten Schlösser und Paläste wie
Könige, und die Künste fanden an ihne» generöse Gönner und Mäce»c.
A» Clemens August erinner» die Schlösser i» Bo»», Brühl, Poppelsdorf,
Arnsberg und Paderborn, a» Clemens Wenzeslans das Schloß in
Koblenz, wo unter ihm eine Blütezeit der Kirchenmusik war^
Diese Hofhalte beleuchtete das letzte Abendrot, bevor die Revolution
über das. Reich Karls des Großen dahinbrauste und Throne wie Altäre
gn Boden schlenderte. Wir Deutsche» dürfen mit Freude der Fürsten
gedenken, die so viel für unfcre Kunst und unsere Wissenschaft getan
haben, und nur sollen die Liebe znm engere» Baterlcuide um der Liebe
zu»! »c»c» Teiitichc» Reiche willen »icht verliere».

Literarischer A Monatsbericht.
von
Augnft Friedrich Krause (Vle5lau).

kyrik.

Wilhelm Densen: ,,vom Marge» zum Abend." — Frida 5chanz: „Gedichte." —
Hanns von Gumppenberg: „Das deutsche Dichterroß." — ,,Aus meinem lyrischen
Tagebuch." — Paul Remer: ,,Unterm Regenbogen." — ,,In goldner Fülle." —
Walter Heyman»' ,,Ver Springbrunnen." — Georg Sylvester Viereck'
„Niniveb und andere Gedichte," — ?Ise Franke: ,,)ris."

m 15. Februar feierte Wilhelm Jensen seine,! siebzigsten Geburtstag, und dieses
Fest hat dem oft »erkannten und beiseite geschobene» Dichter eine Fülle von
Zeitung?- und Zeitfchriftenartikcln eingetragen, in denen ihm wohlverdienter
Lorbeer reichlich gestreut wurde. Cs hat eine Zeit gegeben, da man Jensen in
gewisse» preisen recht überschätzte und blind war gcgeu die Grenzen seiner Begabung. Aber
die Reaktion ist, wie bei vielen der älteren Dichter, mich bei ihm nicht ausgeblieben, und
man hat den Dichter des „Magister Timothens" und der „Karin von Sclüvedcn", so arg
vernachlässigt, daß Adalbert von Haustein z. B. ihn in seinem interessanten und luerwolle»
Wert über „Das füngste Teutschland" ganz übergehen tonnte, obgleich er den Einfluß von
Dichten», in deren Nähe Jensen zu stehen kommt, den Einfluß der Geibel, Heyse, Linga,
Raabe nnd Storm auf die Entwicklung der Modernen nickt übersehen hat. Vielleicht führt
die eingehendere Beschäftigung mit seinem Lebenswerk, zn dem das Jubelfest manckien ver-
anlaßte, dem Dichter wieder neue Freunde zu, und es macht in der Beurteilung dieses
feinfinnigen und innerlich vornehmen Poeten die Verkennuug einer liebevollen und in-
ständigen, wenn auch nicht kritiklose» Würdigung Platz.

Gelegenheit hierzu bietet die Sammlung ausgewählter Gedichte: „Vom Morgen
zum Abend" ^Leipzig, Verlag von N. Elischer Nachfolger), die rechtzeitig znm Feste des
Dichters in zweiter veränderter und vermehrter Auflage erschienen ist. Es mutz zugegeben
werden i Jensen ist an der Zurücksetzung, die ihm in den letzten Jahrzehnten zuteil wurde,
vielleicht auch selbst etwas schuld durch seine allzu reiche Produktion. Jahr in» Jahr
warf er einen dickleibigen Roman, einen umfangreichen Novellenband nach dem auderu auf
den Büchermarkt, und da dem Felde seiner dichterischen Betätigung besonders iveite Grenze»
nicht gezogen sind, mutzte sich auch bei dem eifrigste» Verehrer Ermüdung einstellen. In
der zmn 70. Geburtstage des Dichters erschienenen Biographie zählt Gustav Adolf Erd-
niann 120 Bücher auf, die Jensen im Laufe der Jahre veröffentlicht hat. Es ist natür-
lich, daß in dieser VUcherflnt auch manches Minderwertige und Triviale mitschwimmt.
Verglichen mit der Fülle der Prosaarbeitcn Jensens scheint der Sammelband seiner Lyrik,
wenn er auch 428 Seiten stark ist, keine allzureiche Ernte zu sein. Aber wer will Kunst-
werke mit Scheffeln messen? lind gerade Jensens Lyril birgt den Teil seine« Schaffens,
der am längsten dauern wird. In seiner Lyrik hat er uns sein Reifstes und Köstlichstes
gegeben, und wir finden in dem zitierten Auswahlbande Perlen von wundersamer Scl»n-
l,eit. Für traumhafte Stimmungen, für das bange Ahnen, für das mnstische Erfassen des
letzten und Verborgensten, für die Schauer des Todes und Vergehens hat er oft knappsten
und erschöpfendsten Ausdruck gefunden. Unter einer feinen, vollkommenen Form birgt sich
nicht selten tiefe, verhaltene Leidenschaftlichkeit, die um so tiefer zu Herzen geht, weil sie
nicht in pathetischen Worten nnd nur in der Innerlichkeit des >t!anges zu uns redet.

Nicht immer erschlicht sich die Schönheit seiner Lyrik, die in ihrer Eigenart rciu nord^
deutsche« Wesen zeigt, dem Leser sofort, denn äußerliche nnd Klangwittungcn entsprechen
nicht ihrem Wesen: man muß oft recht genan hinhören, um ihren innersten ttlnnn nnd
Rhythmus zu vernehmen. Das sind aber dann auch die Gedichte, die uns am liebsten
werden.
Da macht es uns eine Tichterin um vieles leichter, die man freilich nur in gc-
ziemendmi Abstand von Jensen nennen darf-, Frida Schanz hat ihre lyrische Lebens-
ernte gleichfalls in einem Bande gesammelt, der den schlichten Titel: „Gedichte" (Vcl-
l»aaeu und Masing, Bielefeld und Leipzig) trägt. Diese einfach-vornehm ausgestattete Ge-
samtausgabe umfaßt Gedichte aus einem Vier-teljahrhundert fleißigen Schaffens, aus den
Jahre» 188U bis 19««. Zeitlich fällt also das Dichten der Frida Schanz zusammen mit
der Entwicklung unserer modernen Literatur, die ja 1882 mit den „Modernen Dichtcr-
charakteren" zuerst auf dem Gebiet der Lyrik einsetzte. Au ihr aber ist all der Sturm
und Drang dieser Woche, ist alles, was sie an Verfehltem nnd Ueberstiegenem, aber auch
alles, was sie an Gntem und Neuem brachte, spurlos vorübergegangen. Liebenswürdig
und geistreich, aber in ihrem Teilten und Empfinden wenig sich über den Durchschnitt
der (gebildeten erhebend, gehört sie zu jenen Vermittlern lyrischer Munt, die das Gold des
Empfindens, das lyrisckic Genies aus d:n dunklen Schächten ihrer Stilen schürften, in
gangbare Münze umprägen. Was in den Herzen der vielen lebt, ungewußt oft und un°
gekannt, weiß sie lyrisch zu deuten, und so darf sie mit Anmnt nnd Würde den Lorbeer
tragen, den die Menge reicht. Zu allen Zeiten ihres Schaffens ist sie darum eine gc>
schätzte Mitarbeiterin der besten Familieujournale gewesen. Unterstützt wird die Wirkimg
auf die breiteren Massen durch das feine Gefühl für Form und Rhythmus, das diese
Dichterin auszeichnet. Sie ist eines jener Sonntagskinder, dem alles, was in seinem
Herzen auflebt, zum >llaug und Sang wird. Freilich zeigt sich infolgedessen bei ihr auch
der Fehler dieses Vorzuges: daß sie, weil Rhythmus und Reim so leicht und rasch sich ihr
fügen, manches Klang werden läßt, was mehr ersonnen als gefühlt ist. Und noch eines
fällt auf, wenn man diesen Samnielband durchblättert: es ist den Gedicliten kaum
eine Entwicklung anzumerken. Die Gedichte des c^ten Teiles, der die Schöpfungen der
Zeit von 188N bis 189!» »mfaßt, sind fast ebenso flüssig nnd glatt, so weich und musikalisch
iin Mang wie die des letzten Teiles (189<>—190!,), nur daß manche der jüngsten Gedichte
vielleicht verinnerlichter nnd reifer sind, ninder nnd voller klingen, daß bei ihnen Form
und Inhalt sich inniger durchdringen. Aber von einem Ringen beim Gestalten, von
einem Suchen nach neuen Formen, von einem Finden nener Gedanken und Empfin-
dungen itt kaum etwas zu spüren. Das eben ist Formtalenten wie ,^rida Schanz verjagt:
nach neuen Münzen langen ihre Arme vergeblich, und neue Sterne leuchten ihnen nicht.
Selten anch steht ihnen der «inn danach. Dennoch wird der Sanunelband ihr gewiß zu
den alten noch manche neue Verehrer ihrer «unst gesellen: unter ihren Dichtungen ist
manches schlichte nnd schöne Lied, das eine stille Sonntagsstnnde mit süßem oder wehem
>!!ang zu erfüllen vermag.
Auch Hanns von Gnmppenberg bietet in seinem kürzlich erschienenGedichtbandc:
„Ans meinem lyrischen Tagebuch" (Verlag von Georg D, W. ssallwcy in München) die
lyrisä« Ernte ans zwei Jahrzehnten dichterischen Schaffens dar. Gnmppenberg, Mitbe-
gründer und erster Vorsitzender der 1890 begründeten Münchener „Gesellschaft für mo-
dernes Leben", der außer anderen auch M. G. Eonrad, Detlev von ^iliencron nnd Otto Julius
Bicrbmim angehörten, ist weiteren «reisen bereits durch seine Parodiecn bekannt geworden,
die in dem .Teutschen Tichterroß" (Verlag von Georg D. W. Eallwey in München)
gesammelt vorliegen. Der Erfolg dieses Buches, das vor kurzem in fünfter Auflage er-
schienen ist, liegt ja wohl vor allem in seinem vornehmen Humor begründet, der, wenn er
auch manchmal derb und drastisch wird, doch niemals verletzt nnd erniedrigt. Aber
Gumppenberg parodiert nicht bloß die äußerlichen Eigentümlichkeiten der Tichter, ihre zur
Manier gewordene Art der Ausdrucksweisc oder des Rhythmus, wodurch auch schließlich
weniger Geistvolle billige Wirkungen erzielen könnten, er weiß — nnd das eben verleiht
diesen amüsanten Dichtungen' Bedeutung und bleibenden literarischen Wert — tiefer in
das Wesen der Tichterpcrsönlichkcitc» einzudringen, die er karikiert, und auch ihre Nn-
schauungs- und Gefühlsweise, ihr Wesentliches und Charakteristisches parodistisch darzustellen.
Man darf wohl sagen, daß Gnmppcnl'ergs Parodiecn oft in einer Zeile dem feinfühligen
nnd nachdcnksame,, Lese,- ei« rascheres Verständnis für inauchc Dichter, für ihre Fehler
nnd Vorzüge, vor allem aber für ihre Fehler vermitteln können, als manche seitenlange Essays.

Die Vorzüge des „Tentscken Dickterrosses": Geist, Humor und seltenes Feingefühl für ^orm, finden wir auch in seinem ernsten LnrikKnche wieder. Man sollte nicht meinen, was hinter der Maske des amüsanten Parodisten für ein ernstes, nachdenkiames Geuckt mit seinen Schmerzttismgen nm Mundwinkel und Nnqen sich verbirgt. Die Bezeichnung diele? Buch?? als eines „lyrischen Tagebuches" ist nicht blo^ ein nichtssagender, zu» fällig aelvählter Titel, sie trifft, wie selten Titel lon't, sein Charakteristisches: Gumvven» berg gibt nur wirklich innerlichst Erlebtes und Gefühltes, wie der Tag es bringt, >oie das Herz es fühlt und das Hirn verarbeitet. Darum gerade wirke» diele Gedichte wie Tage- buchblätter, die der Dichter nur für sich selbst geschrieben hat, ohne Rücksicht aus Publikum und literarische Mode. Er macht sich selbst keine Mätzchen vor, er stilisiert nicht, er fälscht seine Gefühle nicht, wie manche der lyrisch?,! Virtuosen von beute zu tun pflegen, die bei ihrem Dichten immer mit einem Auie nach den Mienen des Publikums schielen. Wie selten sonst ein Lvrikbuch ist das Gumvvenberqsche ein Vekenntnisbuch, und nickt sein ge- ringster Neiz ist, dal, wir Wicke tun dürfen iu des Dichters tiefstes Denken und Fühlen, da« w>r seiner Entlvickluug nachwnren dürfen, daß seine Weltanschauung klar und offen vor uns liegt. Es ist natürlich, dal, iu einem solchen Nucke die Betrachtung vorhernckt. Aber Gumvvenbergs Gedankenlurik ist nickt abstrakt und schemenhaft, sie bleibt immer kraftvoll lebendig und von einem e^len. echten Pathos erfüllt. Dieses Pathos, das ihn Sckillcr verwandt zeigt, beweist, daß Gumvvenberq den sogenannten männlichen Dichten» beizugesellen ist. Ihm eignet der hohe Gedankenfluß, die Art, Geistige« tief zu erfasse". Gefühltes in kraftvollen, oft großzügige» Widern darzustellen. Aber seiner Gefüblslurik, den Liebesaedickten, den Naturstiimnunqsbildern mangelt doch der lyrische Schmelz, der volle lyrische Toni auch leine Gefiihlslyrit ist rein pathetisch, und darum bleibt de» Ge- dickten dieser Art jede tiefere Wirkung versagt. Wenn Gumpvenberg ein Alpenmärchui dichtet, so weift er nickt den wundersamen landschaftlichen Reiz, der in dem Gegensalz von Firn und Fels, dunklem Tannengrün und grünlaftigen Matten liegt, zu gestalten, er schildert vielmehr mit vathetischcu Worten den Titanenlamps der Felsen gegen de» Gott über den Sternen, der sie mit dem wundersamen Himmelsglanz der zum ersten Male auf- gehenden Sonne besiegt. Im „Bild aus den Alpen" besuchen

„Die Tannen, die schlanke» Tochter der Erde
In ihreni grobgewebten,
Tnftenden, grüne» Gewände"

den gewaltigen Beigstrom, der sich durch der Felsen wirres Gedränge hinabwirft.

„Nun stehn sie still,
tauschend sich neigend
lieber die Felsen voll Neugier
lind doch in ernster, sittiger Sckeu
Tiefer zu steigen,
In das Gewühl den Fuß zu setzen."

Wenn er e!»en Abend in der Mark schildert, so wird ihm der ^öhrcnfoii't zu einein Schauer dnnkelbefiederter Riesenpfeile, der die wehrlose Brust der Erde getroffen hat, unt> die Abendröte ist das Herzblut der Erde. „Unter vieltausend Mordgeschossen blutet, ver- blutet die lfrdc." So habe» seine Bilder etwas Großzügiges und Erhabenes. Für das Lyrische, Feine, für das Liebliche, das Heimliche und Verhaltene fehle» ihm alle Töne — vielleicht auch die Empfindung. Er geht, wie alle Pathetiker, mit rückgebeugtem Haupte, und seine Angen sehen mir die großen Linien sowohl der äußeren Erscheinungen, als auch der inneren Entwicklung des Einzelnen wie der Gesamtheit.

Paul Nemers Prosabichtungen: „Unterm Regenbogen" liegen bereits in dritter, seine lyrische,! Dichtungen: „In goldner Fülle" (beide verlegt bei Schuster und Loeffler, Berlin) ebenfalls schon iu zweiter Auflage vor. Diesen wohlverdienten Erfolg haben ihm neben seiner Einfachheit und Natürlichkeit, nach denen er bewußt strebt, die Herzlichkeit und Innigkeit seiner Dichtungen eingetragen. Das Volkslied ist der Meister, dem Nemer nacheifert, und in den besten seiner Gedichte gelingt es ihm guck, die natür- liche Schlichtheit, die straft des Ausdrucks zu finden, die wir am Volksliede lieben. Ganz aber wird er sein Vorbild nie erreichen, weil die norddeutsche Sprödigkeit und Herbheit seines Wesens ihm die goldene Klangfülle und Musik des Volksliedes weigert. Rem« ist ein echter Sohn seiner Heimat, in deren warme, starke Scholle der Nanm seiner Ticktnng die Würze!» senkt, „die ihn mit der Erde Gräften bis zum letzten Blatt durch-

tränkt." Versagte ihm die Heimat Weichheit und Süße des Wohlklangs, so gab sie ihm dafür anderes: Kraft und Bildlichkeit. Wohlbedacht wid seiner Art sich bewußt, nennt er seine Schöpfungen nicht Gedichte, sondern Dichtungen. <3s ist wenig Liedartige? in ihnen, mehr Linie uud Farbe. Weim es seiner Gestaltungskraft häufig auch gelingt, Reim und Rhythmus zu meistern, Ton werden zu lassen, was lieber Bild und Gestalt verlangt, so bricht doch gar oft die norddeutsche Herbigkeit seines Wesens durch und gibt seinen Gedichten etwas Hartes und Svrödes und jeue (irdenschwere und Schollenkraft, die der süddeutschen Lnrit gänzlich fremd ist. Es ist immer Bildhaftes in seinen Gedichten, und seine beste» DichtuiMN sind Bilder, denen oft, wie z. N. „Herbstmond", eine herbe Größe eigen i!t. Sei» Streben nach Schlichtheit uud Größe wird Nemer um so leichter, weil sein Wesen so ganz unkompliziert und einfach ist und nichts von Verzärtelung und raffinierter Uebertultur des Gefühls weiß. Er geht dem schlichten Empfinden des Volkes nach, weih das Fühlen der jungen Mädchen, der Bräute, der Gattinnen und Mütter zu deuten und hat in seinem Denken und Fühlen etwas «inblich-naives, das ihm manchen zum Freunde gewinnen mag, der alles Verstiegenen und Verworrenen so mancher modernen Dichtungen müde ist.

Wenn auch Paul Nemer in allen seinen Dichtungen mehr Bildner als Musiker ilt, so strebt er doch immer nach Klang und Rhnthmus und ist bemüht, süszen Wohllaut in seiner Saiten Gold zu banne». Walter Heymann dagegen, ein tiomc» nnvuz und anscheinend ein Ostpreuhe, sicher Norddeutscher von der Waterkant, weis; von solchem Streben fast nichts. <3r bat seinen im Verlage von R. Piper K Co. in München erschienenen <5rstling: „Der Springbrunnen" genannt: weuu aber je eiu Buchtitel seinem Inhalt heterogen war, so ist es dieser. Von all dem Leichten, Beschwingten, zum Himmel Strebenden, vou dem Glitzernde», Leuchtenden, Sprühenden eines Springbrunnens ist in Heymanns Versen nichts. Seine Dichtungen sind so schwerflüssig und zäh, wie Dichtungen nur immer sein tonnen. Manchmal will es sogar scheinen, als wären sie ihm noch nicht schwerfällig, noch nicht rauh und roh genug und er wäre bemüht gewesen, ihnen durch allerhand Mittel, z. N. durch Weglassen des Artikels vor .Hauptwörtern, auch noch das bißchen Grazie zu nehmen, das sie ursprünglich noch besessen haben. Er scheint das Stormsche Wort von der Raspel, die zuletzt über jedes gute, glatte Gedicht gehen müsse, mit Absicht auf die Spitze zu treiben. Man höre nur Verse wie diese:

.Frühling ist tückisch, Traum untenn Baum, Ruhe im Moos,
aber ihr Liebenden, glaubt ihr das? Brand wellt über dem schweren
Grün liegt Gras. Sommer naht. Aehrenfeld, blitzt.
Bunt umwachsener Pfad, schönes Land: Kahl sind die Bäume, sind naß
Viel rosige Blüten mn Vaum, im Wind, der Blätter wirft,
Blättchen im Schoß. wenn Dämmerung wendet.
Blaß steigt der Rauch,
Schnee liegt bis in den Strauch,
Schatten, wenn Sonne uns »blendet." (S. 64.)

Mir will scheinen, als wenn Heymann seine Manier als ein Zeichen von Originalität erachtet nnd auch so bewertet wissen wolle: er treibt diese Manier oft so weit, daß er nntlar wird und man wirklich Mühe hat, sich in das hineinzudenken und hineinznfühle», was er hat onLdrückc» wollen. Was sollcu z. B, Verse wie der Anfang des Gedichtes: „Der Pfad" bedeuten?

„Sage, Ritter, wovor du bangst —
Hast du der schwarzen Vögel Angst
im Horst zu hören?"

Wer hat Angst? Ter Ritter ober die Vögel? Die Schwerfälligkeit dieser Dichtungen wirb noch erhöht dnrch das häufige Hinüberziehen von Sätzen nnd Nebensätze» aus einer Zeile in die andere, durch das häufige Schachteln der Sätze, baß einem beim lauten Lesen dieser Verse schier die Lnft ausgeht. Tie ganze Schönheit und Plastik, die oft in einzelnen Zeilen solcher Gedichte zu finden ist, geht dann zum Teufel. Mau schwitzt ordentlich beini Lesen, solche Mühe hat man.

Es würde sich nicht lohne», auf die Mängel eines (5'rstlingsbandes so einzugehen, wie ich dies hier tue, wenn nicht ein Starkes, Mtes darin wäre, das Hoffnungen weckt. Hermann besitzt ein ganz außerordentliches Talent für Plastik. Eines seiner Gedichte beginnt mit de» Worten: „Ich Tichter male." Und dann malt er mit farbigen Wortenein seines, seelenvolles Fraucnbild. b'r kömite statt malen anch bilde» sagen, den» seine Tichtimgc» sind oft

»oä! uiel »lehr Plastiken als Gemälde, Schon die Titel mancher seiner Gedichte muten an
wie Bczeichnnnge» von Bilder»: da heißt eines: „Häügebirke im Frühling", ein
n»dres: „Thymian", ein drittes: „Laubgang", wieder andre: „Alte im Tone", „Ab-
sterbende liefern", „Ter Nasta»ie»ba»m", „Schatten im Walde", „Fensterbilder" ». s. f.
Mehr als die Hälfte seiner Gedichte tragt solche Ueberschriftcn. Eiues der feinsten dieser
Bilder ist das Gedicht: „Ostprcußischer Bauer". Ganz in Veiblscher Manier scyt auch
Hamann, der Tichter, Strich neben Strich und weih damit eine ganz verblüffende Plastik
und Lebensechtheit zu erreichen. Aber es ist in seine» Bildern alles zuständlich, nirgends
ist Beweguug und Handlung. Darum liebt er vor allem Landschaftsbilder. Henmam,
hat auch Balladen gedichtet, vier an der Zahl, aber sie sind nicht das, was wir gemeinhin
unter Balladen »erstehen: auch sie sind Bilder, oder eine Folge von Bildern, und sie unter-
scheiden sich von den andcrn Gedichten mir durch den Stoff oder die historische Färbung,
Was neben der starken Nildhaftigkeit den Wert der Hcnma»nschen Dichtungen be-
stimmt, ist die Stärke des Gefühls, mit der er die Tingc der Welt, ganz besonders aber
die Natur erfaßt, so daß alles lebendig wird nnd nicht mir «örver, sondern mich Seele
gewinnt, Es ist gar nichts Virtuosenhaftes und nichts N»e»ipf»»de»cs in ihnen: erstellt
nur cige» Gcschautcs und eigen Gefaßtes dar. Nie Reiner hat auch ihm »eben dem
Mangel seiner Xunst die Heimat sein Nestes gegeben. Noch ist freilich allzu viel Natur
in ihm: wie Blöcke, unbehauen und schwerfällig, reißt er seine Gebilde aus seiner Seele
los und wirft sie vor uns hiu, noch sind seine Dichtungen zn wenig durch die Fonn ge-
bändigt. Wenn er Selbstzucht üben, nach Einfachheit nnd ,'llnrheit strebe» wird, dürfen
wir von ihm noch viel erwarten.

Ter stärkste Gegensatz zu Walter Hevma»» ist der junge, früh- und überreife Tcutsch-
Amerikaner Georg Sylvester Viereck, der kürzlich einen Band Lyrik: „Niuiveb
und andere Gedichte" (I. O. Eottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und
Berlin) veröffentlicht hat und von vielen als ein außergewöhnlich>s lyrische; Genie gepriesen
wird. Das muß allerdings wahr sein: Vierecks Ticktungen sind ebenso glatt und flüssig
in Reim und Rhythmus, ebenso farbig und voll Melodik wie Heymanns Gedichte rauh
und roh und erdschwer sind. Dafür aber ist Heymaim auch ein durchaus echtes Talent,
nnd Viereck ist ein virtuoser Blender, ans den Ilrteilslose sich stürzen werden wie Ptotteu
auf das Licht, ohue zu merken, daß er nur ei» eitles, buntes Feuerwerk zu versprühe»
l>at, von dem nichts bleibt als ein uuangenchmer (Heruch. Wie alle Virtuosen besiet
Viereck ein bei seiner Jugend erstaunliches Fnrmtalent, dein Reim »»d Rhythmus gleicher-
weise gehorcyen. Das ist aber auch alles. Seine Leidenschaftlichkeit, die man an ihm so
rühmt, ist nichts weiter als leeres, tönendes Pathos, Charakteristisch sind die in manchen
Gedichten, wie z. B. i» der „Ballade vom sündigen Glück", umkommenden >llammersäVc,
die als ein pathetischer Ausruf das eben Gesagte noch einmal wiederholen. Man meint m
sehen, wie der Dichter dabei wild seine Mähne zurück- und den >!opf in de» Nacken wirft,
die Rechte im Busen stecke» hat und mit der sinken ekstatisch in der Luft herumfuchtelt,
»m »»r ja diesen Ausruf mit vollstem Brustton herauszubringen. Es ist auch nicht Zu-
fall, daß die relativ best«! Gedichte dieses Erstlings die längste» si»d. Ei» echtes Gefühl
knapp »»d klar i» Verse zn bainicn vermag dieser mit reichlich viel Anmaßung auftretende
Poseur nicht, weil er keine echte Empfmdung kennt. Sein mystischer Ehristusglanbc nnd
seine Marienverehrnüg sind ebenso »»wahr und anemvfunden wie sei» brünstiges Tcka-
de»te»tum. Wir habe» i» Teutschland genug solcher Scheintalente, warn»! also solcher "anpott?

Te» Schluß möge diesmal eine junge Tichteri» bilden, deren Buch ;war timstlerisä'c
Reife nnd persönliche» Stil »och vermissen läßt, die aber doch bei aufrichtigem Strebe»
und straffer Selbstzucht für die Zntnnft Gutes venpricht. Ilse Franke hat ihren erste»
Gebichtband, den Egon Fleische! K (5o., Berlin, verlegt«!, „Iris" genannt. So bunt, wie
„der Bogen, der den Himmel übersvmmt, wenn über nassem Lanb die Sonne flimmert," i»
auch ihr Buch: mir daß neben viel Farbigem und Leuchtendem auch Graues und Äa»eZ
sieht, dem alle Lichttraft fehlt. Nebe» Gedickten, die sich in nichts über de» Turckschmlt
erhebe», stehe» Tichtunge», die starkes eigenes Empfinde» »»d eine zu Hoffnungen ve-
rewigende Gestaltungskraft bekunden. Roch ringt die Tickterin allzu sehr mit der Fonn,
und ma» fühlt z» oft, wie nicht sie die Fori», wie die Form vielmehr sie zwingt, sie liebt
deshalb die reimlose» Rhythmen. Auch de» Versen der Hannover!»,crin fehle» weiche,
melodiöse klänge fast ganz: dagegen wein sie manchmal (sl'araltclistiscl es verblüffend knapp
und plastisch darzuslelle», daß man, besonders nach ihm» Gedicht: „Ter Gast", leicht ge-
neigt sein kann, sie eher für eine Erzählerin als für ei»c Lyriker!» zu halte«.

Nc»'V«'ccklenbm'n <VlSn««ck'A»chlPrl>. Tic «üstc uou »muddu bis Aap St, Georg
— Herausqegebeu oou II,-. (5mi! Stephan, Marine-Stabsarzt, undr l)r. ssriy
Graebucr, wifscuschaftl. Hilfsarbeiter am >lönig!. Museum für Völkerkunde zn
H^erlin. — Mit 1(1 Tafeln, 3 Notcnbeilogen, zahlreiche» Abbildungen nnd einer
llebersichtskarte. — Berlin, Dietrich Reimer (Enist Vohsen).

Tlidseclunst. Beiträge zur «rinst des Vismarck-Archipels und zur Urgeschichte der «uust
überhaupt. Von Dr. Lmil Stephan, Marine-Stabsarzt. — Mit 13 Tafeln,
2 Kartenskizze» und zahlreiche» Abbilduugcu im Text. — Berlin, Tietrich Reimer
(6cnst Bohse»).

Im erstgenannte» Nerk ist das enthalte», was bei Gelegenheit der Ber-
messungsarbeiten S. M. Vermessu»gssch!ff „Möwe" i»l Jahre 10U4 a» der Ostküste des
3t. Georgskanals ans ethnographischem Gebiete erforscht worden ist. Ta jener bisher
unbekannte Küstenstrich wohl schwerlich i» absehbarer Zeit eine weitere Aufklärung erfahren
wird, so sind die vorliegende» Aufzeichnungen ganz besonders wcrtuoll. Im Borwart
werde» die Nanien einiger Gelehrter vermerkt, die bei der Bearbeitung der Monographie
mit behülslich waren. Tas Werk gliedert sich iu 4 .Mpitcl: „Allgemeiner Teil, materieller
MllturbesiH, geistige Uultur- und Siedluugsgeschichte uud ethnographische Stellung." — Im
allgcmeiüe» Teil wird zunächst ein lieberblick über die lzntwickelnngsgeschichtc der Südsec
und des Bismarck-Archipels gegeben. Wenn auch die Kulturgeschichte dieser Gebiete seit
lange als abgeschlossen betrachtet werden kann, so zeigt doch hier und da eine kleine Ab-
weichung oom heutigen Zustande, dal; die dortigen Bewohner nicht ganz geschichtslos sind.
Tic Reisen der Holländer unter le Maire und Schonte» brachte» die erüe» Nachrichten
über Land nnd Leute jener Gegend. Ter 2N. Juni 161»> ist als der Geburtstag der
«itlmographie Ncu-Meckleuburgs aumsehe». Tic Eiugcboreueu lverdeu als starke, gut ge-
baute Meuscheu mit kurze»!, schwarzem ,vaar, rötliche» Barte» uud schwarze» Zäh«e» ge-
schildert. Als nächster li-rforscher jener Gebiete wird der lHngländer Da»ipier — 1ü'.»9 —
aeiianüt. lis lvnrde hier z» weit führen, ans die weiteren Aorschungsreiscn einzngchcn,
nnd sei daher gleich auf die Zeit übergegangen, als im Jahre 1885 das Deutsche Neich die
Zchuyhcrrschaft über deu nordöstliche» Teil von Neu-Guiuea smoie über die uorlicgeudeu
Insel»,'die unter dem Namen „!Uismarck-Archipcl" zusammengcfaszt wurden, übernahm.
Mit Recht wird darüber ,>!Inge geführt, das; mau sich nicht begnügte, für Gebiete, die
bisher eines znsauimeufassendc» Namens entbehrten, einen solchen zu schaffen, sondern das;
man Inseln umtaufte, die zum Teil seit Jahrhunderten anerkannte Namen trugen. Es
wäre ein größerer Beweis uon Selbstgefühl gewesen, die alten Nnmcu beizubehalten —
also Neu-Britannien nnd Nen-Irland —, nicht aber sie in Ncu-Vonmicrn uud Neu-
Mecklc»burg u»iz»>aufeu. Gut wäre es jedenfalls, weuu die alteu Name» wieder eilige»
führt würdcu. «^graphisches »nd Geologisches, ,^lora, Iiuiua und illiuia, ferucr Ttntisti-

sches über die Hevölterung, Vo!k?gesu,!dhelt, pwchologische Beobachtuugcu, sowie Zeitrechnung
und Uebcrlieferung werden in sehr interessanter Weise behandelt. Hier, wie auch aus den
späteren Kapiteln kann nur einzelnes herausgegriffen werben. Die ,'lüste von llmnddn bis
>!np Boiiaaiiioille ist von großer landschaftlicher Schönheit. Das Klima ist ^entsprechend
lompua» und Pc,I!llI au« Lamaila,
Au« „Ncu.Mccklenbura <Viin,aick°AichipcI),' Von I>,, 2mil LleplMi und N, Flitz wiäbnei. —
Verün, Vietrich Neimei,
der geographisch«,'» Vreite tropisch. Was im allgemeinen bei jenen Naturvölkern die Ge-
snndheitsverhältnisse anbetrifft, so ist bei äimerst niedrigen Oeburtsziffern die Tterblicbkeit
eine recht große, ^vlan hat den Eindruck, daß die Bevölkerung ein Gemisch von Pownesieiii
und Melanesicrn ist (s. Abbild.). Zur gewöbnlichcn Zeitbestimmung dient der Mond-.
umlanfi ob Jahre bekannt sind, war nicht ',» ergründen. Im »apitel „materieller Kultur-

besitz" erfahren Kleidung und Scl,muck, Waffen, Werkzeuge und Technik, Ernährung, Vieh-
zucht und Ackerbau, Jagd und Fischfang, Geld und Elidel, Vootbau und Schiffahrt,
Hausgerät und Anlage eines Torfes eine eingehende Schilderung. Von einer besonderen
Bekleidung kanu man nicht reden: zum Schutz gegen Turchnässnng und Erkältung werden
Regenkappen aus Pandamisblättern gefertigt, letztere verwendet man auch zur Herstellung
von .Schurzen". Sehr beliebt ist die Nemalnug des Körpers. Als Hauptwaffe dient der
Speer, ferner die Schleuder, sowie Pfeil und Vogen. Von GeuuKinittelu sind Neteluusi,
Bctelpfeffcr und Tabak bekannt uud leidenschaftlich begehrt. Jeder Mann — von den
Weibern nicht alle — trägt sein Veteltaugerät bei sich.und kaut den ganzen Tag, Als
Haustiere lverdcu namentlich Schweine, Hunde und Hühner gehalten. Die Hauptmenge
der Nahrungsmittel liefert der Ackerbau, und werden hier Taro, Melonen, Gnrkcn, Papana
-^

Illrnfeld bei King,
A»»: „N«».N!«ck!enb>llg <Vi«ml>ick>Aichipe!)." Von I», Emi! LIephan und I>,
Verlin, Dietilch Neimcr,
Fi»! Grab,«!

und anderes auf den Feldern angebaut (s. Abbild.). Im übrige» ist jedes Torf an
seinen Kokospalmen kenntlich. Sehr interessant ist die Schilderung von Häusern und
Törfern. Letztere zählen meist nnr l!0, auf einem eugeu Naume in der Nähe des Strandes
erbante Hütten. Eine solche Torfanlagc in Kanda»'; bei «ing wird eingehend beschrieben.
Als etwas ganz Besonderes wird ein Baumhans hervorgehoben, das ganz vereinzelt, eine
lmlbe Stunde südlich vou King, auf einem mächtigen alten Gummibaum hergerichtet war.
Das Kapitel: „geistige Kultur" enthält nähere Angaben über soziale nnd politische Zu-
stände, Geburt uud Tod, Religion, Mthologic und Zauber, Tanz, Tichtnng nnd Mnsil
mit Notizen über letztere, bildende sinnst und Sprache. In den beiden letzten Kapiteln
lverden die Siedluugsgeschichtc, sowie die ethnographisch« Stellung näher behandelt. Ten
Schlich bildet ein Anhang mit anthroplllogischen Messungen, Besitzstand-Aufnahmen. Wörter-

Verzeichnis und Notcnbeilagcn, sowie ein Tach- und Nanienrcgister ilnd Tafel I—IX mit
Eiklar»,!!,. Das vortrefflich ausgestattete Buch ist sehr anrc>iend »ud bclelirend geschrieben.
In, zwcitgenannteu Werk beschäftigt ,'ich der Verfasser ,uit der „Tiwseekimst'
und liefert hierzu höchst interessante Beiträge. Er hat iu dein Buch alles das ucrtiiiiat.
was er bei seinen Ethnographischen Ttüdicn im Bisumrck-Arclnpel, auf die bildende «mist
Vannchaus bei King, uon vorn gellhen.
Au»^ „Ncu.WcckIcnbnig iP'c'n>ii<,,.Alchipel)," Von !>,, Emil Stephan und U,. Fiit, Vläbncr,
Vcüin, Dietrich '1!eimcr,
bezüglich, gesamiuelt hat. Wie er im Vorwort beroorhebt, »erfolgt sein Buch de» dobbelttü
,'jwcck: „deu Ethnogrurlien von ^ncl, eine zicniüelic Menge nencn Materials zu liefeni »nt>
den gebildete» Laien, dcr den fragen der «unst Iutcressc e»tgcgc»bri»gt, i» eine wolil
nicht näher bekannte Welt des iinm'ischaffens cinzufichrcn und ünn einen Einblick i» ei,<
besonders schwieriges Feld der ethnograpliiMn Wisscnlcwst zu gen'ähren." Teinen Alis'

führungen hat er sei,«,- ziemlich umfangreiche Sunnilung zugrunde gelegt, die sich jetzt im Berliner Mnfcnm für Völkerkunde befindet, In einzelnen »apileln beliandelt der Verfasser: „Tie Herkunft der Sannnlnng, was wird geschmückt u»d dargestellt, die Arte,! der Technik, die wahre Bede,nnng der Tarstellnngen und die Aesthetik der Insulaner." ?tamen- und Sachregister, Verzeichnis der Abbildungen, Tafeln und Tafelerkläruugen bilden den Schlich. Aus dem reichhaltigen Ston fei aus den, «apitel über die Art der Technik nachstehendes hervorgehoben, steine Malerei ist verhältnismäszig selten, Ei» bemaltes Auslegerboot aus Beliao bei Fiiedrich-3l>!lhelmshafen zeigt die hier beigefügte Abbildung. Tic Technik der Malerei ist höchst einfach. „Tie gewöhnliche» Farben find gebrannter >!orallenkalk, gebrannte rote Erde und verkohltes Holz. Tiefe Farben, in >!oto!sä,ale» mit Wasser uerrührt, werden mit dem Ringer oder einem Stäbchen aufgetragen. Zu Gelbfärben dienen i» >!ing die frischen Wnrzeltnollen einer besonderen Mauze resp. die Rinde eines Baunies. Tic Alaufarbe ist Verlinerblan." — In diesem «apitel tuerden auch noch speziell behandelt: die Vrandmalerei, die Ritztcchnik, die Nelieffchnitzcrei, Plaftik, Stickerei, Binden und Tätowierung. „Tie Eingeborenen des Bismarck-Archipels kennen keine abstrakten Verzierungen, keine Ornamente in unserem Sinne, ihre gefamte >tunst ist, hentuitage wenigstens, für ihre Anfchauuug und ihr Gefühl Natnrdarstellnng." — Tie sorgfältigen Darlegungen des Verfassers beanspruche» allgemeines Interesse. Auch dieses Buch ist vorzüglich ausgestattet n»d bestens zn empfehle». «.

VemnIIe« Voot aul Veüao,
A»«i „2üd!«Ii»nst," Von >1,. <lmil L!eph«n, —'Verlw, Di«!iich R«>mer,

Ter Stein »er Weifen. Illustrierte Halbmonatschrift für Haus uud F>nnilie, unter Redaktion von Amaud Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld. 19. Jahrgang, Hefte l'j-24. — Wien und Leipzig, Hartleben.

Mit den genannten.Heften liegt jetzt der 38. Band vor. Reichlich mit recht guten Abbildungen versehen, bietet diefe Zeitfchrift für Hans nnd Familie Unterhaltung und Belehrung ans allen Gebieten des Wissens nnd kann nnr bestens empfohlen werden. Ix.

KoöinoS. .Handweifer für Naturfreunde. Band III, .Heft 5 u. <>. — Stuttgart, Franckh.

Beide Hefte diefer recht empfehlenswerten, natunuissenschaftlichen Zeitschrift enthalte» wieder sehr interessante Auffätze, fo ». a. „der Elefant in Freiheit nnd GcfaugeufckMft, das Leben in den Tote», Tuft und Geruchsfinn der Infekten, die kleinsten Bauwerke der Welt, Paradiesvögel, eine zoologische Entdeckung für Europa." — Naturfreunde feie» ans diese Zeitschrift wiederum hiugewiefen. «.

Die Seele »es Kindes. Eine vcrglei-
chende Lebensgesclnchte von vi-, pliil.
Wilhelm Nment. Mit 2 Taieln,
43 Abbildungen ini Tert lind 2 Vignet-
ten uon Erich Heermann. — Stuttgart,
Kosmos, Franckh.
Es ist'ein hoclnnteressantes Thema, das
sich der Verfasser zur Bearbeitung gestellt
und das er, wie gleich vorbemcrkt sei, in
recht ansprechender Weise behandelt hat.
In einer, die allgemeine Entwickellingslehrc
betreffenden Einleitung wird darauf hinge-
wiesen, daß wenn auch auf diesem Gebiete
der Volksglaube und das Christentum sich
zur Befriedigung ihres Wisfenstriebes mit
der Phantasie begnügten, die Wissenschaft
doch den Verstand mit herangezogen hat.
In einzelnen «apiteln: „die Kindheit, die
Jugendzeit, die jungen Leute (Entwickelilngs-
jahre)" entwirft der Verfasser ein treffliches
Bild von der allmählich fortschreitenden Ont-
Wickelung des tt indes nn Leib und Seele
uon seiner Geburt an bis zu den eigentlichen
Entwickelungsjahrcn (Geschlechtsreife). —
Zum Schlus; gelangt der Verfasser zn dem
Resultat, daß wir mit Hilfe der Wissenschaft
über die seelische lÄitwiMung wohl unend-
lich mehr wissen, als der Glaube zn bieten
vermag. Vor der Frage aber, woher die
Seele kommt, macht auch die Wissenschaft
halt und überläßt die Beantwortung dem
Glanben und der Phantasie. Mir diejeni-
gen, die sich noch eingehender mit der Seele
des X indes beschäftigen wollen, ist dem Buche
ein Wegweiser beigegeben. — Das im
übrigen hübsch ausgestattete, mit einer Menge
den Text erläuternder Abbildungen versehene
Nnch kann namentlich Eltern, wie Lehrern
und Erziehern bestens empfohlen weiden.
K.

Ter Lcbensnlaube. Von Ellen «eh.
Betrachtungen über Gott, Welt und Seele.
Berlin, S. Fischer. !j. Aufl.
Au ein Blich von Ellen «e» darf man
nur mit Andacht herantreten. Und nun
an dieses, den uon warmer Begeisterung und
genialen. Erkennen dnrchsonnten Katechismus
einer neuen und doch so alten Glaubenslehre,
einer Lehre, die keine sein will und keinen
>!atecl,ismus erfordert! Man darf nicht über
dies Buch schreiben, man müßte es denn ab-
schreiben. Ungezählten wird es ein Erlebnis
sein, vielen eine Erlösung bringen, »'s sagt
dabei denen, die das wahre Ehristentnm
erfaßt hatten, eigentlich nichts Neues! die
„Pflicht zum Glück" ist die „Freudigkeit",
welche auch das nene Testament betont.
Ellen «cn glaubt an die Vervollkommnung?-

fähigkeit des Menschengeschlechts, glaubt au
die Möglichkeit des Himmels auf Erden
durch Menschenwille, Menschenkraft. Sie
rüttelt an der Apathie der Guten, die sich,
angewidert vom Leb?n, ihm abqewandt: sie
mahnt und drängt znr rastlosen Betätigung
jener Liebe des Korintherbricfs, die ihr
eigenes, ganzes Sein durchglüht. „Sich vom
Morgen bis zum Abend als Sakrament aus-
teilen und das Sakrament in all der Stärke
»nd Süßigkeit, die der Tag uns bot, zn
genießen" — das ist ihre Lehre!
>I. li>.
Ilotro poUtiqn« «itseisrlr« cls 1398
51905. Von Rene Millet. Mit einer
Vorrede von M. Gabriel Hanotaur,
Mitglied der fmnzösisäM Akademie. Pari?,
Felix Inven.
„Einen unterrichteten und gescheite»
Kritiker, einen strengen Beurteiler und mehr
als einmal einen Propheten", so bezeichnet
der ehemalige französische Mnister des
Äußern, Hanotaux, in seiner, in Form eines
Briefes gehaltene,! Vorrede de» Verfasser
der vorliegenden Schrift. Und darin hat er
durchaus recht. Völlig unbefangen und mit
genauer Kenntnis der einschlägigen Vorgänge
und Verhältnisse würdigt Millet die Politik
des Nachfolgers Hanotnur' im Ministerium
des Äußern der französischen Republik, des
durch den Marokkohandel im Jahre 1905
plötzlich abgetanen Telcasse, und das Ergebnis
ist eine scharfe Verurteilung. Nach außen
wie im Innern war die Lage FranlrciM
sehr günstig, als Telcass« im Juni 18!>«
nach dem Sturze des Kabinetts Meliuc im
Ministerium Nrissou die Leitung der aus-
wärtigen-Politik der dritten Republik über-
nahm, um sie in neue und, wie er glaubte,
bessere Bahnen zu leiten. In den sieben
Jahren seiner Ministertätigkeit hat er indes
nur Mißerfolge erzielt. Am Nil, in China,
in Sinm, in Maskat, in Aegypten, in Neu-
fundland, in Tripolis und zuletzt beim
Marokkohandel nichts als Zugeständnisse und
Rückzüge! Das legt Millet an der Hand
der geschichtlichen Tatsachen anschaulich und
überzeugeud dar. Sehr interessant und zu-
treffend ist das Urteil Millets iiber TelcasM
Maroltopolitik, an der er eine vernichtende
«ritik übt, die durch den späteren, nach Ab-
schluß der Schrift Millets erfolgten Verlauf
der Tingc durchaus bestätigt worden ist.
„Von allen Einbildungen," schrieb Millci
warnend schon vor dem Besuche zlaiscr
Wilhelms II. in Tanger, „würde die törichteste
seil«, das Tentsche Reich Isolieren' zu wollen,
wie es gewisse Prcßtrabanteu versichern.
Man isoliert nicht eine starke Macht, aber
man setzt sich ihrem Groll aus." Als Nicht«

sclmur für die äußere Politik Frankreichs stelltMillet wissende allgemein ssültisse» Grundsätze ans: „Frankreich bedarf einer klaren, festen, wachsamen, in der Verteidissiinss «üserer Rechte entschlossenen äußeren Politik, einer Politik, die im Einklänge steht mit der Größe unserer Opfer. Auch wir wollen den Frieden: aber wir wollen ihn nicht erkaufen durch Schwäche und manchmal durch Grniedrissunss. Wir sind vielmehr überzeug,!, daß dieser Friede um so solider seiu wird, je energischer und würdiger unsere Haltung ssewesen ist. Inbeni sie eine unserer wirklichen Macht angemessene Sprache führt, wird uns unsere Nessierunss dauor bewahren, diese Macht zu betätigen." Das ssilt auch für die auswärtige Politik des Deutschen Reiches. 0. K.

Jos. «ietor ». Scheffels Vrieie an »arl Tchwanitz. — Leipzig, Verlag von Georg Mcrseburger.

Nur Einblicke in sein äußeres Erleben, kein Bild der inneren Entwicklung des so gefeierten und geliebten deutschen Dichters gibt diese durch 41 Jahre fortgeführte Korrespondenz mit dem Studienfreunde. Ter goldige Humor, der so viele Lieder Scheffels beflügelt, fehlt leider seineu Briefen. Am interessantesten ist die Uorresponden; für uns Nachlebende aus den Reuolutionsjahren 1848 und 1849. Ter Dichter war als Sekretär Mieters kurze Zeit in Frankfurt a. M. Seine Ansichten waren damals weniger demokratisch, als man meinen sollte. Ani anzieheadsten tritt aus den Blatten» die Gestalt der alten Frau Scheffel uns entgegen. Sie verstand und würdigte das Talent ihres Sohnes schon, als er selbst es noch nicht entdeckt hatte. Einmal (1856) schreibt sie über ihn: »Eine Ileberfülle von Wissensdrang und Phantasie nckn einer unbeschreibliche» Unkenntnis des wirklichen Lebens" — charakterisiere den Dichter. In die llorrespondenz sind die „Lieder eines fahrenden Schülers" eingefügt, die 1847 in den „Fliegenden Blättern" erschienen und bisher nicht wieder abgedruckt worden sind. öl. Kr.

Avals van Menzel. Erinnerungen von Paul Meverheim. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken nnd einem Faksimile. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Paul Meverheiins „Erinnerungen an den Zlltmeister Adolf von Menzel", dein er seit seiner frühesten Kindheit in Freundschaft nahe gestanden — ein Erbteil seines Vaters — erregten schon bei ihrem ersten Erscheinen

in der „Deutschen Rundschau" das leb-
hafteste Interesse der Zeitgenossen und liessen
nun in Nnchansgabe vor uns. Die Lite-
ratur über Adolf von Menzel ist schon eine
ungemein große uud reiche. Zu dem Besten,
was über ihn geschrieben worden ist, gehören
fraglos die „Erinnerungen" von Paul
Meverheim. Liebe und Verehrung haben
die Feder des jüngeren itunstgenossen ge-
führt, und alles, was er uns über das
Leben nnd Schaffen des Meisters erzählt,
bildet einen ungemein wertvollen Beitrag
zn dessen richtiger Schäljung. Allen denen,
die sich je an dem reichen und vielseitigen
Nonnen Adolf von Menzels erfreut haben,
— und es sind deren unzählige — sei das
treffliche Gedenkbuch warm empfohlen. —
N. I>l.
P» innerungen. Von Adolf Wilbrandt.
Mit Porträt. Stuttgart und Berlin,
Eottasche Buchhandlung Nachfolger.
II<//.X<>>'< 2' »'/Hstwnluv lilv «<?!-« ««l
'«<!', 5,'Vlu kann man, wieHomer vonOdvsseus,
so auch von Adolf Wilbrandt sagen, wenn
man seine „Erinnernngen" gelesen hat. Aber
dem Ref. drängt sich dabei die Verlegenheit^-
frage desselben homerischen Helden auf: >n
womit soll man anfangen, womit aufhören?
Eine schier endlose Reihe von Namen, deren
Träger dem Reiche der Musen angehören,
tritt dem Leser entgegen, Namen, die uns
in jeder Literatur-, «nnst- oder l»tultur-
geschichte begegnen. Wer aber glaubt, es
handle sich bei Wilbrandt dabei nur um
eine trockene Aufzählung, fleht sich auf das
angenehmste enttäuscht. Jede der Personen
ist in irgend eine Beziehung zum Verfasser
getreten, und die Art, wie er sie uns vor-
führt, zeigt in ihrer Plastik fast mehr noch
als den gemütvollen Erzähler den Dra-
matiker Wilbrandt, insofern er nicht bloß
von ihnen berichtet, sondern sie gleichsam
handelnd vorführt. TieztunstdesErzähler?
dagegen verrat sich in der Darstellung, die
alle diese Personen so geschickt und lückenlos
aneinander reiht.

Ter erste Abschnitt führt uns das Vurg-
theater der 70 er und 80 er Jahre vor: wir
lernen dessen «oryphüen, aber — und das
eben verleiht der Darstellung auch einen
eigenartigen Reiz — nicht bloß ans dem
»othurne kennen, sondern auch anßerhalb
ihres Wirkungskreises im Verkehre mitein-
ander nnd unter anderen. In den „Wiener
Erinnerungen", dem zweiten Abschnitte des
Buches, begegnen uns Namen (um nur
wenige hervorzuheben) wie Strauß, Brahms,
Liszt: Grillparzer, AnMgruber; Maknrt,

Lenbach. Tiefem ist dann anch nock, ei» besonderer Abschnitt gewidmet. Tic beiden letzten Teile behandeln ein Stück Zeitgeschichte, den en'ten und den jetzigen ReiclO-kanzler: den kmMebenden nnd kunstübenden Wilbrandt löst hier der Patriot ab. Beide Abschnitte sind aus der Mille eines warmen vaterländischenEmpfindensherausgesckirieben, sie kommen vom Kerzen nnd sprechen daher zum Herzen.

Tiese kurzen Andeutungen mögen genügen, um einen annähernden Einblick in die überreiche Fülle dessen zn gewähren, was Wilbrandt dem Leser in seinem Bnche bietet. Tic „Erinnerungen" sind schon früher in der Wiener .Neuen freien Presse" erschienen und somit mir einem kleineren kreise bekannt geworden. Taher verdient der Verfasser unser» Tank, das, er sie gesammelt nnd als Buch herausgegeben bat, — für vergängliches Zeitungspapier sind sie zn gehaltvoll. I I. 5cli.

Drei >n«ste tsndichter. Karl Vlaria von Wehe» Franz schobert. Felir. Mendelssohn varlholl»,. I" biographischen Erzählungen von Gustav Höcker. Mit drei Porträts. Glogan, Verlag von Karl Memming.

Mit aufrichtiger Frende tonnen wir dieses liebenswürdige Buch, welches die Lebensbilder der grossen Tonmeister enthalt, als »«rtvolles und belehrendes Festgesche»! für die erwachfene deutsche Jugend, als ein deutsches Familienbnch bester Art empfehlen. Mit tiefer Anteilnahme begleiten wir de» Lebens- und Werdegang der Lieblinge der deutschen Nation, deren Schöpfungen ihnen für olle Zeiten Unsterblichkeit sichern. Tie schlichte, einfache Art der Darstellung wirkt um so wohltuender, als sie sich nur auf Tatsache» stützt und keinerlei geschmackloses und uuwalires Beiwerk enthält. Alle, welche die herrliche Tonkunst lieben und üben, werden das treffliche Buch gern lefen und schmerzlich bedauern, das; ein allznfrüher Tod das reiche Schaffen der drei großen deutschen Tonmeister so jäh beendete.

Max Vannenberg. Roman. Von W. A. Pallp. Minden i. W.. I. C. E. Nnius.

Trotz des hypermodernen Aufputzes ist dieser Roman ganz nach alter Schablone gearbeitet. Am Schluß könnte stehen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch" — alle handelnden Personen der Erzählung sind nicht nur glücklich, sondern auch reich nnd angesehen geworden! . . . Viele zeitbewegende Fragen werden dabei in

diese!» Buche angeschnitten — freilich nnr
ganz oberflächlich. Z. N. ob eine Frau
zugleich die Frau von zwei dies genau
wissende» Freunden sein kann? Tie Freunde
hier im Roman haben Fischblut: alle Diffe-
renzen lösen sich in Wohlgefallen auf. Aber
im Leben würde — bis die Menschennatur
sich gründlich ändert — solch ein Verhält-
nis zwischen dreien sich wahrscheinlich seelisch
bis zu Mord oder Totschlag fortentwickeln.
Tie zweite Frage: ob ein ehrenhafter Mann
es für die Tauer erträgt, wenn seine ge-
liebte Frau nicht ohne Liebhaber lebe» kann,
ist mich nicht eigentlich gelöst oder auch «ur
beantwortet. An solche großen Frage», die
übrigens nie prinzipieller, sondern indivi-
dueller Natur sind, sollte man aber eigentlich
»icht n»r zur Unterhaltung herantreten,
sondern nnr wenn man sie in tiefer Seele
durchgerungen hat nnd eine Lösung, eine
Antnwrt zu geben weiß. Es ist allerdings
leichter, die Franenbilbnngsfragc wie die
Scrualfrage einfach lächerlich zu machen,
was hier angestrebt wird. Kl. Kr.

Eldorado. Roman von Paul Brulat.
Übersät von Wilhelm Thal. Leipzig,
Friedrich Rothbarth.

Ter „Eldorado", ein großer transatlan-
tischer Pafsllgierdampfer, leidet Schiffbruch
nnd häxgt in bedrohlicher Schwede ans einem
Felsen. Schneller als die eisernen Spanten
des Zchiffcs zerbricht das Gefüge der kon-
ventionellen Moral, n»d die menschliche Ge-
sellschaft schwankt in trnnkener Anarchie
zwischen grauenvoller Angst und breit-
mäuliger Genußsucht. Scheußliche Ent-
hüllungen alter Sünden Wechsel» mit scharn-
loser Schaustellung alter Gebrechen und
gierigem Versenken in alle letzten Wollüste.
Der Muskelmllnn wird Tnrann. Tie Weiber
kriechen um ihn herum, die Schlapphämc
von Ehemänner» liegen betrunken in den
Pantrus. Tns Fest dauert lange Nächte,
kurze Tage. Tann kommt die Erlösung in
Gestalt eines französische» Dampfers, dessen
Kapitän einen glorreichen Bericht über den
Mut dieser Helden vom „Eldoraldo" schreibt.
Tie köstliche Ordnung breitet wieder ihren
Mantel aus, der Muskelmaun bekommt
seinen Orden, die Presse trieft von Lob-
preisungen der Tugend, und die Ehemänner
warten geduldig auf Familicnereignisse.
Brulats Ironie liat einen stark salzigen
Geschmack. Das Salz würbe noch seiner
schmecken, wenn es einem ohne die lang-
atmige» philosophischen Reflexionen uorgeseyt
würde. Auch leidet das Buch unter einem

kleine,! Mangel a» schiffstechnische» >te»»t-
nissen. 0, <^!,

Geläuterte Liebe. Aon Lamille
Lemonnier. Ailtoris. Ueberselmng von
Emil Singer. Breslau, Schlesische Ver-
lags-A»stalt u. 3. Schottlaender.

Hiner der bedeutendsten belgischen Schrift-
steller, Eontille Lenioimier, tuird durch die
llebertragmig der vorliegenden Novelle einem
weiten deutschen Leserkreise zugänglich ge-
macht. Die eigentliche Handlung der Novelle
ist in die, Vergangenheit verlegt, wir er-
fahren »nr Seelenznstände und Stimmungs-
bilder der beiden Liebenden, die einander
nach zwanzigjähriger Trennung wiederfinden
und in ihrer geläuterte» und von allen kon-
ventionellen Schranken befreiten Liebe die
reinsten »ud erhabensten Empfindungen ge-
nießen. Die Sprache, in welcher dieses
Seelcngemälde abgefaßt ist, hat eine stark
symbolistische Färbung und wird zuweilen
ziemlich undurchsichtig, vielleicht ist dies nur
eine Wirkung der UeberseNing. rr>2.

Gesammelte Werte bo» Alexander
L. Kielland. Zweiter Band: Novellen,
Noch n»ter Mitarbeit des inzwischen
-s Verfassers überseht von »r. ^riedric!,
Lcskien und Marie Lestien-i^ie. Leipzig,
Verlag von Georg Mcrsebnrger.

Ter berühmte nordische Schriftsteller ist
ein ganz moderner «ünstlcr. Seine xunst
der Wirtlichkeitsmalcrei erscheint so einfach
und natürlich, das; die Feinheit nud Größe
der Arbeit nicht das Staunen der Laie»
herausfordert. Nirgends ist Photographie,
jede, anch die kleinste Nobile ist ein Meister-
Gemälde. Nie bei jedem wahren Tickter
nihrt auch bei ihm das Herz vor allem die
Jeder, selbst wo ein breiter Pinselltrich der
Satire den Hmtergrund gemalt. Am
schönsten sind die kleinen Novellen, über die
>liella»ds sonniger Hnmor sich ergossen hat.
Sein Lächeln nt unbeschreiblich reizvoll.
Nickt nur die Seelen der Menschen, auch
die der Tiere (der Nabe im „Torfmoor" ist
köstlich) wie die der lautlosen Natur sind
ilim enthüllt. Tic Ueberseyung ist tadel-
los, und sie hat der deutschen Literatur mit
diesen Novellen eine >tette von Perlen an-
gereiht. 5l. Kr.

Sommcrlano. Nouellen. Von Stijn
Streuvels. Ilebcrsetjiing von Martba
Sommer. — Minden i. W., I. C. (5.
Brnns.

Eckt holländische Malereien. Mit höchster
«nun nnd feinstem Nealismns werden hier
tieferscküttern dc Vilber ans dem flämischen
Torflcbcn aufgerollt. In diese»! „^ouimer-

lnnd" bringt auch der Sommcr »ichts Gntcs, nur schattenlose Hitze, ^eid und Armut sind der Inbegriff des geschilderten Volksstammes. Am packendsten wirkt die Geschichte des Naners «aftcele nnd seiner Betschwester Lina (in „Sommersoimtng"). Die «unst, in wenig Worten alles zu clMakterisieren und des Lesers Herz und Gehirn zu hvpnotisiereu, ist dem Verfasser i» schier unerreichter Weise eigen. ^l. Kr.

Auf dem 3«»ristcndamvfer. Von Alice Schalet. Wien, Carl >!o»ege» (Ernst Ttülpnnael).

Nickt diejenige Novelle, welche der Sammlung den Titel gegeben hat, ist die lesenswerteste, sie wirkt konstruiert nud leidet an innerer Nnwahrscheiulickkcit: alle andere» Erzcihlnnge» zeige», daß die Verfasserin das Leben zu erfassen versteht, wo es interessant ist, und da sie über einen flotten Stil verfügt, läßt man sich gern von ihr eine Stunde unterhalten. mi.

s»m Sehen gebore«, zum Schauen bestellt! Neue Dichtungen von Robert Occhsler. Stuttgart, Mar >lielmann.

„Neue Vi'icher, von denen »ia» spricht", soll das verbürge» echte» Gehalt? Von de» besten „spricht ma»" »leiste»? »icht, bevor sie recht respektabel alt! So tröstet N. Oc. -sich »nd andere gute nuberühmte Dichter. Hoffentlich finden seine beachtnngswerte» Bücher eiml »m so mehr A»erke»»»»g. Das günstige Urteil, das im Septemberheft 18t>!) dieser Zeitschrift »her seine zweite Gedichtsa»inil»»g gefällt wnrde, kann bei diese» »e»e» Dichtn»gc» wiederholt werden. Sie enthalten »eben ma»cheni a»dere» Gnte» frische Natxrbilder, frohe Schwä»ke »nd freimütige Epigramme: sie c»tsprecl>cn ihrem Motto, sie stammen vo» einem, der: zum Sehen geboren und zum Schaue» bestellt!

Über Vera »nd Tal. Gedichte vo» F r. Hornig. Leipzig, Mar Altma»».

Am Schluß seiner Ballade „Dcr ehrgeizige Schuster" gibt der Dichter die Äloral: '.'lach bewährte» alte» M»ster» frisch mw froh drauf los zn fchnstern, das »nr bringt Gewi»» allei»! Diese ^ehre schei»t er selber befolgt zn haben. Leine Gedichte besteche» durch eine gefällige Jorm, sie sind glatt und klar, aber »icht rar; sie enthalte» wenig Echtes uud Eigenes. ^.

Aarre»»pitael der cwiacn Stadt. Ausge'.väblte nieder »»d, Satire» von G. t^>. Belli. In freier Übertragung von I>r. A lbert >; acker ^iom). Leipzig, Richard Sattler.

Giusti Giooanni Belli l17!»1—18<>31.
der >llassiker des römische» Tialekts und der römischen Satire, ist in Teutschland wenig bekamst. Er beabsichtigte, wie die 1831 von ihm selbst geschriebene Ei»leitu»g sagt, in seinen Werken: ein Denkmal dessen z» hinterlassen, was das niedere Volk in Rom vo» heute ist. Er wollte zeigen, das; es in 'einer Sprache und Intelligenz, seinem Charakter, Handeln, Glauben uud Aberglaube», in seinen Begriffen, Vorurteilen, Sitten, Gebräuche» und Lebensänßerungen ei» besonderes Gepräge hat, eine» eigene» Thpus darstellt. Seine zahlreiche» Tichtungen — 2335 Sonette, von denen Paul Heyse einige in de» „Italienische» Dichter»" (Nd. 3, 2. Aufl. 18W) übersetzte — die wegen ihrer bebende» Tatire erst nur hciinliche handschriftliche Verbreitung fanden, wurden nach dem Tode des Dichters von Professor L. Morandi in sechs Banden gesaunnclt herausgegeben. Von dieser Sammlung bietet A. I. eine beschränkte, dem deutschen Geschmack entsprechende Auswahl. Nicht in der schwer nachzuahmenden «unstform des Sonetts, sonder» in leichten, klar pointierte» Verse» gibt er ein anschauliches Bild jenes neuen Iuvcuals. Um deu Vergleich init dem Original zu erleichtern, steht unter jede»! Tonett das Datum seiner Entstehung, sowie Band- und Seitenzahl der Moraudische» Ausgabe. 5l.

Reuter «lalende» auf das Jahr 1»»?.
Im Herbste 1!»<>6 herausgegeben von Z «arl Theodor Gacdertz. Mit Schmuck und Illustrationen von Johann Bahr, Zeichnungen und FacksimilcsFriy Reuters, einer Handschrift Adolf v. Menzels, sowie Abbildungen nach Origiualanfnahmcn. Im Tieterichscheu Verlage bei Theodor Weicher, Leipzig.

Was will dieser neue aalender? Ter durch seine Reuter-Forschungen rühmlich bekannte Hcrausgcbcber sagt zur Einführung n. a.: „Reuter war und blieb ein echter Mecklenburger, er war aber auch ein ganzer deutscher Vatriot. Nicht bloß seine Schriften »nd Briefe, sondern seine persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, sowie die mannigfaltigen Beziehungen zu Zeitgenossen aller Stände gewähren unsere,» Herze» Trost, Erhebung, Erheiterung, neue Frische und Freudigkeit. Nnd wie mancherlei ans seinem literarischen Wirken, aus seiner «orrespoudeuz, ans dem Umgang mit seiner Familie uud seinen Freunden ist uns noch so gut wie unbekannt oder bisher überhaupt nicht kund geworden. Diese ungehobenen. Schätze nach

nnd »ach auszugraben und in künstlerischem
Schmück darzubieten, darum tritt der Rcuter-
«alcnber auf den Plan."
Der erste Jahrgang bringt sehr an-
sprechende briefliche Bekenntnisse aus Reuters
Jugend- nnd Iünglingszeit und einen Schatz
uon nngedruckteu Gedichten und Geschichten
ans des Dichters Nachlas;. Er ist so reich
au Inhalt und Abwechselung, das; er als
gutes uud billiges Hausbuch — trotz schöner
Ausstattung kostet er nur 1 Mk. — gewist
bald allen deutschen Familien lieb sein wird.
I^miM <ler ^jelltiz8tenlOjt8blll-ilten^us8äl^.
N«v»llnrln^ unÄ X»ini>ls»v«i,« <i«r Ko>
m«il»«^«n Ns1«i«n, VI«. Vc>„ l>,, I.u6-
"°^' II^wNüidt, Die t.'m5e>mu XI, U!
!'.>. zw« »MV,
2U<!«l«»I«ii« äs» ?Ui»t«n <)i»itol?»!li
in Xi»Il».u, vie. Von v5, I'ini! 8c!mell>^r,
^V <.?!,>,,„l»!N8 ilonlltzlielt« 5>I, 7 <_^piiI I9U7),
LlUin«n>lUN»t. Von K»r! 8, Ij^NW^. Xi>n«l
>,„6 KU„»lwl V, « Uiirü !W7),
Liu« t>Ui?«iU«li« 8Ull»iu« »u» 8«III«»ien
Ub«i 6i» Il«l<>iiil <i»» vl«u»»i«:tie!i
81»».«»» ü»«!!i <l«>n 1?ll»lt»r ?ii«6»u.
dliclier !27, !! Äii,« I!X>7).
^ic>i»»».>it»Il>«t, ^nn». Von I'»,u! l'xirnüiein,
r>^,» Nw,l>li^n« >'cno IX, !!i (ill,!?, 1NU7>.
D«ut»eK« I,»^«nÄeu<ii«!litui>», I>i«. Von
N„^>!l ?!!^t, vi« !I!on!ii,«t>»! I^e>,o IX, Ii<
!>I»7« !»i7),
üntvi<!lcelun^»!?«»et«« in <1«i Xun»t. Von
I'r, Le>l!,nIH >VeK«, l^ntzculünc! V, 5 cke-
nun»' l8u?>.
<3«ili»i6t, ?»ut. 2»!- «'««inniiiwNüü'n ^Vioiler-
Iieln ze>n« ^elmsl«!«^«. Von Vit« Bammel.
!>ei»!!<!l»! «nu^nüu N. !! Vii,l !<«7!,
<3«it»»,«it, ?»ut, r>n<i <!»» Xii«K«ilU»Ä.
Von Hannen 8!>>in>!i>i,^en, KllNülWilit Ä>, I'.'
Ollis« 1<«7),
<3»»oblc:lit»«llrelt»ii>« im »Il»n In<li«i».
Von I!, NlcienKe^g, Krul^cl»! Hunsürlmu
V. U («ii,?, I!X»7>.
<3«etli«» „V^lMsIiu H«i»t«i" TlnH <lei
2!I<Iun^»i<>ili»n c!«i llon»»nti>l«r. Von
!!e,n>. ^n<!e,> Killer, I^,,cnll>n<! IV, u
«Mlü 19U7>,
<3c>1<l«ni, l!»ilo. I^In (jeiienlikllll inn> l«<>i'
I,»n,Ioi!,<!«!! <^!,»,l2ll,lie (^>, f'ownni- 1!>>7),
Von Q,,1 Keno»l,ei', üiüuie u, V»l I.X, II
,»Ä,x ,»>7>,
(3iUnev»!<l, H»tl>li»». Von I'u»! 8cllu!>, in^,
K,n,,<!v»!l '_'«', 1^' («ii,?, IM7>,
IK»«N» ?i«^l«n volu Lt«u«!pllu^t 6«»
?»^cki»tei». V>,i I'rol, !>r, ^V, >V>v?l>> <il,
Dw I/,n«!>>lM XI, t!.' (>0. ^ii,l IM?).

lll«l»t, ^«lnileli von, in »«ln«n 2li«t«n,
Von 8. ünumei. Oeul8e!>!l»nd V,,', <I-'ei>, !9»7>,
H»il» 8tu«.it ln 2U»»n«tll» (3«t«>,n^«n-
»ol»»tt. Uie ielüte I'I,n«e i5>74—Iü87>, Von
I^dv Iileunernnü«elt, Deut,«!!« Kund^elm»
^3, u l>lü!7. i9i>?>.
üllnllltui«n. Von ^»rnu ^e5«en, We«ter>mmn«
l«nn»t«nelte üi, ? (^pril I9U7>,
üttnl»« UNÄ vnil»tu». Von ,1uNU5 II«,!
n»,,,vi. Ii»e!,i»,!d IV, U »ii,?, 1907 ,
Hu»iK unÄ Religion in 6er <3»^»nv?»>it.
Von l^l»ß>». XUN,<t»»rt »>, IÄ (»ii, ?, I9U7».
KI»t!on»UUtt nncl NeU^lon, Von »i,x I>e„?,
sieuWl^i« ^«!>r!>iic!,rr >Ä7, ,'i (!>!»,« 13,17),
X«tt«loe«Ii unH I<uo»6c>u. l^ine I?,,»,»!,,,,,!:
»n die rnimivuNu Verleidi^uni: Koii«rzü l»
de» ^üw«,, 18X! u, !8N7 7»r an^ieic!,ende»
Nereenllzlieit, Von Iludoll 8!oe<ver. I>iü
(Iren?,!«!!»» !!!!, 9 und 1u (>!, 1'ediu^r nnd
7, IM,?, I9N7),
?oooi, <3i»t ?l»ni, nnli 6«,» Xinii«!-
tn«»t«i. Lln üedeniiiUittt ?.uin 100, Nu-
nur!8t»L de? üionter» und 2elenner8, Von
Nun« !!>>„ün,^n,!, Niilme und Veit IX, 12
IieII«ion n.n6 NslllliUon. Von C.!,r, Kueeii.
Neul«!,Uud V, 5> <l>'«bruar 19U7>,
ltn»t»n6, ÜÄmonll. Von I', iedrici, von Oppein-
N,o»IK«!?«K!, W,^!eruu,»n8 »onHlüiielie 5>, 7
>,^p>'!> Wi?,.
Nu»»i»on« Il»I«l»i, Klodein». V,»> ?, Nt-
tin^i. !>!,' Xunüt VIII, ,! <«llr? 1907>,
L»nt«i, <3«oi^«. Von I„ <!»>>, iei von ^lerev,
!»>>Kn,^t VIII, ü <>Iit,?. 19!!?>,
l>«nU!«i>3«n»n»pi»I«. Von I'rns, I^u>!«1«
UnriiU, Nni,„e und Weil IX, I» uns I!
(IVurn», i>, M,/, 19,,7>,
8n»v, 2«ln»r<I, »I» vi»in»tUlNi. Von Drn8t
Urotli, I!ie,1,enx1>,>!,>,! W, II <II, Ms?. I9N7».
Iin»,vr«, H«lie»U«. Von ^n„» Nrunneinlinn,
U»,< ii»e^,iWi,e i-)e!,,> IX, 1^! <^p,ii 1907,,
Dinüegzugene Küelier. r!««nle<:!,unj: n»e!> ^u»»»n! der Itedsiition vu, I>e>!»It«n.
^<ll«l, Nininll, ^n»e Wel^ili Qi,i)'ie, »i! /«ei
?n,l,illü, Wien u, I^!n?,!ü, ^>>„ck'„,, V,>,!^',
^roniv lni Xliinln^I'^ntniopolo^!« unol
Xtiinln»!l»li!i. I!l',!,N8ss>i;e!»'N vo» !>,.
IlÄN!, <ln^> un<! «n>!<!i«n, üs>, !K>n<>, liest Ä
», 3 l.,!i>xi!i, I'. 0. V. Vo«:>>I.
„^il»tu!li»,t>e<." I, ^„nünl IN>,7, CIm,!olll>,-
uu,l? I V, Vesll»^ 8e!ec:t».
2«r^»i, Ü«ib«il vnn, ll<n! Il,n>i't!,,!!nn,
I^ine 8tn<!« üui' I'n^w, »llnc>!,n, »<'0>«
ll. V. OlI>«.v,
2l«ll»ti«u, <Ü»»I, ?,ln^eu Mss!» Union«,
^,'!>><!, !<!, <I>>, < !>'05,« 17,7, !^,'U„, i üvrü!^> iilil',
Vov-Na, 16», I»e !,o!>Ie?önn. I!«n<! I >,, !>.
l!nss>/II>mn« »üeomoiu» >!nm»n!!!!>Uo!!«>K,
»!,^I>!,,!:, <Ä!>,I >,<>,, II, xl,tt!el>,t,^,Ul>l:>'In,>,'!,.
2i««n»«n, Xltls«!, I>!« Xun»i ?,u e»,«on, Lin,'

üellunl; i>,>« (!>>m Mü>,«c!,en von i.»i«e >Vo!l,
Kn,«nu«!,'<°n, INlMü NnssN»„<!e!,
2nl<iin»li!, Dl. NIou., I>>> XüNipl »m s!«
V'VjlllN«,:!,»«»»!? !,> I!,<i!!n, ,^„!<lU!!l!!c!,e,'
V«,m«nn unä den OI«!iU!«Ion5»ben,! l,,!l
!i!lti«<:!u>n Üemei-Iiiin^en. Uc,!!», I!o»rn!«>u,i>
u. ll»st.
<5onv«nt», ^., lienittü der nütUrllcnen I.l>n<>-
«ob^It, vorne!>,nliou in Il^vein, X«ol! einem
Vorti»« In der üu llüneden »m 1. NKt, INOü
l!b«en»!tenen ^d,e»ves?»mn>!llNss de» Knnde«
Nelmlllselmtl, Ueriin, Nebriider Lurntrüe««^,
v»«t»«n-<)e«t«li«l<!n, I>»»M«i»il»«n«. Dine
zion»l»«c!i,!!t lUl I>ites»t»r, 11,e»ter, Knn«l
und rniitilc. 7. ^»t>7e»N!?, I!U?. Uelt ^!,
Vien VIII,/1, ll<l» !iteiÄi'i«e!>e Ve»t8e!i-
Le.'l«!,elel!,
v»,n<!>l«l, voi»,, Die ssiAue dl>?»«, I!um»n,
ü>,iin, Nebrildei- I^«ete!.
I°««inl«i, ^«llnst, lle«ter>eie!> und ?ieU83e,i
Im XIX, ^»n,!mndert, Di» Voni-»^ Wien,
V,ii>ei„, !i,Ä>,!,!Ni!es.
d«nt» u,ncl ^V»»»slll>«l^, U,iele de« brüten
»n den Xveilen, ziiiMleilt von Xu>;uÄ
^o^rnier. Vien, Wübelm Il,HUmUIIei'.
(3o«tne» »HlnUlon« VVeüIc«. ^ubiillumü-Hu»'
fÄde in vieiüii; liünden, ",, und 38, Land.
8lutt«»>'t, ^. U, Lot!ü«e!i<! üuenNllndiunß
K^cI>so>Ler,
<3«>tt»»intnn«. Uonlll^oniilt Wr leiißiiiüe
I»cnl!iu,>«l. llemu8l:e>;euen von 1^, >N!Vis
I'i>il„mn„ 0, 8, l!, V>, 5,,!,,«, 1UN7, iiel, ^l,
>IiiU!<l,'! i, >V,, Ve,I,il; de>' ^>id,on!»>ü>»» !,!,,
H^. Ullltwnsn» 8t»ti»tl«<!n» 1»,n«II» udsi
»II« <3t»»t«n 6«r ülÄ«. XV. ^ÄNr-
M»,i: 1907, Wien, X, !Il>rtie>>en< Ve,'!»3.
^. ll»ltl«bsn« Ül«lns» <zt»tl»ti»«ne»
I»»<:n«nbn«n ub»i »U«> I,»n<I«i <l«i
LiÄ». N«>7, !!,,!l,n,MN>,'. Wien, X. ii^lt-
2»N»NN<!N Ä»nt»«n«e Xnn»t. I^in I Äinilien-
!ie»!eiit »nd Nei,»<<!keM!>,',> vo„ Ldn^ld
i^„!i<'i,<, 8lnl>>:ilit, I>en!»e!,e Veri!,^-Hn3!»!t,
^«lOln» nnH ^«»n In»r»uÄ, KiNüiev« Ilui,,,,,
Itonmn, I'i>,ü!«e »u!>»i>ie,'!e Ueoer»etünnss
von II, >Iicw,i»Ki. I^iiin, >>5, VVedeKind H l)o.,
U, m. d. II.
^ussnH. ^Vi«n»i. Xellool,, ist ldr I^iteilitm',
Xunüt und »»«illlex lieben, Uei-nnüMbe!':
^isun««. iieirieln, I9>>7, «». I. Wien II/2,
Kmübliuerg^e !>'„, I, ^^dnijnl,«tr»<ion dei
Wiene, ^u«end,"
Xn»u»i, l?«oi<f, ^ux meiner Weit, ?. ^uliüM,
Wie»d.iden, I'!mii Uedrend,
Xl«l<f»r > V^«»t«n6, Neun«», l>er Voili!«'
Uoeli«, I!« iin, Ivonrüd W. »eclcleuburz,
I>on»u, V»It«r <s!r. 8t,ll!iier in Osterode »m
lwl« , 8,>xti,8 und 8emp,oni», Komödie »u,8
»!tldmi8o!>er ileit <4? v, (,'Iu^ in vier »llen,
8elu8tveriü8 de« Verl«««er8.
I.NI, ^o»«i>li H,n<s., »Wenn du vom üllnien-
be>i;, ," lll>» IiUu8!!er!8e!>e 8t»dt!>!id >Vi>>n,»,

vi« e« »l»r und vird, üin Nue!> lUr «in-
>,eim!8e!ie und »««»Ärli^e fremde. Wien,
»l»demi8ener Verlag,
m»l<!n», Lln^o, Di« ?ni!o8oi>nie de« llono-
>>!llr»!i8mu». Urundliig,! einer »,,»ivti8<:nen
l,'2tulpnil080i>k!e und eine« äLO <!«r Legrisse
im V«r»uen. üeriln, «üoneordia, U,»t«ei„'
Verl»g8'>n8!»!t, Ilernmim ÜI>bn<:!i.
Kll«»ilnn^»n <l«i Iln»i>i»1>«nn».n<ilnn^
»i«itl«)i>t K H!iil«I. Iveipüizl. «o. 89.
IM,« !9u7. I^ei,«,!?, LreitKopl «: U»,t>I,
Hontrerlx-l1b«il»n<i>2»lln, 21«, dureb d»»
8immentni>I, Ijezclireldung der von dieser
eieiitrl^beu üalin duicn^ogenen ^«»dtliiudi'
«oiien, lreibureiüenen u, nernizenen Nebiete
vom Neulerze« di8 «um liiunerüee. l1»en dem
?r»n«ü8i8el!en de« .Xitred 0<^rü80le vo» U.
U»rlm»nn, ?>!uto8!l!>>i,i^:de ^ulnunmen von
I>,ed. üol^unn»«. <D„,op!Ii8cI,« Wilndei-
uiide, ^64 b!8'H«i.> /linei,, ^rtiKt, In«til«l
s»re!I ?U«8».
2U*

Hu,!ll>»l»i>p«, Di«. I, N»n,i, lieft H>, I.i,Her,
I^eipü!,:, W, Vowe!> ^ Q>,
?»»,Ii!i»n H«, 1V«»t«li,. H>,8 arm l!n^!ize!,en
frei Uuertia^n, Lerlin, üari llnrtiu8.
?l«>tc>«l»,plal»0tl« ll0ll»»l«>!l<l»ll», Y,MN
He8 Verein» lur I'Nege der ?d«tn<!r«i>!,ie unH
ver»»nHl«n KUn»!e, Mr^ 1907, ^Vien, Ver>
!«,; Her K, K, ?<iotossr«pn!«:!!en Ne3e!!<>ed,ilt,
I>l!ot<>^r»l>Ki»oIis ^Vslt. «on»t8!>i,>tt lUr
Hmuteur- uns lÄelipuata^rüniien, (i^rlliier
^Ner ^mülenr!?!!0lo^wn!i",> L»nH XXI,
>!est 3, I^eip^lz;, LH, I^IeseMneZ Verlzii
ü».<le«K, »«Indilit. lvr. 8tri!,!>I«r in N8terc«!e
»m Illtr«, ^oti,»n> unH «eine 8onne, 8c!>H,>-
«piel »uü Her Xeit Her ?ronneten (75« v,
0!>r,> in vier HKten, 8lutl8!,rt, NreeKer u,
LciiröHer,
ll»noll, OKi,, Kuitur^egodiedt« H«« Heutücben
Lauern!,uu»e8, (,V>,8 Xatur u»H s!ei,<te«»elt,
8»mmlung vizzei^elialtiied-eenieinvei^tHnH'
Ilcner NHr8>eI!un«en, lÄcn, 12!,) lllt ?U Hb-
KiiHunzen !,» leit, l^eipui?, I!, <!, l^uliner.
ü,«iln«r, vi, <3llNtri«<l, K»t„,!,ei!n!et!«)H«
eine« >, lle», Krclxlen, Iv I'ie^^on« Verluz:,
Il«In«it, Ktubsit, X,!ez;. ^Vlen und I^eip^i!,',
NoU», l)I«,l», Nie In!»i»iH u„,i üire IiuüHtiunen,
Hnieitun^ «ur H»5l>in>uuL Her Int»,»i»
arbeiten n,lt luliilwiebea <!en ?eit oriiluter»,
den liiuzinitionen, I^elMss, D. linier!»,»!,
Iitul»H»«l»»,>i, Osutxüi«, tili <3»»«rr»plii« u.
8t»ti«U!l. vnter MtvirKunss bervorraMn-
der ?»e!>mä»uer Iieri>u«^ee«beu von ?ruf,
Ur. rrleHiien Umlauft in Men, XXiX, ^iir-
!r»NF. «elt ?, >Vi«n, >, I!»rl!«b«!,8 Verlag,
»uu<!«lld.»u, X«u« lnst»pb^«i,<x>Ii«. Li, 14,
iW7. Uelt >. <!>U88 I^,i<:!,teil«iHe b, Lerlin,
i'aui 2ill>u»nn,
3e!i»»»!i»I, lUeK»!!!, Die >iiel»o>!nunss, Dine
Kulturlraße, üluzsen. lüt einem lüuztra-
ti^n^^nbang, N»rn>8t»Ht, HlexanHer Xoeb.
8«t>«iu»nn, v»H»i«s, Die (inbineau Lammiun«
Her Xai8erlicben IIniver8itat8- umi iHnäe»
bibiiulbeil lu 8tra88bu,ss. Uit Hle! lafeiu
in I^ienlHrueli. 8tra88nur>;, Xari ^. 1?rt!bner.
8t«ili cksi >Vel««n, D«e. I!!u3triert« Halb-
monülüelirilt klir II»U8 n, ?ümii!«. »1. ^»dr-
MN3 I8V?, Hell «, unH ?. IVien, H, U«rt-
ieken« Verl»!;,
Ii»<lr><>t»>il, I«. «nldinonillzZOurilt «um 8tu-
Hiuin Her lr»n«l>»!«c>>eu >mHHentscuen8nr»cli!>,
XV, ^urülme. 1907, I?n, 5> U, l.1 CnHUl.
He-!?'nnHÄ <sel»«Il), V^er>2>; He« „l'iÄHueteui^.
1?r»,ii«l5>,l<>i, Ib«. Ultidnianltzzenrilt »um
stnHimn Her enzrliHenen unH Heut«ne,!
8pr»eu», Val, IV. IW?, »0. 5. «. I^>
cimui H« - son<l3 (sen^eil), V«ri»z äe»
^r»n«!alor".
VO^IW, H,6«It, ^ugenHIIede. Kovelien uni

8!:i?Hen, Xüricn, HrnolH Lonp,
Vc>Uc»btllll i«i, Ii>«!i^ioli«^«»<!lii«litU<!lle.
UerlNH^egeden vnn ?r. !»IIcn»e! 8c!>lel»'
lAdinLen, i, «eine. Uelt 13. Nie Xuiiunlw-
>,nssnun!.'en do8 I.'rcdri«tent!!!»3, von ?r«l, !ie.
liuHoil Xnopl z>»rb»r!; »,. 1^,, Illdin^en, ^. L.
!5, »oiir lf'i'ui 8!ebeeil),
^V»I«!i«>l, Dl. X»i1, Die reÜLid^en unH puiiii-
seilen Lnl'vieileiunssztenHenxeu Her Xulüir»
veit, 8nnHer8i><>u«en. t'r, Hug. Dune!,
^V»It«l»?i«?i, R»b«it, Hnz »Iten 8e!>itl»9ern,
H!« nicilt »tUrlien »oiien. UeHienl«, H»m-
i»»3, i>!„eiierei <!e8e!I»oi!»!'l ü»,lunlz H 0«.
in, ü, ii,, vuim»!8 Nieuterüe!«! Veri»ss«l>n8<»it,
— Inlermel?,». Or»m»ti8ede 8ienen. ll»mbur^,
I1,ue!lerei<!e8>'I!8c!i»st !l8rl»nss<>i:0H, m. d.U.,
vormüiz Iliei,te!«eKe Veri»ß8»n8!»>t,
1V»li<1eibiM«>7, ^uioi>!U»<!li«, X«. Ä57.
8peicner?ru>ien, H»pei,2eii', 8envei?» 2>iric!i,
Hrt. Iu8titnt 0,-eii f'ii.Äi.
^«b«i»ilc, (3»Niisb, lleu^iÄp!,,«:!! «tzli^ii-
8ene8 Veitiexiiion, Nu l<»e!>8cnill»!«>>ucä!,
I^ielerunz: !, >Vien. H. llnrtlebenH Veri«^.
^«»leim»i«il, ?iol. lll. ÜHu»i<l, Ilrzprunz
m,H Lut»ie!ie!u!iz Hei Änr»Idezriü'«. I. »1.
üeutzcu von I^enMH X»!«e!,er. I^eipii^,
Ur, Veiue, Xi!n>ii,ÄrHl.
N«lln!n>or!Iich«i NedoKKui: Nr. Syloiuz ViuH, in BreÄa».
Lchlesisch« Vuchdiuck««!, Kunst» und P«rIllg»»Anft»It n. 2. Lcho!U<>«n««i, V«Äau.

"^cNH^e'^lH^NI^zl! V^I^N^N'Ã„N'?,Ã¶?e3iHU,

Aord und Sud.
"ine deutsche <N o? o
^<b^ttlÃ¼eÂ»0cis 5chlesische verlas > A,Ã¼5>i! l,
Â», m. b. tz.

Aord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

0XXI. Vand. — Juni M7. — Heft 363.

<mu «W«NI P»ltl»i! in Radierung: Ludwig Gllnghof«?,!

5. ZchottlaendeiZ Lchlesische Verlags > Anstalt,
V. m. b. ß.
Vrilin ^. 35.

danken
seiden.
Ver Roman eines Anaben.
von
Zora Juncker.
— Veilm. —
<Fon>ehung,)
X
lara Möbius hatte keine besonders angenehme Neise
gehabt. Zum Teil hatte sie sich ohne jede Gesell-
schaft gelangweilt, zum Teil hatten unruhige Ge-
ie gequält und den gesunde» Schlaf verscheucht, der
für gewöhnlich die Zeit angenehm kürzte, die sie auf ihren weiten
Bahnfahrten zubringen mußte. Sie freute sich auf die Heimkehr und
das Wiedersehen, insbesondere ans ihren Jungen, andererseits aber quälte
es sie, daß sie abgereist war, ohne Abschied von Maibrück genommen
zu haben. Sie hätte ihre Neise ein oder zwei Tage aufschieben, entweder
nach Tachau fahren oder Mar nach München zurückkommen lassen sollen.
Welch' ein seltsamer Mensch, vor ihr und seinem jungen Ruhm davon
zu laufen!
Graftftc hatte ihr Wohl erzählt, daß dergleichen zuweilen über Mai-
brück komme, daß die Einsamkeit, die Zucht, sich vor den Menschen zu ver-
graben, ihn unwiderstehlich locke, aber Klara hatte dies Einsamkcits-
bedürfnis fiir den Ausdruck eines am Erfolg verzweifelnden, verdüsterten
Gemüts gehalten, für den unwiderstehlichen Trang, sich zeitweise wenig-
stens loszutrennen von der Frau, die ihn, ob er es anch nicht eingestand,
so zweifelte Klara doch keinen Augenblick daran, beengte und ein»
fchränkte.

In diesem Falle aber war weder der eine noch der andere Grund
für Maibrücks Verschwinden vorhanden. Es handelte sich um einen
großen Erfolg, vor dem er floh, um ihre Gesellschaft, der er freiwillig
für viele Stunden, für Abschiedsstunden entsagt hatte!
Es war gerade kein Kompliment, was er ihr mit seinem Verschwin-
den machte. Im Zorn hatte sie diese plötzliche Abreise beschlossen. Dann
aber war das Telegramm gekommen und mit ihm die Reue, sich seiner
Eigentümlichkeit nicht angepaßt, ihn ohne Abschied verlassen zu haben.
Von Nürnberg schon hatte sie ihm ein Telegramm gesandt, richtiger
gesagt zwei Exemplare derselben Fassung: eins nach München ins
Hünstlerhaus, eins nach Dachau, die ihm ihre Abschiedsgrütze brachte»,
gleichzeitig ihre Heimatsadrcsse und die Erlaubnis, baldigst Nachricht
zu geben.
Sie malte sich's aus, wie er wohl schreiben, in welche Form er seine
glühende Dankbarkeit, seine schwärmerische Verehrung kleiden würde!
Sic lehnte sich in die Kissen zurück, schlotz die Augen und stellte sich
den Blick der seinen vor. Köstlich dachte sie sich's, ihre heitze Sprache
in seinen Briefen wieder zu finden!
Eine plötzliche, unbezwingliche Sehnsucht stieg in ihr auf, seine»
Kopf zttnschen beide Hände zu nehmen, den Knß, der schon lange sehn»
süchtig auf ihren Lippen für ihn brannte, endlich auf die seinen zu
drücken. Ein Gefühl überkam sie, als hätte neben diesem einen nichts
anderes Sinn und Zweck mehr auf der Welt. Das Blut kochte in ihren
Adern, Laut und sehnsüchtig rief sie seinen Namen in die laue Früh-
lingslnft hinan?.
Nach und nach wurde sie wieder ruhiger. Sie besann sich, wohin
sie fuhr, welchem Wiedersehen sie entgegenging.
Helmuts Bild trat deutlicher vor ihre Seele. Seine jubelnde Freude,
seine zärtlichen Umarmungen, die sie so lange entbehrt hatte, beschul'
tigten sie wieder mehr und mehr. Sie stellte sich's vor, wie glücklich
Meinen? sein würde, sie endlich wieder zu Hause zu haben, welchen Anteil
er an ihren Münchencr Errungenschaften nehmen würde, Ihre Briefe
waren kärgliche gewesen. Von dem Schlußakt, der Eröffnung der Aus-
stcllung und ihrem großen Erfolg, wußte man zu Hause noch nichts: ste
würden reichlichen Gesprächsstoff haben. Auch von Mar Maibrück würde
sie erzähle»:, ja, sie mutzte es sogar, denn sie hatte sich's fest vorgenommen,
ihn ganz nach Berlin zurückzuziehen.
Was sollte er da draußen in dein einsamen armseligen Haus, allein
mit dieser kleinen einfältigen Frau, losgelöst von der Welt, die er brauchte
und die ihn bald brauchen würde!
Sobald sie in die Stadt fuhr, würde sie seine Mutter aufsuchen.
Sie mußte alles daran setzen, den Sohn, nach Berlin zurück zu bringen,
Tann hatte sie, was sie wollte, ihn und ihren Jungen beisammen!

Als der Zug in die Halle einfuhr, sah sie Helmuts große, schlanke
Gestalt mit Stolz in der Menge aufragen.
Mit gespannten Blicken musterte er die Fenster des Zuges.
Als er ihrer anfichtig wurde, hob er Hand und Hut zum Grntz.
Seine fchönen, warmen Augen strahlten.
Sie riß die Wagentür auf und umarmte ihn stürmisch.
„Mein Junge, mein. lieber Junge!"
Tie Umstehenden, zumeist Berliner, die Klara Mödius fast aus-
nahmslos entweder vom Ansehen oder aus ihren Photographien kannten,
hatten ihre Frcrrde an dem zärtlichen Wiedersehen. Eine so große
Künstlerin und dabei eine so hingebende Mutter, das fand man selten
beisammen!
Jetzt trat mich der Graf, der dem im Hintergründe lvartenöen Diener
noch einen kurzen Auftrag gegeben hatte, zu seiner Frau.
Er küßte ihr die Hand und sah ihr froh in die Augen.
„Wie geht's, mein Herz?"
„Vortrefflich! Dante! Und euch?"
„Gut, Mammeli!" fagte Helmut heiter, sie zärtlich bei dem Kose
namen nennend, den er als Kind gebraucht hatte.
Arm in Arm schritten sie alle drei über den Perron znni Wagen,
Paul die Sorge für das Gepäck überlassend.
Die Villa strahlte in einem Meer von Licht. Überall Blumen und
wieder Blumen, ein buntes, wunderlicbliches Märchen. In den Vasen
Mar4chal Niel-Rosen nni> zartes grünes Frühlingslaub. Auf den Tischen
Schalen mit süß duftenden Veilchen. Blühende Hyazinthen, Flieder,
Krokus und Maiblumen überall hin «erteilt, ein Meer von Duft und
Farbe.
Klara war entzückt. Das war fo ganz nach ihrem Geschmack. Ab-
wechselnd umarmte sie Klemens und Helmut, ihre beiden Männer, nn'e
sie in, Scherz zu fagen pflegte. Dabei zog sich eine leichte Röte über
ihr blasses, übermüdetes Gesicht- so etwas wie ein leises Schamgefühl
diesem liebereichcn Empfang gegenüber war im Begriff in ihr aufzu
steigen. Aber sie unterdrückte es rasch. Ter ihr angeborene, unaus-
rottbare Trieb, der sie auf ihr Recht auf Glück pochen ließ, behielt die
Oberhand. Ter Traum, den sie geträumt, die Tehnsncht, die ihr das
Blut rebellisch gemacht hatte, waren das unveräußerliche Recht der
Künstlerin, die dergleichen Erregungen znm Schaffen brauchte. Ihr Haus
und das verführerische Draußen waren zwei getrennte Welten, die sich
cinstn>eilen nichts zu fagen hatten. —
Helmut war der Mutter in den ersten Ttock nachgeschlichen.
Die fechs Fenster über der Secterrasse gehörten zn den Schlaf- und
Ankleideräumen des Hauses.
Zur Linien lag das zweifenstrige Zimmer der Gräfin, daneben

ihr cinfenstriges Garderobezinmicr, dem sich ein gleicher Raum für den Grusen und Helmut und gairz zur Rechten das Schlafzimmer der beiden anschloß.
Helmut klopfte leise an das Schlafzimmer der Mutter.
„Bist du's, mein Junge?"
„Ja, Mammi."
„Komm nur herein. Ist schon serviert?"
„Nein. Ich wollt' dich nur einen Augenblick allein haben."
„Dummer Bub'."
Nie hatte die Reiseblouse abgestreift und war gercrde im Begriff, in ein Hellrosa Morgengewand zu schlüpfen, dessen weiche Teide sich eng um ihre etwas zur Fülle neigende, aber noch immer schlanke Gestalt schmiegte.
„Wie schön du bist, Mama," sagte Helmut, und seine großen warmen Augen leuchteten stolz.
Dann mit einer plötzlichen Bewegung warf er sich ihr stürmisch um den Hals und flüsterte:
„Wie gut, daß du wieder da bist, Mammi. Ich hatte so viel dumnie Gedanken, so viel Angst um dich — es war nur immer —"
Er unterbrach sich. Er tonnte die dunklen Empfindungen, die Parthcnius, die Tanten und die Großmama, nicht zuletzt der Mutter seltsam kurze Nachrichten in ihm aufgeregt hatten, ja doch nicht in Worte kleiden. Wie schwere, dunkle, rätselhafte Wolken war das alles an ihm vorübergezogen. Ehe er sie hatte fassen tonnen, war die Tonne wieder dagewesen.
Klara hatte ihren Sohn betroffen angeblickt. Was konnte er meinen?
Dann sagte sie in einem leicht gereizten, abwehrenden Ton:
„Angst um mich? Weshalb? Es ist mir vortrefflich gegangen. Erfolg auf Erfolg. Und auch sonst. Ich erzähl' euch bei Tisch."
„Es war ja auch alles nur dummes Zeugs, Mammi."
Er hatte ein kleines Paket aus der Tasche gezogen, das er ihr einhändigte.
„Hier, Mammi. Deshalb kam ich eigentlich nur herauf."
„Eine Überraschung! Sieh, sieh!"
Während sie das Päckchen in Empfang nahm, fiel ihr ein, daß sie zum ersten Male vergessen hatte, Helmut etwas mitzubringen. Das mußte morgen nachgeholt werden. Sie würde in die Stadt fahren oder Klemens darum ersuchen.
Ein erstauntes, bewunderndes „Ah!" entfuhr ihr. als sie das kleine Medaillon aus dem Seidenpapier gewickelt.
„Aber Junge, bist du über Nacht zun: Krösus geworden, hast du eine Erbschaft gemacht?"

leiden. 29?
„Nein, Mama," sagte ei stolz, „alles zusammengespart vom Taschen»
gelo."
Sie tühte ihn auf den frischen Mund.
„Sehr schön, sehr geschmackvoll, mein Schatz, wirtlich ganz reizend."
„Mach' mal auf, Mama."
„O, wie ähnlich, ganz neu! Wer hat es gemacht? Dührkoop
oder Necker und Maaß?"
„Keiner von beiden, Mammi. Herr Baumeister mit seinem neuen
Apparat."
„Alle Achtung. Da mutz ich mich bei Herrn Baumeister noch extra
bebauten."
„Ach ja, tne das, Mammi."
„Und wo soll ich's tragen, Helmut?"
„An der Uhrkctte oder am Kettenarmband, ja? Alle Tage!"
„Aber natürlich, kleines Schaf, Das versteht sich doch von selbst.
Ich wollt' dich ja doch nur necken."
Arm in Arm schritten sie die schmale eichene mit weinroten Teppichen
ausgelegte Treppe hinab.
Ter Graf erwartete sie schon im Eßzimmer. Paul hatte gerade
serviert.
„Hoffentlich bringst du guten Appetit von der Reife mit, liebste
Klara," Er warf ihr einen besorgten Blick zu, „Du wirst dich Pflegen
müssen. Etwas abstrapaziert siehst du doch aus."
„Nun ja, es war ja auch eine Hetz, aber eine sehr nette. Erst wollte
es gar nicht, wie ich wollte, dann am Ende Hab' ich schließlich alles
durchgesetzt."
KlemenZ lächelte,
„Das Hab' ich nicht anders von dir erwartet."
„Übrigens soll ich dich von Prinz Artur grlltzen. Er war sehr
gnädig und mehr als das. Meine Bilder haben ihn förmlich begeistert.
Er hat wirklich so ein bißchen was von Verständnis für die Kunst, Ich -"
sie stockte einen Augenblick — „habe da einen jungen Menschen ein»
geführt, ein allererstes Talent, das hat der Prinz gleich erkannt, eher
als die Banausen unter den Elfern, mit denen ich Schererei genug hatte,"
„Haben sie. dich geärgert, arme Mammi?"
Klara lachte, „Sie hätten es gern getan, aber es gelang ihnen
doch nicht so ganz. Übrigens Hab' ich auch noch andere Grüße mit-
gebracht als vom Prinzen, — aus der Familie — ratet mal!"
„Aus der Familie?" fragte Kiftping sehr erstaunt.
„Von Rudi Riedin ger, ja."
„Wie kommt denn der nach München?"
„Zum Pferdetmife» und —" sie wollte hinzufügen „Gcldpumpen",
aber sie verschluckte es. Die Gründe, aus denen sie Riedinger das

Geld gegeben hatte, ließen es ihr ratsamer erscheinen, darüber zu schweigen,
„Er war sehr fidel und guter Dinge."
„Tos wundert mich," meinte Klemens, „nach den», was mir Frida geschrieben hat."
„Bei ihr wird er eben nicht fidel gewesen sein, was ich ihm nicht groß verdenken kann. Nimm mir's nicht übel Klemens, du kennst ja meine Anschauung über deine Schwester."
„Leider ja, liebes Herz, scheint sie irreparabel, und doch ist Frida jeder Sympathie wert. Sie ist eine Märtyrerin."
„Gerade deshalb nicht mein Genre."
Klemens überhörte diese Bemerkung geflissentlich.
„Erst kürzlich wieder hat sie den letzten Rest ihrer Erbschaft, Todos Anteil, gegen ihn t>erteidigen müssen. Ricdinger soll sich bei dieser Gelegenheit sehr brutal gezeigt haben. Nie Geschichte ist ihm höllisch in die Krone gefahren. Teshalb wnndere ich mich, daß er besonders fidel war."
„Vielleicht hat er in München gute Geschäfte abgeschlossen, die den Verlust wieder weit machen," entgegnete Klara anzüglich.
„Ich wünschte es ihm und vor allem Frida von Herzen. Gelegen! lich will ich mich mal selbst nach ihr umsehen."
„Was hat der Onkel von Todo erzählt?" fragte Helmut.
„Gar nichts, meiu Schatz."
„Wie sonderbar, nicht von seinen Kindern zu sprechen."
„Es sind nicht alle Eltern so närrisch, wie die deinen, Iungchcn," sagte sie und gab ihm einen kleinen, zärtlichen Vackenstreich.
„Im übrigen könntest du jetzt verduften, mein Schatz. Es ist elf Uhr und Schlafenszeit, wenn du morgen um sechs heraus mußt."
Nachdem Helmut gegangen war, rückte der Graf ein wenig näher zu seiner Frau.
Er schlang den Arm um sie und fragte leise und zärtlich:
„Wollen wir nicht auch hinaufgehen?"
„Ja, du hast recht, Klemens, ich bin müde. Es war doch alles in allem eine anstrengende Zeit, und auch auf der Fahrt Hab' ich wenig geschlafen."
Sie stand auf und schritt sich nachlässig reckend zur Tür. ihre lange Hellrosa Schleppe, auf die das Licht der Kristallkrone silberne Funken warf, nach sich ziehend.
„Es ist doch gut, wieder zu Hause zu sein, sich ganz gehen lassen zu können," dachte sie und ging in wohliger Trägheit die Treppe hinauf.
Vor ihrer Tür blieb sie stehen und reichte Klemens die Stirn zum Kuß.
„Gute Nacht, Klemens. Ich möchte morgen nicht geweckt fein."

Er sah sie verstört cm,
„Wie denn, darf ich nicht mit dir gehen?"
„Ich weiß wirklich nicht," sagte sie, sich müde und nachlässig gegen
die Türe lehnend.
Er umfaßte ihre noch immer schmiegsame Gestalt und flüsterte ihr
ins Ohr:
„Ich frage noch einmal an ^ ja?"
Tic erwiderte nichts und ging in ihr Schlafzimmer, Tort warf
sie sich, zu müde, um sich sogleich auszukleiden, in einen Stuhl und
verschränkte die Arme über dem Kopf.
So lag sie eine ganze Weile in einer jener Anwandelnngen träger
Apathie, die sie zuweilen überkamen, ohne zu denken, ohne sich zu rühren.
Mechanisch fiel ihr Blick auf einen Spiegeltisch ihrem Sitz gegen-
über. Zwischen zwei kostbar geschliffenen Flakons stand Helmuts Bild,
eine Photographie nach einem Gemälde von ihr, dasselbe Bild, das in
München auf ihrem Schreibtisch gestanden hatte.
Da erwachte sie plötzlich. Mit einem Schlage stand der Augenblick
»nieder vor ihr, da sie dies Bild zuletzt, Arm in Arm mit Mar Maibrück,
angesehen hatte. Tie Erinnerung an seine körperliche Gegenwart drang
berauschend auf sie ein. Sie hörte ihre eigene Stimme hcih lind vcr»
langend sprechen: „Tu kommst zn nur, ich will euch alle beide haben."
Sie sah es wieder, wie er schwer und langsam das Haupt schüttelte,
fühlte es, wie sie die Hände ihm ans die leise bebende Schulter legte, und
ihm zulächelte mit einem Lächeln, dem noch keiner widerstanden hatte.
In diesem Augenblick klopfte es an ihre verschlossene Tür.
Es war ihr Gatte, der Einlas; begehrte.
Sie schreckte auf.
„Nein, nein," rief sie hastig, „las; mich schlafen, ich bin todmüde."
Einen Augenblick blieb es draußen stumm, dann sagte Kipping leise:
„Gute Nacht den»; schlaf' dich aus, mein Liebling."
Über eine volle Woche dämmerte Klara so hin. Sic ging von den
Wohnräumen in ihr Atelier hinüber und wieder zurück, Sie konnte
stundenlang vor ihren Bildern und Entwürfen sitzen, ohne sich zu cinem
Pinsclstrich aufzuraffen, ohne Selbstkritik zu üben, ohnc cine neue Idee
zu fassen, Sie sah kaum, was sie geschaffen hatte, Ihr Leben, Tcnkcn
uud Wirkcu lag wie in graue, weiche Schleier eingehüllt, hinter denen
die Welt sich in sanften, weichen, verschwimmenden Farbcntönen auf-
zulösen schien.
Eine derartige Reaktion war öfter schon nach angestrengter Arbeit,
nach aufreibenden Knnstfahrten über Klara Möbius gekommen, aber sie
war niemals so intensiv aufgetreten, war niemals von so langer Tnucr
gcwefcn, als fcit ihrcr Rückkehr vou München. Tie hatte oft das Gefühl,
Tage und Nächte lang durchschlafen zu können. Es kostete fie eine

unerhörte Anstrengung aufzustehen. Am liebsten wäre sie den ganzen Tag über im Bett geblieben i lieber noch hätte sie sich in ihre Hängematte unten am See gelegt, wenn es warm genug dazu gewesen wäre.

Mit trägem, wohligem Behagen genoß sie die Stille des Hauses, die, solange sie es nicht wünschte, tein lautes Wort, leine heftige Vc- wegung störte, genoß sie, nach den vielerlei Anforderungen, die man in Münck>en an sie gestellt hatte, die völlige Anspruchslosigkeit der Ihren an ihre Person, genoß sie das reiche, vornehme Behagen des Hauses, das sie wie ein sicherer Wall gegen die Außenwelt schützend umgab.

Dann, eines Tages, warf Klara diese Lethargie, aus der nichts stark genug gewesen war sie aufzurütteln, freiwillig von sich wie ein lästig gewordenes Gewand.

Klemcns atmete auf: er hatte schon angefangen, sich schwere Sorgen zu machen. Er konnte sich nicht erinnern, daß seine Frau je zuvor, auch nach der anstrengendsten Arbeit nicht, in eine so lange andauernde Apathie versunken gewesen wäre, wie seit den, letzten zehn Tagen.

Helmut, der schon verzweifelnd behauptet, die Mutter sei ihm aus- gewechselt worden, stieß einen hellen Iuchzer aus, als der Papa ihm nach dein Unterricht erzählte, die Mama sei helläugig und froh zur Stadt gefahren und hätte fich aus freien Stücken entschlossen, nach» mittags bei Baumeisters einen Besuch zu machen.

„Mit uns natürlich?"

„Freilich, mein Junge, sa."

„Wann kommt die Mama aus Berlin zurück?"

„Wohl nicht vor Tisch."

„Hat sie so viel drin zu tun?" fragte Helmut enttäuscht.

„Ich weiß es nicht, mein Junge — ich denke mir, sie fährt zur Großmama und den Tanten, Wohl auch zu Schulte, um den neuen Liebermann zu sehen. Sie sprach davon. Vielleicht hat sie auch Geschäft^ lichcs vor. Paul sagte mir vorher, es sei ein Eilbrief aus München an sie gekommen."

„Wenn sie sie nur nicht wieder holen!"

„Kein Gedanke, mein Junge. Und nun rasch, mach, daß du auf eine Stunde an die Lnft kommst zwischen der Arbeit."

„Noch eins, Papa."

„Ja?"

„Wenn die Mama nun wieder mehr für uns da ist, wirst du wegen Heidelberg mit ihr sprechen?"

„Ganz gewiß, Helmut."

Mit einem frohen Lachen sprang Helmut hinaus, um sein kleines Boot flott zn machen. —

Auf dem Bahnhof hatte Klara einen Wagen genommen, den sie nacl, der Tresdener Straße dirigierte. Sie hatte sich nicht vorher angemeldet

leiden, 20!
und wollte ihre Familie überraschen. Danach — sie griff zärtlich in
die Tasche, in der ein feines englisches Papier knisterte — wollte sie
weiter sehen.
Lebhaft nnd geschmeidig reckte sie sich und sah mit hellen, sehenden
Augen um sich. Wahrhaftig, lange genug hatte sie geschlafen, bis dieser
Brief, den sie noch immer mit der Hand umspannt hielt, sie wieder auf-
geweckt hatte. Jetzt hietz es mit vollen Segeln wieder in die Welt
hinaus, leben, schaffen, Besitz ergreifen von allem, was ihr wünschens-
wert erschien, von allem, ia!
Tausend Pläne und Entwürfe, tausend Wünsche und Hoffnungen
kreuzten sich in ihrem Hirn, als sie an diesem sonnenhellen Frühlings»
tage durch die belebtesten Straßen fuhr. Das fieberhaft pulsierende Leben
der Millionenstadt, das da neben ihr, hinter ihr, vor ihr flutete, fich
überstürzte, tosend brandete, faird verwandte Bewegung in ihrer Brust.
Auch in ihr flutete sich überhastend das Leben mit fieberhaftem, nicht
rastendem Drang.
Sie eilte die steileil Treppen zu der Wohnung ihrer Mutter hinauf
und ritz an der Klingel. Das niemals einwandfrei aussehende „Mädchen
für alles" öffnete in ihrer schlumpsigen Manier.
Als sie sah, wen sie vor sich hatte, nahm sie sich ein bitzchen zu»
sammen.
„Die Frau Gräfin! — O je, das wird den Damen aber leid fein!"
„Meine Mutter nicht zu Haus, Marie?"
„Nein, Frau Gräfin, die Damen sind alle ausgegangen. Die Frau
Mama und Fräulein Paula zu Wcrtheim, Konserven taufen, und Fräu-
lein Telma zu Herrn Parthenius — zum Malen."
Das Mädchen grinste, als es den Namen Parthenius aussprach, und
geigte dabei zwei Reihen tadelloser Zähne, die gegen ihr übriges schmudd-
liges Aussehen auffällig abstachen.
„Was grinsen Sie denn so, Marie?"
„Ach Iott, ich meine man, Frau Gräfin."
„Dumme Gans!" murmelte Klara ärgerlich, die recht gut mutzte,
was das Mädchen mit feinem Grinsen andeuten wollte. „Auch noch
Sittenrichter spielen!"
Sie schob Marie beiseite und trat in das Zimmer ihrer Schwestern
gleich rechts am Flur ein.
„Ich werde etwas warten, Marie. Wann, glauben Sie, datz meine
Mutter zurück kommt?"
„Das kann bald sein oder nicht, je nach dem; bei Wertheim ist das
so 'ne Sache."
Klara wurde ungeduldig,
„Schon gut."
Sie legte Hut und Handschuhe ab und setzte sich an den kleinen

Schreibtisch zwischen den beiden, nach dein engen Hof zu gehenden Fenstern, Dabei dachte sie:
„Gräßlich, so existieren zu müssen!"
„Gehen Sie nur, ich finde schon, was ich brauche," sagte sie, in Paulas Schrcibmappe kramend und einen Bogen herausziehend.
Als das Mädchen gegangen war, stand Klara noch einmal auf und schloß die Tür hinter ihr ab. Tann zog sie leise und zärtlich den Brief auf englischem Postpapier ans der Tasche, Mar Maibrücks ersten Vrief.
Er war nicht ganz so, wie sie ihn sich ausgemalt hatte. Die heiße stumme Sprache seiner Augen war nicht beredter geworden, aber zwischen den Zeilen las sie, was er nicht auszusprechen wagte: Ich liebe dich, ich verzehre mich »ach dir.
Wieder und wieder las sie die vier beschriebenen Seiten, in ihrer klaren, für etilen Künstler uiigewöhnlich klaren und deutlichen Schritt, die noch an die Zeit gemahnte, da Mar Maibrück mit dem Beruf seines Paters seine ursprüngliche .Karriere begonnen hatte. Sic hätte diese Schrift mehr in Übereinstimmung mit Mar' Persönlichkeit sich gennmscht, genialer, krauser, kapriziöser, und doch tonnte sie die Augen nicht davon wenden.
Sie stellte sich vor, wie er beim Schreiben ausgeseben habe: all seine kleinen Eigentümlichkeiten, die sie rasch erfaßt und festgehalten hatte, traten ihr vor Augen: die Lippen, die er in der Erregung fest aufein» ander zn pressen pflegte, so daß er einen Ausdruck von Energie bekam, der ihm im Grunde nicht eigen war, die Augen, die klug und ruhrg einen träumerischen Glanz annahmen, sobald ihm etwas das Blut warin machte, die Haltung des Kopfes mit dem dichten feinen Haar, ein klein wenig nach vorn geschoben, als ob sich die allerhand merkwürdigen Tinge des Lebens so besser fassen »nd halten ließen.
Sie schob das Bricfblatt zurecht, um au ihn zu schreiben, die erste Nachricht seit ihrem Nürnberger Telegramm zu geben. Eine fieber-haste Hast ergriff sie. Wie hatte sie's nur über sich gewinnen können, sich ihm so lange nicht mitzuteilen! Sic begriff sich selbst nicht in ihrer verträumten, apathischen Lethargie.
Ihre Augen leuchteten, ihre Finger flogen über das Papier.
„Geliebter Freund, endlich ein Wort von Ihnen zu mir, endlich eins von mir zn Ihnen! Von mir ans wirklich nur ein Wort! Lassen Sie uns den Faden fortspinncn, den wir angeknüpft. Wir brauchen uns, wir haben ein Recht auf uns. Ich kann jetzt nicht fort, ohne zu tränten, ohne aufzufallen. Sie haben keine Rücksichten zu nehmen, so hoch stehen Sie über allem, nxis Sie umgibt. Kommen Sie zn mir, lassen Sie sich von keinerlei kleinlichen Bedenken zurückhalten. Seien Sie menschlich so groß, wie Sic es künstlerisch sein werden, sobald Sie aus der Enge in die Weite geblickt haben werden.

Ich Wollte zu Ihrer Mutter gehen, ihr sagen: rufen Sie Ihren
Sohn zurück. Aber ich will es nicht mehr, Sie sollen aus sich selbst
herkommen, zu mir kommen, nnr zu mir. Wissen Sic, was das
heißt, Max?
Ich nehme Ihren Kopf zwischen meine Hände und küsse Ihre
Augen, daß sie sehend werden.
Klara."
Sie hatte den Brief gerade in den Umschlag geschoben und adressiert,
als draußen an der Türklinke gerüttelt wurde.
„Wer ist da?"
„Ich! Sclma!"
Klara öffnete, die Schwester stürmte herein.
„Du bist wieder zu Haus? — Na, so was. Wenn ich das gewußt
hätte, wäre ich längst bei dir gewesen."
„Ich Hab' mich vor niemandem sehen lassen, Sclma. Aber um Gottes
willen, wie siehst du denn aus? Wie eine Wilde, so geht man doch nicht
über die Straße."
„Wenn man vom Modellstehen kommt," sagte sie gleichgültig und
trat vor den Spiegel.
Wirklich sah sie nicht gerade zivilisiert aus. Das wirre schvarze
Haar hing ihr bis in die Augen, der große Hnt mit den schwarzen
Federn saß ihr uur lose auf dem Kopf. Ein Paar Knüpfe der roten
Bluse waren anfgespruugen, der Rock nxn- schief geknöpft, die Jacke
schlenkerte ihr über dem Arm.
Und doch, wie sie da nebeneinander standen, die wilde, vernach-
lässigte Selma und die elegante, gepflegte Klara in ihrer tadellos vor-
nehmen Toilette, war eine große, unverkennbare Ähnlichkeit zwischen
den Schwestern.
In beiden die gleiche Nasse, der gleiche Typ, nur daß, wie Parthenius
es Klemens gegenüber betont hatte, die Schönheit der Gräfin äußer«
lich kultivierter, von innen heraus verfeinerter geworden war, während
sich Seimas Rasse in ihrer Ursprünglichtcit erhalten hatte.
Sclma warf das Jackett nachlässig aufs Bett und steckte den Hut
von den Haaren. Dabei sah sie aufmerksam auf ihre Schwester, die
einen geschlossenen Brief mit der Rückseite nach oben in der Hand hielt,
so daß man seine Aufschrift nicht lesen konnte.
„Du hast hier korrespondiert, Kläre?"
„Warum nicht, da niemand zu Hans war."
Es sollte sehr harmlos klingen, aber Selma bemerkte doch, daß
der Schwester eine leichte Röte ins Gesicht gestiegen war.
„Wenn du Heimlichkeiten hast, laß Parthenins nicht dahinter
kommen. Der ist noch immer eifersüchtig."
Klara Möbins zuckte die Achseln.

„Lächerlich, Nach achtzehn Jahren, und selbst damals hatte er kein Recht dazu. Übrigens hat er ja dich!"
Selma schürzte verächtlich den Munt».
„Daß ich nicht lache. Tu glaubst doch nicht etwa —"
Klara zuckte noch einmal mit den Schultern.
„Ich steh' ihm Modell — ja. Nicht nur für Kopf und Hände, wie du damals — das stimmt; er zahlt es mir gut und ladet mich außerdem manchmal zum Essen und Trinken, wir sind ganz gute Kameraden, das ist alles."
Es lag eine Art Resignation in deni Ton, in dem das Mädchen sprach.
Tu Klara nicht antwortete, fuhr Selma, die Beine übereinander geschlagen, auf dem Rand ihres Stuhles sitzend, fort:
,Sie glauben es alle, hier und wo anders, Tas macht mir Spatz. Was frag' ich nach meinem Rnf — gar nichts, da mich doch feiner lieb hat, um den mich's kümmern tonnte. Gäb'Z den und ich liebte ihn, dann freilich!"
Eine Flamme loderte in des Mädchens Augen auf.
„Um diesen einen, der nicht cristicrt, riß ich die Welt aus den-Fugen!"
„Mir scheint, es eristiert doch, mein Kind, und wir kennen ihn beide. Soll ich ihm sagen, daß du dich nach ihm verzehrst?"
Sie sprang auf wie eine wilde Katze.
„Daß du schweigst, Klara! Lachhaft, gerade du wolltest ihn, etwas sagen, du, die er nicht vergessen kann!"
„Hör' damit auf, Selma. Parthenius ist kein Jüngling mehr. Überdies ein Mann so voller Ironie und Tatire, was weih der von Liebe!"
Selma lächelte resigniert.
„Hat er übrigens meine Karte aus der Var bekommen?"
„Ja, wir haben uns alle über deinen Gruß gefreut. Wer waren die andern, die unterschrieben hatten? Wir haben keinen einzigen Namen lesen können."
„Grappe, mein Schwager Riedinger aus Wien und ein junger Maler, den ich bei den Elfern eingeführt habe."
Während Klara sprach, dachte Selma, an wen von den dreien wohl der Vrief gerichtet fein mochte, den die Schwester noch immer mit dem Verschluß nach oben in der Hand hielt. Aber sie fragte nicht. Sie hatte fich's längst abgewöhnt, Klara mit Fragen zu kommen, die sie doch nur beantwortete, wie sie gerade wollte.
„Also, n«löin, mein liebes Kind, ich muß jetzt fort. Wenn die Mama sich von den Wertheimschen Konserven nicht trennen kann, tut mir'Z sehr leid, aber länger warten kann ich nicht."

„Sie wird außer sich sein. Sie ist jetzt so wehleidig mit euch, daß
es oft nicht zum Aushalten ist, behauptet, ihr behandelt sie unter der
Kanone. Hat Helmut dir nichts erzählt?"
„Nein. Der Junge erzählt mir Gott sei Tank nie etwas Unan<
genehmes."
„Sei du froh! Hier hört man nichts anderes. Übrigens, bildschön
wird der Vengel, aber dumm ist er noch wie ein neugeborenes Kind."
„Sag' lieber rein," unterbrach Klara sie ernst und mit Nachdruck.
„Das ist Kippingsche Art. Gott sei Dank für ihn."
Selma begleitet? die Sckftvester bis auf die Treppe.
„Fährst du direkt nach Haus?"
„Nein, ich will noch etwas für Helmut besorgen und zu Schulte
gehen oder vielmehr fahren. Ich finde wobl gleich an der Ecke einen
Tarameter?"
„Gegenüber vom Theater stehen immer welche."
„Auf Wiedersehen, Selma."
„Sollen wir einmal herauskommen?"
„Ich gebe Nachricht. Bitte nicht aufs Geratewohl."
„Die Mama wird schwer zu halten sein."
„Das ist eure Sache, Kinder."
Sie rauschte mit ihren langen seidenen, schleppenden Gewändern
die steile Treppe herunter. Im Herabsteigen fiel ihr «n, daß sie zuerst
nach dem Anhalter Bahnhof fahren könne und ihren Brief dort in den
Bahnkasten stecken. Vielleicht kam er auf diese Weise schneller in Mai'
Hände. Jedenfalls war es ihr ein liebes Gefühl, ihm ihren Gruß so
zu sagen ein Stückchen entgegen zu bringen.
Vor der großen Halle stieg sie aus und malte sich's aus, wie es
sein würde, wenn sie hier vorführe um ihn zu empfangen! Lange durfte
er sich nicht besinnen, bis er kam. Das Warten vertrug sie ganz
nnd gar nicht.

XI.

Für den ersten Sonntag im Mai hatte Franz sich mit Annchcn
Wilde in Stolft angemeldet.
Er hatte zuvor schon mit dem Vater über seine Zukunftsplöne ge-
sprochen, in derselben ruhigen Art, in der er sich Helmut gegenüber
geäußert hatte, leidenschaftslos, ohne jegliches Hiinmclhochjauchzen oder
zum Tode betrübt fein.
Der Dorfschullchrer war trotz allem wie ans den Wolken gefallen
gewesen nnd hatte mit seinen Bedenken nicht zurückgehalten.
Nie denn, sein Junge, der noch auf der Schulbank saß, eine Lehr-
zeit von mindestens sechs Jahren noch vor sich hatte, bevor er bei dem
geplanten Studium zu einer Art Selbständigkeit gelangen konnte, hatte

schuü eine Wahl fürs Leben getroffen, wollt« ein Mädchen an sich binden,
gleichaltrig, ans den denkbar bescheidensten Verhältnissen, ohne einen
Pfennig auch nur zu erwartenden Vermögens, vielleicht Mutter und
einen Teil der Geschwister lebenslang auf dem Hals!
Franz hatte dem Vater ruhig zugehört.
„Ich begreife deine Bedenken vollkommen, lieber Väter, Jeden-
falls würde ich die Tingc genau so auffassen wie du, wenn der Fall
umgekehrt wäre. Es ist ja auch möglich, daß du recht hast, einstweilen
aber empfinde ich nicht so. Es ist, wie ich dir schon sagte, nicht die
große Leidenschaft, von der man liest und spricht, die mich zu Annchcn
zieht, es ist vielmehr eine tiefe Sympathie, die vollkommene Überein-
stimmung all unserer Anschauungen, die uns aneinander bindet. Tu
wirst mir sagen, daß diese Anschauungen noch unreife find, daß man nicht
wisfc, wie sich ein jedes von uns entwickeln wird in der langen Zeit,
die noch vor uns liegt. Das habe ich nicht nur mir selbst gesagt,
sondern auch Annchcn zu bedenken gegeben, Sie hat mir geantwortet:
wir werden beide zusammen älter und reifer iuerden, und findet eines
von uns dann, daß es nicht das Nichtige ist, bleibt uns noch immer Zeit,
wieder auseinander zu gehen, wir haben dann wenigstens eine schöne
Iugendfreundschaft gehabt."
„Tns ist ein verständiges Wort," hatte der Alte etwas beruhigter
geineint.
„Das ist eben Annchen, lieber Vater, die inir durch ihren sleien
liebevollen Zuspruch, mit ihrem Frohsinn — den sie sich trotz aller Lasten,
die auf ihr lagen, bewahrt hat — die manchmal recht öde Tagcsarbcit
leicht macht, ihr ein schönes Ziel steckt."
Kopfschüttelnd und bewundernd zugleich hatte der alte Waßmann
seinem Jungen zugehört. Franz war immer ein ausnehmend verstän-
diger Vursch' gewesen, der den Eltern die Opfer leicht gemacht hatte, die
sie für ihn bringen mußten, um etwas Tüchtiges aus ihm zu mackfen,
aber für fo gescheit und fertig, wie er ihn heute kennen lernte, hatte er
seinen Sohn doch nicht gehalten. Was er da vor sich hatte, war keine
jungenhafte Liebelei, zu der Franz bis vor kurzem noch eine gewisse
Neigung gezeigt. Was und wie er von sich und dem Mädchen sprach,
das klang nach einem festen, wohlüberlegten Lebensprogramm. Da
blieb dem Alten wenig zu sagen; das waren Dinge, die man sich selbst
überlassen muhte, wollte man sie nicht zu unrecht verschütten, nicht eine
Verantwortung auf sich laden, die man später vielleicht zu bereuen Ur-
sache fand.
So hatte der alte Mann seinem Einzigen, Spätgeborencn nur crmt
in die ernsten Angen gesehen.
„Tu, was dn für recht hältst, mein Inngc, aber bleibe vernünftig, und
Gottes Segen über dir. Bringe mir das Mädchen heraus, aber zeige

der Mutter nicht gleich die etwa zukünftige Tochter in ihr. Laß die Dinge
erst fertiger werden. Nach dem Examen vielleicht, ehe du uns verläßt,
sprich dich mit der Mutter aus. Unsere Alte ist die beste Seele von der
Welt, ich wüßte leinen Tadel an ihr, aber am Ende, sie ist nur ein
Weib."
Ein gutes, beinahe ein wenig mitleidiges Lächeln spielte um den
eingefallenen Mund des Mannes. „Sie würde die Gevattern und Nach»
barn zusammenrufen und Verlobung feiern wollen mit selbstgebackenem
Kuchen und selbstgezogenem Apfelwein."
„Ich verstehe, lieber Vater," hatte Franz lächelnd zugestimmt.
„Eine junge Zeichncrin, die die Natur bei nahe betrachten will, die
Nichte eines Mannes, der dir Gastfreundschaft erwiesen hat, das genügt
für Mutter, um das Fräulein freunidlich zu empfangen: das nimmt sie,
ohne weiter zu grübeln, wie es gegeben ist."
Die Voraussetzungen des Alten hatten sich als vollkommen zutreffend
erwiesen. Frau Christiane nahm die Dinge ganz harmlos und fand es
überaus nett von ihrem Jungen, einen Gast mitzubringen, ei» armes,
junges Ding, das das ganze Jahr über dem Zeichentisch saß und
sicherlich gute Luft und Sonnenschein und Milch und frischgebackenes
Brot nur vom Hörensagen kannte.
Mit ihrer schönsten Sonntagshaube angetan, erwartete sie die An-
kömmlinge am Statetenzaun. Drin stand der Kaffeetisch für fünf Per-
fönen fchon feierlich gedeckt: Franz hatte gebeten, zu den Kippings
herüber zu schicken und Helmut einzuladen. Das würde mal ein ver»
gnügter Sonntag werden nach den vielen einsamen, die der lange
Winter ihr beschert hatte, wo sie allein mit ihrem Alten hier gehockt, der
auch Sonntags nicht von seinen Büchern loszureißen war.
Frau Christiane hätte wetten niögen, daß er auch jetzt noch, kurz
vor Ankunft der Gäste, irgend einen der alten Biinidc vorhatte, die
Franz ihm dann und wann aus Verlin mitbrachte. Sie waren beide
die richtigen Bücherwürmer, aber stolz war sie doch auf alle beide.
Die Alte trippelte hin und her in ihrem sauber geharkten Gärtchen,
in dem ein bunter Vlumcmflor durcheinander blühte und duftete. Da
sollte das junge Mädchen wohl Vorbilder finden für ihre Zeichnungen,
Einen ganz aparten Strauß wollte sie zusammenbinden. Ob dieses
kleine Fräulein Wilde auch ein so großes Talent war, wie die Gräfin
Kipping drüben? Vielleicht auch mal sine berühmte Malerin würde?
Die sollte ja Wohl auch aus ganz einfachen Verhältnissen stammen nnd
ganz klein und bescheiden angefangen haben.
Was nicht alles ans den Menschen werden konnte!
Gestern gegen Abend war die Gräfin durch die Dorfstraße ge»
fahren, selbst kutschierend auf dem neuen hohen Iagdwagen, den die

Kippings sich kürzlich zugelegt hatten, und noch dazu ohne Helmut und
ohne ihren Mann, hinten drauf nur der Diener Paul.
In der ganzen Straße hatten sie neugierig vor den Türen ge>
standen oder waren an die Fenster gestürzt. Sie war zufällig im
Garten beim Nlumengießen gewesen. Die Gräfin hatte sehr schön und
elegant, aber blaß und finster ausgesehen, das hatten alle gefunden.
Auch hatte seder sich gewundert, daß sie allein fuhr; sonst hatte man
sie stets mit dem Grafen und Helmut, mindestens mit einem von beiden
gesehen; nur Nachbar Warnte, der Gastwirt, hatte sie kürzlich mal so
getroffen, — wie er durch den Wald nach Flotow gegangen war, um
Kartoffeln bei Bauer Dohlke zu bestellen, der noch immer Winterware
hatte — auch allein, bloß mit dein Diener. Und stolz war sie auch ge»
worden, zu niemand hatte sie hingeschaut, nur immer geradeaus auf
die Pferde, die sie zweie lang gespannt hatte. Schön hatte es ja
ausgesehen.
Plötzlich klang ein Pfeifen und Läuten durch die Luft. Ter Ber-
liner Zug hielt an der letzten Station. Ganz deutlich hörte man das
Ankunfts» und Abfahrtssignal. Die kleinen gutmütigen Augen der
Alten strahlten. In längstens zehn Minuten konnte Franz mit dem
Fräulein hier sein.
Frau Christiane ging noch einmal in das kleine Eßzimmer zurück
und sah nach, ob auch alles seine Ordnung hatte, die Kaffeetassen und
Teller, die Messer und Löffel, die Butter und der Honig, die Brot»
schnitte und Kuchcnweckcn, die gute fette Milch un>d die Zuckerdose. Tann
ging sie in die Küche nebenan und befühlte die dickbauchige braune
Kaffeekanne, die auf dem Herd stand, ob sie auch noch die nötige Wärme
habe. Es stimmte alles.
„Pater," rief sie den Gang hinunter, „sie kommen."
Als Fran Christiane wieder vor die Tür trat, sah sie ihren Jungen
schon nm die Ecke biegen, neben ihm ein zierliches, junges, blondes Ding.
„Ei guten Tag, guten Tag, und schön willkommen."
Franz umhalste die Mutter, Annchen blieb bescheiden hinter ihnen
stehen, bis Franz sie herbeizog.
„Also, liebe Mutter," sagte er nicht ohne Bewegung, der er indes
sogleich wieder Herr wurde, „hier bring' ich dir meine gute Freundin,
Fräulein Anncben Wilde, die dich und unfern Garten kennen lernen
möchte."
Dem Mädchen stieg eine feine Nöte ins Gesicht, als die alte Frau
ihr die Hand reichte und freunbliche Worte zu ihr sprach, aber auch
sie faßte sich schnell.
„Hier ist noch einer, der begrüßt sein will."
Pater Waßmann war zu den dreien hinter den Staketenzaun sse°
treten.

leiden. 309
„Tag, Junge, willkommen, Fräulein," sagte er, jedem der beiden
eine Hand reichend und verständnisvoll drückend. Dabei schmunzelte er.
Ein liebes Gesicht! Schlechten Geschmack hatte der Junge nicht.
„Ist Helmut noch nicht hier?" fragte Franz.
„Nein, Fränzchen. Wenn uns nur der Kaffee nicht absteht!" klagte
Frau Christiane.
„Aber er kommt doch bestimmt?"
„Ich denke doch. Wir können ja immer anfangen, wenn Mutter
Besorgnis um ihren Kaffee hat," fchlug der Lehrer vor.
„Das schickt sich doch Wohl nicht gegen den jungen Herrn Grafen,"
meinte Frau Christiane bedenklich.
„Unsinn. Wir sind durstig, anstatt daß wir den Kaffee kalt werden
lassen, trinken wir ihn lieber. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Annchen?"
Che sie antworten konnte, hatte die Alte Annchen freundlich bei
der Hand genommen.
„Franz hat ganz recht, kommen Sie, Kindchen."
Der Kaffee war, bis auf zwei für Helmut zurückbehaltene Tassen,
ausgetrunken, in den Wecken- und Vrotberg war eine erhebliche Bresche
geschlagen worden, dem guten, selbstgezogenen Honig, der vortrefflichen
Butter alle Ehre getan worden: von Helmut war noch immer nichts
zu sehen.
Franz wurde unruhig. Das war so gar nicht des Freundes Art.
„Ob ich mal herüberlaufe?" fragte er den Vater halblaut, „am Cnde
ist etwas passiert."
„Wenn auch das nicht, so könntest du doch mal hinübersehen; viel»
leicht ist es ein Mißverständnis; du bist ja schnell auf den Beinen, Junge.
Wir sorgen derweilen schon für das Fräulein."
„Ich geh' mit ihr in den Garten," sagte Frau Christiane eifrig,
„wenn Franz den Grafen holen geht. Ich zeige Fräulein Annchen alles,
und sie sucht sich aus, was sie brauchen kann."
„Ja, tut das," entschied Franz. „Ich weiß nicht weshalb, aber ich
sorge mich um Helmut."
Er nahm seinen Hut vom Kleiderriegcl nnd ging mit raschen
Schritten hinaus. Annchen, die ihm mit den Augen folgte, sah, daß
er um die entgegengesetzte Ecke der großen Straße bog, um die sie
gekommen waren. Dann war er ihren Blicken verschwunden. —
Es war sehr warm und die Chaussee sehr staubig. Dennoch schritt
Franz mit raschen Schritten aus. In einer kleinen Viertelstunde hatte
er die Kippingsche Villa vor sich, und fünf Minuten später den gradeaus
auf das Grundstück abzweigenden Weg unter den Füßen.
Während es auf der Chaussee von Fuhrwerken, Rädern, Motoren
und Spaziergängern sehr lebhaft gewesen war, herrschte auf dem von
Haselnußbüschen und Erlengesträuch eingefaßten Weg tiefe Stille. Er

war wenig benutzt, weil er eine Sackgasse bildete, die nur für zwei oder drei Seevillen in Betracht kam, Ihre Besitzer hatten ihn gemeinsam, der Abkürzung des Chaussecwegs halber, anlegen lassen.
Hier und da zwischen den Büschen auf dem gutgcftflcgten Raien waren Ruhesitze angebracht, die bereits angenehm beschattet waren.
Franz, der bisher im Laufschritt den Chausseeweg hinter sich gelassen hatte, nahm den Hut ab und wischte den Schweiß von der Stirn, Einen Augenblick dachte er daran,, sich ein paar Mimiten niederzusetzen, aber eine unerklärliche Unruhe trieb ihn vorwärts.
Etwa zehn Minuten vor der Kivvingschen Villa senkte sich der Raien auf der Seeseite um ein beträchtliches dem Wasserspiegel zu. Angenehm kühl Wehte die Luft vom See herauf. Zwischen dem Buschwerk konnte man hie und da ein Stückchen seiner heut grünlich weißen Farbe im Sonnenschein aufblitzen sehen.
Ms Franz im Weitergehen flüchtig auf einen dieser Durchblicke sah, bemerkte er im dichten Buschwerk einen halbversteckten Sitz, der ihm vordem nie aufgefallen war. Er kniff die Augen gegen das blendende Sonnenlicht ein. Als er näher zusah, erkannte er auf dem Sitz eine Gestalt, die weit nach vorn gebeugt saß, die Arme auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Händen verborgen. Selbst auf die nicht unbeträchtliche Entfernung hin war zu erkennen, daß etwas schmerzlich Niodergcbeugtcs in der Haltung des Sitzenden lag. An einer kleinen Bewegung, an dem dichten schwarzen Haar des vorgebeugten Kopfes, über den gerade ein Sonnenstrahl fiel, erkannte er Helmut, Rasch entschlossen bog Franz die dichte Hecke auseinander und zwängte sich hindurch, nicht ohne sich an den Händen zu verletzen. Dann eilte er den Rasenhang hinunter bis an die versteckte Bank.
„Helmut! Was gilbt's denn. Helmut!"
Der Angerufene nahm die Hände vom Gesicht und blickte den Freun>d erstaunt aus verstörten Augen an.
„Du bist's, Franz? Wie kommst du denn hierher?"
Franz stand vor dem Freunde und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt.
„Ich wollte nach dir sehen,. Wir erwarten dich seit anderthalb Stunden. Was ist denn geschehen?"
Helmut antwortete nicht gleich. Dann stand er langsam auf.
„Wenn du mich noch haben willst, Franz, könnten wir gehen."
„Gewiß will ich dich haben' die Eltern erwarten dich auch, und Annchcn. Was sind denn das für Geschichten, Helmut? Warum sitzt du hier und brütest, anstatt zu uns zu kommen."
„Ich wollte mit etwas fertig werden, Franz, ehe ich zu euch kam," sagte er !m Vorwärtsschreiten, „aber ich bin's noch nicht geworden."
„Gescheiter wär'Z gewesen, dn wärst damit zu mir gekommen."

leiden. 3^
Helmut schüttelte den Kopf."
„Mit allen» andern vielleicht, mit diesem, nein."
Sie schlüpften durch die Hecke. Als sie wieder auf der Straße
waren, sagte Franz-
„Ich will gar nicht in deine Geheimnisse dringen, Helmut, nur das
wollte ich sagen: wenn es vielleicht etwas mit deiner Mutter ist, und
du glaubst, weil ich nicht immer das volle Verständnis für eure An-
detung gehallt habe, fing' ich nichts danach, von deinen Torgen um sie zu
hören, so will ich dich nur versichern, daß du mich schlecht kennst unb
ich herzlichen Anteil nehme."
Helmut hatte ihn erst starr angesehen, dann war er aufgefahren.
„Wie kommst du auf meine Mutter?"
„Ganz einfach, weil ich gehört habe, daß sie blaß und verdüstert
aussehen und die Einsamkeit suchen soll."
Helmut biß sich auf die Lippen.
„Wer hat das gesagt?"
„Meine Mutter, die Leute in Stolp. Sie interessieren sich doch
alle für sie, schwatzen alle über sie. Daß du dich darüber wunderst!"
„Was haden sie noch gesagt?"
„Weiter nichts. Oder wenigstens Hab' ich nichts weiter gehört."
Helmut war stehen geblieben und hatte des Freundes Arm mit beiden
Händen umfaßt.
„Sie haben recht," sagte er heiser vor Erregung, „sie ist blaß und
verstört und sucht die Einsamkeit — wir wissen nicht warum —"
Wie unterdrücktes Schluchzen brach es ans dem Gequälten.
„Sie ist gar nicht meine Mutter mehr."
„Aber Helmut, Helmut," rief Franz ärgerlich, „das find ja doch
Einbildungen, Gespenster, die du mal wieder am hellen Tage siehst.
Mach dir doch klar, was du eigentlich weißt, und was du dir einbildest!
Und vor allem ^ denkt dein Vater wie du?"
Helmut zuckte die Achseln.
„Ich weiß es nicht; Papa ist ernst und ruhig, was in ihm vorgeht,
ahn' ich nicht. Er ist so verschlossen, er spricht sich nicht aus, aber
glaube wir, er leidet auch, obwohl er es nicht merken läßt und immer
freundlich und liebevoll mit der Mama ist, die von uns beiden kaum
noch etwas zn sehen scheint. Papa hat den Arzt rufen lasse», er sollte
wie zufällig kommen und die Mama besuchen, die er seit Wochen nicht
gesehen hatte. Er fand sie ganz gesund, nur etwas abgespannt," Hel-
mut brauste auf. „Was weiß er von ihr, nachdem er ihr einmal den Puls
gefühlt und unter die Augenlider gesehen hat! Ich weiß, was mit ihr
ist, denn ich kenne sie. Irgend etwas ist zwischen sie und uns ge-
kommen, irgend etwas, was sie verstört und uns entfremdet."
„Helmut, denke doch, was du sprichst."

„O, ich habe sie genau beobachtet. Wenn alle glauben, sie arbeitet, so ist sie wohl in ihrem Atelier und bleibt stundenlang da, aber sie arbeitet nicht. Sie starrt auf ihre Bilder und rührt sie nicht an. Dann setzt sie sich und schreibt, schreibt endlose Briefe und zerreißt sie wieder und setzt Telegramme auf und Iaht niemand hineinsehen und trägt sie selbst zur Post. Und wenn dann in ein paar Stunden kein Telegramm, woher weiß ich nicht, da ist, schließt sie sich in ihr Zimmer ein und weint, oder sie macht große Toilette und stört den Papa von der Arbeit auf uiü> quält ihn, mit ihr nach Verlin zu fahren, ins Theater zu gehen, Freunde einzuladen und irgendwo Sekt mit ihnen zu trinken. Dann lacht sie überlaut und spielt die Vergnügte, aber sie ist es nicht, ich weih es, Franz, besser als der Papa, der froh ist, wenn sie solche Wünsche hat und er sie erfüllen kann."
Helmut lächelte bitter.
„Überanstrengung, Übererrcgung nennt er es."
„Es wird ja auch nichts anderes sein," tröstete Franz.
Helmut schüttelte den Kopf.
„Die Mama ist oft schon überreizt und abgefpanut gewesen und öfters auch gereizt und unfreundlich gegen den Papa; mit mir aber war sie immer lieb und gut. Mich hat sie niemals vernachlässigt. Wie sie damals nach dem »Gastmahl ganz zusammenklappte und tagelang zu Vett lag, Hab' ich stundenlang bei ihr sitzen müssen. Sogar der Unterricht wurde abgesagt, damit sie mich immer um sich haben konnte. Es war ihre größte Freude, meine Hand zu halten, mich zn streicheln und zu liebkosen. Jetzt, wenn sie so blaß und starr dasitzt und ich fasse nur nach ihrer Hand, zieht sie sie fort und sieht dabei teilnahmslos über mich fort. Wenn wir mit ihr sprechen, der Papa und ich, hört sie zu weilen, fa meistens gar nicht hin. Und wenn sie es tut oder selbst mit uns spricht, unterbricht sie sich plötzlich und nimmt eine ganz seltsame Haltung an, so, als ob sie lausche und warte."
Franz war nun auch nachdenklich und nicht gerade zuversichtlicher geworden, wenn er die Dinge auch nicht so tragisch ansehen konnte, als der Freund.
„Vielleicht wartet sie wirklich auf irgend etwas, eine Berufung, eine Auszeichnung, was weiß ick, über das sie nicht mit euch sprechen will, mit dem sie euch überraschen will."
„Das meinte Papa anfangs auch."
„Siehst du wohl, und das macht sie immer mehr und mehr nervös. Es gibt nämlich Menschen, Helmut, die Warten halb verrückt mackt. Hab' ich dir nickt mal von dem Leiden unseres Ordinarius erzähl:? Wenn einer aus seiner Quarta nicht sogleick mit der Antwort da war, oder wenn er auf die Hefte warten mußte, war der Teufel los. Zu Haus soll es zuweilen nickt zum Aushalten gewesen sein mit ihm, aber

leiden. 3^3
die Frau wußte, daß es krankhaft war, und hat es ruhig hingenommen.
Jetzt soll es ihm besser gehen."
Inzwischen waren die Freunde von der Chaussee ab und auf die
Torfftratze gekommen.
„Wenn du kannst, Helmut, laß dir's nicht merken von deinem
Kammer. Mutter hat sich so sehr auf uns alle gefreut, und auch Annchen
ist so vergnügt! Ich gönne ihr's. Die letzten Wochen waren wieder
schwer zu Haus: die Mutter mit dem Nein schlecht daran, und mit den
Kindern eine ewige Plackerei. Dazu die eigene Arbeit. Es wird Zeit,
daß sie mal aus allem herauskommt!"
„Wenn man helfen könnte, Franz," sagte Helmut zaghaft, „ich
tut' es so gern! Sei doch nicht eigensinnig! Wenn auch die Mama
jetzt nicht zn haben ist, glaube mir, dem Papa und mir machte es die
größte Freude. Mit wenig kann man den armen Menschen ja schon
Gutes erweisen. Nur daß Annchen auf die Kunstschule gehen kann,
den Hungerlohn mit dem Kartcnzeichnen nicht mehr zu verdienen braucht!"
Franz hatte, wahrend der Freund sprach, heftig abwehrend den
Kopf geschüttelt.
„Laß, laß, das muß ich schon allein zusammenbringen, und wenn
was fehlt, mutz Onkel Lepke eben mal in die Tasche greisen. So viel
ist ja Gott sei Dank noch darin."
„Wir sprechen doch noch mal darüber, Franz."
Im Garten satzen Annchen und Frau Christiane und banden einen
Strautz.
Annchen wehrte lachend ab, wenn der Lehrer immer neue Stauden
und Blumen und Zweige brachte.
„Genug, genug, Herr Waßmann. Sie lassen mich am Ende sonst
nicht ins Coupck mit diesem Niesenstrauß. Tausend Dank. Jetzt werd'
ich was Schönes zeichnen können."
Ganz heiß vor Eifer, den mächtigen Vuschen mit beiden Händen
umspannend, lief sie Franz und Helmut entgegen. Sie hatte für keinen
eine Hand frei.
„Ist er nicht herrlich! Zehn Dutzend Karten kann man danach
zeichnen."
„Wenn er nicht welken würde, bis sie fertig sind," neckte Franz,
Annchen machte ein betrübtes Gesicht. Daran hatte sie nicht gedacht,
„Wenn die Blumen verblüht sind, holen wir neue," tröstete Franz.
Helmut gab sich die erdenklichste Mühe, in den heitern Ton ein-
zustimmen, der in dem kleinen Kreise herrschte. Nach und nach wurde
er ruhiger. Die freundlich« Harmlosigkeit, mit der die Waßmanns
untereinander und mit ihrem jungen Gast verkehrten, tat ihm wohl
und lullte seinen Schmerz ein. Er war sehr froh, daß Franz ihn herüber
geholt hatte. Seine eigenen selbstquälerischen Gedanken hatten ihm in

den letzten Tagen gar zu arg zugesetzt. Hier gaben sich die Menschen, wie sie waren, ausrichtig und schlicht. Keiner suchte hinter den Mienen des andern etwas Verborgenes, Heiniliches. Hier gab es teine verweinten Augen, teine verschlossenen Türen, lein verzerrtes Lachen.
Ein Seufzer hob seine Brust. In diesem Augenblick wünschte ei, seine Mutter wäre nicht die große berühmte Frau gewesen, auf die er so stolz war, das Haus, in dem er aufwuchs, nicht der Mittelpunkt so vieler, einander kreuzender Interessen.
Seine junge Seele sehnte sich nach einem schlichten Dach, nach einer Mutter, die nur Mutter war! —
Abends begleitete Helmut Franz und Annchen zur Bahn.
Sie gingen durch einen Feldweg, in dem es süß duftete von sprießendem Korn. Franz und Annchen gingen Hand in Hand hinter Helmut her. Ter Mond war aufgegangen und schien über die Niesen und ein Stückchen des Sees hinter den duntlen Erlen.
Helmut vernahm, daß die Schritte hinter ihm aufhörten.
Tann rief Annchen begeistert:
„Sieh nur, Franz, sehen Sie, Herr Graf, welch' ein schönes Bild, wer das malen tonnte! Wer eine Künstlerin lverden tonnte, wie Ihre Mutter!"
Er hatte fich umgedreht und trat nun ganz dicht an die beiden heran und sah dein Mädchen ernst in die Augen.
„Liebes Fräulein Annchen, wünschen Sie das nicht!"
Dann legte er dem Freunde die Hand auf die Schulter.
„Laß sie nicht Künstlerin weiden, Franz," sagte er eindringlich.
„Ohne Sorge, mein Junge," lachte Franz, Annchen fröhlich die Wange klopfend. „In der ist kein Tropfen Künstlerblut. Tic ist das geborene Hausmütterchen. Aber lernen soll sie doch was, bis sie mal ein Hausmütterchen wird." —
Kurz vor dem Bahnhof kehrte Helmut um. Er fürchtete fich davor, Bekannte zu treffen, die ihn ausfragen tonnten, weshalb die Mama sich nirgends sehen lasse, nachdem sie nun schon ein paar Wochen zurück sei. Die meisten vermißten sie freilich nur aus getränkter Eitelkeit, ärgerlich, weil sie sich der Besuche der berühmten Möbius nicht rühmen tonnten. Es gab aber auch Menschen, die ihr wirklich zugetan nxircn, die sich ihr Fernbleiben zu Herzen nahmen. Denen zu begegnen, hätte Helmut förmlich wehe getan.
Er ging den Feldweg zurück, den sie gekommen waren. Jetzt, da Franz und Annchen nicht mehr hinter ihm schritten, fühlte er erst die große 2tille, die um ihn war. Er setzte sich auf den Feldrain nieder und sah auf die grünen sprießenden Halme, die ein sanfter Wind hin uni her bewegte wie wogendes Wasser.
Und als er so sinnend saß, belebte sich Plötzlich die Stille, Stimmen

sprachen, Menschen regten sich. Mitten aus den» Korn ragte einer auf,
schlank und sehnig, mit schmalen, festen Lippen, um die sich seine ironische
Linien zogen — Parthenius.
Er sprach laut, durch die Stille tönend, von den Frauen, in dem-
selben kühlen, verächtlichen Ton, der Helmut früher schon das Blut
sieden gemacht. Tann kam Tante Selma und lachte ihm frech entgegen
und schüttelte ihr wildes, schwarzes Haar und sagte:
„Nu hast recht, so sind wir, aber es tut nichts, wenn es nur lustig
isl. Dazu ist das Leben da."
Und neben Selma tauchte die Gestalt seiner Tante Frida auf, wie
er sie zuletzt gesehen, blond und bleich, und sie ging beiseite und weinte
bitterlich.
Und mehr und mehr kamen, alle Selma gleich, und faßten sich bei
öen Händen und führten einen wilden Reigen auf,
Helmut aber drückte die Hand über die Augen. Er wollte sie nicht
sehen. Er fürchtete sich, daß seine Mutter zwischen ihnen sein könnte.
Als er die Hand wieder von den Augen nahm, war sie nah, uttd
der Sput war verschwunden.

XII.

Auf der kleinen verfallenen Altane, die in den verwilderten Garten
herabsah, saß Marie Maibrück und nähte an einem Jäckchen für Fritzel,
der neben ihr an einein niederen Tischchen mit Bauklötzen spielte. Seine
kleinen ungeschickten Finger brachten nicht viel zustande. Immer wieder
loarfen sie das Gebäude um.
„Papa soll kommen und bauen," sagte er eigensinnig und warf
die Klötzchen wild durcheinander.
„Wenn du so unnütz bist, wird der Papa nicht kommen und bauen."
„Noch wird er, Mammi," sagte Fritzl und schlug mit der Faust
auf den Tisch.
Als er sah, daß sein energischer Ausbruch keinen Eindruck auf die
Mutter machte, sagte er weinerlich:
„Wo ist denn Pappi? Warum kommt er nicht?"
Die blasse Frau mit dem schmalen Kindergesicht zuckte die Achseln.
„Ich weih es nicht, Bubi."
Der Kleine, des Spielen» müde, war aufgestanden mit» hatte den
Blondkopf durch das Gitter der Allane gesteckt. Jetzt rief er jubelnd:
„Aber ich weiß es, Mammi. Na ist Pappi schon!"
Als Frau Maibrück von ihrer Arbeit aufblickte, sah sie Mar wirklich
durch den Garten kommen. Er winkte mit der Hand herauf und war in
wenigen Augenblicken bei ihr und dem Kinde.
Sie lächelte ihm zn und reichte ihm über den Kopf des Kindes, das
ihn schon bei den Beinen gepackt hatte, die Hand.

„Nun, was gibt's? Du siehst so müde aus!"
„Ich bin es auch," sagte er und warf sich in den kleinen ilorb» stuhl ihr gegenüber.
„Doch keine schlechten Nachrichten?" fragte sie besorgt.
Er stutzte.
„Wie denn, schlechte Nachrichten? Wie meinst du das?"
„Aber, Max, wie zerstreut du bist! Du kommst doch aus dem Künstlerhaus? Oder" — sie erschrak plötzlich — „warst du nicht dort?"
„Gewiß war ich dort! Herrgott, fang' nur nicht schon wieder zu fragen an."
Marie stand auf und nahm den Knaben bei der Haut».
„Komm, Bubi, ich bring' dich zur Lisi."
Der Kleine sträubte sich und schrie: „Der Papa soll bauen, für Fritzl bauen!"
„Der Papa ist müde, er baut jetzt nicht Nach Tisch, wenn du brav bist. Sich mal, der Papa schläft schon, er hat die Augen schon zu. Ganz leise, komm. Pst, pst."
Sie ging ihm auf den Fußspitzen leise voran.
Das neue Spiel machte ihm Spaß. Lachend folgte er ihr.
Als sie wieder kam, saß Mar noch immer in derselben Stellung, mit geschlossenen Augen, in den Sessel zurückgelehnt, da.
Sie küßte ihn und streichelte ihm die Hand.
„Warum hast du den Jungen fortgeschickt? Sein dummes Ge» plapper ist so nett."
„Wie du nervös bist, Maxi. Er braucht nicht zu hören, daß du mich anfährst."
„Verzeih', Mieze — aber —"
Sie hielt ihm den Mund zu.
„Ja, ja, ich weiß. Du kannst das Fragen mal wieder nicht der- tragen. Ich wollte ja auch nur hören, was mit dem ‚Wald° ist."
Er hatte sich von ihren Händen befreit und sagte lachend:
„Ganz gute Nachrichten, Grappe meint, der Prinz würde das Bild so gut wie sicher laufen."
Marie jubelte.
„Für wie viel?"
„Na, ich denke, dreitausend wird er ja doch Wohl berappen. Das wird ihm ja nicht zu viel sein, meint Grappe."
Die junge Frau schlug die Hände zusammen.
„Dreitausend Mark! Ach, Maxl! Zu schön wäre das! Was läßt sich damit alles anfangen!"
„Du grappschst ja doch gleich alles zusammen und legst es irgendwo fest, kleiner Geizkragen."
Mieze machte ein betrübtes Gesicht.

„Es War nicht bös' gemeint, kleines Schaf. Überdies hast du ja
recht behalten mit deiner Musterwirtschaft."
Jetzt lächelte sie glücklich über sein Lob.
„Nie Hälfte werde ich übrigens gleich mit Beschlag belegen müssen!"
„Wofür denn, Maxi?"
„Ich — nämlich — ich werde fort müssen."
„Fort? Jetzt mitten in deiner neuen Arbeit?"
Max zerrte an seiner Uhrkette, an der eins der Glieder sich ins andere
geschoben hatte.
„Es ist mir selbst mcht angenehm — aber sie reden mir alle zu.
— Da ist nämlich ein komischer Kauz aufgetaucht, der möchte ein
Stimmungsbild von mir haben, aber ein ausgesprochen märkisches. Um-«
gebung von Berlin. Heide und Wasser."
„Heide und Wasser kannst du auch hier haben," sagte Marie, während
sie Tränen in ihren Augen aufsteigen fühlte.
„Das kann ich nicht, liebes Kind. Der Charakter unserer Nie-
derungen ist ein ganz anderer. Übrigens —" er machte eine Bewegung,
als ob er andeuten wolle, daß er noch nicht ganz entschlossen sei.
Marie trocknete verstohlen die Tränen, von denen er noch nichts
gesehen hatte. Eine schwache Hoffnung stieg in ihr auf, daß er den
Auftrag ablehnen würde. Nur nicht nach Berlin! Das Herz krampfte
sich ihr zusammen bei dem bloßen Gedanken. Neben dem starken Ein-
fluß der Eltern, der sich in jedem Punkt gegen sie richtete, in die Ge-
sellschaft Klara Möbius' zurück!
Marie Maibrück hatte nicht die geringsten Beweise dafür, daß
zwischen ihrem Manne und der Gräfin etwas anderes war, als Dankbar'
kcit und Verehrung seinerseits, als ein reges Kunstinteresse an dem
Talent des jungen Kollegen ihrerseits.
Die anlockenden Worte der Gräfin am Staketenzaun, an jenem
Abend, als sie Mar nach Haus gefahren, ihr unruhiges Ausspähen nach
ihm bei der Eröffnung der Ausstellung, ihr Besuch draußen am gleichen
Tage, jedenfalls von der Unruhe diktiert, zu erfahren, ob er heimgekehrt
sei, die Einflüsterungen des Baron Riedinger, all dies beunruhigte und
kränkte sie, aber es bewies ihr nichts mehr, als jenes allgemeine künst-
lerische Interesse, das die Möbius ja auch durch ihre Fürsorge für Mar
offen genug bekannt hatte. Mar, hatte sich während dieser kurzen Episode
nicht viel anders gegeben als zu jenen, von Zeit zu Zeit wiederkehrenden
Perioden, in denen er nicht arbeitete, auf Stunden oder Tage verschwand,
oder wenn er bei ihr war, zerstreut und zerfahren kaum für das Nächst-
liegendste Sinn hatte.
Dennoch bäumte sich alles in ihr gegen ein erneutes Zusammensein
Mar' mit der Gräfin auf. Sie hätte Gott weiß was darum ssegeben,

wenn sie es Hütte verhindern tonnen, daß diese beiden sich überhaupt jemals wiedersähen.
Hunderte von Malen hatte sie sich des Aufruhrs halber verlacht, den der Gedanke an Klara Möbius ihr verursachte, hatte sie sich aus' gespottet und gescholten.
Eine Frau, um zehn Jahre und mehr vielleicht älter als ihr Mann, eine Frau in einer glänzenden Position, in einer, wie sie wußte, glücklichen Ehe, die Mutter eines erwachsenen Knaben!
Trotz allem tonnte sie ihr Herz nicht zur Nuhe bringen, ihre Angst nicht beschwichtigen, daß Max von dieser Frau, die sie an jenem Vormittag scharf beobachtet hatte, Gefahr drohe.
In dem Ausdruck tiefer Augen, in dem ganzen Gebaren der Frau lag etwas gewalttätig Forderndes, das sie bis ins Innerste schreckte.
Mar, selbst in tiefen Gedanten verloren, hatte es anfnngs nickt bemerkt, wie lange feine Frau geschwiegen hatte.
Jetzt, als er zu ihr hinübersah, bemerkte er, in wie tiefem beklom menen Zinnen sie saß.
„Nun, nun," meinte er gutmütig, „von München nach Berlin, das ist ja am Ende keine Weltreise, Mieze,"
Er fuhr ihr leicht mit der Hand über das schmale Gesicht.
,,^ch gehe jetzt an die Arbeit- schau', daß niemand herüber kommt." —
An der Nordseite des alten Hauses zu ebener Erde hatte Max sich ein kleines Atelier eingerichtet, einen dürftigen, kahlen Arbeitsraum.
Es hatte nur gerade zu dem Allernotwendigsten, zu dem Ausbau selbst gereicht, Sobald der „Wald" wirklich verkauft war, wollte er ein paar hundert Mark des Erlöses in die Einrichtung stecken.
Er verschloß die kleine, grüngestrichcne Holztür hinter sich, zog die Gardine an den großen Scheiben zu, zündete eine Zigarette an und ging mit langen Schritten in der Werkstatt hin und her.
Was er seiner Frau gesagt hatte, traf vollkommen zu. Wirklich hatte man ihm eine märtifche Stimmung bestellt, nur daß es ihm zur Stunde, da er mit dem Entwurf zn einer großen neuen Arbeit beschäftigt war, nicht eingefallen wäre, einem Nuf nach Berlin Folge zu leisten, wenn Klara Möbius nicht genasen wäre.
Eine heiße Röte brannte in seinem Antlitz auf, wenn er daran dachte, daß ihn nur Tage, vielleicht nur Stunden noch von ihr trennten!
Würde sie halten, was ihre Briefe versprachen, gegen die er sich gewehrt, denen er getrotzt hatte, solange seine Kraft dazu ausgereicht?
Er zog die Schlüfselkette aus der Tasche und schloß mit einem altertümlichen Schlüssel eine Lade des wackeligen Sekretärs auf, der an der kahlen Längswand stand.
Briefe und Telegramme waren darin aufgestapelt, die Korrespondenz

eines Monats, die, ob er sie auch kaum zur Hälft« beantwortet, ihn be-
seligt, stolz gemacht hatte.
Unzählige Male ttxir er im Begriff gewesen, dein Lockrufe zu folgen,
in dem all diefe Briefe gipfelten, ungezählte Male hatte sein Herz, hatten
seine Sinne dieselbe Sprache gesprochen wie diese Briefe, dennoch hatte
er ihnen widel'standen, immer wieder hatte er gekämpft und im Ge>
danken an Marie seine heißesten Wünsche niedergezwungen.
Da, mitten hinein in diesen Kampf war der Rnf nach Berlin an ihn
ergangen.
Wenn er ihm folgte, wer konnte ihm daraus einen Vorwurf machen?
Weder er selbst noch irgend jemand sonst hatte ein Recht dazu.
Und so war er entschlossen zu gehen, heute, morgen, sobald er
Marie nur um ein Geringes mit dem Gedanke» an eine kurze Trennung
vertraut gemacht hatte.
Mar nahm einen Brief der Gräfin aus der Lade,
„Komin," schrieb sie, „ich bin krank nach Dir. Mein Mut des
Entsagentönneus unid -wollens geht zu Ende, Ich kann dich nicht
länger entbehren — ich bin verstört, ick bin nicht mehr ich selbst.
Ich brauche Dich, Dich und nichts auf der Welt sonst. Ick habe mein
Leben lang so viel gegeben, nun will ick nehmen von Dir. trinken
aus Deinem süßen köstlichen Iugcndborn, In vollen Zügen will
ich Dich trinken, das stockende Blut sollst Du mir wieder rollen machen,
die lahme Phantasie mir beflügeln. Ich, die sie alle für groß und
unnahbar halten, ich mache mich nicht nur klein vor Dir, ich bin es
in Wahrheit, Ich habe Dir gegeben für Deine Kunst, gib Du mir
für die meine. Ich liebe Dich, ich brauche Dich! Komm!
Dein, Dein,"
Das war ihr letzter Brief gewesen. Er hatte ihn noch nicht beant-
wortet. Nun, da er entschlossen >var, sollte sie noch heute wissen: Ich
komme, ja.
Ein heißes Glücksgcfühl stieg in ihm auf. Er schloß die Augen,
um es ganz zu genießen, von allem Äußeren sich abzuschließen. Da
klopfte es an seine Tür, rasch nnd laut.
Unwillig rief er:
„Was gibt's denn? Ich habe doch jede Störung verboten,"
„Der Telegraphenbote."
Er sprang auf und öffnete rasch. Wenn es ein Wort von Klara
wäre! Wenn sie jetzt, da der Kampf ausgekämpft war, ihn bedeutete,
daß sie des Wartens müde sei, daß, nachdem er so lange gezögert, er
nicht mehr kommen sollte!
Er ritz dem Boten das Telegramm ans der Hand, gab ihm ein Trink»
geld und hieß ihn gehen.
„Es ist Antwort," sagte der Mann zögernd.

„Schon gut, ich fahre später selbst aufs Amt."

Max verschloß die Tür wieder und riß das Telegramm auf. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Wahrhaftig von Klara!

„Erwarte Sie Montag abends acht Uhr bei meiner Mutter, Dres° dencrstraße 11. Erbitte umgehend Antwort."

Das Blatt war ihm aus der Hani> und auf den Tisch gesunken. Mit wechselnden Empfindungen sah er darauf hin.

Er war beseligt, daß es kein „Nein" enthielt, aber er zürnte ibr auch, daß sie ihn um das Glück brachte, der freiwillig Gebende zu sein. Verlangen und Trotz kämpften in ihm. So sehr er sich nach ihr sehnte, so heih ihn ihr Verlangen nach ihm entzückte, es war doch etwas in ihm, das sich gegen ihre freie Verfügung über ihn sträubte.

Er setzte sich nieder und schrieb auf ein Blatt.

„Vor Dienstag abend unmöglich."

Dann steckte er. das Blatt in die Vrusttasche und ging zu seiner Frau herüber.

Unterwegs erst fiel ihm ein, was die Gräfin gewagt hatte, indem sie zum ersten Male in seine Wohnung, statt ins Künstlerhaus telegra phiert hatte. Welch ein lieber, törichter Unverstand! Was wäre ge» schehen, wenn er nicht zufällig zu Hause gewesen wäre, wenn seine Frau das Telegramm geöffnet hätte! Beinahe zürnte er Klara ein zweites Mal.

Er traf Marie bei dem Jungen, der ihm jubelnd cntgegensprang.

Er tätschelte das Kind flüchtig auf den krausen Blondkopf. Zu seiner Frau sagte er:

„Liebes Kind, ich muß vor Tisch noch mal fort. Aufs Telegraphen» amt. Man telegraphiert mir eben aus Berlin, schon übermorgen dort einzutreffen. Ich will zurückdrahten, daß ich vor Dienstag abend nicht dort fein kann."

„Noch zwei Tage," sagte sie leise, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Er wollte sie nicht sehen und eilte davon.

XIII.

Seit jenem ersten Besuch, bald nach ihrer Rückkehr von München, an dem sie die Mutter nicht zu Hause getroffen, hatte Klara sich nicht in der Dresdenerstraße sehen lassen.

Einmal, bald danach, hatte sie die Mutter und die Schwestern zu Kempinsky zum Frühstück geladen- seitdem hatte die Familie nichts mehr von ihr gehört.

Frau Möbius war tief gekränkt. Wehleidig Nagte sie sich bei Paula aus. Das Mädchen war eine gutmütige Person, die den Kummer der Mutter nachempfinden konnte. Selma lachte die beiden aus.

„Habt euch doch nicht so mit den Gräflichen," pflegte sie zu sagen.

leiden. 22^
„wenn Klara Kläre Müller oder Schulze hieße, wäre euer Unglück
nicht halb so groß."
Im übrigen widmete Selma sich jetzt ganz dem Atelierleben. Wenn
Parthenius sie gerade nicht brauchen konnte, empfahl er sie an die
Kollegen weiter.
Zuerst hätte sie dem kühlen, ruhigen Mann ins Gesicht schlagen
mögen dafür, daß er sie andern abtrat. Dann hatte sie'Z gleichgültig
hingenommen. Was half's? Leben mußte und wollte sie, und da
Parthenius nichts daran lag, sie für sich zu behalten, was ging das
übrige sie noch an!
Man hatte ihr letzthin in Malerkrcisen den Spitznamen „Die wilde
Selma" beigelegt. Einstweilen hatte sie noch nicht viel Anstalten ge-
macht, diesem Namen Ehre zu machen, aber es würde schon kommen, je
seltener sie das faszinierende bewegungslose Gesicht, in dem nur die um
den festen Mund zuckenden ironischen Linien zu leben schienen, vor sich sah.
Es war schon sechs durch, als Selma MöbiuZ heut nach einer
langen ermüdenden Modellsitzung nach Hause kam. Träge schlich sie
die Straße herauf.
Kurz ehe sie an ihre Haustür kam, überholte sie ein - elegantes
Automobil, das vor dem Haufe Nummer elf hielt.
Sie kniff die Augen etwas ein, um schärfer zu sehen, und schritt
dann schneller zu. Sie hatte ihre Schwester erkannt.
Auf dem ersten Treppenabsatz holte sie sie ein.
„Kläre!"
,,'n Abend, Selma, Gut, daß ich dich treffe. Sind die andern
oben?"
„Soviel ich weiß, bestimmt ja. Mutter wollte Abendbrot machen,
Hering und Pellkartoffeln," setzte sie geringschätzig hinzu. „Na, Gott
fei Dank, ich bin tagsüber gut versorgt gewesen."
Die Gräfin hatte ihr spitzendurchbrochenes Voilekleid samt der
seidenen Unterkleidung zusammengerafft und sich auf das niedere Fenster-
brett zwischen dem ersten und zweiten Stock niedergelassen. Gelma
setzte sich neben sie und sah sie an. Kläre sah heute sehr schön und
strahlend heiter aus.
„Du, hör' mal, ich möchte dir was sagen, solange wir noch allein
sind. Hör' mal gut zu. Wenn du alles prompt besorgst, kannst du dir
eine von meinen neuen seidenen Musen aussuchen."
Selma schürzte verächtlich den Mund.
„Ich kann so viel neue seidene Vlusen haben, als ich will — wenn
ich nämlich will."
„Desto besser für dich, mein Kind. Es kann ja auch was anderes
sein."

„Latz das doch. Ich tue dir gern einen Gefallen — ohne Bezahlung," brummte Selma,
„Du bist ja heute uett bei Laune," bemerkte Klara verstimmt.
„Gar nicht, red' nur. Ich bin nur müde, weißt du, von dem langen Stehen. Sechs Stunden heute,"
„Armer Wurm!"
Sie rückte näher zur Schwester und sprach halblaut weiter,
„Hör' mal, Selma, ich muß — bitte frag' aber nicht weiter — am Dienstag von sechs Uhr, meinetwegen von sieben Uhr ab -^ eure Wohnung zur Verfügung haben. Ich wcr^de euch eine Loge ins Neue Königliche schicken, und dann werdet ihr irgendwo auf meine .Hosten soupieren gehen, ihr könnt euch ja von Partbenius chafteroniercn lassen."
„Nein, nein," wehrte Selma ab.
„Oder von wem ihr sonst wollt. Marie bekommt einen Ausgehtag und drei Mark, um sich zu amüsieren, mit der Weisung, nicht vor halb zwölf zu Hanse zu sein. Vorher, bitte ich, daß ihr anch nicht zurück kommt. Deinen .Hausschlüssel und den Drücker von oben kannst du mir heute gleich mitgeben. Die Loge sckick' ick, am Montag: hier" — sie kramte in einem silbernen Geldtäschchen, das ihr am Gürtel hing — „sind dreißig Mark, ich denke, die werden genügen. Manage die Geschickte gut, stelle sie als eine Überraschung von mir hin, uni> las; gegen niemand sonst etwas von unseren, Arrangement verlauten. Gib mir die Hand darauf!"
Tclmu schlug in die dargebotene Hand der Schwester. Kläre wußte, sie durfte sich auf Selma verlassen. Sie mochte bodenlos leichtsinnig sein, aber am Ende war sie ein anständiger Kerl, —
Oben wurde die Gräfin mit großem Geschrei empfangen, mit einem Gemisch von Lachen und Weinen, von Frendenbezcugungen und Porwürfen,
An Älarns liebenswürdiger Stimmung glitt das eine wie das andere ab.
Als sie nach einer Stunde wieder ging, sagte sie leichthin zu ihrer Mutter:
„Tu, Mutter, ich habe eine Überraschung für euch für Dienstag. Selma weiß alles. Viel Vergnügen, und nächstes Mal keine Tränen und Vorwürfe, wenn ich bitten darf!"
Die alte Frau hielt sie am Kleide fest.
„Wann kommst dn wieder, Klärchen?"
„Sobald es geht." Sie sann nach. „Allzu bald wohl kaum. Ick, werde wahrscheinlich noch mal nach München müssen."
Klara fühlte, daß, vielleicht ganz absichtslos, Selmns Blick auf ihr ruhte.
Sie errötete und fagte hastig:

„Zur Eröffnung des Glaspalastes in jedem Fall, Ihr wißt doch,
die große Goldene steht mir bevor,"
Frau Möbius' und Paulas Gesicht strahlten Wider von dem neuen
Glanz, der Klara verklären sollte.
Selma sah ihr trübsinnig nach, nicht ohne einen Schatten von
Neid, den sie sich freimütig eingestand. Wahrlich, die Kläre hatte es
mehr als gut im Leben getroffen. Ein berühmter Name, Geld in
Hülle und Fülle, Rang und Familie, was brauchte sie die Liebe noch,
die sie hier heimlich verbergen zu wollen schien?! Hätte von all dem
Überfluß nicht wenigstens das Los geliebt zn werden ihr in den Schoß
fallen können!
Das alternde Mädchen mit dem heißen, ungestümen Lebensdrang
wendete sich ab und zerdrückte eine Träne, die niemand sehen sollte.
Es war Klara nicht leicht gemacht worden, sich an dem besprochenen
Dienstag draußen loszulösen, Ihrer heiteren Stimmung froh, hatte
Helmut sich mit tausend Zärtlichkeiten an sie gehangen, die er in der
langen Zeit ihres krankhaften Mißmutes nur schwer unterdrückt.
Er hatte sie an dem wundervollen Nachmittag durchaus auf
dem See fahren wollen, dann hatten sie alle drei zusammen ans der
Terrasse beim Tee gesessen und schließlich war Besuch gekommen: die
Kommerzienrätin mit ihrem lauten Trara, die Klara floh, wo immer sie
konnte. Das war ihre Rettung gewesen, Sie hatte Helmut beiseite
genommen und ihm gesagt:
„Du, die halten meine Nerven nicht ans. Wenn ich vor der nicht
davonlaufe, werde ich wieder so krank, wie zuvor. Sag' dem Papa, sobald
die Dampfwalze ihn, auf ein Paar Minuten losläßt, ich wäre in die
Stadt gefahren, zur Großmama und sonst noch da nnd dort hin. Er soll
sich nicht ängstigen, wenn es spät wirb. Um halb zwölf soll Paul mit
dem Wagen auf der Bahn sein. Komme ich mit dem Zug nicht, dann
mit dem nächsten. Udieu, mein Junge." —
In der Dresdenerstraße hatte sie alles in Ordnung, die Wohnung
leer gefunden.
Sie hatte einen großen Strauß Rosen mitgebracht, den stellte sie
in das kleine Voudoir neben dem Eßzimmer. Tort war es - wenn
die Einrichtung auch eine konventionelle war — am behaglichsten,
dorl wollte sie Mar empfangen.
Sie zog die Vorhänge zu nnd steckte die Lampe an. Von dem kleinen
Diwan entfernte sie die geschmacklosen Kissen und die garstige gehäkelte
Decke, eine Handarbeit Paulas. Es war nicht schön, aber es würde
gehn für heute. Später ja, da mußte er zn ihr kommen, die Poesie nnd
Schönheit ihres eigenen Hauses zn genießen. Noch wußte sie nicht, wie
es zu bewerkstelligen sein würde, aber sie wußte, es würde geschehen.

Sie lief durch die leere stille Wohnung hin und her, ihre Unruhe
zu ocmeistern, die Wartezeit zu kürzen.
Die Uhren gingen, wie stets bei der Mutter, falsch. Sie nahm die
feine, goldene Kette, an der sie die ihre trug, vom Hals und legte sie
neben die Lampe. Es war kaum halb acht. Noch über eine halbe
Stunde.
Sie machte die Tür zu dem Schlafzimmer der Schwestern auf, in dem
sie vor Wochen den ersten Brief an Max geschrieben hatte. Wie trist und
öde das Zimmer war! Ohne Wärme, ohne Farbe! Wie schrecklich, so
zu existieren! In einer öden, kahlen Mietswohnung, ohne jeden indi-
viduellen Geschmack, ohne jeden warmen behaglichen LuruZ, ohne jede»
künstlerischen Schmuck!
Sie hob die Lampe in die Hohe und sah an den Wänden umher,
die zum Teil nackt und kahl, zum Teil mit ein paar verblaßten Photo-
graphischen Blättern bedeckt waren. Nur über SelmaZ Bett hing eine
kleine Farbenstizze. Als Klara näher zusah, erkannte sie, daß es eine
Studie von Parthenius war.
„Armes Ding," dachte sie mitleidig. Lieber tot als solch ein Leben
führen! Sie stellte die Lampe beiseite und huschte zur Flurtür, sie
zu einem kleinen Spalt öffnend.
Sie lauschte hinaus. Tritte auf der Treppe. Ein heißes Rot
der Freude stieg ihr ins Gesicht. Dann hörten die Tritte auf, verloren
sich im zweiten Stock.
Klara fing an, sehr ungeduldig zu werden.- Sie band den Rosen-
strauß auf und steckte ein Paar Blüten in den Gürtel ihres grauen
Voilekleides. Die andern ließe sie achtlos neben dem Glase liegen. Wer
das Warten erfunden hat! Noch nachträglich müßte er gehängt werden!
Endlich schlug die Klingel zaghaft an. Sie trat hinter die Tür und
fragte leise:
„Max?"
„Ich bin es, sa," kam es flüsternd zurück.
„Endlich! Endlich!"
Sie riß die Tür auf und zog ihn bei beiden Hängen hinein. Er
war sehr bleich und befangen. Jetzt, da er vor ihr stand, dünkte ihm,
Wci5 ihn zu ihr geführt, ein schwüler, unwahrscheinlicher Traum
zu sein.
Kein Werben, kein Erhören war zwischen ihnen gewesen, dn sie sich
getrennt. Nichts als ein heißes, schwermütiges Ahnen, und nun stand
er plötzlich vor ihr, losgerissen von Weib und Kind, allein mit ihr auf
fremdem Buden als der Geliebte einer Frau, die er nur von ferne an-
ziioeten, zu verehren gewagt hatte.
Die Arme, die ihn hatten umfangen wollen, sanken ihr herab. Sie
sah ihn befremdet an.

„Was ist dir? Wir sind Allein. Komm nur, komm!"
Zögernd folgte er ihr. Der Boden schien unter seinen Füßen zu
wanken. Was war über ihn gekommen, daß er leibhaftig hier stand,
nicht nur in seinen phantastischen Träumen bei ihr war, bei ihr, die
ihn gelockt hatte mit der heißen Stimme ihres Blutes, mit dem Zauber
ihrer starken Persönlichkeit, mit der zwingenden Macht ihrer genialen
Künstlerschaft.
„Komm," drängte sie, „komm."
Sie zog ihn in das kleine Gemach, in dem unter einem roten Schirm
die Lampe brannte. Die Luft war vom Duft wellender Rosen erfüllt.
Mit einem leidenschaftlichen Aufschrei warf sie sich ihm um den Hals.
„Endlich! Endlich! Wie war ich trank nach dir! Wie Hab'ich mich
nach dir gesehnt! Warum kamst du nicht früher! Sage!"
Ihre Lippen suchten die seinen und küßten sie mit langem heißen,
durstigen Kuß.
Dann sank sie auf den Diwan nieder und zog ihn neben sich, und
seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände nehmend, senkte sie den heißen
wilden Blick rief in seine weichen, träumerischen Augen.
„Wie ich dich liebe! Dich! Tu dummer, lieber, schöner Bub' du!"
Sie zog ihn an sich und hielt ihn fest im Arm.
Auch in ihm begann das Blut sich zu regen und so etwas wie ein
stolzes Glück, von dieser seltenen Frau geliebt zu sein.
Zärtlich flüsterte er ihren Namen und umschlang ihre volle, weiche
Gestalt.
„Liebst du mich?" flüsterte sie heiß.
Er schwieg einen kurzen Augenblick.
„Ja, ja," gab er zurück und küßte sie.
Lange saßen sie so, eng umschlungen, Aug' in Auge, Lippe auf Lippe.
Er nahm in scheuer zärtlicher Freude, was sie ihm an heißen Worten
und heißeren Lieblosungen gab. Noch immer war es ihm wie ein
Traum, daß er die von ferne Angebetete im Arm hielt, daß er Klara
Möbius' Geliebter war!
Sie lehnte sich mit schlaffer, wohliger Müdigkeit in den Diwan
zurück und schloß die Augen, -
Er kniete neben ihr und küßte ihre Weißen Hände,
„Sprich zu mir, Liebling," sagte sie, „erzähle mir, wie es dir er-
gangen, was du gedacht hast, was du geschaffen hast?"
Er hatte bis jetzt noch wenig gesprochen. Das Du kam ihm fremd
und schwer über die Lippen, Er war das Dn nur jenen lockeren Tingern
gegenüber gewöhnt, mit denen ihn die leichte Tändelei weniger Stunden
verbunden,
„Sage, hast du an mich gedacht?" drängte sie, mit der Hand in
seinen dichten, weichen Haaren wühlend.

„O ja, au dich und an vieles. Ich^>abe auch gearbeitet. Wieder ein Wald — ein größeres Motiv — und darin ein Weib mit deinen wilden schönen Augen, Klara."
Sie richtete sich auf. Ihre Augen leuchteten.
„Ah," sagte sie mit einem wohlgefälligen Lächeln. „Ich will auch von dir ein Vild mache», ähnlich gefaßt wie das meinec' Jungen, das letzte, du lennst es ja nach der Photographie. Wenn du ihn sehen wirst, wirst du begreifen, daß Helmut so und nicht anders gemalt werden kann. Wir müssen zusammen unfern Weg machen, Maxi, eins dem andern geben!"
„Was kann ich dir geben, Klara! Tu hast so viel mehr als ich, so viel mehr als wir alle."
Sie beugte sich zu ihm nieder und flüsterte leidenschaftlich.
„Was du mir geben kannst? Alles, alles! Leben und Seligkeit, und mit diesem Leben und dieser Seligkeit (Großes, nie Dagewesenes für meine Kunst. Das Leben einer Frau braucht immer ncne Quellen, ihren nie versiegenden Durst zu stillen."
Sie riß ihn empor und küßte ihm Haar und Augen und Lippen. Dann sprang sie auf und fuhr über ihr heißes Gesicht und das wirre braune Gelock.
Mar war auf dem Diwan fitzen geblieben unl) verfolgte jede ihrer ungleichmäßigen nervösen Bewegungen, mit denen sie in dem engen Zimmer hin un>d her schritt.
Ungewollt drängte sich ihm das Vild eines schönen gefangenen Raubtieres auf.
Jetzt blieb sie vor ihm stehen und sagte ganz unvermittelt:
„Komm, laß uns plaudern, Liebling."
Sie zog ihren Arm durch den seinen.
„Wie war's, als du von Dachau kamst? Hast du Niedinger noch in München getroffen?"
„Nein, ich fah und hörte nichts mehr von ihm," fagte er kurz und unfreundlich.
„Du hast ihm die kleine Szene aus der Bor nicht vergeben? Das beißt, eigentlich hätte er dir zu vergeben gehabt: für die Rüge, die du ihm erteilt."
„Man erzählt dergleichen Dinge nicht in Gegenwart von Damen," fagte Mar gereizt.
„Deiner Frau scheint er weniger mißfallen zu haben. Bei Eröffnung der Ausstellung hat er sich lange mit ihr unterhalten. Ich habe sie genau beobachtet, obwohl sie es nicht der Mühe wert gehalten hat, sich nur vor» stellen zu lassen."
Er drückte ihren Arm und bat leise:
„Laß Marie aus dem Spiel, willst du?"

Sie nickte ein wenig unbehaglich und sagte dann rasch:
„Wie lange bleibst du, Max?"
Er hatte es auf den Lippen zu erwidern, daß die Dauer seines
Aufenthalts von der Skizze und ihrem Auftraggeber abhinge, aber er
fürchtete, sie zu verletzen, wenn er ihr eingestünde, daß er nicht nur
ihrethalben nach Verlin gekommen fei.
„Nicht lange, Liebe."
Sie umfing ihn leidenschaftlich und bat:
„Ich laß dich nicht wieder fort. Ich kann nicht leben ohne dich.
Du mutzt bleiben, hörst du, du mutzt! Immer, immer!"
„Wie könnt' ich das!"
„Du brauchst nur zu wollen, Liebling!"
Er schüttelte den Kopf.
„Es würde nicht das Richtige sein, hier, wo du dein Haus, deinen
Sohn ^ deinen Mann hast!"
Sie wandte sich heftig zur Seite und lieh ihn stehe».
„Willst du Moral Predigen?" fragte sie spitz.
„Verzeih', ich habe dich gewitz nicht kränken wollen."
„Latz, llltz," wehrte sie ab.
Dann sah sie auf die Uhr.
„Es ist zehn vorüber! Tu wirst hungrig sein nach der langen Fahrt.
Hier Hab' ich nichts, dir zu bieten. Wir müssen in ein Weinhaus gchn,"
sagte sie kalt.
Er traf zu ihr und küßte sie. Da schmolz ihr Groll.
„Wann kützt du mich wieder?" fragte sie in seinen sie umschlingen-
den Armen.
„Morgen! Morgen!" —
Gegen zwölf Uhr hatte Mar Klara Möbius auf den Stadtbahnhof
Aleranöerplatz begleitet, eine Station, auf der eine Begegnung mit Be>
kannten nicht wohl vorauszusehen war. Dann schritt er durch die Stadt
in sein Hotel am Potsdamerplatz zurück. Die Eltern wollte er erst am
nächsten Morgen mit seiner Ankunft überraschen.
Tief in Gedanken ging er die wohlbekannten Wege, und wieder fatzte
es ihn an, dah, was er eben erlebt, nur eine Tranmphantasic sein könne,
aus der er jeden Augenblick erwachen müsse. Seltsames und Unklares
wirrte sich durcheinander. —
Als er am Tage der Ausstcllungseröffnnng nach Dachau geflohen
war, hatte diese Flucht nicht allein Klara Möbius gegolten. Vielerlei
zusammenströmende Eindrücke und Ereignisse hatten ihm den Kopf wann
und wirr gemacht. Er mutzte mit sich allein oder unter Fremden sein,
die von einem Mar Maibrück nichts wußten, um zur Nutze und Samm-
lung zu gelangen. Zunächst freilich hatten seine gärenden Gedanken
Klara Möbins umfaßt. Die offenbare Zuneigung der grohen Kunst-

lerin, alles durch sie Erreichte, beschäftigte ihn, wollte innerlich verar-
beitet sein. Ein starkes Gefühl der Dankbarkeit, der Verehrung, ja der
Anbetung für die Frau, die fo plötzlich und so bestimmend in sein Leben
getreten war, war in ihm aufgesprungen. Daß er von einer Frau wie
Klara Möbius wirklich geliebt fein könne, daran hatte feine Seele nicht
gedacht.

Dann, nachdem er heimgekehrt war, sich in die neue Arbeit zu ver-
tiefen, waren ihre Briefe gekommen. Aus den Funken der ersten waren
Flammen geworden: jedes ihrer gefchriebencn Worte hatte Liebe, glühen»
des Verlangen geatmet. Beraufcht, trunken gemacht durch ihr Begehren,
war er endlich ihrem Rufe gefolgt. Er wußte nicht, war er aus Liebe
gekommen, oder hatte nur Klaras heißes Verlangen ihn hergebracht?

Langfam schritt er durch den weichen, warmen Maiabend dem Westen
zu. Er fah und hörte nichts von dem, trotz der späten Stunde, noch
immer lebendigen Großstadttreiben, das er in seiner Miinchener Verban-
nung so sehr entbehrt und vermißt, nach dem ihn so oft verlangt hatte.
Auch Klaras Bild war für den Augenblick verblaßt.

Dicht vor ihm, deutlich sichtbar, schritt seine Frau Kiit Fritzl an der
Hand. Das blasse Mondlicht fiel fahl auf ihr reiches, lichtblondes Haar,
ihre zarte, mädchenhafte Gestalt, Immer weiter schritten sie aus, ohne
nach ihm umzusehen, immer größer wurde die Entfernung zwischen ihnen,
bis eine tiefe schwarze Kluft zwifcheU ihnen gähnte, über die kein Weg
hinüberführte.

Mar feufzte geängstigt auf. HolluciNationen! Wahnbilder! War
er schon fo weit gekommen!

Er blieb einen Augenblick stehen. Ein leichter Schwindel hatte ihn
angewandelt.

Dann fuhr er rasch mit der Hand über Stirn und Augen und schritt
schneller und energischer vorwärts.

Noch ein Stückchen Leipzigerstraße, dann hatte er in kaum zehn
Minuten sein Hotel erreicht.

Auf diefem letzten Teil des Weges entschloß er sich, seine Zeit in
Berlin auf die denkbar kürzeste Spanne zu bemessen und den Besteller
der märkischen Landschaft auf den Herbst zu vertrösten. Weder Klara
Möbius noch seine Eltern dursten von diesem Auftrag überhaupt er-
fahren.

(ForMung!°I«t.>

Ludwig Ganghofer.

von

August Iriedrich Krause.

— Vreslau, —

Is im Dezember des Jahres 1889 Ludwig Auzcngruber, der Meister des österreichischen Volksstückes und der österreichischen Dorfgeschichte, gestorben war, beauftragte der Vor» stand des Wiener Journalisten» und Schriftstellcrvereins „Eoncordia" einen damals schon steigenden Ruhmes und großer Beliebtheit sich erfreuenden, begeisterten Schüler des Heimgegangenen, ihm die letzten Worte verehrender Liebe über das Grab hinaus nachzurufen. Es war dies Ludwig Gaughofer, der Dichter des erfolgreichen bayrischen Voltsstückes: „Der Herrgottschnitzer von Ammergau", das im Anfang der achtziger Jahre über alle deutschen Bühnen gegangen war. Es mutet eigenartig an, das Leben und Schaffen dieser beiden Volksdichter mit dem gleichen Vornamen und dem so überaus ungleichen Wesen vergleichend zu betrachten, dem Kontrast nachzusinnen, der sich in ihrem Lebensschicksal und ihrer Kunst offenbart und der letzten Endes auch ihre Bedeutung bestimmt.

Der Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld" hat niemals nötig gehabt, sich über allzuviel Glück zu betlagen. Wie ein grauer Novcmbertag war sein Leben, und wenn die Sonne ja einmal durchbrach, hatte sie müden, melancholischen Glanz. Das Schicksal hat ihn arg umhergeworfcn: von den elenden Bühnen wandernder „Schmieren" ins Polizeibureau, aus dem Polizribureau in das kahle, von Tabakdamftf erfüllte Arbeitszimmer des dramatischen Dichters, dem der verdiente Erfolg des ersten Stückes, des „Pfarrers von Kirchfeld", mehr verheißen, als die Zukunft gehalten hat. Seine besten Dichtungen sah er nach wenigen

Aufführungen von der Bühne verschwinden, und er mutzte rastlos arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Man hat nicht gesäumt, Ehre und Taut als nimmerweitende Lorbeerkränze auf seinem Grabe zu häufen, aber dem Lebenden hatten kleinliche Nörgelsucht, Unverstand und Bosheit das Leben verbittert, daß er sich bis zu seinen« allzu frühen Tode zum Witzemacher eines Karitaturenblattes erniedrigen mutzte. Bitternisse und das Leid schmerzlicher Erfahrungen wirkten in ihm die schwere Erkenntnis, der er in den Worten Ausdruck gab: „Mit der Qual eines andern Wesens beginnt eines jeden Dasein, und dann geht es so weiter mit dem Quälen oder Gequältwerden, wie sich'S eben trifft. Wer mehr Qual bereitet als erleidet, den nennt man glücklich, und wem es seine Mittel erlauben, das erstere in grotzem Matzstabe zu tun, der hcitzt wohl auch groß." Und dagegen halte man eine Stelle aus einem Briefe Ganghofeis an einen seiner Freunde- „Meine fünfzig Jahre waren reich an Jauchzen und Lachen!" (Vergl, Vincenz Chin-vacci: Ludwig Ganghofer. Ein Bild seines Lebens und Schaffens.)
Es liegt eine Welt zwischen diesen beiden Worten nnd dem Leben und der Kunst derer, die sie schrieben. Der Meister betrachtete sich als „Priester eines Kultus, der nur eine Göttin hat: die Wahrheit", (Vor-rede zu Torfgänge II.), der Jünger aber dient in allem seinem Schaffen bewußt und froh der Lebensfreude. Im Vorwort zu den kürzlich er> schienen«! „Gesammelten Schriften" sagt er: datz er, nachdem er sich seiner Aufgabe bewußt geworden, kein Buch mehr geschrieben habe, in dein er nicht „bcwutzt und mit Absicht die Faust erhob gegen ein Qualgcspenst unseres schönen Lebens." Und am Schlüsse dieses selben Vorworts heitzt es: „Wenn es mir in zwanzig Jahren gelungen ist, auch nnr einem einzigen Menschen die Stratze zu weisen, auf der ihm das Leben freier, leichter und Heller wurde — dann will ich meiner Arbeit froh sein!"
Ein Priester der Lebensfreude, wie die Lebensfreude selbst, so sieht Ludwig Ganghofer vor uns, und wenn wir sein Schaffen recht und gerecht würdigen wollen, müssen wir es unte» dem Gesichtswinkel seines Lebensglaubens betrachten, eines Lebensglaubens, den gütige Feen ilnn mit einem sonnigen Gemüt und einem frohen, leichten Sinn in die Wiege gelegt, den sorgende Elternliebe und das Leben in Milde und Güte großgezogen, den klare Erkenntnis und bewußter Wille befestigt haben.
Es wird uns von dem Fünfzigjährigen erzählt, daß er ein Vild männlicher Kraft und fester Gesundheit sei und daß jeder, der diesen Großvater sehe, ihm kaum „einen Dreißiger zubilligen" würde, so jung hat sein Glauben an das Leben und sein Talent zur Lebensfreude

ihn erhalte», und Chicwacci schildert ihn folgendermaßen: „Gang»
hofers äußere Erscheinung ist der blühende Typus des blonden Germanen. Seine Gestalt ist groß und schirmt. Sein schöngeformter
Kopf mit den blitzenden blauen Augen, der kräftig geschnittenen Nase
und dem blonden Barte, die hohe Stirn von gelocktem Blondhaar umrahmt, zeigt das Musterbild der bajnvarischen Edelrasse." So sehen
die Sieger des Lebens aus, und wie ein Sieger ist auch Ludwig
Gcmghofer bisher dnrch das Leben geschritten. Alles, was ein Dasein
reich und froh machen tann, hat ein freundliches Schicksal ihm in die
Hände gelegt i Freuudesliebe, Weibcsliebe, Kindesliebe. Wohin er
kommt, schafft sein sonniges Gcmiit, sein leichter, heiterer Sinn eine
Atmosphäre sonnigen Frohsinns, in der ein freieres und leichteres
Atmen ist, und aller Herzen fliegen ihm zu. Er ist eine jener Froh»
nnturen, die auf der Sonnenseite des Lebens wandern, und denen alle
Bürde Rosenlast wird, weil der Glaube an die Unsterblichkeit des Frühlings und der Freude ihnen eingeboren ist. Wie keinem Sterblichen
ward auch ihm nicht des Lebens ungemischte Freude zuteil, auch ihm
hat es Schmerzen und Enttäuschungen, Qual und Bitterkeit, Schatte,,
und Trauer gebracht. Aber wie weicher Haarflaum hat sein frohes Gemüt, wie harte, harzige Knospenschalen hat sein gläubiger, aufrechter
Mut sich um den Kern und innersten Nerv seines Lebens gelegt, daß
Regenschauer und Nachtfröste des Lebens nicht zu ihm hindurchdringen
konnten. Und sein Lcbensglaube hat ihn gelehrt, alles, auch das
Schwerste, in ein Glück oder einen Gewinn zu verwandeln. Darum
darf er bekennen: „Das will nicht sagen, daß mein Leben ohne Schatten
war, ohne Qual, ohne Bitterkeit und Traner. Das alles bat nach mir
gegriffen, wie es nach jedem atmenden Geschöpfe greift. Aber weil ich
das mit andern Augen ansah, als es die Menschen gemeinhin zu betrachten Pflegen, bekam alle Härte für mich ein milderes Gesicht. Und
es blieb meinem Leben immer ein Licht, das mich wärmte, eine Farbe,
die meinem Auge wohltat, ein schöner Klang, der mich träumen ließ,
ein gutes Buch, das mich begeisterte und erhob, eine Schönheit, die mich
in Andacht stannen machte. Und wie der Glaube an die Herrlichkeit
alles Ewigen, so fest wurde in mir der Glaube an den Wert des Vergänglichen, das Vertrauen zu den Menschen. Täuschte mich eine Erwartung, so maß ich die Schuld nur mir allein zu und suchte zu begreifen, was ich mißverstanden hatte. Tns verwandelte mir jeden Verlust in einen Gewinn," So überwand er den Tod der heißgeliebten
Eltern, so gewann er aus dem herben Schmerz über den Verlust eines
lieben Kindes sein wärmstes und menschlich schönstes Buch, den „Klosterjäger", in dem das wundersame Bekenntnis sich findet, das der Dichter
sich aus den dunkelsten Tagen seines Lebens als tiefste Weisbeit gerettet
hat: „daß wir nicht leben tonnen, wenn wir die 3onne nicht suchen,

und daß uns zun, Leben so nötig, wie Lust und Brot, noch ein drittes ist: das helle Sehen I",
Dieses „helle Sehen" ist dem Dichter als köstliches Erbteil von seiner Mutter überkommen. Diese treffliche Frau, die Tochter eines Architekten und Mathematik-Professors an der Forstschule zu Aschafsen-burg, dem Ludwig I. von Bayern einst den Vau des Pompejanums zu Aschaffenburg übertrug, wird uns als eine starke, willenskräftige Natur mit vielseitiger Begabung geschildert: „Ihre jugendliche Anmut, ihr keck zugreifendes Naturell, die überfchäumcndc Heiterkeit ihres Wesen?, sowie ihre glänzende Erzählungsgabe wiesen ihr bald eine führende Rolle in der Gesellschaft zu, die im Hause ihres Vaters verkehrte. . . . Sie hatte schauspielerisches und musikalisches Temperament und war von einer leidenschaftlichen Liebe zur Natur beseelt. Unter allen deutschen Dichtern, die sie las, war Goethe ihr Liebling. Er blieb ilir Führer und Leitstern durchs ganze Leben." (Chiavacci: „Ludwig Gang-hofer.") Im „Hohen Schein" hat der Sohn die Erinnerung an sie und den Vater pietätvoll festgehalten, und was der alte Forstmeister Ehren» reich von seiner Frau erzählt, das gilt ihr: „Was nur immer lebte, Mensch, Tier, Blume . . . das war ihr alles ein Einziges. Wie, sie die Natur erfaßte und fühlte! Eine Knospe, ein Blatt, eine Mücke, ein Sonnenstrahl, ein Regentropfen . . . alles für sie ein tiefes, herrliches Geheimnis, ewig verschleiert und dennoch klar! ‚Ach, Hänsgen, wie schön I" Das war ihr Wort am Morgen und am Abend. Und vom ersten Licht bis zum letzten unermüdlich, immer bei der Arbeit in Haus und Garten. Und dennoch hatte sie immer Zeit für ei»e Freude, für gute Musik, für ein wertvolles Buch. Und ihr Gott! Was sie sich dachte unter Gott, das Hab' ich eigentlich nie von ihr erfahren. Da-war in ihrer Seele, wie die Keuschheit in einer Frau ist, die sich nie° mals ganz enthüllt, anch nicht in der schenkenden Stunde ihrer zärt> lichsten Liebe. Gott . . . das war für sie das Unsagbare, das über allem ist und in allem. Religiöser Formelkram, das gab's nicht für sie. Und doch war sie fromm und gläubig, war überzeugt von einem wirkenden Zusammenhang zwischen Gott und Leben. Und wenn sie am Abend im Garten saß, mit den abgearbeiteten Händen im Schoß, und so still hinaufschautc zum Hohen Schein in seiner Glut, dann Hab' ich immer gewußt: sie betet. Das ist wie ein eiserner.Glanbe in ihr gewesen: alles Gute an unserm Leben hat sie von Gott erbetet, und jeden Kummer, der uns nahe kam, hat sie durch ihr Gebet erträglich gemacht." .

Diese Mutter mußte einen starken Einfluß auf den lebhafte!' Knaben ausüben, in dem ein Gemisch von kindlichem Übermut, über-sprudelnder Fröhlichkeit und träumerischem Sichversenken war. Gang-hofer stammt ans einem altbayrischen Geschlecht von Forstleuten, fein

Vater war Forstamtsaktuar in Kaufbeuern und wurde vier
Jahre nach der Geburt seines Ältesten (Ludwig Gaughofer ist
am 7. Juli 1853 geboren) Oberförster in Welden bei Augsburg.
Hier verlebte der Dichter die schönste» Jahre seiner Jugend, die ihn in
innigste- Verbindung mit der Natur brachten. Das Forsthaus stand
inmitten eines herrlichen, großen Gartens, in dem der Knabe seine
munteren Spiele trieb, wenn er nicht, die Fleischtöpfe des Eltern-
hauses verschmähend, bei den Krautschüsseln der Nachbarn saß oder
den Handwerkern des Dorfes bei ihren Verrichtungen zusah. Die
Abende im Garten versetzten ihn in träumerische Märchenstiminung.
„Die Mutter verstand es in seltener Weise ihm den Born der Volts-
Poesie zu erschließen. Unerschöpflich sprudelte aus ihrem reichen Ge-
müt der unversiegbare Quell des ,Fabuliercns>. Die Muttersprache
mit ihrem reichen Füllhorn von Sprichwörtern, Bildern und Wahr-
worten, die nur der Begnadete aus der tausendjährigen Voltsseele
zu warmem Leben erwecken kann, senkte sich da vom Munde der
Mutter in die Seele des Kindes und blieb ein dauernder Besitzstand
seines Gemüts." Die Natur hat in lauten und leisen Worten ihre
Geheimnisse dem Knaben vorgeplaudert, und was sie mit ihren seltsam
tiefen Lauten, in ihrer fremden Sprache ihm zuraunte, hat er mit
seinem allem Lebendigen offenen Gemüt gar Wohl erfaßt. „Ter nahe
Wald," so bekennt er, „war die Heimat meiner ersten Träume, das
grüne Ziel meiner ersten Schritte, der kräftige Nährboden meiner
erwachenden Gedanken. Die Geheimnisse und Offenheiten seines
Lebens, das immer zerfällt und sich immer neu erhebt, gaben mir,
von Kindheit an, die Maßstäbe für die Schätzung unserer menschlichen
Lebenswerte. Im Rauschen und Schweigen des Waldes formte ich
meine Glaubenssätze."

Dieser Glaube ist aber kein trnuniseliger, lebensfremder Pantheis-
mus, er ist mit hellen Augen erschaut, in klarer Erkenntnis geformt,
und wird mit tatfreudigem Willen in Leben umgesetzt. Alles Leben,
so weiß der Dichter, ist ewiger Kampf, ein Aufblühen und Erlöschen.
Freude und Schmerz sind natürlich und notwendig. Und nichts ist
häßlich, alles ist wichtig im Gefüge der Natur, das für die Menschen
Häßliche und das Angenehme, Schön ist die Kraft und schön ist das
Schwache, schön das Gesunde und schön das Leiden, schön das heiße,
schreitende Leben und schön das kühle. Versinken in die Ruhe. Das
Sandkorn ist so schön wie der ragende Berg, der Strohhalm so be°
dcutungsvoll wie der Palinenbaum, schön ist das Geben und schön das
Empfangen. „Denn alles ist ein Gleiches, alles ein Wille oder eine
Farbe der Natur und alles ein Unentbehrliches." Wie dem Vater
des Veverl im „Edelweißkönig" ist ihm alles gut und nichts böse
oder widersächlich oder störend, was in Natur und Leben sich vollzieht.

Das wenige Vöse, das cr anerkennen mutz, erscheint ihm als ein Wechsel, als ei» Übergang vom Outen zum Bessern, wie der Winter auch ein Übergang vom Herbsl zum Frühling ist. „Feindliche Mächte — mögt ihr sie Zufall, Unglück, Tod, Verderben, Haß, menschliche Torheit, Teufel oder Gespenster nennen — feindliche Mächte haben nicht Raum im heiligen Zaubcrkreise der Natur und des Lebens. Denn das alles ist ein anderes, als ihr es nennt. Alles, was geschieht, ist Ursache für neues und schönes Werde», jede Nacht ein Sprung in den Morgen, jede Regung in Leben und Natur ist schöpferische Kraft."

Natur und Leben sind ihm das Alpha und Omega seines Glaubens; alles steht in ihrem Dienst, und alles Menschentum muß sich in ihren Tienst stellen, wenn es lebendigen Wert haben soll. „An sich ist alle Wissenschaft wertlos . . . sie gewinnt erst Wert, wenn sie eine Nr-Ziehung auf das Leben findet, unser Tasein reicher und reinlicher macht. Tas Zahnpulver und die Seife sind Erfindungen, die wir höher einschätzen müssen als den Luftballon und das Fernrohr. Für das Leben soll die Wissenschaft sorgen. Ten Himmel soll sie in Ruhe lassen. Tenn wo das Greifen aufhört, hilft kein Verstand mehr weiter, nur das Herz. Tic Erkenntnis Gottes und seiner fernsten Rätsel wird in einem Menschen um so tiefer sein, se stärker in ihm die Freude ist, mit der er an seinem Leben hängt. Wenn ich den Wert meines Lebens klar erkenne, habe ich ein Stück Welt erkannt, und wenn ich Ordnung und frohe Schönheit in mein kleines Tasein bringe, wird mir die ganze Welt zu einem schönen Bild der Ordnung . . . Wir wissen nicht, wober wir kommen, nnd wissen nicht, wohin wir gehen. Aber was wir zwischen Windel und Grab auf unserm Flecklein Erde finden, ist so reich und schön, daß wir zufrieden sein können. Treu ans Leben glauben, das ist von aller Wissenschaft die klügste, von aller Religion die verläßlichste. Nach Kräften sein Tasein froh erfüllen, das heißt dem Willen des Schöpfers gehorchen . . . uud von allem Gottesdienst der frömmste ist ein heiteres Lachen an einem schönen Tag." („Der Hohe Schein." E. 294, 295.)

Es wird mancher — dessen war Ganghofer sich auch bewußt, als er diese Worte schrieb — mißbilligend den Kopf schütteln über diese ketzerischen Zweifel am Werte der Wissenschaft, und es darf nicht verschwiegen werde», daß der Tichter in seinen, Zorn über die Selbst-Überheblichkeit und die Unfrnchtuarieit dessen, was heute manchmal als Wissenschaft ausgegeben wird und Schade» stiftet, den starten und tiefen Sehnfuchtszug verkennt, der in dem Suchen und Forschen des menschliche» Geiste? zum Anodrnck kommt. Ter Glaube allein macht auch nicht selig ^ wenigstens nicht jeden — ebensowenig wie Wissen allein. Wahr ist- wo nnser Wissen uns verläßt, reicht der Glaube,

der im Gefühl wurzelt, inis die Hand. Das Gefühl eilt unserer Er»
kenntniskraft und unserm Wissen voraus und entriegelt uns Pforten,
an denen der Verstand sich den Kopf einstößt. Doch unsere Erkenntnis-
traft mutz unserm Glauben nachstreben, datz klar werde, was heute
noch dunkel ist. Das ist der Zweck aller wahren Wissenschaft.
Grotz und stark und echt ist der Lebensglaube Ganghofers, daran
wird niemand zweifeln, der sein Leben und Wirken kennt, und wir
müssen uns in unserer innerlich zerrissenen und darum leicht zum
Pessimismus neigenden Zeit freuen, iu ihm einen eifrigen und fröh°
lich begeisterten Vertündcr der Lebensfreude zu besitzen. Man kann
seine Weltanschauung die Religion eines Glücklichen nennen, denn
Ganghofer ist ein Schoßkind des Glückes, dein Segen aus allem sprießt,
was ihm begegnet: aber man wird auch nicht übersehen dürfen, daß sie
stark und echt genug war, ihn zu trösten und zu erhebeu, als sein
Haupt die Schatten des Schmerzes umdunkeltcn. Vielleicht würde
seine Mahnung zur Lebensfrende tiefer nnd erlösender wirken, wenn
sie ans dem Munde eines Vcrkündigers käme, der nicht nur alle Höhen
der Lust, sondern auch alle grausamsten Tiefen des Leides durchmessen
und schwerer am Leben getragen hätte, als alle, an die er sie richtet.
Doch wer will so roh und einsichtslos sei», einem Glücklichen sein
Glück vorzuwerfen? Und niemand soll vergessen, daß diese Religion
der Lebensgläubigkeit wertvoller ist als aller unfruchtbare Pessimis-
mus nnd jene romantische Überknltur des Gefühls, die den Tchmerz
zur Wollust und zur Süße des Lebens macht. Sie weiß Glück zu
schaffen und lebendige Tat zu zeugen. Die Tat aber erlöst. Goethe
sagt: „Der Zweck des Lebens ist das Lehen selbst."
Es war notwendig, Ganghofers Art, Welt und Leben anzuschauen,
so eingehend darzustellen und möglichst in seinen eigenen Worten kennen
zu lernen, weil gerade bei ihm alle Vorzüge nnd Mängel 'einer >lnnst
abhängig sind von seiner Weltanschauung, die im Grnnde wieder nichts
anderes ist als sein sanguinisches Temperament. Auch Ganghofers
Kunst ist, wenn wir anf sie die Zolasche Definition anwenden dürfen,
ein Stück Natur, gesehen durch sein Temperament, nnd darum ist sie
echt.') Ter Naturausschnitt, den er in den meisten seiner Romane,

*) Von Ludwia Ganahofcr sind erschienen: I.Romane: „Die Martiustlanse."
Roman aus dem 12. Iahrh. „Tos Wortes lehen." Roman ans dem 13. Iahrh.
„Der Klostcrjäaei." Roman ans dem 14. Iahrh. „Tas neue Wesen." Roman
aus dem 16. Iahrh. „Der Mann im 2alz." Roman aus dem Anfana de? 17. Iahrh.

Novellen und Trumen betrachtet, ist die eigenartige, große Welt seiner oberbayrischen Berge mit den trafwollen, einfachen und natürlichen Menschen, die auf ihnen wachsen. Nicht völlig, aber doch auch nicht in letzter Linie wird der große Erfolg seiner Bücher dadurch bestimmt, daß seine Liebe sich gerade diesen, Naturausschnitt zugewandt hat, der den breiten Massen des Publikums durch andere, nicht zuletzt durch Ncfreggcr lieb gemacht worden war. Dazu kommt noch, daß die große Kulturmüdigkeit des ausgehenden Jahrhunderts in den Herzen der Menschen eine heiniliche, starte Zehnsucht nach Kraft und Frische, Einfachheit und Natürlichkeit, nach primitivem Fühlen und Denken geweckt hat. Und dies alles, was man, müde alles Raffinements und aller Überfeinerung der Kultur, suchte, findet man in Ganghofeis Büchern.

Wie seine leidenschaftliche Liebe zur Natur seine Weltanschauung, so hat sie auch seine Kunst geboren. Wie jeder, hat auch Ganghofer anfänglich umhergetastet, ehe er sich dichterisch entdeckte und ihm bewußt wurde, auf welchem Gebiete sein Können lag! er hat Lustspiele in fünffüßigen Jamben verbrochen, wie andere Tragödien im gleichen Versmaß schrieben, und hat am, Schraubstock und auf der Schulbank das Übermaß seiner lyrischen Empfindungen in einer Unzahl von Liedern hervorgesprudelt, die er gesichtet in einem Lyritbande „Vom Stamme Asra", seinem ersten Buche, herausgegeben hat. Bis er, angeregt durch das Gastspiel einer oberbayrischen Dialetttruppc vom Münchener Gärtncrtheater in Berlin und eines ihrer Mitglieder, Hans Ncuert, sich zum oberbayrischen Volksstück durchfand und „aus Reminiszenzen an die im Torfe verlebte Kindheit, an eine Geschichte, die dort ge» schehen war, und an Menschen, die dort gelebt hatten", den „Herrgottschnitzer von Ammergau" schrieb, der ihn, als das Ensemble des Gärtnertheaters das Stück nach Wien brachte, über Nacht zum berühmten

„Ter laufende Vera", „Ter Dorfapostel", „Edelweihkönig", „Ter Unfricd", Hochlands- und Dorfromcnie. „Der Hohe Schein", „SchloK Hubertus", .Die Bacchantin", „Tic Sünde» der Väter", „Das Schweinen im Walde".— ^. Novellen und kleinere beschichten: „ttewitter im Mai", „Nacchele Scarpa", „Tarantella", „Ter Besondere", „Ter Herraottschnilzer von Ammeraan" „Der Iäaer von Fall", „Ans Heimat und Fremde", „Almer nnd Iäaerleut'", „Bcraliift", „Oberland", „Die Iäaer", „Taniian Zaaa". — 3.Mttrchen nnd Ta>vu: „Es war einmal..." Moderne Märchen. „Die Fackeljnnafrau". Berasage.— 4. Tramen: „Ter Herraottschniker von ammeraan", „Ter Geiaenmacher von Mittenwald", „Ter Prozeßhnnsl", „Ter zweite Schatz", Volksschampiele. „Die Falle." Lustspiel. „Die Hochzeit von Valeni." Schauspiel. „Meerlcnchten." Zckmnspiel. „Der heiüne Rat." Leidliches Drama. — 5>. Lnrir: „Bunte Zeit", „Heimkehr". — Mit Ausnahme des Nomanes:' „Tas Schweinen im Walde", der bei G. Orote in Berlin erschien, sind alle Bücher Ganalwfers bei Adolf Nonz K Comp, in Stnttaart vcrleat.

Dichter machte. Seitdem ist er seinem Stoffgebiet meist treu geblieben, und wenn er in den ersten Jahren sich einmal auf das unfruchtbare Pflaster und in den Lärm der Großstadt („Die Sünden der Väter"), auf das spiegelglatte Parkett der Salons und in die parfümierte Luft der Boudoirs („Die Bacchantin"), nach Italien („Tarantella") oder gar nach Konstantinopel („Racchele Scarpa"), das er nie gesehen hat, verirrte, so kam in seine Darstellung etwas Gemachtes und Künstliches, etwas Unechtes und Erklügeltes. Seine wurzelechte Eigenart ist in der freien Luft, im Wald und auf der Heimatscholle gewachsen, sie läßt sich nicht verpflanzen. Aber in seinen Hochlandgeschichten und Torf» romanen darf sie sich ungehindert ausleben. Chiavacci erzählt, dafz Gcmghofer nur vom Spätherbst bis zu den ersten Frühlingstagen in München lebt, sobald die Sonne den Schnee von den Bergen geschmolzen hat, geht er hinauf ins Hochgebirge, nnd auch der Winter wird, wenn, die Sehnsucht nach Bergfreiheit und Höhenfrieden ihn packt, oft genug durch Ausflüge in das Gebirge unterbrochen. Im Gaistale, am Süd-fuße des WettersteingebirgeZ, hat er auf der Tillfußalpe sich ein Jagd-haus erbaut, nnd hier lebt er den ganzen Sommer über mit seiner Familie. Das Hochgebirge ist sein Jungbrunnen und der frische Quell, aus dein er sich immer aufs neue wieder dichterische Kraft gewinnt. Fast alle nach 1897 erschienenen Werte Ganghofers sind inmitten des Friedens und der wunderbaren Größe dieser Vergwelt ersonnen und niedergeschrieben. Darum weht es uns ans den besten seiner Bücher wie Firnenwind entgegen, wir meinen Wälderrauschen und Quellen-klingen zu vernehmen, und unsere Seele wird in ihrem Banne froh und frisch.

Wenn wir uns Ganghofers Weltanschauung, wie ich sie im ersten Teile dieses Aufsatzes dargestellt habe, vor Augen führen, so werden wir finden, daß neben seinem unversieglichen Frohsinn nnd Lebensmut etwas Schlichtes und Einfaches aus seiner ganzen Art zu uns spricht, und dieses Primitive der seelischen Erscheinung finden wir auch in den Helden und Heldinnen seiner Dorfromane wieder. Ihr-Seelen-leben ist das denkbar einfachste, und beschränkt sich auf die einfachsten Grundtriebe der menschlichen Psyche: Liebe, Haß, Leichtsinn, Trägheit, Eifersucht, Neid, Bosheit, Sinnlichkeit, Mitleid, Nächstenliebe, Selbst-sucht. Ganghofcr stellt in seinen Menschen meist „nur immer den Ver-treter eines dieser Triebe dar. Indem er sie aber gegeneinander aus-spielt, gewinnt er mit der äußeren Handlung zugleich ein klares nnd einfaches Seelengemälde von dramatischer Wirkung. Seine Romane mögen, wie: „Der Hohe Schein", „Schloß Hubertus", „Die Martins-klause", noch so umfangreich, der Episoden, der einzelnen, nebenein-andcrlaufenden Handlungen mögen noch so viele, ihre Fäden noch so verschlungen sein, man verliert nie die Übersicht und gewinnt immer

den Eindruck des Einfachen und Klaren. Wohl ist's ein Nachteil, daß sich infolge dieser einfachen Psychologie die typischen Begebenheiten in den einzelnen Werten oft wiederholen; da aber das technische Geschick des Dichters sie immer wieder in anderer und immer in eigenartiger Weise miteinander zu verknüpfen weiß, so kommt selten im, Leser das Gefühl des Überdrusses auf. Auch weiß er sie oft in anderer Beleuchtung zu zeigen oder ihnen tiefere Bedeutung zu geben, indem er sie mit Naturereignissen kontrastiert oder in Parallele setzt. In dem Torfroman: „Ter laufende Berg", Ganghofers hohem Lied vom Segen' der Arbeit, bringt ein langsamer Bergrutsch dem Häuslein des alten Zimmerer droben am Berghang große Gefahr, nicht aber dem großen Bauernhofe des reichen Purtscheller, der „gesunden Felsboden und dicke Mauern" hat und von dem sein Besitzer prahlt: „Mein Hans steht fest!" Treue, nimmermüde Arbeit der schlichten^ frommen Meinhäuslerfamilie aber rettet das kleine Anwesen, indessen der reiche Purtscheller durch seinen Leichtsinn, seine Großmanns- und seine Verschwendungssucht sich und leine Familie zugrunde richtet.

Die Vorgänge dieses neben dem „Dorfapostel" innerlichsten und ergreifendsten aller Ganghoferschen Bücher üben darum eine so starke innerliche Wirkung aus, weil sie so ganz einfach nnd natürlich sind, fo ungezwungen sich ans der menschlichen Nntnr ergebe». Nicht alle Werke Ganghofers besitzen diesen Vorzug. Oft haben seine Kombinationen etwas Gemachtes und Erzwungenes, er bemüht den Zufall in ausgiebigster Weise, daß man mit dem Gori im „Unfried" seufzen möchte: „Ter Herrgott sucht sich manchmal gspnssige Helfer aus." Es kommt dadurch allzuviel Gekünsteltes in seine Romane, das seine oft so prächtig natnrecht gestalteten Menschen zu unlebendigen Figuren eines Puppentheaters degradiert, die von des Dichters Hand nach Willkür hin und her geschoben werden.

Dieser Mangel der Ganghoferschen Dichtungen, der mehr oder weniger den meisten von ihnen anhaftet, wird noch stärker fühlbar, wenn man ihn mit einem andern Torfgeschichtendichter, mit Roscgger vergleicht. Ich habe schon einmal an anderer Stelle in dieser Zeitschrift darauf hingewiesen, daß der steirische Waldbauernbuu mit den sonnigen, manchmal schalkhaft blitzenden, manchmal melancholisch verträumten Augen ein Nnturdichter ist . . . nicht weil er Natur gestaltet, das tun Ganghofer, Zahn u. a. auch, sondern weil er selbst ein Stück Natur ist: manchmal neckisch, manchmal ranh und trotzig, lieblich und wild zugleich und meist zuchtlos und ungebändigt. Und wa5 er uns auch vorplaudern oder erzählen mag, es bleibt immer Natur. Natur sind seine Menschen, und ganz natürlich sind in den besten seiner Werke ihre Schicksale, da ist nichts Erkünsteltes und nichts Zufälliges, alles ist innerlich bedingt, wie ja auch die Natur kein Zufälliges kennt.

Anders liegt die Sache bei Ganghofer: Das Temperament, durch das
seine Kunstwerte gesehen sind, verändert das Stück Natur, das in ihnen
dargestellt ist. Mit andern Worten gesagt: Ganghofer setzt die Natur
in Kunst um, er stilisiert. Tarum finden wir nnter seinen Menschen
bei weitem nicht soviel urwüchsige Gestalten, wie bei Roseggcr, am
ehesten noch in seinen letzten beiden Novellenbüchern: „Tie Jäger" und
„Tamian Zagg". Tie Skizzen aber, die in diesen beiden Büchern ent»
halten sind, nennt der Nichter selbst „absichtslose Studien, treu nach
dem Leben gestrichelt", und „ohne Beigabe, ohne Zuschnitt und Zu»
gcständnis". Nur das objektiv Gesehene wollte er schildern, „als einen
Beitrag zum Verständnis des Volkes und aller absonderlichen Züge
seines Lebcnsgesichtes" . . . „zum Verständnis der seltsamen Linien,
mit denen die Natnr bei der Bildung des Volkes die Köpfe und Herzen
zeichnet, und zur Entwirrung des abstrusen Fadcnschlages, mit dem
sie so häufig das simple Lebensgewcbe des Torfes durchschießt." Es
ist überaus interessant und dienlich zugleich für das Verständnis Gang»
hoferscher Kunst, diese absonderlichen Konterfeis einer Anzahl von
Verufssägern, mit denen der Dichter seit dreißig Jahren bei Aus-
übung des licbgewordenen Weidwerkes im Hochgebirge zusammen-
gekommen ist, mit den reinen Phantasiegestaltcn in seinen Dichtungen,
etwa mit dem Klostcrjäger, mit Franzi und Schipper in: „Schloß
Hubertus", dem Gidi im „Edclweißkönig" zn vergleichen. Dieser
Damian Zagg, dieser Egidius Trumpf, der Machtnir nnd der Perma-
nederhansl nnd wie sie alle heißen, sind echte Natur, ohne „Zuschnitt
und Zugeständnis", sind Naturmenschen, die, wie auch das derbe Volk
zu sagen pflegt: „'s Wülde ini Gsicht" haben. Ihnen gegenüber er»
scheinen alle Bauerngestalten der Nomane hergerichtet, als hätte der
Dichter sie in ihre Sonntagssacken gesteckt, schön frisiert und gut zurecht-
gestutzt, damit sie recht präscntabel seien, und gibt ihnen auch wohl
etwas mehr Sentimentalität mit, als in Wirklichkeit ihnen eigen zn
sein Pflegt.

Wohlfrisicrt und zurechtgestutzt, das sind viele seiner Gestalten
wirklich. Ganghofer hat sie aber nicht etwa der besseren Wirkung
wegen etwas herausgeputzt und ihnen dieses oder jenes Tugend-
mäntelchen umgehängt. EinMal ist es Wohl sein rosenroter, lebens-
froher Optimismus, der sie ihm in besserem Lichte zeigt, znni andern
aber ist auch ein bißchen Absicht dabei. Ganghofer ist Volksschrift-
steller von Natur aus, aus Neigung und bewußt: er will durch seine
Kunst belehren, ermahnen, erziehen, frohe Wege weisen zu Glück und
furchtloser Lebensfreude. Da braucht er Vorbilder, denen seine Leser
nachstreben können, er braucht eine gewisse erhöhte Wirklichkeit, die
sich in .Sonntagsgcwänder kleidet und vom Idealen einen leisen
Schimmer geborgt hat. Er gesteht dies selbst in seiner Vorrede zu den

„Gesammelten Schriften": da heißt es: „Von den tausend Menschen, die ich schilderte, habe ich die einen so geschildert, wie sie sind, die ander«, aber so, wie sie sein könnten, wenn sie nur wollten. Warum sollte man diesen Willen nicht wecken und durch die Mittel und Farben der Kunst erziehen dürfen?"

Es ist freilich ein eigen und nicht immer ganz ungefährlich Ding uni dieses Herrichten und Zurechtstutzen der Menschen und ihrer Schicksale; meist macht man damit den Anfang zur Tendenzdichtung, die alles, Gestalten und Geschehnisse, unter einem ganz bestimmten und immer eigensinnig festgehaltenen Gesichtswinkel sieht, das; sie auch dem Leser stets nur eine Seite zeigen. Sie bekommen dadurch etwas Untorpcrliches und Flaches. Wir können auch an manchen Ganghofe» schen Gestalten (meist an seinen Bösewichten) diese Beobachtung machen. Sie fallen um so mehr auf, als neben sie oft die vollsaftigsten und plastischsten Gestalten gerückt sind, die der Dichter überhaupt ge» schaffen hat.

Dieses Bestreben größtmöglichster Vereinfachung der seelischen Erscheinung der Menschen zeigt sich auch von Einfluß auf den geistigen Gehalt der Ganghoferschen Kunst. Die Abneigung des Dichters gegen alle spekulative Wissenschaft, die wir schon im ersten Teil dieser Arbeit kennen gelernt haben, läßt sich ja wohl erklären aus seiner Welt» und Lebensauffassung, hängt aber doch nicht so organisch mit ihr zusammen, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Sie entspringt, will mir scheinen, einer einseitigen und darum unrichtigen Auffassung vom Leben. Leben, das ist doch nicht bloß das äußere Geschehen, das von unfern Sinnen wahrgenommen werden kann, es äußert sich doch nicht bloß im Reden und Handeln der Menschen und in den Erscheinungen der Natur. Leben ist doch auch etwas, das in uns ist, unser Denken und Fühlen bestimmt, unserm Erfassen der Lebenserscheinungen außer uns Farbe, bei manchen Menschen sogar täglich wechselnde Farbe gibt: es ist nicht bloß das, was über, es ist auch das, was unter der Be« wußtseinsschwelle in unserer Seele sich regt: es sind die wechselnden Beziehungen des Bewußten und Unbewußten, die sich nicht immer auf eine einfache Formel bringen lassen. Und dieses innerlichste, heimlichste, für jeden aber wirklichste Leben wird nicht immer, bei verschlossenen Menschen sogar selten, Ereignis und läßt sich darum niit Augen nicht erspähen, mit den Händen nicht greifen und halten. Es lebt im ilnnstwerk auch mehr unter der Hülle der Erscheinungen, als daß es i n ihnen sich offenbart. Bei Ganghofer erleben wir nun die etwas betrübliche Tatsache, daß der lebcnsgläuuigste und lebens« freudigste Dichter unserer Zeit keine Angen hat für das innerlichste und intimste Leben der Menschen. Proolemgcstaltung und Psychologisch tief dringende Darstellung sind seiner Kunst fremd. Er hat einmal,

im „Hohen Schein", den Wandel einer Weltanschauung darzustellen
versucht und hat mit diesem Rom«! trotz aller Vorzüge, die ihm eigen
sind, eines seiner künstlerisch schwächsten Werke geschaffen.
Ganghofer ist neben Rosegger, dem liebenswürdigen Krieglacher
Waldpoeten, der erfolgreichste Voltsdichter der Gegenwart, Seine Werke
sind in einer stattlichen Zahl von Auflagen verbreitet, und sein Ver»
leger hat im vorigen Jahre dankenswerter Weise die erste Serie seiner
„Gesammelten Schriften" in fünf ansehnlichen Doppelbänden heraus-
gebracht. Sie umfaßt zehn der gelesensten Romane und Erzählungen
des Nichters: „Schloß Hubertus", den „Herrgottschnitzer von Ammer-
gau", die Hochlandgeschichten: „Hochwürdcn Herr Pfarrer" und den
„Jäger von Fall", den „Edelweißkönig", den „Unfried" und den
„Laufenden Berg", sowie die drei ersten Romane der Berchtesgadener
Serie: „Die Martinsklause", das „Gotteslehen" und den „Kloster-
jäger". Ganghofer verdankt feine großen Erfolge neben der Schlicht-
heit und der treuherzigen, warmen Innigkeit, die in seinen Dichtungen
lebt, neben der hellen Lebensfreude, die aus ihnen lacht, vor allem
feiner eminenten Erzählergabe. Er gehört unstreitig zu den größten
Erzählertlllentcn unserer Zeit, nicht nur, weil er in virtuoser Weise
zu komponieren versteht. Es ist eine starke Vorliebe für das Geschehnis
in ihm, eine Vorliebe, die ihn oft zwingt Ereignisse auf Ereignisse zu
häufen, daß dein Leser schier der Atem vergeht. Auch weiß er die
Einzelhandlungen so geschickt ineinander zu verflechten, daß nirgends,
nicht einmal am Ende der Kapitel, die Spannung nachläßt. Diese
Spannung erreicht Ganghofer nicht bloß mit stofflichen Mitteln; er
weiß die Menschen, die er schildert, dem Herzen nahe zu bringen, daß
der Leser mit ihnen lebt, mit ihnen leidet und lacht.

Im November vorigen Jahres hat der deutsche Kaiser Ganghofer
eines bedeutenden Gesprächs gewürdigt, in dem er dem Dichter seine
eigene Welt- und Lebensanschauung auseinander setzte und sich zu dem
gleichen lebensgläubigcn Optimismus bekannte, der in den Büchern
Ganghofers lebt. Gerade dieser Optimismus ist das Wesentliche und
Bedeutungsvolle der Kunst dieses Dichters, nnd wir müssen uns freuen,
in ihm einen begeisterten Propheten der Lebensfreude zu besitzen, der
mit jedem seiner Werke dem Volte immer wieder ins Gedächtnis Prägt:

„Jeder Stunde gut zu sein,
LebensWe froh zu fassen
Und die Blicke wandern lassen
Weit in Lust und Welt hinein!"

.^.

Die Wiedergeburt der russischen Armee.

von

Mttmeister von Mtzleben.

— cLöln. ^

>ie japanische Presse hatte die Nachricht verbreitet, daß wegen der schwebenden, in ihrem weiteren Verlans noch unübersichtlichen Verhandlungen zwischen Japan und Ruh-» land bezüglich der Fischercians prüche auf dem Sungari die russische Re» gierung entschlossen sei, die Mandschurei vorläufig nicht von den Truppen zu räumen, sondern sie vielmehr vollzählig bis zum äußersten Termin, dem 15, April d. I., in ihren Standorten zu belassen. Augenscheinlich ist aber die Presse unrichtig informiert gewesen, denn durch einen Utas vom 22. Januar hat Zar Nikolaus angeordnet, daß schon jetzt die Be- satzungen aus der Mandschurei zurückzuziehen seien, und schon arn 31. Januar ist diesem Befehle die Ausführung gefolgt, indem das 65. In» fanterieregiment als der erste Truppenteil die Heinireise angetreten hat. Gleichzeitig mit der allmählichen Auflösung des russischen Okku» pationsheeres ist nun die wichtige Frage aufgeworfen worden, aus welchen Bestandteilen sich wohl das Trnppenaufgebot zusammensetzen werde, das Nußland für die Zukunft in feinen Gebieten im fernen Osten belassen werde. Aus leicht erklärlichen Gründen sind offizielle Taten darüber bisher nicht verbreitet worden, aber aus guter Quelle vci> lautet doch soviel, daß man sich nicht mit schwachen Kräften begnügen will. Es sollen daher nicht nur die sibirischen Armeekorps, die schon vor dem Kriege in Dstasien standen, dort verbleiben, sondern auch die 5. und 6. sibirischen Korps, die ans den 54. und 61. resp. 55. und 72. Re. serveInfanterie.Tivisionen im Kriege gebildet worden waren, sollen zu der neuen Okkupationsarmee gehören. Und nicht genug damit.

heißt es, daß auch noch die kürzlich formierten beiden Schützenarmee» korps von je 3 Brigaden dem Bestände der Besatzungen des „Fernen Osten" einverleibt werden. Auch auf Friedensfuß wird dieses Heer eine Kopfstück von 160 000 Mann mit 1200 Geschützen erreichen.
Ter Vollständigkeit halber muß bei der Demobilisierung der russischen Vesatzungsarmee schließlich auch noch erwähnt werden, daß es sich hierbei nicht allein um Feldtruppen handelt, sondern daß davon auch sehr be» trächtliche Reserveformationen des Fricdensstandcs berührt werden, die im Laufe des Krieges zu Befatzungszwccken in der Heimat, an Stelle der in Feld gerückten Formationen, aufgestellt worden waren. Hier ist die Abwicklung der Geschäfte nicht immer ganz glatt vonstatten gegangen, zumeist weil es an klaren Befehlen von den vorgesetzten Stellen aus fehlte, dann aber auch infolge von Unruhen, die durch lokale Verhältnisse bei der Massenentlassnng der Reservisten hervorgerufen worden sind. Immerhin ist es doch bis jetzt bereits erreicht, daß alle diese 256 mobilen Rcserveinfanteriebataillone bis auf ihre Friedenscadrcs reduziert worden sind und auch die 14 Reserveartilleriebrigaden, die zu Bcsatzungszwccken neu formiert worden waren, sind in der Mehrzahl wieder auf ihren nor- malen Stand gebracht worden. Nur die zahlreichen europäischen und kaukasischen Kosakenhcere 2. und 3. Aufgebots, die zu gleichen Zwecken wie die Schwcsterwaffen aufgeboten waren, sind noch nicht aufgelöst worden, weil die Regierung in diesen unruhigen Zeiten ihrer noch bedarf: es heißt sogar jetzt, das; ihre Auflösung erst nach vollständig hergestellter Ruhe und Ordnung im ganzen Reiche erfolgen könne.
Trotzdem die Regierung und insbesondere die Militärverwaltung, wie wir gesehen, sowohl mit dem Heimtransport der Armee vom Kriegs- schauplatz wie mit der Auflösung von Verbänden noch einige Zeit zu tun haben werden, nehmen die großen Heeresreformen, die der Kaiser und seine Ratgeber seit dem Kriege mit Japan durchgearbeitet haben, ihren gedeihlichen Fortgang und haben zum nicht geringen Teil bereits Gesetzeskraft erhalten. Solche Reformen von durchgreifender Kraft und Bedeutung sind aber auch unerläßlich, wenn anders die Armee nicht in einem etwaigen späteren Kriege abermals Schiffbruch erleiden und ihren militärischen Wert völlig verlieren will. Denn je mehr man in die Einzelheiten des Feldzuges zwischen Rußland nnd Japan ein- dringt und den Gründen nachgeht, wie es gekommen ist, daß das einst so mächtige Heer mit seiner großen kriegerischen Vergangenheit eine solch furchtbare Niederlage erleiden konnte, desto überzeugender wird es für jedermann klar werden, daß nicht allein die veralteten taktischen Vor- schriften, die mangelhafte Bewaffnung nnd Ausrüstung oder die fehler- hafte Führung diefe fchwere Katastrophe herbeigeführt haben, sondern, daß mindestens ebenso sehr der innere Organismus des Heeres, die man- gelnde Fürsorge für die Mannschaft, das Fehlen tüchtiger Unteroffiziere

und nicht zuletzt ein ganz unzulängliches Offizicrkorps schuld an diesem tragischen Verhängnis gewesen sind.
Unter den gesetzlich bereits festgelegten Neuerungen,
die nunmehr dem Heere neue Fundamente schaffen sollen, ist als erste die Verkürzung der Dienstzeit — für die Infanterie und fahrende Artillerie von 4 auf 3 Jahre, für alle übrigen Waffen von 5 auf 4 Jahre — zu nennen, Vorteile, die sogar schon den Ende November v. I. ein» getretenen Rekruten zugute kommen sollen. Berücksichtigt man dazu, daß z. V. die 3 Dicnstjahre des russischen Infanteristen, der im September zur Entlassung kommt, dadurch nominell nur 1030 Tage betragen, von denen noch dazu jährlich 120 dienstfreie Tage (Sonn-, Feier-, Festtage, Negimcntsfeste usw.) in Abzug zu bringen sind, so kann in Zukunft wobl schwerlich von einer übermässigen dienstlichen Inanspruchnahme des Sol» daten die Rede sein, die früher oftmals Gegenstand der Klage des Volkes gewesen ist. In Verbindung mit der Verkürzung der aktiven Dienstzeit ist diese Dienstpflicht in der Reserve verkürzt und diese selbst in zwei Klassen dergestalt eingeteilt worden, das; es von setzt ab jüngere und ältere Jahrgänge gibt, von denen die älteren nur im Bedarfsfälle zur Komplettierung der Feldtruppen herangezogen werden dürfen. Durch alle diese Maßnahmen wird die Armee in Ariegszeiten, besonders bei den Feldformntioncn, nicht unerheblich verjüngt, während sich für die Bevölkerung eine fühlbare Erleichterung, insbesondere auch hinsichtlich der Verwendung der Reserve II. Klasse, bemerkbar machen dürfte.
Einen breiten Raum in den militärischen Reformen nimmt weiter
eine sehr beachtenswerte Verfügung über die Kapitnlantenunteroffiziere ein. Werden damit auch noch nicht alle Probleme der gerade bei der russischen Armee besonders schwierigen Untcroffizierfrage gelöst, so ist doch unstreitig ein guter Anfang gemacht. Und zwar insofern, als alle Stellen der Feldwebel und Wachtmeister sowie der Znguntcroffizicre grundsätzlich mit Kapitulanten besetzt sein müssen, was bisher nicht der Fall war. Außerdem erhalten die Kapitulanten eine Iahreszulage von 180 Rubeln. Und ferner werden zur Ausbildung der Kapitulanten innerhalb der Divisionen besondere Schulen eingerichtet, zn denen die Unteroffiziere nach Ablauf des ersten Kapitnlationsjahrcs kommandiert werden. Ein Eramen am Schluß des Kursus entscheidet über die Ernennung des Kapitulanten znm Portepee-Unteroffizier, der in den ersten drei Jahren eine jährliche Zulage von 240, dann eine solche von 300 Rubeln erhält. Nach ununterbrochen 10 jähriger Kapitulation, davon 8 Jahre als Portepee-Nnteroffizicr, bekommt der Unteroffizier, wenn er ausscheiden will, 1000 Rubel.
Zu den großen rcorganisatorischen Maßnahmen für das Uuterpe»
sonal gehört endlich noch die Erhöhung der Kompetenzen für die Mann» sctmften. Tic Unznlänglichkeit der Bezüge der russischen Soldaten an

Sold, Kost, Bekleidung und anderweitige» Verpflegungsbedürfnissen war ja freilich schon vor dem Krieg« mit Japan als ein schwerer Übelstand erkannt und empfunden worden. Aber immer hieß es, daß aus Mangel an den erforderlichen Geldmitteln nur in sehr geringem Grade, und gewissermaßen nur temporisierend, geholfen werden könne und eine Besserung der Staatsfinanzen abgewartet werden müsse. Nicht allein, daß durch diese Knappheit der Kompetenzen bei immer steigender Teu^ erung der Lebensbedürfnisse die Unzufriedenheit der Mannschaften erregt wurde, litt dadurch auch der Dienstbctrieb und die Ausbildung. Tie Truppenteile und die einzelnen Mannschaften waren zur Beschaffung der von der Staatskasse nicht hinreichend gewährten Bedürfnisse genötigt, Arbeiten ökonomischer Natur, darunter auch als Mietlinge außerhalb der Garnison, zn leisten, die sie dem eigentlichen militärischen Dienst entzogen, und mußten fogar das Fehlende von ihrem mehr als dürftigen Solde oder aus eigenen Privatmittcln bestreiten. Überdies gestaltete sich der Ökonomiebetrieb und das Kontrollsystcm dadurch zu einem außerordentlich schwierigen und unübersichtlichen, daß die Truppen« teile, um mit den gewährten Kompetenzen auszukommen, Übertragungen aller und oft sehr dunkler Art von einem Etat in den andern vornehmen mußten. In alle» diesen Verhältnissen hat nun ein kaiserlicher Ufas in unerwartet ausgiebiger Weise Wandel geschaffen und bestimmt, daß die Löhnung, die Verpflegung der unteren Chargen und ihre Bezüge an sonstigem Material so auskömmlich erhöht werden, daß die materielle Lage des Heeres von jetzt ab ein durchaus zufriedenstellendes Bild zeigen könne.

Zar Nikolaus ist aber nicht nur darauf bedacht, das Los der untern Chargen seiner Armee zu bessern und für sie allenthalben modernere Verhältnisse zu schaffen, sondern auch dem Offizierkorps gilt ganz be> fonders sein Interesse, nachdem die im Kriege gegen Japan auch in der Leistungsfähigkeit der Offiziere aller Grade hervorgetretenen Mängel auf die Notwendigkeit schleuniger und einschneidendster Reformen mit großer Bestimmtheit hingewiesen haben. Nachdrücklichste Unterstützung in diesen anerkennenswerten Bestrebungen findet der Kaiser bei seinem Kriegsminister, der mit eisernem Besen und ohne Ansehen der Person zwischen alle Unfähigkeit fährt und einzig und allein das Können und die Leistungen bei der Beförderung und der Ouali» fikationsverteilung eines Offiziers an die erste Stelle gesetzt wissen will. Uni aber zu verstehen, welch Niesenarbeit hierbei zu leisten ist und was für Schwierigkeiten zn überwinden sind, ist es unerläßlich einen kurzen Blick in die ganz eigentümlichen Verhältnisse zn tun, wie sie heute beim russischen Offizierkorps liegen.

Das hauptsächlich durch finanzielle Rücksichten hervorgerufene System des den Truppenteilen selbst obliegenden und einen gewaltigen Perwal-

tungsapparat erfordernden Ökonomiebetriebs (außer Verpflegung auch Bekleidung und Ausrüstung, Traineinrichtungen, Unterkunftsangelegenheiten usw.) hat es mit sich gebracht, daß sehr viele, und darunter meist die befähigtsten, Offiziere dauernd dem Frontdienst entzogen wurden, und dieser trat überhaupt der administrativen Tätigkeit gegenüber ganz zurück. So wurde auch bei den Qualifikationen zur Beförderung auf die Leistungen der Offiziere im Vcrwaltungsfach das Hauptgewicht gelegt, während diejenigen, welche bei der Ausbildung der Truppen die Haupt» arbeit hatten, gewissermaßen als minderwertig angeschen und auch materiell erheblich schlechter gestellt waren. Abgesehen von dieser Un> gcrechtigkeit, hatte die Bevorzugung der „Nichtfrontoffiziere", deren es in jedem Regiment, außer dem Adjutanten, 6 bis 7 gibt, den Nachteil, daß ihnen, wenn sie in den praktischen Dienst zur Übernahme von Korn» mandostellungen zurücktraten, die Vorübung dazu fehlte, wodurch die Ausbildung der Truppen natürlich litt. Niese Erscheinung zeigt sich schon, wenn Offiziere, die oft bereits als Unterleutnants dem Front» dienst entzogen und ununterbrochen bis zum Stabskapitän weiter avan> cierend im Verwaltungsfach verblieben sind, eine Kompagnie, Eskadron usw. erhalten. Noch mehr aber in den höheren, noch verantwortlicheren Kommandostellungen, obwohl bei der Beförderung dazu nicht mehr allein die Alterstour, sondern daneben auch die besondere Eignung maßgebend ist, bezw. sein soll.

Im allgemeinen galten bisher bei der russischen Armee für die Beförderung folgende Grnndsätze: Vis zum Kapitän (Rittmeister) einschl. erfolgt das Avancement nach vierjährigem Verbleib in der vorausgehenden Charge. Mithin kann ein bei der Truppe eingetretener Offizier nach zwölfjähriger Dienstzeit, davon je 4 als Unterleutnant, Leutnant und Stabskapitän, zum Kapitän befördert und als folcher Kompagniekommcmdcnr werden. Da nicht immer offene Stellen vor-Händen und Versetzungen zu anderen Regimentern wenig in Gebrauch sind, verzögert sich jedoch die mit der Beförderung zum Kapitän der» bundene Übernahme einer Kompagnie (Eskadron) häufig um mehrere Jahre, es finden daher Nachpatentierungen statt:

Bei der Beförderung zum Stabsoffizier (Oberstleutnant, da der MajorZgrad bei der ganzen Armee nicht mehr existiert) gilt, genügende Qualifikation vorausgesetzt, nur für die bei der Garde, den Spezialwaffen und den nichtregimcntierten in bevorzugten Stellungen (z. B. Generalstab, MilitärbildungZwescn, Justiz-Intendantur) befindlichen Offizieren die Anciennität bezw. ein bestimmter Verbleib in der früheren Charge. Bei der Armeeinfanterie und Kavallerie dagegen findet unter nur teilweiser Innehaltung der Alterstour eine „Auswahl" statt, derartig, daß etwa die Hälfte der den fonstigen Avancementsbedingungen genügenden Kapitäns (Rittmeister) nach ihrem Dienstalter zur Beför

derung eingegeben wird, während die übrigen, darunter auch die nicht in den Generalstab eingereihten ehemaligen Akademiker, als „besonders qualifiziert" beurteilt und früher berücksichtigt werden. So gibt es Kapitäns und Rittmeister, die schon nach vierjährigem Verbleib in dieser Charge Oberstleutnant (bei der Garde Oberst) werden, während andere, wenn sie überhaupt dazu gelangen, 12 und mehr Jahre auf die Beförderung warten müssen. Viele und oft sehr tüchtige Kapitäns haben bis dahin die „Altersgrenze" überschritten und werden mit ihrer geringen Pension verabschiedet.

Ähnliche Grundsätze gelten für das Avancement von Oberstleutnants zu Regimentskommandeuren bezw. zu Kommandeuren selbständiger Truppenteile (darunter auch die Batterien).

Die nunmehr vom Kaiser ins Auge gefaßten Reformen sind folgende:

Bis zum Oberstleutnant, also nicht mehr bis zum Kapitän, Rittmeister, einschließlich sollen die Beförderungen nur nach der Alterstour und nur innerhalb des Truppenteils erfolgen. Letzteres um das sogenannte „Springertum" und das „Fortloben" zu verhindern. Dafür follcn alle Kapitäns (Rittmeister) zuvor mit Erfolg einen Stabsoffizierkursus durchmachen. Um die Beförderung zu einer höheren Charge nicht mehr allein von der mehr oder minder einseitigen Beurteilung der direkten Vorgesetzten abhängen zu lassen, sollen die Kandidaten, namentlich wenn es' sich um die Beförderung zum Kommandeur eines selbständigen Truppenteils handelt, einer kollektiven Wahl durch die im nächsten höheren Range befindlichen derselben höheren Truppencinheit (Armeekorps) angehörenden Offiziere unterliegen. So würde z. N. ein zum Regimentskommandeur eingegebener Oberst von einer aus den Vrigadekommandeuren desselben Armeekorps zusammengesetzten Kom-Mission durch Ballotement ausgewählt werden. Auf die eigentlichen militärischen Leistungen und die Befähigung zur Führung ist dabei das Hauptgewicht zu legen. Um dieses zu ermöglichen, erscheint es not» wendig, die Truppenteile von dem Lkonomiebetrieb zu entlasten und die dazu bisher erforderlich gewesenen Offiziere durch Beamte zu ersetzen. Die Hauptarbeit ist der Intendantur zu übertragen. Die Befehle zu dieser Reform sind bereits erlassen.

Den die Qualifikationen erteilenden direkten Vorgesetzten wird strenge Unparteilichkeit und gründliches Eingehen auf' die Eigenschaften des Kandidaten zur Pflicht gemacht, und soll die Befähigung zur Aus stellung solcher Qualifikationen als eins der Hauptmomente der Beurteilung des betreffenden Vorgesetzten gelten.

Die Einsicht in die Qualifikationen soll den Beurteilten jederzeit offen stehen.

Auch in den unteren Graden sind nur die wirklich brauchbaren

Offiziere zum Avancement zuzulassen, alle nicht geeigneten Elemente aber rechtzeitig zu entfernen. Die Übernahme von „Nichtfrontstellungcn" (siehe oben) soll frühestens nach zweijähriger praktischer Dienstzeit als Unterleutnant gestattet sein und mutz durch Wiedereinstellung in die Front unterbrochen werden,

Hand in Hand mit der Neuregelung der Befördcrungsvorschriften für die russischen Offiziere gehen die ebenso wichtigen Bestrebungen zur Weiterbildung der Offiziere in taktischer und sonstiger militär wifsen-schaftlicher Hinsicht. Die Vorgesetzten sollen dafür nicht nur, was ihre Untergebenen anbetrifft, Sorge tragen und deren Beschäftigungen per-fönlich leiten, sondern sich selbst vervollkommnen, besonders in der Führung, So sollen z. V, die Divisionskommandeure jährlich mindestens eine, ihnen von den kommandierenden Generalen zu erteilende strate» gische Anfgabc lösen. Um die Leistungsfähigkeit der kommandierenden Offiziere und die taktische Ausbildung der gesainten Truppe besser prüfen zn können, sollen die Besichtigungen nicht mehr vorher angesagt oder zu bestimmten Zeitpunkten, sondern unerwartet durch Alarmiernng vorgenommen werden und sich hauptsächlich auf Lösung von Aufgaben im Gelände erstrecken usw. Man arbeitet speziell nach dieser Richtung hin in den höchsten militärischen Kreisen mit großem Eifer und der-spricht sich von der strikten Durchführung auch dieser befohlenen Re-formen die besten Ergebnisse für die Gesamtheit des Heeres.

Beabsichtigt ist auch noch die Beschaffenheit des Offizierkorps da» durch besser zu gestalten, das) die Regimenter fortan ihre Junker in größerem Umfang als bisher felbst annehmen und ihre jungen Offiziere nicht mehr, wie jetzt, direkt als solche, also ohne sie vorher gekannt zu haben, aus den Kriegs- und Iunkerschnlen überwiesen erhalten.

Dadurch war eine Wahl zum Offizier in dem Sinne, wie es bei anderen großen Armeen der Fall-ist, ausgeschlossen und es fehlte den einzelnen Offizierkorps ein individuelles, das Interesse an ihren Mit-gliedern verstärkendes nnd auch dem ganzen Tienstbctrieb förderliches Gepräge.

.Bei dem bisherigen System der Militärbildungsanstalten waren überdies die Kriegs- und Iunkerschnlen, in die die Eleven meistens direkt aus den Kadettenkorps oder von der Schulbank eintreten, nach den Waffengattungen gesondert. Die Garde sowie die Spezialwaffcu erhielten dabei auf Kosten der übrigen Armee die in wissenschaftlicher Hinsicht besten, aber nicht immer auch die sich für die betreffende Waffen-gattung am meisten eignenden Abiturienten. Dadurch trat zwischen den OffizierlorpZ der verschiedenen Truppengattungen eine gewisse Ent-fremdung, andererseits aber auch Einseitigkeit in der Durchbildung, d. h. Mangel an Kenntnis der übrigen Waffen, ein, die das Zusammen wirken erschwerte. Man will nun, um eine allgemeinere militärische Vor-

bildung zu befördern, gemeinsame Schulen für alle Waffengattungen errichten und den Schülern erst nach deren Absolvierung eine Spezial» ausbildung für die von ihnen gewählte, bezw, für die für sie von den Vorgesetzten am geeignetsten befundene Waffe geben. Die Verwirk- lichung auch dieses Plans würde jedoch eine so große Umwälzung des Militärbildungsweseus hervorrufe», daß sie durch eine Reihe von vorbereitenden Übergangsperioden zu ermöglichen fein wird.

Wir haben in unseren vorstehenden Ausführungen natürlich kein ganz abgefchlosseues Bild von all der Arbeit und fieberhaften Tätigkeit geben tonnen, die gegenwärtig bei allen militärischen Instanzen im benachbarten russischen Reich herrscht, um den Kriegserfahrungen die praktischen Lehren nach Möglichkeit auf dem Fuße folgen zu lafscn. Uns kam es auch mehr darauf an, zu zeigen, wie man in Rußland in durch- aus richtiger Erkenntnis des Wichtigsten und Rotwendigsten das Messer sofort an die Wurzel allen Übels gelegt hat und nicht mit reglemen- tarischen Reucrungen u, dcrgl, begonnen hat, für die die rechte Zeit erst kommt, wenn alle Resultate des Krieges durch das Sieb gewissen» hnfter Prüfung gegangen sein Iverden.

Abälard und Heloise.

von

Kros. Nr. Od. Aeyck.
— Zelilendorf'Verlin. —

^n dem Namen Abälard kommen zwei gänzlich verschiedene
Erinnerungen so eigenartig wie möglich und dennoch nicht
ohne Harmonie zusammen. Abälard ist, im schweren Ruft,
zeug der theologischen Philosophie, der sensationellste — ich sage mit
Absicht dieses Wort — Freigeist, den das Mittelalter erlebt hat. Und
er ist der Held der wunderlichsten und ergreifendsten Liebesgcschichtc,
die von den Wirklichkeiten und von der Phantasie des Franzoscntums
gestaltet worden ist. Ter einzigen, die absolute Volkstümlichkeit in
Frankreich besitzt, eine, die sich durch die vielen Jahrhunderte nur ver-
mehrt hat.

Wir können den Stoff wenden, wie wir wollen, von jeder Seite
bietet er ungewöhnlichen Reiz. Nehmen wir den Menschen Abälard,
wie er tatsächlich war, so beobachten wir, in Dimensionen, die den Über»
druß nicht aufkommen lassen, das Vild des Mannes, der in der Welt
seine Rolle spielen will, ohne ihre Freuden ungekostet zu lassen, der
hierfür die geistigen und persönlichen Mittel in Überschuß besitzt und
der sie genau so zu gebrauchen weis;, daß jene seine kleinere Lebensidec
keinen Schaden leidet durch die freiere Größe, deren er ebenso gut hätte
fähig sein können.

Dies wäre die Betrachtungsweise, für die mich und schon zu seiner
eigenen Zeit es doch nur einem engeren Kreise zugereicht hat. Nehmen
wir die Erinnerung an Abälard vom Standpunkt der vielen, die von
diesem Manne hörten und die Legende von ihm gestalteten, fo rührt
uns, in einem Beispiel, das vielleicht mehr als alle anderen spricht, die
freundliche Kraft der Sagenbildung an sich. Und immer bleibt, neben
aller Zweideutigkeit und Klüglichteit des gerichtlichen Mannes, die er-
greifende Persönlichkeit des besonderen nnd aufrichtigen jungen Weibes,
das er sich erjagte.

Die alten französischen Jahrhunderte haben verlangt nach dem
Bilde eines geistig überragenden und seelisch ungewöhnlichen Mannes,
der in all seinen PersönlichkeitZwerten ganzer Mensch genug sei, um seiner
abstrakten Weisheit zu vergessen vor der Übermacht holdseliger Liebe
und um nun auch das Schwerste erdulden zu müssen um sie. Hier
wurzelt die Legende. Heutige literarische Geister wiederum, aus jener
Mengung von seiner Begabung und entschlossener Oberflächlichkeit,
welche wir das moderne Verlangen so vielgestaltig nähren und führen
sehen, haben den Namen Ubälards ausgewählt, um an seiner —
von ihnen entsprechend clairobscure belassenen — Gestalt einen frühen
revolutionären Widerspruch aufzustellen gegen Bedingungen und Kon»
ventionen, die noch uns binden. Mit anderen Worten, um die Person«
lichkeit dieses Klostergelehrten zu einem agitatorischen Beispiel für die
tiefere Harmonie der rücksichtslosen Geistesfreiheit und der rücksichts»
losen HerzenZfreiheit zu erheben. Und endlich das dritte Bild, abermals
ganz für sich, ist das der Geschichte. —
Abälard wurde 1l>?9 zu Palet oder Palais in der Gegend der unteren
Loire geboren und entstammte einer mit der Kirche eng liierten, lehns»
fähigen Familie. Kirchliche Devotion der beiden Eltern, welche später
selber ins Kloster gingen, und brennender früher Ehrgeiz des gut unter»
lichteten Knaben haben seine Laufbahn bestimmt. Obwohl er der
älteste Sohn, der Erbe, ist, begreift er früh, daß ein Ritter auf engem
Lehn sitzt, bestenfalls immer nur bei anderen zu Hofe geht und lebens»
lang die unerreichbaren sozialen Stufen, in die er nicht geboren ist,
über sich sieht. Dagegen hält alles miteinander, was Reichtum, gebie»
terische Lebensführung, Bildung, Einfluß, Macht, Karriere heißt, der
höhere Klerus in Händen. Und wenn zwar hierzu sich viele drängen
und nur wenige zu den oberen Machtsphären gelangen können, so gibt
es innerhalb der hierarchischen Organisation doch das elastisch weittragende
Sprungbrett, das alles möglich macht. Nur in der Geduld und Demut
des kleinen, beschränkten, schon mit einer guten Pfarre seligen Priesters
besteht es nicht. Sondern darin: von sich reden machen und die mög»
lichste persönliche Auszeichnung gewinnen.
Von jeher haben es, wo zwei große Zeitmeinungen Wider einander
streiten, die ganz Feinen geliebt, im Vertrauen auf ihre persönliche diplo»
matische Geschicklichkeit zu beiden Richtungen in die Schule zu gehen und
Fühlung mit beiden zu gewinnen. Damals heißen diese großen Zeit»
Meinungen — verschollene Dinge für uns, aber von ungeheurer Er»
regungskraft für sämtliche Jahrhunderte des späteren Mittelalters —:
Realismus und Nominalismus. Hier muß ein Wort über sie genügen.
Die philosophische Methodik des Nominalismus läßt, im Gegensah zum
Realismus, ein reales Dasein der Gattungen nicht gelten; die Gattungen
sind bloße „nomine", Ausdrucksweisen, real dagegen, wirklich seiend,

ist nur die einzelne Erscheinung. Übrigens sind dies alte Kontroversen
aus der Antike, von der ja das nach lauter Abhängigkeiten suchende
Mittelalter mit seiner Logik und Philosophie noch immer lebte. Aber
erst ihm, dem christlichen Mittelalter, ist in dieser alten Schulfrage eine
unheimliche Aktualität bewußt geworden: wenn die Gattungen nur Un-
wirtlichkeiten sein sollen, so fällt mit ihnen die wirkliche Existenz der
Dreieinigkeit. Deswegen war alsbald der Nominalismus als ketzerisch
verdammt worden. Aber auch damals trug solches Vorgehen nur bei,
dem, ivas verdammt wurde, nun erst recht eine aufsehenmachende öffent»
liche Bedeutung und verstärkte heimliche Anziehungskraft zu gewinnen.
Es ist die Zeit noch vor den Universitäten und vor allen öffentlichen
weltlichen Schulen. Allein an den Bistums» und Klosterschulen oder
auch bei einzelnen, an diese Schulen lose angeschlossenen Lehrern erlangt
man den Unterricht in der Summe damaliger Methode, den sieben freien
Künsten, erwirbt man die nötige Vorbildung für den Stand, der alle-
gelehrten Beschäftigungen oder Berufe mit umsaht, den geistlichen. Als
unter höchster Erregung der Geister die Verdammung des Nominalismus
erfolgte, war Abälard ein solcher Schüler. Aber in diesem Schüler ist
die ungeduldige Klugheit, den heftigen Zeitmoment richtig zu packen
und keine Zeit zu verlieren. In kurzem ersteht aus ihm der blutjunge
Lehrer, der mit einer feinen Mittelwendung dem „irrenden" Nominalis»
mus aus dem Wege geht und dabei die Formel gefunden hat, um die
ganze, zufluchtsuchende nominalistischc Bewegung um sich, der Jüngsten
einen, zu scharen. So grenzt sich diese Formel ab: die siegreiche Partei
der Realisten hat nach wie vor unrecht, die Gattungen sind keine Selbst»
eristenzen: aber sie sind allerdings, wie der verurteilende Spruch sagt,
mehr denn „nnlinuu", mehr als nur „Ausdrücke". Sie sind, das ist
Abälards subtile Unterscheidung, „Begriffe", als solche haben sie eine
geistige Existenz, aber nur als solche und eben nur eine geistige Wirt»
lichlcit.

Wir sollen hier nun nicht verweilen bei dem rasch und stark auf
leuchtenden Glänze dieses ueueu Deuters und Führers im großen
Meinungstamftf. Zuerst versetzt Abälard Paris in Sensationen, wo er
seine feingcschliffcnen Waffen gegen seinen einen früheren Lehrer, den
Realisten, wendet und auf dessen Kosten schonungslose Triumphe feiert.
Dann plötzlich siedelt er über nach Melun. Denn — dort residiert der
Hof. Und von jeher ist in der Natur solcher Persönlichkeiten der Hang
gewesen, sich dem Bedürfnis der Höfe, ihr Bildungsinteresse und wo-
möglich eine gewisse Modernität zu bekennen, mit nachsichtiger Verkürzung
der Maßstäbe zur Verfügung zu stellen. Aber dafür zahlt Abälard in
Melun einen Preis, den er auf die Dauer nicht halten kann: hier in
dem stillen vornehmen Pfalzorte fehlt das belebende Element der örtlich
geführten Polemik, So finden wir ihn wieder in Paris, an der bischöf»

lichen Kathedralschule von Notre-Dame, dann zwar aufs neue in Melun, jedoch abermals sehr bald wieder in Paris. Und jetzt begründet er auf dem Hügel der Hl. Gcnovevg außen an der südlichen Stadtmauer seine eigene, von den älteren Körperschaften unabhängige, vielbesuchte Schule; ein Vorgang, der nicht ohne Beziehung zu der späteren Ent» stehung der Pariser Universität und des Quartier latin in diesen Ge- genden geblieben ist.

Indessen in all seiner vielgeschäftigen Tätigkeit vergißt doch Abälard nicht auf die Dauer, daß er ja noch weiter will. So wird der berühmte Lehrer der doch immer nur grundlegenden und vorbereitenden philoso- phischen Disziplin noch selber wieder zum Schüler, macht sich an das übergeordnete Studium der Theologie, und bald ist auch diese zweite Stufe zurückgelegt. Abermals tritt der junge Gelehrte, der schon eine so feine Neuerung in den Noniinalisten- und Realistcnstrcit gebracht hat, mit frühfertigen eigenen Formulierungen auf den Plan, und zwar solchen, die zu nichts Geringerem bestimmt sind, als der gesamten metho- dischen Begründung des Togmas ein verändertes Antlitz zu geben. Das geschieht, indem er auf eine neue Weise an diese fundamenticrende Stelle anstatt der Bibel die antike Dialektik und ihre schützende Allge- meingültigkeit rückt. Auf ihr fußend entwindet er dem einfachen gött- lichen Wort und dem schlechtweg der Bibel folgenden Glauben ihren Wert, die Basis zu sein, auf die sich die Erkenntnis zu stellen hat, und mit korrekter Miene lehrt er, daß, weil etwas geglaubt werden soll, auch die Nötigung vorliegt, es zu erweisen. Das ist die Tchildcrhcbung der logischen Vernunft. Aber hiermit, indem Abälard die ungeheure revo lutionäre Bedeutung seines Schrittes gerade nur eben höchst wirkungs- voll und aufregend sichtbar macht, hält er mich sofort wieder innc. So- gleich wieder stellt er die Verwegenheit, die solches ausgesprochen, in den Dienst genau dessen, was die Kirche sichern will: der mit solchem Oberrecht erhobenen menschlichen Vernunft weist er das Amt zu, nun nicht etwa den Krieg gegen den Glauben zu führen, sondern aus sich, lediglich besser und ohne Aprioristik, den Glauben in seiner Erkenntnis kraft zu erweisen.

Atemlos vernimmt es die gebildete, das heißt im Mittelalter immer die von den kirchlichen Lchrmcinungen interessierte christliche Welt, Und zu Tausenden strömt diesem ganz außerordentlichen Lehrer die Jugend des ganzen ivcstlichen Europa, vor allem ans Frankreich, Teutsch- land, England, Italien zu. Die Jugend ist ja immer disponiert für jeden heterodorcn Standpunkt, der ihr ein aufgedrängtes Wissen und Meinensollcn zu zerstören verheißt und in dem sie den Befreier, der ihr geistiges Ringen und Eindringen selbständig macht, zu erkennen ver» meinen kann. Völlig verhallt es, wenn schon früh der beste Mann der Kirche, der feine redliche Bernhard von Clairvaur auf die tiefere Un-

Möglichkeit, um nicht zu sagen auf die spielerische Natur des scheinbar so befreienden und zugleich versöhnenden, sichernden Ubälardschen Programms hinweist, wenn er mahnt: daß man das, was über die Ver» nunft gehe, mit der Vernunft auch nicht beweisen könne.

In die Jahre nach 1113 fällt diese höchste Ruhmcszcit Abälards, in die dreißiger Jahre des Mannes. Tic ganze Eindrucksgewalt des Geschichtlichen packt nns wieder einmal hier, N'rnn wir für einen raschen Umblick rasten. Wenn wir fragen, wie sah damals Europa sonst aus, was ging hauptsächlich vor und mit welchen äußeren und inneren Kontrasten füllt sich das Vild dieser Jahre? Tort, um Nbälard her, das lebendige Paris, der Mittelpunkt zu dieser Zeit der geistigen Meinungslampfe des Abendlandes und dazu auch schon der Mittelpunkt von viel guter und viel schlimmer Lebcnstultur, die große, geordnete, ummauerte, mit Kirchen und romanischen Häusern Wohl gebaute Stadt, die heute noch Erinnerungen von jenen Jahrhunderten birgt. Und wenn wir, mit plötzlichem Ruck, an das künftige Verlin denken: sonnenstillc Wiesenweiten und gelbe Kiefcrnheiden, einsame Wasscrwcitcn, wo der wendisckc Fischer noch nichts ahnt davon, daß es Christen und Tcutschc gibt, daß wiche einst, wenn Weitcrc Mcnschenalter vergangen, sich von der Elbe her aufmachen und in diese neuen Länder ihrer Zukunft mit dem Schwert und der Predigt dcs Krcuzcs Vordringen werden. Und wiederum, denken wir an das südliche und westliche Teutschland: die Landstraßen voll von frommen Pilgern und glaubcnsbegeistertcn Rittern, die nach dem neuen Rufe „Gott will es!" zum Tarazcnenkmnvfe ins Morgenland ziehen: und auf den Straßen und in den Herbergen auf umgekehrten Wegen ihnen begegnend die Hunderte von jungen Klerikern, die schon wieder ganz andere Tinge im Kopfe haben, als Grab dcs Herrn nnd Bekehrung der Ungläubigen: in denen viel subtilere Fragen gären und drängen, und die nach Paris wollen, weil sie gehört haben, daß ein gewaltiger Kündcr erstanden ist, der dem Teufel der kritischen Vernunft ins Gesicht geschaut bat, aber der auch wieder die Mittel weiß, um Sieger über ihn zu bleiben. Tenn dieses Teufels Raunen und Flüstern haben sie ja alle schon, da sie Gottes Priester werden wollten, gespürt, die einen noch leise und lässig, die anderen um so härter und qualvoller. Gerade sie, die die Theologie ergründen sollen, kennen ihn Wohl, während der glücklichere Laie mit Gebet und frommen Gelübden oder Schenkungen und Stiftungen in wohlbclnitctcr 3lhnnngslosigkeit von Togmenängstcn und Vibelwidcrsprüchen dahinlebt.

Wohl nie ist eine Lehrwirkung ausgeübt worden, wie diejenige Abälards. Künftige Päpste, Kardinäle, hohe Kirchenfürsten und Staatsmänner der bald nachfolgenden Jahrzehnte sind unter den Tausenden seiner Schüler gewesen. Was mehr ist, so ziemlich der ganze Kreis des von nun an geistig bestimmenden Geschlechts reibt sich in dieses unmittcl'

bare Anregungempfangen ein: von dem Bischof Otto von Frcising, des
deutschen Königs Konrad III. Halbbruder, jenem tiefgründigsten und
meistüberschauenden Historiker des Mittelalters, der die Weltgeschichte
in den Systembau einer großartigen orthodox-theologischen Gcschichts-
Philosophie zusammengefaßt hat, bis zu den Rüttlern am Vau der
Kirche, bis zu dem als Ketzer verbrannten Arnold von Vrescia. Zum
Scheiterhaufen hat es freilich Abälard nicht gebracht. Zu Konsequenzen,
die dorthin führen konnten, fehlt ihm jedes Mindestmaß der Männlich»
kcit. Vollends zum Größeren und Wertvolleren, zum positiven Luther-
vollbringen, hätte es ihm weder gereicht noch seiner ganzen Wesensart
nach reichen können. Was ihn, von den Verschiedenheiten der Zeit und
den einzelnen Lehrstandftunktcn ganz abgesehen, von Luther so absolut
scheidet, ist allein schon die immer den klügsten der Kompromisse suchende
Natur. So bleibt, bei allem ungeheuren Lehrerfolg, seiner Erscheinung
doch das Wesen des aufflammenden, und erlöschenden Meteors, und erst
nach ihin sind durch andere seine Lehren, unter den, Hinzutritt sonstiger
Umstände, oder sind vielmehr ungefähr die gleichen aristotelischen Dok-
trinen, womit schon er operierte, für die sich verjüngende Scholastik der
Kirche fruchtbar gemacht worden. Er ist überhaupt viel mehr Berechner
und Künstler, als eine durch sich selber mächtige und hinreißende Persön-
lichkeit. Ein unvergleichlicher Dozent, der weiß, daß man vorher ganz
einfach, ganz durchsichtig sein muß, um von da aus dann auch im Unge-
wöhnlichen beistanden zu weiden, und der sich darauf versteht, die
gute Bemerkung und kluge Wendung jeweils durch die geeignete Folie
zur gesteigerten Wirkung zu bringen. Ein Vortragender, der alle Mittel
beherrscht, die Anmut, den wohlvorbercitctcn Schwung an der richtigen
Stelle, den Tarkasmus, welcher immer die werdende, jugendliche Bildung
überwältigt. Und zu alledem ist dieser noch junge Lehrer der Theologie
ein blendender und hcrzenbetörcnder Weltmann: nicht zum letzten liegt
seine Anziehungskraft auf die jungen Parisfahrcr hier. Die kultur-
geschichtlich sich überall darstellende, immer in irgend einer Weise be-
sonders entzündliche Disposition des Klerikers für das Feminine zu ver-
hehlen wendet Abälard, der die niederen Weihen schon empfangen hat,
auch vor seinen Schülern um so weniger Mühe auf, als überhaupt
der Klerus gerade des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts mit seinen
Frauenbezichungcn sich triumphierend bläht. Die unter den jungen Kle-
rikern umgehenden nnttcllatcinischen Dichtungen geben uns ja die ge»
häuften Beispiele dieser Lebensauffassung, mit ihrem schwelgerischen
Hinauspruhlcn in alle Welt, daß der Troubadour oder ritterliche Minne-
sänger ein arger Laie und versimpelter Schwärmer sei verglichen mit des
Klerikers so unendlich viel kundigerer, begünstigtcrcr und unermüd-
licherer Verführungskraft. Wir wissen konkret, wenn Abälard selber
es fpäter mich gänzlich vergaß, wie er trotz der beträchtlichen Summen,

die er als Lehrer einzog und die ihn in den Ruf der Habsucht brachten, auf keinen grünen Zweig kam, weil er seine Einkunft« in den „Schlund der Liederlichkeit" fchüttete und sie ihm in der auf feine Selbstgefälligkeit fpckulierenden Abgefcimtheit des fchon damals blühenden Pariser großen Kotottcntums zerrannen.

Ta nun tritt in den Gesichtskreis des berühmtesten Mannes, den das Abendland bewundert, ein ganz junges, unfchnldiges Mädchen, das den Namen Hcloife — der Name ist germanisch, gehört mit Alwis (Alois), Hcilwis u. a. zusammen — trägt. Er bat reden hören von ihr, sie ist ein feines, besonderes Züchtungsprodukt der Klosterschule, ein viel-belesenes Wunderkind, das elegant Latein schreibt und spricht und wo-von alle Welt Aufhebens macht. Ein Pariser Tomherr Fulbert — auch er mit dem Germanennamcn der alten fränkischen Aristokratie des Landes — ist ihr Oheim oder wird so bezeichnet; in dessen Haus ist sie eben jetzt aus dem Kloster zurückgekehrt. Was Abälard zu ihr gezogen hat, das ist nicht so ihre Anmut, für die er zwar auch, etwas nebenbei, eine anerkennende Wendung findet. Sondern das ist viel mehr und all-zeit am meisten ihr mit dem seinigen sich so eigentümlich begegnender Ruhm. Ta liegt die neue Sensation seiner Eitelkeit, die den 38 jährigen Adepten aller Genüsse als etwas noch Vorbchaltcnes reizt. Und so schleicht er, ohne Heloise schon persönlich zu kennen, sein Opfer an. Ohne allzu viel Mühe bringt er den sehr auf Einnahmen bedachten Tomherrn dazu, ihn gegen Entschädigung in Pension zu nehmen, wobei Abälard noch gleichzeitig übernehmen will, die Nichte, das Wunderkind, den ganzen Stolz des Alten, zu unterrichten und weiter zu bilden.

Mit offener Rücksichtslosigkeit hat der eigene Bericht des späteren Abälard ber Welt die Geschichte dieser Verführung erzählt. Kein Ge-danke daran, daß es die ihm inzwischen angetraute Gattin ist, die er preisgibt, hält die schamlose Erinncrungslust an diesen Einzel» heilen nieder. Von allem erzählt er, auch von den — bei den Klerikern der alten Jahrhunderte gegenüber anbefohlenen weiblichen Perfonen fo vorzugsweise beliebten — körperlichen Züchtigungen, die „süßer waren als aller Balsam der Welt". Im ganzen ist diese 'Selbstbiographie übrigens im verwegensten Sinne „Tichtung und Wahrheit", um den Titel zu wiederholen, durch welchen Goethe mit höchster Einfachheit den unvermeidlichen Charakter jeglicher ErinncrungZmemoiren ausgedrückt hat, selbst wenn noch lange kein Abälard erzählt. Meisterhaft ist die Kunst geübt, durch scheinbares Eingestehen Vertrauen zu eriveckcn und unter diesem Schutze dann zu komponieren anf das Bild hin, das der Erzähler sich wünscht, seine Vortreiflichkeiten herauszuarbeiten, aber anf deren Kosten wieder, wovon er sich eben niemals befreien kann, feine in schonungsloser Eitelkeit schwelgende» Triumphe.

Immerhin, eine Liebe so hingebend und sich anschmiegend, wie sie

ihm hier über alles Verdienst entgegengebracht wird, oder überhaupt
eine Liebe hat der ehrgeizige Manu doch noch nicht erlebt; und das
leuchtet noch durch die peinliche Schilderung mit einer gewissen Schönheit
hindurch. Abälard ist, als er Heloise liebte, nicht so gemein gewesen, als
wie sich später der greisenhafte Schilderer dieser Verführung gibt. Es
fällt ihm auch wieder ein, wie er damals zum Minnedichrer geworden
ist durch sie, „die meisten dieser Lieder leben noch jetzt im Munde
der Menge und werden von denen gesungen, die gleiches erleben". Trotz
der Wendung „die Menge", die an Gedichte in der Volkssprache deuten
ließe, kann es sich um jene Zeit schwerlich um andere als um lateinische
üiebesgedichte und um das Publikum der jungen Kleriker handeln: so
wäre es nicht unmöglich, daß solche Strophen Abälards enthalten sinid
in der anonymen Fülle des großen SaMmelliederbuchcs des Mittelalter-
lichen Studcntentums, den sogenannten Carmina Nurana, worin die
Verliebtheit und insbesondere das Klerikcrtrciben in Frankreich so er-
beblich zu ihrem Rechte kommen.
Nun geht es, wie es immer bei Verführungsgeschichten geht, daß
alle Welt längst davon weiß, nur der eine nicht, den es am meisten angeht,
in diesem Falle Fulbert. Es kommt mit einer bedrückend frühen Pünkt-
lichkeit der Tag, da Heloise dem Geliebten die Folgen ihres allzu in»
tinien Umganges gesteht. Offenbar am meisten aus Angst vor dem immer
noch ahnungslosen Fulbert, entschließt sich Abälard, sie rechtzeitig zu
entführen und zu seiner Schwester zu bringen. Dort schenkt Heloise
einem Knaben das Leben, der, um den Sternenglanz des Vaters auf
eine recht mittelalterlich gelehrte Weise auszudrücken, den Namen Astro»
labius erhält. Mit Heloiscns Entführung ist aber dem Oheim in furch»
terlicher Weise die Binde von den Augen gerissen, er rast gegen Abälard,
der sich alles von ihm zu verschen hat. Und da mm findet dieser, genau
wie er es wissenschaftlich mehr als einmal tut, wieder den Weg des
Kompromisses, der der Sache ein versöhnendes wohlgefälliges Ansehen
gibt und dennoch ein ernstliches Opferbringcn abwendet. Er erbietet
sich dem Oheim, Heloise zu heiraten, nur soll es in absolutem Geheimnis
geschehen. Es ist in der Tat das einzige Mittel, zu verhüten, daß der
furchtbar aufgebrachte und keineswegs einflußlose Tomherr den, Ve»
sichrer, den er vertrauensselig ins Haus genommen hat, die große geist-
liche Karriere verdirbt, worin sich jener immer nur durch das Behagen
in seinen Triumphen noch hat aufhalten lassen. Köstlich ist nun wieder,
wie Abälards Bericht alles, was gegen eine Ehe überhaupt und die
scinige insbesondere zu sagen möglich ist, niemand anderem zuschiebt,
als — Heloise. Tenn so, indem gerade sie gegen die Ehe protestiert,
sollen wir erst richtig ermessen, welches Verständnis sie für seine Berufen-
hcit zu höheren Tingen hat und wie sie ihn liebt! Eine ganze Abhand-
lnng gegen die Ehe bedeutender Leute legt ihr Abälard in den Mund,

Wozu Philosophen und Kirchenväter mit breitspurigen Zitaten beitragen müssen und für die eine ganze Bibliothek die notwendige Vorbedingung ist. Absolut unglaubwürdig ist das alles, wie hier Heloise, eine junge Mutter, eifern muß gegen die Störungen, die durch das Geschrei der kleinen Kinder entstehen, durch den Singsang der Amme, das Hin- und Herlaufen der Dienstboten, die beständige widerliche Unreinlichteit der Neugeborenen. Und ebenso absolut unglaubwürdig ihr zugeschoben ist auch die Tartufferie, daß nun einmal der Philosoph verzichten müsse auf das irdische Glück, um allein in den Armen der Weisheit die ihm an» gemessene Stille zu finden.

Indessen, das sind ja alles nur wieder Nachträglichkeiten und Selbst- bcsftiegelungcn. Im tatsächlichen Verlauf der Affäre geht der Oheim rasch auf Abälards zweiteiligen Vorschlag ein, womit sich dieser gegen den Oheim, durch die Ehe und gegen die Ehe durch deren unverbrüch- liche Verheimlichung snlvieren will. Die Trauung wird vollzogen und zwar in Paris, worauf der nun sehr vorsichtig gewordene Fulbert de- steht, der auch nicht versäumt, selber bei der heimlichen Handlung an« wesend zu sein. Und damit hat der Alte, was er will, um den gar zu klugen Abülard nun seinerseits auf eine sehr einfache Weise zu über- tölpcln: Wider sein Versprechen gibt er die geschlossene Ehe alsbald öffentlich bekannt. Heloise freilich bestreitet sie, und da die Nichte sich, als dem Abälard nur heimlich angetraut, notwendig wieder in Fulberts Gewalt befindet, sucht sie dieser durch schlechte Behandlung dahin zu bringen, daß sie ihr Ableugnen aufgibt. In dieser Not entführt sie Abälard zum zweiten Male und verbirgt sie in das Nonnenkloster Argen» teuil bei Paris, wo er sie höchst cbelich öfter besucht, aber sie, zur Maske nach außen, wie eine Nonne einkleiden läßt.

Das ist der Moment im Ringen der gegenseitigen Überlistung. wo der ans dem Spiel geschte Oheim durch seine Diener, welche den Abälard nächtlich überfallen, an diesem die teuflische Rache ausführen läßt. Um so teuflischer, als sie nicht bloß den Verführer, sondern genau so den an der Wiederfreimachung seiner Laufbahn arbeitenden, Streber trifft. Denn immer noch ist im Abendlande die alte germanische Volksanschau- ung nicht verschollen, daß der verstümmelte Mann unfähig sei, äußere Ehren zu bekleiden, womit ähnliche nnlurvölkermäßige Auffassungen bei den alten Israeliten, in den Büchern Mofis, und somit für die Kirche maßgeblich, parallel gehen. Vischofstab, kirchliche Fürstlichkeit, vielleicht noch höhere geistliche Erreichungen — alles, wovon ein Abülard träumen gekonnt, ist für immer versunken in jenen entsetzensvollen Minuten voll fürchterlichster Schande und Schmerzen in des Überfallenen und Überwältigten nächtlichem Echlafgcmach.

Nur eines ist auch jetzt nicht tot, seine Selbstsucht. Diese will, daß auch Heloise dem Leben abstirbt, daß sie wirtlich den Schleier nimmt.

Verzweifelt wehrt sich das arme junge Ding, die Mutter ihres Kindes; ergreifendes Flehen von ihr an ihn hallt aus der noch fo mittelbaren Quelle bis zu uns herüber; mit Lots Weib vergleicht sie sich, die zurück» schaut in die fuße sündige Welt, wo sie eben noch gelebt, und die stehen bleiben mutz, nicht mit kann mit ihm, der plötzlich so fromm geworden ist. Aber seine Gewalt über sie und im Verein mit ihm das ganze Milieu uni sie her erzwingen> es, und rasch wird die Zeremonie vorgenommen. Noch nach vielen Jahren weiß sie's, als war' es gestern, wie sie dagelegen am Boden der Kirche vor dem Altar, als das schwarze Tuch mit dem Kreuz über sie gebreitet ward, zuckend hin und hergeworfen im Bewußtsein der über sie erzwungenen Lüge und Not, in Schauern ihres wilden Verzichts auf jeden Gotteslohn, während die Nonnen ihr Hallelujah anheben und im prunkenden Festornat der Bischof tier Diözese die junge Christusbraut, die die Welt überwunden hat, einsegnet. . !

So gehen im Laufe der Jahre die beiden Lebensläufe immer achtlofer nun auseinander, die sich so verhängnisvoll auf kurzer Strecke vereinigt. Aus Heloise wird eine achtbare Nonne, die ihre Gelübde heilig nimmt und der das Einst allmählich in eine dämmerig umschattete ferne Erinnerung verblaßt. Abälard hat in der ersten Heftigkeit des Gefühls seiner Vernichtung gleichfalls das Kloster aufgesucht. Dort aber in der Stille besinnt er sich, daß ihm noch immer das Wirten als Lehrer bleibt; hat ihm doch das Nuchbarwerden seines Schicksals die Parteinahme der ihm anhängenden jungen Kleriker durch ihre laute Entrüstung bestätigt. So tritt er wieder auf, und von neuem sammelt sich um ihn die von kirchlicher Modernität entflammte oder auch nur schlechtweg im Strudel der übrigen mitgezogene junge Welt der künftigen Magister und Geistlichen. Um so größer darf seine Genugtuung sein, als er jetzt, aus leicht nachzufühlenden Gründen, in abgelegenen Klösterchen und Einsiedeleien lehrt; ganze kleine Hllttenstädte entstehen dort um ihn her, wo man auf Binsen und Stroh schläft und die Frage der Verpflegung durch größte Entsagungen zu lösen suchen muß.

Bei alledem: es ist doch ein Teil von seinem Nimbus und auch von seiner klugen Sicherheit dahin. Und dessen werden auch die Gegner inne, nun gewinnt ihre Abwehr gegen ihn erst Zuversicht. Ich berichte sogleich den sich noch lange hinauszögernden Abschluß dieses Kampfes. Im Jahre 1141 endlich findet zu Sens die große Pfingstsynode statt, wo die Träger der beiden meistgenannten Namen in der Theologie, Abälard als der Angreifer und von Seite der Dogmengerechtigkeit Bernhard von Clairvaux, Wider einander in die Schranken treten follcn. Solche Disputationen waren im Mittelalter hochwichtige öffentliche Veranstaltungen, wo alles, was auf geistige Interessen oder Verständnis für folche Anspruch machte, dabei zu sein Sorge trug; man erinnert sich der

Anwesenheit des sächsisch-albertinischcn Hofes bei der Disputation zwischen Luther und Eck; so war hier im Jahre 1141 der Konig Ludwig VII. von Frankreich persönlich erschienen, ebenso das große französische Vasallen» fürstentum, um von weiteren Teilnehmern und der Fülle des hohen und sonstigen Klerus gar nicht zu reden. Es hätte ein Tag werden können, der noch von gang anderer Bedeutung geworden wäre, als für das Echictfal des persönlichen Abälardschen Ansehens, der vielleicht die Geschichte der mittelalterlichen Kirche hätte in andere Richtung drängen können — wenn hier ein Mann gestanden hätte, der die ganz starte, ganz unbekümmerte Tachlichkeit eines wirtlichen Glaubenskämpfers defaß. Aber der kluge Kompromiß, so weit man mit ihm im Widerstreit der vielen Ttimmen kommt, namentlich wenn diese schon müde werden: vor der Entschiedenheit eines Einzelnen zerbricht er wie ein jämmerliches Rohr, Tarin liegt der seltsame Verlauf dieser mit so ungeheurer Span» nung eingeleiteten Tisputation und Tvnode begründet. Als Bernhard zum Schluß seiner Kampfrede die bei solchen Disputationen übliche Frage stellt, ob.Abälard bestimmte 17 Tatze als die seinen anerkenne, und wenn, ob er sie aufrecht erhalte, da erfolgt kein wormfisches: „3o mag und will ich nichts widerrufen, weil Wider das Gewissen zu handeln beschwerlich, unheilsam und fährlich ist, Gott helfe mir, Amen!" Tondern zur höchsten Überraschung der Versammlung ist alles, was der Mann aufbringt, der ein Menfchcnalter lang die Welt in Atem gehalten, ein schwächlicher Protest, ein fast tomischer Verlegenheitsausweg: Abälard appelliert an den Papst und verläßt mit diefem höchst mäßigen Abgang die Versamm» lung, Tamit bricht hier ein ganzer Lebensinhalt in ein Nichts zu» fammen, Ter Führer des jungen Klerus, desfen Dasein wie ein Alb auf der amtlichen Kirche gelastet hatte, ist ein toter Mann geworden, die Evnode erklärt 11 Sätze Abälnrds für ketzerisch, Papst Innoccnz II. verurteilt ihn demgemäß, seine Bücher werden verbrannt und er felber in ein Kloster gesperrt.

Kurz vor diesen Zeitpunkt fällt Abälards berühmter Briefwechsel mit Hcloise. Im Jahre 1135 hatte er es sich gegönnt, jene Memoiren in die Welt hinaus zu senden, auf die fchon mehrfach Bezug genommen wurde, seine Ili^tniin cnlümitlvtuin, die Geschichte feiner Leidenscrlebnissc. Eine Selbstbiographie voller Schuldlvälzungcn auf andere, voller Überhebung über alle, voll klügelnder Rechtfertigung und Apologie, und in alleni das Gefäß der noch jetzt ungesättigten, nunmehr in ihren Erinnerungen schwelgenden Eigenliebe, Ein Abälard wird derlei incbt plump anfassen: wir erwähnten schon, wie wohlbcrcchnet er sich selber preisgibt, wo doch nichts zu retten ist, nm damit wieder den Ausäx'in der hohen Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit zu gewinnen. Eo ist das Buch in der Tat ein Meisterstück der Überredungskunst, das noch bentziitagc unter uus die Kraft ausübt, feine Leser immer wieder

stutzig zu macheu gegen die auf Grund breiteren Materials verfahrenden
Kritiker der Persönlichkeit, die das Buch geschrieben hat.
Und diese sofort von aller Welt gelesene Hi»toria clllauntliruw.
kommt auch nach dem aus einer Lehrstättc Abälards, einer jener Sic-
delcien hervorgegangenen Kloster Parallel, wo Heloise inzwischen die
Vorsteherin geworden ist. Ta sitzt die Äbtissin und liest das Auch ihrer
alten sündigen Liebe, und ans jenem eigentümlich rücksichtslosen Ge-
sühlsnachgeben der Frauen, das sie den Männern so oft nicht mehr ver-
ständlich macht, wird es möglich, daß kein Zorn und leine bittere Scham
ihrer entweihten Heimlichkeiten aufquillcn in der Frau, die durch lange
Jahre nichts mehr von dem Geliebten und Gatten gehört hat, sondern
das; in ihr, die ungefähr den Vierzigern nahe sein muß, mit einer
überströmenden Macht die Erinnerung erwacht, sich ausbreitet in ihr und
nichts anderes übrig läßt. Und als hätte nie sie etwas von ihm getrennt,
nimmt die Äbtissin ihr Wachstäfelchen und schreibt dem Manne Worte,
als sei er soeben erst von ihr gegangen und sie müsse ihm nachrufen,
was ihr Mund sich noch zu sagen geschämt. An den ewigen Besitzer ihres
Leibes nnd ihrer Seele richtet sie die Worte einer heißen, unverhaltenen
Zärtlichkeit! nichts gibt es als ihn; viel lieber seine niedrige Geliebte —
sie wählt mit Lust das häßlichste Wort ^ heißen unter der Schande der
Menschen, als in aller .Herrlichkeit und allem Lobpreis der Welt sein
müssen ohne ihn. „Viel Galle und Wermut, oh mein Abälard, steht in
deiner .Leidensgeschichte' darin, aber das alles ist gleichgültig, daran
denke ich jetzt nicht, verlange nur nach dir; ach, einstens, da du die
Freuden der Welt bei mir suchtest, spartest du deine Briefe nicht, nnd
der Name deiner Heloise war in aller Munde, in so manchem Lied gefeiert
klang er auf den Straßen, in jedem Hause. Nun schreibe mir, schreibe
mir, bedenke, was dn mir schuldest, und wie du mich einst zur Wollust ver-
locktest, so hilf mir jetzt zur Gottes!iebc: fo tu, nnd mit kurzem Wort will ich
darum den langen Brief schließe»! sei gegrüßt, dn mein ein nnd alles!"
Es ist wieder ganz Abälard, daß er eine Antwort sendet, statt daß
er viel richtiger gar nicht geantwortet hätte, wenn es ihm Ernst war mit
dem, was er schreibt. Eiskalt, zitatenreich nnd salbungsvoll schreibt er',
einen Psalter schickt er mit, über dem Heloise die früheren gemeinsamen
Sünden abbeten möge, auch zwei von ihm selber verfaßte Gebete, welche
die Nonnen von Parallel täglich für Abälards Seelenheil hersagen sollen.
Ein einziges steht im Brief, was Heloise als verhülltes Zeichen der alten
nicht ganz verschollenen Herzlichkeit sich ans ihre Verantwortung aus-
deuten mag: zu Parallel, wo einst der gefeierte Lehrer über die Stroh-
Hütten der Schüler wie ein dichtes Zeltlager geschaut, möchte er begraben
sein und Heloise mit den Nonnen soll über seinem Grabe beten.
Und nun auf diesen Brief der Lebensabgcstordenheit ein neuer von
ihr, ein verzweifelter Versuch, einen eisigen Toten lebendig zn machen.

Was aber in diesen neuen Briefgeständnissen geschrieben steht, geht weit hinaus über Heloisens Beziehungen zu ihm, hier bricht in lavaheißen Ausdrücken die ganze Nonnenqual ans Licht — nein, anderes als das, nicht Bekenntnis einer Nonne, die als Jungfrau den Schleier genommen und welche daher nicht mit Sehnsuchten und Phantasien, die sie nie ge> kostet hat, den endlosen Kampf zu ringen braucht. Sondern die Eni» hüllung einer ins Kloster gesperrten Frau, die einst gerade nur begonnen hat, die letzte Hingabe der Liebe kennen zu lernen, und die mit einer wilden Lust hysterischer Aufrichtigkeit Dinge herausbekennt, wie solcher überhaupt nur in Momenten der äußersten Hingerissenheit durch sich selbst das Weib fähig ist. Weil eben, nach einem heftigen Naturwillen, das Weib noch unter allen gewohnt getragenen Fesseln und Konventionen das vielmals elementarere Geschlecht bleibt, verglichen mit dem Mann.
Wer will, lese diese Briefe der Heloise, die uns hier weitab führen würden in die Psychologie des Klosterwescns, der Askese überhaupt, und die außerdem noch textkritische Auseinandersetzungen nötig machen würden, wie viel dabei der Empfänger, Abälard, aus seiner wohlver» sorgten Bücherei und Zitaten-Theke noch wieder zwischen die von keinem Innehalten abgelenkten Unmittelbarkeiten der Äbtissin als gelehrter Interpolator dazwischen geschrieben hat. Es ist nun wiederum bezeichnend, daß schließlich der moralisierende Abälard der noch häufigere und weit umständlichere Briefschreiber wird, Das Weib ist doch stolz genug, nach jenen beiden Briefen, die wir charakterisiert haben, nur noch einen weiteren zu schreiben. Sonst folgt in der, zusammen 11 Stück umfassenden, zuletzt von Abälard allein weitergeführten Briefreihe nur noch einer von ihr, der sich mit abkürzender Zurückhaltung an den vielbesorgten geistlichen Zusprecher wendet und Auskunft über gewisse theologische Fragen begehrt. Es ist genau die Art, wie stets eine Frau aus einem vergeblichen und daher zwecklosen Briefwechsel herauslenkt: Wohl nie, ohne ihren seelischen Zustand hinlänglich zu verraten, aber immer auch so, daß ihr, worauf es ja ankommt, Tritten gegenüber dieser nicht nachgewiesen werden könnte.
1142 starb Abälard im Kloster Cluny, und der dortige Abt teilte es Heloise in einem Briefe mit, der der Teilnahme die zartsinnige Form der schonenden Ausführlichkeit gibt. Sie erbat sich nach Abälards Wunsch den Leichnam, und so wurde er in Paraklet begraben. Am 15. Mai 1163 ist dann auch Heloise gestorben und ihr das Grab nahe an seiner Seite bereitet worden. Von ihrem Sohne wissen wir nur aus einem vereinzelten Schriftstück, und zwar, daß er ebenfalls Geistlicher geworden.
Schon in dieser Bestattung Abälards in Heloisens Nähe und in der nachbarlichen Bereinigung der beiden Grufrstätten ahnen wir die Keime der Legende, die sich bilden wird. Unfraglich hat an dieser den erheblichsten Anteil des lebendigen Abälards Ruhm: dasselbe dunkle Ne» dürfnis des Volkes, sich solche vielgenannten Namen irgendwie für die

Erinnerung gegenwärtig zu halten, aus welchem die Sage die Namen
geschichtlicher Persönlichkeiten sogar in die aus Mythologien entstandenen
Epenftoffe hineinrückt. Das Frankreich des romantischen Mittelalters,
der Zeit der Aventiuren und der Liebesdichtung, hat auch nach geschicht-
lichen Lokalisierungen des Liebesmotivs gesucht, und so hat die französische
Sagenoildung andere, nur in der Literatur haftende Paare wieder auf-
gegeben und dafür alles Holdeste, was sie wußte, auf Abälard und Heloise
zusllmmengehäuft, früh genug, um diese beiden Namen, ehe sie vergessen
würden, zu Sammlern solcher gestaltenden Volksphantasie zu machen.
Nicht lange schon nach Heloisens Tode erzählt eine ernsthafte Chronik:
als Heloise starb, ward nach ihrem Wunsche Abälards Grab für sie
geöffnet und ihr Leichnam zu ihm hinabgesenkt: da hüben sich die Knochen»
arme des Toten in der steinernen Gruft empor, öffneten sich der Ge-
liebten entgegen nnd zogen sie in unlösbare Umarmung hinab. Was
aber hier die Chronik weiß, das ist ursprünglich das Wunder, welches nach
älterer poetischer Legende an den Leichen des treuen Paares Amis und
Amile geschah. Tiefe beiden wurden vergessen, aber Abälards und
Heloisens Grabstätte ward wie die Wallfahrtstätte zweier Heiligen, und
wenige ihrer Märtyrer, die die Kirche heilig gesprochen hat, sind so
innig und hingebungsvoll verehrt worden wie sie. So ruhten die Körper
bis 149? in ihren Grüften nebeneinander, dann wurden sie bei einem
Umbau erhoben und in der neuen Klosterkirche rechts und links von
der Kanzel beigesetzt. Wieder blieben sie drei Jahrhunderte so, da riß
die große Revolution in ihren: angestauten furchtbaren Priesterhaß alles,
was in Frankreich in den Kirchen begraben war, aus den Grüften, ver-
streute die Gebeine, und nur ein Teil davon ist wieder gesammelt worden.
Aber Abälards und Heloisens Gebeine rettete, mit manchem anderen
Kirchengut, der wackere Maler Alex. Lenoir. Er hat aus allerlei
Trümmerstücken der alten Jahrhunderte auf dem Pöre Lochaisc das
heutige Grabmal von Abälard und Heloise aufgebaut, mit seinem gotischen
Baldachin und den zwei liegenden Grabfiguren, auf der Oase dieses
gewaltigen Friedhofs mitten im geräuschvollen Lebenswirrsal desselben
Paris, von wo des Abälard Name in alle Welt gegangen war und wo
er um die Zeit seines Briefwechsels mit Heloise noch wieder gelebt hatte.
Dort sind sie nun, wirtlich in einem Grabe, endlich zur Ruhe gekommen,
im Frühling von Flieder umblüht und von den kleinen Vögeln um-
sungen. Und zu ihnen wallfahrten mit bangen und seligen Herzen alle
die unzähligen petits anmnr», die nichts mehr wissen von Realismus
und Nominalismus und auch gar nicht wissen und wissen wollen, wie es
eigentlich geschichtlich genauer mit jenen beiden war. Sondern die nur
vernommen haben, daß sie sich unendlich lieb hatten und verfolgt wurden
und daß sie so viel Trauriges nm ihrer Liebe willen in Tagen ihres
Lebens leiden gemußt.

Theaterehe.

von

Harl Sans Ktrobl.

— Vrünn. —

(Lchluh.)

rst zu Beginn der nächsten Spielzeit begriff das Publikum die neue Szeue, sah mit Verwunderung die Schwerfälligkeit . Anielies, die Veränderung ihrer Züge, und unter .einem Rauschen verbreitete sich das Gerüchi, daß ihree Wünsche der Erfüllung entgegengingen. Auf den Korridoren, wo man mit der Sicherheit des Barometers die Witterung vorhersagt, wurde das Gerücht zuerst laut. „Oh weh," sagte der Logen» fchließcr im ersten Rang zur Garderobicrin, die eben bei ihrem sechsten Bier angelangt war, „setzt ist es aus mit der Manfred-Schurigl. Sie werdcn's sehen. Hailoh — Aktschluß!" Beide lauschten und maßen geuau wie Ombrometer den tröpfelnden Beifall. Mit einer jähen Trclning auf den Hacken und einem Fingerschualzen stellte der Logen-schließer fest: „Schlecht . . . schlecht . . . nicht wahr. Sonst war es ganz anders. — Ja, das ist nun schon beim Theater die Gepflogenheit." Was er beim Öffnen und Schließen der Logentüren von seinem Publikum erbeutet hatte, liebte er seiner Freundin in Reih uud Glied vorzuführen, indem er ihre Bewunderung einschlürfte. Was die scl^arfhörigcu Leute in den Gängen draußen, hinter den verschlossenen Türen beobachtet hatten, entging auch den Freunden Amelics nicht. Und sie selbst, die sich zuerst auf die durch die Ferien hervorgerufene Entfremdung gestützt hatte, war aufrichtig genug, fich zuletzt den wahren Grund uicht zu ve» bergen.

Nach der Vorstellung saß sie, noch im roten Theatermautel, bor dem Spiegel und spielte mit einem Bcrnsteinschmuck, der unter den Geschenken

bei ihrer Hochzeit gewesen war. Indem sie die gelben Klügeln durch
die Finger gleiten ließ, fand sie ein altes Rezept bewährt, das sich ans
die Wundertraft des Bernsteins aufbaut, und indem sie die Halskette
behandelte, wie eine Beterin ihren Rosenkranz, folgte sie dem Beispiel
ihres Mannes nnd versuchte nach der Anzahl der Kugeln den Ausgang
vorherzusagen. Gcrad bedeutete glücklich, ungerad unglücklich. Amelie
zählte einnnddreißig Kugeln und lies; die Hände sinken. Im Spiegel
sah sie eine bleiche Frau mit dem Stigma der Mutterschaft auf Stirn
und Wangen, mit gelben Flecken an den Schlafen und einer abwehrenden
Müdigkeit in den Augen, nnd hinter ihr einen Mann in Hcmdärmcln,
der sich über sie beugte.
„Richard," fagte sie und faßte nach feinem Arm, „sie verlassen mich
alle. Sie folgen mir nicht mehr. Ich habe die Kraft nicht, sie hinter
mir her zu ziehen."
Richard streichelte ihr Haar lind sah in den Spiegel, der diese Be-
wegung wiederholend sie zugleich fremdartig und unwirklich machte:
„Laß gut sein, mein Kind, .sie werden wieder kommen. Du wirst sie
wieder zwingen, bis du gesund bist."
Aber der Kriegsrat der drei Getreuen, der im Eaf6 Austria den
neuen Stand der Tingc besprach, kam zu einem andern Ergebnis. Man
war darüber einig, daß nun nichts mehr zu tun übrig sei, als aus der
vorgeschobenen Lage in eine vornehme Reserve zurückzuweichen. Mit
seltsamer Objektivität wurden alle Vorzüge nnd Mängel Amelies ab-
gewogen, mit derselben Objektivität, die in der öffentlichen Meinung
an Stelle der früheren Begeisterung trat. Nnr einzelne hielten noch aus,
standen, blind für die heranrückende Eiszeit am Äquator der Zuneigung,
der junge Autor zum Beifpiel, der, von seinem Vater und der von seiner
Kunst gebannten Familie ermutigt, Amelie an einem Novembermorgen
fein Stück überreichte. „Ich nenne es ,Tas begrabene Lächeln' und
schildere darin das Schicksal einer ausgewanderten Familie. Man hat
mir gesagt, daß dieses Stück gut ist, und ich glaube es auch selbst. Wenn
Sie, verehrte gnädige Frau, die Hauptrolle übernehmen wollten, so
wäre der Erfolg sicher. Ta ich weiß, daß Sie großen Einfluß auf die
Direktion haben, bitte ich Sie, das Stück zu lefen und zur Annahme
zu empfehlen."
Amelie saß dem jungen Mann gegenüber, noch immer in Morgen-
toilette, obzwar Mittag schon längst vorüber war, und konnte den Blick
nicht von einem kleinen roten Fleck wegwenden, der ans dem sonst tadcl°
los weißen hohen Hemdtragcn des Autors saß. Sie schloß auf ein
Nasenbluten, das dnrch seine Aufregung hervorgerufen worden sein
mochte. Tann sagte sie mit einer Liebenswürdigkeit, die nur um einen
Grad wärmer war, als es ihrer Natur entsprach nnd die sie trotz dieser
geringen Steigerung wie eine Lüge bedrückte: „Sic irren, wenn Sie

meinen Einfluß für fo maßgebend ansehen. Trachten Sie noch andere Fürsprecher zu gewinnen. Aber wenn Ihnen ein Gefallen geschieht, so will ich gerne das Buch lesen und Ihnen meine Ansicht sagen."
Als Richard abends nach Hause kam, hatte Amelie ihr Versprechen bereits erfüllt.
„Was ist das für ein Buch hier," fragte er, indem er es vom Kissen neben dem Stuhl, den Amelie den ganzen Tag nicht verlassen hatte, aufnahm, ,„Tas begrabene Lächeln^?"
„Ein fchlechtes Theaterstück, das man an mich gebracht hat, damit ich den Verfasser in einer Flugmaschine auf den Parnaß hebe."
„Ernst Nagel ... das ist ein Angehöriger der mächtigen Familie Nagel?"
„Jawohl! Der Sohn von Siegmund Nagel,"
„Und wie findest du das Stück?"
„Schlecht!"
„Und das willst du ihm sagen?"
„Es bleibt mir nichts anderes übrig."
„Das wäre ein Unsinn! Verzeihe, aber ich bin verblüfft über deine Harmlosigkeit. Die Söhne einflußreicher Familien dürfen schreiben, was sie wollen. Man beurteilt nicht das Stück, sondern den Namen. Und der ist gut, sehr gut sogar."
Eindringlich wie ein Iesuitenftater sprach Richard von der Notwen» digkeit, sich Freunde zu erwerben, von der Wirkung harmloser Gefällig» leiten und der nie versagenden Diplomatie der Koalitionen, bis er Amelie davon überzeugt hatte, daß es unerläßlich sei, „Das begrabene Lächeln" so gut als möglich zu finden. Unsicheren Schrittes ging Amelie den gezeigten Weg, kletterte mühsam die beschwerlichen Steige der Lüge und wanderte über die glatten Flächen des Gletschers der Schlauheit. Eni» zückt ging Ernst Nagel von ihr, fühlte den Nimbus des Dichters auf seinem schon etwas kahlen Hinterkopf und entstammte seine ganze Familie durch seine Schilderungen von Amelies Liebenswürdigkeit. Der elektrische Funke lief bis in die fernsten Zweige der ausgebreiteten Ver» Wandtschaft. Amelie hatte ein Stück des verlorenen Landes wieder» erobert, und als die Direktion, die durch allerlei andere Einflüsse mehr als durch Amelies Empfehlung gewonnen war, das Stück auf den Spielplan setzte, schwor eine mächtige Partei von neuem Gefolgschaft. Der Direktor aber sagte zu seinem Sekretär: „Warum sollen wir das Stück nicht aufführen?"
„Ja, warum sollen wir es nicht aufführen?"
„Gefällt es, so haben wir uns die Nagels verpflichtet, weil wir erkannten, daß es gut sei, und es aus der Taufe gehoben haben, und fällt es durck, so haben wir sie erst recht verpflichtet, weil wir ihnen

den Gefallen getan haben, es aufzuführen, trotzdem wir erkannten, daß es schlecht fei."
„Gewiß," fagte der Sekretär und notierte den Ausspruch des Direktors in fein Tafchenbuch, denn er war mit Einwilligung feines Chefs dabei, dessen bedeutende Persönlichkeit in Eckermannschcn Aufzeichnungen der Nachwelt zu überliefern.
Die Proben für „Das begrabene Lächeln" begannen — unter An» Wesenheit des Autors, wie die Mitglieder der Familie Nagel niemals versäumten hinzuzufügen, wenn sie das Gespräch glücklich auf das fthae» tontifche Wagnis Ernsts gebracht hatten. Man hatte Amelie die Hauptrolle belassen, da außer einer gewissen Schlaffheit, einem Hängen der Hände^ einem Schleppen der Füße, und den ihrem Gesicht eingeprägten Zeichen noch nichts dagegen sprach und ihre Gestalt nur eine gedrängte Fülle wies. Von diesem Vertrauen ermuntert, überwand sie die Mattig» keit der Glieder und die geistige Trägheit, stürzte sich in die Arbeit, stand stundenlang vor dem Spiegel und legte sich alle Verfeinerungen zurecht, mit denen sie die groben Umrisse der Rolle zu beleben gedachte. Nenn sie so längere Zeit gesprochen und geübt hatte, kam ein Schwindel aus der Tiefe, erfaßte sie und warf sie hin. Aber sie raffte sich immer wieder auf, und als sie am Tage der Generalprobe in das Theater fuhr, hoffte sie auf ihre Kraft, die leichten Anfälle von Unwohlsein, die sie seit dem Morgen beängstigten, zu überwinden. Im dunkeln Raun: saß der Autor, von einigen Bewunderern umgeben, und erzählte, daß er gestern den Besuch einer Kollegin Amelies erhalten hatte, die von seinem Werk er» griffen ganze Partieen aus Amelies Rolle vortrug und ihn bat, bei feinem nächsten Stück doch auf eine Rolle für sie Bedacht zu nehmen.
,Hst sie hübsch?" fragte ein Zyniker.
„Die Remartini ist es!" Ernst dehnte sich in seinem Fauteuil wie ein Imperator in einem von Löwen gezogenen Wagen.
„Sapperment. Da täte ich es sofort und würde mir ihre Dankbar» keit sichern."
„Wir wollen fehen," sagte Ernst und wandte seine Aufmerksamkeit der Bühne zu, wo die erste Szene ein herzzerreißendes Gejammer der von Haus und Hof Vertriebenen brachte. Amelie fchlcppte sich durch den ersten Akt bis zur Landungsbrücke des Ozeandampfers. Höhnisch lächelnd stand der unerbittliche Gläubiger dabei, der sie von der Scholle vertrieben hatte. Richard verbarg unter seinem Grinsen die Besorgnis über die Frau, die ihm zwischen zwei Repliken zugeflüstert hatte, daß sie fehr unwohl fei. Ter zweite Akt begann mit einer Szene in einer New-Iorker Verbrecherkneipe. „Ganz nach der Natur," versicherte Ernst, der vor zwei Jahren zu seinem Vergnügen und znr Ehre seines Namens einen Ausflug um die Welt uuternommen hatte. Im Dampf und Dunst der Höhle taumelte Amelie, schien von dem Entsetzen des Ortes ergriffen

und, eben als Ernst ihr ungemein natürliches Spiel zu rühmen begann, fiel sie zwischen zwei streitenden Matrosen zu Boden, daß die Bretter dröhnten. Der grausame Gläubiger war plötzlich in New-Iort, sprang aus den Kulissen und hob seine Gattin auf. Im Wirbel der Verwirrung brach die Angst der Direktion hervor, „Was sollen wir tun?" rief der Regisseur vorne an der Rampe in die Dämmerung des Zuschauerraumes. Ta bewies der Autor jene seltene Selbstbeherrsckuug und Kaltblütigkeit, die an Siegmund Gagels Lohn das Hervorragendste war. Er erhob sich: „Fräulein Remartini hat die Rolle studiert, vielleicht hat sie die Güte . . ." Und schon kam Fräulein Remartini irgendwo hervor, stand da, mitten unter den Ratlosen und Verblüfften, lächelte und sprach in die Tnmmerung hinein: „Ihnen zuliebe, Herr Nagel . . ."
Man spielte „Das begrabene Lächeln" mit der Remartini anstatt der Manfred-Tchurigl, die trank zu Hause lag. Das Publikum — mit Ausnahme der geschlossenen Phalanr um Ernst Nagel — johlte vor Ver gniigcn bei den ernsten Szenen und schwieg wie ein Brunnen, wenn man auf der Bühne die heiteren Zwischenspiele brachte. Ter Applaus der Phalanx, der nach dem ersten Akt gutmütig hingenommen wurde, fand nach dem zweiten Akt lärmende Gegner nnd wurde nach dem dritten niedcrgezischt. In den Zeitungen, die am Morgen nach der Aufführung auf Amelies Bett lagen, fand sie nnter der Chiffre des Doktors Eisncr das boshafte Urteil: „Man wird am besten tun, das Stück mit einem Lächeln zn begraben." Und in einem andern Blatt las sie die zarte Wendung von dem entschlossenen Eintreten des Fräuleins Remartini für Frau Manfred Schurigl, „die, wie man hört, während der Fahrt nach New Jork seekrank geworden sein soll."
„Ich hatte den besten Willen," sagte Amelic nnd lag wieder still in ihren Kissen. Richard schwieg, denn seine Erfahrung sagte ihm, daß sich die elektrische Spannung in der Phalanr irgendwie entladen müsse. Es kam ein furchtbares Gewitter. Unter betäubendem Grollen warf man Amclie die abgründige Bosheit vor, daß fie Ernst Nagel in sein Abenteuer hincingchctzt habe. Tic habe ans seine Dankbarkeit spekuliert und habe, als fie einsah, daß das Publikum für diese Tichtung nicht reif sei, ihren Posten böswillig verlassen. Bei aller Sorgfalt der Direktion und allem Opfermut der Remartini habe die Aufführung durch die Veränderung im letzten Augenblick ein Leck erhalten, das ihren Untergang nach sich ziehen mußte. Während die Tirettion und die Remartini immer höher stiegen, sank Amclie immer ticfcr. Man band ihr die Mühlsteine der eigenen Enttäuschung und Beschämung, des Zorncs über den Unver stand der Menge um den Hals und versenkte sie in die schmutzigen Wasser der Gehässigkeit. Mit einem Achselzncken schob man alle Schuld auf Amclie und erging sich in Andeutungen eines unsauberen Geheim» nisscs, das niemand zu durchdringen vermochte. Wie ein Mann war

die ganze Phalanx abgeschwenkt und stand mm als Kerntruppe unter den Feinden Amclies. Von den Gerüchten, die im Kaffeehaus zu Richard kamen, konnte er nicht einmal die Hälfte an seine Frau weiter leiten, und als er sah, daß selbst diese Auswahl der harmlosesten genügte, um sie aufzuregen, verschwieg er alles, was er hörte. Auf ihre Frage, was man über sie sage, antwortete er mit einem Kopfschütteln, unzugänglich, wie ein zum Schweigen verpflichteter Abgesandter der Feme: „Nichts!" Aber in ihm sammelten sich alle diese kleinen Beweise von Bosheit, von niedriger Rachsucht und Ungerechtigkeit an, erfüllten das Gefäß feiner Geduld, gerieten in Gärung und quollen zischend über d^n Rand: mit heißen Tropfen Giftes war seine Besonnenheit versengt.

Seine üble Laune verbitterte die endlosen Tage Amelics, die einzig durch ihn und durch die sehr seltenen Besuche der drei letzten Getreuen mit der bunten Welt des Theaters in Verbindung war. Seit ihrem Unfall auf der Generalprobe des unglücklichen Stückes war sie unfähig, die immer wiederkehrenden Erregungen des Theaters zu ertragen und folgte der Verordnung des Arztes, der ihr kleine Spaziergänge und völlige Enthaltsamkeit von dem starken Trank der Bühne auftrug. Ten größten Teil des Tages über war sie allein. Tenn Richard war durch seinen Beruf ferngehalten, und auch abends drückte sie der Alp der Einsamkeit. Sie ging dann in die Küche, sah den Hantierungen des Dienstmädchens zu und versuchte es, sich durch kleine Gespräche, durch den auf den Gängen und in den Kellern heimischen Klatsch des Hauses zu zerstreuen.

„Ich finde es unpassend," sagte Richard eines Abends, als er nach einem vollständig mißlungenen Thylock nach Hause kam, „daß du in der Küche sitzt und dich mit dem Ticnstmädmen unterhältst. Wo bleibt dann der Respekt vor der Frau?"

„Mir ist bange, Richard: was soll ich tun? Meine Rollen darf ich nicht lesen, das regt mich zu sehr auf. Unsere Bibliothek, die zehn Bände Goethe . . . mein Gott, wer kann das lesen? Tn bist abends' immer im Theater . . ."

„Machst dn mir daraus vielleicht einen Vorwurf? Kann ich dafür, daß du zu Haus bleiben mußt? Wenn du gesund wärst, so wäre alles beim alten, nicht diese, diese . . ."

„Richard!" Tic kleine Säule, an der sich Amelie hielt, geriet ins Wanken, daß die Tcrrakottnholländcrin darauf zu fallen drohte.

„Ach, mein Gott, das hättest du dir eben früher überlegen sollen. Jetzt ist es zn spät. Früher gingen wir immer miteinander, nun mußt du zu Hause bleiben. Tas sind die Folgen deiner Unbesonnenheit."

Amelie sah auf das Glück der ersten Wochen, in denen sie die Erfüllung ihrer Wünsche geahnt hatte, wie auf ein fernes Land zurück. Ihre Augen wurden starr. „Man wird mich vergessen," sagte sie.

„Freilich wird man dich vergessen. Wenigstens deine Freunde
werden dich vergessen. Es ist unser Schicksal, daß unsere Freunde ein
schlechtes und unsere Feinde ein gutes Gedächtnis haben. Tu kannst
dich darauf verlassen, daß sich die Familie Nagel deiner erinnern wird,
wenn du wieder auftrittst."
Unter den erbarmungslosen Worten des Folterers stöhnte Amelie
und sah mit den Augen des Entsetzens den Abgrund zwischen sich und
ihrem Gatten. „Was soll ich tun? Was soll ich tun?"
„Was du tun sollst? Nichts läßt sich tun. Du erinnerst dich, daß
ich dich gewarnt habe. Du wirst nur zugeben, daß ich alles voraus-
gesehen habe. Jetzt ist es zu'spät." Mit unerbittlicher Miene setzte sich
Richard, nachdem er den Hemdkragen abgelegt hatte, an den gedeckten
Tisch. Nach dem ersten Bissen hielt er ein, wischte einen Rest von
Schminke aus dem Augenwinkel und sagte: „Das heißt . . . vielleicht
ist es noch nicht zu spät. Wenn du eingesehen hast, was es sür uns zu
bedeuten hat, wenn das Baby kommt, alle diese Geschichten ... so wirst
du . . . na ja! Also, ich weiß, du hältst nicht viel von diesen Dingen,
aber es gibt wirklich mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich
unsere Schulweisheit träumt. Da gibt es eine Frau, die das Besprechen
übt und die Gebetheilung. Es ist etwas dran, du kannst es mir glauben
. . . und ich kenne Leute, die so tun, als ob sie kein Vorurteil hätten
und als ob sie ganz aufgeklärt wären. Freidenker und Atheisten und
so . . . Und die gehen zu dieser Frau, wenn sie etwas Wichtiges vor-
haben. Diese Frau, eine ganz einfache Frau, hat schon die sonderbarsten
Sachen durch bloßes Besprechen bewirkt. Ich kannte einen, den hat sie
von einer ekelhaften Warze an der Wange geheilt. Sie nimmt einen
Zwirnsfaden, hält ihn dreimal kreuzweise über die Warze, brummt etwas
dazu und vergräbt dann den Faden unter der Regentraufe des Hauses,
in dem der Besprochene wohnt. Wenn der Faden verfault ist, fällt auch
die Warze ganz von felbst ab. Tn siehst ... es ist ganz einfach. Diese
Frau wird ganz gewiß auch . . ."
Durch das Gestrüpp des Labyrinthes drang Amelie zu seinem
Mittelpunkte vor, erfaßte mit einem Schrei den Sinn von Richards
verworrenen Reden nnd lief aus dem Zimmer. Hinter ihr wankte und
stürzte die Säule und auf den Parketten brach die Terrakottastatue der
wassertragenden Holländerin mitten entzwei.
„Es scheint, daß sich bei den Schurigls ein kleiner Ehekonflikt bc-
reitet," sagte Iclinek einige Tage später im Cafs Austria. „Amelie
hat rote Augen, als habe sie viel geweint, und spricht von ihrem Gatten
mit einem Bolzen auf gespannter Armbrust. Aber nun ist es zu spät
für uns."
„Es ist zu fpät für uns," sagten die Freunde und erledigten das
Thema mit einer Hnndbcwegiing des Überdrusses.

Umelie nahm ihr Kind wie einen Heiland, wie einen Erlöser von
der Qual der Einsamkeit auf. Der Junge strampelte im verdunkelten
Zimmer neben dem Bett der Mutter, Auf dem Tischchen standen drei
Körbe mit Rosen, und eine Karte steckte in jedem von ihnen. Amelie
wußte, es waren die Abschiedsgrüße der drei letzten Getreuen, und wenn
ihr Lächeln von Bitterkeit allzu sehr durchsetzt wurde, wandte sie sich
ihrem Jungen zu, um ein anderes Lächeln zu gewinnen. Ter Vater
betrat das Zimmer.
„Schau dir den kleinen Engel an. Er schläft. Er hat deine Augen
und deine Ohren. Tas Kinn ist von mir, nicht wahr. Ich möchte ihn
aufessen, den süßen Balg."
„Wirklich allerliebst, wirklich allerliebst," sagte Richard und steckte
die Nase in einen der Rosenkörbe. Tann zog er mit geblähten Nasen-
flügeln die Luft des Zimmers ein: „Findest du nicht, daß es hier schlecht
riecht? Es ist gut, daß die Rosen da sind." Und mit einem seinem Mit'
leid abgepreßten Scherz verließ er wieder das Zimmer, in dem eine ge»
kränkte Frau zurückblieb. Richards Abneigung gegen die Angelegen«
heilen der Kinderstube blieb unüberwindlich. Es gelang Amelie trotz
aller Bemühungen nicht, seine Anteilnahme zu erwecken und seinen Stolz
auf die Zinnen der Vaterfreude zu führen. Und der Junge tat nichts
dazu, um den Vater zu gewinnen. Mit gleichbleibender Beharrlichkeit
schlief er bei Tage und schrie die ganzen Nächte hindurch, bis Richard
eines Morgens den Ufas erließ, daß sein Bett in der durch den Salon
von dem gemeinsamen Schlafzimmer getrennten Wohnstube aufzuschlagen
sei. Die stummen Borwürfe der Gattin erwiderte er durch eine Minister-
rede: „Du mußt begreifen, mein Kind, daß ich, der ich tagsüber an-
gestrengt tätig bin nnd abends meinen Gnleercndienst abtun mnß, bei
Nacht doch notwendig vollkommene Ruhe brauche. Dein Junge brüllt
von elf bis vier, als ob er am Spieße stäke. Soll im daneben liegen
und zuhören? Das lminst du mir doch nicht zumuten. Laß mich nur
übersiedeln, im Geist bin ich doch bei dir."
Es war, als ob diese Trennung dem Gatten einen Teil seiner guten
Laune wiedergegeben hätte. Mit ruhigeren, Gemüte trug er die Fragen
und Besorgnisse der ganz von ihren Pflichten erfüllten Mutter, und als
die Taufe heranrückte, begann er selbst von allen Notwendigkeiten dieses
Aktes zu sprechen und schlug Ielinek und Mendl als Paten vor. Aber
Amelie widersetzte sich mit einem Teil ihrer früheren Energie: „Nein,
nein, nein, nein!"
„Ja, warum denn nicht? Sie sind doch unsere Freunde."
„Ach, Gott, ja! Aber man soll seine Freunde nicht zn solchen
Diensten zwingen."
„Zwingen? Sie waren doch immer so liebenswürdig und haben
bei deiner Hochzeit ..."

„Nein, nein! Eine solche Aufforderung kann nicht abgeschlagen
werden, und ich möchte nicht gerne, daß sie mit einem Zögern ja sagen."
Nun kam Richard mit seinem Neserveplan heraus. Ein Kollege
und die Remartini zeigten sich hinter dem Vorhang. Alle Einsprüche
Amelies gegen die Remartini bohrte Richard mit Geschick in den Grund.
„Man wird glauben, daß du wegen der Affäre damals bei dem .Toten-
gräberlächeln' nicht einwilligst und daß du erbost bist, weil sie einen
Teil deiner Rollen spielt." Und um den Rückzug unmöglich zu machen,
sprach er noch am selben Tag mit der Remartini und brachte ihre Ein-
willigung, mit einem zufriedenen Lächeln verbrämt, vor seine Frau. In
Seide rauschend und von einer Boa von fürstlicher Schönheit umschlängelt,
kam die Remartini bald darauf selbst zu Amclie und betrug sich, als
sei man ihr die Frage schuldig: Wie kommt so viel Glanz in diese
niedere Hütte? Nach einer Viertelstunde wußte Amelic bereits, daß die
Boa ein Geschenk Ernst Nagels sei, daß aber die Remartini, seiner bereits
überdrüssig und nicht darauf angewiefen, sich von ihm beschenken zu lassen,
nach einer Sensation des Herzens suche. Als die Remartini gegangen
war, wischte Amelie die Stelle, wo sie die Stirne des schlafenden Kindes
geküßt hatte, mit einem feinen Vatisttaschcntuch sorgsam ab.
Nach der Taufe, bei der die Patin die Mutter überstrahlte, als
neige sich eine Königin zu den Hansfranenfreuden ihrer Hofdame herab,
gab es ein kleines Champagnerfrühstück im Salon. Man war „in
Stimmung", wie die Königin des Festes immer eindringlicher versicherte.
Beim sechsten Glase hatte ihre Stimmung bereits einen solchen Grad
erreicht, daß die Mutter, halb vom Sitze erhoben und auf einher Hand
zwischen einem Wirrwarr von Gläsern, Tellern und Blumen aufgestützt,
mit flüsternden Worten um Ruhe bat, da man sonst den kleinen Richard
wecken werde.
„Meine Frau ist nämlich darauf bedacht, daß er sich bei Tage gut
ausschläft, damit er dann bei Nacht um fo besser brüllen kann," sagte
der Gatte, indem er einen Schild über die Patin hielt, dessen böse Buckel-
frahe sich der besorgten Mutter zukehrte. Ein Glas klang gegen ein
anderes, stürzte, von einer plötzlichen Bewegung angestoßen, um und
ergoß einen kleinen Katarakt von Champagner durch ein von Hinder-
nissen erfülltes Bett. Tas Gelächter der Gäste drang Amelie durch die
Tür ins Schlafzimmer nach, schien den ganzen Raum zu beherrschen, sich
in den Falten des Bettvorhangs festzusetzen nnd die ruhige und gesunde
Luft über dem Bett des.Mndes mit einem giftigen Bestandteil zu durch-
setzen. Mit dein Kopf an der Bettkante wachte Amelie zusammen
gelauert über den Schlaf des Jungen, ohne der Schmerzen zu achten,
mit denen die scbnrfc Kante des Holzes ibre Stirne zerschnitt. Jeder
rnhige Atemzug war eine Wohltat, sedc Bewegung, jede Unterbrechung
der glcichmäßilic» Arbeit der Lungen eine Heimsuchung. Als Amelie

in dem Stuhllücken nebenan, in dem gesteigerten Geschwirr der Worte
die Anzeichen des Endes erkannte, richtete sie sich empor. Auf dem
empfindlichen Holz des Bcttgcstelles waren die Spuren von Tränen
sichtbar. Indem Amclie das Tebüt ihres Champagnerservices mit seiner
heutigen Rolle verglich, hatte sie geglaubt, die Schmach ihrer Niederlage
verwunden zu haben. Sic sah nun, das; sie es nicht vermocht hatte, so
stark zu sein, wie sie es wünschte.

Aus dem Tunstkreis des Frühstücks kam Richard, von den Toll-
heiten des Gespräches noch gerötet und unter der Wirkung des Cham
pagncrs auf der Schneide zwischen Verzeihen und Empörung über
Amclics Pflichtvergessenheit. „Du hast dich sonderbar benommen, meine
Liebe, laufst davon und läßt deine Gäste allein."

„Tu warst ja bei ihnen."

„Tie Hausfrau hat die Tafel nicht zu verlassen,"

„Ihr habt euch ja nicht stören lassen und werdet mich nicht vermißt
haben."

„Zum Glück hat die Rcmartini deine Ungezogenheit nicht übel auf-
genommen. Sie hat dich entschuldigt und an deiner statt der Tafel
präfidicrt. Komm jetzt!"

„Wohin?"

„Sie wollen sich von 'dir empfehlen. Komm!"

„Nein, nein, ich kann nicht!"

„Tas wäre noch schöner. Vorwärts!" Mit einem Griff, dem der
Champagner das Bewußtsein seiner Brutalität nahm, faßte Richard
Amclie am Arm. Sie folgte, weil sie eben so sehr eine Störung des
Kindes, als das Gelächter der Kollegen über den lauten Wortwechsel
der Exekution befürchtete, Tas „Meine Liebe", mit dem sich die
Ncninrtini verabschiedete, war von tötender Kälte, Unter den befehlen-
den Micken des Gatten gab Amelic fo viel von ihrer Liebenswürdigkeit,
als sie aufzubringen vermochte, Sic blieb mit ihrer Beschämung allein
zurück. Als wollte Richard das Vergehen seiner Frau wieder gut machen,
begleitete er die Kollegen. An die Fenster des Schlafzimmers gelehnt,
sah ihr? Amclie mit der Remartini Arm in Arm einem Zug verkappter
Bacchanten voranschrciten. Sie wankten laut lachend i» die Tämmerung
dcs Abcnds.

Tic Stunde des Nachtessens brachte Richard nicht zurück, obwohl er
heute im Theater nicht beschäftigt war. Zur gewohnten Zeit erwachte
das ,Vnd und begann, nachdem es sich zuerst mit glucksenden Tönen
vorbereitet batte, sein allnächtliches Geschrei, Von der Aufregung des
Tages erschöpft und unfähig, ihre geschwächten Nerven zur Besonnen-
heit anzuspannen, fand Amelie sein Tchrcien heute gellender, schmerz-
licher, krankhafter. Manchmal blieb der Atem aus und, ganz blan im
Gesicht, wand sich der Junge in seinen Polstern, In ihrer Einsamkeit

wurde es der Frau unheimlich, als stände etwas neben ihrem Bett, ein Schatten, eine verhüllte Drohung, ein« Gefahr. Sicher war eine schwere Krankheit im Anzug, Das Kind hatte sich in der kalten Kirche verkühlt, irgend ein Fieber schüttelte es, der Arzt mutzte geholt werden. Plötzlich sprang Amelie auf und lief durch den Salon, in dem noch der Dunst des Frühstücks war, in das Wohnzimmer, um den Nat des Gatten zu holen, Richards Nett war leer. Von ihrer Frau aus dem Schlafe gerissen und durch Fragen bedrängt, gestand das Dienstmädchen, datz der Herr noch nicht nach Haus gekommen war, und datz er überhaupt, seitdem sein Bett von dem der Frau getrennt war, selten vor Morgen heimzukehren Pflegte,

„Wie, wenn er zu Hause ist und schlafen geht . . ?"

„Kleidet er sich noch einmal an und geht aus."

An das Mädchen geklammert, suchte Amelie Hilfe und Trost. Die Krise nahm ihren gewöhnlichen Verlauf. Nach einen, Pnrorvsmus des Geschreis lietz sich das Kind durch warme Umschläge und Kamillentee beruhigen und schlief am Leib der Mutter ein. Amelie fühlte sich am nächsten Morgen so schwach, datz sie ihre Vorwürfe auf ein anderes Mal verschob. Hinter dem Gewölk schlechter Laune brütete Richard, als be-tvahre er noch einen Rest von Groll und Vorwürfen, und immer dichter zogen sich die Wetter zusammen. Amelie wagte nichts davon zu jagen, datz sie von seinen nächtlichen Fahrten wutzte. Nachts aber schlich sie oft auf den Fußspitzen durch den Salon und öffnete langsam die Türe des Wohnzimmers. Wenn sie Richard in seinem Bette fand - selten genug geschah dies — hoffte sie immer ans seine Rückkehr zu ihr. Aber er blieb ihr fern wie zuvor, und auch als sie ihre Tätigkeit am Theater wieder aufnahm, gaben die gemeinsamen Interessen des Berufes nicht einmal die Grundpfeiler einer Brücke zwischen ihnen.

Mit einer Angst, die noch schlimmer und greller war als das Beben vor dem ersten Versuch, betrat sie die Bühne wieder. Man empfing sie von den Galerien mit einem Beifall, dessen Wurzel Amelie im Mit-leid vermutete. Das Parkett und die Logen schwiegen ini Dämmern des Raumes vor den Rampen. Verwirrt spielte Amelie ihre Rolle.

„Sie spielt sie herunter," sagte die Souffleuse zu dem Feuerwehrmann, mit dem sie inzwischen in den Stand der heiligen Ehe getreten war. Durch den Deckel ihres Kastens vor dem Interesse des Publikums ge» schützt, konnte sie leicht über eine Frau urteilen, deren Erfolge au das Börscnspiel der Gunst gebunden waren. In den meteorologischen Stationen der Foyers, der Garderoben und der Logengänge gab es ein Geflüster des Beileids. Ter Logenschließer im ersten Rang sprach ganz unverhohlen von einen: Wettersturz. „. . . keine Auffassung, hat er gesagt, und keine Frische. Alles Talma , . ."

„Talmi," wagte die Gardcrobierin mit einem von sechs Vieren be°
feuerten Mut einzuwenden,
„Talma! Talma war ein Schauspieler. Und wissen Sie, gnädige
Frau, hat er gesagt, es wird nie mehr wieder was Rechtes werden. Sie
läßt nach. Es war ein blendendes Talent, aber das Feuer war Stroh-
feuer, hat er gesagt. Und dann die Stimme. Es ist kein Klang darin,
kein Reiz, sie ist brüchig und bröckelig, hat er gesagt,"
Dieser Er war der Kritiker der „Volkszeitung". Und Tottor Eisner,
der sich auf die Psychologie der Massen verstand, erhob diese Einwände
seines Kollegen zur Potenz. Auf unbegreifliche Weise war Amelie
Manfred-Schurigl aus einer mittelmäßigen Schauspielerin zu einer Ko»
mödiantin geworden, die man gerade noch dulden konnte. Nach einigen
Feldzügen blieb wenig mehr von Amelie, als daß sie eine Frau war
wie alle andern. Seine Ratschläge betrafen die Wahl eines bürger-
lichen Verufes. Die Stadt, die gerade groß genug war, um eine kräf-
tige Resonanz für Angelegenheiten des Theaters zu geben, und nicht zu
groß, um solche Affären in einem Wirbel von allerlei Begebenheiten
untergehen zu lassen, horchte auf. Die Phalanx um Ernst Nagel jubelte
Beifall. Man sah Amelie auf der Straße mit dem Einkaufstorb, den
Kinderwagen neben sich, und sah, wie sie gelegentlich Wohl auch selbst
den Wagen durch gefährliche Passagen schob. Eine muntere Liebhaberin,
die den Kinderwagen über den Markt schiebt! In den Kaffeehäusern
erzählte man kleine Anekdoten von Amelics zwei widerstreitenden Seelen.
Die Eigenschaften der Mutter überdeckten nnd belasteten ihre Eigenschaften
als Schauspielerin mit einer Schicht von Lächerlichkeiten. Wenn Mendl,
Ielinck oder der Freiherr sich darauf besannen, daß es wohl angebracht
sei, ein Wort der Hemmung einsließen zu lassen, sprachen sie von
Amclies Unvorsichtigkeit. Zu bald, im Beginn ihrer Laufbahn, hatte
sie ein Wagnis unternommen, das Frauen gelingen konnte, die durch
eine Reihe von Jahren auf der Höbe standen. Wenn man sich daran
gewöhnt hatte, die Künstlerschaft einer Schauspielerin unter die fest
stehenden Tatsachen, unter die Selbstverständlichkeiten zu rechnen, konnte
sie es sich leisten, Mutter zu werden. Und Mendl fand mit sarkastischem
Blinzeln die borsichtigere Formel: sich als Mutter zu fühlen und es
zn zeigen. Sie prägten den Sah, der an den Kaffeehanstischen umging i
die muntere Liebhaberin darf dann Mutter werden, wenn sie auf der
Bühne sich den Müttern nähert. Es gab genug Kolleginnen Amelics,
die in diesem Stadium die Wünsche der Natur erfüllten, ohne daß die
empfindliche Woge der öffentlichen Gunst ein Schwanken zeigte.
Niemand sprach vom Hcroismns Amelics. Und Richard, der allein
davon wußte, hütete sich, davon zn sprechen, denn er befürchtete, selbst
in seinen Kreisen Prediger zu finden, die daran ein Gemurmel von
Pflichten des Gatten knüpfen könnten. Wenn Amelie eine der schreck

lichen Nächte überstanden hatte, in denen sie dem Geschrei des Kindes ausgeliefert war, brachte der Tag die beschwerlichen Arbeiten ihres anderen Berufes, Von den Sorgen der Mutterschaft erschöpft, mußte fie an das Studium der Rollen gehen und bekämpfte ihre Schlaftrunkenheit durch anregende Mittel, Neben dem Bett des kleinen Richard wandte sie die Vlätter der Rollen um und versuchte es, sich ihre Aufgabe ein» zuprägen. Außer sich vor Entsetzen, wenn sie zu erkennen glaubte, daß ihr Gedächtnis gelitten habe und die Aufnahme neuen Ballastes nicht mehr so leicht vor sich gehe, bemühte sie sich, ihre Schlaffheit durch Krane, Winden, Schrauben, Flafchenzüge, durch alle Mittel einer dem Geist schädlichen Mechanik zu besiegen. Indem sie unaufhörlich über den Ersatz abgebrauchter Systeme durch neue nachsann, ging die Hälfte ihrer Energie darauf, um sie nur wachzuhalten und die Regsamkeit zu bewahren. Sie studierte, mit dem Bogen der Rolle auf den Knieen, die Füße in einem Gefäß mit eiskalten» Wafser, Sie unterbrach von Zeit zu Zeit das Gemurmel des McmorierenZ, um sich die Schläfen mit einem Stift einzureiben, dessen Kälte sie erfrischte, ohne darauf zu achten, daß die mißhandelten Stellen zu schmerzen begannen und daß sich eine Entzündung von ihnen über die Stirne und die Wangen ausbreitete.
Sie legte sich, da ihr oft die Buchstaben vor den Augen wie durch einen Strom fortgerissen wurden und der Sinn ihrem erschöpften Geist unfaßbar blieb, eigene Methoden zurccht, nach denen sie zunächst das Hauptwort und dann das Zeitwort des Satzes aufsuchte, um von diesen festen Punkten ans nach Art der Grammatik den Nest in Bruch stücken nn sich zu bringen. Wenn es ihr auf diese Weise gelungen war. sich in einen Znstand von Aufnahmefähigkeit zu versetzen, so wurde sie oft durch die Bedürfnisse des Kindes aus ihm gerissen und mußte von neuem beginnen. Es war ihr unmöglich, die Sorge für den Jungen einer anderen Person zn überlassen. Niemandem vertraute sie seine Pflege mit voller Beruhigung an, und als das Dienstmädchen sah, daß die Frau sie immer überwachte, bemühte sie sich auch nicht weiter, ihr einen'Teil der Last abzunehmen. Wenn Amclie das Kinderzimmer verlassen mußte, um zur Probe oder zur Aufführung zu gehen, brannte die Unruhe wie Fackeln in ihrem Fleisch. Während sie in einer Licbesszene nach zartester Jungfräulichkeit zu duften hatte, konnte sie nicht von analvollen Vorstellungen loskommen: das Nettchen des Kindes umgestürzt, das Kind unter achtlos hingeworfenen Polstern erstickend, die Lampe vom schlaftrunkenen Dienstmädchen umgestoßen und die himmelblauen Vor^ hänge in Brand setzend.
Von seinem Gewissen wurde Richard manchmal zn Vorwürfen ge- zwungen, die er im Tone einer barschen Zärtlichkeit gut vorzubringen verstand: „Tu bist ein Narr, mein Kind! Was machen andere Mütter? Sich dich um eine Person um, der du volles Vertrauen schenken kannst.

Um künstlerische Erfolge zu erzielen, muß man sich ganz auf die Kunst einstellen. Wenn du nicht mehr so unruhig wärst, würde dir manches besser gelingen,"

Amelie konnte trotz aller Dankbarkeit für Richards Besorgnisse nicht anders handeln. Wenn der Abend kam, wurde sie von ihrer Angst gehetzt, lief an das Bett des Kindes, schärfte den» Dienstmädchen zehnmal nacheinander dasselbe ein, bis diese verdrossene Antworten gab. Dann fürchtete Amelie Widerspenstigkeit und Heimtücke und nahm einen Ab-.schied, der ihr das Herz zerriß, als sollte sie das Kind nimmer wieder sehen.

Eines Tages traf sie die Arnftctten auf einem kurzen Spaziergang, den sie ihren Arbeiten abgerungen hatte, um dem Kind ein ivcnig frische Luft zu gönnen. Sie mutzte die bedauernden Ausrufe der Freundin über sich ergehen lassen und sah ihren Zustand, den Verfall ihrer Züge wie in einem boshaften Hohlspiegel verzerrt und vergrößert. Wenn sie von den Übertreibungen der eleganten Frau, die nichts weniger begriff als eine UnVollkommenheit oder Nachlässigkeit in der Toilette, selbst mehr als die Hälfte abzog, so blieb noch immer genug, nm darüber zu erschrecken. In einem Spitzenkleid, dessen vornehme Herkunft von jedcr Falte verraten wurde, satz die Arnstcttcn auf einer Bank, zeigte zwei schmale Füße in entzückenden Schuhen und zog mit der Spitze ihres Schirmes Linien im Sand des Weges. Keine Einladung wies auf den Platz, links und rechts neben ihr. „Ja, siehst du, Amelie," sagte sie, „du warst unvorsichtig." Und als Amelie nicht gleich verstand, fuhr sie fort, indem sie ihre Ansicht von dem Fall in eine Sentenz verdichtete! „Man heiratet nicht wieder ins Theater. Und wenn man dies schon tut, so mutz man sich doch hüten, Kinder zu haben."

Amelie unterdrückte die Frage, was der Freundin ein Recht zu dieser Sentenz gab. „Wo hast du deinen Jungen?"

„Ich weiß nicht. Irgendwo da in der Nähe. Vielleicht mit dem Mädchen auf dem Kinderspielplatz oder bei den Schwänen,"

Die Arnstetten hatte es verstanden, sich ihre Freiheit zu wahren, und die beiden jungen Leute, die im Vorübergehen einen mit freundlichem Nicken aufgenommenen Gruß abgaben, huldigten der nnver kümmerten Schönheit der Frau.

Als das Ende der Spielzeit kam und die Engagements erneuert werden sollten, erinnerte sich Amelie, daß ihr zweijähriger Vertrag abgelaufen war. Sic wartete. Im Für und Wider der Aussichten erhitzten sich die Kollegen und umlagerten mit ihren Wünschen die Direktion? kanzlei. Man erfuhr, daß der erste Held eine Erhöhung der Gage durchgefctzt hatte; strahlender als je ging die Rcmartini herum, nm es jedem einzuprägen, daß es auf der Kanzlei eine tragische Szene gegeben hatte, als sie ihre Absicht erklärte, fortzugehen. Es war die

Zeit, in der die Höhcnmessuug des eigenen Wertes mit Hilfe der Trigonometrie der Eitelkeit und die Inventur des Könnens vorgenommen wurde, Tie Ergebnisse wurden unter Fanfaren verlautbart, Richard kam nach Hause, zog ein Papier aus der Vrusttasche und reichte es Amclic. „Mit den schmeichelhaftesten Worten . . ." sagte er: „. . , ich glaube, .unentbehrlich' tam auch vor. Tann dachte er an die Grund-Pfeiler des Haushaltes. Amclic war die tragende Säule. „Nun — und du?"

„Noch nichts!"

„Zum Teufel! Sic lasten sich Zeit. Ich glaube, daß die andern alle schon ihre Kontrakte in der Tasche haben. Vielleicht ist es nötig, daß du selbst hinaufgehst. Vielleicht fürchten sie, daß du eine Erhöhung verlangen könntest, und lassen dich deshalb dunsten."

Amelic lächelte über die „Erhöhung". Sie sah deutlicher, daß mau gewiß war, dies nicht von ihr besorgen zu müssen, aber sie ahnte nichts von dem, was sie in der Tirettionskanzlei erwartete. Mit auserlesener Höflichkeit und von Bedauern getränkten Mienen fetzte man ihr auseinander, daß — obzwar nicht der geringste Zweifel an ihrer Künstlcrschaft . . . trotzdem man sich wohl bewußt sei, «ine schätzbare Kraft zu ver liercn . , ., obwohl man es schwer ertrage, sie ihren Weg anderswo fortsetzen zu sehen ... — doch die wandelbare Zuneigung des Publikums sich von ihr abgewendet habe, und daß man im Interesse der Vühne gezwungen sei, auf ihre Kunst zu verzichten. Turch alle Obzwar und Trotzdem und Obgleich sah Amelic nur die brutale Tatsache der Kündigung. Tie süße Schicht über dem bitteren Kern war nur ganz dünn. In der Ferne schwoll eine Flut von unbezahlten Rechnungen, und eine unbarmherzige Schar von Gläubigern schwang den Sturmbock gegen ein zersplitterndes Tor. Vor der Tircktionskcmzlei rauschte die Remartini heran. „Nun, meine Liebe, wie geht's dem kleinen Richard?" Von dieser Frage glitt sie zn den Plänen für die Ferienmonate hinüber und fügte einen Glückwunsch zur vorteilhafte» Erneuerung des Kontraktes daran.

Im Caf»5 Austria erörterte man am Schluß eines Gespräches über die kommende Thcatersaison die Zukunft der Amelir Manfred-Schurigl. Mendl vermutete, daß sich das Ehepaar werde trennen müssen, aber Ielinek sprach von der Festigkeit des Ehebandes, trotz der lärmenden Szenen, deren Nachhall in die Öffentlichkeit gedrungen war. Dies war das letzte Mal, daß man Ämclies Schicksal zum Thema einer längereu Tebatte machte.

Auch zwischen den Gatten schwieg nach den eisten Stürmen die Frage nach der Zukuuft. Mit dem glücklichen Leichtsinn des Schau spielers stellte sich Richard blind, solange die Gefahr noch nicht unmittcl dar war; und Amclie betrachtete den Aufenthalt in der bescheidenen

Sommerfrische als einen Aufschub, obwohl sie oft, plötzlich von einer
Angst überfallen, nur mühsam die Tränen unterdrückte.
„Du bist eine Trauerweide," hatte ihr Richard gesaut, als er sie
einmal im Zustand der Folterung fand. Und von ihrem melancholischen
Rauschen, das ihm eine Klage unter düsterem Himmel schien, strebte
er zu andern, freundlicheren Gewachsen. Sie hatten die Orte aufgesucht,
in denen sie vor zwei Jahren ihr Bündnis geschlossen hatten und wo
sie auch im vorigen Sommer gewesen waren. Aber, als wären an
diesen Orten nur Gespenster der Vergangenheit, zog es Richard nach einer
lebendigeren Gegenwart. Nahe dem kleinen Nest, in dem sparsame
Leute eine billige Geselligkeit und eine kostenlose Naturschwärmerei
suchten, hatte sich in der letzten Zeit ein Modcbad aufgeschwungen. Es
war zwar weniger schön, aber „man" fand sich dort, wohnte in komfor-
table» Hotels, die noch ein wenig vom Bauen feucht waren, und gab
sein Geld mit Grandezza ans. Alle Johanns hießen dort bereits Jean
und an Stelle der wackeligen Holzftiegen von Bauernhäusern bediente man
sich der Lifts znr Beförderung in dritte und vierte Stockwerke. Fast
täglich ging Richard den schattigen Waldweg hinüber, um dort einen
Kaffee einzunehmen, der nach seiner Schilderung alle Wohlgcrüche
Arabiens in Kräuselwolken aussandte. „Was willst du haben," sagte er
der an den Kinderwagen geketteten Gattin, „es ist dort lustiger, als
hier. Viel lustiger! Leben, Bewegung, eine Promenade, auf der man
täglich andere Gesichter sieht. Nicht wie hier, wo täglich dieselben vier
alten Pensionisten unter dem Akazienbaum sitzen." Und dn er genau
wußte, daß Amelic unter keiner Bedingung ihren Jungen verlassen
bätte, konnte er es wagen, sie zum Mitkommen aufzufordern.
Ter Zufall spielte Amcli? ein Zeitungsblatt in die Hand, aus dem
sie sah, daß Richard auch in der Sommerfrische seinen Beruf ausübte.
Ein Name stand in der Kurliste, der alles erklärte. Die Rcmartini
war unter einer Reihe von anderen illustren „R"s. Um sie kräuselten
die lockenden Wohlgerüche Arabiens. Sie brachte die Lustigkeit, das
Leben nnd die Bewegung, die hier fehlten.
Unter den Aspekten eines bösen Sterns kehrte Nmclie in die Stadt
zurück, die man frübcr in schmeichelhaften Hvperbeln die „glückliche
Stätte ihrer Wirksamkeit" genannt hatte. Das neue Leben begann
damit, daß man eine andere Wohnung bezog, wie sie dem um mehr als
die Hälfte verminderte» Einkomme» c»tsprach. Enger umgrenzten die
Wände der beiden Zinnner Richards Freiheitsdrang nnd machte» es iln»
»«möglich, länger in dem Glauben zu verharren, daß feiner Gattin die
nächtlichen Ausflüge verborge» geblieben seien. Aber, nachdem er die
ersten Verlegenheitsanfälle überwunden hatte, setzte er seine Gewohnheit
trotz der ungcsprochene» Vorwürfe der Gatti» fort. Er gewann Unbe-
fangenheit in der Art, ihr z» begegnen, wenn er morgen? nach Hansc kam

und sie bereits an den Geschäften des Dienstmädchens fand. Trotz aller Einschränkung und einer Sparsamkeit, die Amelie vor allem sich selbst auferlegte, wurde die Vision am Horizont der Zukunft zur Wirklichkeit.
Die Flut der unbezahlte!: Rechnungen schwoll an, und im dunkeln Vorgimmer der Wohnung gab es Dialoge, die grotesk und peinigend waren. Eine Schar von Personen führten die Gegenstimmen gegen Amelie, die sich in immer neuen Wendungen ihrer Verteidigung erschöpfte. Diese Personen, die nicht mit ihrem Namen, sondern bloß nach ihrem Beruf benannt waren, vertraten die verschiedenen Ledensnotwcndigteiten und mußten um jeden Preis zurückgehalten werden. Amelie schmolz in ihre Repliken alle Liebenswürdigkeiten ein, Versprechungen, Schmeicheleien, Bitten und ging so weit, das Mitleid durch immer häufiger wiederholte Hinweise auf den kleinen Richard zu erregen. Der Schuster, der Schneider, der Selcher, der Bäcker, der Kohlenhändler entgegneten so ziemlich alle dasselbe' wie die Personen eines schlechten Dramatikers, dein der Dialog allzu große Schwierigkeiten gemacht hat. Dem vornehmsten Partner, dem Hausherrn, wurde als Schauplatz der Szene das Wohnzimmer eingeräumt. Hier entfaltete Amelie eine Virtuosität, deren Erfolge wie ein Schatten ihrer einstigen Bllhnentriumphe waren. Je mehr sie das einstige Hindernis der Schani hinter sich ließ, desto höher nnd glänzender wuchs die Beredsamkeit, mit der sie den Kampf führte. Aber die feindlichen Mächte durchbrachen den Damm von schöne» Worten und reckten sich nach der endlichen Erfüllung der immer erneuerten Versprechungen.
Als Amelie am Rande ihrer Kräfte war, wagte sie es, Richard um feinen Beistand zu bitten. Er wusch eben den Schlaf zweier kurzer Morgenstunden aus den Augen.
„Richard," sagte Amelie, „ich habe es lange genug ertragen, weil ich hoffte, du würdest von selbst umkehren. Du innßt dein Leben ändern. Die Lieferanten werden aufsässig und wollen Geld sehen. Es geht nicht, daß du die Hälfte der Gage für dein Vergnügen nimmst. Tu mußt dich einfchränkcn nnd zn Haus bleiben."
Um nichts zu hören, sprndclte Richard Wasserstürze über Kopf nnd Hals, steckte die Finger in die Ohren und verdreifachte das Getümmel der Reinigung. Aber Amelie war entschlossen, diesmal nickt gurnckzuweichen, nnd führ, trotz der deutlichen Anzeichen von Richards Uugehaltenbeit, fort, ibm zuzusei^n, ilm .;» beschwören, indem sie es versuchte, die Unruhe, von der sie selbst beherrscht war, auf ihn zu über» tragen. Er sollte doch endlich einseben, daß man dem Untergang zutrieb, wcun es weiter w fortging. Schon kreiste man im äußersten Wirbel eines Maelstroms, nnd der Zug in die Tiefe des Trichters hatte Gewalt über sie gewonnen. Sie ließ nicht ab, Richard zn bedrängen, bis er, als

die Obliegenheit!.'!! des Waschcns beendet waicn, ungeduldig fragte:
„Was willst du eigentlich von mir?"
„Ich will nichts weiter, als daß dn bedenkst, daß deine Lebensweise
unsere Existenz bedroht," Richard mußte anhören, daß der Teil der
Gage, den er Amclic übergab, zur Bestreitung des Haushaltes nicht aus
reiche. In einem Anflug von Gewissensbissen, von der Einsicht, daß
Amelie wohl recht haben könnte, verwirrt, rettete er sich in einen poltern
den Vorwurf: „Du vergönnst mir also mein bißchen Vergnügen nicht?"
„Ich lasse dich tun, was du willst, Solange unser Einkommen aus-
reichte, habe ich kein Wort gesagt, Ich verlange auch nicht von dir, daß
du von heute an ein Einsiedler wirst. Ader sich doch auf unsere
Lage ..."
„Bin ich schuld daran? Willst dn das vielleicht auf mich schieben?
Und ich sage, daß ich dies brauche, um nicht zwischen diesen vier Pfählen
umzukommen. Tn vergißt wohl, daß im ein Künstler bin. Freilich, eine
durch und durch unkünstlerische Natnr wie du, eine Spießbürgerin, die
zufällig auf das Theater geriet, wird das nicht begreifen."
Umelie nahm alle Vorwürfe hin, duckte sich wie ein Hund unter
Schlägen und begann, als Richard seine Tiraden über die Bedürfnisse
der Künstlernatur beendet hatte, von neuem. Trotz seines Widerstrebend
sah sich Richard gezwungen, einen Teil seines Reservates an Amelie
abzugeben. Die Übergabe geschah unter allerlei Randbemerkungen, aber
Amelie war damit zufrieden, daß sie überhaupt geschah, bis sie zu
ihreni Schrecken erkannte, daß cnick, diese Erhöhung des Etats nicht
genügte. Auch sie war nicht allzu fest in der Mathematik des Hau?-
Haltes, und erst die letzten Monate hatten ihr zu einigen Kenntnissen ver-
lwlfen. Aber es geschah,'daß sie sich manchmal verrechnete. Richard
fühlte den Nimbus des Retters über seinem Scheitel und sah sich wohl
gefällig in den Gestalten des Selbstlosen nnd Verzichtenden. Sein
Heroismus hatte alles in das rechte Geleise gebracht. Um so empörter
war er, als ei eines Tages bei seiner Heimkunft wieder Amelie in einem
Dialog mit einem Bedränger fand. Ta stand ein Kerl im Vorzimmer,
schwang zwei große rote Hände vor dem Gesicht Amelics nnd wieder-
holte seine Forderung mit der Hartnäckigkeit des unbezahlten Lieferanten.
Wie ein König schritt Richard durch das Vorzimmer, trug seine Ver-
achtung der krämcrhaftc» Seelen durch gekräuselte Lippen znr Schau
und ließ sich im Wohnzimmer nieder, wo der kleine Richard auf dem
Vodeu herumkroch. Traußen wurde es immer lauter, nnd ein Salz
kehrte zun, Überdruß wieder: „Ich will mein Geld haben," bis Richard
die Türe aufriß und von der schwelle hinausrief: „Herr, sind Sie blöd-
sinnig?"
„Ich will mein Geld haben," sagte der Fleischhauer.
„Tic hören ja, daß Sic es bekommen werden."

„Von dem Hören Hab' ich nichts. Ich will was sehen."
„Donnerwetter, Sie luerden bezahlt werden!"
„Ich will mein Geld haben," sagte der Fleischhauer, Es war das letzte Mal. T^nn gleich darauf hatte ihn Richard beim Kragen und führte ihn ohne Verzögerung vor die Türe. Während Amelie von Vor würfe» überschüttet wurde — sie tonne nicht haushalten, sie wolle ihre Unfähigkeit, eine geordnete Wirtschaft zn führen, durch die Ausrede auf Richards harmlose Künstlerbedürfnisse verdecken — während das Echo lange zuvor gesprochener Worte von ihrer Philisternatur wieder anschwoll, ging der Fleischhauer die Stiege hinab. Vor dem Haustor traf er den Kaufmann, der den entgegengesetzten Kurs steuerte. Nie Schiffe, die sich begegnen, riefen sie sich an:
„Halloh!"
„Halloh!"
„Nichts zu machen. Ersparen Sie sich drei Stockwerke."
„Ich will mein Geld," diese Phrase war allen gemeinsam.
„Tas kann ein jeder sagen. Aber oben werden Sie hinausge^ worse»."
„Hinausgeworfen?"
„Wie ich!"
„Tas ist niederträchtig!"
„Jawohl."
„Was ist da zu tun?"
Ter Hausherr begrüßte die beiden Gefährten von seinem Fenster ans, beugte sich weit vor nnd gab ihnen die Antwort: „Klagen, meine Herren! Nehmen Sic keine Rücksicht mehr und klagen Sie." Ter Haus- bcsitzcr war ein Feldherr niit einem festen Plan, für den er Bundes- genossen warb.
Einige Tage später brachte der GerichtZdiencr die Kriegserklärungen der vereinigten Mächte. Nachdem Anielie den ersten Schrecken ver- wunden hatte, begann sie neue Schanzen auszuwerfen. Ein Verzeichnis des Entbehrlichen wurde aufgestellt. Tir Hochzeitsgeschente der Freunde standen obenan. Als Amelic bei dem Champagnerservice Ielineks an» gelangt war, schien es, als ob die Schriftzüge ineinander zu fließen begännen. Tann machte Amelie, während eine mildherzige Nachbarin sich des kleinen Richard annahm, die ersten jener Gänge, die für die näcbste Zutnnft zu ihren regelmäßigen Pflichten gehörten. Einige Posten im Verzeichnis des Entbehrlichen wurden gestrichen und der Angriff der Verbünden'» abgewiesen. Aber der Hausherr reizte seine Bundes- genossen nach kurzer Pause von neuem an, während er nach den Grund- sähen bewährter Strategie das schwere Geschütz seiner eigenen Forderung im Hintergrüünde hielt. Wieder wurden einige Posten im Verzeichnis des Entbehrlichen gestrichen. Als Richard einmal durch Zufall darauf

kam, daß der Kasten, in dein das Museuni der Triumphe Ämelies ver-
wahrt war, zur Hälfte ausgeleert sei, geißelte er die schlechte Hausfrau
mit den Skorpionen seiner Verachtung: und im Kreise seiner Kollegen
antwortete er von da an auf die seltenen Fragen nach dem Befinden
seiner Gattin mit einer Geste der Betrübnis und dem gut gesprochenen
Tat;: „Lasset mich von ihr schweigen, Brüder,"
Nachdem der Hausherr sich znrecht gelegt hatte, daß nun Amelies
Hilfsquellen erschöpft sein müßten, stieg er vom Parterre in den dritten
Stock und klopfte an ihre Türe, Zitternd brachte ihn Amelie ans den
Kampfboden und fragte nach seineu Wünschen, indem sie im selben
Augenblick einsah, daß es töricht war. zu tun, als wüßte sie nichts von
ihnen. Was der Hansherr vorbrachte, war eine in den wesentlichen
Punkten unveränderte Variation des abgespielten Themas: „Ich will
mein Geld haben." Amelie konnte ihm mit einiger Zuversicht ant-
worten, daß sie ihn zu bezahlen gedenke. Noch waren einige Posten im
Verzeichnis des Entbehrlichen nngestrichen. Sie bat um einen Aufschub
von einigen Stunden.
Vor dem Kasten knicend. ränmtc sie die letzten Stücke ans, packte
das Champagnerservice sorgfältig ein und rief den Hausmeister, der sie
auf diefen Gängen zu begleiten pflegte. Aus der engen Gasse, in der
sie wohnte, bog sie in breite, belebte Straßen, druckte sich an den Häusern
hin und nahm, vom Hausmeister mit den beiden Körben gefolgt, den
Weg durch die Anlagen. Es war wieder ein Maitag, und die Damen
führten neue Toiletten aus, zwischen denen ihr zum Bewußtsein kam,
wie armselig sie gekleidet war. Auf einem stilleren Weg kam ihnen ein
Paar entgegen. Die Dame war Amelie von fhrer Wirksamkeit am
Metrovoltheater bekannt. Damals hatte sie kleine Rollen, Stuben-
mädchen nnd dergleichen gespielt. Heute hatte sie dicfe ersten Stufen
hinter sich und konnte sich in großer Pracht und Herrlichkeit mit ihrem
offiziellen Verehrer zeigen. Vor einem Hintergrund von grünen Büschen
leuchtete ein Seidenkleid von grellem Rot, nnd über dem liebenswürdigen
Gesichtchen saß ein großer Hut, der den Gedanken an ein deutsches Burg
fräulein nahe brachte. Der Herr, der — ein wenig blaß und von den
Klauen des tollen Lebens gezeichnet ^ neben ihr ging, war Ielinek. Er
fah auf, sein Blick glitt über Amelie, ohne zu verraten, daß er sie kenne.
Daß er sie aber dennoch erkannt hatte, wurde daran deutlich, wie er
kurz vor dem Zusammentreffen die Richtung änderte und seine Be-
gleiterin auf einen Seitenweg zog. Lciie klirrte das Ehnnipagner»
servicc in dem einen Korbe.
Amelie lächelte noch dasselbe bittere Lächeln, als sie vor dem Ge>
schäftsmanne stand, zu dem auch die anderen Posten aus dem Verzeichnis
des Entbehrlichen gewandert waren. Er war ein Geschäftsmann nnd
gab sein fachmännisches Urteil ab. Amelie fühlte, wie das Lächeln auf

ihrem Gesichte fror. Es war ihr, als könne sie nie mehr aufhören zu lächeln, Ter Geschäftsmann nannte eine Summe' „Ich kann nicht mehr geben. Es geht absolut nicht. Der Tafelaufsatz is gut, aber nicht mehr modern, Ma verlangt setzt Sezession. Und das da is altdeutsch. Ten Silbcrwert kann ich geben, mehr nicht." Jedes Stück verlor unter seiner unbarmherzigen Kritik an Wert. „Und das Champagner-servicc! Mein Gott, was mach ich mit an unvollständigen Service? Was is Ihnen eingefallen, das zu bringen. Wo soll ich a zwölftes Glas bernehmen? Was is passiert? Wie kann ma von so an Service a Glas zerschlagen? Was soll ich Ihnen dafür geben? Wenn ich Ihnen den dritten Teil gcd', so schneid' ich mer im eigenen Fleisch. Das is ze viel siir a unvollständiges Service."

Über einem feinen Klirren fprach eine fremde, dunkle Stimme: „Ich will mich immer an euch erinnern, wenn das zwölfte Glas fehlt."

Amelic lächelte noch immer. Ach — sie erinnerte sich, sie erinnerte sich. Ter Hausmeister nahm für sie das Wort und machte Einwände gegen die Summe. Man sei nicht gesonnen, die Sachen zu verschenken. Er wurde zurechtgewiesen, daß er in diese Angelegenheit nichts dreinzureden habe, daß dies Geschäft lediglich durch Vereinbarung zwischen dem Käufer und der Verkäuferin zustande kommen müsse. Eine sonderbare Art von Vereinbarung, bei der der eine Teil den Preis bestimmt und der andere ihn ohne Widerstand annimmt! Ter Hausmeister hatte andere Begriffe von Käufen und Vereinbarungen. Turch das staubige Fenster über der Türe kam ein wenig Licht in das Kellergewölbe und erhellte im Gesicht d^s Geschäftsmannes die eine Hälfte, während die andere im tiefen Schatten lag. Manchmal hob sich ein oder das andere 3tück in den Vereich des Lichte? vor prüfende Blicke, und der Hausmeister nias; indessen den Abstand von diesem halben Gesicht, das wie eine Zielscheibe vor ihm lag. Es blieb bei der zuerst genannten Summe, und die letzten Nummern des Verzeichnisses wanderten zu den ersten.

Als Amelie ans dem Magazin des Trödlers entkommen war und an dem ein wenig freundlicheren Gassenladen vorbeischritt, zerknüllte sie ein Papier in einer feuchten Hand und warf den kleinen Ball vor seine schwelle. Tas Verzeichnis des Entbehrlichen fiel zu den abgetanen Dingen.

Ten Hausherrn, der wartend aus dem Fenster sah, bat ein Kopfnicken um die Fortsetzung des unterbrochenen Besuches. Er kam vei> drossen, wie ein Ttratege, dem ein guter Plan vorläufig mißlungen ist, aber aus dem Aussehen der Frau schöpfte er neue Hoffnung.

„Mein Gott," rief sie ihm entgegen, „ich muß wahnsinnig gewesen sein. Ich habe wM vergessen, was Sie sagten, oder nicht gehört, was er . . . Ich habe zu wenig! . . . Wie viel war es, ich bitte Tic?"

Ter Hausherr nannte noch einmal die Summe aller rückständigen
Mietzinse.
„Zu wenig! Mein Gott, aber Sic werden sich zufrieden geben,
nicht wahr. Den Rest will ich Ihnen recht bald ... Es ist ja nur
noch der vierte Teil." Amelie hatte den sechsten Sinn der Frau, den
Instinkt für die Temperaturen des anderen Geschlechts. Sie erhielt
eine Warnung des Instinktes, und als der Hausherr wie zufällig seine
Hand neben die ihre legte, zog sie rasch zurück. Nachrückend erklärte er,
das; er gerne bereit sei, vom Rest zu schweigen, wenn sich Amelie gegen
ihn etwas liebenswürdiger zeigen wollte. Zuerst hafteten Amclies Ge»
danken, von einem gleichen Klang verführt, an einem Wort Hamlets,
dann aber erfaßte sie die Gefahr und sprang unter dem Stachel der Be-
schimpfung auf. Indem sie die Tür öffnete, sagte sie — und die muntere
Liebhaberin von einst fand ganz von felbft den Ton der Heldin: „Sie
dürfen gehen, Hausherr. In meiner Wohnung lasse ich mich, selbst
wenn sie nicht bezahlt ist, nicht beleidigen."
Ein übermütiges Kriegsschiff fank unter dem Feuer eines beherzten
Torpedobootes. Es zischte noch über den Wassern. Als der Hausherr
gegangen war, sank Amelie hin. Am Fenster sitzend überdachte sie ihre
Lage. Wie tief war sie gesunken, daß man ihr so etwas bieten durfte?
Was dachten die Lente von ihr? Hatte sie noch nicht genug getan, um
zu beweisen, daß ihre Vergangenheit als Schauspielerin kein Recht
darauf gab, ihr die bürgerlichen Ehren der guten Hansfrau zu ver-
weigern? Tic Nachbarin brachte ihr mit dem kleinen Richard den Trost
und die Sicherheit, nach denen sie verlangte. 2ie hatte ein Ziel und
war entschlossen, nicht vom Wege zu weichen.
Auch Richard kam mit einem Entschluß ins reine, der schon einige
Zeit auf der Schaukel des Bedenkens gelegen hatte, als ihm der Haus-
herr einige Tage später die Wohnung kündigte. Zn Ende der Spiel-
zeit war Anszichtcrmin. „Den Rest des Mietzinses schenke ich Ihnen,"
sagte der Hausherr, indem er hoffte, daß er Amelie durch diese Groß-
mut zum Schweigen bewegen »verde. Amelie schwieg, auch als Richard
in einer großen Szene die Bilanz eines verfehlten Lebens zog. Sie
hatte das Kind auf dem Schoß, strich über feine blonden, glänzenden
.Haare und schwieg.
',Du hast recht, meine Licbc," sagte Richard am Abend, als er mit
der Remartini in dem kleinen Zimmer des Theaterrestaurants saß, „sie
ist an meinem Niedergang schuld. Sie hat mich materiell und künst-
lerisch ruiniert. Diese immerwährenden kleinen Torgen haben mir den
Gleichmut genommen, den der Künstler braucht, und es brachte mich
außer Rand und Band, wenn ich sah, wie stumpf nnd gleichgültig sie
es hinnimmt, daß wir immer tiefer sinkeli. Wenn ich mich aufregte, laß
sie dabei nnd schwieg."

Die Remartini half ein wenig nach: „Es war vielleicht Bosheit,
weil sie weiß, daß es dir schadet. Und Neid, daß du noch auf der
Bühne stehst, während sie zu Hause bleiben muß."
„Vielleicht! Wenn sie ein wenig Interesse für mich gehabt hätte,
so hätte es nicht so weit kommen können, daß der Esel da schreiben darf,"
er mißhandelte ein Zeitungsblatt, „ich bitte: also: ‚Herr Schurigl scheint
allmählich sein Gedächtnis zu verlierend Dil weißt, daß ich schwer lerne.
Früher hat sie mit mir meine Rollen durchgenommen; dazu hat sie jetzt
keine Zeit niehr, den» sie ist beschäftigt, Kinderhemden zu wasche» und
darüber nachzudenken, was sie Wohl für ihren Jungen kochen könnte.
Seit einem Jahr, länger, hacken die Kerle wieder an mir herum. Es
ist kein Wunder, daß man nieinen Kontrakt nicht erneuert hat."
„Siehst du ein, daß dir nichts anderes übrig bleibt, als meine»!
Rat zu folgen,"
„Du hast recht, es ist notwendig!" Und die beiden tränten auf ihre
völlige Einigkeit,
Zwei Tage nach Schluß der Zaison erwartete Amelie ihren Gatten
vergeblich über die Morgenstunden hinaus, die sonst seiner Rückkehr als
Grenze gesteckt waren. Gegen Mittag brachte ein Dienstmann einen
Brief, Auf einem Bogen mit der Anficht des Theaterrestaurants und
den Anpreisungen der Küche »nd der Getränke stand etwas von Pflichten
Hegen sich selbst und von unerläßlicher Notwendigkeit im Interesse der
künstlerischen Entwicklung, von Loslösung aus beengenden kleinlichen
Verhältnisse» und ein Satz von gekränkter Liebe: „Ich ertrage es nicht,
immer hinter dem Kind zurückgesetzt zu werden." Ein Lebewohl wurde
mit der Versicherung verbrämt, daß er nie vergessen werde. Die Phrase
der Selbstmörder folgte: „Forsche nicht nach mir, ich werde verschollen
sein." — Richard hatte ans seinen Rollen und den Rollen anderer vieles
behalten.
Mitten in, Wirbel des Auszugs aus der alte» Wohnung bewahrte
Amelie ihre Besinnung dadurch, daß sie das Zunächstliegende ergriff.
Zuerst besorgte sie die Arbeiten des Umzugs in ein möbliertes Zimmer,
rro sie sich auf das Leben der Näherinnen einrichtete. Inzwischen hatte
sich das Gerücht von Richards Verschwinden verbreitet und die Beteiligten
zur wilden Jagd aufgestachelt. Die Züge der Kellner fanden such bei
Amelie ein, und voran schritten die würdigen Rechenkünstler aus dein
Ellf<"' Anstria und dem Theaterrestnnrant, die in ihre» Büchern unter
de»! Namen Schurigl lange Reihen von Zahlen vorzeigten. Mit den
Mienen gekränkter Hofräte deuteten sie an, daß sie geglaubt hätten, in
Herrn Schnrigl einen Ehrenmann vor sich zu haben. Amelie überließ
ihnen die Einrichtung der früheren Wohnnng und verlangte von der
Ehrlichkeit des braven Franz aus dem Tbeaterrestanrant nichts, als eine
kleine Snmme des Überschuhes.

Als der brave Franz das Geld brachte, griff Amelie nach dem kleinen Handkoffer, der gepackt bereit stand, und führte das Kind zu der gutmütigen Nachbarin, die für einige Tage die Pflege übernahm, Tann ging fie zum Bahnhof, Ohne es zu wissen, hatte Richard eine Spur hinterlassen, indem er bor einigen Wochen davon sprach, im heurigen Sommer vielleicht ein Engagement im Theater eines Badeortes anzunehmen. Sie war sicher, ihn zu finden. Und als fie den Theaterzettel an dem Eingang zur Bühne las, blieb ihr Finger an zwei der fremden Namen haften. Das war er und sie. Das waren die Masken ihres neuen Lebens. In einer kleinen Restauration dem Theater gegenüber wartete sie auf das Ende der Probe. Während der freundliche Kellner auf eine kleine Frage mit einem Gedränge von Antworten aufwartete, durch die'Amelie ihre Vermutung bestätigt sah, lies; sie den Bühnenausgang nicht aus den Augen. Die Künstler kamen von der Arbeit, stellten sich den Kurgästen in Gruppen zur Schau und erfreuten sich in Grüßen und Gegengrüßcn der neugewonnenen Beziehungen, Lebhaft plaudernd, verjüngt, verwandelt standen Richard und die Nemartini unter den übrigen, Tann verabschiedete sich die Remartini mit einem Händedruck und einem Lachen, und Richard ging langsam die Straße hinab. Sein lichter Sommeranzug war neu, und der Stock mit dem silbernen Griff war neu. Jenseits der dunkeln Flut der Vcrschollenheit, hatte er ein glückliches Land gefunden, in dem er fonnige Wege zur Höhe hinaufschritt. Mit eleganten Bewegungen und kleinen koketten Schritten ging er unter der Bewunderung neuer Frauen. Ter Mann vor Amelie war ihr fremd, und ohne den Befehl ihres eifernen Willens hätte sie ihn ziehen lassen, zufrieden damit, ihren Scharfsinn bewiesen zu haben. Er verlangsamte seine Schritte, um den Frauen Zeit zu lassen, sich an ihm satt zu sehen, Tas Geflüster seines Namens hinter ihm und neben ihm betäubte ihn und war noch in seinem Ohr, als er oben in seiner Wohnung stand und im Spiegel suchte, ob das Lächeln richtig auf seinem Gesichte saß und ob der kurze, borstige Tommerschnurrbart ihn verschönerte.

Es klopfte.

Der Spiegel zeigte ihm im Rahmen der Türe feine Gattin. In diesem Augenblick hatte er es nicht nötig, Überraschung zu spielen. Die Überraschung warf sich auf ihn, verwirrte ihn, nahm ihm die Besinnung und machte ihn sprachlos.

„Ich habe dich aufgesucht, Richard," sagte Amelie. Sie konnte es sich nicht versagen, ihn sehen zu lassen, daß sie seine Bestürzung bemerkte und daß sie sich über ihn erhob, trotzdem sie als Bittende gekommen war. Es war ein wohlerworbener Triumph. „Ich habe dich aufgesucht," setzte sie fort, „um dich daran zu erinnern, daß du ein Kind daheim hast. Ich weiß, es wäre vergeblich, dich dazu zwingen zu wollen,

daß du zu mir zurückkehrst. Du weißt, daß mir das Gesetz ein Recht
darauf gibt, von dir zu verlangen, mich als deine Gattin zu behandeln.
Aber ich will keinen Zwang, Tu sollst einsehen, daß du dich deiner
Pflicht nicht entziehen darfst. Es soll alles noch gut werden."
Man ist nicht umsonst zehn Jahre bei der Bühne, wo die plötzlichen
Unfälle, das Versprechen, die Verspätung Auftretender, die Bosheiten
der Versatzstücke Geistesgegenwart erfordern. Richard hatte sich rasch
gefaßt: „Nu bist gekommen, um mich wieder einzusaugen. Ich soll
also wieder ins Joch. Aber eher ..."
„Nein — ich will dich nicht zu mir zurückholen. D u sollst mich bei
dir aufnehmen. Sei gewiß, daß ich mich dir nicht aufdrängen würde,
aber ich tue es wegen meines Kindes. Tu wirst dich auch über mich
nicht zu beklagen haben, du kannst deinen Neigungen folgen wie früher,
ohne daß ich dich hindern werde."
Richard hatte es dem dritten englischen König seines Namens nach°
tun wollen. Aber die Grimasse der Unbarniherzigkeit wollte ihm nicht
gelingen, als er die blasse Frau vor sich sab, deren Angcn von vielen
trostlosen Stunden verstört waren. Sein bewegliches Schauspielerkinn
wollte nicht gehorchen, und die Brauen zogen sich nicht genügend zusammen.
Als er sich über seinen Zustand klar zu werden suchte, entschleierte sich
sein Unbehagen als Mitleid. An der Spitze von Richards Weltanschau»
ung stand das eigene Behagen. Und dieses war durch die Erscheinung
seiner Frau gestört. Ohne daran zu denken, daß er dadurch das Be»
Hagen der' Zukunft gefährdete, suchte er die Qual des Augenblicks zu
beseitigen. „Ich wäre ganz gerne, ich wäre gerne bereit . . . wenn sich
eine Möglichkeit bieten würde . . ." Er stotterte, fuhr sich mit der Hand
ins Haar, griff dann in die Falten des roten Fenstcrvorhanges und bat
endlich seine Frau, einen Stuhl zu nehmen.
Lautlos sank Amelie in ein Fcmteuil, dessen zersessene Federn unter
ihr nachgaben, »nährend Richard im Zimmer auf und ab ging, murmelte,
stehen blieb, beim Fenster hinaussah, bis er sich endlich rasch umwandte.
„Es geht nicht," sagte er und sah neben Amelie vorbei auf den Finanz»
Wachoberinspektor, dessen Bild hinter ihr an der Wand hing.
„Was soll ich denn tun? Ich kann nichts als Theaterspielen. Und
das will man, wie es scheint, nicht mehr von mir."
„Aber, es ist unmöglich, sag' ich dir, denn ich . . . ich wohne hier
schon mit einer andern Frau zusammen." Richards Verlegenheit sehnte
eine Patronin herbei, so inbrünstig, wie die Schiffer im Sturme ihre
Heiligen anrufen. Und als ob die Beschwörung die Kraft eines starken
Rufes gehabt hätte, ging die Tür auf, und die Rcmartini trat ein. „Ach,
Sie sind da?" sagte sie, und, ohne besondere Erregung zu zeigen, begann
sie, es sich bequem zu machen, als wolle sie vom ersten Augenblick an
ihr Recht auf dieses Heim ben>elsen. „Sie sind ihm nachgelaufen?"

„Es ist selbstverständlich, da ei seiner Pflicht entlaufen ist."
„Und Sie sind armselig genug, auf einer Pflicht zu bestehen, deren Erfüllung ihm eine unerträgliche Last ist. Er geht an dieser Pflicht zugrunde. Was wollen Sie eigentlich von ihm?"
„Er soll nicht vergessen, daß er ein Kind hat!"
„Sie haben alles getan, ihm das früher so nachdrücklich einzuprägen, daß es ihm zum Überdruß wurde. Zum Überdruß, meine Liebe. Aber Sie sehen so schlecht aus: darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?"
Sie machte sich daran, die Teemaschine zu beschicken. Als gründliche Kennerin der männlichen Seele — sie hatte keine Mühe gescheut, sich einen Schatz von Erfahrungen zu erwerben — hatte sie feine Aufmerksamkeit auf einen Punkt gelenkt, wo sie alles für sich hatte. Sie zwang ihn zur Begleichung. Während sie, um den Tee zu bereiten, hin- und herging, mit deni schwebenden Schritt und den leicht flatternden Arm» bewegungen, deren sie sich auf der Bühne bediente, wenn sie Begierden erregen wollte, saß Amelie zusammengesunken, blaß, verzweifelt, so lächerlich tief in ihrem weichen Fauteuil. Während sie paradiesisches Glänzen machte, glich Amelie einem Aschenrest. Sie war der Aufschwung und Amelie der Niedergang. Und es war nicht daran zu zweifeln, daß sie setzt das fchöncre Weib war. Richard folgte genau dem Zug der Fäden. Er verglich und kam zu dem Ergebnis, das ihm seinen Mut zurückgab. Als die Nemartini den Spiritus entzündete, fügte sie zu ihrem siegreichen Bild noch den Zug der Großmut. „Übrigens wird er sich Ihrer annehmen: nicht wahr, Richard? Er wird Ihnen einen Teil seiner Gage zuweisen: nicht wahr, Richard? Mein Gott, viel kann es ja nicht sein, aber genug, daß Sie davon leben können, wenn Sie spar» sam sind."
Amelie tastete nach der Säule ihres Stolzes. Aber sie griff ins Leere, erhob sich taumelnd und dankte. Sie dankte für dieses Geschenk und nahm es an.
„Wollen Sie nicht warten, bis der Tee fertig wird?"
Amelie lehnte ab und ging. Die nächsten Stunden verflossen ihr wie im leeren Raum, in dem alle Sinne außer Tätigkeit gesetzt sind. Erst als der kleine Richard vorn Arm der Nachbarin nach ihr strebte, kam das Gefühl des Lebens zurück.
„Er ist ein Elender," sagte die Nachbarin, „er war nicht wert, Sie ansehen zu dürfen. Lassen Sie ihn laufen." ?ie Nachrichten, mit denen die brave Frau sie aus ihrer Starrheit zu erwecken suchte, fielen wie in einen Brunnen, der so tief ist, daß er selbst den Schall zurückbehält. „Man sagt, daß er zu viel Geld für seine Verhältnisse ausgegeben hat."
Ohne zu wissen, ob es am Platze war, zeigte Amelie ein Lächeln und versuchte die Nachbarin mit einer Frage zu erfreuen. „Ich habe es sa eben gesagt: Ielinek! Er hat sich heute morgens erschossen, weil man

darauf gekommen ist, daß er defraudiert hat." Amelie zuckte die Achseln und ließ auch diese Nachricht in den Abgrund gleiten. Dann war auch ein junger Mann da gewesen und hatte Amelie sprechen wollen. Die Nachbarin hatte ihm die neue Adresse angegeben, und er war mit einem Dank fortgegangen, ohne zu verraten, was er von Amelie wollte.
Am nächsten Tage benutzte der junge Mann die neue Adresse. Er trat nach einem schüchternen Klopfen ein. „Ich weiß nicht, ob sich gnädige Frau noch erinnern."
Ach ja, sie erinnerte sich! Hatte er sie nicht einmal um ein Album» blatt gebeten und ihr ein Gedicht gewidmet?
Mit dem Morgenrot des Glückes auf dem Gesicht legte er ein schmales Buch auf den Tisch: „Gewiß! Damals war ich noch in der Zwangsarbeitsanstalt — ich nieine, im Gymnasium. Aber nun bin ich ein freier Mann. Im Mai habe ich maturiert, und vorgestern sind meine ersten Gedichte erschienen." Über dem roten Einband zitterten seine Finger. „Ich bringe sie Ihnen, Denn in gewissem Sinne . . . in gewissem Sinne sind ja gnädige Frau mitschuldig!"
Amelies Lächeln war so schmerzlich, so ganz aus einer fremden Welt, daß der junge Dichter die Fassung nnd den Faden verlor und etwas sagte, was in seinem Konzept erst an einer viel späteren Stelle stand: „Denn Sic waren mein Ideal . . . Sie sind ..."
„Bleiben Sie bei dem .waren", junger Freund . . ."
„Ich habe trotz meiner Jugend schon viele Ideale verloren, aber Sie. . ."
„Legen Sie dies zu den übrigen. Wir Schauspielerinnen . . ."
Sie wollte etwas über Schauspielerinnen sagen, aber als sie sah, welche Verwirrung sie angerichtet hatte, schwieg sie. Sie sah die Wand» lung der Elemente in ihm, sie sah, wie er sehend wurde, wie das dünne Gewebe eines Vorhangs zerriß, und wie er inmitten der Geschmacklosig» leiten des möblierten Zimmers ein Schicksal begriff, an das er mit keinem Gedicht heranreichte und das alle Verklärungen von sich wies. Als er sich von ihrem Schweigen entlassen fühlte und aufstand, reichte sie ihm eine kühle Hand.
Sie trat an das Fenster und sah ihm nach, der mit gesenktem Kopf über die Straße ging wie einer, der von einem Begräbnis kommt.
Dann wandte sie sich ihrem Kinde zu, das spielend die Decke voni Tisch herabaezerrt hatte und nun inmitten der Falten saß, indem es mit unbe- holfenen weichen Händen das schmale, rote Buch mit Gedichten an die Vergangenheit seiner Mutter zu umspannen versuchte.

> 'RUN»" .

Aphorismen über historische Dichtung.

von
Oscar ^levertw f.
Autorisierte Übertragung aus deni schwedischen
von Francis ^Naro.

clche drollige Überhcbung des Augenblicks ist nicht bei jenen
zu finden, die stets das letzte Evangelium des Tages predigen
und seinen letzten Heiligen anbeten! Könnte man ihnen
Glauben schenken, so müßte jede Epoche sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, um ihre Menschen, ihre Fragen, ihre Bücher und Kunstwerke. Das ist das Lebendige, sagen sie, all das andere ist tot und dahin, und die Leute, die darauf beharren, sich mit Männern und Gedanken aus der Vergangenheit zu befassen, nennen sie mit überlegenem Achselzucken „Historiker" und meinen damit eine Berufskaste, so etwa zwischen Totengräber und Leichcnplünderer, Sie glauben, daß auch auf geistigem Gebiet das naive Wort des Homer buchstäblich Geltung habe, daß ein lebender Taglöhner besser sei als ein toter Achilles, und ein Gedicht von einem lebenden Fuhrmann ist für sie wertvoller als von einem toten Cäsar. „Von mir sollst du malen, dichten und träumen", ruft der moderne Prophet, „nnd nicht von Schatten aus der Vergangenheit, denn ich lebe." Das tut die Fliege auch, die mir um die Ohren summt, aber ist sie darum interessanter und suggestiver als der tote Schmetterling aus den Tropen mit dem seltsamen Farbenmuster, den mir der Zoologe in seiner Lade zeigt? Was lebt eigentlich? Wenn ich einmal im Tage an den Großhändler im Hause gegenüber denke und zehnmal im Tage an Dante, welcher von ihnen ist für mich der Lebende? Ließe sich eine Statistik der menschlichen Vorstellungen zu-

sammenstellen, so würde es sich zeigen, daß ein gebildetes Hirn mit einem Vorstellungsmaterial arbeitet, bei dein das Vergangene ein ungeheures Übergewicht über das Gegenwärtige hat. Anekdoten und Symbole, Namen und Begriffe, Ideen und Gestalten, all das, mit dessen Hilfe die Seele die Eindrücke der Außenwelt kontrolliert und vergleicht, klassifiziert und versteht, ist das unermeßliche Erbe der Toten, und verglichen mit diesem Reichtum scheint der' Gewinn des eigenen Lebens arm wie der Obolus an Sharon, Ter Fötus macht im Ei das Entwicklungsleben alles Lebendigen durch, und das Individuum ist das lebende Nesums des Augenblicks von der Vergangenheit. Dieser Augenblick gerade jetzt, wo die Regentropfen in den Fliedertrauben das süß verhauchende Licht des Sommerabends spiegeln, hat für den Tenker und Nichter dieselbe Be> dcutung und Wirklichkeit, wie der, von dem er in der nächsten Sekunde träumt, wenn auch dann der Traum einem Sommerabend vor tausend Jahren in einer Stadt gilt, deren Namen eine in der Luft zerstobene glitzernde Blase ist lind deren Ruinen von der Erdoberfläche verschwunden sind. Nichts kann meine Seele hindern, auf einem Spaziergang im Vellmanspark des Tiergartens durch irgend welche Ideenassoziationen an die hängenden Gärten der Semiramis zu denken; und in dem Augen» blick, in dem meine Phantasie ihren Kaktus und ihre Aloe um die Wette mit den Edelsteinen in dem Reif mn»die bleiche Stirn der Königin blühen und glühen sieht, hat dieser Liebesgarten des Morgenlands dieselbe Realität wie die Bellmanlandschaft rings um mich. Das hat auch der große moderne Begründer und noch unübertroffene Meister der Wirklichkeits« dichtung, Gustave Flanbert, eingesehen, — er war nämlich ein Tenker —, und er dichtete mit derselben Stärke und Methode von zwei Schwestern, zwischen deren Dasein Hunderte von Jahrhunderten verflossen waren, Frau Emma Bovary und Salammbo. Neide haben am gleichen Ort gelebt — in den Gedanken des Schöpfers.

Unsere Zeit pflegt sich damit zu brüsten, daß es für sie keine Ent» fcrnungen gibt. Der Dampf und die Elektrizität haben Weltmeere und» Kontinente klein gemacht. Tu, Gegenwartsprophet, erwartest jeden Augenblick den lenkbaren Luftballon, in dem dn die Räume durchmessen willst, aber die Phantasie des Dichters willst du zum „Ballon captik" seiner Umgebung und seiner Mitwelt machen. Doch sein Luftschiff hält niemand auf. Es segelt durch alle Zeiten. Ter Dichter ist nicht dein und des Tages dienstpflichtiger Reporter.

Ein moderner Maler, wenn ich mich nicht irre, Alfred Stevens, hat eines Tages die ungereimte, aber bezeichnende Äußerung gemacht, daß die Nachwelt mehr Freude an einem mittelmäßigen Künstler haben wird, der seine Zeitgenossen gemalt hat, als an einem großen, der eine Zeit malte, die er nie gesehen hat. Nie Äußerung spricht nicht sehr

Vorteilhaft für das logifchc Talent des geschätzten Künstlers. Denn die Ursache, daß ein Künstler oder ein Dichter einen Stoff aus der Vergangenheit wählt, ist ja in den guten Fällen — und natürlich kann nur von ihnen die Rede sein, denn schlechte historische K^unst verteidigt niemand, ebenso wenig wie andere schlechte Kunst — gerade die, daß er ihn „gesehen hat", d. h. mit seinen: inneren Auge,

Stevens sah von der Welt nur die Pariserinnen des dritten Kaiserreichs, eine Weltauffafsung so gut wie manche andere, aber auch nicht besser und nicht für alle hinreichend. Es gibt Phantasien, die über die Krinolinc hinausgehen. Es gibt Phantasien, die mit Nymphen, Hexen, Engeln und Sibyllen umgehen, die hieratische Isispriestcrinnen sehen, mit starr gefalteten Schleiern, schön gegürtete hellenische Jungfrauen, Trauben und Opferkränze tragend, keltische Feen mit langem feuchtem Haar und veilchenblauen Angcn, kühl und rein wie die Quellen, die sie hüten, und die Grotten, die fie bewohnen, nordische Märchen« Prinzessinnen in Goldkrone, Flachshaar und Holzschnhcn. All das und ähnliches gehört Zeiten an, „die man nicht gesellen hat", sollte es darnm nicht gemalt, nicht gedichtet, nicht in Musik gesetzt werden? Michel Angcio ist bekanntlich so weit gegangen, den darzustellen, der die unsichtbare und historische Persönlichkeit Mi' prstsrcnce ist — unseren Herrgott. Ich weiß nicht, wie Alfred Stevens darüber dachte. Wahrscheinlich wünschte er, daß Iehova eigentlich ein Porträt eines Zeitgenossen Michel Angclos sei, eines, mit dem der große Künstler bei der Chiantiflafche in feiner händelsüchtigen Weise gewettert hat.

Wer in einer der großen Gemäldegalerien die verschiedenen Säle durchwandert hat, hat vielleicht dasselbe Gefühl empfunden wie ich, ein feltfam leichtes und wohliges Gefühl, daß Zeit und Raum verschwunden sind. Man wandert von Bild zu Vild und von Jahrhundert zu Jahrhundert, von der Wirklichkeit tief in die Legende, und von der nackten, göttlich frechen Erotit der Mythologie zurück zu den Kleidern, der Anständigkeit, den Märkten, Gassen und Alltagszimmcrn. Diese schrankenlose Freiheit ist ein Fest für die Phantasie, die fo selten Platz hat, ihre Schwingen zu regen. Im täglichen Leben bin ich als Knecht der Mitwelt nnd des Augenblicks einrcgistriert und muß ihre Kravattcn, Ideen, Stimmzettel, Begeisterung und Hoffnungen tragen. Aber es könnte ja fein, daß mein Gedanke sich nach etwas ganz anderem sehnte — darnach, mit den Eingeweihten durch die Olivenwälder nach Eleusis zu wandern, oder mit dem Spaten und dem Andnchtsbnch den kühlen Morgcnfrieden im Garten des Bergklosters zu empfinden. Die Dichtung und die Knnst lösen die Leibeigenschaft, die uns an den Raum fesfeit. Tic Schranken fallen. Ich bin Weltbürger, ich habe Verwandte im Orient, ich habe Freunde und Lehrer in der Antike. Eine Venezianerin, die den prächtigen, abenddnnklen Kopf in die zarte Hand aesiül't dasitzt nnd dem

Abend lauscht, erhebt sich mit einem großen Mick und öffnet mir das Gitter. Die Dichtung, die Kunst entführen mich mit ihrem Flugmantel.
Doch — wendet vielleicht jemand ein — das ist eine Verteidigung der Phantasiekunst im allgemeinen. Stevens wollte vielleicht nicht absolut alles Malen (eventuell Dichten) von Zeiten, „die man nicht gesehen hat", vern»erfcn. Aber auch im buchstäblichen Sinn hält feine Theorie nicht stand. „Tic Nachwelt wird einen mittelmäßigen Maler, der seine Mitwelt schildert, mehr genießen, als einen größeren, der das malt, was er nie gesehen hat." Gut! Vor uns hängen zwei Vilder flamländischer Meister. Das eine ist eine Amazonenschlacht von Rubens, das andere ein Sittenbild von Chr. Jakob van der Lamen, Ieroom Jansen oder irgend einem anderen Gesellschaftsmaler des flamlcindischen Barocks. Man fragt sich: Haben diese letzteren Zcitschildcrungcn wirklich eine einzige Seite, die interessanter sein kann als Rubens' von glühen» dem Leben getragenes Phantasiebild aus der alten Welt? Ja, möglicherweise eine einzige, wenn Stevens das meint, die rein zeitillustratorische. Auf den Bildern dieser Gefellschaftsmaler sieht man ganz genau die Haartracht und den Schnitt der steifen Damcnröcke mit den leuchtenden und kalten Farben um 1C5U. Ja, mehr als das, diese Vilder geben Wohl eine Zcitstimmung, die man sonst nirgends findet. Eine Stimmung von üppigem Müßiggang, versteckter Bigotterie und starrer Sinnlichkeit gibt diesem Kreis von Männern und Frauen, die in sonnigen Kolonnaden mit schwerer Grandezza umherstolzieren, das Gepräge. All dies ist ja interessant, aber weit eher historisch als künstlerisch. Ter Kulturhistoriker kann „von diesen mittelmäßigen Malern, die darstellen, was sie gesehen haben", lernen. Die großen Künstler schweben über den Zeiten. Nicht so, daß sie nicht ihre besten Söhne wären, aber ihre Menschlichkeit ist so tief, ihre Perfönlichkeitcn sind so stark, ihr Tchönheitsgefühl ist so strahlend, daß sie zu allen Geschlechtern sprechen, und für ihre schöpferische Phantasie gibt es keine scharfen Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Geschichte und Realität, Vergangenheit und Gegcnwart. Aber die kleinen Talente, die illustrieren kleine Momente, die sind die wirtlichen „Historienmaler", die die Kostümschilderer, die Sittenschildcrer, die Anekdotenerzähler immer zurate ziehen müssen. Sic zeigen, wie man sich kleidete und coiffierte, im besten Falle, wie man nuno llnrniui in diesem oder jenem Frühling lebte und dachte.
Es zeigt sich, daß Alfred Stevens' Satz bei näherer Betrachtung nur die einfache Wahrheit enthält, daß fchlcchtc Historienmalerei langweilig ist, schlechte Gcgcnwartsschildcrung gleichfalls, doch mit dem Vorzug des historischen Werts. Ter Künstler, der die Sache der reinen Kunst verfechten wollte, wird also unbewußt der Fürsprecher der Richtung, die er angreift . . . Ein anderer Gesichtswinkel, aus dem die Frage der Nercchtigung der historischen Dichtung mit Vorteil beleuchtet werden

kann, ist das Verhältnis zur Wissenschaft, Das klassische Aktenstück, dessen Argumente in allen späteren Diskussionen über die Frage wieder auftauchen, ist hier Manzonis berühmte Abhandlung „vel rninaii2<i stnrico". Manzoni, der ja selbst eins der talentvollsten Werke der historischen Novellistik geschrieben hat, hat in dieser kritischen Untersuchung scharfsinnig die Kardinalpunkte des Problems der historischen Dichtung hervorgehoben, Sehr richtig zeigt er zuerst, nnrum es für den Dichter immer eine Lockung sein wird, einen historischen (oder sagenhaften, aber in der Überlieferung lebenden) Stoff zu behandeln. Ein folchcr Stoff hat nämlich seinen ersten ursprünglichen Charakter des Rohmaterials verloren und jene erste Gestaltung erfahren, die die Arbeit des Künstlers bequemer macht. Eine Menge Erklärungen und Darlegungen, die Zeit und Raum iu Anspruch nehmen wurden, sind hier schon im vorhinein erledigt. Wie der Künstler sich zu dem in den Büchern und Gemütern lebenden Bild stellt, in Einklang oder in Opposition, immer kann er ein« Menge Voraussetzungen als bekannt voraussetzen und ohne weiteres auf den von der Tradition gebildeten Ideenassoziationen spielen. Schon der Name der bekannten Persönlichkeiten gibt einen Ruck, der die Phantasie in eine poetische Welt emporhebt. Man nenne sich nur selbst die Namen Kleopatra, Mcchomet oder Napoleon. Unabhängig von der Ausführung bietet der Gegenstand zugleich Distanzwirkung und Nähe, zugleich wohlbekannte Staffage und in das Unbekannte vcrfchwindende Fernen.

Von derfelben Art ist der Vorzug des historischen Motivs für den genießenden Teil, den Leser. Die historischen Persönlichkeiten sind nämlich zugleich so viel und so wenig bekannt, das; sie zu erneutem Verkehr locken. Um das Bild fortzuführen, kann man sie mit interessanten Bekanntschaften vergleichen, in deren Intimität man niemals gelangt ist, aber die gerade darum stets aufs neue locken und anziehen. Über unfere Nächsten, über die Herzen, deren Schrift wir fchon von A bis Z dechiffriert haben, denken wir ja weiter nicht nach. Die Wesen mit dem Schein des Unerklärten auf dem Antlitz und den Geheimnissen des Ungedcuteten in den Augen reizen und beschäftigen unsere Phantasie. Darum lefen wir fo gerne von den bekannten und unbekannten Fremdlingen der Geschichte.

Aber nicht nur dies allein. Die Gestalten der Geschichte stehen in der allgemeinen Auffassung immer mehr oder weniger isoliert da, gleichsam von unsichtbaren Kreisen umgeben und ohne greifbaren Zusammenhang mit uns selbst. Wir ahnen wohl — ich spreche hier im Namen der breiten großen Lesewclt — das; es Bande gibt, die unser Leben mit dem ihren verknüpfen, aber wir fehen feltcn die Fäden, die Entfernung ist so groß, die Dimensionen so verschieden, der Unterschied zwischen dem Waldbrand, der einen ganzen Landstrich für Jahrhunderte verheert, und dem kleinen Schadenfeuer, das ein Heim und ein Glück einäschert, so

unermeßlich. Wenn daruni der Historiker sich einmal herbeiläßt, uns
das Wachstum der Weltercignisse aus gewöhnlichen Schwächen und Be-
gierden zu zeigen, die Ableitung der Katastrophen aus allgemeinen In°
tercsscstreitigteiten, lächeln wir überrascht und wiedererkennend. Also
auch die Größten haben im Innersten jenes Spiel der Kräfte und Triebe
gehabt, das wir alle kennen: auch in großen Konflikten dieses klein
Menschliche. Mit einem Male wird das Vergangene von dem Sonnen-
licht unserer eigenen Erfahrung beleuchtet — und aus fernen Iabrhun»
derten und längst von Gras überwachsenen Gräbern spricht unseres eigenen
Lebens lebendige Sprache.

Die große Menge, die leine historische Spczialforschung treiben
kann, wird sich daruni mit Vorliebe der historischen Novellistik zuwenden.
Fein sagt Manzoni: Die Geschichtsforschung ist die geographische Karte,
wo die vornehmsten Ereignisse der Natur und des sozialen Lebens auf
einem weitgestrecktcn Gebiet eingegraben sind; die historische Dichtung
ist die topographische Karte, wo das kleinste Flüßchen und Dörfchen auf»
genommen ist und durch deren Orte wir als Fußgeher auf einer Wan«
dcrung fpazieren gehen. Tic Dichtung umgibt den historischen Verlauf
mit ihrer Atmosphäre, vermenschlicht die Ereignisse, individualisiert die
Gesichter, webt um das Ganze das unverwüstliche, leicht kenntliche Gewebe
der ewigen Lebenserfahrungen und Ereignisse.

Aber diese Vorzüge tonnen nach Manzoni nicht viel nützen, da alle
historische Dichtung einen unversöhnlichen Zwiespalt in sich trägt — den
Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Dichtung, zwischen dem dotumentariscb
Wahren und dem bloß Erfundenen, zwischen ,.il vero positiv»" und
„le coso inventat^. Aus zwei unvereinbaren Metallen ist so nach
Manzoni die historische Dichtung zusammengeschweißt, und je größer die
historische Vildnng und ihr Anspruch ans Wahrheit wird, desto Mangel»
hafter und unmöglicher die Znsammenlötung von Wirklichkeit und Fiktion.
Sicherlich hat Manzoni hier den empfindlichsten Punkt dieser Tick-
tnngsart berührt. Es mag sogar im ersten Augenblick den Anschein haben,
als hätte er eine unlösliche Antinomie nachgewiesen: auf einer Eciie
die Wissenschaft, deren stets gesteigerte Anforderungen keine Verletzung
der Gesetze der historischen Wissenschaft zulassen und zu einer Pedanterie
der Akkuratesse treiben, die das Leben der Phantasie unterbinden muß;
und andererseits das Freiheitsbedürfnis der Dichtung, die 3nbjcttivität
der Phantasie, das persönliche Recht des Poeten. Aber eine nähere Unter»
snchung des Problems dürfte doch zeigen, daß der Zwiespalt, von
dem hier die Rede ist, nur sür eine verschwindende Minorität, eine
yuaiirits uexüsellble von Lesern absolut geltende Kraft hat, fowie, dah
er gar nicht fo besonders charakteristisch für die historische Dichtung
ist, sondern zu jenen Gegensätzen gehört, die das Einheitsstreben der
Kunst überall zu übelivinden hat.

Es ist wahr, daß das historische Wissen im letzten Jahrhundert un-
geheuer angewachsen ist. Aber der Zuwachs hat sich bei der Wissenschaft
und den Laien, den Spezialisten und dem Publikum ni gleicher Propor-
tion vollzogen. Wenn heute dank historischer Bücher, Bildwerke, Museen
und Ausstellungen jedtveder ehrsame Großhändler in gewissem Matze
Fachmann in bezug auf die Beinkleider der Renaissance sein und Ansichten
über Tiberius' Charakter haben kann, wenn jedes kleine Fräulein weitz,
ob Cäcilia Wasa „tugendhaft oder das Gegenteil" war, so hat dafür auch
der, der sich jetzt ernst in eine Epoche vertiefen will, heute auch Möglich»
leiten wie nie zuvor. Man mutzte taub und blind sein, um nicht den
Hauch des Lebens zu fpiiren, der in unseren Tagen die historische
Forschung durchweht — bei ihren guten Repräsentanten natürlich: ton»
fequent, mit einem Material wie nie zuvor, strebt sie im Grnnde genau
dasselbe nn wie die historische Dichtung: die Wiedcrauferstchung des Ver-
flossenen. Darum ist es freilich wahr, datz der historische Novellist früh
aufstehen mutz, wenn er den reinen Historiker befriedigen soll. Dem
Geschichtsschreiber romantisierte Gefchichte zu bieten ist so, als wollte man
Bäckerstindern mit Kuchen aufwarten. Aber Novellistit und Dichtung
werden nicht für Spezialisten geschrieben. Denn in» Verhältnis zu ihnen
wird der Poet immer in bezug auf das rem Faktische den kürzeren
ziehen. Aber das gilt auch ebensowohl von der Gcgenwartsschilderung.
Ein Vörsenmcmn wird sicherlich überlegen über die Darstellung des Geld»
krieges und seiner Manöver in „L'Argent" lächeln, ein Ttationschef
zweifellos, was die Eisenbahnverhältnisse in „I.n li5tc> Iiuumine"' betrifft,
Zola anf die Finger klopfen können — trotz aller Mühe, die sich der grotze
Werkmeister des Naturalismus gab, feine Stoffe gründlich kennen
zu lernen. Einen Kampf mit dem fachlichen Material, einen Kwnpf,
uni den konkreten Stoff zu meistern, hat jeder Künstler zu bestehen, und
mir fcheint hier auch kein Unterschied zwischen dem historischen Dichter
und jedem anderen zu fei«, der sich nicht an reine Lvrik und Phantasie-
spiel hält. Aber so wie es sich gezeigt hat, datz die Dichtung in unseren
Tagen imstande war, ein grötzeres Quantum Wirklichkeitsinhalt zu ab°
sorbieren als je zuvor, kann sie natürlich auch eine stärkere Maffc von
historischen Fakten und Dokumenten schmelzen und umsetzen.
Aber vielleicht liegt doch die Lösung des Problems in einer andern
Richtung. Es sieht nämlich aus, als ob der absolute Unterschied zwischen
historischer Wissenschaft und Dichtung dasselbe Schicksal finden follte,
wie so viel anderes Absolute in unseren Tagen, nämlich als eine Chine-
ferei befunden zu werden, die fallen nnitz. Es ficht aus, als ob diese
beiden Arten schöpferischer Tätigkeit, weit davon entfernt, parallele Linien
zu sein, Kurven werden sollten, die sich einander nähern. Der Aber»
glaube an die Geschichte als objektives Wissen ist dabin. Sobald der
Historiker sein Aktenstück verläßt, die Beschreibung des einzelnen Falles,

die Terte und den Zusammenhang der Texte, nähert er sich nämlich mehr und mehr dem Dichter. Er dichtet, wenn er zwei Fakten kombiniert, er dichtet noch mehr, wenn er Motive und Psychologie darstellt, und am allermeisten, wenn er allgemeine Charakteristiken von Menschen und Ereignissen entwirft. Es gibt keine Wissenschaft über einzelne Individuen, und einzelne Individuen sind alle Protagonisten der Geschichte, Tie Schilderungen derselben sind mehr oder weniger Poesie, wenn auch freilich oft verstaubte oder schlechte Poesie. Darum herrscht auch in der Geschichte eine Art ewigen Auf- und Abschrcibens, Ihre Gestalten stehen in der historischen Wertschätzung niemals n! pari, sondern steigen und fallen wie Svekiilationspapierc, Nicht nur verändern erweiterte Kenntnisse oft gänzlich das Bild von Helden und Epochen. Noch mehr ändert sich die Art des Sehens. Tie Leidenschaften des Tages, Sympathien und Antipathien find die gefärbten Gläser, durch die auch der Geschichtsschreiber eine vergangene Welt sieht, und er kann seiner Subjektivität ebensowenig entrinnen wie seinem Schatten. Lange habe ich Beiträge zu einem Werk über die Cäsar- unö Vrutusdarstellungcn in allen Zeiten gesammelt, denn ein solches Werk kann sicherlich als ein geistiges Barometer den Wechsel einer ganzen Reihe sozialer Ideen von Jahrhundert zu Jahrhundert zeigen: den zwischen absolutistischer Ehrfurcht und demokratischem Pathos, zwischen dem Glauben an das große Individuum und dem Glauben an die staatliche Doktrin und so weiter. Ter Unterschied zwischen dem Historiker und dem Dichter ist nur folgender. Ter Historiker kann ausdrücklich darauf aufmerksam machen, wann er dichtet (supponicrt), und er kann mehrere Auffassungen nebeneinander entwickeln und diskutieren, während der Poet, t>er seinen Klienten mitreißen soll, ein parti pri» einnehmen und einen Gesichtspunkt wählen muß. Doch auch dieser Unterschied ist nur ein gradueller. Letzten Endes will auch der Historiker das „Bild" dessen geben, was er studiert hat, und dann dicktet er — so gut er eben kann. Oftmals, das muß gcfagt werden, in größerem Stile als der Romanschriftsteller, weil die Wissenschaften heutzutage im allgemeinen einen großen Teil der besten Kopse an sich ziehen und weil die wissenschaftliche Art der Dichtung besonders darnach angetan ist, den Charakter der Zeit zu befriedigen. Mommfens Cäsardichtung kann ge> rechterweife Nietzsches Übcrmenschendichtung an die Seite gestellt werden, und andererseits steht M6rim6cs Roman aus der Zeit der Bartolomäusnacht auf derselben Höhe wie die besten historischen Bücher über das Valois-Zeitalter. Wie sich so viele andere Wissenschaften heutzutage einander genähert und auf ihren Grenzgebieten neue Wisienszlvcigc geschaffen haben, scheinen auch die Geschichtsforschung und die historische Dichtung die Tendenz zu zeigen, miteinander zu verschmelzen. Clio war eine hellenische Tangesgöttin und Thutydides ein historischer Novellist mit der psychologischen Kunst eines CharaktcrschildercrZ und seiner sinn»

reichen Hervorhebung der Kausalität in den Ereignissen und Gemütern. Warum sollten nicht Geschichte und Dichtung noch einmal die Ringe wechseln und in glücklicher Ehe leben?

In der primitiven Poesie ist alles Geschichte: Schöpfungsgeschichte, Göttergeschichte, Helden» und Sagengeschichte. Die Genesis und Homer, Rolaud und die Nibelungen, über ihnen allen ruht die Weihe und der Ruhm einer uralten Vergangenheit. Das Erbe vergangener Zeitalter, die Sage und die Weisheit toter Geschlechter, der zahllose Chor verstummter Stimmen klingt mit seiner gewaltigen, vielstimmigen Musik durch Dichtungen wie diese und erfüllt sie mit der Unendlichkeit des Vergangenen. Schon die genealogische Begeisterung aller ursprünglichen Poesie, die über der Waffentat und dem Abenteuer des Sohnes gerne den Glanz der Gestalt und der Heldentaten des Vaters sieht, die in aufsteigender Linie nach rückwärts dichtet, Namen an Namen heftend, gleichsam um die Kette der Gcschlechtssage so weit als möglich zurück an Entstehung, Chaos und Wcltgestaltung zu knüpfen, fpricht deutlich genug von dem Bedürfnis dieser kollektiven Dichtungswelt nach Historie. In der bewußten und individuellen Dichtkunst hat die Geschichte gleichfalls beständig bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den ausgesprachen wichtigsten Stoffkreis geliefert. Tic Beispiele sind ja in aller Gedächtnis. Es ist überflüssig, daran zu erinnern, daß das ganze ernste Drama, das Trauerspiel, in dem die Menschheit doch ihre tiefsten und größten Abrechnungen mit dem Dasein und sich selbst gehalten hat, regelmäßig historisch gewesen ist, von Aeschylos bis zu Shakespeare, Viktor Hugo und Goethe, wie auch, daß die Freude am Fabulieren, die Romantik des Abenteuerhungers, die Erzählungstnnst mit einem Worte, sich auch vorzugsweise an die Geschichte gehalten hat, als an die unerschöpfliche Fundgrube von Schicksalen und Verwicklungen.

Ein einziger Zug ist in all dieser im übrigen unvereinbaren uud unermeßlichen Literatur konstant — nämlich daß das Verflossene doch niemals das Gegenwärtige venvischt, daß die alten Namen und Gewänder doch mehr oder weniger deutlich die Menschen aus der eigenen Zeit des Dichters maskieren. Das von Schicksalshand verwirrte blutige Gespinst der altgrichischen Sage mit ihrer Primitiven Wildheit und dämonischen Unerklärlichteit verwandelt ja schon Sophokles in einen feinen und veredelten Stoff mit innerem menschlichen Zusammenhang. Die in voller Blüte stehende melancholische Milde und gereifte Lebensweisheit Hellas' deutet schon bei ihm die Mythe nach seinem „Ethos", während sie bei Euripides beinahe gesprengt wird von der leidenschaftlichen Dialektik einer Umsturzgeneration von Raisonneurcn und Suchenden, die alle Werte umgestalten, alle Begriffe umprägen. Aber dies und ähnliches ist viel hundertmal gesagt worden. Es ist überflüssig, das Anglosächsisch-lym-

phatische bei Shakespeares Römern nachzuweisen oder die kranthaft detla-
motorische Mondfcheinromantit aus der Mitte des neunzehnten Iah»
Hunderts bei Hugos im sechzehnten Jahrhundert lebenden Banditen.
Es ist wahr, daß die historische Dichtung später unter den» Eindruck der
Wissenschaftlichleit und Wahrheitsliebe der Zeit ernster betrieben worden
ist, mit einer tieferen Objektivität, aber wer kann sich selbst entgehen?
In großen altnordischen Schauspielen haben Ibsen und Björnson in den
Gestalten von Iuris und Königen von sich selbst und einander und ihrer
Nebenbuhlerschaft um Norwegens Tichtertrone gesprochen. Nehme ich
ein allbekanntes Buch eines Mannes, dem die Natur eine unleugbare
Verwandtschaft mit der Zeit gegeben, die er schildert, Pierre Louys'
Aphrodite, in der so viel von spätgriechischcr Plastik und spätgriechischer
Genußsucht liegt, so schimmert doch die Gegenwart durch. Während ich
noch eben in dem lauen milchweißen Mondschein des Südens durch die
Gassen Alerandrias wandele, glaube ich Plötzlich vor einer der Ecken
des Pantheon in Paris zu stehen. Ter kalte elektrische blendende Schein,
das Licht der Gegenwart schneidet nur in die Augen und an Stelle der
spätgriechischen Hetären höre ich ein paar kleine Dämchen aus dem Cafs
Harcourt.
Also während der Dichter von der Gegenwart fort will und sich an
die Geschichte wendet, nimmt er — als der wandernde Philosoph ohne
Heim, der er im Grunde ist — all das Seine nnt, die Erfahrungen des
Tages, die Gefiihle der Stunde, den Vlutstrom des Augenblicks. Es ist,
als flüchte er eigentlich in die Vergangenheit, um dort sein Herz freier
eröffnen und voller und deutlicher von seiner Zeit sprechen zu können.
Sowie sich der Sänger sein Lied in die Tonart und die Lage transponiert,
die ihm zusagt, nimmt der Dichter auch eine Übertragung seines Motivs
vor, um es besser zu beherrschen. Natürlich ist das ein Umweg. Aber
da er so oft gemacht wird, müssen es wohl zwingende Gründe sein,
die dazn treiben. Einige derselben sind schon im Obenstehenden ange»
deutet. Ich habe z. B. einen naturwissenschaftlichen Grund, >vcnn man
ihn so nennen kann, für die angeborene Liebe vieler Dichter zur Ge-
schichte angedeutet, zu ihrer Lust, die Flamme ans aschcbedecktem, längst«
erloschenem Herd von neuem zu entzünden. Ich schrieb: Icdcr Mensch
macht im Ei das Entwicklungsleben alles Lebenden durch, und der
Mensch ist das lebendige Nesum6 der Gegenwart von der Vergangenheit.
In den Adern jedes Menschen ist das Erbe zahlloser Geschlechter, jeder
Mensch hat einen jener großen in die Tage zurückreichenden Siamm°
bäume, die die Genealogen berühmten Männern zeichnen. Die meisten
wissen wenig davon. Aber die Reflexion, die man nicht selten von sonst
gar nicht überspannten Naturen machen hört: daß sie dies oder jenes
schon einmal, in irgend einer mystischen Weise, in dieser oder in einer
anderen Erist".nZ gesehen oder durchlebt haben, ist wohl ein Ausdruck

für jenen Zusammenhang mit den Erfahrungen all dieses'Vergangenen. Ter Dichter, der in sich selbst hinab lauscht, kann darum in dem Pochen des Mutes die sehnsüchtige und verlangende Stimme von Rassen und Völkern hören. Den Widerhall von Jahrhunderten und Reichen hört er in sich selbst raunen, wie man in der Meercsmuschel das Brausen des ganzen Ozeans vernimmt. Es gibt wohl niemand, der Geschichte studiert hat und nicht plötzlich bei irgend einer Wendung^ oder Schilderung in einem alten Buche eine wunderliche Verwandtschaft, beinahe eine Identifikation gespürt hätte. Wie wunderbar, sagt man zu sich selbst, bin das nicht ich? Ich lese in den Bekenntnissen des heiligen Augustinus die Schilderung seines Iugendlebens, die typische Jugendgerichte des schwermütigen Sensualisten, Ich lese, wie er als junger Nhetor das Seiltänzcrspiel der Phrasen spielte, bis den Gedanken schwindelte und es schwarz vor dem Äuge wurde, wie er in schmerzlicher Wollust schwere Tropfen vom Öl der Poesie in die verzehrende Sinnesglut seiner Brust goß, wie die Leere der Worte und die Leere der Sehnsucht ihn zu Tode hetzte, und alles scheint nur wohlbekannt, wie nur mein eigenes Unausgesprochenes und Verborgenes, Nach sechzchnhundert Jahren kann noch der schwermütige Sensnalist darin, bis zum Gemisch der Erzählung von Leidenschaftlichkeit und kranker Süßigkeit, sich selber wiederfinden. Die Geschichte ist die »oriptnia eontiuuata des Menschengeschlechts, die fortlaufende, nie unterbrochene Schrift mit den ewig wiederkehrenden Buchstaben. Wer weiß, wen man alles zn seinen Ahnen und Stammeltern M zählen hat — Propheten, Courtisanen, Ritter, Nonnen, Narren, Bilderstürmer und Kanzlisten,

Aber wenn ein solcher unklarer historischer Atavismus mehr oder weniger eine Phantasieerklnrung für das Spezielle ist, von dem hier die Rede ist, so geben ein paar einfache literarische Vcrufsgründe wirtlicheren Aufschluß. Der Dienst, den die Geschichte der Dichtung und dem Dichter erweist, indem sie dem Stoff seine erste Vorbearbeitung und Dramatisierung gibt, ist schon im Anschluß an Manzoni erwähnt worden. Aber vielleicht wirkt ein anderer Umstand nicht weniger — das Gefühl, daß die Geschichte doch die ausgeprägtesten Eremplare bietet, die die Menschheit von den verschiedenen Sorten der Menschen besitzt, daß ihre Ereignisse doch die grellsten und deutlichsten Illustrationen all ihres Leiden- und Leidcnschaftslebens sind. Man muß zum mindesten glauben, daß Nero der prachtvollste TvftnB de? ästhetischen Dilettantismus ist, den eine große Tckadenzzeit hervorgebracht hat, so wie Luther der ge» waltigste aller Vorkämpfer für ein subjektives Gottesverhältnis, der noch über germanische Erde gewandelt ist. Gleichzeitig mit Nero konnte es freilich Neronen mit ebenfo großer perverser ästhetischer Eleganz geben nnd ebenso groteskem Selbstkultns, vereint mit ebenso geringen Dichtergaben, aber die Verhältnisse ließen alle Züge

des Lasars sich in üppigerer Blüte entfalten, und umgekehrt
gab es wohl kaum zugleich mit Luther irgend einen Anonnmus,'
der stärker, reicher, tiefer das Bedürfnis nach einer persönlichen Gottes-
Versöhnung empfunden hätte, denn dann würde ja eben dieser große
Unbekannte und nicht Luther das Rcformationswerk vollbracht haben.
Darin liegt gar keine mystische Gcschichtsfthilosophie, sondern es werden
im Gegenteil nur auf die Gcschichtscntwicklung ganz einfach die natur-
wissenschaftlichen Tatze von der Auslese und dem Sieg der am besten aus«
gerüsteten Individuen im Existenzkampf angewendet. Tic Geschichte vcr°
hält sich zum Privatleben wie ein kursivicrtes Alphabet, zu einem ge-
wöhnlichen, und die Tichtcr werden sich ost versucht fühlen, das tu»
sivicrte zu wählen, denn sie werden, >vcnn sie historische Stoffe wählen,
das doppelt starte Gefühl haben, sich niit etwas zu beschäftigen, das
eine sicherere Weseutlichtcit bat als der einzelne Fall, den man dein Leben
entlehnt, und dem sie in der Tichtung Bedeutung und Typik zu geben
versuchen. Ich weiß nur zu Wohl, daß dies vielen ästhetischen Theorien
geradezu widerspricht, von der Aristoteles' an, nach der ja das Werk der
Tichtung als selbstgewählt und kombiniert „philosophischer und allge-
meingültiger" wäre, als das der gegebenen Wirklichkeit. Toch dies gebt
von einem Kultus des Begriffs und der Idee aus, über den unsere
konkrete Zeit längst hinausgewachsen ist: und tatsächlich verhält es sich
ja auch so, daß sich mit den historischen Gestalten nur eine Reihe sym-
bolischer Figuren an Typik vergleichen tonnen, so wie Prometheus,
Uhasvcr und andere, und diese sind ja auch Produkte einer historischen
Ausarbeitung und dann in gleicher Weise wie die historischen Gestalten
von Tichtern frei rekonstruiert und umgestaltet.

Aber noch tiefer wirkend als diese vielleicht ganz unbewußte Anziehung
der historischen Konkretion und Beweisbarkeit ist wohl das Bedürfnis
nach Perspektive. Was zu nahe liegt, kann man nicht sehen und nicht
schildern, und die historische Luftperspcttive mit ihren freien Räumen
gibt Äther unter den Schwingen und erquickt die Lungen des Tichters
mit ihrem starten Bedürfnis nach geistigem Sauerstoff. Tic Entfernung
läßt Gestalten und Ereignisse ins Ungewöhnliche und Grandiose wachsen,
uiw alle Mächte, die die Einbildung aus dem Gewöhnlichen heraus«
reißen, sind Künstler. Ter Tod ist selbst einer, ein starker, wenn auch
bitterer Künstler, der einem Leben erst die Einheitlichkeit der Komposition
gibt, den Rhythmus der großen Linien, nnd dem Kleinen Bedeutung
und Inhalt verleiht. Tichtung ist Übertragung aus dem Alltäglichen,
Umkleidung in das Festliche, Ortwechsel und Luftveränderung. Ihr
Genuß ist der Genuß, Gestalt zu wechseln und doch zu fühlen, daß man
derselbe bleibt, und wo bietet sich all dies so wie in der Geschichte? Tie
Gegenwart ist eine Brücke zwischen einem bekannten und einem unbe»
kannten Kontinent. Zu dem Unbekannten will der Weg nicht gerne

führen, wir wissen zu wenig davon. Wie ohnmächtig die Phantasie ist, Schöpfungen ans dem Nichts hervorzubringen, dafür zeugt die ermüdende Einförmigkeit der literarischen Zukunftsbilder. Man sehe, wie nicht ein-mal ein Genie wie Anatole France in „La Pierre Blanche" eine Zukunfts. Vision auch nur im geringsten lebendig zu machen vermag, während er unermüdlich reich ist, wenn es das Vergangene gilt. Kein Wunder, die Geschichte birgt ja das Erbe der ganzen Menschheit, die Summe ihrer Tugenden und Erfahrungen.

Im übrigen denken die Eiferer für das alleinige Recht der Gegen-wart auf die Dichtung nicht daran, daß, wie splittermodern ein Stoff auch ist, er doch, wenn er zur Dichtung umgefchaffcn wird, in gewissem Grade schon der „Geschichte" angehört. Bevor der Dichter das Erlebnis bucht, gehört es schon dem Verflossenen an, und seine Silbcrnebel be° ginnen schon das zu umwebcn, was festgehalten und in die Dichtung gerettet werden soll. In gewissem Maße erklingt über aller Poesie das Glockengeläute der Vergangenheit. Gestern ist nicht heute, und heute wird gcmeiniglicki das aufgezeichnet, was gestern gefühlt und beobachtet wurde. Vor einem Jahre war viel in der Welt und im Schreibenden anders, und geht man fünf oder zehn Jahre in der Zeit zurück, als noch die Kleider und die Gesichter anders aussahen, dann find wir schon an der Grenze des Historischen. Wer findet nicht, wenn er sich seiner Erlebnisse aus den Achtzigcrjahren erinnert, daß es ist, als seien sie in einem anderen Leben geschehen, oder als würden sie in einem Buch be° fchricben nnd zwar in einen» Nnch, das, ach, nicht immer von einem selbst verfaßt scheint. Gibt es nicht Erinnerungen, die für alle fremder, feiner, „historischer" wirken als so manches, wovon wir heute in der Ge» schichte lefen? Gehen wir zu unseren Kindheitstagen zurück, dann spielen wir in einer anderen Zeit, in unserer Eltern Welt und im Licht ihrer Kerzen und sind dann ganz richtig tief in der „Geschichte". Vielleicht ist die Geschichte nicht einmal für die Propheten des Augenblicks und der Modernität eine so fremde Macht, als sie glauben, obgleich sie sie nur durch Abgesandte kennen, durch jene Abgesandte, die wir „Erinnerung" nennen und die, obgleich nicht unter den Tangcsgöttinnen aufgenommen, doch aller Dichtung erste und letzte Muse ist.

Gedichte.

von

Gnmld Oeryard Seeliger.

— Hamburg. —

^»chwartenhals.

Es war zur Nacht, der Mond war klar.
Da ritt ein Reiter vor mir her,
«Lr war verschlagen von seiner schar
Und irrte im Walde kreuz und quer.

Die Rüstung glänzte von silber und Gold,
von Purpur und Ldelgestein so reich;
Da hat es mir im Herzen gegrollt:
Ich hatte nur eins, meines Schwertes streich.

Da schlug ich zu in blinder Wut
Und traf ihn gut und traf ihn hart:
<Ls rieselte sein rotes Vlnt
In seinen blonden, krausen Vart,

Die Rüstung Hab ich ihm geraubt.
Das Roß, die tanze wurden mein.
Dann bettet ich sein totes Haupt
In meinen lumpen auf den Rain,

Dann sucht ich seinen Waffentroß.
Und Inbelgruß ward mein «Lmpfang;
Dann zogen wir vereint aufs schloß,
Und Weibesminne ward mein Dank.

Run lebe ich in saus und Vraus.
In Herrlichkeit und Pracht dahin;
weiß niemand hier im hohen Haus.
Daß ich an» Wege geboren bin.

teichte Ware,
Vlasser Mohn wuchs an der laude,
wo wir uns zuerst geküßt,
Craube drängte sich an Craube.
3ommersonnenglutdurchsüßt, ^
Und der Virke leichte Haare
Flatterten im weichen wind,
teichte Haare, leichte Ware:
3i? und ich und du, mein Rind!
Heute: kahle Virkenzöpfe,
Weinlaub rauscht zu meinem Fuß,
Durch des Mohnes hohle Köpfe
Vläst des Nordwinds eis'gei Gruß.

Morgen.

Ullärznebel erfüllen den wiesengrnnd,
Noch ist es früheste Morgenstund,
Rings graues, dämmerndes Düster:
5ch«n aber kühlt mir ein leiser Hauch
Die 3tirne, und um den Haselstrauch
Rost es wie «Llfengestüster.
Noch schweigt der dunkle Föhrenwald.
Der graue Nebel wogt und ballt
sich wirbelnd in brodelndem Gären,
schon zittert durch die Morgenluft
Ein zarter, roter Sonnenduft,
Nicht lange wird es währen:
Dann saust der wind, dann braust der Vaum.
Ein Morgenlied quillt durch den Raum,
Die Nebel flattern und schwinden:
Ein Flammenblitz! Der Zonne Gold
Mit Jauchzen über die Schöpfung rollt,
Dem Tag den Kranz zu winden.
^

Die Begründung, Einführung, Entwicklung und
Neuordnung der gymnastischen Iugendbildung.
van
Otto Mendlanot.
— Vcrlin. —

1. Die Begründung und Einführung.

Die Römer staunten einst über die Leibesgeschicklichteit der Deutschen. Das Mittelalter hindurch ist sie auch erhalten geblieben. Erst bei den Norddeutschen nach der Reformation ist der Körper verwahrlost und die Geschicklichkeit der Leibesübungen geschwunden.

Im Zlltertum genügten die Leibesübungen sogar für eine voll» kommen« Volksbildung. Es liegen auch in der Ausbildung des Körpers viel mehr allgemeine Bildungsmomcnte, als nach bloßer Schätzung an» genommen werden.

Guts Muths preist in beredten Worten die Nationalspiele der Griechen und meint: Diese Feste haben so etwas Großes, Hcrzerhebendes, so viel Kraft, auf den Nationalsinn zu wirken, das Volk zu leiten, ihm Patrio» tismus einzustoßen, sein Gefühl für Tugend, Rcchtschaffenheit zu erhöhen und einen gewissen edlen Sinn selbst unter den niedrigsten Volksklasscn zu verbreiten, daß ich sie für ein Haupterziehungsmittel meiner ganzen Nation halte. Wir streben nach einer Vollkommenheit, die etwas Eni» zückendes mit sich führt, nach einer Zufammenstimmung, durch welche Geist und Körper gleich stark, gleich kraftvoll empfinden; wir streben nach Harmonie zwischen beiden.

Die Begeisterung für die körperliche Ingendbildung in der Neuzeit ging von Roussenus Emil aus. Goethe nannte den Emil das Natur» evangelium der Erziehung. Man blieb aber bei der Begeisterung nicht stehen. Besonders in den höheren Kreisen, damals Ständen, machte sich eine gewaltige Gegenströmung gegen Verzärtelung, Verweichlichung und Verkünstelung in der Erziehung bemerkbar.

vie Vegründung etc. der gymnastischen Iugendbildung. -—- HO?
Rücklehr zur Einfachheit des Lebens, der Nahrung und Kleidung,
körperliche Abhärtung, Kräftigung und Natürlichkeit waren die Losungs-
worte der neuen Erziehung.
Vis zu welchen praktischen Ergebnissen sie führte, davon berichtet
der junge Guts Muths in einem Briefe aus dem Jahre 1784. Er hatte
in Gotha den Vorzug, die Fürstin Gallitzin auf ihrer Durchreise von
Weimar kennen zu lernen, und gibt eine Schilderung ihrer beiden
Kinder, die hier eine Stelle verdient.
Erst trat der Prinz aus dem Wagen. Er hatte von feinem Sack»
drell ein Kllmisol über ein gewöhnliches Hemd gezogen und von eben
dem Zeuge eine Hose, die bis unter die» Waden reichte. Seine Schuhe
waren mit schlechte» Schnallen befestigt. Nies war alles, was er an»
hatte. Hut, Halstuch und Strümpfe trägt er niemals. Hände und
die bloßen Beine waren ganz purpurfarben oder rotblau von dem An»
streichen der Luft. Die Haare waren ganz abgeschoren und gaben eine
dicht anliegende, schwarz glänzende Decke. Die Prinzessin trug von
eben dem Zeug ein Kleid mit kurzen Ärmeln, grobe Hanfstrümpfe,
durch welche beinahe das Fleisch schimmerte, und schlechte Mannsschuhe.
Die Spitzen ihrer Haare waren abgeschnitten und rings um den Kopf
i«. I«. Itu5l8is aufgebunden, so daß die Haare überall über ein rosafarbenes
Band herüberhingen. Sie mochte etwa zwischen dem 15. und 16. Jahre
fein, war aber schon ziemlich groß und schlank und hatte ohne Schnür-
brust die beste Taille von der Welt. Ihre Hände hatten eben die Farbe.
Guts Muths war „außer sich", als er dies sah, er lernte auch die „vor»
treffliche Mutter diefer Kinder, die ihre ganze Erziehung geführt hatte",
kennen und Herrn von Fürstenberg, der zu ihrem Gefolge gehörte.
Diefer sprach nun fehr ausführlich über Unterricht, Methode usw. Er
erzählte von den Kindern, die er nie anders als der Junge und das
Mädchen nannte, daß sie oben von der Saalbrücke in Halle im Oktober
ins Wasser gesprungen seien, daß der Prinz öfter sieben bis acht Stunden
mit abwechselnden Pferden anhaltend Trab reite oder ebensolange mit
der Flinte in der ärgsten Witterung auf der Jagd umherlaufe. Dabei
fprach der Prinz vollkommen fertig französisch und deutsch und hätte
Geometrie und Trigonometrie auf jeder Universität lehren können.
Die Fürstin selbst war ebenfalls ohne allen Putz. Sie hatte von
wollenem Zeug ein Kleid und von Filet eine Dormeuse ohne alle Frifur.
Man dachte nicht daran, daß sie Fürstin war.
Gegen die Übertreibung in der Rückkehr zur Natur erhob E. M.
Arndt 1805 in seinen Fragmenten über Menschenbildung kräftigen
Widerspruch. Man warf den Säugling auf einen kalten und harten
Strohfack, fetzte ihn beinahe nackt jeder Witterung aus, badete ihn in
kaltem Wasser, warf ihn in Schnee und Eis, fütterte ihn mager, kleidete
ihn fast wie einen Wilden usw. Die so hart erzogenen Kinder sind

gleich einer Tenne unter freien» Himmel, kein Regen, Schnee und Hagel schadet ihr, keine Maus, kein Maulwurf gräbt sich in sie ein, aber auch keine Blume, lein Gras spricht aus ihrem harten Boden, kein Tau des Himmels leuchtet auf ihr; sie ist gemacht, daß darauf gestampft und geschlagen werde. Die Natur liebt den stillen und verborgenen Gang der EntWickelung, Das itind ist eine weiche und formlofe Masse, ganz noch die Knospe unter der Hülle. Soll ich schon den Stürmen und dem Frost preisgeben, was erst für einen milderen Frühling erwachen, erst langsam durch das lockende Licht und die milde Luft hervorgerufen werden soll?

Tah Rousseau durch seinen Emil auf die körperliche Erziehung, die Leibesübungen, in Teutschland eingewirkt hat, ist unzweifelhaft; aber unrichtig ist die noch vielfach geteilte Ansicht, daß er der eigentliche Begründer der deutschen Gymnastik sei. In Deutschland waren die Leibesübungen nie ganz ausgestorben, und Basedow wies schon 1758 in seiner praktischen Philosophie für alle Stände nachdrücklich auf die» selben hin.

In dem 1774 errichteten Philanthropin zu Dessau war den körper» lichen Übungen eine bevorzugte Stellung von Basedow zugedacht: drei Stunden täglich zum regelmässigen Vergnügen in Bewegung, als Tanzen, Reiten usw., zwei Stunden Handarbeit, militärische Übungen, starte Fußmärsche. Zwei Monate des Sommers sollte das Philanthropinum unter Zelten wohnen und dann zugleich das Flußschiffen, das Baden, Schwimmen, Klettern ufw. üben.

1778 ließ der Fürst Franz Leopold Friedrich den Schloßgarten zum Spiel- und Übungsplatze der Zöglinge des Philanthropins ein» räumen; er ordnete auch mit seiner Gemahlin selbst Spiele, wie Wett' laufen, Topfschlagen, Pfeilschießen an.

Einer der Lehrer des Philanthropins war seit 1781 der frühere Pfarrer Salzmann. Dieser kaufte mit Unterstützung des Herzogs von Gotha das in der Nähe Gothas gelegene Landgut Schnepfenthal und legte am 18. Juni 1784 den Grundstein zu der noch jetzt blühenden Erziehungsanstalt,

Salzmann hatte auch die Gymnastik von Dessau mit herüberge» nommen. Ini Jahre 1785, erzählt Guts Mnths, betrat ich als Jüngling Schnepfenthal, da führte mich Salzmann auf einen hübschen Platz mit den Worten: Hier ist unsere Gymnastik. Auf diesem Plätzchen, am Rande eines Eimwäldchens, entwickelte sich nach und nach die deutsche Gymnastik.

Ter Turnplatz besteht noch. Bereits 1786 übertrug Salzmann Guts Muths die Leitung der Leibesübungen. Mit jugendlicher Begeisterung übernahm er den Unterricht. Die von Dessau überkommenen Übungen genügten ihm sehr bald nicht. Er durchforschte die Gymnastik der

Griechen und entnahm aus ihr ihn» passend Erscheinendes, er schuf selbst auch Neues.

Was er aus dem alten Schutte, aus den geschichtlichen Resten des früheren und späteren Altertums ausgrub, was das Nachsinnen und bis» weilen der Zufall an die Hand gaben, wurde hier (auf dem Übungs- platze) nach und nach zutage gefördert zum heiteren Versuche. So mehrten sich die Hauptübungen, fpalteten sich bald so, bald so, in neue Ge- staltungen und Aufgaben und treten unter die oft nicht leicht auszu- mittelnden Regeln.

Unter der geschickten Leitung des Herrn Guts Muths gediehen die Leibesübungen zu immer größerer Vollkommenheit, rühmte 1790 Salz- mann. Ihr Ruf drang auch nach nutzen. Als reiche Frucht feiner sieben- fahrigen Tätigkeit lietz Guts Muths seine „Gymnastik für die Jugend" erscheinen i die Vorrede ist vom 23. September 1793. Nas mit guten Kupfern ausgestattete Buch hat als Motto auf dem Titelblatte die Worte -

Ihr lehrt die Religion, ihr lehrt sie Bürgerpflicht,
Auf ihres Körpers Wohl und Bildung fehl ihr nicht.

Eine wahre Volkserzichung muß die Vorarbeit für künftige Vater- landsverteidiger übernehmen. Als das beste Mittel zur Vorbereitung der Jugend auf die Wehrhaftigkeit sah Jahn das Turnen an.

Der Ausgangspunkt für die Einführung der neuzeitlichen allge- meinen Wehrpflicht und Volksbewaffnung ist immer die öffentliche körper- liche Iugendbildung, und ihren Gipfel bildet das sogenannte Volks- und Milizheer, wie es die Schweiz vorzüglich ausgebildet hat.

Die getrennte Erziehung zur Wehrhaftigkeit, wie sie bei uns durch die Schule und den Militarismus befolgt wird, ist zunächst zu kostfpielig. Dann entbehrt sie auch jeder Einheitlichkeit, und zeitlich zerfällt sie in zwei durch sechs Jahre getrennte Zeitabschnitte. Gerade die beste Zeit zur Vorbereitung auf körperliche Gewandtheit vom 1-1. bis 20. Lebens- jahre geht verloren. Die größten militärischen Autoritäten traten zu Jahns Zeit für die Einführnng der Volksbewaffnung neben einem kleinen stehenden Heer ein. Scharnhorst schrieb in seinem Entwurf zur Bildung einer Reservearmee, daß sich neben den Soldaten des stehenden Heeres alle streitbaren Männer zwischen 18 und 30 Jahren auf ihre Kosten be- waffnen, kleiden und üben müßten.

Gneisenau ging noch einen Schritt weiter: er schlug vor, alle Schulen militärisch zu organisieren. Die Schüler sollten in Kompagnien ver- einigt und in den Erholungsstunden durch Exerziermeister in den Waffen geübt werden. Auch Leibesübungen, wie Fechten, Schwimmen ufw. sollten Unterrichtsstunden werden. Ernst Moritz Arndt schrieb den Kate- chismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann und „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?"

Die Probe auf das Erempel, daß das Turnen eine vorzügliche Vor-

bereitung zur Wehrhaftigkeit sei, konnte zum Segen des Vaterlandes unmittelbar nach Eröffnung der ersten Turnplätze gemacht werden. 1811 legte Jahn in der Hascnheide den ersten öffentlichen Turnplatz an und begann damit die körperliche Volkserziehung.

Treffend bemerkt Adolf Spieß, wenn man Jahn des deutschen Turnens Vater nennt, so solle man Guts Muths billigerweise als Erz» und Großvater bezeichnen. Jahn selbst schreibt: Dankbar denken wir noch an unsere Vorarbeiter Vieth nnd Guts Muths. Praktisch tonnte Jahn so leicht keiner etwas vortun. Sein Vater gestattete dem Knaben Umgang mit den Gefährten des alten Fritz, mit Husaren von Zieten, Reitern von Seydlitz und Grenadieren von Schwerin. Von den Reitern lernte er reiten, von einem Seemann schwimmen; seine Lehrer im Wandern waren die Pascher, welche er bald in der Ortskunde übertraf. Ein Wilderer war sein Schießlehrer.

Jahns unsterbliches Verdienst ist es, die Leibesübungen aus dem Schlupfwinkel einzelner Privatanstalten herausgeholt und an die Öffentlichkeit gebracht zu haben. Wie ein Blitz verbreitete sich die Kunde von der Eröffnung des ersten Turnplatzes. Wer kräftig und rüstig war, ging hin und turnte. Jeder aus dem Volke durfte kommen, ob Mann, ob Knabe. Auf dem Turnplatz gab es keine Standesuntcrschiede; jeder trug denselben aus einfacher Leinewand vorgeschriebenen Anzug. Mit beispielloser Schnelligkeit verbreitete sich jetzt das Turnen über alle größeren Städte Deutschlands. 1818 zählte man mehr als 60 bedeutende Turnplätze. Auch in Paris wurde ein Turnplatz eingerichtet.

Wie das Turnen betrieben werden sollte, hat Jahn in dem unter Mitarbeit seiner Schüler verfaßten Buche „Die deutsche Turnkunst, zur Errichtung der Turnplätze" dargestellt.

Jahns selbständiger Turnbetrieb neben den Schulen auf freien Plätzen, welche eine halbe Stunde entfernt vom Wohnorte liegen sollten, an freien Schulnachmittagen ist gegenüber dem gegenwärtigen Schul» tnrnen als ein Vorteil zu betrachten.

Am 2. Januar 1820 erschien die königliche Qrdre, daß „das Turnen gänzlich aufhören sollte". Jahn selbst war schon kurz vorher, weil er „hochverräterischer Verbindungen verdächtig sei", verhaftet worden. Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. wurde Jahn von der Polizei» lichen Aufsicht befreit und durch Kabinetts-Ordre vom 6. Juni 1842 das Turnen wieder aufgenommen, doch im Gegensatz zu Jahn nach Spieß im Anschluß an die Schulstunden. Förderlich ist diese Verquickung mit dem Schulunterricht für die körperliche Erziehung nicht gewesen. Die modernen Reformbestrebungen gehen dahin, diese Verbindungen'wieder zu lösen und die Leibesübungen in Jahns Sinne weiter zu entwickeln.

Das Turnen allein genügte Jahn übrigens nicht. Im „Deutschen Volkstum" trat er ebenso für Schwimmen, Schlittschuhlaufen usw. ein.

Mit schwärmerischer Zuneigung folgte ihm die Jugend, wenn er hinauszog in Wald und Heide zu fröhlichem Spiel oder Übung im Wandern.

Die Turntunst sollte die verloren gegangene Gleichmäßigkeit in der menschlichen Bildung wieder herstellen und der bloßen einseitigen Ver» geistigung die wahre Leibhaftigteit zuordnen. — So war Jahn ein Vertreter der harmonischen Volkserziehung.

2. Die EntWickelung.

Schulhygiene und Schularzt.

Mit der obligatorischen Einführung des Turnunterrichts war die ursprüngliche Forderung der körperlichen Schulerziehung im Auf. tlärungszeitalter keineswegs erfüllt. Neben den körperlichen Übungen sollte der gesamte Unterricht die Gesundheit und Kraft des Schülers stählen. Die Mittel dazu waren einmal Gesundheitslehre und Pflege im Unterricht und andererseits die Verbindung von Arbeit und Unterricht. Angesichts des Ostern 1905 abgehaltenen internationalen Kon- gresses für Schulhygiene in Nürnberg muß betont werden, daß im Aufklärungszeitalter die Idee der Schulgesundheitspflege bereits inter- national war. Der Vater und Begründer der Schulgesundheitslehre ist der Engländer John Locke. Er ist 1632 geboren und studierte Naturwissenschaften in Oxford. Dann lag er medizinischen Studien ob. Rousseau sagt von ihm, daß er sich lange Zeit dem Studium der Medizin widmete und empfahl, den Kindern weder aus Vorsorge noch aus leichter Unpäßlichkeit Medizin zu geben. Lord Ashley gefiel seine Anschauung so, daß er ihm die Erziehung seines tränklichen Sohnes, der des Arztes eben so sehr wie des Lehrers bedurfte, anvertraute. Epochemachend wurde fein Werk „Gedanken über Erziehung". Der erste Teil der Schrift Handelt von der Erziehung zu leiblicher Gesundheit. Locke führt darin aus, daß der höchste Zweck der Erziehung eine ge° sunde Seele in einem gesunden Körper ist. Deshalb ist auf die körper- liche Erziehung ebensoviel Gewicht zu legen, als auf die geistige. Der Jüngling foll die gesunden Künste, Fechten, Reiten, Schwimmen und Tanzen lernen, die vor Schwelgerei bewahren. Ter Körper muß gegen die Einflüsse der Witterung abgehärtet werden. Das Essen soll ein- fach sein und zwischen den drei Haupmahlzeiten nur Brot gereicht werden. Zu weiche und warme Netten, zu warme und enge Kleidung, Schnllrbrüste sind zu verwerfen. Er faßt feine Gesundheitsregeln so zusammen: „Freie Luft, Leibesübungen und Schlaf in gehörigem Maße. Einfache Diät, keinen Wein und andere starke Getränke, und wenig oder gar keine Arzneien. Nicht zu warme und zu enge Kleider; vornehmlich Kopf und Füße kalt gehalten und die Füße fleißig zu kaltem Wasser gewöhnt und der Nässe ausgesetzt." f^

Durch Locke matzgebend beeinflußt, schreibt Rousseau in seinem
Emil, daß der einzige wirklich nützliche Teil der Arzneiwissenschaft die
Gesundheitslehre sei; überdies sei sie weniger eine Wissenschaft, als eine
Tugend. Mäßigkeit und Arbeit sind die beiden wahren Ärzte des
Menschen. Die Arbeit reizt den Appetit, und die Mäßigkeit verhindert
die mißbräuchliche Befriedigung desselben.
In Teutschland gliederte Basedow 177N seinem ElemenwUverk har-
monisch eine Gesundheitslehre im Anschluß an die herrlichen Kupfer»
ftiche von Chodowiecki ein.
War auch schon ein praktischer Arzt Johann Peter Frank unter
den Männern, welche im achtzehnten Jahrhundert für Schulgesundheits»
pflege eintraten, so kann von einer Schulhygiene im modernen Sinne
erst feit Anfang der fechziger Jahre die Rede fein, als Di-. Hermann
Eohn in Breslau nngenärztliche Unterfuchung in den Schulen anregte
und ausführte und in Hamburg eine Zeitschrift für Schulhygiene ins
Leben trat. Ein wichtiger Anstoß zur Aufnahme von Schulhygiene kam
noch von anderer Seite, die große Untcmglichkeit Gestellungspflichtiger
bei militärischen Aushebungen, die erstaunliche Augenschwäche der
studierenden Jugend, die Kurzsichtigkeit stieg in den Gymnasien bis
80 Prozent, und die llberbürdungsfragc, die nicht wieder von der Tages-
ordnung verschwinden wollte- die Nervosität griff immer mehr um sich.
Dg galt es nun, den Kampf gegen den Rückgang in der physischen
Beschaffenheit des Nolkstorvers mit Energie aufzunehmen. Es wurde
bei Anlage, Bau und Ausstattung der Schulhäuscr den gesundheitlichen
Verhältnissen mehr Rechnung getragen als bisher, ärztlicher Rat wurde
eingeholt. Hinsichtlich des Unterrichtsbctricbcs erfuhren die Lehrpläne
eine Beschneidung. Die Pausen wurden verlängert, Ermüdungs-
Messungen wurden angestellt. Zu dem Turnen kamen Schulausflüge,
Baden, Schwimmen, Bewegungsspiele und Schlittschuhlaufen; in den
höheren Schulen traten Rudern und womöglich auch Radeln dazu, ob»
wohl aller Kraftspori auch feine Bedenken hat. Kinder, die von an»
steckenden Krankheiten befallen sind, wurden isoliert und von der Schule
abgefoi^crt, Schulärzte überwachen den Gefundheitszuftand der Schüler.
Ihre Hauptaufgabe ist die Aushebung der Schulrctruten.
Die allgemeine Schulpflicht beginnt bei uns feit nahezu zweihundert
Jahren mit Vollendung des fechften Lebensjahres. Weder Arzte noch
Pädagogen haben früher gegen dicfen Anfangstermin Bedenken geltend
gemacht. Erst in unserer Aera der Schulhygiene und Sozialpädagogik
hat man die Ursachen aufgedeckt, warum der Schulbesuch bei manchen
Kindern so ganz und gar erfolglos ist und der Unterricht der Kleinen
auch im allgemeinen nicht die befriedigenden Rrfultate zeitigt, wie er es
nach den Vorschriften foll.
Es ist eine Bewegung für deutsche Erziehung im Gange, welch«

fordert, daß der Schulbesuch erst mit Vollendung des neunten Lebens» jahres beginnen soll. Nie neue Schule bemerkt dazui Kinder früher auf die Schulbank zu zwingen, erscheint uns als Verbrechen. Wenn Bischof und Oppenheimer auch eine Masscnzunahme der Muskeln und des Skeletts bis zum zehnten Lebensjahre nachweisen, so stellte Pfister durch Hirnwägungen fest, daß die Zunahme des Hirngewichts um das siebente Jahr und später nur noch sehr geringfügig ist und die anatomische EntWickelung zu dieser Zeit als fast abgeschlossen erscheinen muß, Tic Kommission zur Begutachtung des Schulwesens in Elsaß» Lothringen hat gegen den Beginn der Schulpflicht mit dem siebenten Lebenssahre kein Bedenken geltend gemacht, da es keine direkten und zwingenden Handhaben zur Bestimmung des richtigen Termins für das schulpflichtige Alter gebe.

Von Ärzten, Lehrern »nd Eltern wird die Schule als Verbreiterin der gefährlichen Kinderkrankheiten, wie Scharlach und Tn'htheritis, an» gesehen, welche nach Urteilen von Autoritäten wie Henoch gerade zwischen zwei und acht Jahren am weitaus häufigsten die Kinder befallen. Bei einer Verlegung des Tcrinins für den Schulbeginn mit Rücksicht auf diese Erscheinung würde die Einrichtung der Kindergärten wieder mehr in den Vordergrund treten nnd infolgedessen die Ansteckungsgefahr bestehen bleiben.

Daß die große Mehrzahl unserer Kinder mit Vollendung des sechsten Lebenssahrcs einen wirtlich pädagogisch gestalteten Unterricht erfolgreich besuchen kann, lehrt die Erfahrung. Es handelt sich hauptsächlich um einen allgemeinen Maßstab dafür, welche Kinder mit diefem Alter noch nicht unterrichtsfähig sind. Im Durchschnitt sind Knaben mit Beginn des siebenten Lebenswahres 110 bis 120 Zentimeter, Mädchen 108 bis 115 Zentimeter groß: das Körpergewicht der Knaben um diese Zeit beträgt 20,5 Kilogramm, das der Mädchen 19,5 und 20 Kilogramm. Infolge einer Unterernährung zeigt sich schon in diesem Alter eine Neigung zur Verkrümmung der Wirbelsäule. Auch die Anzeigen von Wucherungen im Nasenrachenraum sind durch die falsche Bildung der Nasallaute, zum Beispiel wenn statt Nase Tase gesprochen wird, leicht zu erkennen. In diesem Falle treten Stirnkopfschmerzen, Ohrenschmerzen und Schwerhörigkeit als Bildungshindernisse auf. Bekannt ist auch die Schnlkurzsichtigkeit, welche sich wie Wirbelverkrümmnng bei fehlerhafter Körperhaltung leicht entwickelt.

Vor dem Eintritt in die Schule müßte daher sedes Kind auf Körpergewicht, Größe, Knochen und Muskclbcm, Gehör- und Sehvermögen und den Nafenrachenraum hin ärztlich untersucht werden. Kinder, welche nach dieser Richtung hin nicht normal sind, dürfen für den Schulbefuch nicht aufgenommen werden.

Nachdem im Sommer l9N0 in Berlin versuchsweise zehn Ärzte für

zwanzig Schulen und 1902 zwölf Ärzte für vierundzwanzig Schulen an» gestellt worden waren, hat der Magistrat gemäß einer damals getroffenen Verabredung der Stadtverordnetenversammlung im Januar 1903 den Bericht über die beiden ersten Jahre der Tätigkeit der Schulärzte zu» gehen lafsen.

Im ersten Jahre sind 2447 Schulrekruten auf ihre Schulfähigteil untersucht worden. 281, also 12,3 Prozent wurden als unfähig zurück» gestellt. 26 Prozent der Zurückgestellten litten an allgemeiner Körper-schwache, 16 Prozent waren kränklich (Skrophulose, Rachitis, Blutarmut), 16 Prozent hatten vorher schwere Kinderkrankheiten durchgemacht. Nie Unfähigkeit war meistens von Laien schon erkannt worden: denn die Mehrzahl der Unfähigen sind den Ärzten von den Schulkommissioncn vorgeführt worden.

Noch andere Schüler mußten wegen Schwerhörigkeit, Herzfehler, mangelhafter Durchgängigkeit der Nase ?c. zurückgestellt werden.

Über die Bedeutung der Prüfung der Schulfähigkcit sagt der Bericht: „Die Zurückstellung von Kindern mit ungenügender körperlicher und geistiger EntWickelung erweist sich sowohl für die Kinder als für die Schule vorteilhaft. Für die Kinder besteht die Möglichkeit, vor dem Eintritt in die Schule sich noch weiter zu kräftigen und zu entwickeln, die Schule selbst wird von unreifen Kindern befreit, von denen nur geringe und schwierig zu erzielende Leistungen erwartet weiden können." Von der Pädagogik schon früher erkannte Wahrheiten werden auch hier bestätigt.

Ten Bericht über die Tätigkeit der Schulärzte von 1900/1902 hat der Kultusminister im Zentralblatt für das gesamte Unterrichtswescn veröffentlicht. Das Material dazu ist gesammelt worden durch monat-liche Beratungen der Schulärzte unter der Leitung des Bürgerdeputierten Professor Hartmann.

Nach der Aushebung der Schulrekruten sind neben den kranken Schülern besonders die Stotterer und die Schwachbefähigten beobachtet worden. Dringend notwendig war die fpezifische Hilfe des Arztes nur in vereinzelten Fällen, zum Beispiel fiel ein sonst begabtes und fleißiges Mädchen ihrer Lehrerin dadurch auf, daß es ohne Krankheitserscheinungen plötzlich Trägheit und Unlust zur Arbeit zeigte. Die ärztliche Unter-suchung ergab eine eitrige Brustfellentzündung, In einem anderen ähnlichen Falle handelte es sich um Mittelohrentzündung.

Zu dem Plane einer Versorgung aller Berliner Gemeindeschulen mit Schulärzten wurde in der Stadtverordnetenversammlung folgender Antrag eingebracht: Die Versammlung wolle beschließen, den Magistrat zu ersuchen, am 1, April 1903 an jeder Gemeindeschule einen Schularzt anzustellen, mit der Maßgabe, daß die bisherigen an Doppelschulen am-tierenden Ärzte vom 1. April nb an se einer Schule tätig sein sollen.

Nach diesem Antrage wären 256 Ärzte erforderlich gewesen, während die
Magistratsvorlage nur 30 Ärzte in Aussicht nahm. Auf 36 Schulärzte
hat man sich schließlich geeinigt. Jeder Arzt hat künftig sieben Gemeinde'
schulen zu überwachen und bekommt dafür jährlich 2(XX) Mark.
Die wichtigsten Bestimmungen des Entwurfs zur Dienstanweisung
für die Schulärzte an den Gemcindeschulen zu Verlin sind:
1. Dem Schulärzte liegt ob, bei der Einschulung die Kinder auf
ihre Schulfähigkeit zu untersuchen. Dem Schularzte werden zu diesem
Zweck von dem Schulkommissionsvorsteher bei der Anmeldung der Kinder
und vom Rektor beim Eintritt der Kinder in die Schule diejenigen
zugesandt, welche bezüglich ihrer Schulfähigkeit als zweifelhaft erscheinen.
Außerdem hat der Schularzt möglichst bald nach Beginn der Schule die
Neuaufgcnommenen zu untersuchen: Diese Untersuchungen müssen
innerhalb der ersten sechs Wochen des Schulhalbjahres beendet sein.
Die in der Regel in Gegenwart der Eltern bezw. der Erziehungs»
verpflichteten vorzunehmende Untersuchung erstreckt sich auf die körperliche
und geistige EntWickelung und auf die Sinnesorgane, Atmungsorgane,
Herz, Gliedmaßen, Wirbelsäule, bei Knaben auch auf den Bauch (Bruch»
Pforten). Die als nicht schulfähig erkannten Kinder sollen zunächst auf
ein halbes Jahr, nötigenfalls auf längere Zeit zurückgestellt und nach
Ablauf dieser Zeit von neuem untersucht werden.
Über diejenigen Kinder, welche als schulfähig, aber nicht als völlig
gesund ermittelt werden und welche beim Unterricht besonders berück»
sichtigt werden sollen (beim Turnen, beini Gesang), oder eines bcson»
deren Sitzplatzes bedürfen (wegen Gesichts- oder Gehörfehler :c.), ist ein
besonderer Schein — Übcrwachungsschcin — auszustellen, welcher vom
Klassenlehrer des Kindes aufzubewahren ist. Diese Kinder sollen vom
Schularzte fortlaufend beobachtet werden.
2. Der Schularzt hat die Prüfung der für den Stotterunterricht
vorgeschlagenen Kinder auf körperliche, psychische Mängel, insbesondere
auch auf etwaige Fehler an den Sinnesorgane,!, vorzunehmen.
3. Der Schularzt hat die Prüfung der für den Stotteruntcrricht bor»
geschlagenen Kinder besonders bezüglich der Atmungsorgane vorzu»
nehmen. Sowohl über die für die Nebenklasscn als für die Stotter»
kurse untersuchten Kinder sind besondere Fragebogen auszufüllen. Die
Untersuchungen sollen in der Regel in Gegenwart der Eltern in der
Wohnung des Arztes stattfinden,
4. Der Schularzt hat auf Ersuchen der Schulkommission die Unter»
suchung von angeblich dnrch Krankheit am Schulbesuch verhinderten
Kindern, wenn Verdacht auf ungerechtfertigtes Fernbleiben besteht, vor-
zunehmen, um festzustellen, ob die Schnlversänmnis gerechtfertigt ist.
Sind ärztliche Atteste vorhanden, so sollen solche Prüfungen nur auf
Veranlassung der Schulkonimission vorgenommen werden, n>enn bcson»

dere Umstünde vorliegen, welche eine solche Prüfung erforderlich er-
scheinen lassen.
5. Der Schularzt ist verpflichtet zur Angabe von schriftlichen, von der
Schuldeputation erforderten Gutachten
a) über den Gesundheitszustand einzelner Kinder,
b) über das Vorhandensein von ansteckenden Krankheiten,
e) über vermutete, die Gesundheit der Lehrer oder Schüler benack
teiligende Einrichtung des Schulhauses und seiner Geräte.
6. Der Schularzt ist verpflichtet, über krankheitsverdächtige Kinder,
welche ihm vom Rektor zur Untersuchung zugesandt werden, Gutachten
abzugeben, bei dauernden Krantheitszuständen Krankheitsscheine aus
zustellen.
7. Der Schularzt hat die Schule mindestens zweimal halbjährlich
zu besuchen. Die Zeit ist im Einvernehmen mit dem Rektor zu wählen.
Vei diesen Besuchen hat der Schularzt die Aufgabe:
ll) das Tchulhaus und die Klasscnräume bezüglich der hygienischen
Verhältnisse zu untersuchen und den Rektor bezüglich der Ausführung
hygienischer Maßregeln zu beraten,
d) die Kinder bezüglich ihres Gesundheitszustandes zu beobachten.
Besonders zu berücksichtigen sind diejenigen Kinder, über welche
Überwachungsscheine vorhanden sind. Über Kinder, welche als nicht völlig
gesund, als berücksichtigungsbedürftig ermittelt werden, sind Über-
wachungsscheine auszustellen.
Vorgefundene hygienische Mißstände sind der Schuldeputation mit-
zuteilen.
Außer den Gemeindeschulen kann dem Schularzte der Besuch der
Nebenklasse und der Stotterkurse, sowie auch der einmal jährlich vor-,
zunehmende Besuch der höheren Töchterschulen, Realschulen, Fortbildungs-
schulen :c. iibertragen werden.
8. Der Schularzt ist verpflichtet, bei auftretenden Infektionskrank-
heiten und in sonstigen dringenden Fällen auf Ersuchen des Rettors in
der Schule zu erscheinen.
9. Die Schulärzte haben bis spätestens 15. April einen schriftlichen
Bericht über ihre Tätigkeit in dem abgelaufenen Schuljahre ein»
zureichen.
IN. Die ärztliche Behandlung erkrankter, von ihm untersuchter Kinder
ist dem Schularzte nicht gestattet.
11. Die Schulärzte werden periodisch zur Beratung gerufen, welche
von einem dazu vom Vorsitzenden der Schuldeputation bestimmten Mit-
gliedc der Schuldeputation geleitet wird.
12. Die in amtlicher Eigenschaft gemachten Beobachtungen dürfen
nur nach Genehmigung des Vorsitzenden der Schuldeputation veröffent-
licht werden.

Die wichtige Aufgabe des Schularztes, die Schüler bei der Schul»
entlassung daraufhin zu untersuchen, ob sie für den gewählten Beruf ge»
eignet sind, ist nicht in die Anweisung aufgenommen.
Sollten Auskultation, Perkussion und Spiegelmethoden bei der Aus-
hebung zur Schule und zum Beruf angewanot werden, so wird sich eine
Vermehrung der Schulärzte dergestalt als notwendig erweisen, daß für je
eine Doppelschule ein Arzt beschäftigt werden muß.
Im Frühjahr 1W5 wurden in Berlin zum ersten Male alle neu
einzuschulenden Kinder von Schulärzten untersucht. Die Zahl der neu
eingeschulten Kinder betrug 13 (XX), die Zahl der für die 271 Gemeinde-
schulen angestellten Schulärzte beläuft sich auf 36, Von einem Arzte
wurden im Durchschnitt ANN bis 5NN Schulrekruten untersucht.
Als körperlich oder geistig zu schwach zum Eintritt in die Gemeinde
schule wurden von 1NN Kindern IN auf ein halbes Jahr zurückgestellt.
Ein Viertel aller Zurückgestellten litt an allgemeiner Körperschwäche.
Ein Sechstel mußte zurückgestellt werden, weil es die Folgen von Diph-
theritis, Scharlach usw, noch nicht überwunden hatte, 15 Prozent, weil
sich starke Blutarmut, Rachitis oder Skrophulose zeigte.
Die Befreiung der Schule von den noch nicht bildungsfähigen
Elementen ist ein Segen für die eintretenden Tchülcr und ihre Lehrer.

3. Die Neuordnung der körperlichen Erziehung an Knabenschulen.

Die Schulerziehung der Gegenwart soll eine Leitung der körperlichen
und geistigen Entwicklung des Kindes nach den Grundsätzen der modernen
Seelenforschung zu einer harmonischen Persönlichkeit sein.
Die Hauptursache dafür, daß die Erreichung dieses Ziels gegen-
wärtig fast als ein Glückszufall angesehen wird, liegt in der historisch
wohlbegründeten Vcrauickung von geistiger und körperlicher Erziehung,
Es galt bisher als der Gipfel aller pädagogischen Weisheit, wenn
geistige und körperliche Tätigkeiten im Unterricht wechselten. Rousseau
schreibt in seinem „Emil", das Geheimnis der Erziehung besteht darin,
es so einzurichten, daß sich körperliche und geistige Beschäftigung gegen-
seitig zur Erholung dienen.
Wie John Lockes Buch „Gedanken über Erziehung" die gebildete»
Kreise und namentlich Rousseau zuerst anregte, über Erziehung ernstlich
nachzudenken, so entfachte Rousseau selbst wieder die erste große Be-
geisterung für dieses Problem, Rousieaus Grundgedanke, die natur-
gemäße Entwicklung der Individualität, bildet immer noch das Fun-
dament der klassischen Pädagogik. Allein die Methode ist den Fort-
schritten der Natur- und Seelenforschung entsprechend eine vollkommenere
geworden.

Tic experimentelle Psychologie begnügt sich nicht mit einer allgc-
meinen Schätzung der geistigen Arbeit; sondern durch Zählen und Messen
werden die psychischen Funktionen nach Quantität und Qualität bestimmt.
Auf Anregung der Schleichen Gesellschaft hat Professor Ebbing-
haus in Breslau an einem Gymnasium und einer höheren Töchterschule
durch die sogenannte Intelligcnzprüfung, d. h. durch Rechen-, Gedächtnis-
und Kombinationsproben, die Leistungsfähigkeit der Schüler nach Pro-
zenten bestimmt. Professor Kraepelin in Heidelberg hat ähnliche mit
Erwachsenen von gleichem Bildungsgang angestellt und dadurch kon-
statiert, daß die Fertigkeit zum Beispiel im Rechnen in demselben Zeit-
raum sich bei dem einen um 25 Prozent, bei dem anderen um IN Prozent
rcsp. nur um 5 Prozent steigert.
Die Resultate der Intelligenzprüfung sind gleichzeitig ein Gradmesser
der geistigen Ermüdung. Die Quantität und Qualität der Schularbeit
in der fünften Schulstunde ist, angesichts der Leistungen in den vorauf-
gegangenen Stunden, durchaus minderwertig.
Nachdem durch die Professoren Munt-Verlin und Flechsig-Leipzig
zur Evidenz erwiesen ist, daß die Großhirnrinde sowohl die physiologische
Basis der geistigen Funktionen als auch der willkürlichen Bewegung ist,
muß die Pädagogik mit Nousseaus Anschauung, daß geistige Ermüdung
durch körperliche Tätigkeit aufgehoben werden kann, brechen.
Die lehrplanmäßigc Verbindung von wissenschaftlichem Unterricht
und gymnastischen Übungen, wie sie gegenwärtig fast überall besteht, hat
keine Berechtigung mehr.
Obligatorisch sind für gymnastische Übungen nur drei Turnstunden
gemacht, welche am Anfang oder Schluß des wissenschaftlichen Unterrichts
liegen oder auch mit demselben wechseln. Daß dies zu wenig ist, um
einen nachhaltigen Einfluß auf die körperliche EntWickelung des Kindes
auszuüben, hat die Erfahrung hinreichend gezeigt. Andererseits sind
turnerische Übungen allein zu einseitig für eine harmonische Körper»
bildung, auf welche schon die Griechen so unendlichen Wert legten,
daß ihre öffentlichen Vildungsanstalten hauptsächlich diesem Zweck
dienten.
Eine vorwiegend gymnastische Volksbildung zeitigt ein gesundes,
frifches Volksleben, während die einseitige Geistesbildung auf die Dauer
degenerierend wirken muß.
Unermüdlich streiten denn auch viele Volkscrzieher der Gegenwart
für einen zeitgemäßen Ausbau der gymnastischen Allgemeinbildung zur
Regeneration des siechen Geschlechts.
Die Palme für die bereits wirksamen Bestrebungen gebührt un-
streitig dem Zentralausschuß für Volks- und Iugendspiele, welcher unter
der Leitung des Herrn von Schenckendorff 1891 gebildet wurde. Durch
das Organ des Ausschusses, sein Jahrbuch für Volks- und Iugendsviele.

sind weitere Kreise, und besonders die maßgebenden, für eine Reform
der gymnastischen Übungen gewonnen worden.
Bei dem gegenwärtigen Netrieb des Unterrichts wird wesentlich das
Gedächtnis gestärkt und der Verstand gebildet. Von minimalem Einfluß
sind rein wissenschaftliche Belehrung oder längeres Moralisieren auf die
Bildung des Willens und des Gemüts. Eine Theorie der Willens-
erziehung selbst auf Grundlage der Gemeinschaft, wie sie Professor Natorp
vor einigen Jahren für den wissenschaftlichen Unterricht aufgestellt hat,
ist eine verfehlte Spekulation. „Wille" und „willkürliche Bewegung"
mit Sitz und Ursprung in der Großhirnrinde sind recht bequeme Be-
zeichnungen, aber eine tatsächliche physiologische Grundlage haben sie nicht.
Willkürliche Bewegung ist die Folge von Gefühlswahrnehmungen. Bevor
dieselben nicht gewonnen worden sind, bleiben auch die Folgeerscheinungen
aus. Das Auge macht uns nur einseitig mit den Erscheinungen der
Außenwelt bekannt. Durch Taft- und Gefühlssinn erhalten wir weiteren
Aufschluß ganz besonders mittels gymnastischer Übungen.
Wie man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, dem Beispiele
der Philanthropen folgend, mit Begeisterung für diese vernachlässigte
Seite der Erziehung eintrat, so war gegen Ende des Jahrhunderts das
Interesse dafür erschlafft.
Das Turnen war herabgesunken zu einem Hallenturnen mit zwei
Stunden wöchentlich.
Durch Ordnungs-, Frei- und Stabübungen sollte die Geschicklichkeit
gefördert, durch Gerätübungen die Kraft gestärkt werden. Wohl hat
man an Gymnasien und höheren Knabenschulen seit 1892 die Pflicht-
stundenzahl für Turnen auf drei erhöht, sowie wahlfreie Spielkurse für
den Sommer eingerichtet; auch werden die Schüler angeregt, Schwimm-
kurse durchzumachen nnd fleißig Bäder zu nehmen; allein das Grund-
übel der Erziehling an höheren und niederen Schulen, die Verguickung
von wissenschaftlichem Unterricht mit körperlichen Übungen, hat man nicht
beseitigt.
Es handelt sich um zwei grundverschiedene Aufgaben der Erziehung
zu dem einen Ziel der harmonischen Persönlichkeit.
Die naturgemäße Leitung der körperlichen Entwickclung ist das
rechte Fundament der geistigen nnd sittlichen EntWickelung. Wird die
körperliche Erziehung vernachlässigt, so muß auch die geistige Bildung
verkümmern.
Unsere klassische Pädagogik steht nicht auf der Höhe der modernen
Physiologie und Hygiene, welche ein eigenes Lebensstndium erfordern.
Bei einem Schulmann darf man diese Kenntnisse nicht ohne weiteres
voraussehen.
Die wissenschaftliche Fürsorge erfordert somit.eine prinzipielle Än-
derung der gegenwärtigen Unterrichtsverfassnng nnd -Verwaltung.

Das Studium der Medizin führt zu einer eingehenden Kenntnis des Körpers. Und das ist die unerläßliche Vorbildung dafür, wie ein gesunder Körper ein geeigneter Träger eines gesunden Geistes wird.
Will man für die körperliche Erziehung tatsächlich durchschlagende Erfolge erzielen, so muß man ihr von Staats wegen die Gleichberechtigung mit der geistigen Erziehung zusprechen und sie unter die Ober leitung einer fachmännischen Zentralinstanz stellen. Neben der Unterrichtsvcrtraltung muß eine selbständige Medizinalbehörde, zu der natürlich auch einzelne Pädagogen gehören, die gesonderte Leitung der körperlichen Erziehung übernehmen. Tie weitere Gliederung dieser Behörde in Provinzial- und Kreisinstanzen ist mit Leichtigkeit in die Wege zu leiten. Die geeigneten Kräfte aus den Kreisen der Mediziner sind da, man braucht sie nur zu rufen. Eine derartige Behörde würde in kurzer Frist für eine angemessene Spezialausbildung von Lehrkräften Anstalten einzurichten verstehen.
Der Turnlehrer hat vom rein pädagogischen Standpunkt eine weit andere Aufgabe, als der wissenschaftliche Lehrer. Die Ausbildung für diesen Beruf kann nicht so nebenbei abgetan weiden. Der Turnlehrer muß der gute Kamerad der Schüler, aber auch in bestimmten Momenten der Herr sein. In der vorbildlichen Persönlichkeit der Lehrers liegt das ganze Geheimnis der Turnkunst.
Die nächste Konsequenz der Trennung in der Leitung des Erziehungswesens macht auch eine gesonderte Stundenlage notwendig.
Wohl wären die ersten Morgenstunden für Leibesübungen recht geeignet, allein die Morgenfrische muß ein für allemal als die geeignetste Zeit für den wissenschaftlichen Unterricht reserviert bleiben. Außerdem fehlt nach körperlichen Übungen die erforderliche Sammlung für die weitere geistige Anstrengung. Tie Unterbrechung des wissenschaftlickien Unterrichts ist daher ganz und gar unangebracht. Am Schlüsse sind aber die Kinder derart ermüdet, daß selbst das Spielen nicht mehr günstig einwirken kann.
Freilich gibt es auch körperliche Übungen, durch welche der Unterricht unbeschadet unterbrochen werden kann. Das sind aber keine turnerischen Übungen in unserem Sinne!
Tatsächliche Körperanstrengung muß ermüden, und gegen Ermüdung helfen nur Ruhe und Schlaf. Wie die Kinder des Morgens die richtige Frische für die geistige Anstrengung mitbringen, so sind sie nach der Mittagspause genügend erholt, um Leibesübungen zu betreiben.
Durch die Trennung der Stunden wird auch die Bahn frei für eine wesentliche Erweiterung der gymnastischen Übungen.
Vom physiologischen Standpunkt aus geschieht durch die obligatorischen Leibesübungen für Lunge und Herz so gut wie nichts. Die günstige Einwirkung auf die motorischen Nerven und die Geschicklichkeit

der Muskeln befördert nach den wissenschaftlichen Untersuchungen durch»
aus nicht direkt die EntWickelung der Herz» und Lungentätigkeit. Die
beschleunigte Bewegung beim Spiel, Laufen und Schwimmen kommt
dafür insonderheit in Betracht. Der Wechsel dabei zwischen Bewegung
und Erholung wirkt auf Atmung nnd Zirkulation des Blutes besonders
günstig.

Die dringende Notwendigkeit solcher Übungen als Gegengewicht der
Folgen einer sitzenden Lebensweise, durch welche nach den Äußerungen
des verstorbenen Reichskanzlers von Caprivi die Felddienstfähigkeit der
gedienten Mannschaften herabsinkt, haben auch die Untersuchungen von
Axel Key an vielen Schulkindern in Stockholm dargetan.

Die Neuordnung der Leibesübungen wird davon absehen, daß auf
der Mittel- und Oberturnabteilung die Ordnungsübungen regelmäßig
in jeder Stunde vorgenommen werden.

Wie im Winterhalbjahr Muskel- und Nervengymnastit im Vorder-
grund steht, so im Sommer Herz- und Muskelgymnastit. Das letztere
wird durch Spiele, Schwimmen und Märsche erzielt.

Für jede Schule muß daher eine Flußbadeanstalt eingerichtet iverden.
Dort wird an zwei Wochentagen nachmittags geschwommen.

Weiter müssen die Fluß- resp. Seebadeanstaltcn mit den nötigen
Turngeräten, wie Schaukelringen, Sprungbrettern, Leitern «. ausge-
stattet werden, so daß der Turnunterricht sich an die Schwimmübungen
anschließen kann. Ordnungsübungen fallen fort.

An zwei weiteren Nachmittagen wird auf freiem Felde gespielt,
wie es schon gegenwärtig wahlfrei geschieht. Die Unterabteilung kann
jede Spielstunde mit Ordnungsübungen beginnen.

An einem fünften Nachmittag wird eine Marschübung gemacht.

Während der Frostzeit tritt an die Stelle des Spiels der Eislaus.
Den Marsch ersetzt eine Schlittschuhpartie.

Die selbständige fachmännische Leitung des körperlichen Erziehung^
Wesens am Nachmittag besonders in Freiluft und Freilicht ist der Grund-
gedanke der Neuordnung.

4. Die Neuordnung der körperlichen Erziehung an Mädchenschulen.

Gesunde, frohsinnige Mütter sind immer die sicherste Bürgschaft für
einen normalen Nachwuchs des lebenden Geschlechts.

Wenn auch der ausschließliche Zweck der Mädchenerziehung nicht die
zukünftige Mutter sein kann, so muß dieses Moment doch bei Festsetzung
des Bildungszieles immer im Auge behalten werden.

Das Herabsinken der Wehrtüchtigteit ist Wohl ein guter Mahner
zur Förderung der körperlichen Knabencrziehung, aber nicht die Ursache
dafür. Diese ist der Verfall selbst, die Degeneration an sich.

Der Tier» und Pflanzenzüchter oder Gärtner kennt die Mittel, nicht
nur dem Verfall entgegen zu Wirten, sondern auch wertvolle Anlagen
des Individuums zu steigern und zu vervollkommnen. Vom Tauben» und
Schafzüchter und vom Gärtner soll der Erzieher leinen. Dazu ist eine
außerordentliche Hingabe an den Veruf und ein hohes Matz seiner Be-
obachtung notwendig. Ter Erzieher mutz die Natur gleichsam belauschen,
wie sie im geheimen wirkt und schafft.
Gebt uns gute Mütter, und wir werden gute Kinder, gebt uns
gefunde Mütter, und wir werden gesunde Kinder haben; so ruft der
Erzieher, der seine Aufgabe als Zuchtwahl auffatzt.
Für diese moderne Auffassung der Erziehung als geheimnisvolle
Leitung der Entwicklung gelten die Bildungsanstalten für Knaben und
Mädchen als durchaus gleichwertig.
Die schwächere weibliche Konstitution erfordert daher ein weit
höheres Matz körperlicher Fürsorge als für Knaben.
Die natürlichen Unterschiede in der Konstitution der Geschlechter sind
namentlich in den höheren GesellschaftZfchichten aller Kulturländer durch
einseitige Bevorzugung der Bildungsanstalten für Knaben noch gesteigert
worden.
Die historische Vernachlässigung des Mädchenschnlwesens wert zu
machen, gilt als eine hervorragende pädagogische Aufgabe der Gegen-
wart. Vom sozialen Standpunkt aus handelt es sich darum, das weib-
liche Untertänigkcitsverhältnis gegenüber einem gewissen Herrentum zu
beseitigen.
Für das Weib als Mutter, wie auch als Berufsgenossin neben dem
Manne fordert die Pädagogik eine durchaus gleichwertige körperliche
Erziehung.
In diesem Cinne ergreift zuerst Fichte in feinen Reden an die
deutsche Nation zur näheren Bestimmung der Nationalcrzichnng das
Wort. Es versteht sich ohne besonderes Bemerken, datz beiden Geschlechtern
diese Erziehung auf dieselbe Weise zuteil werden müsse. Eine Abson-
derung der Geschlechter in besondere Anstalten für Knaben und Mädchen
würde zweckwidrig sein nnd mehrere Hanptstücke der Erziehung zum
vollkommenen Menschen aufheben. Die Gegenstände des Unterrichts
sind für beide Geschlechter gleich: der in den Arbeiten stattfindende
Unterschied kann, auch bei Gemeinschaftlichfeit der übrigen Erziehung,
leicht beobachtet werden.
Gleich beim ersten Teil der Erziehung (Fichte wollte alle Kinder
losreißen vom Elternhaus? und sie in öffentliche Staatsanstalten, wie
zum Beispiel unsere Kadettenhäuser, bringen — in dieser Beziehung
hat die Zeit Fichte widerlegt —) ist nicht zu übergehen: die EntWickelung
der körperlichen Fertigkeit der Zöglinge, die mit der geistigen Hand in
Hcmd gehend fortschreite» mutz. Die Kunst des körperlichen Könnens,

als da sind: Schlagen, Tragen, Werfen, Stoßen, Ringen, Schwingen
usw., seien die einfachsten Übungen der körperlichen Kraft. Es gibt eine
naturgemäße Stufenfolge in diesen Übungen bis zu ihrer vollendete»
Kunst, das ist bis zum höchsten Grade des Nerventaktes beim Stoß,
Schwung und Wurf. Alles kommt auf die Stufenfolge an, nicht daß
nach bloßer Willkür nur einige Übungen herausgegriffen werden, wenn
wir wie die Griechen körperliche Erziehung haben wollen. In dieser
Rücksicht ist noch alles zu tun. Dazu bedarf es eines Mannes, der in
der Anatomie des menschlichen Körpers und in der wissenschaftlichen
Mechanik auf gleiche Weise zu Hause ist.
Die Gesundheit und Schönheit des Körpers und die Kraft des Geistes
muß gleichzeitig gefördert werden.
Mehr als in Deutschland entsprechen die französischen gesetzlichen
Bestimmungen der Auffassung Fichtes. 188l) wurde in Frankreich durch
Gesetz der Turnunterricht obligatorisch gemacht. Der vom französischen
Unterrichtsministerium 1893 herausgegebene Leitfaden für das Schul-
turnen bemerkt: In unserer Zeit, wo die Tätigkeit fo fieberhaft, die
Hirnarbeit so intensiv, die sitzenden Beschäftigungen so zahlreich sind,
drängt sich uns die körperliche Erziehung als das einzige Mittel auf,
bei den Menschen das Gleichgewicht der physiologischen Funktionen wieder
herzustellen. Aus diesem Grunde hat der Gesetzgeber sie unter die
Unterrichtsmittel mit gleicher Berechtigung wie die intellektuelle und
moralische Erziehung aufgenommen.
Vom Standpunkt der Anatomie und Physiologie bedürfen insonder-
heit die Leibesübungen einer ganz gründlichen Reform.
Wohl ist der weibliche Körper zu Kraftleistungen befähigt: das be-
weisen die Kunstreiterinnen und die Damen vom Ballett. Ihre wohlaus-
gebildete Muskulatur ist entstanden durch fleißiges Gerätturnen im
Trikot. Gerätübungen mit Korsett sind hygienischer grober Unfug,
Darum fort damit und mit all den Frei» und Ordnungsübungen und
heran an die Geräte in einem einfachen Anzug.
Die deutschen Turnlehrer fordern daher, die Kleidung des täglichen
Lebens ist so zu gestalten, daß sie ohne weiteres als Turn-, Spiel- und
Marschkleidung benutzt werden kann. Vor Beginn des Turnens ist dann
nur ein teilwciscs Entkleiden, wie ein Umkleiden erforderlich.
Die Grazie soll damit keineswegs ans dem Turnen verbannt werden,
nur die französische Aftergrazie, welche in das Mädchcnturnen hinein-
gepfuscht wird, es vorwiegend beherrscht, will insbesondere Turnlehrer
Professor Karl Plank in Stuttgart beseitigt wissen.
Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen trat 1836 Rcgierungs-
und Mcdizinalrat Karl Ignaz Lorinser mit seinem Buche erfolgreich auf.
Das vorher verpönte Turnen wnrde wieder in den Lehrplan der Schulen

aufgenommen. Gegenwärtig prüfen namentlich Mediziner die turne-
rifchen Übungen daraufhin, wie dieselben auf Lunge und Herz Wirten.
Das Mädchenturnen in der Halle übt darauf nur wenig oder gar
keinen Einfluß aus; es hat nur erzieherischen Wert. Die Ordnungs»
Übungen werden von Dr. F. A. Schmidt für Schulkinder geradezu eine
weitere Belastung der Hirntätigkeit genannt.
Die Gesundheit wird am meisten gefördert durch solche Übungen,
»velche nicht bloß einzelne Muskelgruppen in Bewegung bringen, sondern
möglichst den größten Teil der Muskeln anstrengen.
Kraftübungen an den Geräten allein erhöhen die Dauer- und
Schnelligkeitsleistungen nicht hinreichend. Der Vorzug ist den Übungen
zu geben, welche andauernd und gleichmäßig auf zahlreiche Muskeln
gleichzeitig einwirken.
Da sind zwei Gruftpen zu unterscheiden. Es gibt Dauerübungen,
wie Marschieren, Bergsteigen, Laufen, Schlittschuhlaufen, und besondere
Schnelligkeitsübungen, wie Eilmarsch, Tanz, Weit» un7> Hochspringe»
mit Anlauf.
Werden beide Arten von Jugend auf fortschreitend geübt, so hat
das eine günstige Wirkung auf die Tätigkeit des Herzens zur Folge.
Beini Erwachfenen zieht sich das Herz durchschnittlich in einer Stunde
72 Mal zusammen; beim gewöhnlichen Gehen steigt der Pulsschlag auf
80, beim schnellen auf 10N, beini Steigen auf 100 bis 120.
Durch diese gleichmäßige andauernde Steigerung der Herztätigkeit
werden die Herzmuskeln fest, elastisch und ausdauernd. Schwere Kraft»
Übungen, vorwiegend betrieben, wirken ungünstig auf das Herz. Die
meisten Athleten gehen frühzeitig an Herzkrankheiten ein. Systematisch
betriebene Dauerübungen müssen dagegen immer günstig wirken.
Muskeln nehmen während ihrer Bewegung dem Blute mehr Sauer
stoff und geben mehr Kohlensäure und Ermüdungsstoffe ab. Dadurch
macht sich ein schnelleres Atmen oder eine erhöhte Zufuhr von Sauerstoff
und Abfuhr von Kohlensäure notwendig. Bei der Bewegung dehnt sich
die Lunge mehr aus und zieht sich darauf enger zusammen. Das kann
jedoch nur geschehen, wenn der Brustkorb, der Lnnge und Herz auf-
bewahrt, die nötige Beweglichkeit hat. Werden Leibesübungen, welche
den Brustkorb bewegen sollen, nur unzureichend in der Jugend ausgeübt,
dann werden die Niftpentnorpel und Gelenke, welche denselben bilden,
starr. Viel mehr geschieht dies noch, wenn Mädchen ein Korsett tragen,
namentlich mit dem unteren Teil des Brustkorbes, welcher viel belveg-
licher ist, als der obere. Nur die sieben Paare wahren oder obere»
Nippen schließen sich an das Brustbein an; die unteren fünf oder falschen
Nippen erreichen das Brustbein nicht. Darum kann der untere Brust-
korb sehr leicht zusammengedrückt werden, besonders bei Kindern. Diese
Funktion überträgt der Tailleur dem Korsett mit guten, Erfolg. Die

starte Einschränkung des unteren Brustkorbes bewirkt eine Erweiterung des oberen freien Teils,
Der Brustkorb wird spindelförmig, das heißt die Taille wird schneidig.
Diese Mißbildung der Brust bezeichnet die Physiologie als Schnürthorar.
Normale Brustbildungen bei Frauen sind selten, ebenso wie die äußersten Mißgestalten.
Die Turnreform des Mädchenunterrichts darf also nicht am nächsten Donnerstag, wie Bismarck sich auszudrücken beliebte, beginnen.
An Mädchen mit entarteter Vrustbildung darf die Schule keine zu hohen Forderungen stellen. Dauer- und Schnelligkeitsübungen dürfen in solchem Falle nicht verlangt werden, weil sie nur störend auf Herz und Lunge wirken können.
Die ganz besonders von Turnlehrerinnen angeregte Forderung, Dis» pensation auf Grund ärztlichen Attestes zu erschweren, ist widersinnig.
Der Arzt weiß, was er bescheinigt. Auch die Eltern werden sich nicht Atteste ausstellen lassen, die nicht notwendig sind. Wie nachteilig körperliche Übungen bei pathologischen Zuständen wirken können, habe ich an mir selber erfahren. Jahrelang habe ich an den Folgen zu tragen gehabt, welche mir Übungen an den Schaukelringen verursachten, um gewisse Bewegungsstörungen zu beseitigen.
Auf Grund eingehender physiologischer Studien kenne ich heute die Ursachen dieser Störungen und weiß daher, daß Rnhe angemessener war, als Bewegung. Viele Kranke, die an Nervcnstörungcn leiden, wurden früher von Ärzten auf die Strecken geschickt, heute wird dafür die Hängematte von ärztlicher Seite empfohlen.
Die Reform des Mädchenturnens muß, um mit Rousseau zu sprechen, zunächst zu verhüten suchen, daß etn^s geschieht.
Die Reform muß also unten, das heißt mit den Vorbereitung?" Übungen beginnen. Diese können etwa so, wie sie sind, bestehen bleiben.
Dann muh auf der Mittel- und Oberturnstufc eine durchgreifende Änderung eintreten.
Ein Korsett wird nicht erst angelegt.
Dauer» und Schnelligkeitsübungen werden an Freilicht und -Luft vorgenonimen. Keine Übungen sind dazu geeigneter, als Spiel auf freien Plätzen und Schwimmen in Fluschadeanstalten. Professor Nr. Zander schreibt in seinem Buche über die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit: In noch höherem Maße als die systematischen Übungen im Dauer- und Schnelllanf sind die Bewegungsspiele geeignet, die Atmungsorgane zn kräftigen. Die Freude und das Interesse am Spiel steigern die Leistungsfähigkeit im schnellen Lauf, und trotzdem kommt es zu keiner Überanstrengung von Lunge und Herz. Eis» und Schneelauf bieten im Winter einen vortrefflichen Ersatz für Bewegung-?-spiele. Noch nicht in genügendem Maße wird das Schwimmen geübt.

Es wirkt wie kaum eine andere Übung günstig auf die Atmung ein. Die meisten Muskeln sind beim Schwimmen tätig. Professor Emil du Bois-Reymond nannte kalte Bäder ein Turnen der Hautmuskeln. Wöchentlich zweimaliges Spiel im Freien und Schwimmen ini Sommer, dazu einmalige Mai-schübung mutz daher auch für angemessene Leibesübungen an Mädchenschulen gefordert weiden.

Im Winter steht die Turnhalle mit dem erweiterten Schulhofe gleich« falls zu Gerätübungen, zum Schwimmen, und der Hof auch zu freiem Spiel zur Verfügung.

Wer die Möglichkeit dieser angeregten Neuordnung in Frage zieht, den wird der Bericht des Turninspektors Wetdenbusch aus Frankfurt a, M. beruhigen. In Frankfurt ist das Baden und Schwimmen für Volts- und Mittelschulen eingefühlt, so daß kaum noch ein Schüler aus der Schule kommt, der nicht schwimmen kann. Seit sechs Jahren hat die Stadt mit der Motivierung, datz Turnen, Spielen und Schwimmen für das weibliche Geschlecht viel notwendiger sind, diese Übungen in Mädchenschulen eingeführt.

Literarischer Monatsbericht.

von

Angnft Friedrich Krause (Vreslau).

Novellen und Romane.

Jakob Wassermann«: ,,Vie 3chwestern." — Heinrich Mann: „stürmische Morgen," — FriedrichHuch: ,,Mao." — Karl Federn: ,,Die Flamme des lebens."

n seinem ersten Noman, den „Juden von Zirndorf", der kürzlich in einer neu bearbeiteten, »vesentlich gekürzten, von bizarren Auswüchse!! und mancherlei Unebenheiten befreiten Ausgabe (S. Fischers Verlan, Verlin) herausgekommen ist, sagt Jakob Wassermann von seinem Agathou Geper: „Gr war schon zu alt, als er geboren wurde, Seine Seele hatte schon Jahrtausende gelebt — eine echte müde Judenseele." W ist, als hätte der Dichter diese Worte von sich selbst gesagt. Auch Wassermann hat eine Seele, die zu alt ist, um noch Frische und «rast 511 haben, eine Seele, die begabt ist mit einer krankhaft anmutenden Ueberreizung des Gefühls, die ihn ins Extreme und Absonderliche treibt. Diese Ueberspcmnung des Gefühls, die weder eine ruhige, besonnene Beobachtung und Darstellung des Wirklichen, noch eine richtige, d. h. allgemein gültige Schätzung des innerlich lMebteü zuläßt nnd darum verwirrend und verzerrend wirkt, ist Veranlassung, daß die von Wassermann ersonnenen Gestalten ganz aus dem Typischen herausfallen, elivas Schiefes, krankhaftes, Neberstiegencs haben, so daß der seelisch gesunde, der normale Mensch vor ihnen wie vor einem psychologischen Nätsel steht, nicht nur, daß er sie mit dem Verstände nicht mehr begreifen kann, er ist auch nicht mehr imstande, sie mit dem Gefühl zu erfassen. „Ter Vision untcrworfen, von der Speise des Traumes genährt", gehören sie zu den Geschöpfen, von denen Wassermann selbst sagt:,, «chnell wird Tugend zum Wahn und Wahn zur «rankheit: und wied.-r ist das Edelste an den Ge^ schöpfen nicht ohne einen Hauch von Nraukheit." Mitten aus dem Wirklichen und Greifbaren, das er aber auch schon mit den Untertanen des Seelischen begleitet, die allem Geschehen einen dumpfen, verhaltenen, ans den Tiefen des Unterbewußtseins lierauftöuenden Xlaug geben, führt er allmählich in das Geheimnisvolle und Rätselhafte, wo alles SinnenWige zu einer seltsamen Vision wird. Wie hinter silbrigen Schleiern, die sich lösend um alle harten Kanten legen, tritt die Welt des Wirtlichen zurück. „Nicht im Wirklichen und Greifbaren", heißt es in Wassermanns neuestem Buche, das mir heute inr Besprechung vorliegt, „svicIt sich das entscheidende ^ebe» der Menschen ab. Das Tiefste, »voran der Sterbliche seine Seele bindet, ist Rauch, ist Tranm. So werden Glück nnd Unglück zu bloßen Namen."

In dem Novellenbande: „Die Schwestern" >S. Fischers Verlag, Berlin), der dieses Zitat enthält, erzählt Wassermann die Geschichten dreier Frauen: einer englische» Diebin, die während der Negierungszeit Georgs des Zweiten gehängt wurde, der Tochter eines hohen Beamten im Süden Frankreichs, die sich nnd einen Alan», den sie nie gekannt hat, unschuldig eines Mordes bezichtigt nnd sich dann in der Zelle des Geliebten, der zum Tode verurteilt wurde, tötet, und der wahnsinnigen Johanna von >lastilien, die mit der Leiche des Matten, den sie nm eines Treubruchs willen hat vergiften lassen, durch alle Länder ^icht. Nicht ohne Absicht hat Wassermann diese drei Frauen als Schwester» bezeichnet. Aus ihrem Innersten, aus den Tiefen ihreo Unterbewußtseins steigt ihnen die Gewalt, die ihr Schicksal bestimmt, dem sie sich weder entziehen »vollen noch entziehen können. (5s ist etwas traumhaft Visionäres in dein Wesen dieser Frauen, dem man nicht

nahe kommen kann: sobald man mit den Händen danach greifen und es halten will, löst es sick in Nebel auf und man faßt in Luft. Es ist darum auch nicht möglich, diesen drei Wassermannschcn Erzählungen nahe zu kommen. Sie stehen und fallen.damit, ob mm, diese Frauen glaubt oder nicht. Das aber ist es eben: man schwankt in diesem Glauben und weih nicht recht, woran man sich halten soll: manchmal ist einem ihr Wesen ganz klar, man meint tief in ihre Seelen hinabsehen zu sonnen wie in klares Wasser. Tu plötzlich aber quillt aus verborgenen Tiefen ein Strom nener, fremdartiger Empfindungen auf und stört die Klarheit und Ruhe des Spiegels. Das stärkste Befremden wird die wahnsinnige Johanna von Kastilien erregen, die erst ihrem Gatten sich versagt, daß die Sinnengier ihn geistig und körperlich krank macht, ihn dann mit ihrer Leidenschaft >u)ch mehr erschöpft als durch ihr Versagen, und ihn, als sie von seiner Untreue erfährt, vergiften läßt, um zuletzt wahnsinnig mit seiner Leiche, in der ein Uhrwerk, das sie in die Brust hat einsetzen lassen, täuschend den Schlag des Herzens nachahmt, durch die Länder zu ziehen. Aber auch für Clarissa Mirabel weiden die wenigsten Leser ein tiefergehendes Interesse übrig haben, ein geringeres jedenfalls als für den unglücklichen Bastide Grammont, der mit den Tieren, dem Wasser, dem Himmel, der Luft und den Früchten der Baume verschwistert war und mm im Kerker auf den Tod durch Henkershand warten mutz, den phantastischer Unverstand und Lüge ihm bereitet haben. Um so stärker ist die Wirkung der massenpsychologisch tief dringenden Darstellung von der Entstehnng und dem Wachsen des Verdachtes, daß der greise Advokat Foualdes einem Morde zum Opfer aefallen sei.
Wie iu der immer regen Volksphantasie eine unbedachte Aeußerung uud ei» kleiner Zufall sich zu einem törichten romantischen Bilde von der Ausführung der Mordtat auswachsen, wie Furcht und Autosuggestion zu ansteckenden Krankheiten werd:n und immer mehr Menschen in das Verderben reißen, wie das erregte Volksgemüt nicht eher ruht, als bis die fthcintastischen Züge dieses Bildes von der Mordtat der Wirklichkeit oktroyiert sind nnd man jede Figur, die Furcht oder Suggestion schuf, gefunden und lebendig vor den Richter geschleppt hat, das ist meisterhaft und in einem so eindringlichen Stil geschildert, daß der Leser mitgehen muß. Trotzdem liegt die Bedeutung des Buches in der zweiten Novelle: Sara Malcolm. Es ist dem Dichter gelungen, die Seele der englischen Diebin beinahe bis in die Tiefen des Traums hinab zu erhellen, daß man die Empfindungswelt dieses Weibes mit dem Gefühl fast ganz begreifen kann, so absonderlich sie auch scheint. Tos gibt dieser Novelle eine starke, geschlossene Wirkung.
Wenn unser Glaube an die drei Frauen des Wassernumnschen Novellenbuches auch recht oft nicht standhalten will, so machen sie doch nicht den Eindruck des Erklügelten. So wie sie sind, hat der Dichter sie in sich ergriffen und dargestellt in vollster Ehrlichkeit. Gegen sie gehalten wirken die Menschen, die Heinrich Mann in seinem Novellenbuche: „Stürmische Morgen" (Albert Langens Verlag, München) darstellt, unaufrichtig, unwahr nnd kalt. Es ist iu der letzten Zeit in der Literatur Mode geworden, das PubertätZproblem aufzurollen: man hat es, das nur zart nnd ehrfürchtig, mit reiner, menlä> licher Nute behandelt werden sollte, sogar in das vergröbernde Licht der Bühne gezcrrt. Heinrich Mann hat es verstanden, ironisch, witzig und geistvoll darüber zu plauderu, aber er l)at es nicht vermocht, die Tiefen des Gemüts dieser an gefährlichem Abgrunde wandelnden Halbwüchslinge zu erschließen und damit echte tragische Wirlungen zu gewinnen. Denn es liegt eine Tragik in diesem Problem verborgen, wenn unsere Augen sie oft auch nicht sehen oder unsere reife Sicherheit sie vielleicht gar lächerlich findet. Aber diese Tragik unserm Her«» begreiflich zu machen, sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Gewalt vor uns aufwachsen zn lassen, ist Heinrich Mann, der herzlos «alte, der alle Schmerzen der halbwüchsigen Ingend ironisch nnd von oben herab belächelt, nicht der Dichter. Das ist es Wohl, was jedem, der sich ein warnies Herz und ein gesundes Gefühl bewahrt hat, dieses Bück, abstoßend erscheinen lassen wird.
Die Geschichte einer Kindheit, allerdings ohne das eben erwähnte Problem zu streifen, erzählt auch Friedrich Hnch in seinem Roman „Mao" (S. Fischers Verlag, Berlin), die Geschichte einer Kindheit und dock, auch wieder nicht die Geschichte einer Kindheit. In diesem Zwiespalt liegen Stärke nnd Schwäche der Huchschen Dichtung, für die ich nnr widerstrebend die Bezeichnung: Roman brauchen würde, begründet. Thomas, der Sohn eines aus eigner Kraft zn Ehre und Ansehen einporgesiiegenen Instizrates in einer mittelgroßen Stadt, hat, wie Agathon Gener, eine Seele, die schon alt war, als er geboren lvurde. Sie ist eins mit der Seele des alten Hauses, von dessen Wänden sein erster Schrei widerhallte, mit dessen Luft seine Brust alles Lebe», alle Geheimnisse, alles Rätselvolle nnd Unirdische

in sich trank, das vom Keller bis zum Voden hinauf zwischen diesen altersgraue» Mauern webte. „Niemand kannte das Haus so wie Thomas. Dinge, auf die sonst keiner achtet, die man anblickt, ohne sie zu sehen, waren ihm stille und vertraute Freunde". Der Knabe sieht die Dinge nicht so, wie sie wirklich sind, sondern wie sein Gefühl sie erfaßt, und wenn sie sich ihm aufdringlich nähern und ein anderes Gesicht für ihn bekommen, das Geficht, da« sie in Wirklichkeit haben, werden sie ihm fremd, und er fühlt sich von ihnen abgestoßen. Diese Zerrissenheit der Welt in Ich und Umwelt ist der tiefe Schmerz des Knaben, der zwar in seine Brust hinabsinkt und nur mallllnnal dumpf und schwer sich regt, nicht aber mehr über die Bewußtseinsschwelle tritt, als man ihn«, dem Knaben, das Leben der Wirklichkeit aufzwiiyt, der aber doch nicht vergeht. Die Seele der Dinge, die sich ihm mit der Seele des alten Hauses identifiziert, gewinnt zuletzt Gestalt in dem vom Alter tief gedunkelten Bilde eines Knaben, von dem niemand weiß, woher es stnnnnt und wen e8 darstellt, uud für den Thomas den seltsamen Name» Mao erfindet. Dieser »nabe wird ihm zum Phantom, in dem sich ihm alles Glück und alles Grauen verdichtet, das seine Seele durchrüttelt. Huch hat für diese Erlebnisse der Frühzeit eine so zwingende Darstellung gefunden, daß wir sie mit zu erleben meinen, als wären sie nichts als Erinnerungen ans unserer Kindheit. Vielleicht ist ihm dies um so besser gelungen, weil er allem Reichtum und allem Granen, allem Glück und aller Verzweiflung dieser Erlebnisse Gestalt gegeben hat in diesem Bilde Maos. Das aber ist gewiß, daß Huch in der Identifizierung des llknaben mit der Seele des sterbenden Hauses zu weit gegangen ist und seiner Geschichte einer Kindheit damit den Reiz des Tnpische» genommen hat. Für seine Gestaltung des Problems war der Untergang des Inngen, in dem die langsam sterbende Seele des Hauses .noch einmal aufflackerte und menschliche Gestalt gewann", eine Notwendigkeit, da das Haus selbst zugrunde ging. Er ist es aber nicht für unser Empfinden. Die Tragik des Geschehens ist hier nicht so stark, daß wir sie menschlich begreife». Ten tragischen Ausgang hat die Kunst gedichtet, nicht die Erfahrung, nicht das Leben. Die äußere Wirkung wäre vielleicht schwächer gewesen, wenn Friedrich Huch gezeigt hätte, wie der Knabe, allmählich aus de» Träumen seiner Kindheit sich lösend, Sinn gewinnt für die Realität des Lebens und die Zwiespältigkeit seines Wesens überwindet: die Echtheit und Inuigkeit der seelischen Wirkung hätte er dadurch aber nur erhöhen können.

Den Beschluß des biesmonatlichen Berichtes möge ein neuer Roman vo» Karl Federn bilden: .Die Flamme des Lebens." (3. Fischers Verlag, Berlin.) Vo» Karl Federn, dem bekannten geiswollen Wamsten und Whitman-Uebersetzer, las ich vor einer Reihe von Jahren, es mögen fünf oder serlO sei», eine» Roma»: „Rosa-Maria" und zwei Novellen, deren Inhalt ich ganz vergesse» habe: ich habe mir »och dunkel die Erinnerung an einen feingeistigen Genuß, wie man sich vielleicht nach Jahren noch an das Aroma eines besonders vorzügliche» Glases Wein eri»ner» mag. Ich fürchte, mit de», neuen Roman Federns wird es mir ebenso gehen. Ich war entzückt, als ich ihn vor fünf oder sechs Wochen las, aber ich spüre bereits, wie meine Erin»eru»g a» seine» Inhalt zu verblassen beginnt, und es ist gut, daß die Verlegernotize», die dem Buche beiliege», sie wieder etwas auffrische». Es ist ei» bedeutendes Problem, das Federn in seinem Roman behandelt: Ter letzte Sproß eines einstmals glänzende», »uu aber »iedergebrochme» Geschlechtes will sich durch die ttraft seiner Persönlichkeit de» Mächten der Vergangenheit entziehen. Er lenit die Tochter eines erblich belasteten Geschlechtes kennen, die ihm unter der Bedingung die Hand reicht, daß er sie töte, wenn sie ein «ind von ihm empfange. Da er dieses Verspreche» »icht erfüllt, tötet iie sich selbst, ^cd.-r» hat das Problem selb» i» keiner Weise gelöst und nicht einmal de» Versuch gemacht, das Schicksal oer beiden Menschen aus deni rein Individuelle» in das Tnpische z» erheb.'». Daraus ist, trotz glänze»der Einzelvorzüge, ohne Zweifel die geringe Nachwirkimg des Rmnmis z» erkläre», die ich an mir selbst beobachtet habe »»d die jeder Leser a» sich gleichfalls wird beobachte» könne». Wen» ich heute den ganzen Roma» überblicke, so fällt mir alles auseinander, die Handlung, das Schicksal des Mannes, das Schicksal der ^rau, ia die Menschen (mit Ausnahme Gabrielens! sogar selbst — als ob es dem Dichter an schöpferischer Kraft gemangelt hätte, Menschen und Schicksale aus einem Guß z» gebe».

Tic AUgöuer Alpen. Land und Leute. Vm Max Förderreuther. Mit 423 Ab-
bildungen im Texte, 2 «arten und 2l> i!u, stteilageu von E. T. Compton, Richard
Mahn, Tefregger n. a, Verlag der Jos. ziöselschcn Buchhandlung, Kempten und
München, 1907.

Neben den wisseuschaftlicheu Geogiaphicwerken, die große Läudergebiete eingehend
und erschöpfend behandeln, weiden Monographien über ein begrenztes Stückchen Land, das
Heinilltlicbe angeschaut hat und schildert, immer ihren Wert und ihre Bedeutung behalten.

Kemptnei HiUle. (Aufnahm« von M, Rauch.)

Nu«i Di« Allgäuer Alpen. Land und ^eu!e. Von Max Föroerieucher. — V«il»? der Jos. KLftNchen
Nuchhandlung, Kempten und München.

selbst wenn die Liebe zu seiner Heimatscholle wn klaren, kritischen Nick des Verfassers getrübt haben sollte. Ja, in solchen Büchern erhöht ei» bißchen Schönseherei, ein bißchen liebevolle Befangenheit nur noch den Reiz und den Wert der Darstellung, die uus das Ueckchen Erde, dessen offene und versteckte Schönheiten wir anschauen lernen, vertrauter macht, uns persönlich näher nickt als die beste wissenschaftliche Schilderung, aus der uns ein saurer Tunst von Stubenluft und Gelehrtenschweiß entgegenschlägt.

Anch Förderreuthers Darstellung des Landes und der Leute der Allgäuer Alpen ist ganz erfüllt von dem Duft der Heimalliebe. Lebendig weih er uns alles nahezubringen, begeistert versteht er die großen Schönheiten seiner Heimat zn schildern, und mit feiner ttunst stellt er in das wundersame Bild der Natur, das er vor uns hingezaubert hat, die Menschen hinein in ihrer kraftvollen, wurzelechten Eigenart, mit den Freuden uud Leiden, die ihre Heimat ihnen reicht, Es ist das Land zwischen dem Lech und der Aregenzcr Ache, das er uus schildert, jenen beiden Beigflüssen, deren Quellen so nahe beieinander liegen und deren Wasser so weit auseinander kommen.

Dieses Allgäuer Laud, das iu Einödsbach den südlichit gelegenen deutschen Ort umschließt, ist bemerkenswert durch oie Schönheit uud erstaunliche MannigsaltigkeitderLandschaftsbildcr, wie durch die Eigenart der Bewohner. „Von den einsamen Felshäuptern, um welcbc der ewige Schnee ein schimmerndes Stirnband schlingt, von den öden >laren, deren grausige Trümmerfelder zu lichtgrünen Matte,, niederziehen, kann man hjer wnn der» bis zu dcu gesegxeteu Gefi!' den, wo der Lenz ein Vlütenmeei, der Herbst eine Fülle von Obst uud Wein beschert, wo die Edelkastanie «ist nnd die Lusthäus« sich verbergen hinter prunkendem Blumenschmuck. Und auf dieser Wanderung kann mau schauen, was Herz und 3lnqe erfreut und deu Geist zu sinnender Betrachtung anregt: geheimnisvolle Schriftzügc, von der rastlos schaffenden Natur in Stein und Schutt gegraben: reiches, fröhlich bewegtes Leben in Pflanzen- und Tierwelt: ernüe Denkmäler, aufgerichtet von entschwundene» Mensche »geschlecht er,,, und trauliche Heimstätten, in dene,, die lebenden Geschlechter schalten und walten, schaffen uud feiern."

Auf fröhliche» Wanderfahrt»!, durch dieses gesegnete Land, die ihn durch reichbesiedelte, Mverbfleißige Täler nnd auf hohe Berggipfel führten, von denen das «Ate der Malerin Angelika «aulmann in Schwärzend«!«.

Allge herrliche Aussicht Über Berg- Aul! Die Allaäner Alpen, Land NN» Leu!«. Von Mar Forder.
Wirrnis nnd grüne Ebenen genießt, reuther. ^ Verlaa der I°I. «,»!e!I6,en Vuchhondlnng, Kempten

durch weglose Schluchten uud ein- ,,nd München.
l). 0 K,,
,>»i<^!^!.mr«>!c^i.'rc?,5i>>'!<l.^ ,^-
c« ^55»!'4 o«''!«. I5«!UN5», ^ l^c!»
l>c ^ll>«^ vc»,,. !-rQc»>c>«l: ? oc^>!,ll!^!
^<,: »:c>, zi^si c« . zz/«^ s l >» 0!^!

same Wälder, ist in dem Verfasser der Plan zu diese»? Werte entstände!!, und darum weht in ihm auch frische Berglnft, darum hört mau in ihm das Rauschen der Wälder und Nlingen der Quellen, darum fühlt man die Oede der Bergwildnis und erfreut sich an der Lebendigkeit und Lieblichkeit der Tallandschaften.

Nachdem Max Förderieuthcr die <5ntstehungsgeschich!e dieses Landes erzählt und den Leser kreuz und quer durch seine Heimat geführt hat, gibt er eine lebendige und erschöpfende Schilderung des Pflanzenkleides, das die Farben und Formen der Landschaft bereichert, von dem schweren Brokat der Hruchtfclder in den Tillen! und der Ebene bis zum grünen buntgesticklen Seidentiichlein, das die Berge sich um die Schultern geschlungen haben. 'Im vierten Abschnitt, der über „Wild und Weidwerk" berichtet, wird uns vom Bären nnd vom Wolf, vom Steinadler und vom Luchs in ebenso interessanter Weise erzählt, wie von dem Wild, das heute noch in zahlreichen Nudeln die Wälder des Allgäu belebt. Der uächsteMschnitti „Tenkmäler der Geschichte" leitet bereits zu den Menschen über, die auf diesem Boden gewachsen sind, nnd informiert den Leser über die «eltenzeit und die Zeit der Römerhcrrschaft, plaudert über Burgstalle und Ruinen, von Verfassung und Rechtswesen, Handel uud Verkehr, miegsnot und den früheren Landeshoheiten. Ter sechste Abschnitt macht den Leser bekannt mit dem gegenwärtigen Geschlecht, gibt eine Charakteristik der Bewohner, berichtet von

Der ewibenfall im oytlll. (Aufnahme non «auch.) Autodidakten, Bascht-

Auz I Die Allga'uer Alpen. Land und Leute. Von Mux Foiderreuiher, — Verla« lern uud Künstlern, bei?os, 6öI«Ilch«n Vuchhandlung, Kempten und München. Über Tracht, Lebens-

Weise und Mundart.

Tie beiden letzten anderen Abschnitte zeigen, wie dieses Geschlecht wohnt und lebt. Wir lerne» sowohl die Wohimätten der älteren Zeit kennen, als mich das Allgilucr Bauernhaus, da? Wäldl'rlxms und das Walserlpus, wie es gege»wärtig noch ein »vonnes, praktisches nnd gemütliches ,<öcim der Bauern des Allgäu ist. In diesem Abschnitt führt der Verfasser ims mich durch die Ortschaften der Bezirksamtsgebiete Kempten, Lindau, Sonthofen, und Füssen, durch die Allgäner Ortschaften Tirols und Vorarlbergs. Unter den Ertverbs-

zweigen der Bewohner nehmen Viehzucht und Milchwirtschaft den ersten Platz ein. Wir

höre» daium von Pferde-, Schaf- und Ziegenzucht und von der Heuernte, erfahren wie der Wohlstand der Bewohner durch Holznutzung, Bergbau und Industrie im Wachsen begriffen ist, und welchen Aufschwung Fremdeuvcrkehr und Beikehrsverhältuisse genommen haben, li-ine Kharattcristit der Jahreszeiten in diesem Lande macht den Schlich.

Z
«
Z
3
3-

Der Verlag hat dem Buche eine vornehme, gediegene Ausstattung zuteil werden lassen, hat es mit 2« «unstbeilagen geschmückt, von denen eine Anzahl Vierfarbendrucke, auf dunklem «arton aufgezogen, eine prächtige Wirkung ausüben. Die überaus zahlreichen Abbildungen im Texte ergänzen diesen in vortrefflicher Weise. ^V. ss. K.

Bibliographische Notizen.
Naturgeschichte des Tierreiches für
die Jugend. Von Professor vi. W,
Marschall. Nach Theodor Wood. Nürn-
berg, Verlag von E. Nistcr. Preis
geb. M. 7.50.
Was der Engländer nnd der Amerikaner
für sein Kind tut, das kann sich auch der
Deutsche leisten, — uon diesem Grundsatz
ging der bekannte Verlag E. Nister in Nürn-
berg aus. der schon durch zahlreiche treff-
liche Iugendschriften sich rühmlich hervorge-
tan hat, als er die Herausgabe dieses präch-
tigen Werkes unternahm. Ei» solches Auch
in den Händen der heranwachsenden Jugend
zu wissen, muß das Herz jedes Menschen-
freundes mit Freude und Genugtuung er-
füllen. W wird dem empfänglichen Sinn
mehr gesunde Nahrung zuführen, als zwanzig
Indianergeschichten, die nur zu oft die Phan-
tasie in ungesunde Schwingungen versetzen.
Toch auch den Erwachsenen interessiert diese
Naturgeschichte, die in ihrer gedrängten
Form, ihrem belebten Stil sich jedem Ver-
ständnis anpaßt uud mit 28 bunten Tafeln
und 338 Abbildungen das Auge erfreut.
Sie beginnt mit den höchsten Formen des
Tierlebens, steigt zu niedern herab nnd
schliefst mit den niedersten. Von der Klug-
heit der Affen bringt sie zahlreiche Bei-
spiele, die jeden jungen Sinn fesseln werden.
Er erfährt, das; die Gibbons, die ihre Arme
im Nacken falten, wenn sie laufen, in den
Wäldern sonderbare Konzerte geben bei
Sonnenanfgang und Untergang: daß die
Nasenaffen beim Klettern sich schützend die
Hand vor die lange Nase lerM: daß der
Dianaaffe während des Trinkens den Aart
sorgsam zurückhält, um ihn nicht naß zu
machen. Ergriffen wird der Leser dem
tödlich verwundeten Orang-Utan folgen, der
fich eine Plattform aus Aesten baut, um
auf ihr zu sterben. Tic einzigen Affen
Europas sind die Makaken in Gibraltar,
wie der Verfasser höflich behauptet, und auch
diese sind schon im Aussterben begriffen.
Es ist bedeutsam, wie wenig wir im
allgemeinen Uon den Tieren wissen, die mit
nns leben. Mit welcher Freude wird die
Ingend die seltsamen Dinge von der Fleder-
maus hören, dem Igel oder gar dem klugen
Maulwurf, der sich Eifterneu anlegt, weil
er gar so sehr am Durfte leidet, nnd seine
Vmg mit labnrinthüchcn Gängen versieht,
durch dic er jedem Feind rasch entschlüpft.
Wie viel Prächtiges erfährt sie von den
Vögeln, vom Albatros, der monatelang über
dem Meer stiege,! kann, ohne zu ruhen, vom

Turmfalken, „der Augeu hat wie Fernrohre", uon der Singdrossel, die auf einem Stein die Schneckenschale mit dem Schnabel zerschlägt. Staunend wird sie der Klugheit gewahr, die jedes Tier zu seinem Besten leitet. Und kommt fie zu den Fischen und Insekten, da wird das Staunen nicht enden über die Fülle von Schönheit in mannigfaltigen Gestalten, dieweiseAnordnung, die so manche nur zu Dienern stellt und sie das große Reinmachen in dem Haushalt der Natur besorgen, alles Verwesende vertilge» heißt.

Dies Buch ist ein freundlicher heiterer Lehrer, der fesselnd zu erzählen versteht und der heranwachsenden Jugend als ein tvahrer Freund zur Seite gestellt werden kann. Spielend macht er sie mit dem uugeheueru wuuderuolleu Orgauismns der Natur vertraut. Eine Kenntnis des Lebens wird ihr zuteil, die dem, der sich rüstet, iu den Kampf des ErwerbenZ zu treten, tausendfache iträfte offenbart . . .

Daß der Verlag trotz der bedeutenden Herstelluugskosten das schöne Werk vielen zugänglich macht, muß besonders rühmend hervorgehoben werden.

^Illi ia 3tc>n».

W. Stauenhagen, Hauptmann a. D.:

1) Der Kampf um Sperrbefeftigungen. Mit einer Tafel in Steindruck, enthaltend technische Einzelheiten des Angriffs. — Sondershllusen, Eupel.

2) Die Feldbefestigung. — Verlin, Mittler.

3) Ucber Himmelsbeobachtungen in militärischer Vcleuchtnng. ^ Verlin, Treptow-Sternwarte.

4) V«l,en. Wien, E. W. Stern.

5) Ueber dte altgriechische Militär» Schriftsteller«. Wien, C. W. Stern.

In dem Heft „Kampf um Sperrbefestianngen" liefert der Verfasser einen Nacktrag znm „Grundriß des Festungskrieges" für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine. Tic äußerst klare Darstellung basiert ans den jüngste» Kriegserfahrungen nnd den daraus hergeleiteten neuesten Vorschriften, sowie auf dem eigenen Urteil. — Der vom Verfasser herausgegebene „Grundriß des Festungskrieges" hat bereits allgemeine Anerkennung, auch eine Ueberselzung ins Japanische erfahren. —

Tic „Feldbefestigung" bildet einen Nachtrag zur 3. Aussage vom „Grundriß

der Befestigungslehre", wichtig für Offiziere aller Waffen des Heeres und der Marine.
Auf knappskm Raum sind alle wesentlichen Veränderungen der bezüglichen Vorschriften und Reglements berücksichtigt und die Abfassung eine derartige, das; eine selbständige Benutzung des Heftes auch ohne das Hauptwerk ermöglicht ist. 52 Skizzen erläutern den Text. Auf das Heft sei hiermit besonders hingewiesen.
In der Schrift »lieber Himmelsbeobachtungeu" gibt der Verfasser unter der Voraussetzung nur elementarer Kenntnisse eine kurze, verständliche Anleitung zur Orientierung im Gelände für militärische Zwecke. Die allgemeines Interesse beanspruchende Arbeit sei im speziellen den Offizieren aller Waffen empfohlen. Eine Sternentllfel ist dem Heft beigegeben.
In dem Heft „Noyen" entrollt der Verfasser in knapper Fassung ein interessantes Bild von dem Lebensgange des eisten Kriegsministers in Preußen — eines Mannes, der neben eisernem Pflichtgefühl tiefe Geistes- und Herzensbildung sowie ein warmes Herz für Kameraden und Untergebene und Interesse für die unteren Klassen des Volkes besah.
Das letztgenannte Heft enthält, auf Gruub sorgfältig gesichteten Qnellenmaterials, eine recht interessante, empfehlenswerte Studie. X.
VerliN'Vandad. Das deutsche Weltreich im Zeitalter bei Luftschiffahrt von 1910—1931. Von Rudolf Martin. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.
Der Verfasser dürfte bereits durch sein Buch: „Die Zukunft Rußlands" weiteren Kreisen bekannt geworden sein. In dem vorliegenden Buche beschäftigt er sich mit der Zukunft Teutschlands. Seiner Phantasie läßt er hierbei gewaltig die Zügel schießen und baut mit Hilfe der weit ausgebildete!« Luftschiffahrt seine Luftschlösser. Ter Verfasser wartet aber in der Zeit nicht lange, sondern beginnt seinen 3'» Kapitel umfassenden Zukunftsroman bereits mit dem Jahre 1910. Die Koustrukteure der Luftschiffe werben sich also sehr beeilen müssen, wenn nach des Verfassers Annahme Schlachtluftschiffe sich am Kriege beteiligen sollen. Um einen allgemeinen Ueberblick zu geben, seien hier einige Kapitelüberschriften angeführt: „Sieg japanischer Luftschiffe am 14. März 1913, Xricgserklärmig Deutschlands <m die russische Republik am 19. April 1918, der Feind 3NNV m hoch nach Berlin, Bom-

bardement der Stadt Berlin durch die
«nl> und Süd. CXXI, 2«3.
Snwarowschen Luftschiffe, das deutsche
Weltreich von Berlin bis Bagdad, Sozial-
demokratie und Luftschiffahrt, vom Staat
bezahlte Streik« u. s. w." — Au« den
letzten beiden Ueberschriften dürfte zu er«
sehen sein, daß der Verfasser' nicht nur da«
rein politische Gebiet, sondern auch das Ge-
biet der Sozialpolitik iu den Kreis seiner
Betrachtungen gezogen und sich die Zukunft
nach seinen Ideen ausgemalt hat. X.
Friedrich Nietzsches Werle. Taschen.
Ausaabe. Band I/II. Leipzig, Ver-
lag C. G. Naumann.
Ueber die Propheten der modernen
Kultur eine Kritik zu schreibe», ist müßig.
Friedrich Nietzsche bat nicht nur seine Ge-
meinde; die seine große Kraft und seine
tiefe Kunst bewundern, mehren sich von Tag
zu Tag.
Und darum sei nur als höchstes Lob
dieser Taschenausgabe gesagt: es wird ihr
gelingen — vermöge ihrer vornehmen Aus-
stattung, ihrer fürsorglichen Auswahl und
nicht zu vergessen: durch den liebevollen und
verständnisinnigen Kommentar der Schwester
Nietzsches, Elisabeth Förster — den größten
Psychologen nud weisesten Philosophen des
XIX. Jahrhunderts populär zu machen.
Und dafür müssen wir der Verlagsbuch-
handlung, die diese billige Ausgabe ueran-
stllltete, Dank wissen. ^. N» liiert.
Tiefe Feuer. Ausgewählte Gedichte. Von
Paul Friedrich. Berlin, Gose und
Teylllff.
Im Verlage von Gose K Tetzlaff, Berlin,
hat Paul Friedrich, der sich schon früher
namentlich durch dramatisches nnd essayisti-
sches Schaffen einen guten Namen gemacht
hat, neuerdings einen Sammelband reifer
Lyrik unter dem Titel „Tiefe Feuer"
herausgegeben. Da feine Produktion volle
zehn Jahre umspannt, ist eine gewisse Un-
gleichwertigkeit der einzelnen Stücke selbst«
verständlich: in den gelungensten Partien
des Bück)«« aber, namentlich in den letzten
tief und stark empfundenen religiösen und
hymnische» freien Rhythmen, erhebt sich
Friedrichs Lyrik oft zu bedeutender Höhe
und zu den Wirkungen des großen Stils.
Wir haben es hier mit einer in unserni
oft IlllziUueichlichen und »weiblichen Zeit-
alter erfreulich männlichen und kraftvollen
Natnr zu tu», die aber dennoch von mo-
dernen Kämpfen, Problemen und Verfeine-
rungen berührt ist und nicht nirr, wie jeder
echte Dramatiker, latente und gebundene,
sondern auch ein tüchtiges Maß freiströmen-
der nnd packender Lyrik besitzt. Der größte

Vorzug des Buches ist, das, es eine Persönlichkeit- und Erlebnis-Einheit fühlen Iaht, statt in zusammenhanglose und lMwahre Stimmungen zu zerssattern. K. >V. ll.

Der Abt von Fiecht. Eine poetische Erzählung von Karl Domanig. Vierte und fünfte Auflage. Innsbruck, Wagnersche Universttäts-Buchhandluiig.

Die beiden Schutzheiligen der Kunst, Scliönheit und Wahrheit, Wirten durch Einfachheit und Natürlichkeit Wunder. Das bezeugt dieses Buch. Seine wiederholten Auflagen beweisen, daß in imsrcr raffinierten Zeit eine ungekünstelte, schlichte Erzählung noch viele Leser und Liebhaber findet. !<.

Rosen und Neben. Gedichte von Georg Brinkmann. Wellingholzhauseu i. Hau., G. Brinkmann.

Die lyrischen Gedichte enthalte!« manches Tiefempfundene, Anmutige und Ansprechende, die epischen zeigen Talent für die volkstümliche Erzählung. iV.

Die Vlotive au« dem «in» Richard Wagners. Lyrische Nachbichtimgen von Othmar und Erika Nheinsch. Wie« u. Leipzig, Gerlach K Wiedling.

Wagner gab sich m seinem Rma nicht mit kleinlichen Spielereien ab, gab nicht den Buchstaben, sondern den Geist jener gewaltigen altdeutschen Poesie wieder. Desl^lb erscheint jede lyrische Nachdichtung seiner Motive, sei sie auch noch so vollendet, überflüssig und matt. Musik wendet sich <m das Gemüt, spricht von Seele zu Seele, braucht nicht übersetzt zu werden. I>l.

Unter dem Halbmond. Von Knut Hamsun. Uebersetzt von Gertrud Ingeborg ,<ilett. München, Albert Langen.

Mau sollte meinen, es sei unmöafich, noch etwas Neues über Zonstantinopel zu schreiben. Irrtum, iinut Hamsun tat es. Und seine geistreichen und amüsanten Netrachtungen erzählt er so flott, in so leichter Form, wenn auch mit tiefem Verständnis für den Orient, daß man meint, nie etioas Reizvolleres über Land und Leute in der Türkei gelesen zu haben. Jede Meinung, z. N. die über den Wert des Nicht-Arbeitens, braucht mau ja nicht zn teilen. Im Gegenteil, durch den leisen Widerspruch, den das Büchlein »veckt, wird es noch anziehender. ! -

ÜKemellt ller

^nn» H,»n»u», M««o«in von 8«U!U»«N> ^»lnu«. 2» Ini-ein wiüHellKKliß«» loa«»» t»^e. Von ülenuore v, 1j«i»no»8U. veutzel!« «uuilsoll»» 3«, 7 »prii 1907), ^.tt»nU«!üei nncl NU1l«i v»»»n. Neo?>»-